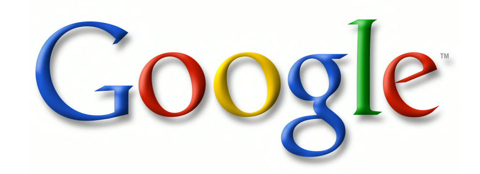
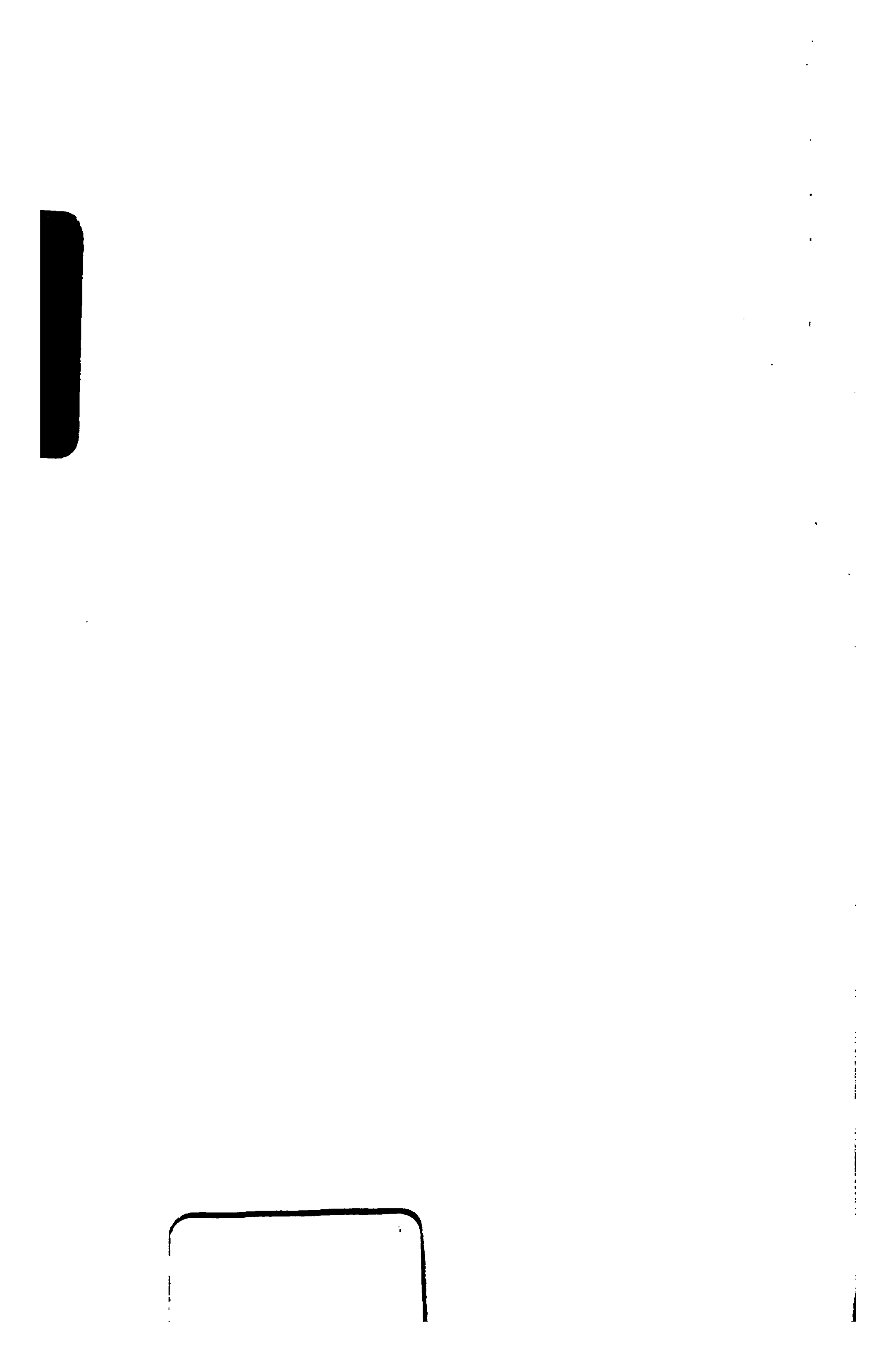
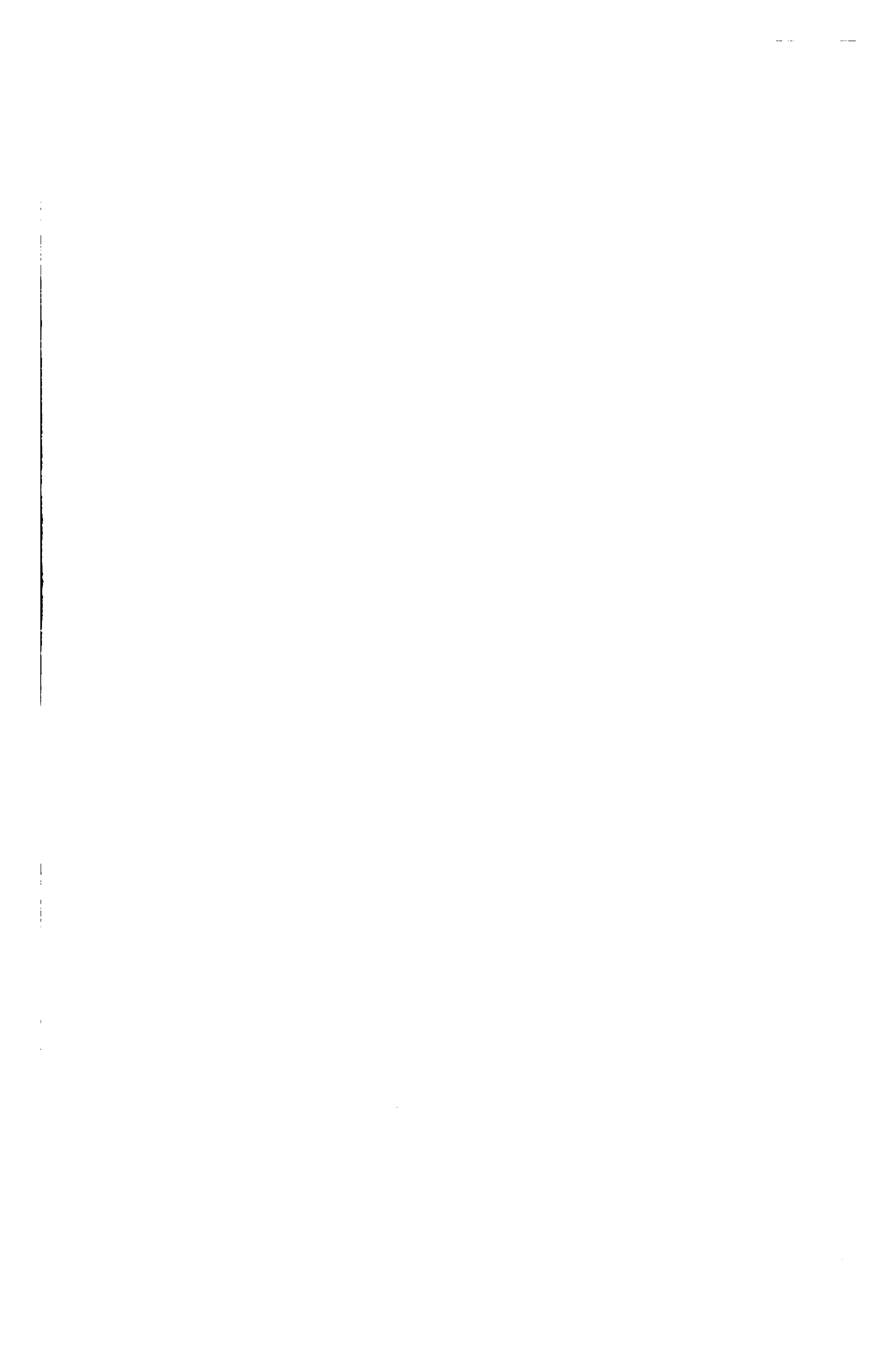


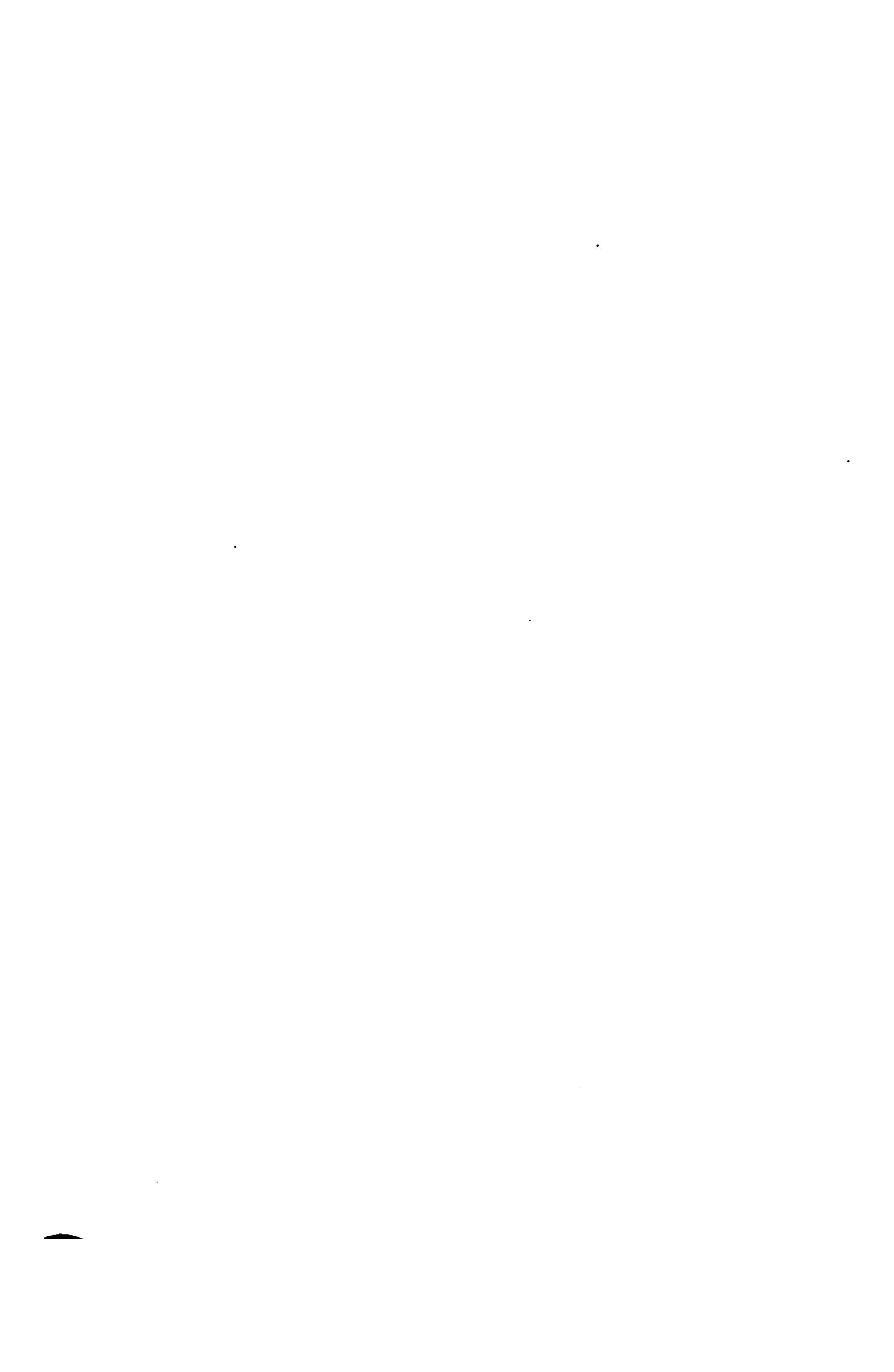


KAP

Biernotzki









Ein Farmer, welcher auf den Markt zieht.

Die
Länder und Völker
der Erde.

Geschildert

in

Reisen und Bildern

von

Karl Biernatzki.

Mit sechszehn colorirten Bildern.

Stuttgart.
Verlag von Schmidt & Spring.
1856.

Seite

IV. Mittel-Asien:

1. Die Sungarische Kirgisensteppe 162
2. Ausflug in das Hochgebirge des kleinen Altai 176

V. Vorder-Indien:

1. Im Mahrattenlande 190
2. Bombay 201
3. Wanderung durch Meisur 206
4. Trankebar, Pondichery, Madras 215
5. Ein Alligator-See 226
6. Calcutta und Umgegend 227
7. Der Adamspik auf Ceylon 238

VI. Hinter-Indien:

1. Der indische Archipel 245
2. Eine militairische Expedition nach Pegu 263
3. Ranguhn 272
4. Eine Flußreise auf Sumatra 278

VII. Nördliches Asien:

1. Kamtschatka 284
2. Sibirien 291

Afrika.

I. Nord-Afrika:

1. Ruinen von Karthago 304
2. Löwenjagden 310
3. Ein Tag in der Wüste 321
4. Nilfahrt von Alexandrien nach Wady Halfa 323
5. Unter den Kabylen 338
6. Die Trümmer des alten Ptolemais 348

II. Süd-Afrika:

1. Jagdausflüge in Süd-Afrika 354

III. Mittel-Afrika:

1. Die Gestade des Quorraflusses 380
2. Elmina 386
3. Reise durch das Land Adel 389

Amerika.

I. Nord-Amerika:

1. Von New-York nach dem Niagara-Fall 405
2. Dampfschifffahrt von Cincinnati nach St. Louis 420
3. St. Louis 425
4. Ein Abenteuer im Oregon-Bezirk 431
5. Von New-Orleans nach Galveston und Indianola 437

Seite

6. Milwaukee und Farmerleben in Wisconsin 444
7. New-Orleans 456
8. Durch Texas von Houston nach Neu-Braunfels 463
9. Hinterwäldler in Ost-Kentucky 472
10. Washington 493
11. Der Champlain- und George-See 498
12. Indianische Teufel und Bären 502

II. Mittel-Amerika:

1. Wanderung durch Mittel-Amerika 505
2. Der Pik von Orizava 519
3. Eine Pumajagd am Rio Bravo del Norte 524
4. Der Magnetberg auf St. Domingo 526

III. Süd-Amerika:

1. Drei Tage auf dem Orinocco 530
2. Die Kataracten des Corentyn 541
3. Das Cannkur-Gebirge 545
4. Ein brasilianischer Urwald 549
5. Einfahrt in den Surinam und Paramaribo 561
6. Reise über die Anden 566
7. Fahrt auf dem Coppename 577
8. Eine Fazenda in den Orgelbergen von Brasilien 582
9. Die Denkmäler der Muyscas 589
10. Reise durch das Quindiogebirge 594

Australien.

1. Der Vulkan Kilaü-Ea auf Hawaii 601
2. Fahrt von Melbourne nach Balarat 611
3. Von Melbourne nach Bendigo 615

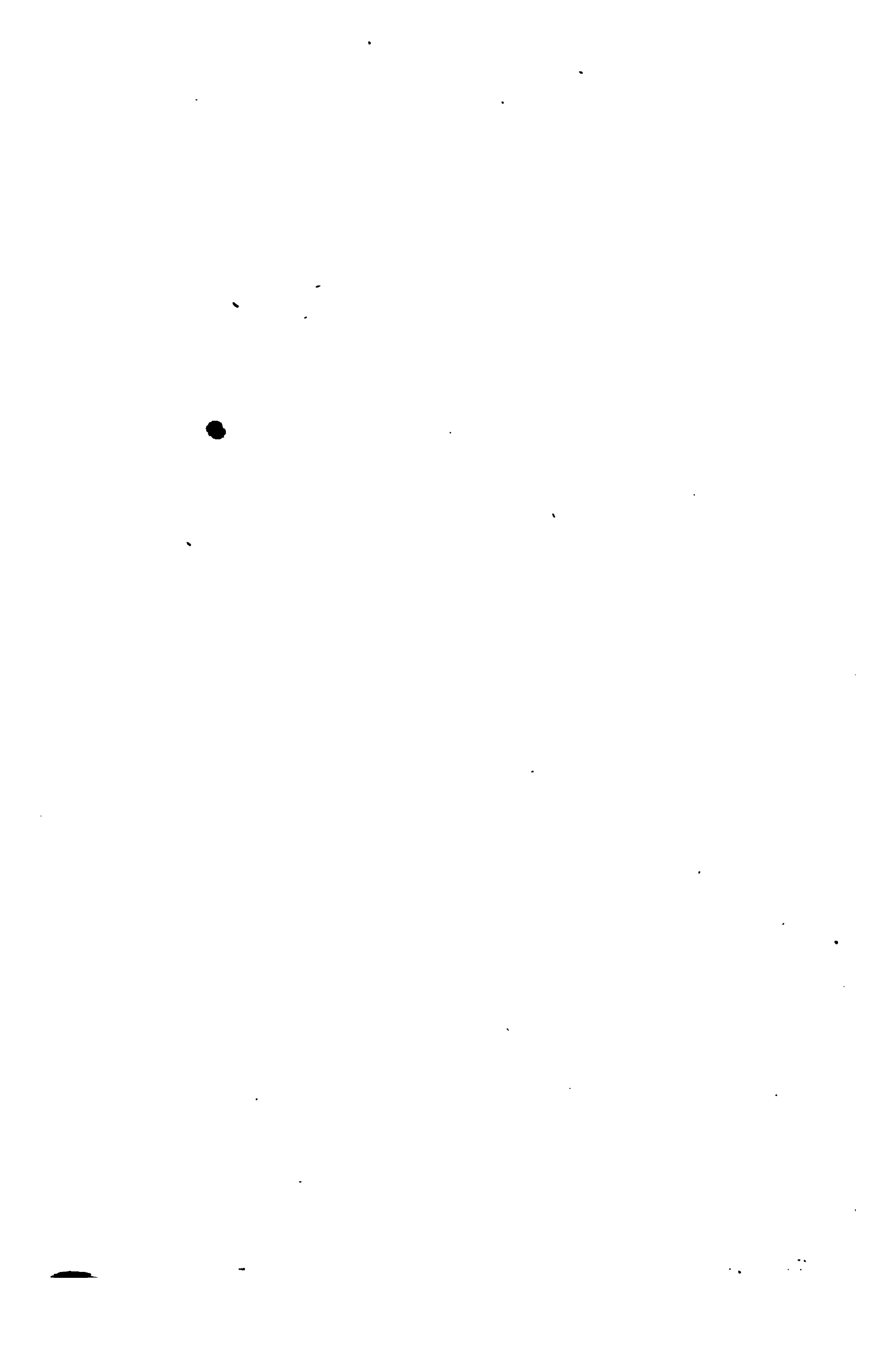
Europa.

1. Das Nordcap 624
2. Eine Reise nach Thellemarken 628
3. Ueber die Ostsee an Gothland vorüber nach Kronstadt 643
4. Danzig und seine Umgebungen 652
5. Abenteuer mit Wölfen im Bialowieser Walde 658
6. Die Bukowina und die Moldau 665
7. Bukarest und Giurgewo 676
8. Jagd in den Niederungen der Theiß 685
9. Fahrt durch die Johannisburger Wildniß in Masuren 691
10. Reise durch Ungarn 700
11. Auf der Donau und dem schwarzen Meere 714
12. Ein Besuch in Stambul 725
13. Kieff 745
14. Ein Ausflug von Görz nach Raibl in Kärnthen 762

Seite

15. Eine südliche Mondnacht 769
16. Aus den italienischen Alpen 774
17. Reise durch die Provinz Basilicata 779
18. Jagdstreifereien durch Korsika 791
19. Ein Zug mit der Häringsflotte 804
20. Mont-Dore und seine Umgebungen 813
21. Skizzen aus Spanien 824
    a. Wanderung durch die Alpujarras 824
    b. Spanische Hirten 826
    c. Die aragonischen Pyrenäen 829

Asien.



Asien ist nur ein Theil der alten Veste, aber er ist dem Raume nach der größte, er liegt gegen den Aufgang der Sonne, er verbindet die zwei andern Erdtheile, Europa und Afrika, zu einem gemeinsamen Ganzen, und zu seinem Innern führt alle Geschichte der Natur und der Menschen, wie alle Forschung über beide, als zu Einem gemeinsamen Stamme zurück, der aus unerforschten Zeiten hervorwuchs, dessen Wurzel in unergründete Tiefen hinabreicht.

Nach den geographischen Anschauungen der alten in Sanskrit geschriebenen Veda's und der ihre Glaubenssätze erläuternden Purana's wird das Festland von Asien unter dem Bilde einer Lotosblume oder Nymphäa gedacht, welche auf der Fläche des Oceans schwimmt. Vischnus, d. i. der Durchdringer, der schaffende und erhaltende Gott in der Indischen milderen Lehre, welche Wasser und Luft als die ersten Grundkräfte annahm, ist das Symbol des Sichtbaren im Raume. Er schläft auf dem Boden des Oceans oder auf der Schlange der Ewigkeit im Meere fluthend. Aus seinem Nabel entsprießt der Stiel der Lotos, deren Knospe den Zustand vor der Schöpfung bezeichnet, deren entfaltete Blume aber, als der Schauplatz der geschaffenen Erde und des Menschengeschlechtes, auf den Wassern sich wiegt. In der Mitte der Lotosblume, der Padma, der Erdwelt, erhebt sich der Fruchtknoten Meru genannt, das Hochland der Erde, umher stehen die Staubfäden und die Honiggefäße nach allen Seiten als die Spitzen der Hochgipfel und Gebirgsketten, von denen die Hauptströme der Erde fließen. Vier ausgebreitete größte Blumenblätter der Blumenkrone bezeichnen die vier Hauptländer der Erde nach den Weltgegenden; es sind die Dwipa's, Halbinseln, die halb oder doch größtentheils vom Meere umflossenen Länder. Gegen Süden heißt das Blatt Dschambu-Dwipa, d. i. Indien; ihm gegenüber liegen die nördlichen Kuru, die Nordländer, Sibirien; zu den beiden Seiten der Osten und der Westen. Zwischen diesen stehen je zwei und zwei äußere, gleichartig gestaltete nur schmalere Blumenblätter in gewissen Zwischenräumen als acht untergeordnete Dwipa's, Küstenländer oder Halbinseln, deren Namen die übrigen Landstriche: Pegu und Ava, Persien, Arabien u. s. w. zwischen jenen Haupterstreckungen bezeichnen. Die andern Blätter des Lotosgewächses, die abgesondert von der Blume auf der Oberfläche des Wassers umher schwimmen, sind die übrigen Länder oder Eilande des Oceans. Zur Zeit der Stürme und Meeresfluthen nimmt die Lotos nach den Lehrgedichten die Form eines Bootes mit dem Mastbaum an, um das Menschengeschlecht vor dem Untergange zu retten. Dies Boot, Argha, wird in den Hindu-Tempeln überall als das Symbol der rettenden Erde heilig verehrt.

In weiterer Ausführung lehren die Purana's, daß Meru, d. h. der Strahlende, die Mitte der Erde sei, und selbst wörtlich auch das Centrum, die Axe bezeichne. Dieser heilige Berg, der Olymp der Indier, der ebenso hoch empor, wie tief in die Erde hinabreicht, wird durch vielerlei Sagen verherrlicht. In der Mitte der Berge, so singt das Gedicht Mahabharata, stehe der runde Meru, der goldene Berg, wie die aufgehende Sonne leuchtend, rauchlosem Feuer gleich, an seiner Seite liegen die reinen Zufluchtsörter, wo die glücklichsten Menschen wohnen, die Gehänge, an denen die verschiedenen Stufen des Paradieses gedacht werden. Von ihm herab fließen die vier großen Weltströme. Im Süden und im Norden vom Meru streichen von Osten nach Westen je drei und drei Bergketten in gewissen Abständen und, wie es scheint, parallel von Ocean zu Ocean mit einander fort: gen Norden d[illegible] blaue, die weiße und die gipflige Bergkette, gen Süden die schneeige, die goldglänzende und die beste. Die schneeige ist der Himalah oder Himalaya, dahinter liegen die beiden andern Bergreihen, die eine mit goldglänzenden Gipfeln, die andere die beste, der schwer zugängliche erhabenste Sitz der Götter, des tausendäugigen Herrschers des Indra, des Mächtigen, der den Regen in Schauern herabsendet, der Bergspalter, der Donnergott, der seinen Bogen, sobald er die gewaltigen Blitzespfeile versendet hat, als Regenbogen den Sterblichen zeigt, der Belohner heiliger Werkthätigkeit. Es sind überhaupt die höchsten noch heute für besonders heilig gehaltenen und mühsam bepilgerten Höhen des schneereichsten Hochgebirgs, welche bei dem Gebirgsvolk „Kailasa", das Paradies Siva's oder die Versammlung der Götter überhaupt heißen, um die erhabenste Gruppe der Alpensennen und hinter den unzugänglichsten Quellen der Ganges- und Indusströme. Zu diesem Kailasa hinauf durch die Lüfte in langen Reihen ziehen die geweihten Alpen-Schwäne, weil dort die reinen Ströme sind, in denen die Götter baden, wo Rama's heiliger Fußtritt verehrt wird. Die Kailasa-Höhen vor allen glänzen im hellsten Schimmer wie Spiegel, ein göttlicher Anblick, und weithin leuchten seine Gipfel, weißen Lotosblumen gleich, über die fernen Reiche der Erde, als ein Lächeln Siva's oder Mahadeva's, des großen Gottes: Ein erhabenes Bild vom prachtvollen Glühen und Glänzen weitleuchtender Schneeketten!

Wir betreten jetzt an der Hand kundiger Führer diesen Erdtheil, um uns sowohl inmitten seiner mächtigen himmelan strebenden Bergketten, wie in den feuchten fruchtbaren Niederungen seiner gewaltigen Ströme, auf seinen weidereichen Steppen und öden hochgelegenen Wüsteneien, auf seinen beiden, unter dem Gluthhimmel der Tropen gelegenen indischen Halbinseln und in der einsamen winterlichen Ebene Sibiriens umzusehen.

I. Der Himalaya.

1. Jagdzug an den südlichen Vorstufen des Himalaya.

Um einen Ausflug nach den Himalaya's zu machen, die von Delhi nur noch 150 engl. Meilen entfernt sind, verließ ich diese Stadt am 1. Februar Abends. Ich hatte eine unangenehme Reise, rauhes Wetter und heftigen Regen, den meine armen Träger kalt genug gefunden haben mögen, und erreichte etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang Meerut. Ich gedachte nicht an diesem Orte, der nichts ist als eine völlig europäische Militairstation, mich länger als nöthig aufzuhalten, aber man händigte mir eine Note ein des Inhalts, daß der Postmeister von Delhi mich sogleich nicht befördern könne und daß ich hier einen Tag bleiben müsse, auf Gefahr unterwegs liegen zu bleiben. Zum Glück hatte ich einen Brief für Capitain Little, einen Offizier in dem hier stehenden Garde-Uhlanen-Regiment, nach dessen Haus ich mich daher tragen ließ. Der Capitain schlief noch, ich ließ also meinen Palankin unter die Verandah setzen und that ein Gleiches, bis der Tag anbrach. Die Gastfreundschaft eines Anglo-Indiers wird so oft auf diese und auf härtere Proben gestellt, daß mein Einbruch als etwas ganz Natürliches kaum erwähnt wurde. Das erste Wort des Capitains war die Ankündigung, er müsse zu einer Revue und die Frage, ob ich ihn begleiten wolle. Ich sagte zu und eine Viertelstunde darauf vergaß ich auf einem muthigen Cavalleriepferde die Unbequemlichkeiten der vergangenen Nacht. Der Regen hatte den staubigen Exercierplatz etwas begossen, und da das Wetter sich gut anließ, so war es ein herrlicher Morgen für den Zweck. Wir sahen das neunte Uhlanen-Regiment, welches ein europäisches, nach Indien nur temporär verlegtes ist, ein Sepoy-Cavallerie-Regiment, eine Batterie reitender Artillerie und eine Abtheilung irregulärer Cavallerie, letztere eine Art Miliz, deren malerische Erscheinung mich Laien am meisten fesselte. Kaum aber hatten die Evolutionen begonnen, als ein durchdringender Regen, kalt und widerwärtig zu fallen begann und Alles heimtrieb. Nachdem ich den Tag im Verkehr mit meinem Wirthe und mehreren andern Offizieren hingebracht hatte, bestieg ich schon vor Mitternacht wieder meinen Palankin, denn ich benützte fortwährend mit Vorliebe die Nächte zu einer Reiseart, die mich ganz und gar nicht angriff. Beim Erwachen am nächsten Morgen fand ich das Thermometer auf dem Gefrierpunkt, reiste aber diesen ganzen Tag in der Ebene entlang, ohne die ersehnten Himalaya's, deren Kälte ich zu spüren hatte, zu Gesicht zu bekommen. Doch zeigten sich schon die Spuren des nahen Gebirgs in der größeren Frische der Vegetation. Am 4. Morgens endlich erwachte ich im Angesicht einer mächtigen schneebedeckten Bergkette, die wohl ein Drittheil des Horizontes vor mir umfaßte. Es war dies eine mit der Hauptkette parallel laufende Bergreihe, welche nur in dieser Jahreszeit beschneit ist, die höchste Reihe blieb mir noch verborgen. Bald erreichte ich die äußersten Ausläufer des Gebirgs, grüne Hügel von kiesigen Flußbetten durchschnitten, in denen die armen Träger nur mühsame und langweilige Fort-

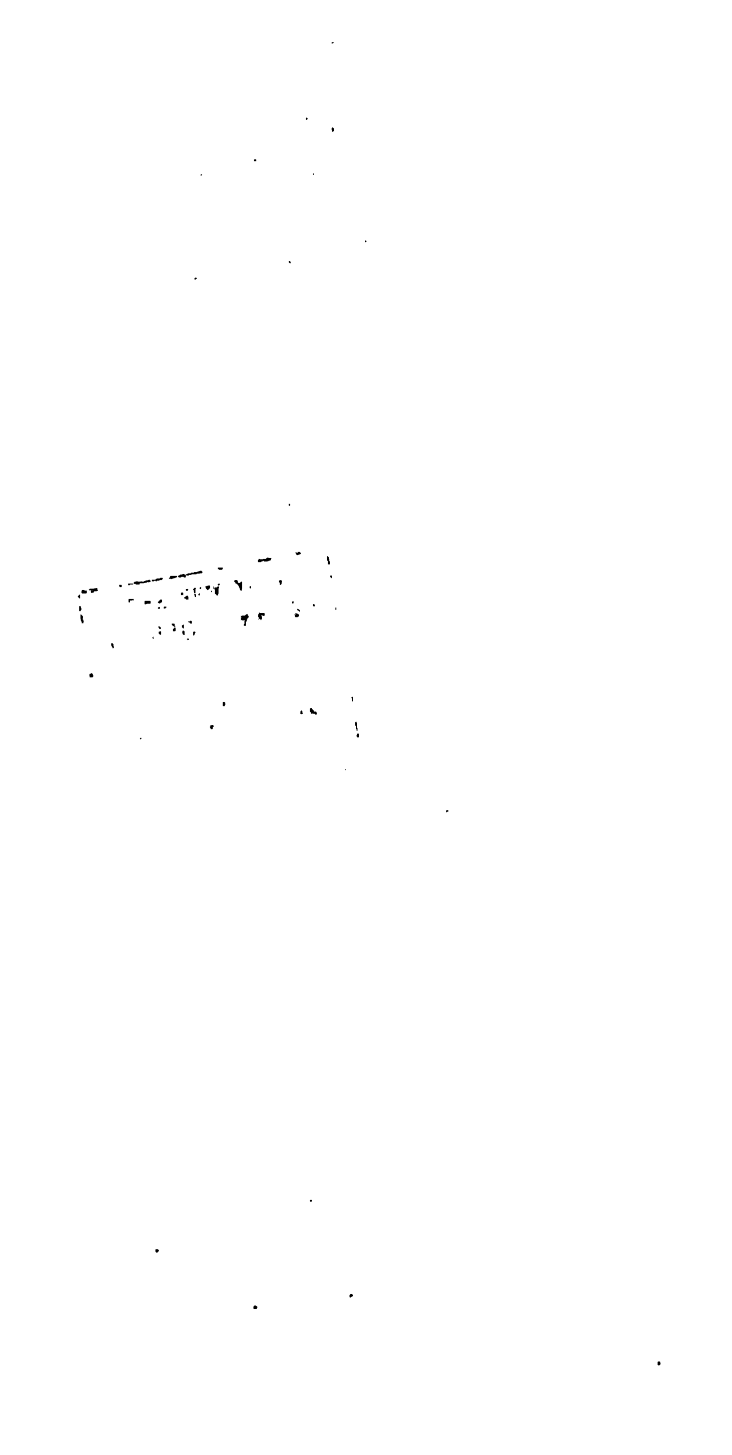
schritte machten, weiterhin einen steilen geschlängelten Bergweg, von zahlreichen Ochsengespannen, welche die Bedürfnisse der Bergbewohner transportiren, belebt; manchmal waren es wohl zehn Stück Vieh an einem Wagen. Andere Gespanne zogen Schleifen auf Baumästen. Der Weg war sehr steil, so daß ich vorzog zu Fuße zu gehen. Hat man die höchste Stelle des Weges erreicht, so zeigt sich eine entzückende Aussicht auf die etwa 25 engl. Meilen entfernte Kette der Himalaya's, unmittelbar vor dem Beschauer aber eine weite Ebene, unabsehbar lang und die Breite zwischen der eben überschrittenen Hügelreihe, der Sevalik-Kette, und der mittelsten Kette ausfüllend. Es ist diese Ebene das berühmte Dhera Doon, Thal oder eigentlich Hochebene von Dhera. Endlich ist das Auge von dem Anblick der verdorrten indischen Ebene erlöst, es ist ein grüner Teppich, völlig bebaut, mit vielen weithin glänzenden Bungalow's übersäet. Der Hauptort Dhera ist ein hübsches Städtchen, welches neben dem von Hindu's bewohnten Theile eine große Anzahl europäischer Häuser und Gärten besitzt. Als Winteraufenthalt der Europäer, welche höher in den Bergen wohnen und als bleibender Wohnsitz vieler Andern, die ihr Leben in Indien und doch in einem gemäßigten Klima beschließen möchten, ist es sehr gesucht. Es ist ein kleines Paradies mit allen Vorzügen des tropischen ewigen Frühlings, ohne dessen Nachtheile und umgeben von einer unendlich großartigen Natur. Kaum zwei Stunden von dem Hochgebirge hat Dhera noch Bananen und Bambus, sowie Mango. Die letzte Palme sah ich auf den Sevalik-Bergen, welche diese Hochebene begrenzen.

Rajpore, zwei Stunden weiter, liegt direct am Fuß des Gebirges und hatte in diesem besonders herben Winter Schneefall gehabt, doch war selbst anfangs Februar die Vegetation noch sehr reich und frisch. In dem kleinen Wirthshause, das jetzt Feiertage hielt, übernachtete ich, um am nächsten Morgen den Ritt nach Missoorin hinauf zu machen. Rajpore ist schon 2000 Fuß hoch, der höchste Punkt der beiden verschmolzenen Orte Missoorin und Landour aber an 7500 Fuß; mithin lag ein steiler Weg vor mir. Auf der ersten Hälfte desselben ging es jedoch mit meinem kleinen Bergpferde rasch vorwärts, und ich hatte schon eine ansehnliche Höhe erreicht, ehe ich mich vom Schnee aufgehalten fand. Dieser begann erst auf der Nordseite der Hügel, um welche herum sich der Weg wand, später fand ich Alles schneebedeckt. Zuletzt watete das arme Pferd knietief im Schnee, und da zeigten sich auch schon die zerstreuten Hütten des Ortes. Jedermann will hier ein Haus auf einem Berggipfelchen für sich haben, und somit ist der Ort von etwa hundert Häuschen mehrere Stunden weit zerstreut. Jetzt war Alles verlassen, nur im Sommer sind die einzelnen Wohnungen eifrig gesucht. Mit Mühe erfragte ich den Weg nach der Behausung des Arztes der Station, Dr. Butler, für den ich einen Empfehlungsbrief mitbrachte und der mich mit aller indischen Gastfreundschaft empfing und beherbergte.

Nur der Wunsch, auch in der höchsten Gebirgskette des alten Continents eine leidliche Höhe erklimmt zu haben, hatte mich überhaupt zu dieser Expedition veranlaßt. Um diesen Zweck nun so vollständig als möglich zu erreichen, beschloß ich trotz dem tiefen Schnee wenigstens auf dieser Mittelkette so hoch zu gelangen, wie ich nur konnte. Dr. Butler, der mich freundlichst begleiten wollte, sorgte für ein paar Pferde und wir zogen aus bei herrlichem Sonnen-



Ritt nach Mussorie.



schein, der indessen dem Schnee nichts anhaben konnte. Kaum einige hundert Schritte vorgerückt fanden wir die Schneemassen so tief, daß die armen Pferde nicht weiter konnten, wir ergaben uns also darein, eine Partie zu Fuß zu machen und wateten volle zwei Stunden, ehe wir den höchsten Punkt von Landour erreichten, im Schnee fort. Kälte hatte ich auch in den Cordilleren zur Genüge genossen, aber diese Schneepartie, obwohl sie recht beschwerlich war, erfüllte mich mit wahrem Entzücken und die reine kalte Luft that mir, nach der Erschlaffung in der heißen Zone, unendlich wohl. Hier oben, 7500 Fuß über dem Meere, liegt ein Hospital für europäische Soldaten, die das indische Klima nicht ertragen können, und von hier aus übersahen wir das Ganze. Wir standen am östlichen Ende eines Bergrückens, welcher die Zinne der ganzen Hügelmasse bildet; von diesem Rücken zweigen sich die niedern Höhen in einem eigenthümlichen Gewirr von Hügeln und engen Schluchten ab und jeder Gipfel ist mit einem Häuschen gekrönt. Der Schnee in den Schluchten lag tief und bedeckte mit einer ununterbrochenen Lage das Ganze, nur die Bäume, immergrünes Laubholz, ragten hervor und gaben dem Bilde der Landschaft eine ganz eigenthümliche Abwechslung. Unterhalb dieser schneebedeckten Hügel und an 5000 Fuß tiefer, obgleich scheinbar in geringer Entfernung, breitet sich das herrliche Dhera Dhoon aus, mit seinen grünen Fluren, silberglänzenden Bächen und Kanälen und seinen Ortschaften. Es ist ein Blick in ein gelobtes Land mit ewigem Frühling aus der schneeigen Umgebung heraus, eine Aussicht von so neuer und anziehender Art, daß ich mich für den Ausflug reichlich belohnt erklären mußte. Die vorderste Kette, das Sevalik-Gebirge, begrenzt den Horizont und das Plateau, und zur Linken bezeichnete man mir den Durchbruch des Ganges in die große indische Ebene. Dort liegt der berühmte Wallfahrtsort Hurdwar. Man sieht den ganzen Lauf des heiligen Stroms durch die Hochebene, und er strömt nur wenige Stunden von Landour aus dem Hochgebirge als ein wilder Gießbach, dessen Bett, jetzt fast leer, ein breites Band von Steingerölle ist, das er in der Zeit des schmelzenden Schnees mit sich führt. Seine Quelle ist am Gangootri, einem mächtigen Pik von 21,000 Fuß, und westlich vom Jumnootri, der bis zu 25,000 Fuß ansteigt, entspringt der Schwesterfluß der Jumna, welche an der Quelle wie in ihrem ganzen Laufe dem Ganges nahe, bei Allahabad sich mit letzterem vereinigt. Diese majestätischen Gipfel zieren die große mit ewigem Schnee bedeckte Hauptkette der Himalaya's, welche man hier erblickt, sobald man sich von der reizenden Aussicht in's Dhera Dhoon zurückwendet. Von der Mittelkette ist die Hauptbergreihe noch etwa fünfzig engl. Meilen entfernt, eine andere niedrigere Kette legt sich noch dazwischen, kein Thal füllt den Zwischenraum, sondern ein Netz von Schluchten und eng verzweigten Bergrücken, wie unterhalb am Gebirge.

Zum Rückwege nach Rajpore wählte ich statt eines Pferdes, das auf dem steilen Weg bergab mir schlechte Dienste geleistet haben würde, einen Tragsessel oder Jampaum, den vier Leute sehr rasch und sicher den Berg hinab trugen. Es sind Puharrins, Hochländer, welche diesen Strich Indiens bewohnen und einen Uebergang zu den nahe wohnenden Tataren bilden. Ihre Gesichtszüge sind weniger regelmäßig, ihre Statur untersetzt, die Hautfarbe mehr lederartig als wie bei den Hindu's und glänzend braun. Sie sind rüstige brave Menschen, auf welche man das günstige Vorurtheil für alle

Bergbewohner zu erstrecken pflegt. In Rajpore fand ich meinen Palankin wieder, reiste die Nacht durch und traf am nächsten Morgen in Seharumpore ein.

Hier stand gerade das Lager des Oberbefehlshabers der anglo-indischen Armee Lord Gough. Ich wünschte sehr, dem alten Helden meine Verehrung zu bezeigen, erfuhr aber mit Bedauern, daß er mit zahlreicher Begleitung auf eine Tigerjagd ausgezogen sei. Doch erhielt ich eine Einladung, der Jagdpartie mich anzuschließen, und schon am nächsten Tage früh Morgens befand ich mich auf dem Wege nach Kerie, wo die Jagdgesellschaft übernachtet hatte. Der Ort war 18 englische Meilen entfernt, und schon in der Nacht hatten meine Freunde mir ein Relais von Reitpferden gelegt. Durch diese Begünstigung war ich im Stande, die Strecke in 1¾ Stunden zurückzulegen, ein ziemlich starker Morgenritt, der mir aber durch die Trefflichkeit der Pferde großes Vergnügen bereitete. Namentlich zeichnete sich das zweite aus, denn kaum hatte ich es bestiegen, so fühlte ich, wie wenig deutsche Reitkunst hier am Orte sei. Ich ließ es daher getrost weit ausgreifen und bewunderte seine prächtige Gangart, wie es in langsamem aber gestrecktem Galopp das Hauptstück meines Weges, 10 englische Meilen, in unverändert gleichem Tempo zurücklegte. Ein kleiner Pony brachte mich dann an das Ziel, welches ich noch vor dem Frühstück der Gesellschaft erreichte.

Wäre es auch nicht um das königliche Vergnügen der Tigerjagd gewesen, so gewährte schon das Lager unserer Partie und das Nomadenleben, welches ich auf zehn Tage zu theilen gekommen war, ein außerordentliches Interesse. Die Gesellschaft bestand aus acht Jägern, Lord Gough, seinen drei Adjutanten, zwei höheren Civilbeamten aus Seharumpore, einem geistlichen Herrn und meiner Wenigkeit, deren Jeder ein Zelt für sich hatte. Oben an stand das Gesellschaftszelt, daneben das zur eignen Benutzung des Oberbefehlshabers und die sieben Zelte der Uebrigen in einer weiten doppelten Reihe davor. Mit größter Artigkeit hatte man mir ein Zelt abgetreten, es mit dem nöthigen Bedarf ausgestattet, und nichts fehlte mir zu einer behaglichen Wohnung. Hinter den Zeltreihen der Sahibs aber war ein Gewirr von kleineren Zelten, Militairposten, Kochplätzen der Eingebornen, der Stand für fünfzig Elephanten, zwanzig Kameele, Pferde und Hunde. Drei- bis vierhundert Eingeborne jeden Ranges, von dem wohlgenährten Beamten des Kriegsdepartements an, der die zum Troß des Heeres gehörigen Elephanten unter sich hatte, bis zum letzten Diener herab, bildeten unser Gefolge, und so zahlreich bedient vermißten wir keine Bequemlichkeit. Um 7 Uhr stand man auf, zog sich gemächlich an und spazierte dann im Freien. Gewöhnlich hatte ich meinen Spaß an der Menge der Eingebornen, welche an jedem unserer Haltpunkte sich um die Zelte der beiden Civilbeamten schaarten, theils um ihre Ehrerbietung zu bezeigen, theils um die Gerechtigkeit anzurufen oder wohl gar deren Schwere auf schuldigem Haupte zu empfinden. Namentlich ward an einem Morgen eine ganze Bande Spitzbuben mit einer erklecklichen Anzahl Zuchthausstrafe so ganz im Vorbeigehen bedroht. Lord Gough, der auch die Morgenstunden benutzte, seine Depeschen zu beantworten, pflegte gegen 9 Uhr zu erscheinen. Dann ging es zum Frühstück, das in dem großen Zelt in tadellosem Stil aufgetischt war. Darauf wurden die Elephanten bestiegen, und noch hatten wir dem Lager nicht den Rücken gedreht, als in

unglaublicher Schnelle die Zelte abgebrochen und auf Kameele und Elephanten gelegt wurden, und der ganze Troß ging auf geradem Wege vorwärts, um die Zeltstadt für den Abend, etwa 10 — 15 englische Meilen weiter, aufzuschlagen. Hatten wir nun die ganze Gegend kreuz und quer den Tag über durchstreift, so zogen wir mit Sonnenuntergang nach dem neu aufgeschlagenen Lager, meist in der Nähe eines Ortes, oft in tiefer Wildniß, und hier fanden wir genau dieselbe kleine Stadt mit derselben Ordnung der Zelte wieder, und nicht nur eines Jeden Wohnung, sondern jeden Stuhl, ja jede Haarbürste genau auf demselben Platze, an dem wir am Morgen Alles verlassen hatten. Man zog sich zum Essen an, und selbst in der Wildniß ist, da die weiße Jacke durch das Wetter nicht legitimirt war, der Frack unerläßlich am englischen Tische. Es folgte ein vollständiges Diner an einer Tafel, der weder die Zierde reichen Silbergeschirres noch sonst etwas fehlte, was zur vollständigen Besetzung gehört, und unter Gesprächen, für welche die Erlebnisse des Tages reichlichen Stoff lieferten, saßen wir meist so lange beisammen, bis Einem nach dem Andern die Augen zufielen. Wenige werden nach einer acht- bis neunstündigen Jagd auf dem Rücken eines Elephanten sich über Schlaflosigkeit beklagen.

In dem tiefen sumpfigen Dickicht ist es ein nutzloses Unternehmen, zu Fuß oder zu Pferd vorzubringen; daher wird der Elephant gewählt und zum Zwecke dieser Jagd hat man Howdah's von schlichtem Holz mit spanischem Rohr geflochten, in denen ein bequemer Sitz, eine förmliche Schießkanzel für den Jäger, dahinter ein kleiner für den Diener befindlich ist, welcher die Gewehre, deren man zwei bis drei führt, ladet. Das Ganze ruht auf einem Kissen, so dick und schwer wie eine tüchtige Matratze, und ist mit Ketten und Stricken gut befestigt. Man klettert während der Elephant niederkniet, an den Stricken hinauf; ist das geschehen, setzt Alles sich in Bewegung. Unser Zug, selten oder nie an Größe übertroffen, bestand aus vierzig Elephanten, davon acht für eben so viele Jäger, die übrigen zum Treiben, jeder dieser letzteren mit einem jener großen Polster gesattelt und von zwei bis drei Eingebornen besetzt. Auf dem Halse sitzt der Mahout, der sich mit seinem Thiere völlig versteht und es mit Zeichen, Worten, Liebkosungen und Drohungen lenkt. Unsere Jagd währte zehn Tage und umfaßte einen großen Strich Landes unterhalb des Sevalik-Gebirges, von Seharumpore bis zum Ganges, ja noch über denselben hinaus. Die herrlichen Himalaya's, in ihren drei Reihen bis zu den äußersten schneebedeckten Gipfeln immer vor uns, durchstreiften wir die unbebauten Strecken, welche diesem Landstrich eigen sind: einzelne Waldpartien, meist aber ausgedehnte Steppen und Sümpfe, die mit Schilf und Gras bedeckt waren, oft 15 — 20 Fuß hoch, so daß die Elephanten in den Schilfblättern fast verschwanden, während die langen Blüthenstengel bis zu jener Höhe über unsere Köpfe hinwegragten. Wir drangen in einer langen Schlachtordnung von vierzig Elephanten Breite vor, so daß zwar die Jäger gleichmäßig vertheilt waren, und zahlloses Wild aller Art aufgetrieben wurde, aber nur für eines hielten wir unsere Gewehre gespannt. Es ist einer der größten Reize dieser Jagd, daß jedes Rascheln im Grase vielleicht nur ein Kaninchen, vielleicht aber auch einen Tiger verkündigt. Gleich am ersten Tage erspähte Mr. Harvey, unser bester Schütze, der schon dem Tod von hundert Tigern beigewohnt hatte, einen Tiger, der

im Schilfe sorglos ruhte, und verwundete ihn durch einen Schuß. Seiner Art nach wandte er sich sofort gegen den Angreifer, und während dieser seinem Nachbar Lord Gough zurief, sich zu nähern, hatte der Tiger schon, durch das Dickicht gedeckt, mit einem raschen unbemerkten Sprung den Elephanten erreicht und hing an dessen Rüssel, ehe der Schütze es gewahr wurde. Das unvergleichliche Thier stand unbeweglich und machte es dem Jäger möglich, über das Geländer der Howdah sich lehnend, dem Tiger aus aller Nähe einen sichern Schuß beizubringen, worauf er sofort losließ und zu Boden fiel. Ein Schuß des alten Lord brachte ihn wieder auf und er war im Begriff, sich auf diesen neuen Feind zu stürzen, als einer der Troß-Elephanten aus der Reihe wich und der Tiger, den Vortheil erspähend und ohnehin schon schwer verwundet, durch diese Lücke zu entkommen suchte. Wir alle ihm nach und in wenig Augenblicken lag das Thier am Fuße eines Baumes todt hingestreckt. Alles stieg unter großem Jubel ab, und es fand sich, daß es ein schöner ausgewachsener Königstiger war, von 9 Fuß 9 Zoll Länge, der ohne den Schwanz 6 Fuß 3 Zoll maß. Nicht wenig Mühe kostete es, unsere stolze Beute auf einen der Pack-Elephanten zu binden, denn die Elephanten waren ebenso aufgeregt wie die ganze Jagdgesellschaft, und sträubten sich sehr einen Feind aufzunehmen, der ihnen immer noch furchtbar erschien. Nicht hundert Schritt von dem Platze, wo wir diesen Tiger auftrieben, fanden wir Leute, welche uns versicherten, es sei weit und breit kein Tiger in der Gegend; vielleicht lauerte der, den wir getödtet hatten, auf diese armen Menschen, die sich Gras schnitten.

Es wimmelte, wie gesagt, von Wild in diesen Steppen: Leoparden, Hyänen, Säue, Hirsche, Rehe, Affen, Pfaue, Paraquits bis zu den Hasen, Schnepfen, Rebhühnern und wilden Hühnern herab. Ein wilder Hahn von prächtigem Gefieder lief unbesorgt vor mir her, aber es war gerade ein Ort, wo man Tiger zu finden hoffte, und das strengste Verbot war gegen unzeitiges Schießen gerichtet. Der Leopard ist flüchtig und greift selten den Elephanten an, weshalb er nicht häufig erlegt wird. Er ist der Schrecken der Rehe und kleineren Thiere und wird, wenn er etwa auf einen Baum geklettert ist, von Affen und Krähen mit wüthendem Geschrei und Geschnatter verfolgt.

An diesem wie an den folgenden Tagen gewährte es eine angenehme Unterbrechung, an irgend einem romantischen Orte der Wildniß sich eine kurze Ruhe zu gönnen und etwas kalte Küche zu verzehren. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß ein Baum uns an einem sonst sehr hübschen Plätzchen im Wege stand. Ein Elephant wurde geholt und durch Schmeichelworte aufgefordert, ihn umzureißen. Der Baum war voll 1 Fuß dick und von sehr zähem Holze. Nachdem das Thier einige unbequeme Nebenäste von der Dicke eines Schenkels mit dem Rüssel abgebrochen hatte, lehnte es sich mit der Stirn gegen den Stamm und preßte ihn mit aller Macht und Schwere vorwärts, aber es wollte nicht gehen. Bald sah es sein Versehen ein, lehnte sich einige Fuß höher an und sehr bald war der Baum gefällt, wofür der Elephant gute Worte und etwas Zwieback erhielt. Auch beim Reiten durch den Wald ist diese Geschicklichkeit und Willigkeit von großem Nutzen, indem er Aeste und Bäume, welche im Wege sind, sorgfältig wegbricht, sobald sein Mahout ihn darauf aufmerksam macht.

Auch durch größere Orte kamen wir bisweilen, und an einem derselben sahen wir die Eingebornen der vornehmeren Klasse in ihren Festkleidern schaarenweise herbeiströmen, um den Oberbefehlshaber zu begrüßen. Alle schrieen und deklamirten mit lauter Stimme eine Anrede oder Lobrede auf den alten Kriegshelden, wer weiß, ob es nicht der ganzen Gesellschaft galt, daher wir sehr stolz vorüber zogen.

Am 14. war ein Sonntag, und wir rasteten nicht nur, sondern vernachlässigten auch, nach gewissenhafter englischer Sitte, die Pflicht nicht, einen Gottesdienst im großen Zelte zu halten.

Es gelang uns, noch mehrere Tiger zu erlegen, ein Leopard aber entging uns, wir hatten nur Muße, seine schlanken flüchtigen Bewegungen zu bewundern. Nachdem wir aus dem Tigerbezirk heraus waren, wurde noch ein Versuch gemacht, eine lange schwere Kette durch zwei Elephanten über einen unzugänglichen Sumpf wegziehen zu lassen. Aber das Wetter war zu kalt und naß, der Tiger liebt es dann nicht, im Morast zu liegen, sowie überhaupt die heiße Jahreszeit, April und Mai, weit günstiger für die Jagd auf dieses Raubthier sind. Desto verderblicher sind dann die Sonnenstrahlen, welche jetzt schon stark genug waren, um Mohren aus uns zu machen. Da wir nun das lästige Verbot, auf anderes Wild zu feuern, aufheben konnten, so war die letzte Zeit doch noch sehr unterhaltend. Zweierlei Rothwild und Säue wurden in ganzen Rudeln alle Augenblicke aufgetrieben und waren gar nicht scheu. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß wir jede dieser Thiergattungen zu Tausenden gesehen haben. Dieses Wild ist nebst den Heerden, die in jenen Gegenden weiden, des Tigers regelmäßige Nahrung, doch soll der Eber ihn mit Erfolg bekämpfen, und ich habe in Hurdwar selbst die Freskodarstellung eines solchen Kampfes gesehen. Fast ebenso zahlreich waren die Flüge wilder Pfauen, sie gewährten einen außerordentlich schönen Anblick. Wie Fasanen streichen sie sehr schnell durch die Luft, aber es kostete ihnen viele Mühe sich zu erheben, und so sind sie selbst mit der Kugel kein sehr schwieriger Schuß. Es ist derselbe Pfau, den wir in Europa allgemein kennen, ein anderer als der javanische.

Am letzten Tage stürzte ich mit dem Elephanten, ein Abenteuer, von dem sich nur sagen läßt, daß wer hoch steigt, tief fällt. Da ich mit einigen blauen Flecken sehr gnädig davon kam, so war es nur eine neue Würze des abenteuerlichen Jagdzuges, auf dem ich Gelegenheit gehabt hatte, die ungeheuren Wildnisse im weiten Thale des heiligen Ganges gründlich kennen zu lernen.

---

2. Wanderung durch die Bergwildniß des West-Himalaya.

Der Haupttheil unseres Gepäcks wurde von Männern getragen, aber unsere Gesellschaft war so groß, daß es nicht leicht war, Träger für den nothwendigen Bedarf von Lebensmitteln während einer Reise von der Dauer einer Woche durch eine unbewohnte Gegend zu erhalten. Ein bunter Haufe Pferde, Esel und Büffel bildete deshalb einen Theil unseres Zuges, der uns in die Gegend zwischen dem Piti und dem Oberlauf des Indus (zwischen

31 und 32° N.Br.) begleiten sollte. (Der Verf. war bei Simla das Thal des Sutlej hinaufgestiegen und wandte sich jetzt westlich zum Piti-Fluß, dann östlich zum Hanle-Fluß, der in den Indus mündet.) Drei Meilen nordwestlich von unserem Lagerplatze, dem Dorfe Ramprig gegenüber, verließen wir den Piti am Morgen des 5. Septembers und stiegen in dem Thal eines bedeutenden Flusses aufwärts, der sich hier mit jenem Hauptstrom vereinigt. Die Ebene angeschwemmten Landes, auf der wir bisher fortgezogen waren, setzte sich auch noch in diesem Nebenthale fort und war mit großen Stücken zersprengten Gesteins bestreut. Ein kleines Dorf Ki und ein großes Kloster, welches auf einem sonderbar kegelförmig gestalteten, ganz einsam stehenden Hügel gelegen war, blieben uns zur rechten Hand. Bald hernach ward der Weg steil, die östlich des Flusses liegende Bergreihe jäh und abschüssig, und das Thal des Piti verschwand gänzlich aus unsern Augen, als wir mitten in der Bergeinsamkeit immer höher stiegen. Unser Pfad war steinigt und unfruchtbar, fast nirgends eine Pflanze. Endlich erreichten wir das Dorf Kibar, wo wir in einem engen, an allen Seiten von hohen Bergen umgebenen Thale, in einer Höhe von 13,800 Fuß, übernachteten.

Kibar ist ein ansehnliches Dorf, alle Häuser sind aus Stein, statt aus Thon oder ungebrannten Ziegeln, wie wir sie im Piti-Thal fanden, gebaut. Es liegt auf dem Gipfel eines Kalkfelsens, am rechten Flußufer. Unsere Zelte standen auf einem kleinen Rasen am anderen Ufer, zwischen ihnen und dem Dorf gähnte eine tiefe Schlucht. Diese passirten wir am Morgen des 6. Septembers, stiegen dann den Abhang des Berges oberhalb des Dorfes hinauf, wo wir noch 300 Fuß höher den Boden angebaut fanden. Ein Feld war mit Gerste dicht besäet, die hier zwar reif geworden, aber sehr dünne und kleine Aehren zeigte. Weiter ging es den Berg hinauf bis zu einer Höhe von beinahe 15,000 Fuß, wo die Straße sich um die Berge herumwand, ohne daß die Ebene auf drei bis vier Meilen hin sich erheblich veränderte. Es war noch früh am Morgen und die Luft sehr kalt, jede kleine Rinne am Boden und mehrere kleine Lachen, über die unser Weg führte, waren mit einer Eisdecke belegt. Nirgends fand ich jene lieblichen Alpenpflanzen, welche man sonst in solcher Höhe antrifft. Das Klima ist wahrscheinlich seiner Trockenheit wegen dem Pflanzenwuchse nicht günstig; er war hier nicht wesentlich verschieden von dem, welchen wir 4000 Fuß niedriger gesehen hatten. Hernach wendete sich die Straße wieder abschüssig in das Thal hinunter, wo tief in einem Felsenschlunde der Fluß rauschte. Einige verkrüppelte Weiden standen an den jähen Kalksteinwänden, welche die beiden Ufer des Flusses bildeten. Je weiter wir fortgingen, desto enger ward das Thal, erweiterte sich aber wieder in der Nähe unseres Nachtlagers nahe am Flußgestade. Hier ward die Schlucht breiter, ein geeigneter Punkt für die Aussicht auf die Berge, welche uns von allen Seiten umringten. Wir waren auf's Höchste erstaunt über die Oede, welche uns umgab. Wir befanden uns mitten unter wilden nackten Felsen, die gegen Süden hin so dicht zusammen traten, als wollten sie die Thalschlucht, durch welche wir heraufgestiegen waren, schließen. Hohe steile Klippen, aus Kalk und Schiefer bestehend, erhoben sich zu beiden Seiten bis zu 1500 Fuß. Unser Lager lag in einer Höhe von 14,800 Fuß.

Am 7. September zogen wir, auf den Wunsch unserer Führer und wie

wir selbst es vorzogen, nicht über den Parang-Paß hinüber, der noch fünf Meilen fern und fast 4000 Fuß höher lag, sondern begnügten uns damit, bis zum höchstgelegenen Wasser, 1500 Fuß unterhalb jenes Berggipfels, aufzusteigen. Doch konnte ich mir nicht das Vergnügen versagen, den Paß zu erklimmen und in Augenschein zu nehmen. Eine jähe schieferige Bergkette zur Rechten des Flusses führte dorthin. Kaum eine Pflanze keimte hier in dem ungünstigen Boden. Als wir den Schiefer hinter uns hatten, welcher die Basis der Berge bildete, ward der Bergrücken trocken und kiesig, zwischen den Steinen sproßte hin und wieder eine Nessel. In einer Höhe von 15,600 Fuß war der Pfad felsigt und uneben, einige zum Theil verkrüppelte Alpenpflanzen blühten in den Felsspalten, wo wahrscheinlich der geschmolzene Schnee ihnen Nahrung zuführte.

In einer Felsschlucht, die 17,000 Fuß hoch lag, spannten wir unsere Zelte für die Nacht. Ein kleiner Bach, der aus einem etwas höher gelegenen Sumpfe entsprang, rann an der steilen Felswand nieder. Unser Marsch war sehr beschwerlich gewesen, und da wir fast ohne auszuruhen immer bergan gestiegen, so waren wir froh, diese Anhöhe erreicht zu haben, wo wir uns lagern konnten. Ich klomm jedoch am folgenden Tage noch 500 Fuß höher ein Felsthal hinauf, wo ich hin und wieder im kiesigen Boden einige Pflanzen antraf. Auch genoß ich hier einer belohnenden Aussicht auf die Berge ringsum. Die Kette gegen Norden, welche wir noch überschreiten sollten, lag in einem Halbkreise hinter mir, die östliche Kette war eine Fortsetzung derjenigen, durch die wir emporgestiegen waren, eine tiefe Thalschlucht wand sich im Westen. Rauhe Felsen zeigten sich auf allen Seiten. Der Schiefer, welcher mit dem Kalkgestein abwechselte, war so zerbröckelt, daß an vielen Stellen rechtwinklige Pfeiler davon sich erhoben, welche die Tiefen ausfüllten und gegen jeden Bergvorsprung in schräger Richtung sich anlehnten. Der Anblick war unvergeßlich, eine solche Wüstenei, solche Rauhheit, Oede und Wildniß übersteigt alle Vorstellungen, mir war sie noch nirgends vorgekommen.

Während des ganzen Tages litt ich an heftigem Kopfschmerz, was augenscheinlich von der bedeutenden Höhe herrührte, in der ich mich befand. Sobald ich mich ruhig verhielt, hörte der Schmerz auf, kam aber bei der geringsten Anstrengung sogleich wieder. Jeden Abend, so lange ich wach war, hielt er an, und ich spürte ihn noch am Morgen des 8., als ich mit Tagesanbruch aufstand, um meine Reisevorbereitungen zu treffen. Einige Schritte vorwärts brachten uns aus der Felsschlucht heraus, in der wir übernachtet hatten, dann ging es über loses Steingeröll, welches von den Klippen zur Rechten abgesplittert war. Wir schritten diese entlang, wandten uns darauf seitwärts auf einem halbkreisförmigen Weg, bis wir die Mitte erreichten, wo das Ansteigen außerordentlich mühsam und beschwerlich wurde. Die Anstrengung, emporzuklimmen, war sehr groß, auf den letzten hundert Ellen mußten wir oft inne halten und Athem schöpfen. Mehrere große Schneehaufen lagen in den Vertiefungen am Wege, auf dem Kamm des Passes fand sich aber weder eine Spur ewigen Schnees, noch eine ununterbrochene Schneedecke.

Der Gipfel des Parang-Passes ist ein schmaler Bergrücken, der mit mächtigen Felsblöcken belegt ist. Im Norden breitet sich ein großes Schnee-

feld aus, was sich in sehr geringer Böschung abwärts senkt. Nach dieser Richtung hin ward die Aussicht auf zwei Meilen durch rauhe Berge begrenzt, die sich von zwei Seiten her zusammenschlossen. Zur Rechten und Linken ward der Paß gleichfalls von Bergrücken überragt. Nur gen Süden hatte man eine weite freie Aussicht, die Berge am Pitifluß lagen sehr malerisch vor uns; weil wir so sehr hoch standen, konnten wir alle ihre Gipfel erblicken, sie sahen einander außerordentlich ähnlich, waren fast alle gleich hoch und sämmtlich mit Schnee bedeckt. Die uns zunächst gelegenen Anhöhen sahen denen sehr ähnlich, welche ich am Tag zuvor von unserer Lagerstätte aus wahrgenommen hatte.

Ich erreichte den Gipfel des Passes, der 18,500 Fuß hoch liegt, ein Viertel vor acht Uhr Morgens. Ein kalter Südwind blies sehr heftig und nöthigte uns, Schutz hinter den gewaltigen Felsblöcken zu suchen. Eine kleine rothe Flechte war das einzige Gewächs, was hier fortkam, sie keimte auf den Felsstücken, welche umher lagen. Nachdem wir eine Stunde gerastet, stiegen wir über das Schneefeld wieder herunter, welches in einen Schlund zwischen den Bergen hinführte. Der Schnee war hart gefroren und knisterte unter unsern Füßen. Wir marschirten ohne Ermüdung rüstig weiter und befanden uns bald auf einem mit Schnee überlegten Gletscher. Hier überschritten wir mehrere Spalten, die meisten nur einige Zoll weit, die breitesten nicht über zwei Fuß, so daß wir ohne Mühe hinüberkommen konnten. Etwa anderthalb Meilen von dem Kamme des Passes entfernt, näherten sich die Berge, welche das Schneefeld an beiden Seiten kreisförmig umgaben, einander so sehr, daß sie ein enges Thal bildeten, in welches der Schnee in Gestalt eines rauhen Gletschers hineindrang. Wir verließen nun das Eis und wendeten uns nach einer steinigten Schlucht, zur Linken den Gletscher, zur Rechten die Kalksteinfelsen. Eine große Menge zersprengten Kalkgesteins bedeckte unseren Pfad, unzählige Stücke derselben Felsart lagen am Rande des Gletschers zerstreut umher.

Drei Meilen vom Gipfel des Passes endigte der Gletscher plötzlich in einen jähen Abhang, der mehr als 100 Fuß in die Tiefe reichte. Kleine Wasserrinnen wanden sich zur Zeit, als wir ihn passirten, Morgens 9 ½ Uhr, über seine Oberfläche und ein Bächlein floß unter mehreren über einander geschobenen Eisschollen den Rand des Gletschers entlang. Dieser war von weißen Streifen und von anderen von etwas dunklerer Farbe durchzogen, sie dehnten sich in gleicher Richtung, wie die Schlucht, an welcher der Gletscher hinlief. Wo er aufhörte, stiegen wir von dem steilen Bergabhang in die flache Ebene hinab, die eine Fortsetzung der Fläche bildete, in welcher der Gletscher endigte. Hier begegneten uns auf 16,500 Fuß Höhe die ersten Pflanzen, zwei kleine Grasarten und einige andere, die in den Felsenritzen standen und sich nur wenig über den Boden erhoben. Als wir zur Mitte des Thals gelangt waren, wo wir den Gletscher gerade vor uns hatten, bemerkten wir, daß ein großer Wasserstrom an seinem Rande aus einer gewölbten Höhlung hervorsprudelte. Mehrere hundert Fuß weit floß derselbe zwischen großen Eisblöcken hin, die anzudeuten schienen, daß der Gletscher sich früher noch weiter ausgedehnt habe, aber bis auf diese Reste weggeschmolzen sei. Wir stiegen dies Thal hinab, wo an beiden Seiten steile Klippen emporstarrten, und hielten uns dicht an dem Strom, dessen kiesiges Bette wir

nachschritten. Noch drei Meilen weiter auf einer kleinen Fläche, welche den Eingang zu einer Schlucht ausmachte, rasteten wir für die Nacht, 16,000 Fuß über dem Meere.

An den folgenden drei Tagen stiegen wir beständig dies Thal hinunter, ohne daß wir einer menschlichen Seele begegneten und irgend eine Abwechslung in dem Aussehen der Gegend wahrnahmen. Rauhe zerklüftete Felsen, welche nicht gerade sehr hoch und meist aus Kalkstein bestanden, ragten zu beiden Seiten gleich Mauern. Vorwärts konnte man selten weiter als einige Meilen weit sehen, nach hinten war die Aussicht eben so besprengt, obgleich wir mitunter, wenn seitwärts eine Schlucht sich aufthat, die beschneite Spitze eines Berges wahrnehmen konnten. Das Thal war meistens flach und überall gleich breit, nur einige Male kreuzte ein Hügelrücken den Pfad. Niedrige Flächen Schwemmlandes bedeckten den Boden an den weitesten Stellen; es ruhte auf den steilen Felsen, die sich in senkrechtem Fall nach dem Strom zu abstuften. Wir stiegen während dieser drei Tage von 16,000 Fuß Höhe bis zu 14,800 Fuß herunter. Ueberall Oede und Wildniß, nur selten ein Häufchen geselliger Pflanzen. Der Boden war salzhaltig und wurde es mehr und mehr, je tiefer wir kamen. Eine vereinzelte Weide, die ganz verschrumpft war, eröffnete die Reihe der Bäume, als wir uns der Baumregion näherten. Kleine sumpfige Rasen breiteten sich an dem Ufer des Stroms aus, an den Halmen hingen glitzernde Salzkrystalle.

Während wir von der erklommenen Höhe wieder herabstiegen, hatten wir eine mehr östliche Richtung eingeschlagen. Am 11. passirten wir daher den Hohlweg zwischen den Bergen, auf den die Straße nach dem Tschumoreri See führt. Hier sind die Berge bedeutend niedriger, eine weite Kiesfläche dacht sich allmählig zu einer niedrigen Hügelkette ab, welche nur etwa zwei- bis dreihundert Fuß über dem Bette des Parangflusses zu liegen schien. Oberhalb dieser Hügel befindet sich der genannte See. Die Jahreszeit machte es uns unmöglich, dieß Bergjoch zu übersteigen, daher auch den See zu besuchen, der noch keineswegs hinlänglich erforscht ist. Sein Wasser soll salzig und nicht genießbar sein.

In der Ebene, wo wir uns jetzt befanden, die aufwärts vom Parangfluß bis zum Tschumoreri sich erstreckt, sahen wir zum ersten Mal ein Kiang oder wildes Pferd, allein in zu großer Entfernung, als daß wir im Stande gewesen wären, es genau zu erkennen, und der Fluß, der zwischen uns und dem Thier lag, hielt uns von weiterer Annäherung ab. Später sahen wir diese Thiere häufiger, aber weil sie sehr scheu sind und die Gegend überall ihnen bequeme Verstecke bietet, so waren wir niemals so glücklich, eins von ihnen zu erlegen. Es scheint, als wenn sie noch höher als 14,000 bis 16,000 Fuß auf den freien Bergplateaus sich aufhalten und die engen felsigen Thalschluchten vermeiden.

Gegen Osten hin ward das Thal des Parangflusses enger, als es bisher uns erschienen war. Felsen, die an der südlichen Bergkette vorsprangen, traten so nahe an den Fluß, daß an ihrem Fuße kein Pfad entlang ging, die Straße daher häufig einige hundert Fuß anstieg und über den Rücken der Berge fortführte. Dieß war jedoch nur ein augenblickliches Hinderniß und währte nur einige Meilen. Nachdem wir diese zurückgelegt, erweiterte sich das Thal wieder zu einer breiten Ebene, die sich 5 bis 6 Meilen weit öst-

lich ausdehnte und halb so breit war in der Richtung von Norden nach Süden. Den Rand dieser Ebene bildeten sehr niedrige Plateaus, die ganz horizontal und nur 6 bis 10 Fuß höher als das Niveau des Flusses lagen. In der Mitte breitete sich eine Kiesebene, kaum höher als der Fluß, sie trug die Spuren früherer Ueberschwemmungen. Hier wandte sich der Parang in reißendem Laufe südostwärts.

Wir erreichten nun das Tschumurti-Gebiet, so genannt nach einer Ansiedelung, welche den Namen Tschumur führt und aus einer Reihe von Zelten besteht, die den Bewohnern zum Obdach dienen. Hier erhielten wir einen Zuwachs an Gepäckträgern, welche denen, die uns von Piti her begleitet hatten, ihre Bürde erleichtern halfen. Am 12. setzten wir in der Frühe unsere Reise längs des Parangflusses fort, der in mehreren Kanälen zwischen Granitblöcken hinströmt; die in seinem Bette liegen. Es war außerordentlich kalt, das Wasser fast zu Eis gefroren, zum großen Mißbehagen unserer Träger, da sie es durchwaten mußten. Doch fanden wir den Fluß an der breitesten Stelle nur höchstens 25 Fuß breit und beinahe 2½ Fuß tief, und sehr gemäßigten Laufes. Nachdem wir ihn passirt hatten, wandten wir uns nördlich wieder in eine Thalschlucht, die von niedrigen Hügeln eingefaßt war. In der Mitte lag ein Flußbette, jedoch fast ganz trocken, der Boden schien reichlich mit Kies bedeckt und salzig. Der Pflanzenwuchs war spärlich. Nach einem Marsch von vier Meilen erreichten wir eine Grasebene von bedeutender Ausdehnung; ein Bach schlängelte sich hindurch, er war etwa 12 Fuß breit und schien seiner Richtung nach sich in den Parangfluß zu ergießen. Ein großer Theil dieser Ebene war Moorgrund, am Rande und an den höher gelegenen Stellen in der Mitte war sie mit einer dicken Salzkruste überzogen. An der Nord- und Ostseite erhoben sich sanft abgedachte Hügel, und an der nordöstlichen Randecke, nahe am Fuße der sie begrenzenden Hügel, sprudelte eine mächtige Quelle, die kühles wohlschmeckendes Wasser führte, und augenscheinlich jenen Bach entließ, der durch die Ebene strömte. Auf dem feuchten Moorboden wuchsen zahlreiche Pflanzen.

Von der Quelle ab stiegen wir bergan, die sanften Abhänge der Hügel hinauf, dann theils den Rücken der Anhöhen, theils die weit geöffneten Thäler entlang, die zwischen den Hügeln sich streckten. Sowohl die Hügel wie die Thäler schienen sehr trocken, beide von grauer Farbe, überall lagen Steingeröll und größere Granitblöcke umher. Gegen Abend hatten wir zehn Meilen zurückgelegt, waren jedoch nicht sehr hoch gestiegen, wir übernachteten 15,800 Fuß hoch am linken Gestade eines kleinen Flusses, der an seinem Rande mit schmalen Rasen eingefaßt war. Am Gestade gegenüber erhob sich eine niedrige Hügelkette von Schiefer, im Thal selbst dagegen lagen mächtige Granite.

Am 13. September passirten wir den Lanak-Paß, der in einer Entfernung von fünf Meilen vor uns lag. Von unserer Lagerstatt aus schienen die Berge leicht zu erklimmen und gerundete Gipfel zu besitzen, wir fingen auf einem fast ebenen Wege, der durch die kiesige Fläche hinführte, an hinaufzusteigen. Nach anderthalb Meilen Wegs erreichten wir den Strom und zogen eine Zeitlang an demselben fort. Seine Ufer waren mit einem grünen Rasengürtel eingefaßt, das Bett an vielen Stellen sehr felsig, meistens Schiefer, doch auch Granitgestein. Am Rande war das Wasser gefroren, Eis hing

an den Grashalmen, ein freundlicher Blumenflor erhob sich auf dem Rasen, obwohl wir uns 16,000 Fuß über dem Meer befanden.

Eine Meile weiter wandten wir der Schlucht den Rücken und stiegen einen sanft sich erhebenden Pfad mit freier Aussicht hinan. Die Oberfläche war dürr und kiesig, der Weg lief fast parallel mit der Schlucht, die wir drei Male kreuzen mußten, zum letzten Male in einer Höhe von 17,000 Fuß. Nirgends war Wasser zu sehen, der Boden war feucht, wahrscheinlich floß der Strom, wie es in diesen Gegenden öfter der Fall ist, unter dem losen Kies, womit der Boden bedeckt war, hin. Je höher wir stiegen, desto jäher ward der Pfad. Eine abgerundete Hügelreihe dehnte sich zu unserer Rechten, immer näher kamen wir ihrer Krone. Ueberreste von Granit, ein Stein auf dem andern gelagert, bedeckten in unzähliger Menge die Höhlungen des Weges. Auf dem Gipfel des Passes fand sich etwas Quarz, die Höhe betrug 18,100 Fuß. Die Aussicht von oben war in der Richtung, in der wir gekommen waren, und in der, in welcher wir weiter ziehen wollten, sehr ausgedehnt, aber wegen der Gleichmäßigkeit der Gestalt und Farbe der Berge mehr imposant als schön. Nirgends ein Baum oder ein Dorf, keine Abwechslung an der Oberfläche als gelegentlich ein grauer Fels, überall dasselbe trockene unfruchtbare Erdreich. Von dem See Tschumoreri sahen wir nichts, er liegt 15 Meilen westlich, und wird von Bergen umringt, die höher sind als der, auf dem wir standen. Eine kleine Sand- und eine Sternpflanze sammelte ich auf dem Gipfel des Passes. Hier war kein Schnee, nur ein steiler Berg, zur Rechten und gen Norden gelegen, war noch etwa 500 Fuß tiefer als der Paß mit Schnee bedeckt.

Nach kurzem Aufenthalt traten wir wieder den Rückweg nach unten an. Anfangs war der Weg wenig abschüssig, bald aber ward er jäh und führte in ein kleines Thal, durch das ein Bach sich ergoß, der wahrscheinlich von einem nahegelegenen Schneefeld mit Wasser versorgt wurde, denn er quoll plötzlich unter dem lockeren Gestein hervor. Das Thal verengte sich allmählig zu einer Felsenschlucht, es ward sehr enge, hatte hohe senkrechte Wände und lag voll von prächtigen Quadern. Wir übernachteten, wo der Bach in einen größeren Fluß mündete, der durch einen Felsenspalt abwärts strömte.

Am 14. September zogen wir an diesem Flusse weiter. Hohe Berge, deren Gipfel wir aus der engen Thalschlucht nicht erblicken konnten, erhoben sich zu beiden Seiten, unserem Wege zunächst Schieferfelsen, mit zahlreichem Quarz durchsprengt. Der Fluß verschwand, wo die Schlucht sich erweiterte, hier standen nur hin und wieder noch kleine Ansammlungen von Wasser auf dem kiesigen Boden, auf welchem Granitblöcke umherlagen. Weiter abwärts wendeten wir uns dem Zuge des Thales folgend, links, kreuzten dann eine Hügelkette, welche nach Nordosten lief. Sie lag nur etwa 200 Fuß über der Ebene, auf der sie ruhte. Der Anblick, den hier die Gegend gewährte, war sehr merkwürdig. Die Hügel sanft abgedacht und ganz geründet, hatten eine fast wellenförmige Oberfläche. Es gehörte einiges Nachdenken dazu, uns daran zu erinnern, daß wir einen Höhenzug passirten, dessen Thäler schon 15,000 bis 15,500 Fuß über dem Meere lagen, denn so wenig glich diese Gegend einer Bergregion. Es war das Tafelland des nördlichen Himalaya. Die Berge waren wirklich höher als sie anfangs uns vorkamen, ihre sanften Abhänge hatten uns die Kette näher erscheinen lassen, als sie wirklich lag,

weshalb wir ihre Höhe nicht richtig schätzten. Sie betrug etwa 1000 bis 2000 Fuß, daher 16 bis 17,000 Fuß über dem Meer.

Das offene Thal, durch welches nun unser Weg führte, war auch noch in anderer Hinsicht merkwürdig. Es hatte keinen Tropfen Wasser und schien auf beiden Seiten von Hügeln begrenzt, so daß dessen Bewässerung in der Richtung seiner Längenachse stattfinden mußte. Eine Meile von ihrem östlichen Ende entfernt, dachte sich die Ebene ab, wir hatten sie von Westen nach Osten durchzogen, und konnten nun sehen, wie sie ostwärts sanft anstieg. Hier lag auf der Oberfläche ein harter weißer Thon, aber kein Kies, den wir sonst überall in Menge vorfanden. Der Schnee, der hier im Winter fällt, bildet augenscheinlich, wenn die Frühlingssonne ihn schmilzt und das Wasser nicht abfließen kann, einen kleinen See, der dann völlig im Sommer verdunstet.

Ueber den Thonboden hin, eine Meile nach Osten, endet das Thal in einen steilen jähen Abgrund von 4 bis 500 Fuß Tiefe, der Weg führt durch einen engen Schlund, den das Wasser gebildet hat, an der fast senkrechten Klippe hinab. Als wir durch diesen Schlund hindurch waren, befanden wir uns am Rande einer sehr ausgedehnten vollkommen flachen Ebene, die von Hügeln umgürtet war, welche einen Kreis bildeten, obwohl ihre Umrisse sehr unregelmäßig waren. Die Ränder der Ebene waren dürr und kiesig, die Mitte grün, aber an vielen Stellen mit einer glitzernden Salzkruste überzogen. Wir umschritten diese Ebene, welche zu unserer Rechten lag, während links Hügelketten, zu denen breite mit Sand bedeckte Thäler hinführten, emporragten, und erreichten das Hanle-Kloster, was von etwa 20 buddhistischen Lamas bewohnt wird und auf dem Gipfel eines steilen Berges erbaut ist, der schroff aus der Ebene aufsteigt. In einer Schlucht am Fuße dieses Berges, wo die Zelte der streifenden Horden, wenn sie ihre Heerden in der Umgebung weiden, aufgeschlagen werden, nahmen wir unser Nachtlager.

Die Hanle-Ebene gleicht sehr derjenigen, die wir am 12. September an der Südseite des Lanak-Passes durchzogen, doch ist sie bedeutend größer. Mehrere sehr geschlängelte Bäche fließen träge durch das weite Blachfeld. Sie waren meist drei Fuß und darüber tief, enthielten eine Menge kleiner Fische, welche dem Geschlecht der Karpfen angehörten, und obwohl sie angenehm schmeckten, doch wegen der entsetzlich vielen Gräten nicht wohl zu essen waren. Es war uns sehr merkwürdig, in einer Höhe von mehr als 14,000 Fuß noch diese Thiere vorzufinden, man hätte viel eher das Gegentheil erwartet. Der Boden der Ebene war salzhaltig, und wo er nicht sumpfig, war er mit kurzem Grase bedeckt. Er war meist sehr uneben, kleine Anhöhen und Hügel überall zerstreut, daher der Marsch sehr mühsam. Es schien mir, als seien diese durch den Pflanzenwuchs nach und nach entstanden, als hätten sich nämlich diese Haufen dort gebildet, wenn im Frühjahr der geschmolzene Schnee sich in kleinen Lachen ansammelt. Die Bäche, welche die Ebene durchschneiden, vereinigen sich im Nordosten zu einem Fluß, der in nördlicher Richtung thalabwärts nach dem Indus strömt. Vermuthlich war die Ebene früher ein See, der allmählig austrocknete, obwohl es nicht möglich ist zu sagen, seit wie lange das Land trocken gelegt worden. Da im Norden ein Abfluß vorhanden, so läßt sich annehmen, daß das Wasser des ehemaligen

Sees immer frisch erhalten wurde, er ward von den Quellen gespeist, welche von den Bergen niederrieseln.

Zwei Tage verweilten wir in Hanle, wir wollten hier unsere Träger wechseln, was begreiflicherweise in einem kaum bewohnten Lande nicht leicht auszuführen ist. Es gibt hier keine eigentlich ansäßige Bevölkerung außer Mönchen und Lamas. Ein paar steinerne Hütten ohne Dächer, welche am Fuß des Berges zerstreut liegen, haben keine Bewohner. Im Osten des Klosters, am Rande der Ebene, bemerkten wir drei Aecker, die durch einen künstlichen Canal, der mit großer Mühe angelegt zu sein schien, bewässert wurde. Man hatte dort Gerste gebaut, aber sie war schon geschnitten, die Zeit der Erndte war vorüber. Vom Kloster auf dem Gipfel des Berges genoß man einer weiten Aussicht, nach Süden lag die ganze Hanle-Ebene, nach Osten das Thal des Hanle-Flusses vor unsern Augen. Die östlich gelegenen Berge waren die höchsten, hier ragte eine schroffe unregelmäßig gestaltete Kette mit mehreren beschneiten Gipfeln, sie trennte den Hanle-Fluß vom Indus. Gegen Süd und West waren die Berge zwar auch hoch aber abgerundet. Der Berg, auf dem das Kloster liegt, bestand aus Flintstein und einem feinkörnigen Granit, der mit großen Crystallen durchsprengt war. Nahe am Fuß des Berges lag an mehreren Stellen der Schiefer zu Tage, der offenbar Spuren vulkanischer Erhebung zeigte.

---

3. Kaschmir.

Von Badi Schahi Serai nach Hirpur sind zehn lange Coß über die zum Theil steilen Abfälle des Pir-Panjahl-Gebirges. Der Weg führt bald in tiefe Schluchten, bald wieder zu beträchtlichen Höhen hinan, wenn man schon hoffte, bald das Thal zu erreichen. Er ist an manchen Stellen künstlich an einer senkrechten Felsenwand aufgemauert, und ein Werk Ali Merdan Khans, welcher alle Serai von Lahor bis Kaschmir auf Befehl Schah Jehans erbaute. Eine Sage lebt noch unter den abergläubischen Bewohnern fort, daß als er die Arbeiten an dieser Straße leitete, er zwei Meilen von Badhi Schahi Serai an einen Thurm kam, an welchem seine Leute sich weigerten vorüberzugehen. Ein Menschenfresser Namens Lal Gulan, hieß es, hause daselbst, welcher die über der senkrechten Felsenwand auf dem schmalen Wege, wo Jeder einzeln gehen mußte, Einherziehenden bei seinem Hause angelangt ergriff und in den Abgrund stürze, um sie dann zu verzehren. Ali Merdan Khan ging selbst zuerst nach dem Thurme, allein Lal Gulan hatte ihn eben verlassen. Er fand dessen Knaben, welchen er in den Abgrund stürzte und dann an der gefährlichsten Stelle begraben ließ. Seitdem, heißt es, sei von Lal Gulan nichts weiter vernommen worden, und auch die Furcht vor jener berüchtigten Stelle des Weges ist verschwunden. Der Thurm, welcher den Namen Lal Gulan führt, besteht noch, und die Stelle war für einen Räuber gut gewählt. Die Straße führt in einer weiten Biegung zu dem Thurm, welcher an der senkrechten Felsenwand wie angeklebt ist, und gerade an diesem vorbei steigt der Weg über schwer zu erklimmende Felsenhöhen. Daß der Pir Panjahl noch immer Thieren und Menschen gefährlich

sei, davon zeugen die Gerippe von Pferden und Tragochsen und gebleichte menschliche Schädel, wahrscheinlich einst Wanderern gehörig, die in einem Schneegestöber ihr Leben verloren haben.

Der Weg führt fortwährend an Schneegebirgen hin, von denen man gegen Osten durch einen Abgrund getrennt ist, in welchen ein Flüßchen über Felsen stürzt. Vier Coß von Badhi Schahi Serai kommt man, auf eine Meile entfernt, an der malerisch gelegenen Feste Inganali Killah vorüber, jener von Perhamgalla vergleichbar, deren ich zu erwähnen vergaß. Zwei Arme oder Quellen des Dumdum-Flusses vereinigen sich hier, und das Hochgebirge, das steil abfällt, bildet an dem Zusammenflusse einen freistehenden Berg, auf dem das Raubschloß Inganali Killah erbaut ist. Mit diesem stehen zwei Thürme in Verbindung, um das Umgehen des Berges zu verhüten, da er gegen Norden auf dem rechten Ufer des Flusses leicht überstiegen werden könnte. Auf allen andern Seiten erheben sich die Berge so steil, daß weder Mann noch Thier über sie hinweg zu schreiten vermag. Unter dem Schlosse, hart am Fuß des Berges, liegt das Serai, zu dem ehemals der Weg und von da an dem Ufer des Flusses fortführte. Bergfälle haben diesen Weg völlig verschüttet und das Serai selbst ist eine Ruine. Der Weg geht nun an dem obersten von einem Posten des Maja Raja besetzten Thurme, 1000 Fuß über dem Serai vorüber. Steil abwärts gelangt man in das Thal der Dumdum. Herrliche Nadelhölzer bekleiden es und zieren die Anhöhen, auf welchen sich mitten in den Wäldern große freie Plätze wie in einem Parke gebildet haben; kein Haus, kein Anbau ist sichtbar, und die Natur scheint seit ihrer Schöpfung von keines Menschen Hand berührt worden zu sein. In die dichten Wälder zu beiden Seiten des Weges wanderte ich in einer ziemlichen Entfernung von der Straße, mancherlei merkwürdige Vögel belebten die von Früchten strotzenden Bäume, und fliegende Eichhörnchen von bedeutender Größe bewegten sich mit ihren mächtigen Bogensprüngen von Zweig zu Zweig. In dieser Einöde fühlte ich mich heimisch, sie war für mich voll Leben und Interesse.

Hirpur ist ein kleiner ärmlicher Ort, über dem sich in geringer Entfernung die Berge des Pir Panjahl mit ihren weißen Kuppen erheben. Der Thanadar kam mir entgegen, doch konnte ich in dem Orte, der keinen Bazar hat, nichts erhalten. Ich wollte meinen Leuten ein Schaf geben, allein es war keines zu bekommen. Hirpur liegt im Gebirge und ziemlich hoch. Doch führt der Weg dahin nie über eine Anhöhe, von der das Auge in das Thal von Kaschmir reichen konnte, und die sich fortwindenden Bergzüge gewährten mir nur selten den Anblick der Hochgebirge Tübets.

Es war mitten im November. Ich hatte jedoch gehofft, als ich dem Pir Panjahl den Rücken kehrte, es sei mit der peinlichen Kälte, an der wir in den letzten Tagen sehr gelitten hatten, nun zu Ende. Aber als ich vor Tagesanbruch am 16. erwachte, zeigte mein Thermometer 20 Grad Fahrenheit. Es betrübte mich tief, denn da Hirpur nicht mehr als 500 Fuß höher liegen kann als Kaschmir, so sah ich voraus, daß die Kälte auch dort der Natur ihren Reiz genommen haben mußte. Als die Sonne aufging, begannen meine Leute ein ungewöhnliches Lärmen. Mein Bhistie (Wasserträger) wußte nicht, wie er sich zu benehmen hatte, sein lederner Wasserschlauch war zu Stein geworden und er konnte keinen Tropfen herausbringen. Mein

Khitmedgar (Tafeldecker) brachte mir erschrocken eine zerbrochene Bouteille, in der das Wasser gefroren war, als eine Merkwürdigkeit, die er für mich ebenso neu hielt, wie sie es für ihn war, und mein Bearer (Träger oder Kammerdiener), der endlich aus dem Flusse Wasser bekommen hatte, wußte nicht, was er mit den hart gefrorenen Waschschwämmen beginnen sollte. Meine nacktbeinigen Bedienten (nur fünf hatte ich für die kalte Expedition gekleidet) stiegen jämmerlich umher, allein die neue Erscheinung erweckte schnell unter den Jüngeren Scherze, und ein tüchtiges Feuer, das ich anzünden ließ, brachte Alle zum Leben. Darauf traten wir unsern Weitermarsch an, ich wollte mich heute mit der kleinen Tagereise nach Tschupeyan begnügen.

Der Weg führt über einen Berg, dann in dem von Anhöhen begrenzten Thale der Dumdum fort. Noch hatte ich die Ebene nicht gesehen und sollte sie auch heute noch nicht erblicken. Gleich bei dem Eintritt in Kaschmir zeigte sich mir der Unterschied zwischen der Armuth in wärmeren Ländern und den Qualen, denen der Dürftige in einem kälteren Klima ausgesetzt ist. Dort wo der Himmel stets unumwölkt ist oder die Temperatur nie bedeutend herabsinkt, ist das Elend erträglich, denn das erste Bedürfniß des Lebens, Wärme, ist von der Natur gegeben. Allein in einem kalten Klima, wo es gilt, sich durch warme Kleidung gegen die erstarrende Kälte zu schützen, da ist Armuth, die sich keine Bedeckung verschaffen kann, schrecklich.

Ehe man Tschupeyan erreicht, kommt man zu den Häusern zweier Pier (mohamedanischer Heiligen) deren einer seine Wohnung in Kaschmir mit der jenseits vertauscht hat. Beide Häuser sind mit großen Platanen und Pappeln umgeben, und das bewohnte mit einer großen Menge Iris. Die Pappel ist der Pyramidenpappel ziemlich ähnlich, allein sie unterscheidet sich von ihr durch einen bis zum Alter glatten weißen Stamm, daher ihr in Kaschmir der Name Saffeda (weiß) gegeben wird. Es ist höchst sonderbar, hier fast alle europäischen Pflanzenformen wiederzufinden, ohne dieselbe Art anzutreffen. Den rothen Klee, die blaue Cichorie und vielleicht das wohlriechende Veilchen ausgenommen, fand ich noch keine in Deutschland einheimische Blume. Die Pappeln sind herrlich und kommen in vielen Gattungen vor. Die ganze Gegend ist mit Bäumen dieser Art bepflanzt. Kurz vor Tschupeyan liegen zwei kleine Dörfer, der Ort selbst gehört zwar noch nicht der Ebene an, doch ist der Abfall gegen Osten nur geringe, während das linke Ufer des Dumdum noch auf mehrere Meilen bergig ist. Durch kalten Wind war der Tag sehr unfreundlich, so daß ich des raschen Gehens bedurfte, mich zu erwärmen. Der Himmel war von Sonnenaufgang an rein, allein eine kleine Wolke, die einzige am ganzen Horizonte, war stets vor ihr bis zum Nachmittage, wo die Sonne zu niedrig stand, um noch zu erwärmen. Abends trat eine Veränderung der Witterung ein, Wolken umzogen den Himmel und die Kälte ließ nach.

Das Bett des Dumdum, von welchem zahllose Wasserleitungen zum Reisanbau abgeleitet werden, nimmt hier nicht viel weniger als eine Meile in der Breite ein, obgleich jetzt nur ein paar schwache Bäche an den tiefsten Stellen mit sehr geringer Wassermenge kaum einen Fuß hoch in demselben sichtbar sind. Das Uebrige des Bettes ist mit runden Steinen angefüllt, in welchen der Wassermangel der letzten Jahre keiner Vegetation zu wurzeln erlaubt hat. Es war meine Absicht, heute am 17. Novbr. nach Kanakpur zu

gehen, denn obgleich ich durch etwas Regen am Morgen verhindert wurde, um die gewöhnliche Stunde aufzubrechen, so war dazu Zeit genug übrig. Allein nach einigen Meilen kam mir der Thanadar von Ramu entgegen, als ich gerade eine schöne mit zwei zerfallenen Moscheen geschmückte Gegend betrat. Er überreichte mir zwei wunderschöne Birnen nebst ein paar Rupien als Willkommungsgeschenk. Die letzteren schlug ich aus, die ersteren nahm ich an. Zugleich sagte er mir, daß ich besser thun würde, in dem nahen Ramu über Nacht zu bleiben, wo ich alles fände, was ich bedürfe, während in Kanakpur nicht einmal Wasser zu bekommen wäre. Ich nahm seinen Rath an und es gereute mich nicht. Ramu liegt unter einer Anhöhe, von wo aus, wie man mir sagte, die Stadt Kaschmir oder Srinagur (das erstere der mohamedanische, das letztere der alte Hindu-Name) gesehen werden konnte. Ich bestieg sie begierig, um das Ziel meiner langen Reise zu sehen, allein Rauch und Staub bedeckte die Gegend.

Am folgenden Tage, den 18. November, brachen wir wieder auf. Der Weg läuft zwei Meilen über Anhöhen hin, von denen sich eine herrliche Aussicht über das Thal, das hier nur 5 bis 6 Meilen Ebene hat, nach den Gebirgen Tübets öffnet. Eine noch großartigere nach dem Pir Panjahl wurde mir über die langgezogenen Rücken der aufsteigenden Berge zu Theil. Auf der von Ramu aus steilen, dann aber sich langsam gegen die Ebene verflächenden Anhöhe liegt die Ruine des Serai Kanakpur. Von diesem vollständig verlassenen Orte und dem unbebauten Hügel kommt man plötzlich an die eine Schlucht durchfließende Dud Ganga. Bald darauf windet sich der Weg um eine Anhöhe; an den Ufern des Flusses zeigen sich eine Reihe von Dörfern und üppig bebaute Reisfelder. Jedes Dorf hat in der Mitte Platanen und Pappelbäume und ist von Obstbäumen umgeben, was der sonst überall mit Feldern bedeckten Ebene das Ansehen eines Parkes gibt. Auch gegen das Gebirge ist die Gegend, soweit das Auge reicht und den aufsteigenden Anhöhen folgen kann, geschmückt und wohl bebaut. Ich fand bald eine Abtheilung Truppen, welche zu meinem Empfange mir entgegengesandt war. Sie bildeten mit meinem eignen, aus ca. 150 Köpfen bestehenden Gefolge und jenem des Kazi, eine höchst ansehnliche allein überaus unangenehme Begleitung, denn der Staub, den sie in dem lockeren Erdreich erregten, war fast zum Ersticken.

Bei der Annäherung gegen Kaschmir zeigt sich nichts, was eine große Stadt verriethe. Von ferne erblickt man den Tacht-i-Soliman und dann das Fort, allein die Gegend ist weder durch ein ansehnliches Gebäude noch durch irgend etwas Anderes geschmückt. Man folgt der sich schlängelnden Dud Ganga und befindet sich in Kaschmir, ohne es zu ahnen. Eine prächtige Pappelallee, vor jeder Seite eine Gruppe Platanen, verräth zuerst den ehemaligen kaiserlichen Lustort des untergegangenen prachtliebenden Herrscherstammes, und ein Waffenplatz die von Ranjiet Singh eingeführte europäische Taktik, welcher er Kaschmir und sein Reich verdankt.

Von Kaschmir aus besuchte ich den berühmten See Dall, im Geleit von zwei Reisegefährten, welche ich hier angetroffen hatte. Ein Damm umgibt ihn gegen die Jilum, nicht um das Ausfließen, sondern um das Einbringen des Flusses bei hohem Wasserstande zu verhindern, welches Ueberschwemmungen verursachen würde, da die Häuser der Vorstadt am See

vollkommen in gleichem Niveau mit dem Wasser sind. Gerade unter dem Berge Tacht-i-Soliman befindet sich die Schleuse, Drogtschuh genannt, der einzige Ausfluß des Sees, welcher sich in den Zund, einen Arm des Jilum, ergießt. Durch diese Schleuse kommt man unter einer steinernen Brücke von der Jilum in den See. Es ist dieses der einzige Eingang in denselben, und um von dem bewohnten Theil der Stadt in den See zu kommen, erfordert es deswegen einen Umweg von mehr als zwei Meilen zu Wasser. Ein breiter weißer Stein in dem Kanal ist von großer Bedeutung; ist dieser vom Wasser bedeckt, so ist Gefahr, daß das Wasser des Sees Schaden anrichte, und die Schleuse von Deodar-Holz ist so eingerichtet, daß sie sich dann von selbst schließt. Der See besteht aus mehreren Abtheilungen, die erste kleine heißt Gagriball, sie ist von der nächsten größeren durch eine Erdzunge getrennt. In diesem zweiten, dem Ropalang-See, landeten wir auf der Insel gleichen Namens, die ihm von ihrer diamantartigen Form den Namen gab. Ehemals stand ein Gebäude darauf, das nun der Erde gleich ist. Ihre regelmäßige Gestalt zeigt an, daß sie durch Menschenhände entstanden ist; überall in dem seichten See wäre es leicht, ähnliche Inseln zu bilden.

Die Ansicht der Gebirge von dem ersten kleinen See ist höchst reizend. Sie bilden, von hier aus gesehen, einen Halbkreis, und das Verhältniß derselben zu dem Wasserspiegel ist so schön, daß beide riesenhaft erscheinen; der größere See ist von Bergen unregelmäßig umgeben, mehrere Zweige des nahen Hochgebirges erstrecken sich fast bis an das Wasser. Auf dem ersten dieser Bergrücken, wenn man zu der Stadt kommt, steht ein mächtiges Gebäude hoch über dem See, Kulina genannt. Es sollte zu einer Schule dienen für Mohamedaner, und ist, obgleich unvollendet, dennoch eine Ruine. Der nachfolgende Vorsprung des Gebirges ist, wie alle ähnlichen Punkte, dem Hindu heilig. Er heißt Kali Sangam und ist ein Wallfahrtsort. Diesen Punkt ausgenommen, läuft an beiden Abtheilungen des Sees unter dem Hochgebirge eine kleine Ebene hin, welche mit einigen Dörfern und großen Gärten geziert ist. Der vorzüglichste Garten in dem Ropelang Serr oder Ropelang Dall ist der Nischad Bagh (Garten der Wonne), von dem Kaiser Jehanghir nach seinem ersten Besuch in Kaschmir angelegt. Das Eingangsgebäude desselben ist nahe am Ufer des Sees und besteht aus einer erhabenen Terrasse, von welcher eine Allee nach dem an den Berg anstoßenden Hauptgebäude führt. Die Mitte der Allee nimmt ein mit Quadersteinen eingefaßtes Wasserbecken und dessen Mitte eine Reihe von Springbrunnen ein. Mehrere einzeln stehende elegante Gebäude sind über diesen Wasserbecken auf großen Bögen erbaut, welche die Durchsicht nicht stören. Die Allee, welche an und für sich von einer bedeutenden Länge ist, scheint durch optische Täuschung endlos, denn die Zwischengebäude und Bäume nehmen gegen das Hauptgebäude an Größe ab, was denn dieses wieder um so größer erscheinen läßt. Von dem durch Schnitzwerk äußerst zierlichen Hauptgebäude zurückblickend, nehmen sich die andern Bauten auf dem Hintergrunde des Sees höchst malerisch aus. Große Platanen sind die Hauptzierde dieses Gartens, welcher aber gegenwärtig eine vollkommene Wildniß ist.

Ein reicher Hindu-Pandit hat von der Stadt Kaschmir aus einen Dammweg nach diesem Theile des Ufers geführt, der daher den ganzen See durchschneidet und sperrt. Nur an einem Punkte, wo der See 24 Fuß tief

ist, befindet sich unter einer Brücke eine Durchfahrt für die Boote, um nach dem berühmtesten Theile des Sees, der Insel Tschar Tschunar, zu gelangen. Wir fuhren hindurch und kamen zuerst nach dem Schalimar-Garten. Ein Kanal, der jetzt nur bei hohem Wasserstande mit Booten befahren werden kann und eine halbe Meile lang ist, führt nach dem hölzernen Eingangsgebäude. Dies ist gegenwärtig durch ein mächtiges flaches Dach verunstaltet, welches von den Patanen-Statthaltern erbaut ist, damit sie am Abend dort ihre Pfeifen rauchen können. Sechs Durchgangsgebäude inmitten einer Allee von kolossalen Platanen führen in großen Zwischenräumen zu dem nicht bedeutenden, allein höchst zierlichen Hauptgebäude. Dieses bildet ein von Springbrunnen umgebenes Erdgeschoß, dessen Dach auf zwölf massiven Säulen von schwarzem Marmor ruht. Die Aussicht von dem Saale ist hier viel weniger schön als im Nischad-Garten. Die Platanen fangen an auszugehen, weil sie zu sehr im Moraste wurzeln. Eben jetzt ward einer dieser Riesenbäume gefällt. Schwertlilien und Iroquellen, persische Syringen, blühendes Chrysanthemum standen in großer Menge umher, auch eine wilde Pflaume, die im Frühjahr eine schöne wohlriechende Blüthe tragen soll, fand sich. Vor dem Garten steht heutzutage ein Dorf, und Niemand pflegt mehr seiner Gebäude und Gewächse.

Als wir von dem Schalimar-Garten nach dem Boote zurückkamen, fanden wir den vertrauten Diener vom Schah Nakschbandi, der uns in einem Boote ein Frühstück mit einem Gruße seines Herrn brachte. Es bestand aus Rewasch (Rhabarber von Kabul), rothen Rebhühnern in Salmi, Weintrauben, Kaschmir- und anderem Thee rc. Der Diener war eine sehr ergötzliche Erscheinung, durch seine Einfälle und Geberden erhielt er alle Mohamedaner in fortwährendem Lachen und gewann auch mir manchmal ein Lächeln ab.

Eine Meile vom Ufer oder anderthalb Meilen vom Garten liegt ungefähr in der Mitte dieser Abtheilung des Sees die Tschar Tschumar-Insel. Sie ist ein künstliches Produkt der mongolischen Kaiser, welche sie nach vier daselbst gepflanzten Platanen benannten, von denen jetzt nur mehr zwei übrig sind. In der Mitte ist auf einer Terrasse ein Gebäude erbaut, welches mit einem jetzt verwilderten Garten umgeben ist. Es besteht aus einem einzigen offenen Saal, mit einem kleinen Thurm daneben, von dem man den See natürlich besser überschaut. Unter einer der Platanen ist das noch vollkommen erhaltene Wasserwerk von dem unzerstörbaren Holze der Ceder des Himalaya (Deodar) verfertigt, welches dazu diente, springendes Wasser auf die Terrasse zu bringen.

Der See ist mit unzähligen Enten bedeckt, die von der Wassernuß leben; es ist jedoch schwer, sich ihnen bis auf Schußweite zu nähern. In früherer Zeit gewährte das Fangen und Schießen derselben einer Anzahl Menschen Lebensunterhalt. Der jetzige Gouverneur hat es verboten. Doch erstreckt sich dies Verbot nicht auf Europäer, und einer der Bootsleute hatte daher ein Jinghel (ein 14 Fuß langes Festungs- oder Mauergewehr) mitgebracht und bat mich um Erlaubniß, einen Schuß für mich thun zu dürfen. Ich gab ihm diese nebst Pulver und Blei, er tödtete mit einem einzigen Schusse acht Enten auf eine unglaubliche Entfernung.

An dieser Abtheilung des Sees, Südwest von Schahlimar, ist der ebenfalls berühmte Platanenwald, der von Acber gepflanzt und Maziem (gute

Bagh) genannt wurde. Er besteht aus 1200 Platanen welche in voller Kraft stehen, obwohl sie 200 Jahre alt sind. Sie bilden Alleen in einem Viereck und in diesem mehrere Unterabtheilungen, welche für eine Heerschau im Sommer ganz vortrefflich geeignet wären. Daneben befindet sich ein großer Garten in Terrassen, der jetzt zerstört ist; er soll von der berühmten Nur Begum, der Gemahlin Jehanghir's, angelegt worden sein.

Es ward Abend und wir mußten an den Heimweg denken. Auf eine Meile Entfernung schifften wir an dem Berge Hirney Pavat vorbei, der den Halbkreis der Berge um den See im Westen endet, wie der Tacht-i-Soliman im Osten. Wir kamen dann zwischen den berühmten schwimmenden Gärten hindurch; es sind dies Vierecke von 15 bis 20 Fuß nach jeder Seite, von Weiden geflochten und mit Erde einige Zoll hoch bedeckt. Sie dienen, um Melonen und Gurken darauf zu ziehen. Die Oberfläche der Erdschichte ist kaum über dem Wasserspiegel erhoben. Eine große Anzahl derselben befindet sich auf diesem Theile des Sees, und sie sind ein Beweis seines eigentlichen Charakters, sowie für den Charakter des Klimas. Der See ist nämlich immer ruhig, der Zufluß stets gleich und so schwach für die Ausdehnung, daß der Ausfluß regelmäßig und keine Fluth zu fürchten ist, welche diese kleinen Inseln wegschwemmen würde. Es herrscht ferner eine so vollkommene Windstille in dem Thale, daß niemals eine Welle auf dem See zu sehen ist.

Unsere fünfzig Ruderknechte arbeiteten wacker von der Stelle, allein ehe wir Drogtschuh erreichten, war es Abend. Es ward sehr kalt. Die Knechte sangen muntere Lieder und bewegten die Ruder im Takte, wobei sie oft zwischen jedem Schlage in die Hände klatschten oder die Ruder an einander stießen. So verging denn auch dieser durch Kälte peinliche Abend. Es war Nacht, ehe wir den Delawer Khan Bagh erreichten.

Am folgenden Tage bestieg ich den Tacht-i-Soliman. Der Weg auf den Berg führt über die Brücke der Schleuse, welche den Ausfluß des Sees schließt. Auf der andern Seite steht ein achteckiger Thurm von bedeutender Größe, Makabara genannt, ein in die Augen fallendes Gebäude, in dessen Nähe eine prächtige Pappel-Allee, die durch ihr Alter und die vollkommene Gleichheit der Bäume vom Anfange bis zum Ende zu den schönsten Alleen der Welt gehört. Sie beginnt mit einer Gruppe von Platanen auf jeder Seite, ist von dem Gebäude durch einen Arm der Jilum getrennt und scheint daher selbst ihr einziger Zweck zu sein, denn sie führt zu keinem Gebäude, keinem Garten oder zu irgend etwas, und keine Straße führt hindurch. Es ist dieselbe, der ich schon bei meiner Ankunft in der Stadt erwähnt habe. Unter dem Thurm befindet sich eine Moschee, ein unbedeutendes hölzernes Gebäude. Noch etwas tiefer liegt der Ort Drogtschuh, mit einer höchst elenden häßlichen Bevölkerung. Unweit des Thurms Makabara befindet sich auf einer freistehenden Anhöhe ein großes aber unvollendetes Gebäude, welches zum Verbrennungsplatz für die verstorbenen Brahminen bestimmt ist.

Auf der Höhe Tacht-i-Soliman (Thron Salomons) angelangt, die äußerst mühsam zu erklimmen ist, findet man einen alten Buddhatempel, der von Felsen erbaut ist: ein sonderbares, schräg zulaufendes Thor zeugt von seinem hohen Alterthum. In späterer Zeit ward das Gebäude in eine Moschee verwandelt und dem Salomon zugeschrieben. Eine Inschrift in persischer Sprache aus neuerer Zeit enthält nichts von Bedeutung, doch soll eine andere

in Sanscrit unter dem Boden verborgen sein. Gegenwärtig ist das Innere mit dem Lingam geziert und die Hindu nennen es Schankratschar. Auch ohne die Aussicht wäre das Gebäude wegen der massiven Bauart und der eigenthümlichen Formen des Besuchens werth. Der Berg, der von der Gebirgskette Tübets, welcher er angehört, völlig getrennt ist, hat eine Höhe von 12,000 Fuß, so daß man von seinem Gipfel einer Aussicht über das ganze Thal von Kaschmir genießt. Bewegungslos wie ein Spiegel liegt der See da mit dem klaren Bilde der tübetanischen Berge, die Stadt ausgebreitet an seinen Ufern, die schlängelnde Jilum, die sich wie eine glänzende Schlange durch die grünen Saaten des Thales windet, endlich der Pir Panjahl, dessen zahllose weiße Gipfel das große Bild umschließen, ohne es zu beengen. Auch von den Bergen Tübets treten einige hohe Punkte über der nahen dunkeln Gebirgskette in die Aussicht von Tacht-i-Soliman und verleiten die Phantasie, ihre Wanderungen weiter fortzusetzen, nachdem der Blick in den unzusammenhängenden Formen nichts Deutliches erkennen kann.

Sameb Schah, unser Diener, servirte auf der Spitze des Berges das Frühstück. Mein Reisegenoß, Herr Vigne, hatte ein zahlreiches Gefolge bestellt, um, da er die Landschaft zeichnen wollte, den Vordergrund für sein Panorama zu beleben. Die Scene, die sich hier für den Pinsel entwickelte, war wahrhaft malerisch und originell. Alle Kaschmirer hatten ihre Winterkleider angezogen, die etwas Bemittelten waren mit der allen Mohamedanern eigenen Eitelkeit gekleidet, gegen welche die einfache Tracht einiger Gruppen von Tübetanern sonderbar genug abstach. Allein den größten Gegensatz bildeten meine Süd-Indier mit ihrer dunkeln Farbe, ihren lebendigen Zügen und Bewegungen, gegen eine andere Gruppe von Fremdlingen, welche wie jene aus dem 2000 Meilen weit entfernten Süden, aus dem, nicht viel weniger weit gegen Norden gelegenen Yarkand kamen. Norddeutsche Gestalten möchte ich diese nennen, mit blonden Haaren und hochgefärbten Wangen, deren Blut in nie unterbrochenem Takte langsam durch die Adern fließt.

Zu den Merkwürdigkeiten Kaschmirs gehören vor allem die sonderbaren sieben Brücken über die Jilum, welche zugleich die dauerhaftesten und gefährlichsten sind, welche ich kenne. Für das erstere spricht die Zeit, die seit ihrem Erbauen verstrichen ist, und das Material, aus dem sie gemacht sind, für das letztere das Aussehen und die halsbrecherische Art, darüber zu gehen. Große, 15 bis 20 Fuß lange Deodar-Bäume, welche 3 Fuß im Durchmesser haben, sind wie ein Scheiterhaufen übereinander geschichtet und bilden die Pfeiler. Aus diesen wachsen bei den meisten große Lindenbäume, deren Samen durch Vögel dahin gebracht werden, und beschatten einen Theil der Brücke. Mächtige Deodar-Bäume reichen nun von Pfeiler zu Pfeiler ohne Geländer, und die Querbalken, auf denen man geht, sind so weit von einander, daß man überall den Fluß hindurchsieht. Hütten und Häuser sind hin und wieder auf den Brücken angebracht, meistens Buden; das Ganze aber, Häuser, Brücken, Pfeiler und Bäume würde ein Sturm über den Haufen werfen. Dies ist jedoch in Kaschmir nicht zu befürchten, da Wind oder gar Sturm dort ganz unbekannt sind. Die Brücken sollen schon von den Mohamedanern in Kaschmir vorgefunden worden sein, welches sie wenigstens fünfhundert Jahre alt sein läßt, da die Regierung des letzten Hindu-Königs um

das Jahr 1364 unserer Zeitrechnung endigte. Die letztere theilweise Wiederherstellung fand unter der Regierung des Kaisers Jehanghir statt.

Eine andere Merkwürdigkeit ist die Schah Hamedan Mosjid, das Vorbild aller Moscheen in Kaschmir. Ich möchte die Bauart chinesisch nennen, wenigstens gehört sie der indischen nicht an, doch trifft man Tempel von ähnlicher Form in dem englischen Himalaya. Das Gebäude ist ein fast regelmäßiges Viereck, dessen Dach von dem inneren Raume angesehen, durch schlanke freistehende Säulen getragen wird. Von außen befindet sich in der Mitte des Gebäudes ein Balkon mit zierlich geschnitztem, an den Seiten spitz zulaufendem Dache, welches dünne Säulen tragen. Das Dach springt überall etwas vor und endet an den vier Ecken mit Quasten- oder Schellen. Es steigt in drei Abtheilungen auf, deren letzte eine schlanke Pyramide trägt, die mit einer goldenen Kugel und darauf befindlicher verkehrt herzförmiger Spitze statt des gewöhnlichen Halbmondes der Mohamedaner endet. Die Moschee, der alle, die kleinsten in den Dörfern und die geschmücktesten in der Hauptstadt ähnlich sehen, ist aus Deobar-Holz gebaut.

Die Jumma Mosjid — eine andere weit entfernt liegende Moschee — ursprünglich ein schönes, ebenfalls von Deobar-Holz aufgeführtes Gebäude, ist jetzt Ruine. Sie bildet ein großes gleichseitiges Viereck, 126 Schritte an jeder Seite lang, in der Mitte befindet sich ein freier Platz mit einem kleinen Gebäude. Das Dach des durch das äußere Quadrat gebildeten Hauptgebäudes wird von hohen Säulen getragen; in der Mitte jeder der vier Seiten ist es erhaben und ruht auf vier Säulen, die 50 Fuß hoch sind, alle Säulen aus einem einzigen Stück mit hübsch verzierten Capitälen und Piedestalen. Das Häuschen in der Mitte des freien Raumes ist nach allen Seiten offen, es befindet sich an demselben Platze, wo in andern Moscheen das Becken zum Waschen angebracht ist; hier enthält es aber kein Wasser. Auf meine Bemerkung, daß die Moschee nicht gerade nach Osten und Westen erbaut sei, zogen alle Mohamedaner die Kabala hervor, eine in einer herzförmigen, silbernen, schwarz emalirten Büchse befindliche Magnetnadel, die ihnen zu ihren Gebeten die Richtung Mekka's andeutet, womit sie jedoch nichts entscheiden konnten, da Mekka nicht gerade westlich von Kaschmir liegt, wie sie vermuthet hatten.

Durch die schmutzigen Straßen der Stadt, durch die endlosen Bazars und über zwei Kanäle wanderten wir nach der Festung, die auf Harry Parbut steht. Auf dem Wege dahin kamen wir an ziemlich großen, aber theils in Ruinen liegenden Häusern vorüber, welche die Großen am Hofe der mongolischen Kaiser und der Könige von Kabul erbauten. Unterhalb des Harry Parbut lag ehemals die Stadt Napernayhur, jetzt ein Trümmerhaufen, aber aus den edelsten Steinarten und von schöner Architektonik. Namentlich fiel uns eine Moschee auf, die aus herrlichem schwarzem Marmor und Hornblende, welche bis zur Verschwendung angewandt worden, aufgeführt war. Die Thüren bestanden aus Einem Stein, aber auch sie liegen zum Theil zertrümmert auf dem Boden.

Harry Parbut ist auf einem gegen die Stadt hin senkrecht abfallenden Felsen angelegt, der die Stadt vollkommen beherrscht. Leider findet sich oben kein Wasser. Einige Kanonen zeigen ihre Mündungen durch die Schießlöcher

der eben nicht starken Mauern, und ungeachtet des Verfalls, worin sich diese Festung befindet, würde sie doch sehr schwierig einzunehmen sein. —

Hier war ich nun in der Mitte des Landes, welches als das köstlichste Juwel der Schöpfung, unser Paradies genannt wird. Hier erinnerten mich die mächtigen Trümmer der Kaiserpaläste an der Menschen Größe und ihre Vergänglichkeit, alt und häßlich war Alles, was ihnen angehörte. Nur in der Natur herrschte und herrscht ewige Jugend, Kraft und Leben, im Menschen und in dessen Werken liegt der Keim der Zerstörung. Wie die Zeichnung des spielenden Kindes im Sande der leiseste Luftzug verweht, so zerstört die Zeit unaufhaltsam Namen, Thaten und Werke der Menschen.

4. Reise durch das Innere von Tübet.

Kaum war der Tag angebrochen, so stiegen wir zu Pferde und sagten dem Dorfe Medschukung Lebewohl. Nach einigen Stunden kamen wir zu dem Ende des Thales, in dem wir uns seit H'Lassa befanden, und traten nun durch eine wilde Bergschlucht in ein rauhes und ödes Land. Fünf Tage lang zogen wir beständig wie in einem Irrgarten herum, liefen bald rechts, bald links, etliche Male sogar wieder zurück, um Abgründen auszuweichen und unübersteigliche Berge zu umgehen. Wir wanderten fortdauernd in tiefen Schluchten oder an dem steilen und felsigten Rande der Bergströme, wo unsere Pferde mehr sprangen als gingen. Thiere, die diese fürchterlichen Gegenden nicht gewohnt wären, könnten, wenn gleich von starker Natur, die Beschwerden eines solchen Weges nicht lange aushalten. Nur während eines halben Tages konnten wir ziemlich angenehm und sicher reisen, als wir wieder zu dem Flusse kamen, über den wir schon vor H'Lassa gesetzt waren. Er fließt hier ruhig und langsam, und bietet auf den Ufern, die sehr breit sind, dem Reisenden einen leichten und ebenen Weg dar. In diesen wilden Gegenden trifft man kein anderes Obdach an, als kalte und feuchte Gemäuer, die allen Winden ausgesetzt sind; doch ist man jedesmal so ermüdet, wenn man anlangt, daß man immer eines tiefen Schlafes genießt.

Ehe wir die Stadt Ghiamba erreichten, stiegen wir über den Berg Lumma-Ri. „Dieser Berg," so steht es im chinesischen Wegweiser, „ist hoch, aber wenig steil; die Breite desselben beträgt etwa vierzig Lys. Da der Reisende, ehe er zu diesem Berge gelangt, nur entsetzlich hohe Bergspitzen antrifft, die mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind und das Auge blenden, so kann dieser, im Vergleich mit den andern, als eine leichte Ebene angesehen werden." In der That, obwohl der Gipfel des Lumma-Ri sehr hoch ist, so gelangt man doch ohne die geringste Schwierigkeit hinauf. Der Abhang ist so sanft, daß wir kein einziges Mal genöthigt waren, vom Pferde abzusteigen, was in den Gebirgen Tübets nicht wenig heißen will. Auf der anderen Seite des Berges ging es nicht mehr so leicht; denn da diesen Tag der Schnee in dichten Flocken herabfiel, so glitten unsere Thiere öfters aus und stießen bisweilen, ohne jedoch zu stürzen, hart mit den Hinterfüßen an die Vorderfüße. Daraus entstand ein geringes Schaukeln, an welches man sich aber doch nach und nach gewöhnte.

Ly=Kuo=Ngan, unser Reisegefährte, wollte den Berg zu Fuß hinabsteigen, um sich ein wenig zu erwärmen; allein nach einigen unsichern Schritten wankte er, überstürzte sich und fiel tief in den Schnee. Zornentbrannt stand er auf, ging unter großen Verwünschungen auf den nächsten Soldaten zu und überhäufte ihn mit Peitschenhieben, weil er nicht vom Pferde gestiegen war, um ihn zu unterstützen. Alsbald sprangen alle chinesischen Soldaten von ihren Thieren und fielen, um Verzeihung flehend, vor ihrem Obersten nieder. Alle hatten in der That gefehlt; denn bei den Chinesen ist es Sitte, daß alle Untergebenen absteigen, wenn ihr Vorgesetzter zu Fuß gehen will.

Als wir unten angelangt waren, setzten wir unsern Weg längs einem kleinen Bache fort, der durch einen so dichten Tannenwald fließt, daß die Tageshelle kaum durchdringen kann. Auf den breiten Aesten der Bäume blieb der Schnee schichtenweise liegen. So oft dann der Wind wehte, fiel unversehens Schnee auf die Reisenden herab, die zusammenfuhren und einen Schrei der Ueberraschung ausstießen. Die Thiere aber, welche vermuthlich schon mehr denn einmal bei solch' einem Wetter durch diesen Wald gezogen waren, blieben ruhig und gingen, ohne im geringsten zu erschrecken, ihren gewöhnlichen Gang fort; nur schüttelten sie nachlässig die Ohren, wenn der Schnee sie belästigte.

Kaum waren wir aus dem Walde heraus, so mußten wir alle absteigen, um während einer Stunde ungeheure Felsenmassen zu erklettern. Oben angelangt, hängten wir den Pferden die Zügel um den Hals und überließen sie ihrem Instinkte, der sie am besten auf diesem steilen, mit Abgründen umgebenen Wege führt. Wir aber stiegen rückwärts wie auf einer Leiter hinunter, oder setzten uns auf den Schnee und ließen uns hinabgleiten. Wir kamen alle glücklich davon und gelangten unten an, ohne daß Jemand Arm oder Bein gebrochen.

Wir gingen noch eine halbe Stunde in einem engen Thale fort und erblickten endlich am Fuße eines hohen Berges eine große Zahl Häuser, über welche sich zwei ungeheure buddhaistische Tempel erhoben. Es war Ghiamba. Vor der Stadt fanden wir eine Abtheilung von achtzehn Soldaten auf der Straße aufgestellt, an deren Spitze zwei mit der weißen Kugel geschmückte Kleinmandarinen standen, alle mit gezogenem Säbel in der Hand und dem Bogen auf dem Rücken; es war die Besatzung von Ghiamba, die in großer Uniform unter den Waffen stand und auf Ly, den Friedensstifter der Königreiche, wartete, um ihm die militärischen Ehren zu erweisen. Als die Karawane nahe war, fielen die achtzehn Soldaten mit den beiden Mandarinen auf ihre Kniee, drückten die Spitze ihrer Säbel auf den Boden und riefen mit einander aus: „Dem Tu=sse Ly Kuo=Ngan wünscht die armselige Besatzung von Ghiamba Glück und Segen.“ Bei diesen Worten hielten Ly=Kuo=Ngan und die Soldaten, die sein Gefolge bildeten, ihre Pferde an, stiegen ab und liefen auf die Garnison zu, um sie aufstehen zu heißen. Auf beiden Seiten wollten die Verbeugungen und Bücklinge gar kein Ende nehmen, und während dieser Zeit setzten wir ohne Umstände unsern Weg fort. Am Eingange der Stadt wurden auch wir feierlich empfangen. Zwei festlich gekleidete Tübetaner nahmen, um uns Ehre zu erweisen, den Zügel unseres Pferdes und führten uns nach dem Hause, das für uns war eingerichtet worden. Dort erwartete uns der Dheba oder erste Beamte des Bezirks, der

uns eine Glücksschärpe darbot und uns in ein Zimmer führte, wo schon Milchthee, Butter, Kuchen und dürres Obst aufgetragen waren.

Während wir uns dieses einfache Mahl wohl schmecken ließen, meldete man uns, daß wir zwei Tage zu Ghiamda bleiben müßten, weil der Dheba des Bezirks erst am Morgen die Nachricht unserer baldigen Ankunft erhalten und daher nicht die Zeit gehabt hatte, die Thiere, die sich auf einer sehr fernen Weide befanden, holen zu lassen. Uns war diese Nachricht nicht sehr angenehm; allein Ly=Kuo=Ngan und den Lama Dsiamd=chang machte sie ganz trostlos. Wir suchten sie damit zu trösten, daß wir ihnen sagten, man müsse sich geduldig in die Ereignisse ergeben, die nicht zu ändern seien. Unsere beiden Führer fanden diese Lehre, die wir ihnen über die Geduld gaben, sehr schön, nur behagte ihnen die Ausübung derseben nicht. Doch mußten sie später eingestehen, daß dieser Verzug zur rechten Zeit gekommen war; denn die zwei Tage, während welcher wir zu Ghiamda verweilten, war der Himmel so finster, der Nordwind wüthete mit solcher Gewalt und es regnete so heftig, daß, nach Aussage der Einwohner, wir uns nicht ungestraft bei solch' einem Unwetter auf den Weg hätten machen können. Und wirklich, nach dem zu urtheilen, was im Thale vorging, war es leicht zu begreifen, daß ein fürchterlicher Sturm im Gebirge wüthen mußte.

Wegen des Regens, der während unseres Aufenthaltes zu Ghiamda fast ununterbrochen in Strömen herabfiel, konnten wir uns nicht wohl in dieser bevölkerten Stadt umsehen, die einen ziemlich starken Handel treibt. Man trifft daselbst sehr viele Pebuns oder Indianer aus Butan an, die dort, wie zu H'Lassa, alles betreiben, was sich auf Kunst oder Gewerbfleiß bezieht.

Am Tage unserer Abreise standen die Lastthiere schon am frühen Morgen bereit. Wind und Regen hatten aufgehört; doch fehlte noch viel dazu, daß wir schönes Wetter hatten: ein dichter und kalter Nebel lag im Thale und umhüllte die umliegenden Berge. Dessen ungeachtet mußten wir uns zur Abreise anschicken; denn die Leute sagten uns einstimmig, man dürfe in jetziger Jahreszeit kein günstigeres Wetter erwarten. „So lange Ihr im Thale bleibet“ — sagten sie — „wird es dunkel um Euch sein; aber sobald Ihr auf die Höhe gelanget, wird sich der Himmel aufheitern; in der Regel, wenn in den Thälern Nebel ist, schneit es auf den Bergen.“ Diesen Worten nach konnten wir nichts Gutes erwarten; dennoch mußten wir uns darein schicken und Schnee und Nebel Trotz bieten; denn Jedermann versicherte uns, daß wir von Ghiamda aus bis an die Gränzen von China täglich auf unserer Reise Schnee antreffen würden.

In dem Augenblicke, wo wir unsere Pferde bestiegen, schenkte uns der Dheba von Ghiamda zwei Brillen, um unsere Augen gegen den blendenden Schnee zu schützen. Beim Anblicke dieser sonderbaren Brillen konnten wir uns anfangs des Lachens nicht enthalten. Der Raum, den sonst die Gläser einnehmen, war mit Roßhaar überflochten, doch so, daß das Geflecht auswärts rund hervorstand und einer großen Nußschale glich. Diese zwei Deckel auf den Augen festzuhalten, waren auf beiden Seiten zwei Schnüre angebracht, die hinter den Ohren durchgingen und unter dem Kinn gebunden wurden. Wir dankten dem gutmeinenden Dheba von ganzem Herzen; denn unter den Umständen, in denen wir uns befanden, war dieses Geschenk etwas

Unschätzbares; schon als wir über den Lumma=Ri gingen, hatten wir von dem blendenden Schnee Vieles auszustehen gehabt.

Als wir zur Stadt hinaus kamen, waren, wie bei unserem Einzuge, die Soldaten da und warteten, bis Ly=Kuo=Ngan vorbeizog, um ihn nach Militairart zu begrüßen. Diese Männer, mitten in dichtem Nebel in einer Fronte stehend, mit ihren bloßen Säbeln, die aus der Dunkelheit hervorschimmerten, hatten etwas so Geisterartiges und Sonderbares an sich, daß beinahe alle Rosse des Zuges davor scheu wurden. Aehnliche Ehrenbezeigungen fanden auf unserem Durchzuge überall statt, wo Soldaten waren. Den guten Ly=Kuo=Ngan brachte dies ganz außer sich; denn wegen seiner kranken Füße kostete es ihm viele Mühe, vom Pferde ab= und wieder aufzusteigen, so daß diese Ceremonien für ihn eine wahre Pein waren. Vergebens schickte er einen seiner Soldaten voraus mit dem Befehl, man sollte ihm nicht entgegen kommen, um ihn zu empfangen; sie thaten es nur um so williger und mit größerem Gepränge, weil sie sich einbildeten, er wolle aus Bescheidenheit die Ehrenbezeigungen ablehnen, die seiner Würde gebührten.

Vier Lys weit von Ghiamda gingen wir über einen breiten und reißenden Strom, auf einer Brücke von sechs ungezimmerten Tannenbäumen, die so wenig befestigt waren, daß sie unter den Füßen wegrollten. Niemand getraute sich, auf dieser Brücke zu Pferde zu bleiben, und es war dies ein Glück für einen Soldaten aus der Mannschaft: sein Pferd glitt auf der nassen und wankenden Brücke aus, gerieth mit einem Vorderfuße zwischen zwei Bäume hinein und fiel bis an die Brust hinunter, so daß es wie in einer Falle eingeklemmt war; wäre der Soldat auf ihm gesessen, so wäre er unfehlbar in den Strom hinuntergestürzt und auf den Felsen zerschmettert worden. Nach langen und mühsamen Anstrengungen gelang es uns, das arme Thier aus seiner schrecklichen Lage zu befreien, und mit großer Verwunderung sah man, daß es sich kein Bein gebrochen hatte, ja, sogar nicht im geringsten verletzt war.

Nachdem wir über diese elende Brücke gekommen, setzten wir über steile und mit hohem Schnee bedeckte Berge unsere Reise fort. Vier Tage lang trafen wir in diesen wilden Gegenden nicht ein einziges tübetanisches Dorf an. Jeden Abend übernachteten wir in einem chinesischen Wachthause, um das einige aus Baumrinde gebaute Hirtenhütten herumstanden. Während dieser vier Tage wurden unsere Thiere dreimal gewechselt, ohne daß wir im geringsten aufgehalten wurden. Man hatte die Befehle so gut gegeben, daß wir gleich an jedem Posten schon Alles zu unserer Abreise auf den folgenden Tag vorbereitet fanden. Wenn wir nicht gewußt hätten, daß in diesen dem Scheine nach unbewohnten Gegenden zahlreiche Hirten wohnen, die sich in Bergschluchten unter Zelten aufhalten, so hätten wir uns nicht erklären können, wie man die Reisethiere so geschwind herbeischaffen konnte. Ueberhaupt wurden wir nur in den großen Ortschaften aufgehalten; überall sonst kostete es wenig Zeit, die zum Reisezug nothwendigen Thiere aufzufinden.

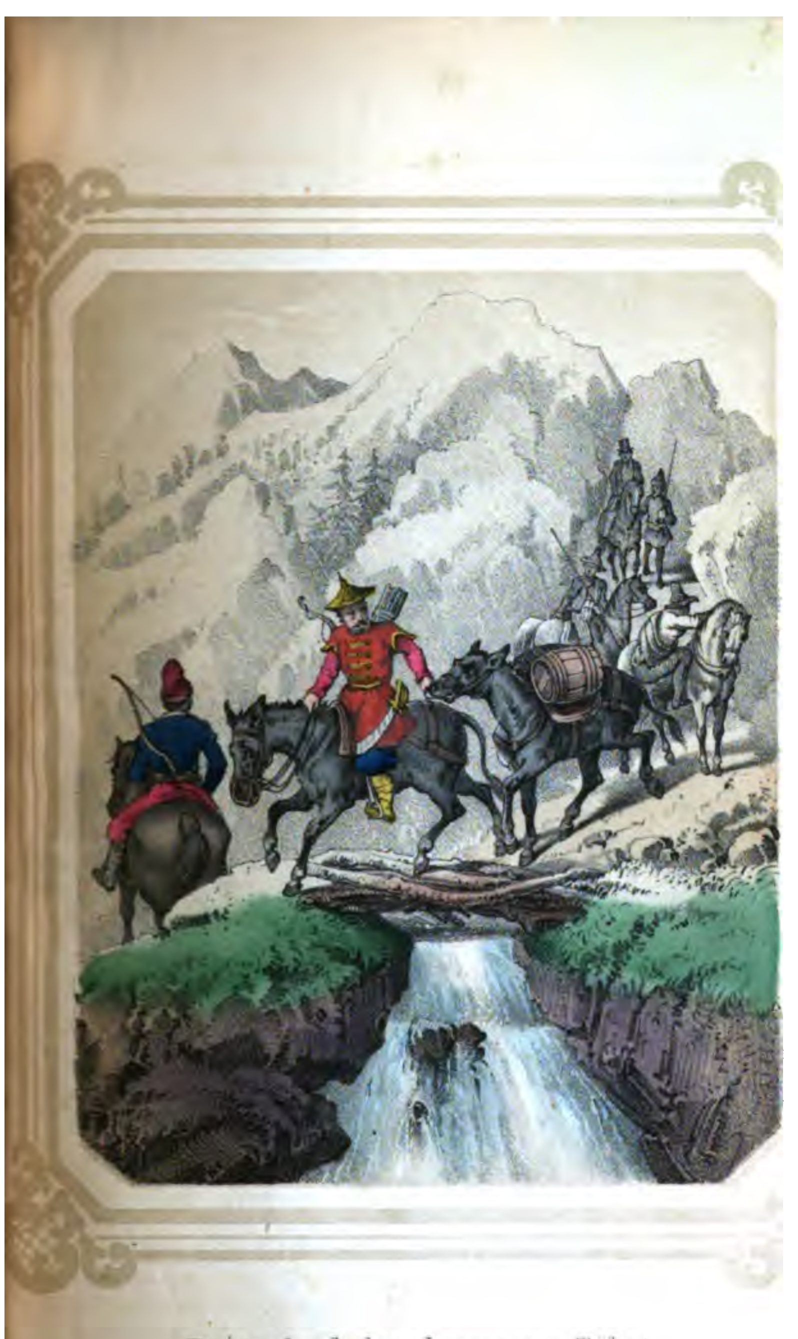
Am vierten Tage nach unserer Abreise von Ghiamda gingen wir über einen großen gefrorenen See und machten in Atdza Halt. Die Bewohner dieses Dörfchens bauen einige Feldstücke in einem Thälchen, das zwischen Bergen liegt, auf deren Gipfel Stechpalmen und Fichten wachsen.

Hier wurden unsere Reisethiere gewechselt, obschon wir nur noch 50 Lys

von Lha-Ri's Wohnung entfernt waren; denn wir brauchten frische Thiere, die den furchtbaren Weg, den wir zu machen hatten, gewohnt waren. Nur ein Berg trennte uns von Lha-Ri, und um über diesen zu kommen, sagte man uns, müßten wir früh Morgens abreisen, wenn wir vor Nacht darüber gelangen wollten. In unserem Reisebericht lasen wir hiervon folgende hübsche Beschreibung: „Weiter geht man über einen großen Berg, dessen Gipfel ganz senkrecht emporragen. Eis und Schnee vergehen da während des ganzen Jahres nicht. Die Abgründe, welche man trifft und die der Wind oft mit Schnee anfüllt, gleichen den steilen Ufern des Meeres. Die Wege sind beinahe ungangbar, so jäh und unsicher geht es den Berg ab." Dieser kurzen, aber kräftigen Schilderung nach durften wir für den andern Morgen keine besonders angenehme Lustreise erwarten.

Alles, sowohl die Leute des Zuges, als jene, die in der Gegend wohnen, schien daher unruhig und bekümmert, was eben nicht geeignet war, uns Muth einzuflößen. Man fragte sich ängstlich, ob es möglich wäre, über den Berg zu kommen, da der Schnee, der während fünf Tagen häufig gefallen, sich noch nicht habe setzen können; ob man nicht zu befürchten habe, in Abgründe hinunterzusinken oder von den Schneemassen verschüttet zu werden, die von den Bergen herabrollten. Hier war guter Rath theuer. Da wir uns nicht unnöthiger Weise der Lebensgefahr aussetzen, aber doch auch unser Mögliches thun wollten, so hielten wir vor Sonnenuntergang Rath und beriefen die alten Bergbewohner der Gegend dazu. Nach langem Rathschlagen wurde beschlossen, daß man am folgenden Tage ohne Vermessenheit abreisen könnte, wenn stilles, heiteres Wetter einfiele; dann aber müßten die langhaarigen Ochsen, die das Gepäck trugen und von Bewohnern der Gegend geführt würden, vorausgetrieben werden und in dem Schnee den Reitern einen Weg bahnen. Als die Sache so ausgemacht war, suchten wir ein wenig auszuruhen, fest auf den Schutz der Fürsehung vertrauend; denn von unserem Plane konnten wir uns nicht viel versprechen.

Als wir erwachten, glänzten noch einige Sterne am Himmel und verschwanden langsam bei Tagesanbruch. Das Wetter war prächtig. Schnell wurden alle Anstalten zur Abreise getroffen, und sobald der Himmel völlig hell war, fingen wir an, den furchtbaren Geisterberg Lha-Ri zu besteigen; er stand da vor uns wie eine ungeheure Schneemasse, wo kein Baum, kein Gräschen, nicht das Geringste zu sehen war, als der blendende Schnee. Die langhaarigen Ochsen wurden, wie wir beschlossen hatten, einer nach dem andern vorausgetrieben; hinter jedem schritt ein Führer; dann folgten die Reiter, so daß der Zug außerordentlich lang wurde und sich, gleich einer ungeheuren Schlange, in großen Krümmungen auf der Bergseite fortbewegte. Anfänglich ging es wenig steil auf; aber es lag so tiefer Schnee, daß wir stets zu fürchten hatten, darunter begraben zu werden. Die Ochsen, die voraus gingin, kamen nur durch Sprünge weiter; sie suchten angstvoll links und rechts, wo weniger gefährlich durchzukommen war; oft sah man sie gar nicht mehr, so tief fielen sie in den Schnee, und sprangen dann wieder hervor, wie dicke Meerschweine in den Fluthen des Oceans. Die Reiter, welche den Zug schloßen, fanden schon festeren Boden. Wir ritten langsam in einem engen und tiefen Hohlwege fort, so zu sagen, zwischen zwei Mauern von Schnee, die uns bis an die Brust stiegen. Beständig hörte man das dumpfe Brüllen



Reise durch das Jnnere von Tübet.

der Ochsen; die Pferde keuchten laut vor Anstrengung, und die Reisenden, um sich wechselseitig aufzumuntern, stießen von Zeit zu Zeit alle mit einander einen gewissen Schrei aus, gleich den Seeleuten, wenn sie an der Schiffswinde arbeiten. Nach und nach wurde der Weg so steil und jäh, daß der ganze Reisezug gleichsam am Berge zu hangen schien. Nun war keine Möglichkeit mehr, auf dem Pferde zu bleiben: Alles stieg ab, hängte sich an den Schweif seines Thieres, und nun ging es weiter mit neuem Eifer. Der Schnee, auf den die Sonne, die schon hoch am Himmel stand, ihre Strahlen warf, flimmerte weit umher, gleichwie in tausend und tausend Lichtlein, und blendete die Augen. Zum Glück hatten wir sie mit den unschätzbaren Brillen geschützt, die uns der Dheba von Ghiamba geschenkt hatte.

Nach langen und unsäglichen Anstrengungen gelangten wir oder vielmehr wurden wir auf den Gipfel des Berges hinaufgezogen. Die Sonne war bereits tief gesunken. Man machte einen Augenblick Halt, sowohl um den Sattel wieder in Ordnung zu bringen und das Gepäck auf den Thieren festzuschnallen, als um die leidigen Schneeklumpen von den Stiefeln abzustreifen, die sich an die Sohlen fest angesetzt hatten. Jedermann war entzückt vor Freude und stolz darauf, sich so hoch hinaufgewagt zu haben und auf einem solchen Riesenberge zu stehen. Jeder maß mit dem Auge den tiefen, sich krümmenden Hohlweg, den wir in den Schnee gruben und der sich auf dem blendenden Schnee des Berges wie ein röthlicher Streifen ausnahm.

Hinunter ging es noch steiler als hinauf, doch geschah dies schneller und kostete viel weniger Anstrengung: man durfte sich nur gehen lassen; das Einzige, was man dabei zu befürchten hatte, war, allzu schnell hinunterzurollen, über den betretenen Weg hinauszustürzen und in einen Abgrund zu gerathen, aus dem keine Rettung mehr möglich gewesen wäre. In einem solchen Lande sind derartige Unglücksfälle leicht möglich. Wir stiegen also schnell und glücklich den Berg hinunter, bald aufrecht, bald auf den Boden niedergekauert; nur verlor hier und da Einer von uns das Gleichgewicht und glitt eine Strecke weit den Berg hinunter; doch waren derlei Unfälle eher geeignet, die Reisenden zum Lachen zu reizen, als sie zu erschrecken.

Als wir beinahe am Fuße des Berges angelangt waren, machte der ganze Reisezug auf einer kleinen Fläche Halt. Hier befindet sich ein Obo (buddhaistisches Denkmal), das in einem Steinhaufen besteht, welcher oben mit Gebeinen, verschiedenen tübetanischen Sprüchen und einigen Fähnlein geziert ist. Um dieses Obo herum erheben sich einige majestätische Riesentannen und breiten ihre prächtigen Aeste über dasselbe aus. „Hier stehen wir am Gletscher des Geisterberges,“ sagte Ly-Kuo-Ngan zu uns; „es wird hier etwas zu lachen geben.“ Wir sahen den Friedensstifter der Königreiche mit Staunen an. „Ja, seht dort den Gletscher.“ Wir gingen nach der angegebenen Richtung einige Schritte vorwärts, schauten am Rande der kleinen Gebirgsfläche vor uns und erblickten wirklich einen ungeheuren, gegen die Mitte hochgewölbten Gletscher, der sich von beiden Seiten zwischen schrecklichen Abgründen befand. Man konnte durch eine sehr dünne Schichte Schnee die grünliche Farbe des Eises erkennen. Wir nahmen einen Stein von dem buddhaistischen Denkmal und warfen ihn auf den Gletscher; der Stein rollte mit dumpfem Getön hinunter und ließ auf dem Schnee einen breiten grünen Streifen hinter sich. Wir hatten einen Gletscher vor uns, daran war nicht

zu zweifeln, und wir verstanden nun theilweise, was uns Ly=Kuo=Ngan gesagt hatte; allein wir fanden durchaus nichts Lächerliches daran, daß wir auf einem solchen Wege reisen sollten; und doch hatte Ly=Kuo=Ngan nicht im geringsten Unrecht, als er sagte, es würde etwas zu lachen geben, wie wir uns bald davon überzeugen konnten.

Die Thiere mußten zuerst über den Gletscher, eines nach dem andern, zuerst die Ochsen, dann die Pferde. Ein prächtiger Ochs mit langem Haare eröffnete den Zug und schritt gravitätisch bis an den Rand der kleinen Gebirgsfläche. Hier streckte er den Hals hinaus, beroch einen Augenblick das Eis, und nachdem er einige Mal tief aufgeathmet, wobei jedesmal der Athem gleich Dampfwolken aus den weit geöffneten Nüstern aufstieg, setzte er, ohne zu zaudern, die Vorderfüße auf den Gletscher und glitt alsobald hinunter, als ginge es auf einer Maschine. Die vier Beine standen aus einander, aber so steif und fest, als wären sie von Marmor gewesen. Unten am Gletscher überstürzte er sich und sprang dann brüllend über den Schnee davon. Dieses Schauspiel, das wirklich sehr interessant war, gewährten uns alle Thiere, eines nach dem andern. Die Pferde machten überhaupt etwas mehr Umstände, bevor sie es wagten, über das Eis zu setzen; doch konnte man leicht sehen, daß Pferde wie Ochsen an derlei Fahrten längst gewöhnt waren.

Nun kam die Reihe an die Reisenden. Alle nach einander begaben sich muthig auf den Gletscher und gelangten eben so glücklich hinunter als die Thiere, nur auf eine ganz andere Weise. Wir setzten uns behutsam auf den Rand des Gletschers nieder, drückten die Fersen dicht neben einander und fest auf den Schnee, und fuhren, so schnell als auf der Eisenbahn, auf dem Eise hinunter, indem wir uns mit dem Stiel unserer Peitsche in der Mitte zu erhalten suchten. Nach der Berechnung eines Seemannes würden wir zwölf Seemeilen in einer Stunde zurückgelegt haben. Auf keiner unserer weiten und zahlreichen Reisen sind wir so leicht und so schnell von einem Orte zum andern gekommen.

Am Fuße des Gletschers angelangt, suchte Jeder, so gut er konnte, sein Pferd wieder aufzufangen; dann zogen wir weiter nach der gewöhnlichen Ordnung. Wir stiegen den Geisterberg ganz hinunter, der hier nicht steil ist, und traten dann in ein Thal, worin hier und da noch ziemlich große Strecken mit Schnee bedeckt waren. Während einiger Augenblicke zogen wir längs den mit Eis bedeckten Ufern eines kleinen Baches, und gelangten endlich nach Lha=Ri. Wir wurden hier an den Thoren der Stadt, wie zu Ghiamda, militairisch empfangen. Der Dheba des Ortes bot uns seine Dienste an, und wir begaben uns nach der Wohnung, die man in einer chinesischen Pagode, Kuang=Ti=Miao (Tempel des Kriegsgottes) genannt, eingerichtet hatte.

Das große Dorf Lha=Ri liegt in einem Tobel, rings von nackten Bergen umgeben. In dem ganzen Bezirke findet man nirgends die geringste Spur von Feldbau, und man muß das Tsing=ku=Mehl aus andern Orten herholen. Fast alle Einwohner sind Hirten und ziehen Schafe, Ochsen und besonders Ziegen auf, aus deren weichem, feinem Haare das schönste Pulu=Tuch und jene unter dem Namen Caschmir=Shawl so bekannten schönen Stoffe verfertigt werden. Die Tübetaner sind hier viel weniger civilisirt als

in H'Lassa. Ihr ganzes Aeußeres trägt etwas Rauhes, Wildes an sich; sie sind in Lumpen gekleidet und wohnen in großen, unförmlichen Hütten, deren Mauern aus ungehauenen Steinen aufgeführt und grob mit Erde überworfen sind. Doch bemerkt man am Abhange des Berges, etwas über dem Dorfe, ein großes buddhaistisches Kloster mit einer ziemlich schönen Kirche. Diesem Lama-Kloster steht ein Kampo vor, der zu gleicher Zeit Regierungs-Verwalter des Bezirkes ist. Die zahlreichen Lamas von Lha-Ri führen ein unthätiges, träges Leben. Wir konnten sie zu jeder Stunde des Tages, in allen Gassen der Stadt, auf dem Boden liegen oder haufenweise auf der Erde niedergekauert sehen, wo sie suchten, ihre mit einigen rothen und gelben Fetzen bedeckten Glieder an der Sonne zu wärmen.

Den folgenden Tag hatten wir viele Mühseligkeiten auszustehen. Wir mußten über den Berg Chor-Ku-La, der an Höhe und Steilheit dem Lha-Ri nichts nachläßt. Wir fingen an, denselben nicht ohne Bangigkeit zu besteigen; denn der Himmel lag düster und schwer vor uns und schien Wind oder Schnee zu verkündigen; durch Gottes Barmherzigkeit aber blieben wir von beiden verschont. Gegen Mittag erhob sich ein schwacher Nordwind, der so schneidend war, daß uns die Haut des Gesichts aufsprang; er war jedoch nicht stark genug, um die dichten Schneemassen, die den Berg bedeckten, in die Höhe zu jagen.

Oben angelangt, ruhten wir einen Augenblick hinter einem großen steinernen Obo aus und frühstückten, indem wir eine Pfeife Taback dazu rauchten. Während unseres einfachen Mahles erzählte uns der Mandarin Ly-Kuo-Ngan, daß während des Krieges, den Kien-Long mit Tübet führte, die chinesischen Truppen, durch die Beschwerden und Entbehrungen einer langen Reise erbittert, sich auf dem Chor-Ku-La empörten. „Auf dieser Höhe,“ so sprach er, „bemächtigten sich die Soldaten ihrer Hauptleute, knebelten sie und drohten ihnen, sie in diesen Abgrund zu stürzen, wenn man ihnen nicht eine größere Zahlung verspräche. Da die Generale dies thaten, so hörte die Empörung auf; man ließ die Mandarinen frei, und die Reise wurde ruhig bis nach Lha-Ri fortgesetzt. Kaum war man in dieser Stadt angelangt, so hielten die Generale wirklich ihr Versprechen und erhöhten den Sold; zu gleicher Zeit aber ließen sie jeden zehnten Mann im Gliede ohne Schonung niederhauen.“ — „Und was sagten die Soldaten dazu?“ fragten wir Ly-Kuo-Ngan. — „Diejenigen, die das Loos nicht traf, lachten und fanden, daß die Generale sich sehr klug benahmen.“ —

Sobald man über den Gipfel des Chor-Ku-La gestiegen ist, gelangt man auf eine Straße, die beinahe eben hinunter läuft, und reis't einige Tage lang auf den Höhen einer ungeheuren Bergkette, deren zahlreiche Verzweigungen mit ihren spitzen Gipfeln und steilen Wänden, so weit das Auge reicht, fortlaufen. Von Zeit zu Zeit trifft man rauschende Wasserfälle, tiefe Abgründe und Engpässe. Bald liegen die Berge über einander und bieten die sonderbarsten Gestalten dar; bald stehen ihre spitzen Felszacken in Ordnung neben einander gereiht und sehen in der Ferne wie Zähne einer ungeheuren Säge aus. Jeden Augenblick hat der Reisende in diesen Gegenden eine andere Ansicht, und die verschiedenartigsten Bilder ziehen wechselsweise vor seinem Auge vorüber. Die Bewohner dieser Berggegenden nennen alles, was sich nicht in den Wolken verliert, eine Ebene, und jeden Weg, auf dem

man fortkommen kann, ohne den Hals zu brechen oder sich hundert Mal zu verirren, eine gute ebene Straße.

Nachdem wir den Chor-Ku-La überstiegen hatten, betraten wir eine Gebirgsfläche, die von den Einwohnern als eine Ebene angesehen wird. „Von hier nach Alau-To," sagten uns die Tübetaner, die uns begleiteten, „kommen wir zu keinen Bergen mehr; überall ist der Weg wie hier." Bei diesen Worten zeigten sie uns ihre flache Hand. „Doch," setzten sie hinzu, „muß man viele Vorsicht gebrauchen, denn der Pfad ist oft schmal und schlüpfrig." Nun laßt uns einmal sehen, was das für ein Weg war, der so flach und eben wie die Hand sein sollte. Nachdem man den Gipfel des Chor-Ku-La verlassen hat, kommt man von einem schaudervollen Abgrunde zum andern, zwischen himmelhohen senkrechten Felswänden, die sich wie zwei große aus dem Felsen gehauene Mauern erheben. Längs diesen tiefen Abgründen müssen die Reisenden auf einem hohen und so schmalen Wege fortgehen, daß die Pferde kaum ihre Füße aufstellen können. Als wir die Ochsen der Karawane auf diesem fürchterlichen Pfade hinschreiten sahen und tief unten im Abgrunde das Wasser brausen hörten, ergriff uns ein Schauder, und wir stiegen vom Pferde ab. Sogleich aber rief uns Alles zu, wieder aufzusteigen. Die Pferde, sagte man uns, sind solche Reisen schon gewohnt und haben einen sicherern Schritt als wir; man müsse sie frei gehen lassen, nur fest im Steigbügel stehen bleiben und nicht um sich schauen. Wir empfahlen Gott unsere Seele und folgten dem Zuge. Bald konnten wir uns überzeugen, daß es wirklich unmöglich gewesen wäre, uns auf diesem schlüpfrigen Wege lange im Gleichgewicht zu erhalten. Immer schien es uns, eine unwiderstehliche Macht ziehe uns nach diesen unergründlichen Tiefen. Um nicht vom Schwindel befallen zu werden, hielten wir das Gesicht gegen den Berg gekehrt, der oft so steil und glatt emporstieg, daß auch nicht der geringste Rand da war, wo die Pferde ihre Füße hinstellen konnten. Man mußte alsdann über große Baumstämme, die auf Pfählen lagen, welche man den Berg entlang eingeschlagen hatte. Der bloße Anblick dieser fürchterlichen Brücken trieb uns einen eiskalten Schweiß aus. Doch mußten wir immer vorwärts; denn es war eben so unmöglich, zurückzukehren, als vom Pferde abzusteigen.

Nachdem wir zwei ganze Tage lang beständig zwischen Leben und Tod geschwebt, verließen wir endlich diesen Weg, den schauerlichsten und gefährlichsten, den man sich denken kann, und gelangten nach Alau-To. Jedermann war voll Freude, und man wünschte sich gegenseitig dazu Glück, nicht in den Abgrund gestürzt zu sein. Jeder erzählte mit einer Art fieberhafter Begeisterung, welchen Schrecken er bei den gefährlichsten Stellen empfunden. Als der Dheba von Alau-To erfuhr, daß kein Mann umgekommen war, fand er, daß die Karawane ein unerhörtes Glück gehabt hatte. Wohl waren drei Ochsen, sammt dem Gepäck, das sie trugen, in die Tiefe gerollt; allein dies wurde nicht gezählt und war nicht der Mühe werth, daß man sich damit beschäftigte. Ly-Kuo-Ngan sagte uns, daß er nie durch den Engpaß von Alau-To gekommen sei, ohne von großen Unglücksfällen Zeuge gewesen zu sein. Auf seiner vorigen Reise waren vier Soldaten mit ihren Pferden vom Berge hinunter gerollt. Jedermann hatte von Unfällen zu sprechen, bei deren bloßem Erzählen sich die Haare sträubten. Man hatte uns vorher

nichts davon gesagt, weil man fürchtete, wir würden den Weg nicht fortsetzen wollen. Und in der That, hätten wir vorher die schauerlichen Abgründe zwischen H'Lassa und Alau-To sehen können, ich glaube, man würde uns mit großer Mühe bewogen haben, eine solche Reise anzutreten.

Von Alau-To, wo wir die Ulah wechselten, kamen wir durch einen dichten Tannenwald in ein Thal, wo wir nach einem Marsche von neunzig Ly's in einem Dorfe, Namens Lang-Ki-Tsung, Halt machten. Dieser Ort ist einer der malerischsten und angenehmsten, die wir auf unserer Reise angetroffen haben: er liegt mitten in einer Ebene, die rings von niederen, mit Waldungen bedeckten Bergen umgeben ist. Das Feld ist ziemlich fruchtbar, und die Tübetaner aus dieser Gegend scheinen es mit vieler Sorgfalt anzubauen. Den Boden bewässert reichlich ein Bach, der eine große Menge Goldkörner mit sich führt; daher der Name Kien-Keu, das ist Goldschlucht, den die Chinesen diesem Thale geben.

Die Häuser von Lang-Ki-Tsung sind auf eine merkwürdige Art gebaut. Das ganze Baumaterial besteht in geschälten Baumstämmen, die an beiden Enden abgehauen sind, damit sie in ihrer ganzen Länge ungefähr den nämlichen Umfang haben. Zuerst werden große Pfähle tief in die Erde geschlagen, so daß sie höchstens noch zwei Fuß hoch herausstehen; darauf legt man alsdann zu diesem Zwecke zubereitete Tannenstämme dicht neben einander, welche den Fußboden des Hauses bilden. Dann werden andere Stämme, die den ersten gleichen, zu hohen Mauern über einander gelegt, welche sich durch ihre Dicke und Festigkeit auszeichnen. Das Dach ist ebenfalls aus Stämmen verfertigt, die mit breiter Baumrinde, wie mit Schiefern, bedeckt sind. Diese Häuser sehen gänzlich aus wie ungeheure Käfige, deren Stangen dicht aneinander stehen; befinden sich noch Spalten dazwischen, so werden sie mit Ochsenmist ausgefüllt. Nach dieser Bauart werden bisweilen sehr große und mehrere Stockwerk hohe Gebäude aufgeführt, die immer sehr warm und nie feucht sind; nur haben sie einen sehr unebenen und äußerst unbequemen Fußboden. Kommt es je den Einwohnern von Lang-Ki-Tsung in den Sinn, Hausbälle geben zu wollen, so werden sie vielleicht genöthigt sein, ihre Bauart ein wenig abzuändern.

Während wir in unserm großen Käfig geduldig und stillschweigend auf unser Abendessen warteten, traten der Dheba von Lang-Ki-Tsung und der Corporal der chinesischen Wache zu uns ein und meldeten uns, daß sie sich wegen etwas mit uns zu unterreden hätten. „Weßentwegen?“ rief Ly-Kuo-Ngan mit zorniger Stimme aus; „was soll das heißen? Ah! ich verstehe, Eure Ulah sind nicht bereit.“ — „Das nicht,“ erwiederte der Dheba; „nie hat Jemand zu Lang-Ki-Tsung auf die Ulah warten müssen. Wenn Ihr wollt, so werdet Ihr sie diesen Abend noch haben; allein ich muß Euch berichten, daß der Berg Tanda nicht bestiegen werden kann: während acht Tagen ist unaufhörlich ein so häufiger Schnee gefallen, daß die Wege noch nicht gangbar sind.“ — „Wir sind über den Chor-Ku-La gekommen, warum sollten wir nicht auch über den Tanda gehen können?“ — „Was ist der Chor-Ku-La im Vergleich mit dem Tanda! Zwischen diesen zwei Bergen ist ein himmelweiter Unterschied. Gestern haben sich drei Männer aus dem Bezirke Tanda auf den Berg gewagt, und zwei davon sind im Schnee verschwunden; der dritte ist diesen Morgen allein und zu Fuß hier angelangt,

denn sein Pferd liegt auch im Schnee begraben. Uebrigens," setzte der Dheba etwas trotzig und mit vornehmer Miene hinzu, „könnt Ihr abreisen, wenn Ihr wollt: die Ulah stehen zu Befehle; nur müßt Ihr die Ochsen und Pferde bezahlen, die unterwegs umkommen werden." Nachdem der tübetanische Diplomat dieses gesprochen, streckte er die Zunge heraus, kratzte sich am Ohr und ging ohne Weiteres hinaus.

Während Ly=Kuo=Ngan, der Dsiamb=chang und einige andere der Gegend kundige Männer aus der Karawane heftig und laut die große Frage besprachen, ob man die Reise wagen solle oder nicht, nahmen wir den chinesischen Wegweiser zur Hand und lasen darin folgende Stelle: „Der Berg Tanda ist äußerst steil und schwer zu erklimmen. Ein Bach fließt daran durch eine enge Schlucht herunter. Im Sommer ist das Bett desselben schlammig und schlüpfrig, im Winter aber mit Eis und Schnee bedeckt. Die Reisenden ziehen, mit Stöcken versehen, einer nach dem andern, wie eine Reihe Fische durch dasselbe hindurch. Es ist der gefahrvollste Paß auf dem ganzen Wege, der nach H'Lassa führt." Bei dem letzten Satze fiel uns das Buch aus den Händen. Nachdem wir uns von unserer Bestürzung erholt hatten, öffneten wir noch einmal das Buch, um uns zu versichern, ob wir richtig gelesen. Wir hatten uns nicht geirrt; mit großen Buchstaben stand es geschrieben: „Es ist der gefahrvollste Paß auf dem ganzen Wege, der nach H'Lassa führt." Bei dem Gedanken, einen Weg gehen zu müssen, der noch entsetzlicher war, als jener von Alau=To, glaubten wir, das Blut gerinne uns in den Adern. Doch währte diese Muthlosigkeit nur einen Augenblick. Gott gab uns nach und nach den Muth wieder. Wir standen auf, um an der Berathschlagung, die um uns her stattfand, Theil zu nehmen. Es wurde beschlossen, den folgenden Tag einige Männer der Karawane vor Tagesanbruch vorauszusenden, welche die Tiefe des Schnees untersuchen und mit eigenen Augen sehen sollten, wie sich die Sache verhielt.

Gegen Mittag kamen die Kundschafter zurück und meldeten uns, daß keine Möglichkeit da wäre, den Berg Tanda zu besteigen. Auf diese Nachricht sank Jedermann der Muth: selbst wir, die wir gewöhnlich keine Eile hatten, vernahmen sie ungern. Das Wetter war schön, und es stand zu befürchten, daß, so wir es nicht benutzten, wir später durch neues Schneegestöber vielleicht auf lange Zeit aufgehalten würden. Während wir ängstlich berathschlagten, was zu thun wäre, kam der Dheba des Ortes und zog uns aus der Verlegenheit. Er schlug uns vor, eine Heerde Ochsen vorauszusenden, die während zweier Tage uns einen festen Pfad durch den Schnee treten sollten, welcher den Weg versperrte. „Wenn Ihr diese Vorsicht gebraucht," sprach er zu uns, „und übrigens bis dahin kein schlechtes Wetter einfällt, so glaube ich, daß Ihr Euch ohne Furcht auf den Weg machen könnt." Der Vorschlag des Dheba wurde sogleich von Allen mit Dank angenommen.

Während die Ochsen uns den Weg bahnten, genoßen wir zu Lang=Ki=Tsung einige Tage lang eine angenehme und stärkende Ruhe. Die Tübetaner aus diesem Thale sind sanfter und gesitteter als jene, die wir seit unserer Abreise von Lha=Ri angetroffen hatten; sie versorgten unsere Küche mit reichlichem Vorrathe; Morgens und Abends brachten sie Fasanen, Hirsch-

Fleisch, frische Butter und ein süßes Gewächs, das sie auf dem Berge holten. Gebet, Spazierengehen und Schachspiel trugen viel dazu bei, uns diese paar Tage, die wir warten mußten, recht angenehm zu machen. Das Brett, auf welchem wir spielten, hatte uns der Regent von H'Lassa geschenkt; die Figuren waren aus Elfenbein und stellten verschiedene Thiere vor, die mit ziemlich viel Geschmack geschnitzt waren. Bekanntlich sind die Chinesen leidenschaftliche Schachspieler; ihr Spiel weicht aber viel von dem unsrigen ab. Die Tataren und Tübetaner kennen ebenfalls das Schachspiel, und, was sonderbar ist, ihr Schachbrett gleicht ganz dem unsrigen; ihre Figuren, obwohl von anderer Form, gelten das Nämliche, wie die unsrigen und rücken auf gleiche Art vor; mit einem Wort: die Regeln des Spieles sind in allen Stücken gleich. Selbst die Benennungen sind dieselben wie bei uns; wenn eine Figur Schach ist, so sagen sie Schick, und Matt, wenn das Spiel aus ist.

Nach drei Rasttagen meldete uns der Dheba von Lang-Ki-Tsung, daß die Ochsen die Bergpfade gangbar genug gemacht hatten. Wir begaben uns deßhalb alsobald auf den Weg; der Himmel war düster, und der Wind wehte ziemlich stark. Am Fuße des Tanda angelangt, erblickten wir in der Ferne einen langen dunkeln Streifen, der wie eine ungeheure Raupe sich langsam an den steilen Wänden des Berges fortbewegte. Die Führer von Lang-Ki-Tsung sagten uns, es wäre ein Zug Lamas, die von der Wallfahrt des H'Lassa-Moru zurückkämen und während der Nacht am Ende des Thales ihr Lager aufgeschlagen hätten. Der Anblick dieser zahlreichen Reisenden stärkte auf's Neue unsern Muth, und mit Eifer begannen wir den Berg zu besteigen. Ehe wir zum Gipfel gelangten, erhob sich ein heftiger Wind und jagte den Schnee in die Höhe; man hätte geglaubt, der ganze Berg wäre in Auflösung. Der Pfad wurde so steil, daß weder Menschen noch Thiere Kraft genug hatten, weiter zu klimmen; fast bei jedem Schritte stürzten die Pferde nieder, und wären sie nicht durch große Schneemassen aufgehalten worden, mehr denn einmal würden sie bis in das Thal von Lang-Ki-Tsung hinunter gerollt sein. Herr Gabet, der sich seit unserer ersten Reise noch nie recht von seiner Krankheit erholt hatte, konnte beinahe nicht auf den Gipfel des Tanda gelangen. Völlig entkräftet und erschöpft ließ er den Schweif seines Pferdes los, und versank fast ganz in den Schnee. Die Leute des tübetanischen Gefolges kamen ihm zu Hülfe, und nach langer und mühsamer Anstrengung gelang es ihnen, ihn bis auf den Gipfel hinaufzuziehen, wo er mehr todt als lebendig ankam. Sein Gesicht war blau, und er keuchte so schwer, daß man das Röcheln eines Sterbenden zu hören glaubte.

Wir trafen auf der Bergfläche die pilgernden Lamas an, welche uns vorangegangen waren; sie lagen alle im Schnee, und hatten zur Seite ihre langen mit Eisen beschlagenen Stöcke. Einige mit Gepäck beladene Esel standen dicht an einander, zitterten im kalten Winde und ließen ihre langen Ohren hangen. Nachdem Jedermann hinlänglich Athem geschöpft hatte, wurde die Reise fortgesetzt. Da der Abhang beinahe senkrecht war, so durfte man sich blos auf den Boden legen, um, durch das Gewicht des Körpers fortgerissen, den Weg hinab recht schnell zu machen. Der Schnee brachte uns in diesen Umständen eher Nutzen als Schaden; er bildete auf diesem unebenen Boden einen dichten Teppich, der uns ohne Gefahr hinabrollen ließ. Wir

hatten nur den Verlust eines Esels zu beklagen, der in einen Abgrund stürzte, weil er sich zu sehr von dem Wege entfernt hatte.

5. Bergpassage im Südost-Himalaya.

Der Mann, den ich mir zum Führer durch die Bergregion auserſehen hatte, war ein kamptischer Häuptling, Namens Tschoking, der bereits vor einigen Jahren von den Engländern den Auftrag erhalten und ausgeführt hatte, einen Brief nach Tübet zu bringen. Anfangs weigerte er sich, mich zu begleiten, ein Geschenk hatte ihn aber umgestimmt. Er kam, nachdem ich ihn eine Zeitlang vergeblich erwartet hatte, endlich zu mir nach Tschumpura, wo ich unterdessen mit vieler Mühe einige Träger gefunden und angeworben hatte. Am 18. Dezember um halb ein Uhr trat unsere Karawane ihren Marsch an. Ich ging voraus, Tschoking folgte mir nach, dann die Uebrigen in einer Reihe; ich hatte eilf Lastträger bei mir, einen Knaben von dreizehn Jahren und drei Mischemis; es waren im Ganzen unser siebenzehn Reisende; mein Hund war unser Vortraber.

Tsumpura ist das letzte Dorf im Thale Assam. Von hier aus führt kein Weg weiter. Die Mischemis sind die Einzigen, welche bei günstiger Jahreszeit hier durchgehen; bei regnerischer Witterung trifft man keine Spur mehr von Fußwegen an. Wir gingen, bald im Bette des Brahmaputra, bald im Walde, wo wir mit dem Säbel den Weg vor uns her bahnen mußten; so oft wir müde waren, setzten wir uns nieder.

Gegen Abend lagerten wir auf einer Sandbank in der Nähe der Mündung des Djia-Duli, welcher von Norden herkommt. Während meine Gefährten mir aus Baumästen eine kleine Hütte aufschlugen, um mir ein Obdach gegen die kalte Nachtluft zu verschaffen, entfernte ich mich ziemlich weit von ihnen, indem ich längs dem Brahmaputra hinwandelte. Ich blieb dann stehen und sah einer Hindin zu, welche an den Fluß kam, um zu trinken, während ihr Junges, das sich nicht getraute, in's Wasser zu treten, auf dem Sande umherhüpfte. Die Sonne ging unter, und die Abenddämmerung kam heran. Ich sah und hörte Niemanden. Die tiefste Stille herrschte um mich her, und war blos durch das Krähen der Wildhähne und das Geräusch der über die Kiesel hinfließenden Wellen unterbrochen. Schon lange hatte ich gewünscht, eine solche Reise zu machen. Ich glaube, daß die Einsiedler sehr glücklich waren. Hier findet der Mensch nichts von allem Dem, was die unzähligen in seinem Herzen schlummernden Leidenschaften aufwecken könnte. Zorn, Stolz und Eifersucht finden hier keine Nahrung. Man staunt, man betrachtet und fühlt seine ganze Freiheit. So muß es in den ersten Tagen der Schöpfung gewesen sein. Man fühlt hier die väterliche Hand eines allmächtigen Schöpfers; denn sie zeigt sich auf eine deutliche und zugleich geheimnißvolle Weise unter dem durchsichtigen Schleier der Natur. — Schon die nächsten Tage brachten uns mancherlei Beschwerden. Am 20. Dezember mußten wir den Doro passiren, d. h. durchwaten. Dabei steigt mir das Wasser bis an den Gürtel; zwei Männer unterstützen mich, und ungeachtet ihrer Hülfe gelange ich nur mit vieler Mühe auf das andere Ufer, weil

wir auf den glatten Kieselsteinen fast gar nicht voranschreiten können. Obschon der Strom sehr tief und reißend, ist doch das Wasser hell wie Krystall; große Fische gibt es hier in Menge. Tschoking feuert seine Flinte ab; ich frage ihn, warum er dies thue; er antwortet, daß in diesen Wäldern sich Mischemis aufhalten, denen er durch dieses Zeichen anzukündigen pflege, daß er hier sei. Kaum sind wir außer dem Walde, so sehe ich auf einem freien Platze mehrere Gestalten, die wie Affen auf dem Sande kauern. Vor zwei Monaten hatten die Sulikatta (Kurzhaare) ihr Dorf überfallen, ihre Wohnungen geplündert und in Asche gelegt, Männer und Weiber zu Sclaven gemacht, und diejenigen, die sich vertheidigen wollten, niedergemetzelt. Einige entkamen ihren Händen und irren seither ohne Obdach in den Wäldern. — Als wir näher zu diesen Leuten kamen, bemerkte ich unter ihnen ein dreißigjähriges Weib, welche ein rundes, zusammengezogenes Gesicht hatte; ihre Haut war gelblich; die Haare hatte sie zusammengeknüpft und mit zwei Splittern von Bambusrohr auf der Scheitel geheftet. Auf der Stirn trug sie eine an beiden Enden zugespitzte kupferne Platte, die wie eine Brille auf die Ohren herabhing und durch ein um den Kopf geschlungenes und mit weißen Muscheln besetztes Band festgehalten ward. Zwei Ringe von Messingdraht zierten die Ohren, und an beiden Armen trug sie kupferne Armbänder; das Band an ihrem Halse bestand aus weißen und schwarzen an einander gereihten Körnern, die von den Kernen einer Art Bananen herkommen. Ein Kind ruhte an ihrer Brust; neben ihr stand ein eilfjähriges Mädchen, und einige Schritte weiter spielte ein sechs- oder siebenjähriger Knabe mit meinem Hunde. Zwei Männer, auf ihre Bogen gelehnt, begrüßten uns; an ihrem Gürtel hing ein Jagdmesser, und auf der linken Seite trugen sie den mit vergifteten Pfeilen angefüllten Köcher. Während wir mit ihnen sprachen, rauchten sie alle ihre Pfeife, der kleine Knabe, das Mädchen und die Mutter.

Gegen Mittag kamen wir an einen großen Bach, Bithiu genannt. Tschoking war der Meinung, daß wir längs diesem Wasser hinziehen sollten, um dann eine Tagereise weiter oben unseren vorigen Weg wieder einzuschlagen. Allein ein Berg war zusammengestürzt, und man konnte unmöglich durchkommen. Drei Stunden lang hielten wir uns in diesem engen Passe auf; ich war so ermüdet und so erschöpft, daß ich nicht mehr weiter gehen konnte. Der Ort, an welchem wir uns befanden, gab der Luft keinen Spielraum, und doch war er nicht eng genug, um einigen Schatten zu gewähren; ich hatte über mir die brennende Sonnenhitze, die ich auf keine Art zu lindern vermochte, unter meinen Füßen glühende Kieselsteine, und befand mich gleichsam wie zwischen zwei Feuerflammen. Ich fühlte wohl, daß ich nicht auf einem mit Rosen besetzten Wege ging; meine Schuhe waren hart und verwundeten meine Füße. Gegen fünf Uhr hielten wir am Abhange des Berges; allein es waren hier so viele Granitblöcke zusammengehäuft, daß ich kaum einen Raum von fünf Fuß finden konnte, um meine müden Glieder auszustrecken. Ich hatte am Kopfe und zu den Füßen Felsenstücke, und auf beiden Seiten kleine Bäche, an welche ich, wenn ich die Arme ausstreckte, reichen konnte. Das Wetter war sehr hell, ich hatte aber keine Aussicht, weil ich zu nahe am Berge war.

Das erste Dorf der Mischemis liegt auf der rechten Seite des Berges,

Als sie erfuhren, daß wir da waren, kamen sie alle herab und trafen uns im Gebete an. Sie standen um mich her, die Pfeife im Munde, auf ihre Lanzen gestützt, und blieben vor Neugierde in tiefes Stillschweigen versunken. Als ich geendet hatte, überreichten sie mir von ihren Waldfrüchten; ich gab ihnen Salz und Tabak zum Gegengeschenk. Dieses arme Volk schmachtet im tiefsten Elende des Körpers und der Seele. Kaum bedecken sie ihre erstarrten Glieder mit einigen armen Fetzen. Zwei junge Weiber bieten sich an, zwei unserer Lastträger zu ersetzen, welche im Dorfe bleiben wollen; sie begehren Halsbänder von uns. Die eine ist Wittwe, beide sind Königinnen, weil sie von Häuptlingen gekauft worden sind; sie scheinen nicht so unglücklich zu sein, als jene, welche ich gestern auf dem Ufer gesehen.

Gegen Mittag am 21. Dezember wollte ich die Stellung der Sonne aufnehmen; allein die Bäume waren so hoch und so dicht, daß ich dieselbe nicht sehen konnte. Ein großartigerer Anblick läßt sich nicht denken. Die Bäume sind von außerordentlicher Größe, von frischem, jungem Aussehen in ihrem hundertjährigen Wuchse. Jeder Stamm ist mit spinnenden Pflanzen, die dem Epheu und der Rebe gleichen, umrankt. Sie hangen wie Kränze von allen Seiten herab und schmiegen sich wieder an die benachbarten Riesenstämme. Ich habe die Lustgärten von St. Cloud und von Versailles mit Staunen angesehen; allein arm und klein steht das Werk der Menschenhände da, im Vergleich mit den himalayischen Wäldern, die Gott selbst angepflanzt und zu denen jenes sich verhält, wie ein Lämpchen in einem Farbenglase zu dem Sonnenlichte. Ich finde hier keinen Baum, der mir bekannt wäre, keinen von jenen, deren ich so oft in den Waldungen von Lothringen gesehen. Der Berg hat keine Felsen; der Boden besteht in einer guten, schwarzen, aus abgefaulten oder vom Gewittersturme ausgewurzelten Bäumen gebildeten Erde; diese vermodern, ohne daß Jemand sie mit der Art berührte. Der Glimmer, welcher sich mit der Erde vermischt, gibt dem Berge den Anschein, als wäre er von Gold und Silber.

Gegen drei Uhr verfolgten wir, um von einem Berge auf einen anderen zu gelangen, einen Pfad, der kaum ein Meter breit war und an dessen beiden Seiten schauerliche, mehrere tausend Fuß tiefe Abgründe lagen. Auf dem Berggipfel hat man die schönste, großartigste Aussicht, welche ganz eigens dazu geschaffen scheint, den müden Wanderer für seine Mühe zu belohnen. Vor mir überschaue ich das ganze assamische Thal bis nach Saikow, das zu meiner Rechten liegt; zur Linken sehe ich in einer Entfernung von acht oder zehn Kilometern die Stelle, wo der Brahmaputra das Riesengebirge durchschnejdet. Gegen Süden prangt eine unabsehbare Ebene mit den herrlichsten Waldungen und wird vom tausendarmigen Strome bewässert, der in unzähligen Krümmungen seine mächtigen Fluten durch dieses Land hinwälzt. Von der Höhe, die ich einnehme, scheinen mir die allergrößten Bäume klein wie Krautköpfe. Wir befinden uns mehrere Hundert Fuß über den Nebelwolken, die wellenförmig vom Südwinde durch die engen Bergschluchten getrieben werden. — —

Schon seit anderthalb Tagen steigen wir einen steilen Berg hinauf; wir müssen uns selbst den Weg bahnen, nur bisweilen jedoch finden wir einen Pfad. Ich habe kein Instrument, um die Höhe zu messen; allein ich berechne sie auf neun- bis zehntausend Fuß. Ungeachtet dieser Höhe bewunder

ich um mich her den üppigsten Pflanzenwuchs. Diese Berge haben kaum irgendwo ihres Gleichen. Im Himalaya sieht man nicht vor sich; je höher man steigt, desto höher muß man noch steigen, und wenn man auf dem Gipfel, welcher der höchste zu sein schien, anlangt, so findet man denselben von noch höheren Gipfeln umgeben, die den Gesichtskreis einschränken. Man kann die Himalaya-Gebirge mit den Wellen des Oceans vergleichen; sie bilden keine Kette, sondern vielmehr eine ganze Welt von Bergen; um sie überschauen zu können, müßte man in einem Luftballon über ihnen schweben. Jetzt steigen wir bereits anderthalb Tage, und was haben wir vor unseren Augen? Den Sincutru, einen ungeheuren Berg, dessen Füße auf den Gipfeln zweier anderen riesenhaften Berge ruhen.

Am Fuße des Sincutru schlugen wir unseren Weg in einen Wald von Dornbambus-Bäumen ein; die herabhangenden Aeste durchkreuzten sich nach allen Richtungen hin und machten uns den Weg sehr mühsam. Nun ging es bergab; allein noch nie hatte ich auf solche Weise herabsteigen gelernt; der Abhang war so steil, daß mir die Füße schwankten und ich auf allen Vieren fortkriechen mußte; mitunter kam ein feiner Regen, der uns den Weg schlüpfrig machte und dazu beitrug, daß wir noch schneller vorwärts kamen; denn so oft ich im Ausglitschen fiel, rollte ich fort, bis ich von ungefähr an etwas hängen blieb. Auf diesem Schnellwege kamen wir an einen Ort, wo ein Aufwuchs von prächtigem Rohr stand; es war von der Dicke eines Armes und hatte hundert und fünfzig Fuß in der Höhe; mit seinem hübschen Wipfel krönt es die Spitze der höchsten Bäume. Die Wilden essen die Früchte davon; ich versuchte deren ebenfalls und fand sie sauer. Endlich gelangten wir an einen bepflanzten Hügel, der zu unserer Rechten lag. Der Boden gab unter unseren Füßen nach, und da wir keine Bäume und kein Gesträuch mehr fanden, um uns festzuhalten, gelangten wir zehnmal geschwinder, als wir wünschten, den Berg hinunter. —

Die eben geschilderte Reise hatte mich so ermüdet, daß ich auf meiner Strohmatte hingestreckt lag, ohne ein Glied bewegen zu können. Nachdem wir einen Tag gerastet hatten, reisten wir längs dem Tiding-Flusse, welcher dem Brahmaputra gegen Südwesten zuströmt. Der Weg, den wir verfolgten, wäre trefflich, um einen Seiltänzer zu üben, denn er ist ganz mit Granitstücken angefüllt, die vom Berge herabrollen. Wir mußten von einem Felsenstücke auf das andere springen und oft über breite und gefährliche Stellen schreiten. Wenn ich das Unglück gehabt hätte, einen Fehltritt zu thun oder das Gleichgewicht zu verlieren, so wäre es um mein Leben geschehen gewesen; jeder Schritt hätte mein letzter sein können. Zudem fing es ein wenig zu regnen an: die Felsenstücke wurden schlüpfriger, und ich kann von Glück sagen, daß ich durchgekommen bin. Was erblickte ich aber in der Höhe über dem Abgrunde, das von einem Ufer an das andere reicht? Die Mischemis lachen über die Verwunderung, die ich äußere, und sagen, es wäre dieses eine Brücke von Rohr. Es war weiter nichts, als ein oder zwei Stengel, von der Dicke eines gewöhnlichen Seiles, deren Enden auf beiden Ufern an Bäumen befestigt waren; der Wanderer hängt sich daran und leitet sich hinüber. Ich betheuerte ernstlich, daß ich niemals den Versuch machen, und daß ich, wofern es keinen anderen Weg gäbe, wie man mir versicherte, wieder umkehren würde. Es wäre eben so unsinnig, ein solches Spiel zu

treiben, als sich geradehin in den Abgrund zu stürzen. Alle meine Lastträger schauten mich an und sagten: „Wohlan! Sabe (Herr), dieß ist nun eine Ursache, um unsern Rückzug zu entschuldigen.“ Glücklicher Weise berichtete man mir, daß das Wasser klein genug wäre, um auf einer kleinen Brücke aus Bambusrohr, die den Fischern dient, über den Fluß zu setzen. Ich wage mich auf den gebrechlichen Steg, der blos aus einigen schlecht an einander gefügten Stecken besteht, die der Wind fortwehet oder das Wasser wegspült. Befindet man sich mitten darauf, so sinkt er bis auf die Wellen hinab. Ich konnte mich zu allem Glück aufrecht halten; allein als ich zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatte, fühlte ich mich ermüdet und fiel nieder; das Ufer war ganz nahe, und ich kam nur in's Wasser bis an den Gürtel.

Wir setzten unseren Weg fort, als uns zwei Männer sagten, daß wir an einem Berge vorbeigehen müßten, der seit zwei Tagen am Einstürzen sei. Als wir dahin kamen, sah ich, daß sich schon ein Theil des Berges vier- bis fünfhundert Meter lang in das Thal niedergelassen hatte; der Weg und der Bach waren von Trümmern angefüllt; ein Jeder zauderte. Es konnte ein neuer Bergsturz uns im Durchgehen bedecken. — Noch hatten wir die Mitte des Hohlweges nicht erreicht, als plötzlich eines der Weiber, welches die Angst und das Schweigen fast erstickten, einen Schrei ausstößt; ein Jeder glaubt, das Weib habe den Berg wanken gesehen, und schaut schief auf den Berg hin; Alle schreien aus voller Kehle und eilen wetteifernd davon. Ich hörte keinen Einzigen darüber klagen, daß sein Tragkorb zu schwer sei; wie der Wind flohen wir durch die Trümmer! Wenn man, vom Alp gedrückt, in dem Augenblicke erwacht, wo man den Todesstoß empfangen soll, mit welcher Freude sieht man nicht, nachdem man die Augen gut gerieben, daß man ruhig in seinem Bette liegt und daß Alles nur ein Traum war! Ich muß gestehen, wir empfanden Alle eine ähnliche Freude, als wir uns außer Gefahr sahen; die Einen lachten, die Anderen trockneten sich die Stirn ab; Allen klopfte das Herz, und ein Jeder athmete aus voller Brust, um seine Lunge zu erleichtern. Und doch war es keine Lawine gewesen; vor Angst nur hatten wir den Berg in Bewegung gesehen. — —

Die Ermüdung brachte die Karawane in Unordnung; fast alle meine Gefährten haben mich verlassen, nachdem sie meine Tragkörbe geplündert. Ich bin bei dem Khrussa, dem Häuptlinge eines mischemischen Dorfes. Nach weitläufigen Unterhandlungen gelang es mir endlich, nachdem mehrere Tage verstrichen waren, Führer und Träger zur Fortsetzung der Reise zu bewegen.

Am 29. kamen wir im Dorfe Hayalang an. Dort bemerkte ich vor dem Hause, in welchem wir Halt machten, ein Grab, welches mit großer Sorge unterhalten war: rings herum ein Gitter, ein Dach darüber und Blumen auf dem Hügel. Unter dem Dache ruhte die sterbliche Hülle, und daneben standen ein Tragkorb, ein Hut, ein großer Weinkrug. Ich war tief gerührt beim Anblick dieser Grabstätte, die mich so lebhaft an die Kirchhöfe in Europa erinnerte; aber bei uns entfernt man, so viel als möglich, die Ueberbleibsel derjenigen, die in unserem Andenken fortleben sollten; hier aber ist das Grab vor der Schwelle der Wohnung; täglich vielleicht wird es benetzt durch Thränen, die, wenn sie auch von einem Wilden vergossen werden, nichts desto weniger aus einem liebevollen Herzen entspringen.

Man sieht hier das Scha, eine Art wilde Kuh, welche die Engländer

Miton nennen. Das Scha ist stark, dick und grobgliederig wie der Stier, kurz zusammengezogen und schwarz wie der Büffelochs, und mit regelmäßigen, sehr kurzen, aber an der Wurzel äußerst dicken Hörnern bewaffnet; es ist eine sehr hübsche Ochsenart, welche für den Pflug dem Ochsen vorzuziehen wäre. Die Mischemis benutzen dieses Thier weder zum Ackerbau, noch als Milchkuh; sie lassen es wild umherirren und im Walde seine Nahrung suchen; nur zähmen sie dasselbe, indem sie ihm, wenn es noch jung ist, Salz zu schlecken geben, und es so daran gewöhnen, aus ihrer Hand zu fressen. Ruft der Meister seine Scha, so eilen sie alle herbei. Die Reichen allein können solche Thiere haben; es ist dies ihr Adelstitel; je mehr sie deren besitzen, desto höher stehen sie in Achtung.

Nun wandern wir in hohen, über alle Beschreibung erhabenen Bergen; sie ragen so weit hinauf, daß ich gestern Mittags nur den obersten Theil der Sonnenscheibe sehen konnte, der andere blieb durch die Spitze eines Berges verfinstert. Wir reisen immer fort und haben unaufhörlich den Tod vor Augen. Endlich gelangen wir an das steile Ufer eines sehr tiefen Stromes. Da ich von dieser Höhe eine schöne Aussicht hatte, so schrieb ich einige Anmerkungen nieder und beobachtete meine Magnet-Nadel. Während dieser Zeit waren meine Gefährten alle hinabgestiegen, ohne daß ich es bemerkte. Als ich an den Rand des Abgrundes kam, stand ich vor einem nackten, fürchterlich steilen Felsen. Ich schaute rechts und links, um den Weg zu sehen, auf welchem meine Leute hinabgekommen waren; aber ich konnte keine Spur davon entdecken; lachend schrieen sie mir zu, daß ich auf dem Felsen selbst herabsteigen müsse. Da ich nicht gesehen, welches Mittel sie angewendet hatten, so wußte ich nicht, was ich thun sollte, und blieb stehen, um ein wenig nachzudenken. Sie lachten über meine Verlegenheit, aber Keiner hatte die Güte, mir zu Hülfe zu kommen. Dann legte ich mich auf den Rücken, nahm so gut ich konnte die Richtung, die mich an's Ziel führen sollte, und schoß hinab, wie das Schiff, das man vom Stapel laufen läßt, oder vielmehr wie der Todte, den man in das Grab hinuntersenkt. In einem Nu war ich unten, zum großen Erstaunen der Wilden, die sich anschauten und sagten: „Wie dieser sich darauf versteht!“ Ich kam ziemlich gut davon: nur hatte ich einige Ritzen an den Händen, außer anderen leichten Verwundungen. — —

Gegen zehn Uhr Abends am 1. Januar kommt einer meiner Lastträger und sagt mir ganz leise: „Meister, diese Nacht mußt du nicht schlafen.“ — „Warum?“ — „Weil ich eine Gruppe Wilder habe sagen hören, daß man kommen wird, dich zu tödten. Man will dich diese Nacht erwürgen; geschieht es diesen Abend nicht, so wird es morgen sein, denn man hat deinen Tod beschlossen. Wir müssen wachen, du mit deiner Flinte und ich mit meinem Säbel.“ — Ich dachte über den Entschluß nach, den ich fassen sollte. Ohne Zweifel, sprach ich zu mir selbst, bin ich unter hungrigen Wölfen, die mir nach dem Leben trachten und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, wo sie das Bischen unter sich vertheilen können, das sie mir noch nicht gestohlen. Ist mein Tod wirklich beschlossen, so habe ich kein Mittel, mich demselben zu entziehen; was vermögen in diesem Gesträuche dieser Säbel und diese Flinte gegen einen ganzen Stamm? — Mit solchen Gedanken schlief ich ein.

Als ich erwachte, vernahm ich den dumpfen Schall zahlreicher Stimmen; eiligst langte ich nach meiner Flinte, um mich zu vertheidigen; ich sah aber

Niemanden. Es war heller Tag. Ein rascher Blick um mich her überzeugte mich bald, daß ich vor keinem nahen Angriffe mich zu fürchten hatte; ich besah meine Kleider, ob sie nicht mit Blut besprengt wären, ich entblößte die Brust, um tiefe Wunden zu suchen; endlich stand ich auf, um zu sehen, wie es um meine Gesundheit stehe, und zu meiner großen Verwunderung sah ich, daß mir nichts fehlte. Ich kann nicht begreifen, wie ich in der festen Ueberzeugung, daß ich in zwei oder drei Stunden sollte ermordet werden, einen so friedlichen und tiefen Schlaf genießen konnte. Mein armer Kampthi hatte die ganze Nacht über gewacht. Ich sagte ihm nicht, daß ich geschlafen hatte; er wäre närrisch geworden.

Um neun Uhr setzte sich die Karawane wieder in Bewegung. Der Weg, den wir verfolgten, war schauerlich steil. Man müßte Flügel haben, um hier zwischen den schrecklichen Abgründen durchzukommen. Fünf oder sechs Kilometer von Jingsha gelangten wir auf eine Hochebene, die einen hohen, kahlen, schwarzen, senkrecht in den Brahmaputra hinablaufenden Felsen krönt. Die von Nordwest herfließenden Wasser des Pramo brausen schäumend in der düsteren Tiefe eines fürchterlichen Abgrundes am Fuße dieses Felsens vorüber. Die Hochebene im Gegentheil bietet einen lieblichen Anblick, und ist mit großen Bäumen bepflanzt, die einen kleinen Bach beschatten. Eine angenehme Kühle herrscht in diesem grünenden Wäldchen. Bei dem Bache angelangt, stand die Reisegesellschaft still; drei oder vier Weiber entfernten sich und eilten auf einen Rasenplatz, wo sie mir zuriefen: „Komm und beschaue den Ort, wo die beiden Baba Sabe — (es war ein indianischer Reisender nebst seinem Bedienten gewesen, die hier 1847 ermordet wurden) — niedergemetzelt wurden; nachher hat man sie vom Felsen in die Tiefe des Abgrundes hinabgeworfen.“ Da schrie ein zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen: „Nein, nein, hier habe ich das Blut gesehen. Auch du wirst umgebracht werden.“ Ich konnte mich eines Gefühles des Entsetzens nicht erwehren; mir war es, als sähe ich neben diesen Furien zwei bleiche, bräunlich blaue, schon mit Mücken bedeckte Leichen; diese gelblichen Blätter schienen mir mit Blut bedeckt zu sein. Schon lange bedroht man mich mit dem Tode. Dieser Gedanke hat sich allmählig meiner Seele bemächtigt: dieser Ort überzeugt mich vollends; die Thatsachen haben eine schreckliche Beweiskraft für Denjenigen, der sie auf dem Schauplatze selbst betrachtet, wo sie sich zugetragen, besonders wenn es so leicht ist, einen Auftritt zu erneuern, in welchem man die traurige Rolle eines Opfers spielen soll. Der Erste Beste kann sich meiner bemächtigen; meine Begleiter werden mich nicht umbringen, ich hoffe es wenigstens, doch werden sie mich auch nicht vertheidigen; es würde sie sogar freuen, zu sehen, wie ein Sabe stirbt und nebstdem haben sie noch die Hoffnung, die Beute zu theilen.

Am 4. Jänner kündigte man mir an, daß wir uns nahe bei dem Weiler Kotta befänden, und daß wir bis nach Tübet kein Dorf mehr antreffen würden. Diese Kunde war Balsam für meine Seele, ich wähnte mich außer Gefahr. So eben wollten wir uns entfernen, als Limssa, der uns seit drei Tagen verlassen hatte, uns einholte; mit ihm kamen zwei Fremdlinge. Diese Unbekannten hatten ein freundliches Aussehen, obschon sie vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet waren; sie hatten Alles, was hier zu einer vollständigen Kriegsrüstung gehört: Lanzen, Dolche, Köcher und Helm, aus Weiden-

hoch. Sie kamen stracks auf mich los. Bei ihrem Anblick ließen meine Reisegefährten ein leises Geflüster vernehmen; ein Jeder entfernte sich von mir und setzte sich in einer gewissen Entfernung nieder. Der alte Sclave Singsu, dem ich so eben eine Tasse Thee gegeben hatte, sprach leise zu mir: „Dieser Tag ist böse, böse! gib Alles her! gib Alles her!“ Ich wußte nicht, wo es hinaus wollte. Der Jüngere der Fremdlinge durchmusterte mein Geräthe, während sein älterer Gefährte mich mit wilden Blicken anstarrte. Ich wollte sie mit guten Worten abspeisen; allein kaum hatte ich merken lassen, daß ich keine Geschenke mehr hatte, so rief der Sclave Singsu mir zu: „Gib doch etwas her und zögere nicht!“ Ich weigerte mich Anfangs, es zu thun, denn ich war der unaufhörlichen Räubereien müde: doch um diese Wilden los zu werden, hielt ich für rathsam, ihnen mein letztes Leintuch anzubieten; der Jüngere verzog das Gesicht und hob es nicht auf. Ich wandte mich dann zu seinem Gefährten und gab ihm zu verstehen, daß ich ihnen das Beste von Allem, was ich hatte, gegeben. Hierauf legte ich die Hände an meine Flinte und machte Lärm mit dem Pfanndeckel. Bei diesem Geklirre, dessen Ursache er nicht kannte, machte er große Augen und äußerte seine Verwunderung; ich zog den einen Hahn auf, ohne daß er es gewahr wurde, und drückte los. Der Schuß wiederhallte in den mit Eis bedeckten Berggipfeln, und der Wilde war voll des Erstaunens bei diesem unerwarteten Knalle; er hatte noch nie so etwas gesehen, und konnte die Entzündbarkeit der Kapseln und das Spiel der verborgenen Federn nicht begreifen. Um sich die Sache besser erklären zu können, oder aus einem anderen Beweggrunde, bat er mich, die zweite Ladung abzuschießen. Ich that es nicht, denn man hatte mir vorhin mein Pulver gestohlen, so daß ich noch kaum genug hatte für einige Schüsse. Nun sprach ich ihn auch um einen Dienst an, den er mir sogleich leistete, worauf er mir „Kenan“ sagte, das ist: glückliche Reise. Bei diesen Worten machte sich die ganze Karawane zur Abreise auf; allein wo werde ich meine Träger suchen? Ich fand sie lange nicht; sie hatten sich verborgen, aus Furcht, die Sache möchte keinen guten Ausgang nehmen. Endlich kamen sie wieder zu uns, und wir gelangten bald auf den Gipfel des Berges. Die zwei Wilden schlugen einen anderen Weg ein; aber, wohl bemerkt, das Leintuch ließen sie nicht dahinten. — —

Gegen Abend reisten wir ganz ruhig im Bette des Brahmaputra; da ich viele Bemerkungen niederzuschreiben hatte, war ich wie gewöhnlich der Letzte; auf einmal bleibt die ganze Karawane mit aufgestellten Lanzen stehen. Als ich näher kam, rief Limssa mir zu: „Entblöße dein Haupt, betrachte hier und bewundere.“ Die Sache verdiente wirklich, gesehen zu werden. Wir standen vor einer Seltenheit, deren Erklärung ich Anderen überlasse. Es war ein Granit-Felsen, in welchem der regelmäßigste Kamin war, den ich je gesehen; er glich den uralten Feuerherden mit weitem Vorschusse, um welche eine ganze Familie sammt den Nachbarn sitzen und nach Herzenslust sich mit einander unterhalten konnten. Die Oeffnung hat sieben oder acht Fuß im Durchmesser. Der Schornstein, durch welchen der Rauch zieht, ist schön glatt und rund wie ein Brunnen; er ist aus Einem Stücke, mißt dreißig Fuß in der Höhe und öffnet sich oben in einer Erdfläche, über welche ehemals der Brahmaputra seine Fluten wälzte. In der Höhe bemerkt man in einer Felsenritze ein Vogelnest. Dieser Kamin ist höchst regelmäßig abgemes-

sen und ausgerundet, und doch hat sicher der Meißel denselben nicht berührt. Vielleicht hat das Wasser diesen Brunnen gegraben, als der Strom noch diesen Felsen bespülte. Meine Leute behaupten, es sei dieses das Werk und die Wohnung eines Deo (Genius, Geistes).

Am 5. befanden wir uns an dem Orte, wo der Ispak in den Brahmaputra mündet. Das Thal ist hier breiter; der Weg besser; die Berggipfel, welche bis hieher ohne Grün waren, tragen große und starke Tannenbäume. Es dünkt mich, als befinde ich mich in den Vogesen. Zum ersten Male erblickte ich hier den Epheu, und sehe auch den Raben wieder, welchen ich von Assam aus nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Wir treten nun in ein Thal, welches ein kleiner Bach bewässert, der zu meiner Linken von einer riesenhaften Felsenspitze herabsprudelt. Auf der anderen Seite dieses Berges erblickte ich zu meinen Füßen ein breites Thal, welches sich durch die Anschwemmungen des Brahmaputra ausgebildet haben muß. In der Ferne bemerke ich einige schwarze Punkte, und auf meine Frage, was dieß bedeute, antwortete man mir, es sei ein tübetanisches Dorf. Zwei Schritte weiter erblickte ich sogar eines zu meinen Füßen.

Nach kaum zweihundert Schritten befanden wir uns an der Ecke eines Wäldchens, das zu meiner Linken lag, am Eingange Ualungs, des ersten tübetanischen Dorfes. Meine Reisegefährten saßen ruhig auf einer Terrasse; sie rauchten ihre Pfeife und unterhielten sich mit den Einheimischen nach Herzenslust. Sobald ich erblickt wurde, liefen Männer, Weiber und Kinder herbei, um mich recht genau zu betrachten. Sie blieben in ehrerbietiger Stellung einige Schritte von mir entfernt; wir verstanden einander nicht; und statt Worte zu wechseln, begnügten wir uns, einander anzublicken. Ihr Staunen gab zu erkennen, daß sie so etwas noch nie gesehen hatten. Ich war auf meine Flinte gestützt, machte große Augen und glich einem Kinde, das zum ersten Male von seinem Dorfe in eine große Stadt kommt.

Die Ualunger hatten ihre Neugierde schneller befriedigt, als ich die meinige. Sie zogen sich Einer nach dem Anderen zurück, und in einem Augenblicke sah ich Niemanden mehr um mich her. In demselben Augenblicke traten einige Mischemis herzu und fragten mich: „Wohin willst du gehen?“ — „In ein Kloster,“ antwortete ich. — „Wir müssen gerade durch ein Dorf gehen, worin sich ein Lama-Kloster befindet; um eine gute Belohnung wollen wir dich hinführen.“ Ich willigte in diesen Antrag ein und verließ Ualung ohne weitere Umstände.

Von diesem Dorfe aus wird das Land immer schöner. Einwohner, Häuser, Feldbau, Aussichten, Alles bietet von nun an einen angenehmen Anblick dar. Das Thal dehnt sich auf den beiden Ufern des Brahmaputra weiter aus, und das Feld ist sehr gut bebaut; dichte Tannenwälder erheben sich links und rechts und werden gegen den Gipfel immer lichter. Am Fuße der Berge, auf dem angeschwemmten Thalboden und auf den Ufern der verschiedenen Flüsse erblickt man Wäldchen, in ewigem Grün prangend, mit den schönsten, verschiedenartigsten Bäumen, als Bambus, Pomeranzen-, Citronen-, Pfirsich- und sogar Lorbeerbäumen, nebst vielen anderen, die ich nicht kenne. Man wird schwerlich sonst irgendwo so frische, anmuthige Waldungen antreffen.

Nach zwei Tagereisen in dieser ungemein reizenden Gegend, bei einer Luft, welche so sanft war, wie die in Europa während des Maimonats, gelangte ich nach Sommeu. Hier fand ich gastliche Aufnahme in einem Lama-Kloster.

Am andern Morgen ging ich früh aus, um die Umgegend zu betrachten. Das Dorf besteht ungefähr aus zwölf Häusern, welche ordnungslos auf einer Anhöhe liegen und einem hinter hohem, immer grünen Gebüsche verborgenen Landhause gleichen. Eine Viertelstunde weit, zur Linken, fließt der Brahmaputra. Das Thal, welches er bewässert, läuft von Norden nach Süden. Hohe, gleich weit von einander entfernte Berge schließen dasselbe zu beiden Seiten ein; riesenhafte Tannen bedecken die Berge und Schnee krönt deren Gipfel. Auf dem ebenen Lande erblickt man, so weit das Auge reicht, angebaute Felder. Kühe, Ochsen, Pferde, Esel und Maulesel ziehen heerdenweise auf den Triften umher. Ungefähr anderthalb Stunden nordwärts erhebt sich eine große, dreieckige Terrasse; dort ist der Wohnsitz Yung's, des Statthalters der Provinz. Die Einheimischen nennen dieses Schloß Rima.

Ich glaube nicht, daß der Pinsel eines Malers im Stande wäre, eine Lage darzustellen, lieblicher und reizender als diese. Hier hätte der Künstler nichts Anderes zu thun, als blos die Natur getreu nachzuahmen, und es würde an seinem Gemälde nicht das Geringste auszusetzen sein. Auf beiden Seiten des Stromes ragen die Bergketten bis zu den Wolken hinauf; die dunkelgrünen Waldungen stechen auf das herrlichste gegen den blendenden Schnee ab, der in den Strahlen einer ungetrübten Sonne schimmert; zwischen malerischen Waldungen hindurch erblickt das Auge in der Ferne hübsche Dörfer; an den Ufern der Bäche versammeln sich die Bergbewohner, um sich zu waschen und Wasser zu schöpfen; vor sich hat man eine große, mit Reiß und Getreide bepflanzte Ebene, welche durch einen Damm gegen die Ueberschwemmungen geschützt wird; endlich im Hintergrunde des Gemäldes erhebt sich der Wohnsitz des Statthalters am Eingange zweier Thäler und am Fuße eines Berges, dessen Gipfel sich spitzförmig im blauen Firmamente verliert. Nachdem ich hier mehrere Tage verweilt hatte, trat ich wieder meine Rückreise an.

II. Westliches Asien.

1. Brussa und Umgegend.

Wer heutzutage in der Türkei auf Reisen geht, braucht zwar nicht mehr den Aufwand dazu, der noch vor zwei Decennien dazu gehörte: einen Tartaren als Quartiermacher, mehrere Reitknechte als Führer und Bedeckung, und eine Reihe von Reit- und Packthieren zur Fortschaffung der eigenen hohen Person, des Gefolges und der unentbehrlichen Geräthschaften, um sich in den nackten vier Wänden eines Chans erträglich einzurichten; er kann von der Hauptstadt des Reichs aus sehr bedeutende Strecken mittelst Dampfschiffs

zurücklegen, bei denen man früher den Landweg den Launen der Segelschifffahrt vorzog. Der Lloyd läßt seine Dampfer von Galacz über Stambul und Smyrna bis nach Beirut und Alexandria streichen; Marseiller Unternehmer haben noch vor kurzem eine neue Linie von Konstantinopel nach Jaffa und Aegypten eingerichtet; russische Boote fahren nach Odessa, englische auf dem Bosporus nach Salonichi und Malta, und türkisch-armenische Actiencompagnien rüsten jedes Jahr zahlreichere Steamer für kürzere und weitere Linien aus, von denen sie einzelne, z. B. die nach Trapezunt und Nicomedien, schon ausschließlich versorgen. Trotz dieser Erleichterung des Verkehrs, der auch eine verhältnißmäßige Vergrößerung des Reisecomforts gestattet, muß der Reisende (wenigstens auf den türkischen Fahrzeugen) schon vor der Ueberfahrt sich mit viel nöthigen Dingen versehen, die in Europa nicht gäng und gäbe sind: Teppichen und Kissen zum Schlafen, Dolch und Feuergewehr für unberufene Störenfriede, einigen Lebensmitteln, da die unterwegs gereichten an Qualität und Quantität selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht immer genügen; vor allen Dingen als conditio sine qua non mit einer respectirlichen Auswahl verschiedener Geldsorten, d. h. nicht etwa verschiedener Herren Geld, sondern Geld Abdul Medschid-Khans, selbst in Gold, Silber und Papier, wovon in des Sultans eigenen Staaten bald das eine, bald das andere nicht an den Mann zu bringen, je nachdem die Geldspekulanten der hohen Pforte den einen oder den andern Curs zur hausse oder baisse nöthigen. Ist der Schaulustige mit alledem versehen, hat er sich auch mit Sattel und Sporen für spätere Cavalcaden ausgerüstet und führt er neben seinem europäischen Paß noch das türkische Teskereh in seiner Tasche, so mag er sein Glück versuchen und sich wagen „in der Schiffe Gewühl und der Völker Getümmel.“ Sein Schiff von des Meeres Sandgestade in die Fluthen zu ziehen, Mastbaum und Segel zu stellen, und die veilchenblauen Wellen zu durchschneiden, war den Paladinen der Ilias oder Odyssee ein Kleines, doch glaube Niemand, daß er noch heutzutage in des Archipels oder der Propontis Gewässern so leichten Kaufes mit dem Ankerlichten davon kommt. Die prosaische Aera der Dampfschiffe hat auch in diesen Zonen die Poesie des Seelebens in Ketten gelegt und ihm seine Gefahren und Wonnen zu gleicher Zeit abgenommen. Der Kessel muß geheizt werden, der Schlot rauchen, die Paßkarten revidirt werden, die Quarantainescheine in Ordnung sein, sonst bleibt des Meerfahrers Fuß am Ufer gefesselt, und es öffnet sich ihm kein Bosporus und kein Hellespont. — Oft genug bei den täglichen Bosporusfahrten durch Zuspätkommen klug gemacht, hatte ich beschlossen, diesmal jeder Laune des Schicksals vorsichtig zuvorzukommen, und die während des ganzen Sommers eingehaltene Abgangszeit von türkisch 12 Uhr genau als meine Norm zu betrachten. Da die türkische Zeitrechnung ihre Tage vom Sonnenuntergange an rechnet, so war dies freilich eine grausame Zumuthung gegen die innige Verehrung, die ich in Novembertagen gegen den Morgenschlaf hege. Aber was bringt der durch Erfahrungen gewitzigte Mensch nicht Grundsätzen zum Opfer? Die früheste Morgendämmerung fand mich mit meiner Begleitung schon auf den Straßen von Pera, und über die noch sanft schlummernden schmutziggelben Schaaren der mordlustigen Gassenhunde Topchanas stiegen wir, in Nebelschleier gehüllt, zur schon belebten Scala hernieder.

»Brussaja vapûr nade?« „Wo liegt das Brussa-Dampfschiff?" fragte ich in das gondelartige Kaik einsteigend den Bootsmann, und gleich war er mit der Antwort: »Orda, Tschelebi, serai-burnuda,« „dort, Herr, an der Serailspitze," bei der Hand. Doch weder mein noch sein Auge vermochte, nach dieser malerischsten aller Landzungen, die selbst schlank wie ein Bugspriet zwischen dem goldenen Horn und dem Marmora-Meere hinausläuft, durch die dicken Nebelmassen zu schauen, die der aufsteigenden Sonne einen hartnäckigen Kampf um die Herrschaft des Tages entgegensetzten. Es war ein eigenes Ding, in dem schmalen Boote von völliger Nacht umhüllt über die weite Wasserfläche hinzuschießen, in der zwei Meere sich mischen, und bald zur Rechten, bald zur Linken große und kleine Kähne aus der Dunkelheit an uns vorbei und in sie zurückgleiten zu sehen, in der die Fährleute sich nur an dem tönenden Doppelschlage der Ruder zu erkennen und auszuweichen vermochten. Ein Glück, daß die Zwei- und Dreimaster oder gar die Dampfschiffe sich noch nicht in Bewegung gesetzt hatten, sondern noch mit den Leviathans der Kriegsflotte, auf deren Masten des Halbmonds Flagge so stolz wie nirgends mehr weht, träg träumend auf den ruhigen Wassern dalagen. Ein paar von ihnen hätten in dem Nebel, ohne es zu wissen, Dutzende solcher Nußschalen, wie die, auf der wir fuhren, umstoßen und zerquetschen können. Wohl eine halbe Stunde mochten wir so in dunkler Irre von Schiff zu Schiff gefahren sein, aber wenn schon Schornsteine häufig genug des Dämons Dampf Herrschaft auf ihnen von den Verdecken verkündeten, — dem fragenden »banabak, bu Brussa-vapûr durmi?« hatte stets eines Engländers oder Moskowiters, auch wohl eines Franzmanns oder Italieners barsche Verneinung vom Borde geantwortet. Endlich erwies sich ein weitgedehntes Fahrzeug mit doppeltem Schlot als das Ziel unserer Sehnsucht: der Esseri-Habit, unter türkischer Flagge von einem jener Ragusaner geführt, die der Mittelmeersschiffe geborne Capitaine sind. Obgleich unser Kaikdschi, ehe wir ihn ablohnten, das Schiff mit mißtrauischen Blicken gemustert und es halblaut für sich eine „Usakschei", ein „poveres Ding" genannt hatte, fühlten wir uns doch in seiner geräumigen und geschmackvoll eingerichteten Cajüte bald heimisch. Und als die Nebel sich theilten, die Maschine zu arbeiten anfing, und die Gestade des Bosporus mit ihrem tausendstimmigen Menschengewirre hinter uns verschwanden, standen wir nicht an, selbst diese Bequemlichkeit mit dem Deckplatze zu vertauschen, der sich inzwischen mit einer großen Anzahl von Passagieren angefüllt hatte. Wer von meinen Lesern schon jemals eine Reise mit einem türkischen Schiffe gemacht hat, wird wissen, daß, obschon sie in ihrem Bau ganz europäischen Mustern nachgeahmt und nicht zum kleinsten Theile auf Albions Werften gezimmert werden, auf ihren Verdecken doch orientalische Einrichtung und Sitte herrscht. Da finden Sie weder auf dem Vordertheil eine elegant eingerichtete Restauration, noch auf dem „Primo Posto" die rings umlaufenden Gitterbänke oder die unvermeidlichen wiegenartigen und gebrechlichen Sitztabourets. Dort ist für den Kaffeeschenken (Kawehdji), regelmäßig ein Armenier mit kohlschwarzem Aug' und Haar, ein Bretterschuppen angebaut, in dem süße und bittere Liqueure und zuckerloser, dicker, schwarzer Kaffee für dürstende Seelen als Nektar gespendet wird; hier richtet sich auf niedern Bretterlagen ein jeder selbst häuslich ein, breitet seinen Teppich aus, rückt die mitgebrachten Kissen

zurecht und macht sich's mit dem Tschibuk und seinen Lebensvorräthen behaglich. Die Schönheit und Ausgewähltheit der untergebreiteten Stoffe, die Kostbarkeit der bald nur aus grünem Glase, bald aus kleinern oder größern Bernsteinstücken geformten Mundstücke an den Pfeifenröhren, die Anzahl des umstehenden und bedienenden Gefolges, wovon die Schwarzen (aber nur selten die Weißen) Sklaven sind — dies sind die unterscheidenden Merkmale, an welchen sich der Rang oder der Reichthum unter der gelagerten Gesellschaft kund gibt. Für Weiber und Kinder ist die erhöhte Estrade reservirt, welche das Steuerruder umgibt, und über diesen abgeschlossenen Raum ziehen sich, wenn die Strahlen der Mittagssonne heiß zu brennen anfangen, zuerst die schützenden Segeltücher. Außer zwei französischen Fabrikanten, welche die Brussaer Seidenbereitung aus dem Augenschein kennen lernen wollten, waren wir „unter Larven die einzige fühlende Brust"; kein fränkisches Idiom, nur türkisch, armenisch und die Romaika fiel in unser Ohr. Die neben uns sitzenden Bimbaschis (Hauptleute) theils in blauer Uniform, theils im gestickten Rock mit Stehkragen und einem Feß mit großem platten Metallknopf auf dem Kopf, benahmen sich jedoch so freundschaftlich, daß wir uns bald heimisch fühlten, und aus den gemeinschaftlichen Vorräthen um die Morgenessenszeit (bei den Türken drei Stunden nach Sonnenaufgang) ein Picknick anstellten. Mehr noch als diese guten Leute fesselte mein vis à vis, ein Kaimakam mit schneeweißem Turban, in reiche Pelze gehüllt und mit großmächtigen goldenen Ketten prangend, durch seine stolze von allen Leidenschaften durchfurchte, aber wirklich imponirende Physiognomie meine Aufmerksamkeit. Daß er, was er auch that, würdevoll zu thun wußte, wie die Diener jedem seiner Blicke folgten und bei ihren eigenen Verneigungen zu verstehen gaben, daß nur ein Mann von solcher Würde so von ihnen bedient werden werde! daran war wahrhaftig ein Studium zu machen, und ich wäre noch tiefer drein versunken, hätte mich nicht das unmelodische Geplärr einiger unartiger Türkenjungen, denen ihre armen tiefverschleierten Mütter vergeblich zur Beschwichtigung Zuckerbrod in die Hände steckten, aus meiner Träumerei gerissen.

Aus der nebligen Morgenlandschaft hatte sich inzwischen ein klares, sonnenburchstrahltes Mittagsbild entwickelt: hellleuchtend wie eine blinkende Stahlfläche lag der Spiegel des Meeres vor uns, welches in beiden an seinen Küsten herrschenden Sprachen von diesem Leuchten seinen Namen hat *). Die Prinzeninseln, jene reizenden Eilande, welche der Mensch auch durch die entehrendsten und schmachvollsten Thaten, die auf ihnen verübt worden sind, nicht ihrer reinen Natur entkleiden konnte, lagen längst mit ihren wunderlichen Felsgestaltungen und ihren stillen Thalgründen hinter uns, und wir näherten uns, den nikomedischen Golf an seiner äußersten Sehne durchschneidend, immer mehr der asiatischen Küste. Sie fällt hier in hohen, bewachsenen Dünen steil in die See, und verwehrt, leblos und öde, dem Auge den Blick in das Innere des Landes. Ueber die Meeresfläche hin ist die Aus-

*) Marmara-Meer, vom griechischen μαρμαίρω, glänzen, woher bekanntlich der Kalk-Glanzstein erst seinen Namen Marmor hat; im Türkischen (wie das ganze Mittelmeer) ak denis, das heißt weißes Meer, besonders zum Gegensatze gegen das kara denis, das schwarze Meer.

sicht desto unbeschränkter; nordwestlich bildet in Vogelperspective „die Stadt“, Stambul, mit ihren Kuppeln und Thürmen den stetigen Hintergrund, und von dort nach allen Richtungen theilen fast ununterbrochen weißschimmernde Segel die bläuliche Fläche. Unser Schiff that seine Arbeit weiter. Zwei Stunden nach Mittag lag der Busen von Modonia, der südöstlichste der Propontis, von den Alten Sinus Cyanus genannt, vor uns, und der Dampfer bremste, um vor dem griechischen Städtchen, das hier am Eingange liegt und der Bucht den Namen gibt, einen Theil seiner Ladung abzusetzen. Der ziemlich schmale Meereseinschnitt zieht sich noch 3 bis 4 Stunden landeinwärts bis nach Ghio (türkisch Gemlik), noch zu Strabo's Zeiten einer nicht unbedeutenden Stadt Bithyniens, die heutzutage im Munde der sie meist bewohnenden Griechen ihren ältesten Namen wieder angenommen hat. Ghio hieß in den ältesten Zeiten der griechischen Colonialgeschichte Kios, und soll diesen Namen einem Heraklesgefährten des Argonautenzuges zu danken haben, welcher, die Argo und seine Genossen verlassend, die Stadt gründete und dort seine Tage beschloß. Von dem anfangs so mächtigen und endlich so unglücklichen Philipp III. von Macedonien zerstört, fiel es an Prusias Silas, den aus Hannibals Geschichte bekannten König von Bithynien, welcher den Ort wieder aufbaute und ihm seinen eigenen Namen Prusias verlieh. Unter dieser Benennung finden wir die Stadt bei Strabo. Auch das erwähnte Modonia ist offenbar aus dem altgriechischen Methone entstanden, wenn gleich uns über die Geschichte dieses Platzes keine Nachrichten mehr vorliegen.

Diese Reminiscenzen beschäftigten mich in jenem Augenblick wenig, wo die kräftigen Schifferleute von Modonia mit ihren Kaiken das Dampfschiff umdrängten und alle Mittel der Beredsamkeit aufboten, ihm möglichst viel Last an Gut und Menschen zu entführen. Es galt, sich zu entscheiden, ob wir von hier aus den nähern, aber beschwerlicheren und vor Räubern nicht sichern direkten Weg nach Brussa einschlagen wollten oder es vorzögen, mit dem Schiffe bis Ghio (Gemlik) zu gehen und dann die bequemere theilweise chaussirte Straße von dort aus zu verfolgen. Unserem guten Glück und unsern Sporen vertrauend, wählten wir das erstere, um nicht erst nach eingetretener Dunkelheit in der uns noch unbekannten großen Stadt anzulangen, beurlaubten uns beim Capitain und setzten in einem gewaltigen, mit allerlei Dingen angefüllten Kaik an's Ufer. Da sich der Fährmann, ein Grieche (Romaios), zugleich als Agoyat zu erkennen gab, wurden wir mit ihm über die zu stellenden Pferde Handels eins und schwangen uns, sobald der höchst gravitätische Effendi uns in der Quarantaine die Teskereh's ausgehändigt hatte, in die Sättel.

Unser Weg führte zunächst zwischen Weingärten am Meeresufer hin, wendete sich jedoch bald in einer üppig bewachsenen Thalschlucht allmählig bergan steigend landeinwärts und gewährte einen lieblichen Einblick in die fruchtbare Mark des Dorfes Burgas (Pyrgos), das wir zur linken Seite liegen ließen. Noch ehe die Höhe erreicht war, stieß hier ein vornehmer Türke in rothem Turban und gelbseidenem Gewande auf einem reich gezäumten Araber zu uns, und nachdem wir den Gruß mit der Rechten von der Brust zur Stirn gewechselt, beschlossen wir, den gemeinsamen Weg gemeinsam zurückzulegen. Das ansehnliche Gefolge dieses reichen Mannes, der sich als ein Molla (Rechtsgelehrter) zu erkennen gab, war durchweg gut beritten;

da es größtentheils aus Griechen zusammengesetzt war, und diese ein Carrierereiten im wärmsten Tempo ausnehmend lieben, kamen wir rasch vorwärts und durchflogen in einer Stunde ein weitgedehntes, ziemlich nacktes Plateau, auf dem nur die Umgebungen des Städtchens Misipolis einigen Reiz darboten. Dann wurde ein Flußbett, in dem den Pferden das Wasser bis an den Bauch ging, passirt, und kurze Rast an einem einsam gelegenen Kaffeneh gehalten. Schon senkte die Sonne sich, als wir im raschen Trabe den Absturz des Hochlands und mit ihm den Ueberblick über die reiche Brussa-Ebene erreichten, die sich von hier in einem sechs Stunden langen und zwei Stunden breiten Bogen um den alten Bergriesen, den Olymp, und das angrenzende Alpenland herumlegt. Kaum fühlten die Pferde den weichen, wolligen Boden der Ebene unter sich, als sie mit freudigem Schnaufen die bisherigen Anstrengungen zu vergessen schienen, und dem Zuruf ihrer Reiter folgend, schnell dem Ziele der Reise entgegeneilten. Noch standen die Wiesen in frischem Grün: Heerden kräftiger Rinder und fettschwänziger Schafe wurden den Ställen zugetrieben, während lange Kameelzüge, behaglich gelagert, die Nacht im Freien erwarteten. Eine Unzahl von wilden Bergbächen, zum Theil mit stattlichen Brücken überbaut, überrieselten die Fluren, auf denen die Pappel, die Steineiche, der Maulbeer und der Weinstock die reizendsten natürlichen Bouquets bilden. Eben erloschen die letzten bläulichen Farbentinten an den Bergwänden, die über der Stadt hängen, als unsere kleine Karawane an den Bädern vorüber in die Stadt einrückte, wo wir im Judenquartier bei einem Deutschen freundliche Aufnahme fanden.

Brussa, im griechischen Volksdialekt auch Prusa oder Prusia genannt, gegenwärtig die Hauptstadt des Paschaliks und ersten Sandschaks von Anatolien, wurde schon zur Zeit des Krösus von dem Aeltervater der bithynischen Könige Prusias I. gegründet und nach seinem Namen benannt. An den Gränzen des alten Phrygiens und Mysiens belegen, scheint sie jedenfalls schon vor der Römerzeit ein nicht unwichtiger Platz gewesen zu sein. Daß Hannibal sich hier, als er, von Antiochus III. nicht länger an seinem Hofe geduldet, im Reiche des Prusias Silas von Bithynien eine Zufluchtsstätte fand, längere Zeit aufhielt und den Ort zu befestigen anfing, ist nach dem Zeugniß des Plinius nicht zu bezweifeln; wenn gleich dieser irrt, wenn er die Gründung der Stadt selbst dem Hannibal beimißt. Schon unter den Römern sammelten die heißen Quellen, die im S.W. des jetzigen Stadtgebietes entspringen, zahlreiche heilungsuchende Kranke in ihren Mauern. Aus dieser Zeit stammen die mehr und mehr zerfallenden Mauern des sogenannten „Schlosses“ (Castell), in denen sich noch an manchen Stellen Stücke alter Sculptur eingemauert finden. Zur Zeit der Kreuzzüge unerwähnt, taucht der Name Brussa's erst im 14ten Jahrhundert wieder aus der Vergessenheit auf, als die Dynastie Osman diesen Ort zum Centrum ihrer selbstständigen, von dem Sultanat Iconium nunmehr unabhängigen, Macht erkor. Die weise getroffene Wahl reute die Türkenkhane nicht, und so wuchs nicht nur die Bevölkerung dieser Residenz während des 14ten und 15ten Säculums mächtig an, sondern der Glaubenseifer, der Geschmack und die Kunstliebe, die damals im Hause Osmans einheimisch waren, im Verein mit dem gewaltigen Machtzuwachs, den es sich im Felde erstritt, verliehen der von Natur schon so reich bedachten die herrlichen Zierden öffentlicher Denkmäler, die noch

heute der Muselmanen Stolz, in den Fremden Bewunderung dieser Vergangenheit erregen. Mußte Brussa auch, um den Schwerpunkt der erobernden Macht nach dem Abendlande selbst zu übertragen, schon gegen Ende des 14ten Jahrhunderts Adrianopel (Edreneh), und seit der Mitte des 15ten nun völlig dem unvergleichlichen Stambul, die Ehre und den Glanz des Herrschersitzes abtreten, so blieb es bis in unsre Tage blühend durch die Ergiebigkeit seiner Gefilde, die Heilsamkeit seiner Wasser, den Fleiß und die Geschicklichkeit seiner Bewohner. Dem Europäer ist die Stadt noch heute eine der wichtigsten im türkischen Reiche, weil ihn die Interessen ihres Wohlstandes an sie knüpfen; dem Staatsschatz der Pforte liefert sie durch ihre Seidenindustrie, ihre Bäder, sowie seit kurzem durch ihre Weinproduction eine der ergiebigsten Einkunftsquellen; dem Volk der Osmanlis wird sie ewig die heiligste im ganzen Reich bleiben, weil sie in ihren hochgewölbten oder cypressenbeschatteten Grabstätten die Gründer seiner langsam zerfallenden Größe, Sultane, Scheiche, Dichter und Richter, bis zu dem Tage birgt, wo der Prophet alle Moslims im Thal Josaphat richten wird.

Das heutige Brussa liegt in einem anderhalb Stunden langen aber meist kaum zwanzig Minuten breiten Häusergürtel am Fuß des mysischen Olymps, der darüber seine 8000 Fuß hohen Gipfel in schweren, kuppigen Massen in die Wolken streckt. In seiner Hauptausdehnung zieht sich der Ort von S.S.W. nach N.N.O., und in dieser Richtung laufen daher auch ihre Hauptstraßen, unter welchen die von der Moschee Sultan Murads I. nach den großen Seidenfabriken des Armeniers Dschesairli führende, die den Pascha-Konak mit dem armenischen Viertel Ssert-Baschi verbindende, die des Baluk Bazar oder Fischmarkts und die lange Straße des Tschartsche oder der Waarenlager die ansehnlichsten sind. Diese Straßen werden an verschiedenen Stellen im rechten Winkel durch die aus den Schluchten des Olympos hervorbrechenden und der Ebene zueilenden Bäche durchbrochen, welche im Umfange des Stadtgebiets zwei sie von O.S.O. nach W.N.W. durchschneidende Thäler bilden, das von Abdul Murad und das Gjökdere oder Himmelsthal genannte. Während das erstere sich bald abflacht und in die Ebene verliert, bildet das letztere bis über die Stadt hinaus eine tiefe Wasserrinne, welche mit drei festen, gemauerten Brücken überbaut ist. Diese Wasser rinnen wie alle auf dieser Abdachung des Olymps und der gegenüberliegenden der Mauleselberge in das Flüßchen Nilufar, das wir eine halbe Stünde von der Stadt, bei Tschekirdsche, bei unserem Kommen passirt hatten, und dessen stattliche Ueberbrückungen dem Brussaer Handel im Frühjahr so unentbehrlich sind, wo die Gebirgswasser den Fluß in einen See verwandeln, der die halbe Ebene bedeckt. Die Segnungen der reichen Wassergabe vollständig zu genießen, ohne unter den Ueberschwemmungen leiden zu müssen, ist Brussa amphitheatralisch hart am Bergabhange in die Höhe gebaut, also daß die alte Burg mit ihren theilweis noch krenellirten Mauern und Thürmen die Stadt zwischen den erwähnten beiden Thälern beherrscht und das Bunarbaschi oder Quellenhaupt, ein großes von lebendigen Quellen gespeistes Wasserbassin, das durch unterirdische Leitungen zahllose öffentliche Wasserbrunnen (Tscheschmês) in der Stadt versorgt, gegen die Berge hin noch im Bereich der Befestigungswerke liegt. Im Mittelalter genügte dieses, Brussa auch zu einer schwer einnehmbaren Festung zu machen, während selbst die Citadelle jetzt gegen einige

auf den nächsten Berghöhen aufgepflanzte Batterien keinen Tag zu halten wäre. Auch scheint die Möglichkeit, sie einmal gegen Feinde vertheidigen zu müssen, den Gedanken ihrer jetzigen Besitzer so fern zu liegen, daß man nicht nur die Geschütze in den alten Werken verrosten und verkommen läßt, sondern auch alles Militair aus ihr herausgezogen hat. Für die ganze große Einwohnerzahl versehen ein paar Dutzend Pascha-Khawassen den Polizeidienst, und bei dem geringen Verhältniß von Rajahs gegen Türken unter den Ansässigen fühlt sich das Gouvernement des Gehorsams derselben völlig sicher.

Die Bevölkerung von Brussa beträgt jetzt nach den Angaben lange dort ansässiger Personen zusammen mit den Etablissements von Tschekirdsche noch keine 80,000 Seelen. Unter diesen finden sich gegenwärtig über 10,000 Armenier, 6—7000 Griechen, ein paar Tausend (spanische) Juden und mehrere Hundert Franken. Einige Quartiere, wie Ssert-Baschi (armenisch), Baluk-Basar (griechisch), Jehudi Mahalle (wie der Name schon sagt, jüdisch), Abdul Murad Mahalle sind ausschließlich von Rajahs bewohnt, die auch manche Hanthierungen allein treiben und auf sie sogar ein Monopol besitzen. Unter den ganz unserem deutschen alten Zunftwesen entsprechend organisirten Innungen ist die der Schlächter ausschließlich griechisch, während Bäckerei und Pantoffelmacherei den Türken reservirt blieben. Die Seidenfabrikation wird im größten Maßstabe in den mit allen europäischen Maschinen, Webstühlen, Haspeln neuester Construction wohl versehenen Fabriken der reichsten armenischen Banquiers von Konstantinopel fortwährend betrieben, so daß trotz des bedeutenden Verbrauchs westeuropäischer, namentlich schweizerischer Musseline im Orient, die Seidenproduction von Brussa einen gegen früher noch gesteigerten Ertrag abwirft.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient heutzutage die Weinproduction Brussa's, die zwar schon früher bedeutend war, aber erst durch die Unternehmungen einiger fränkischer Häuser ein bedeutender Ausfuhrartikel geworden ist. Die mohamedanische Bevölkerung verachtet zwar die gebrannten Wasser keinesweges, hält dagegen viel strenger als an vielen andern Orten des osmanischen Reichs auf die Vermeidung des Weingenusses; der Grieche und Armenier gibt nichts auf eine sorgfältige und reinliche Zubereitung des Getränkes und preßt sich seinen Bedarf häufig selbst. Dagegen steht der von deutschen Maschinen gepreßte und von deutschen Küfern gekelterte „Olympwein" an den Table d'Hotes und in den Osterien Galata's und Pera's in bestem Ansehen, und wird neben dem Cyper-, Santorin- und Samoswein in großem Maßstabe in das Innere des russischen Reichs versandt. Einen Begriff von dem Umfang dieses Geschäfts gebe die Notiz, daß die Riesenpresse im Felsenkeller des russischen Consuls in Brussa, eines gebornen Schweizers, Namens Falkeisen, zur Zeit der Weinlese täglich zwischen 2000 und 8000 Okken (5000—8000 preuß. Pf.) Trauben kelterte!

Auch manche andere Thätigkeiten, die früher noch nicht in Brussa in Schwung waren, sind jetzt durch die hier angesiedelten Europäer in Aufnahme gekommen. Unter den Handwerkern finden sich außer den Seidenwirkern besonders tüchtige Uhrmacher und Schmiede. Ein französischer Entrepreneur hat ein stattliches Mühlwerk aufführen lassen, woraus nun die halbe Stadt mit Mehl versorgt wird. Ein Italiener, Herr Lorchi, hat ein Gasthaus eröffnet, das allen nicht zu extravaganten Ansprüchen — und an solche denkt

der im Orient Reisende nicht mehr — entsprechen wird, wenn sich der Mann auch seine Mühe, wie seine Collegen zu Pera es thun, mit Gold aufwiegen läßt. Armenische Spekulanten haben nach Tschekirdsche zu mehrere Häuser zu Wohnungen für die aus Griechenland, Kleinasien und Rußland (sehr selten aus Westeuropa) sich einfindenden Badegäste eingerichtet und damit im vorigen Jahr einen unglaublichen Gewinn gemacht.

Um von der Geschichte der Stadt und ihren Einwohnern auf ihre Baulichkeiten zu kommen, so hat, ein paar schon erwähnte Brücken, Mühlen und Fabrikanlagen ausgenommen, die Neuzeit kein einziges auch nur stattlich zu nennendes Bauwerk aufzuweisen. Der Konak des Pascha bedeckt mit den zugehörigen und wohlverwahrten Gärten eine sehr ausgedehnte Fläche, in deren Benutzung zu Dienstgebäuden, Salamlik, Harem und dazwischen liegenden Höfen eine gewaltige Raumverschwendung herrscht, zeigt aber in seinen himmelhohen, weißgetünchten Kasernenwänden keine Spur von Styl. Ehrwürdigere Bauten sind die feuerfesten und meist schon altersgrauen Chane (Karawanserais), im Quadrat angelegte, ein oder zwei Stock hohe Fremdenherbergen, die durch ihre dicken Mauern und Zwischenwände ächte Bollwerke gegen Feuersbrünste abgeben. In ihren, nur durch Einen Eingang mit der Straße in Verbindung stehenden Hofräumen sieht man alle Arten vierfüßiger und zweifüßiger Thiere in großer Eintracht unter einander lagern und verkehren, auch an Sechs- und Mehrfüßlern scheint es da nicht zu fehlen. Auch außerdem besitzt Brussa eine für eine türkische Stadt nicht unbedeutende Zahl von Steinhäusern, die, wo ihre Ecken am Schneidepunkt zweier Gassen liegen, eine eigenthümliche, nischenartige Außenverzierung haben. Dieselbe ist augenscheinlich der Portalverzierung an den großen Moscheen nachgeahmt, und besteht in der Austiefung der Mauerkante in halbe Parallelopipeda, deren Anzahl in der Höhe mit Einem beginnend, symmetrisch nach unten zu wächst, wodurch ganz der Effekt einer gothischen Giebelverzierung hervorgebracht wird. Mag dergleichen auch noch heute aus der ungeübten Hand eines türkischen Baumeisters hervorgehen, gegenwärtig bringt Brussa keine architektonische Leistung mehr hervor, die mit denen des Occidents wetteifern könnte; doch besitzt es aus denselbigen Jahrhunderten, in denen die kirchliche Baukunst des Abendlandes ihre erhabensten Triumphe feierte, Werke des mohamedanischen Glaubenseifers, die zu den edelsten Erscheinungen in der Geschichte der Architektur gerechnet werden können, in seinen Moscheen und Sultansgrabstätten.

Wer diese der Andacht der Osmanlis gewidmeten Stätten als Franke besuchen will, ist darin weder so völlig den Gläubigen gleichgestellt, so ungehindert wie in Cairo, noch bedarf er dazu eines besondern theuern Fermans wie zu Konstantinopel. Er muß sich auf dem Paschakonak (Gouvernementsgebäude) melden und erhält hier einen Khawassen beigegeben, der gehalten ist, dem Reisenden gegen ein angemessenes Bakschisch sowohl als Sauvegarde zu dienen, als ihm den Eingang zu den in Anspruch genommenen Sehenswürdigkeiten zu ermitteln. Da jeder Khawaß in der Armee Lieutenantsrang hat und sich Aga tituliren läßt, darf das Bakschich nicht zu niedrig ausfallen, während die Thürwächter und Aufseher, welche die Schlüssel zu jenen Orten bewahren, mit einer Gabe von wenigen Piastern vorliebnehmen. Man hatte mich auf dem Paschahofe in zuvorkommender Weise aufgenommen, und es war mir von dem Dragoman Halils, einem jungen, fließend französisch

sprechenden Türken, ein stattlicher Geleitsmann beigegeben worden, gegen dessen feuriges Auge und schwarzen Schnurrbart sein rothes, langtroddliges Feß und die goldbesetzte Uniform sehr wohl abstachen. Wir richteten unsern Weg nach der entferntesten unter den sehenswürdigen großen Moscheen (Dschamis). Die Zahl derselben entspricht der der Wochentage, während die Gesammtzahl der kleinern Gotteshäuser (Mesdschids) nach den gern in Zahlen spielenden Angaben türkischer Schriftsteller die der Jahrestage erreichen soll. Doch muß ich bekennen, bei keinem Ueberblick über die Stadt mehr als gegen hundert Minarets haben herauszählen zu können. Ohne Minarets und Gebetsausruf kann aber keine Anbetungsstätte des Islam sein, gerade so wenig und noch weniger als eine christliche Kirche ohne Glocken. Dagegen kann sich die Anwendung der Minarets verdoppeln und vervielfachen, in welchem Falle aber für jede neu hinzukommende Thurmsäule besondere Gebetsausrufer (Muezzin) angestellt werden müssen. In Brussa hat man diesen Luxus auch bei den Dschamis nicht auf weiter als zwei Minarets getrieben, während in Stambul die Suleimanije und Aja Sofia vier und die Achmetje sogar sechs derselben zählt.

Bis weit über das Gjökdere hinaus führte uns der Weg in das am meisten nach S.W. gelegene Quartier der Stadt, wo zwischen Hecken und Feldern und nur von vereinzelten Häusern umgeben, die Moschee sammt dem Grabmal Bajasids I. liegt. Erstaunt über das schon von außen zerfallene Aussehen und die Schmucklosigkeit dieses Baues, der theilweise in Ruinen liegt, wurde ich noch mehr durch die rohe Häufung ganz verschiedener Bogenconstructionen im Umgange des Vorhofs überrascht. Hufeisen, Spitzbogen und eine seltsame Brechung des Rundbogens in geschmacklose Auszackungen müssen sich hier neben einander vertragen. Das kleine Grabmal, nur mit vier Särgen besetzt, würde keine Erwähnung verdienen, läge nicht die Asche jenes wilden Padischah darin, der durch Brudermord zum Throne gelangt, und durch unmenschliche Grausamkeit als Herrscher befleckt, ein zu stolzes Herz im Busen trug, um nach dem Unglückstage von Angora von seines Siegers Gnade leben zu können. Zu Akschehr in Pisidien tödtete (1409) ein Schlag das Leben des Sultans, den die Seinen den Blitz genannt, weil er wie ein Wetter bald an die Donau gefahren war, Serbien zu knechten, bald die kekropische Akropolis berennt und nach Morea seinen Arm ausgestreckt hatte, bald wieder in Armenien jauchzenden Raubzug an der Spitze seiner Janitscharen gethan. Der todte Bajasid kehrte, was dem Lebenden versagt worden, an die Stätte wieder, wo er Hof gehalten, und ist auch das Grabmal, bei dem ich stand, Jahrhunderte später Zeuge der Ruchlosigkeit jenes vierten Murad gewesen, der im Siegesrausche die Gebeine des einst besiegten Vorfahren mit Füßen trat; der Name des Jildirim, des Blitzstrahls, lebt als eines gewaltigen Kriegsmannes noch heute unter den Osmanlis. Bauern, die uns beim Fortgehen begegneten und mit denen ich von der Moschee sprach, wußten vom Bajasid nichts, aber vom Jildirim, von dem hätten sie gehört. Ihr trotzig-stolzes Lächeln, als sie den Namen wiederholten, schien mir sagen zu sollen: „wär' der noch Padischah, so würdet ihr Franken bald sehen, wo ihr hinkommt!"

Mein Khawaß schlug nun den Weg nach Emir Sultana ein, und nahm als wißbegieriger Mann die Zeit wahr, sich über mein Vaterland Trantabol

(Brandenburg), seine Produkte, seine Hauptstadt, deren Größe und was wir eigentlich zu Hause lernten, zu unterrichten. Daß bei mir daheim keine ächten Kastanien wüchsen, in unsern Medresses (Schulen) selten Arabisch gelernt würde, preßte dem guten Mann einen mitleidigen Seufzer aus. Dagegen gefielen ihm, wie er sagte, die vielen hübschen Sachen, welche die Frenk zu machen verstünden. Die Vorstadt Emir Sultans erhebt sich, indem sie von der Moschee, nach der wir uns nun begaben, den Namen nimmt, eine Viertelstunde Wegs in südöstlicher Richtung von Sultan Bajasid Dschamissi auf einem nördlich des Gjökdere in die Ebene vorspringenden Hügel, welcher im Osten mit den Massen des Olymps selbst zusammenhängt. Die Moschee nimmt die Spitze dieses Hügels ein, und man steigt daher zu ihrer Arena eine breite, terrassirte Treppe hinan. Seitdem diese Moschee zu Anfang unsers Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst heimgesucht wurde, hat sich die Gunst der Sultane, deren Hofkirche sie genannt werden kann, ihr besonders gnädig erwiesen. Darum ist sie die am reichlichsten mit Spitälern, Armenküchen und Schulen versehene unter den Brussaer Dschamis. Die studirende Jugend, die im Rufe großer Tagedieberei steht, versammelte sich eben im Haram (Moscheenvorhof), um, ihre arabischen Abcbücher in der Hand, an der Fontaine von den Strapazen des Lernens auszuruhen. Wenigstens ein beneidenswerthes Plätzchen für ein dolce far niente, wie es kühler und mit lustigerer Aussicht in die grüne Ebene nicht zu finden wäre. Die Moschee in ihrem Innern bildet ein kolossales weißgetünchtes Mauerquadrat, dessen Kibla (Gebetsseite) einen stattlich aufgeputzten Mihrab (Altar), mit riesigen Wachskerzen besetzt, aufzuweisen hat. Künstlich verschlungene Koranverse bedecken die Wände, deren große und von meinem Führer mit allen Zeichen der Ehrfurcht bewunderte Zierde jedoch die mit Goldschriftzügen auf schwarzen Grund geschriebenen rundlichen Gebetstafeln ausmachen, die Abd-ul-Medschid Khan, seines Namens eingedenk, der soviel als Diener der Andacht bedeutet, als er die Stadt besuchte, hieher gestiftet hat. Zehn Minuten weiter in die Ebene nach S.W. hinaus fiel mir schon von Emir Sultana aus Jeschil Imaret, „die grüne Stiftung“ in's Auge, eine Vereinigung von Moscheen, Türbeh's (Sultansgrabstätten) und den dazu gehörigen Wohlthätigkeits- und Lehranstalten, welche diesen Namen den grünen, ehemals mit persischem Porcellan bekleidet gewesenen Kuppeln verdankt, die sich darüber erheben; die vier größern davon gehören der Moschee, eine fünfte dem herrlichen Grabmal an, das Mohamed I., der kunstverständigste unter den Verschönerern Brussa's, nach orientalischer Herrschersitte, sich bei seinen Lebzeiten hier selbst errichtet hat. Wir naheten zuerst der erhöhten Terrasse vor dem Portal der Moschee, wo ein wenig plätschernder Brunnen unter hell belaubten Bäumen in ein weißes Marmorbecken sprudelt, ein Punkt, dem schwerlich irgend ein Pilger vorbeigeht, ohne in stiller Bewunderung dieses einladenden Platzes und seiner höchst anmuthigen Aussicht in die Ebene einige Augenblicke zu verweilen. Der Wettstreit zwischen dem Vollendetschönen in dem, was die Hand Gottes, und dem, was des Menschen Hand erschaffen, offenbart sich höchst selten in einem so lieblichen Contraste wie hier, und wir wüßten in der gothischen Baukunst nur Eine uns aus der Anschauung bekannte Stelle zu nennen, an der sie ihr Erhabenstes so mitten in eine paradiesische Natur hineingestellt hätte — die Pyramide des Freiburger Münsters,

von welcher der Blick die goldene Thalung des Rheinstroms, die Waldschluchten der Schwarzwaldshöhen, den fernen Kaiserstuhl, Himmel und Hölle zugleich beherrscht. Während Aga Mustapha die Kette, welche am Moscheevorhof Reitern und Wachen den Eintritt verwehrt, anzog, um durch eine damit in Verbindung stehende Glocke den Pförtner herbeizurufen, nahte ich mich dem in den mannigfaltigsten und seltensten Marmorarten glänzenden Portal der Moschee. Hätte ich auch nicht gewußt, daß ihr Erbauer an diesem Thor allein drei Jahre lang arbeiten und 40,000 Dukaten auf seine Ausschmückung verwenden ließ, die edeln Proportionen desselben, die Kostbarkeit des gewählten Stoffes, der Reichthum und die Zartheit der roth, grün, blau, schwarz und weißen Farben, die Zierlichkeit und Eleganz der Arabesken hätten mir unwillkürlich in's Auge fallen und das Meisterwerk bemerklich machen müssen. Das Paradies freilich, das der herbeigeeilte Pförtner uns in dem Anblick seiner Pforte Versunkenen erschloß, sah stark verfallen aus. Die großen Porcellanvorhänge in grüner Fayence, die in einer blumenkorbartigen Verzierung zusammenlaufen, haben schon stark von der Unbill der Zeiten gelitten. Doch spiegeln die Wände der beiden durchaus symmetrisch angelegten Seitenrotunden noch weiß in blau die Inschriften des Korans wie Perlenstickerei auf Sammetgrund wieder, und der rothmarmorne Mihrab ist wie die Fenstergesimse mit Buchstabenguirlanden eingefaßt, die, Räthsel dem Laien, dem kundigen Auge die Größe Allahs und die Herrlichkeit der „Richtschnur“ (Korom) darstellen.

Hinter der Moschee, aber viel besser als sie unterhalten, liegt das Grabmal Mohamed I., der, ungleich dem zweiten Träger seines Namens auf dem Sultansthrone, ein im Ganzen milder und gutmüthiger Herr und auch der Muse der Dichtkunst Freund war. Wir traten, in die Hände eines neuen Thürhüters gegeben, durch einen schön gepflasterten und mit Blumenstöcken verzierten Hof in die sorgsam bewachte Rotunde. Sie ist mit ihrer außerordentlich leicht aufgeführten, hochgewölbten Kuppel ganz in demselben originell-prachtvollen und doch nicht überladenen Style gehalten wie die Moschee. Die Kiblah, die auch den Türbehs nicht fehlt, ist auch hier am buntesten verziert, und schließt in einer mit Blattgewinden bedeckten Hohlkehle. Unter den 20 bis 30 Särgen, die den Sultanssarkophag umgeben, und wie er mit persischen Shawls behangen sind, fehlte der größern Anzahl der Turban; das sind Sultanstöchter, unter denen wer weiß welcher Todesengel sich die Jugendblüthe zu reicher Erndte einst auf einmal ausersehen haben muß. Uebrigens fehlen auch den Gräbern der Prinzen, die wie alle türkischen Mannesgräber einen Turban (jetzt einen Feß) am Kopfende tragen, hier die Diamant-Agraffen und Reiherfedern, womit man sie in den Türbehs von Stambul geschmückt sieht. Die Mauer dieses eigentlich als Rondeau gedachten Baues ist im Achteck gebrochen, und jede der so entstehenden, in blauem Porcellan glänzenden Wände schließt an ihrem Friese mit einem in weißer Mosaik eingelegten Koranspruch.

So sehr jeder Beschauer von den Wundern der „grünen Stiftung“ überrascht und entzückt werden wird, so wartet seiner doch noch Größeres, wenn er sich zum Besuch der Ulu Dschami („die große Moschee“), der eigentlichen Kathedrale Brussa's, begibt. Sie liegt über eine Viertelstunde S.O. von Jeschil Dschami oberhalb des östlichen Eingangs zu den Tschartschis, und

ist ein gemeinsames Werk der Sultane Murad I., Bajasid I. und Mohamed I., so daß also drei Menschenalter, vom Großvater bis auf den Enkel, daran gebaut haben. Auch sie entbehrt des abgeschlossenen Haram (Vorhofes) und der Säulengänge, die nach dem Urbilde christlicher Basiliken alle neueren großen Moscheenbauten umgeben. Das bei dem Eintritt in die Moscheen stets zu Vermeidung einer Entweihung der heiligen Räume nöthige Pantoffelwechseln wurde mir hier durch ein vor dem Eingang in das Mihrabportal angebrachtes Steinsopha wesentlich erleichtert. Während ich in diesem Geschäfte begriffen war, erregte meine Erscheinung eine lebhafte Neugier unter den Vorbeigehenden, und die in diesem täglich offenstehenden Dom unablässig zuströmende Menge, namentlich die müssige Straßenjugend und die Pfleglinge der Medresse, betrachteten den eintretenden Franken mit unverholen scheelen Blicken; doch beschränkten sie sich, als sie des begleitenden Khawassen ansichtig wurden, in ihrer Feindseligkeit auf ein dummes Anglotzen und halb unterdrückte Verwünschungen. Dem ächten Türken ist und bleibt der Franke nun einmal ein „ungläubiger Hund“, und wo er sich irgend in seinem Kjef (Comfort) befindet, wird er sich's nicht nehmen lassen, den großen Herren gegen ihn zu spielen.

So unfreundlich der Empfang, so überraschend in fröhlicher Herrlichkeit war der Eindruck, den das Innere des Baues auf mich machte. Er ist nämlich so angelegt, daß drei Reihen von je vier riesenhaften, auf den vier Kanten ausgestumpften Pfeilern die nach allen Seiten im Quadrat hundert Schritt messende Fläche durchschneiden. Diese Pfeiler gehen im Spitzbogen zu, und über jedem Quadrate, das die Verbindungsmauern entweder unter einander oder mit den Hauptmauern des Gebäudes bilden, wölbt sich eine Kuppel. Nur in der mittelsten Stelle der zweiten Kuppelreihe erhebt sich, gleichsam den Vorhof mit seinem Wasserbrunnen in die Moschee hineinnehmend, eine bloße Kuppelform aus Eisendraht, durch die der lichte Tag seine Strahlen hineinwirft, und unter der eine hohe Fontaine aus edlem Stein hervorplätschert. Koransprüche, die 99 Eigenschaften Gottes, deren Abbetung einen mohamedanischen Rosenkranz ausmacht; der tausendfältig in stets neuen Verschlingungen angebrachte Ausruf: Allah hu Allah, Gott ist Gott! und das häufig in Menschengröße gemalte einfache oder doppeltverschlungene bloße hu (Er!) bedecken in großer Farbenpracht alle Wände, unter denen die des Mihrab wieder die geschmackvollste und am reichsten verzierte ist. Außer den sammtnen Draperien und seidenen Kissen, die an den modernen italienischen Geschmack in der Kirchenausschmückung erinnernd hier angebracht sind, strahlt der Minber, die hohe mit Siegestrophäen über die Ungläubigen geschmückte Kuppel des Chatib oder Vorbeters durch ihre sehr künstliche Holzschnitzerei hervor. Unscheinbar ist die Kanzel des Scheich, der Kursi, an der die gewöhnliche Freitagspredigt gehalten wird, während vom Minber aus das öffentliche Kirchengebet für den Herrscher vollzogen wird. Von der ursprünglichen Vergoldung der zwölf großen Pilaster ist nichts mehr sichtbar, dagegen ist die Loge des Sultans, die an der nördlichen Seite des Mihrab liegt, neuerlich mit schön vergoldetem Gitter eingefaßt worden. Wunderlich sticht dagegen das große bunte Holzgerüst (Mahfil) ab, von dem die Gebetsausrufer, nachdem sie auf den Minarets ihr Amt vollzogen, innerhalb der Moschee ihre Aufforderung zum Gebete wiederholen.

Geschichtlich noch interessanter dürfte der Gang sein, mit dem ich die Rundschau jenes Tages, auf welcher der Leser mich bisher begleitet hat, beschloß. Mustapha Aga, weidlich erbaut von der gründlichen Musterung, der ich die Ulu Dschami unterzogen, von den Lobsprüchen, die ich ihr zu Theil werden ließ, und von der Freigebigkeit, mit der ich den bettelnden Moscheendiener bedachte, zeigte sich willig, mich trotz der halbstündigen Entfernung noch in das Monastir zu bringen, wo in den Hallen einer ehemaligen griechischen Klosterkirche die Begründer der osmanischen Macht, Osman und Orchan, sammt ihren Familien beigesetzt sind. Dies Monastir liegt innerhalb der Burg und besteht aus mehrern Kapellen, die eine jede mit besonderem Eingange versehen, jetzt verschiedenen, theils profanen, theils geheiligten Bestimmungen dienen. Eine hohe Steinmauer umschließt das ganze Terrain, so daß ein wild wachsender Garten, voll von Rosen und wildem Wein, zwischen der Kirche und der Mauer sich hinzieht; der Ort scheint von Fremden nicht eben häufig besucht zu werden. Wir mußten erst nach dem Pförtner fragen, der sich uns dann, als wir ihn in seinem Hause aufsuchten, in Gestalt eines halberwachsenen Türkenmädchens zeigte. Sie führte uns zuerst in den Raum, der der Klosterkirche einst als Chor gedient, und in dem Orchan Beg, Osmans Sohn, mit seiner Familie ruht — darunter seine Gemahlin Nilufar, die dem Strom in der Ebene den Namen gab und eine griechische Prinzessin aus dem Hause Kantakuzenos war, dem einzigen unter allen auf dem byzantinischen Thron gesessenen Häusern, das sich bis heute fortgepflanzt hat. Edelstes Griechen- und Osmanenblut ruht also hier in derselben Rotunde, und die Sorgfalt, mit der Griechen beim Bau, Osmanen bei der Ausschmückung dieses Baues zu Werke gegangen sind, entspricht dieser Vereinigung. Die runde Chornische ist noch immer im Achteck gebrochen; die Kanten dieses Achtecks sowie die Fensternischen sind durch gedoppelte Säulenpfeiler aus Marmor geziert, und die Wände mit quadratischen Platten aus demselben Stein, der Fußboden mit den herrlichsten smyrniotischen Teppichen belegt. Wie an allen gottesdienstlichen oder geheiligten Stätten des Islam, so findet sich auch hier eine Unzahl kleiner Glaslampen als Symbol der Leuchter des rechten Weges aufgehängt, und unterbrochen von Straußeneiern, dem Symbol der Fortdauer und der Auferstehung. Zur Vollziehung der vorgeschriebenen und durch besonders hiefür angestellte Leser täglich vorzunehmenden Recitationen aus dem Koran findet sich das heilige Buch in Schönschrift auf Pergament geschrieben, auf wohl einem Dutzend kleiner Ständer ausgelegt. Auch diese sind aus seltenem Holze, mit Schnitzarbeit und Perlmuttereinlegung versehen. Die werthvollste Hülle trägt, wie er es verdient, der Sarkophag Orchans selbst, nämlich eine Anzahl der auserlesensten persischen Shawls, von denen der vorderste auch über den Turban hinübergegangen ist, der am Kopfende den Sarg schmückt. Als Mustapha Aga diesen erblickte, begrüßte er ihn mit dreimaligem ehrerbietigem Gruße von der Spitze der Fußsohle zur Brust und von da zur Stirn herauf, und kniete dann zum Gebet nieder. Ob er es wußte, daß dieser Sultan es war, der, seinem Stamme ein Numa und Tullus zugleich, das Wesirats-Gesetz und des osmanischen Münzwesens Ordnung mit Beihülfe des Bruders Alaeddin zuerst einführte, dessen Sohn, seinen Pascha, Suleiman, über den Hellespont setzen und Europa's Veste, Gallipoli, angreifen hieß, und auf Anrathen seines Heerrichters, des

„schwarzen“ Chenbereli in den Jeni-tscher, der „neuen Truppe“, dem Heerwesen der Osmanen jenen furchtbaren Kern gab, der, durch Aushebung von Christenkindern dem Schooße der Christenheit selbst entrissen, durch vier Jahrhunderte ihr gefürchtetster Schreckname blieb? Ob er es wußte? Ich wagte nicht, seine Andacht zu stören, noch ihn nach jenen Ueberlieferungen zu fragen, welche, wie bei allen Völkern, bei den Osmanen den Ursprung ihrer Größe mit mythischem Dufte umkleiden. Stillschweigend schritten wir hinter unsrer kleinen Führerin nach der andern Gruft hinüber, in der Kara Osman ruht, Kara Osman Ertoghruls Sohn, der „Königsgeier“ (ein Vogel, den die orientalische Poesie als Beinbrecher, d. i. Osman, bezeichnet), der zuerst in seinem Stamm sich seinen Horst auf dem mit Pauke, Roßschweif und Fahne gezierten Thron suchte. Diesem Gründer der Dynastie, welche gegenwärtig den 31sten Padischah zählt, war nach alter Sage im Hause des Scheichs Edebali, noch ehe er dessen Tochter, Mal-chatun, freite, ein gleicher Traum geworden, wie einst des Cyrus Mutter, Mandane. Er sah im Traum aus seinen Lenden den Welttheile überschattenden Baum der Herrschaft aufsprossen, der noch in den fernsten Verzweigungen glorreiche Namen und Kronen trug — gerade so, wie man's auf dem Carton im Serail zu Stambul noch heute sehen kann, nur daß da die Padischahs selbst, wie sie leiben und leben, in die grüne Laubstaffage der Leinwand hineingemalt sind. Aber anders wie Mandane hat der kräftige Osman das Seinige selbst zur Erfüllung des Traumes gethan, und den Anfang authentischer Auslegung gegeben, als er im Jahr 1299 sich einen eigenen Marktvogt bestellte und dem Scheich seiner Residenz Jnöni befahl, Kirchengebete nicht mehr für den großen Seldschuken von Konia (Jconium), sondern für ihn selbst zu thun. Brussa hatte Osman lebend nicht betreten: an demselben Tage, wo seine Truppen die lang belagerte Festung einnahmen, entschlief der Siebzigjährige. Aber der Todte hielt seinen Einzug und wählte sich die Kathedrale zur Ruhestätte, aus der er nicht weichen will, so lange es Osmanen gibt. Die Kapelle, obwohl kleiner als die vorbeschriebene, ist eben so sorgsam gehalten wie sie, und der weiße Turban am Sarkophage Osmans mit einem prachtvollen Purpurtuche überhangen, in dem Halbmond und Sterne in Silber gestickt prangen. Ein sinniger Hinweis darauf, daß über diesem Haupt zuerst das Banner des blutrothen Halbmonds im silbernen Felde, das den Stern in sich schließt, siegreich geflattert hat. Als alte Reliquien konnten mir meine Begleiter zwar nicht mehr Osmans durch Feuersbrunst zerstörte Reichstrommel und riesigen Rosenkranz zeigen, wohl aber eine der kostbarsten Koranhandschriften, aus der, nach des Sultans Willen, die täglichen Vorlesungen jetzt stattfinden. Auch das Grab der Mal-chatun und Alaeddins zeigte man mir, und wies mir halb gutmüthig, halb schadenfroh die nur halbverloschenen Kreuzesspuren an der äußern Mauer der Kapelle.

Das ganze Monastir liegt schon in dem Bereich der zum alten Schloß gehörigen Befestigungswerke, und da diese jetzt in ihrem größten Umfange Ruinen und wildwuchernde Gärten einschließen, ist dem, der die ehrwürdigen Mausoleen mit uns besucht, anzurathen, dort auszuruhen und in der frischen Luft an den hellrieselnden Quellen den Geist der osmanischen Geschichte an sich herantreten zu lassen, dem dieser Boden ureigentlich angehört.

Wir hätten neben den genannten noch zwei Hauptmoscheen und ebenso

viele Türbehs an dem Westende Brussa's namhaft zu machen, können aber, da sie den bisher erwähnten an Schönheit sowohl wie an Interesse bedeutend nachstehen, rascher über sie hinweggehen. Die zwei Padischahs, die außer den vier genannten, das halbe Dutzend vollzumachen, am Fuß des Olymps begraben liegen, sind Murad I., Orchans Sohn, den Milosch Kobilowitsch, sein Vaterland Serbien und seinen König rächend, auf dem Amselfeld erstach (Schlacht bei Kossowo 1389), und Murad II., Mohamed des Eroberers milder und weiser Vater, der, der Last der Herrschaft und ihrer Eitelkeit satt, zu drei verschiedenen Malen auf seines Volkes Bitten die Zügel des Regiments wieder ergriff, Hunyad und Scanderbeg zurückwarf, und den übelberathenen Kreuzzug des jungen Ladislaus von Ungarn auf der Ebene von Varna mit dem Tode des Königs und seines eidbrüchigen Rathgebers, des Cardinallegaten Julian Cäsarino, zum blutigen Ende brachte. Von solchen Thaten und Leiden ruhen sie in der Nähe des Bäderviertels unter großen, luftigen Grabkuppeln inmitten wohlbepflanzter und reinlich gehaltener Gärten aus. Auch das ist eine Nemesis der Geschichte, daß außer dem großen Suleiman keiner von den zu Stambul begrabenen Sultanen eine so friedlichwürdige, still-schöne Ruhestätte gefunden als jene ersten, kräftigen und grundlegenden! Die Moschee bei Murads I. Grab ist durch die Zusammenbauung der Medresse mit dem Hauptkörper der Dschami ausgezeichnet, und es möchte in ihr wohl allein vorkommen, daß die Gallerie der Dschami zugleich den Corridor für die Zimmer der Studenten bildet; deren Inhaber scheinen übrigens den Platz vor dem Gebäude, welcher mit himmelhohen Cypressen besetzt ist und, wie bei Jeschil Dschami, den Haram vertritt, ihren ziemlich finstern Cellen vorzuziehen; sie hielten sich den größten Theil des Tages unter diesem schattigen Laubdach lustwandelnd, schlafend oder spielend auf.

Die Moschee Chunkiar Kasi (Kadi) nach ihrem Stifter, dem ersten Reichsrichter Murads I. genannt und in einem kolossalen Viereck gebaut, verräth in den Rundbogen, mit denen ihre Front geziert ist, und deren sich je zwei im oberen Stockwerk auf je einen im untern aufsetzen, einen griechischen Architekten. Die vor ihrem Eingang gepflanzten herrlichen Platanen bieten den Gästen des nahegelegenen Bades Tschekirdsche einen beliebten Platz für ihren Kjef. —

Die berühmten warmen Quellen, die bei Brussa in den Abhängen des Olymps entspringen, liegen sämmtlich in S.W. der Stadt, und entspringen dem Kalabak Daghy, dem nordwestlichen Ausläufer der Hauptkette jenes Gebirges. In einer Erhebung von 200—400 Fuß über dem Meeresspiegel treten hier mehr denn ein halbes Dutzend starkströmender Wasser von mehr oder minder heißer Temperatur und verschiedener Zusammensetzung zu Tage, und richten auf einer Landesfläche, welche kaum mehr als eine Viertelmeile (preuß.) breit ist, ihren Lauf nordwestlich dem Nilufar zu. Der Wasserreichthum, den sie unaufhörlich spenden, ist so groß, daß außer den großen öffentlichen noch viele hundert Privatbäder davon gespeist werden können, und nach dem, was uns Plinius meldet, scheint diese Gabe als heilbringend für allerlei menschliche Gebrechen schon seit Jahrtausenden erfunden und benutzt worden zu sein. Neuerdings wurden diese Quellen mehrfach von erfahrenen europäischen Aerzten aus Konstantinopel und aus Brussa selbst — denn hier halten sich acht oder neun fränkische Aerzte, Deutsche, Ungarn oder

Italiener auf, von denen zwei oder drei in gutem Ruf und Brod stehen — chemisch zersetzt und hienach genau bestimmt worden, wie sie und für wen sie anwendbar seien.

Vom Mittelpunkt der Stadt, dem Schloß aus, gelangt man zu diesen Bädern, indem man sich nach N.W. in die Ebene begibt und dann W. über den großen jüdischen Gottesacker fortgeht. Dies ist der nähere Weg, um zu den unten am Fuß des Kalabak gelegenen Badehäusern zu kommen. Der Aufblick zum Gebirge, das Wandern auf ebener Straße, die mit Baumpflanzungen reichlich besetzt ist, das tief in die immergrüne Ebene hineinreichende Gehölz, das sich in den anmuthigsten Boskets aus Platane, Eiche, Erle und Pappel gruppirt, machen diesen Weg zu einem der reizendsten Spaziergänge, die man auf Gottes Erdboden finden kann. Man kann aber auch, indem man erst S.W. an der Moschee Murads I. vorbeigeht und in dieser Richtung die letzten Häuser des Stadtgebiets erreicht, einen Pfad auf halber Bergeshöhe einschlagen. Dieser Pfad führt nach den oberen, auf einem Abhange des Kalabak gelegenen und nach dem größten unter ihnen sammt dem umgebenden Häuserrayon Tschekirdsche (Heuschrecke) benannten Badehäusern. Das ist ein etwas weiter, aber wegen der Aussicht in die Ebene wahrhaft paradiesischer Weg.

Unter den Bädern (Hammam) werden die oberen, nämlich die von Tschekirdsche, Yeni Chan (Neuhaus), Boi Gusel (Schöngestalt) und Vaki (Name des Richters) gemeinsam von Einer Quelle gespeist, derselben, die vor der Moschee von Chunkjar Kasi einen sehr künstlich construirten Springbrunnen treibt und, zur Ebene fließend, noch stark genug ist, ein fünftes großes Badehaus, Eski Kaplidscha, zu versorgen. Die Quelle ist in ein steinernes Bassin gefaßt, und von dort unterirdisch zum Takim von Tschekirdsche geleitet, dem Ort der „Wassertheilung", wo alle kleineren Kanäle, die von dem Wasser der Quelle aufnehmen wollen, in den großen einmünden. Diese Quelle hat 36° Reaumur, das Wasser ist klar, ohne Geschmack und Geruch. Die oberen Bäder gehören sämmtlich zu den kleineren, die nur zwei Hauptpiecen: den Eingangs- und Ruhesaal und den gewölbten, stets von oben beleuchteten Saal des Bassins oder der Wassersprudel selbst, aufzuweisen haben. Von dem Bade Vaki, dessen Stifter ein berühmter Scheich gewesen, erzählen die Muselmänner besonders viel dort passirte Wunderkuren. Viel größer und schöner ist Eski Kaplidscha (altes Dampfbad), dessen von Marmorsäulen getragenes Gewölbe und aus gleichem Stein gefertigtes großes Bassin schon aus der griechischen Zeit herrühren. Aus großem Verfall gerettet und erweitert wurde dies Bad durch Murad I., dessen Fürsorge hier noch durch eine arabische Inschrift gepriesen wird.

Von den „untern" Bädern geben Büjük und Kutschuk Kökürdli, „das große und kleine Schwefelbad", durch den unangenehmen, eifaulen Geruch, den sie um sich verbreiten, sich schon von ebensofern zu erkennen, wie die Solfatara in der römischen Campagna. Die Schwefelquelle, von der sie genährt werden, liegt, von einer Mauer umschlossen aber unbedeckt, zwischen den beiden Badehäusern, und ist für die kleinasiatischen Griechen eines der heiligsten Agiasmen oder Wallfahrtsorte. Der griechische Heilige Patricius, soll hier von einem römischen Proconsul, weil er sich weigerte den Göttern zu opfern, in die siedend heiße Schwefelquelle geworfen, und in so qualvollem

Tode Märtyrer geworden sein. Das Wasser ist klar, aber lichtgelb gefärbt, und hat eine Temperatur von 65° R. Das größere Badehaus ist in ziemlich verfallenem Zustande, während das kleinere reinlich gehalten wird und erst vor kurzem ausgebaut worden ist. Die Schwefeldämpfe haben dem Kalkbewurf der Mauern dieser Badehäuser einen ganz röthlichgelben inkrustirten Ueberflug angesetzt.

Die beiden am meisten in Ruf stehenden Quellen von Kara Mustapha und von Yeni Kaplidscha entspringen nicht weit entfernt von einander auf dem schönen Wiesenabhange Bademli-Baghtsche (Wandelgarten), der unter die Lieblingsspaziergänge der türkischen Frauen gehört. Das Wasser von Yeni-Kaplidscha (dem „neuen Dampfbad") ist schwach gelb gefärbt und hat eine Temperatur von 65½° R. Dagegen ist die Quelle Kara Mustapha (der „schwarze" Mustapha) nur 34—35° R. und ganz ungefärbt. Beide Quellen verdanken ihre Ueberdachung der Regierungszeit Suleiman's des Großen. Dieser Sultan hatte selbst durch das Baden in diesen Quellen sich vom Podagra befreit gesehen, und befahl daher seinem Großwesir, für ihre Ueberdachung Sorge zu tragen. Um seinen Eifer in der Ausführung dieses Befehls seines Herrn zu manifestiren, baute hierauf der Großwesir Rustem das große Marmorbad Yeni Kaplidscha, sein einstiger Nachfolger in derselben Würde, Kara Mustapha, bekannt als der zweite Belagerer Wiens, das kleinere und nicht so reiche, aber nicht weniger saubere Bad, das seinen Namen trägt.

Wie alle türkischen Bäder zerfallen auch die hier genannten Brussaer in drei Hauptabtheilungen, nämlich das Dschamekjan oder den Ankleidesaal, den Soukluk oder das kalte Zimmer, und das eigentliche Hammam oder die Badstube. In Eski und Yeni Kaplidscha sowie in Kökürdli findet sich außerdem noch ein besonderes Boghuluk oder Schwitzbad für Kranke, mit zugehörigem Soukluk. Reservirte Räume für Fremde oder Vornehme existiren nur ab und zu im Dschamekjan, wenn es mit einer inneren Gallerie versehen ist. Der geringere oder größere Luxus eines solchen Badehauses besteht darum lediglich in den größeren oder kleineren Dimensionen der drei Haupträume, in dem Material der Wändebekleidung und dem Geschmack, womit die Badebassins und die einzelnen an den Seiten des Hammam in kleinen Becken laufenden Wassersprudel eingefaßt sind. Auch Umfang und Einfassung der bald nur von Löchern durchbrochenen bald ganz aus Glasscheiben zusammengesetzten Kuppel des Hammam, sowie die Auswahl und Ausführung der Sinnsprüche, die über den Portalen und an den Simsen angebracht zu werden pflegen, sind Gegenstände der Werthschätzung für diese Häuser. Daher unstreitig Yeni Kaplidscha unter allen Brussaer und den meisten türkischen Bädern den ersten Rang einnimmt. Sein Dschamekjan faßt Hunderte von Besuchern, und vergnügt die bei Kaffee und Nargileh Ausruhenden mit dem Spiel einer nie rastenden Fontaine; sein Soukluk ist mit den weisesten Sinnsprüchen geziert und ebenso wie das Hammam ganz mit weißen Marmorplatten an den Wänden bekleidet. Letzteres (eine wahre „Badstube", denn selbst das Wasser im großen Bassin hat nie unter 34° R.) setzt außerdem noch den Besucher durch seine 240 Fuß im Umfang messende Glaskuppel und durch seine Mosaiken in persischem Porcellan in Erstaunen.

Ein Ort von solchem Wasser- und Vegetationsreichthum, auf der Grenze

von Alpenland und Tiefebene gelegen, muß selbstverständlich an lohnenden Promenaden und wechselnden Scenerien in seiner Umgebung unter die paradiesischsten Plätze des Erdbodens gehören. Die reiche Flora trägt im Ganzen noch einen sehr ausgesprochenen nordischen Charakter. Platanen, Eichen, Kastanien, Pappel, Nußbaum, häufig auch neben der feinen Pinie die gemeineren Fichten- und Tannenarten des europäischen Nordens, der Lerchenbaum und die Cypresse, bilden den Baumschlag dieser Gegend, in dem — namentlich wo Cypresse und Pinie fehlen — der nordische Wanderer sich vollkommen heimisch fühlt. Von allen diesen Bäumen gibt es hier Exemplare von außerordentlicher Größe und Vollkommenheit, keine aber sind so absichtlich gehegt und gepflegt als die Cypresse, die in Brussa freier und gewaltiger denn irgendwo ihren Wipfel erhebt. Außerdem finden sich reiche und mannigfaltige Baum- und Strauchgruppen, für welche die üppigen und blumenreichen Wiesenstrecken den weichsten und zartesten Grund bilden. Auf diese Reize der Brussaer Vegetation wird jeder aufmerksam, der nur einen Fuß vor die Thüre setzt, und etwa durch die Cypressenboskets des Abdul Muradthals nach Bunarbaschi geht, an dem kühlen Quellenhaupte in der Abenddämmerung den drolligen Medach oder Mährchenerzähler anzuhören, wie er halb ernst, halb schelmisch die Ursache seiner Verkrüppelung in einer Gottesstrafe findet.

Lohnender noch wird der Naturgenuß für den, der in den Rinnsalen der Olympusbäche so weit bergan steigt, daß das Panorama der Stadt und Ebene sich zu seinen Füßen vollständig aufrollt. Den trefflichsten Ueberblick gewähren dafür die Kioske Abdal Murad und Seid Nassir, jener südwestlich, dieser südöstlich von der Einbuchtung des innern Abdal Muradthals gelegen. Das Interesse, das sich an diese Wallfahrtsörter und Ruhestätten ebenso fanatischer als heiliger Derwische geschichtlich knüpft, wird noch bei weitem durch die Anmuth ihrer Lage überboten, die den bergangeklommenen Reisenden zum süßesten far niente am Sprudel der Bergwasser im Schatten der Waldriesen einladet.

Zu größeren Ausflügen kann man entweder einsame Schluchten an der Gebirgswand, die sich im erhabensten Style schweigend vor dem Wanderer aufbaut, wählen; so im S.O. nach Teferitsch, oder im S.W. nach Tschongarn und Missikjöi, oder liebliche Flecken am Flußrande des Nilufar und bis zum weiten Spiegel des Sees von Apollonia nach Aktschekjöi und Filladar oder zur sogenannten Perserfontaine (Abschem tschechme) und nach Tschelbikkjöi, wo sich der Blick bis in die weite und fleißig bebaute Ebene von Muhatitsch verliert. Doch unter allen Excursionen, die ich in der Brussaer Umgebung gemacht, bieten die lohnendsten die nach Kestell und die auf den Olympus.

Um nach dem erstern Orte zu kommen, muß man die gerade nach Osten in das Innere von Kleinasien führende Landstraße einschlagen, die Brussa mit Jenischehr verbindet und sich später nach Isnik, dem alten Nicäa, nördlich wendet. Ich begab mich eines Tages früh auf den Weg, nachdem ich mich mit einem derben türkischen Gaul beritten gemacht. Das Thier, ein Rachwan oder Paßgänger, war im scharfen Traben unermüdlich, und that seine Dienste so wohl, daß die endlose Häuserreihe, die sich zur Wasserleitung von Aktschaglan hinauszieht, bald meinen Blicken entschwand. Es war ein frischer, herbstlicher Morgen. Der Nebel quoll aus Flur und Wald, und hüllte Fuß und Spitze der Olympusalpen in dichte Schleier, während die

Scheitel der mittleren Berghöhen von einem falben Roth erleuchtet wurden, gegen das die Färbung der Spitzen und Gründe stahlblau und dunkelgrau abstach. Diesem ernsten Gemälde einer majestätisch-ruhigen Bergeinsamkeit hielt zur Linken des Wegs am Rande des Horizonts der sonnenbeschienene Katisli (Mauleselberg) das fröhliche Widerspiel. Wie alle großen Landstraßen von Kleinasien bei dem Ueberfluß unbebauten Bodens sehr breit angelegt, diente die, die ich von Gjökdere aus einschlug, zur Hälfte den Gebirgsbächen als Bett, welche unter den prächtigen Namen Gümüschsu (Silberwasser) und Kirkbunar (Vierzigbrunnen) dem „Himmelsfluß“ zueilen und zur Winterszeit noch bedeutend mehr als die Wegesbreite sich zueignen. Die Wegeshälfte, welche dem Wanderer und seinem Saumthier blieb, war aber nicht sehr belebt, und nur selten begegnete ich einem Maulthiertreiber, der Brennholz zur Stadt führte, oder einem Zug langsam schreitender Kameele, der Waaren aus dem Innern brachte, um andere dafür einzutauschen. Mein Augenmerk richtete sich zunächst darauf, Hadjewat Tschiftlik, einen nahe an dieser Landstraße gelegenen Meierhof, zu erreichen, um einen sich dort aufhaltenden und mir warm empfohlenen Botaniker, einen geborenen Ungarn, aufzusuchen. Ich hatte schon Gelegenheit gehabt, mit dem Träger dieses in der botanischen Welt durch seine Verdienste in Erforschung der Kaukasus-Flora bekannten Namens in Brussa persönlich bekannt zu werden, und freute mich diese kerngesunde, treuherzige Natur ganz in ihrem Elemente aufzusuchen und kennen zu lernen. Eine Erkundigung bei einem gemüthlich auf einem langen Esel vorbeitrabenden armenischen Ehepaar wies mir auch, nach anderthalbstündigem Reiten auf der Wiesenfläche, hinter Weidengesträuch rauchende Schornsteine als die gesuchte Stätte. Durch ein verfallenes Thor hielt ich meinen Einzug in ein sichtlich lange wüstgelegenes Gehöft, in dem rüstige Hände beschäftigt waren, Scheuern und Ställe in einen festen, brauchbaren Stand zu setzen. Freund N. empfing mich, die Feldmütze auf dem Kopf und die Jagdflinte auf dem Rücken, eben im Begriff, einigem wilden Geflügel auf vernehmliche Weise kundzumachen, weß der Grund und Boden sei. Doch des Fremden Ankunft errettete die armen Geschöpfe vom drohenden Verderben. Auf das freundlichste empfangen und mit den frugalen, aber gesunden Gaben dieser Wildniß bewirthet, wurde ich auf den zu dem Tschiftlik gehörigen Grundstücken von Hrn. N. selbst herumgeführt und mit den Plänen zu ihrer Cultivirung bekannt gemacht. Eine kleine, von einem herzhaft rauschenden Bach gebildete Insel sollte Blumengarten, ein weites, abgestecktes und von gewaltigen Nußbaumstämmen umzirktes Viereck Baumschule werden, andere Strecken waren schon als Gemüseland angepflanzt, und auch an einem warmen Hause fehlte es nicht. Der ganze Flächeninhalt des zugehörigen Rayons beträgt zwischen 40 und 50 türkischen Jochen reich bewässerten, fruchtbaren Landes, wovon der größte Theil mit Wald und Haide bedeckt und bald mit Pappeln, Nußbäumen, Pappelweiden, Kastanienbäumen von seltener Schönheit, bald mit Myrthengebüsch und Haselnußstauden besetzt ist. Diese ganze Besitzung, deren Ausdehnung die der großen märkischen Rittergüter bedeutend übertrifft, war sammt einem kleinen Inventar von Zug- und Schlachtvieh und dem oben erwähnten Gehöft aus den Händen eines Armeniers für 50,000 türkische Piaster oder 3000 preußische Thaler gekauft worden.

Mein biederer Wirth, welcher der rechte Mann scheint, diese seit Jahr-

hunderten ungenützte Erde wieder nutzbar zu machen, unterrichtete mich, ehe ich von ihm schied, genau über den Weg, und erwähnte, daß Kestell bei den wissenschaftlich Bewanderten in Brussa für des großen Afrikaners Todesstätte gehalten werde, der sich dort gegen den Verrath des Prusias in fester Burg verwahrt, und endlich, von den Schaaren der Römer umzingelt, den Tod gegeben habe. Da er mich nicht bis dorthin begleiten konnte, brachte er mich wenigstens eine Strecke auf den Weg, bis zu einem immer rauschenden und krystallklares Wasser spendenden Brunnen, der unter einer weitschattenden Platane nach türkischer Sage vom Mosesstabe Emir Sultans hier aus dem Felsen erweckt worden sein soll.

Unter gegenseitigen guten Wünschen schieden wir, und ich nahm nun mein Pferd gehörig in den Zügel, um nicht zu spät an meinem Ziele anzulangen. Bald war eine weite, mit Haidegestrüpp blühende Ebene durchflogen, und jenseits eines breiten, trockenen Flußbettes der wundervollste Kastanienwald erreicht, den mein Auge je gesehen. Stämme von 60 bis 80 Fuß Höhe und in der malerischsten Kunstlosigkeit gerade und kräftig emporgeschossen, verstatteten mit ihren dichtbelaubten Zweigen dem einsamen Reiter kaum den Durchzug. Kein menschlicher Laut, so weit das Ohr lauschte, nur eine zwitschernde Zeisigstimme und ein vorbeihuschendes Eichhorn, das seine Zuflucht in dem undurchspähbaren Laubwald suchte. Erst nach einer vollen Stunde Wegs hört am Ufer des Detidje Su der Kastanienpark auf, eine lange, in Verfall gerathene Holzbrücke führt über den Fluß, und jenseits zeigt sich im Hintergrunde am Saum eines lieblichen Geländes der weißleuchtende Ort Kestell mit seinem Minaret halb unter Baumgruppen versteckt. Der Fluß wird zum Treiben einiger Wassermühlen benutzt, an deren Maschinenwerk das in der Sonne hell glitzernde Wasser in tausend Diamanten herunterfiel. Als ich mich dem Ort näherte, erblickte ich bald hinter ihm einen überragenden Felskegel mit den Ruinen von Befestigungsmauern gekrönt, und eilte auf ihn zu, ohne mich bei dem freundlichen Kaffeneh durch das einladende ssabachissyn chair olsun effendim (Euer Morgen gerathe wohl, Herr! d. h. soviel als „guter Morgen") des Wirthes aufhalten zu lassen. Der Gaul setzte mit einigem Widerstreben den sehr steilen Abhang hinan, schien sich aber nachher selbst wiehernd über den errungenen Lohn zu freuen. Eine unbeschreiblich freundliche Aussicht bot sich von dieser Spitze, die inmitten der Ebene zwischen Olymp und Katerli isolirt aufsteigt, den Blicken dar. Lorbeer- und Eichenwaldung auf dunkelrothem Grunde, durchschnitten von einer im Zickzack gewundenen Landstraße im Osten, an dessen Horizont der silberne Wasserspiegel des Sees Kuschkonwas („Vogel wohnt nicht daran") wiederglänzte; im Norden Fichten und Pinien, aus denen ab und zu eine Pappelspitze hervorsteigt, bis zu den scharfgeschnittenen Umrissen des Katirli, im ferneren Westen ein Meer von Kastanienwipfeln, im Süden nackte Ebene bis an die Granitmauer des Olymp, der eine Nebelkappe übergezogen hatte; uns zu Füßen der sauber gehaltene türkische Flecken im frischen Grün seiner Granatenpflanzungen. So viel Zauber der Gegenwart hält diesen Ort umschlossen, daß Niemand mehr sich um die Räthsel seiner Vergangenheit kümmert. Flankirte Mauern und theilweis erhaltene Thürme aus großen Quadersteinen beweisen seine frühere Bestimmung ebenso sehr wie der Name des Fleckens, der offenbar aus Castellum corrumpirt ist. Solcher Castelle aus

römischer Zeit zählt die Umgebung von Brussa noch mehrere, z. B. bei dem Dorfe Fillabar. Ob aber bei Kestell jene Burg gelegen, von der Livius und Nepos sprechen und bezeugen, daß Hannibal in ihr verrathen und eingeschlossen das Gift trank, um das entartete Rom „von der Furcht vor einem landesflüchtigen Greise zu befreien?“ Spätere Ueberlieferung, die des Plutarch, nennt bekanntlich Libyssa, das heutige Gebse am Busen von Nicomedia, wo aber keine Spuren von einer ehemaligen Befestigung sich mehr vorfinden, als dem Schauplatz jener ewig denkwürdigen tragischen Scene. Nachdem ich sinnend eine Skizze dieser Trümmer in mein Portefeuille gezeichnet hatte, nahm ich zögernd die Zügel wieder in die Hand, um den Rückweg anzutreten, auf dem ich mehrfach die Gelegenheit benutzte, mit den vorbeiziehenden Bauern Gespräche anzuknüpfen. Ueberall offene Gesichter und Herzen, etwas roh und ganz unpolirt, aber bescheiden, ernst, genügsam in viel höherem Maaße als wir verwöhnte Europäer uns vorstellen können. —

Nicht weniger interessant für mich, obgleich leider vom Wetter wenig begünstigt, war meine Besteigung des Olymp. Dieser Name, obgleich in den griechischen Dichtern wohl stets nur auf den thessalischen Götterberg angewendet, ist laut Strabo's Zeugniß schon seit Jahrtausenden auch für das Brussa überragende Alpengebirge, das einst die Gränzmark zwischen den mysischen, bithynischen und phrygischen Landen bildete, in Gebrauch. In Gesellschaft eines jungen Deutschen und der nöthigen Wegweiser brach ich am 1. November in der ersten Morgenfrühe auf, den auf 8000 Fuß Höhe geschätzten Gipfel zu ersteigen. Noch lag das bleiche Licht der halb umwölkten Mondsichel über der schlafenden Stadt, als wir am Abhange des „himmlischen Thals“ Gjökdere hinaufritten, vom Führer zu großer Vorsicht gewarnt, daß keine unbesonnene Wendung uns zu nah an den Absturz der Schieferfelsen brächte, die jäh bis zu dem brausenden Gebirgsbach herunterhängen. Dort unten liegt eine einsame Mühle, und das Wasserbassin, in dem ihre Räder treiben, dient den Umwohnenden (versteht sich Franken, denn der Türke liebt nur warme Bäder) als kühlstes und klarstes Kaltwasserbad. Der wilde Anblick dieser zerklüfteten Schieferfelsen, das Brausen des unsichtbaren Gewässers, die Mühsamkeit des Aufsteigens auf einem vom Nachtregen schlüpfrig gemachten Pfade lasteten so sehr auf uns, daß wir ordentlich frei aufathmeten, als wir oberhalb des von Abdul Medschid gebauten Sultanskiosk eine freie Umsicht gewannen und im äußersten Osten die ersten Streifen der Morgenröthe gewahrten. Hier hat man denselben Blick wie von Abdal Murad aus, und noch bedeutend umfassender, so daß man westlich bis zum See von Apollonia, nordöstlich bis zu dem von Nicäa (Isnik), dem Lacus Ascanius der Alten, hinüberschauen kann. Es begann nun das Ersteigen der ersten Bergregion, die, eine reiche Fundgrube für Botaniker, mit einer Fülle von üppig aufwuchernden Bäumen, Sträuchern und Blumen bedeckt ist. Der sehr steil aufwärts steigende Weg, von knorrigen Eichen und alten Kastanien oft halb versperrt, war so ausgewaschen von Regenströmen, daß es unsern armen Thieren unmöglich geworden sein würde, weiterzukommen, hätte ihnen nicht der sandsteinartige Mantel dieser untersten Bergregion das Auftreten und Klimmen erleichtert. Oft mußten Richtwege eingeschlagen werden und schlagende Gründe den Eifer und die Ausdauer der armen Thiere ermuntern. So gewannen wir nach anderthalb Stunden das Plateau Ghaſi-

Jaila, die Siegeralpe — fälschlich Kadi-Jaila ausgesprochen — wo einst Orchan seine Turkomanenhorden zum Sturm auf die Stadt versammelt hatte, und noch heutzutage das Oberhaupt der Juruk oder freien nomadisirenden Türken, die den Olymp bewohnen, sein wagenartiges Zelt aufschlägt. Der weite Wiesenteppich, der diese Alpe ausmacht, war von einer Unzahl leuchterförmiger Euphorbien überwuchert, zwischen denen sich Gänseblümchen und Veilchen bescheidentlich bargen. Am Horizonte dämmerte über der nun ganz lichtgewordenen Ebene ein heller Strich des Marmarameers auf, und der Katirli streckte seinen Rücken lang aus den Dünsten hervor, die aus den Seen der weiten Fläche wie Rauchwolken in die Höhe wallten. Auch die Turkmanen hatten ihre Alpensommerwohnung (Jaila) schon fast alle verlassen, und eben als wir uns rüsteten, die mittlere Gebirgsregion, den Nadelwald, zu betreten, begegnete uns die letzte Heerde auf ihrer Thalfahrt, kräftige, gedrungene Rinder, fettschwänzige Schafe, langhaarige Ziegen mit gewundenen Hörnern und in allerlei Farbenmischung, geleitet von ein paar prächtigen eisgrauen starkschweifigen Hunden, die nur hier oben als ein besonderer Schlag vorkommen und sehr vortheilhaft gegen ihre schmutziggelben Vettern auf den Brussaer- und Stambuler-Straßen abstachen. Der Fichten- und Tannenwald öffnet sich schon nach einer halben Stunde Wegs in ein neues Plateau, 4—5000 Fuß über dem Meeresspiegel, über dem in südlicher Richtung der Hauptstock des Olymps, in zwei Spitzen gipfelnd, noch etwa 3000 Fuß hoch sich erhebt. Wir waren erstaunt, uns schon um die zehnte Morgenstunde unserem Ziele so nahe zu sehen, wurden jedoch bald inne, daß das schönste Stück Arbeit noch zu thun sei. Unser Weg, zu dessen Seiten die Baumvegetation mehr und mehr abstarb und bald völlig verschwand, ging im weiten Bogen durch Lagerungen bizarr aufeinandergethürmter Granitblöcke hindurch, die, im Riesenkampfe vulkanischer und oceanischer Kräfte erstarrt, die großartigste Verewigung des Naturkampfes in lebendigem Stein darstellen. Zwischen diesen von Haidekraut überwachsenen, schwarzgrau und weißfarbigen Steinmassen winden sich krystallhelle Wasserstreifen, die Quellbäche des Kirkbunar, Saralun, Papasbunar ꝛc. hindurch, worin vortreffliche Forellen gefangen werden. Den Lauf des Kirkbunar immer bergwärts verfolgend, erreichten wir gegen Mittag eine Alpenwiese, auf welcher die Trümmer einer mühsam genug aus Holzstämmen errichteten Hütte uns ein Obdach zum Ausruhen und Material zum Schutz gegen die empfindlich werdende Kälte boten.

Während wir uns an diesem ganz heimlichen Plätzchen ruhten und zu neuen Beschwerden stärkten, zog der Mönch (Kischisch), wie die vorragendste Spitze des Berggipfels genannt wird, zu unserer großen Bestürzung eine ihn immer dichter verhüllende Wolkencapuze an. Dennoch unternahmen wir, in Pelze gehüllt und mit Zurücklassung unserer ermatteten Pferde, die Besteigung der höchsten Spitze. Die murmelnden Bäche, die feingezeichneten Moose, die frischgrünen Wiesen wichen nun den Schneefeldern, und der „Mönch" wurde erstiegen, und noch jenseits von ihm an unergründlichen Tiefen auf Händen und Füßen über den gefrorenen, eisigen Boden hinweg die höchste Spitze des Götterberges erklommen. Doch unsere Beharrlichkeit vermochte den Zorn der hohen Götter nicht zu besänftigen, und Helios strafte die vermessenen Eindringlinge in den Wohnsitz der Himmlischen dadurch, daß er die

„ewig heitere“ durch sein Sichverbergen in die frostige Wohnung undurchdringlichen Wintergewölks verwandelte. Von dem höchst ermattenden Steigen erschöpft, machten wir troß der vereitelten Aussicht, bis Stambul und in die Berge von Kutayah hinüberschauen zu können, einen halbstündigen Halt auf der Bergplatte. Hier oben wächst nicht einmal Moos oder Gras auf den altersgrauen Steinplatten, kein Geschöpf, kein Vogel, selbst kein Würmchen zeigte sich, nichts als Abgründe und Nebel von allen Seiten, und in der feierlichen Stille brauste nur ab und zu mit donnerartigem Getöse das Echo durch die Thäler, wenn wir ein Felsstück loslösten und es zum Gruß an die Untenwohnenden in eine Schlucht bergab sandten. Plötzlich meldete sich der bis dahin schweigende Boreas, in tiefem Sausen um den Gipfel streichend, und nun mahnte der Ssirüdschi eindringlich zum Niedersteigen. Mehr springend als schreitend passirten wir wieder die Schneefelder, und erhielten am Kirkbunar wie zum Scheiden den einzigen hellen Sonnenblick des Tages, der um den Mönch eine Heiligenglorie legte. Unsere Pferde, von dem langen Grasen auf der Alpenwiese vollständig wieder gestärkt, brachten uns beim Abenddunkeln an den Abhang des Gjökdere, vor dem die Stadt und Ebene durch die halb aufgelösten Nebel sich gleich einem Feentraum vor uns ausbreitete. Durch das fallende rothe Laub und eine erquickliche nebelquillende Herbstluft hatten wir einen fröhlichen Heimritt, und langten ohne weiteres Abenteuer unten an, allerdings nicht im Stande, viel von dem Panorama des Olymp zu rühmen, aber zum Trost dafür allgemein bewundert, die Besteigung dieser Höhe noch in einer so späten Jahreszeit durchgesetzt zu haben.

2. Von Trapezunt nach Kherzan.

Unsere Vorbereitungen waren am 28. August vollendet, und an demselben Tage verließen wir Konstantinopel auf einem englischen Dampfboot, um nach Trapezunt abzugehen. Die Größe meiner Reisegesellschaft und unser Gepäck machten eine Karawanenreise unerläßlich, ich beschloß aber, den gewöhnlichen Weg zu vermeiden und durch das östliche Armenien und Kurdistan zu gehen, theils weil dies Land in geographischer Beziehung ziemlich neu ist, theils weil es mannigfaltiges politisches Interesse darbot, da es erst seit neuerer Zeit unter unmittelbare türkische Herrschaft gekommen ist. Wir landeten zu Trapezunt am 31., und begannen am andern Tage unsere Landreise. Drei Straßen führen nach Erzerum: der Sommer- oder obere Weg ist der kürzeste, aber auch der steilste, da er über sehr hohe Berge führt, und ist nach Eintritt des Schneewetters geschlossen; man benennt ihn nach seinen schönen Hochweiden, auf denen die Pferde gefüttert werden, wenn sie diesen Weg einschlagen. Die mittlere Straße ist wenig besser als die obere, und wird selten von den Kaufleuten eingeschlagen, welche die untere Straße vorziehen, obwohl sie einen bedeutenden Umweg über Gümüsch-Chaneh oder die Silberminen machen müssen. Alle drei Straßen vereinigen sich bei der Stadt Baiburt, halbwegs zwischen dem Meere und Erzerum. Obwohl ein thätiger und täglich wachsender Handel auf diesen Straßen betrieben wird,

so ist doch in neuerer Zeit nichts geschehen, sie zu verbessern; sie bestehen aus bloßen Bergpfaden, wo man je nach der Jahreszeit in Schmutz oder Staub versinkt. Die Brücken, deren Herstellung oder Ausbesserung den Lokalbehörden obliegt und als eine heilige Pflicht angesehen wurde von den halb unabhängigen erblichen Familien, welche als Pascha's oder Dereh Bey's (Thalfürsten) in diesen Provinzen herrschten, ließ man seit langer Zeit verfallen, und der Handel wird oft durch die angeschwollenen Wildbäche Tage lang aufgehalten.

Die Südufer des schwarzen Meeres waren vor zwölf Jahren noch selten von fremden Fahrzeugen besucht; jetzt kommen die Dampfschiffe dreier Compagnien, welche fast wöchentlich bei den Haupthäfen anlegen, und es ist Handel und Verkehr genug für noch mehr Schiffe. Die Dampfschifffahrtsverbindung zwischen den Häfen und der Hauptstadt hat dem innern Handel eine vormals unbekannte Thätigkeit verliehen, und nur der Mangel an guten Häfen in einem so gefährlichen Meere, wie der Euxinus, ist ein bedeutendes Hinderniß. Trapezunt hat nur eine Rhede, und ist sonst auch nicht sonderlich geeignet zu einem großen Handelshafen, was es, wie so manche andere Orte, mehr wegen erblicher Ansprüche als der Repräsentant einer einst berühmten Stadt, denn wegen besonderer Lokalvortheile geworden ist. Der einzige Hafen an der Südküste ist der von Batum; dieser Ort ist deßhalb wahrscheinlich bestimmt das Emporium des Handels zu werden, theils wegen seines sichern und geräumigen Hafens, theils wegen der leichten Verbindung mit Georgien, Persien und Armenien.

Hinter Trapezunt, wie überhaupt längs dieser ganzen eigenthümlich schroffen und schönen Küste erheben sich die Berge in hohen Gipfeln, und sind mit ungeheuren Bäumen von vortrefflichem Holz und in unerschöpflicher Fülle für Handels- und Kriegsschiffe bewachsen. Zahllose Wildbäche bahnen sich durch tiefe Felsenschluchten den Weg zur See. An den geschützteren Stellen finden sich Dörfer und Weiler, die von einer abgehärteten und fleißigen Rasse Griechen bewohnt sind. Im Frühjahr erfüllen die herrlichsten Blumen die Luft mit ihrem Dufte, und üppige Schlingpflanzen decken die riesenhaften Bäume. Im Sommer bietet das Hochland die reichsten Weiden, und die Küstenbewohner treiben ihre Heerden in die höhern Berggegenden. Die Wälder, von den durch eine weite Wasserfläche erzeugten Ausdünstungen und Regen genährt, bilden längs dem schwarzen Meere einen 30 bis 50 (englische) Meilen breiten Gürtel. Weiterhin hören die dichten Wälder auf, sowie die wilden Schluchten und die felsigen Gipfel; diesen folgen noch höhere, meist abgerundete, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Berge, ohne Wald und selbst ohne Vegetation, den Sommer ausgenommen, wo sie mit Alpenblumen und Alpenkräutern bedeckt sind. Die Dörfer in den Thälern sind von Türken, Lasen und Armeniern bewohnt, der Boden ist fruchtbar und erzeugt viel Korn.

Unsere Reise nach Erzerum verlief ohne besondern Vorfall, nur setzte ein schwerer, zwei Tage lang ununterbrochen herabgießender Regen die Geduld und die gute Laune der an die Schwierigkeiten und Unfälle orientalischer Reisen noch nicht Gewöhnten auf eine harte Probe. Der einzige interessante Ort, durch den wir kamen, war ein kleines armenisches Dorf, Namens Barzahan, mit den Ruinen dreier merkwürdiger, augenscheinlich sehr alter

Kirchen, die indeß erst vor etwa 50 Jahren durch Lasen zerstört worden waren, denn die ältesten Leute des Orts erinnerten sich noch, daß Gottesdienst darin gehalten worden sei.

Die Bedeutung der Stadt Erzerum ist in raschem Sinken, und sie hält sich nur noch durch den persischen Transithandel; würde ihr dieser Handel durch den Bau einer direkten Straße von Batum nach der persischen Grenze entzogen, so würde sie nahezu gänzlich verlassen werden. Sie hat keine besonders interessanten Gebäude, mit Ausnahme einiger Ruinen der Denkmale der ältern moslemitischen Herrschaft, einen zierlich geschmückten Porticus und Minaret, die mit glasirten Ziegeln von reicher, harmonischer Färbung bedeckt sind, und das kegelförmige Mausoleum, das sich in den meisten ältern Städten Kleinasiens findet. Die neuen türkischen Gebäude, die man mit den Namen von Palästen und Kasernen belegt, gehen dem Schicksal vernachlässigter Lehmbauten entgegen, und ihre zerfallenen Mauern schützen nur nothdürftig die Einwohner in einem Klima, das hinsichtlich der Strenge seiner Winter kaum auf der bewohnten Erde seines Gleichen hat.

Unsere Karawane bestand aus meiner eigenen Gesellschaft nebst einem Maulthiertreiber und seinen Leuten, die uns siebzehn Pferde und Maulthiere von Erzerum nach Mossul geliefert hatten. Da es im Orient Sitte ist, daß Freunde den Reisenden weit über die Stadtthore begleiten, und die Vorbereitungen zu einer Reise zahllos sind, so kamen wir am ersten Tage nur neun (engl.) Meilen weit, und hielten für die Nacht in dem Dorfe Guli, dessen Eigenthümer Schahan Bey, von meiner Ankunft zum Voraus unterrichtet, sein neugebautes Haus so bequem wie möglich für uns hergerichtet hatte, und nachdem er uns mit einem vortrefflichen Abendessen versorgt, den Abend mit uns zubrachte. Aus einer alten Familie von Dereh-Bey's stammend, hatte er die Gastfreundschaft und das anstandsvolle Benehmen einer jetzt fast erloschenen Klasse ererbt, wovon er uns sehr willkommene Beweise gab. Er war, obwohl kein alter Mann, nach der edeln, ausdrucksvollen Redeweise des Orients ein „Odschiak Zadeh“, ein Kind des Herdes, ein geborner Edelmann. Als wir am folgenden Morgen aufbrachen, nahm er für die Bewirthung einer so großen Gesellschaft nicht nur für sich selbst keine Entschädigung, sondern gestattete auch solche nicht für die Diener.

Von Guli aus zogen wir über eine hohe, fast von Ost nach West laufende Bergkette auf einem Ali- oder Ala-Baba genannten Passe, von dessen Gipfel man eine weite Aussicht über die Ebene von Pasvin, einst eine der bevölkertsten und bestgebauten Armeniens, hatte. Die christlichen Bewohner waren theils durch Versprechungen von Land und Schutz verlockt, theils mit Gewalt gezwungen worden, die russische Armee nach dem Ende des letzten Kriegs nach Georgien zu begleiten. Auf gleiche Weise war das an das russische Gebiet stoßende Paschalik Erzerum fast seiner ganzen fleißigen und zahlreichen armenischen Bevölkerung beraubt worden. Südlich von uns erhoben sich die schneebedeckten Berge des Bin-Göl oder der tausend Seen, wo der Araxes und mehrere Zuflüsse des Euphrats entspringen. Wir zogen an dem Passe hinab in undulirendes unfruchtbares Hügelland, dessen Bewohner, Kurden, größtentheils noch aus ihren Wohnungen entfernt waren und sich in den Jailaks oder Sommerweiden befanden. Am zweiten Tag kamen wir an

des Araxes, den wir durch eine nur drei Fuß tiefe Furt überschritten; das Bett ist übrigens breit und nach dem Regen und im Frühjahr mit einem unpassirbaren Strom angefüllt. Am andern Ufer trafen wir eine ausruhende Karawane, Pferde und Maulthiere nährten sich von dem langen Grase und die Reisenden schliefen in dem Schatten der aufgestapelten Waarenballen. Unter den Kaufleuten erkannten wir mehrere Eingeborne von Mossul, die mit Erzerum Handel trieben, und Datteln sowie grobe in Mossul gefertigte Zeuge gegen ein schönes zu Riza, einem kleinen Ort am schwarzen Meer in der Nähe von Trapezunt, gefertigtes Linnen eintauschen, das von den Reichen und den Frauen viel getragen wird.

Nachmittags überschritten wir den westlichen Ausläufer der Tiektab-Berge, eine hohe steile Kette mit drei hervorstechenden Gipfeln, und stiegen dann in die weite und fruchtbare Ebene von Hinnis hinab. Die Stadt war in der Ferne sichtbar, aber wir ließen sie rechts liegen, und hielten die Nacht über in dem großen armenischen Dorfe Kosli, nach einem Ritt von mehr als neun Stunden. Ich wurde in dem Gasthause mit großer Gastfreundschaft von einem gewissen Misrab Agha, einem Türken, aufgenommen, dem sonst das Dorf als Spahilik gehört, und der, seiner Erbrechte beraubt, jetzt die Einkünfte gepachtet hatte. Er eilte mit einem langen Stock zwischen den niedrigen Häusern und den an jeder offenen Stelle zur Feuerung für den Winter aufgestapelten Düngerhaufen herum, suchte Geflügel, saure Milch, Brod und Gerste zusammen, und schimpfte zugleich über den Tanſimat, der solche hohe Gäste, wie uns, nöthige, die „Lebensmittel, die wir anzunehmen geruhten," zu bezahlen. Die Einwohner lieferten uns indeß willig alles, was wir brauchten, und das Stockschwingen Misrab Agha's war nur noch ein Rest alter Gewohnheit. Ich lud ihn zum Abendessen ein, was er bereitwillig annahm, da er selbst ein zartes, ganz geröstetes Lamm dazu beigetragen hatte. Die Bewohner von Kosli ließen sich durch ihre Kleidung und überhaupt ihr Aeußeres kaum von den Kurden unterscheiden; sie schienen in guten Umständen und standen mit dem moslemitischen Pächter ihrer Zehnten auf ganz gutem Fuße.

Kosli liegt am Fuß der Berge, welche die Südgränze der Ebene von Hinnis bilden, durch welche ein Arm des Murad-Su oder untern Euphrats fließt. Die Ebene ist im Allgemeinen gut angebaut, namentlich mit Korn und Hanf. Die zahlreichen Dörfer sehen äußerst elend aus, und man hält sie mit den niedrigen Häusern und den Haufen getrockneten Düngers, die auf den Dächern und an den offenen Stellen aufgeschichtet sind, eher für riesenhafte Misthaufen als für menschliche Wohnungen. Die Kurden und armenischen Christen sind beide abgehärtete, fleißige Menschen, ziemlich gleich zahlreich, und leben gesellig unter einander in demselben Schmutz und Elend. Die außerordentliche Strenge des Winters, in welchem tiefer Schnee Monate lang liegen bleibt, hindert den Anbau von Fruchtbäumen, und der gänzliche Mangel an Holz gibt dem Lande ein ödes Aussehen.

Wir verließen die Ebene von Hinnis auf einem über die Zernak-Kette führenden Paß. In den Thälern fanden wir Haufen schwarzer Zelte von nomadischen Kurden, und die Bergabhänge waren bedeckt mit ihren Heerden. Auf dem Gipfel eines steilen Berges über der Straße standen die Ruinen eines Schlosses, das einst kurdischen Häuptlingen gehört hatte, welche die

Reisenden pfändeten und ihre Räubereien bis in die Ebenen ausdehnten. Als wir die Höhe des Passes erreichten, hatten wir eine ununterbrochene Aussicht auf den mindestens 10,000 Fuß hohen Subhan Dagh, der von dem Dorfe Karagol aus, wo wir die Nacht über anhielten, steil sich vor uns erhob. Dieser prächtige Gipfel, die steilen Gebirge von Kurdistan, der durch die Ebene sich windende Euphrat, die Bauern, welche die Ochsen auf dem Dreschboden über das Korn trieben, und die Gruppen kurdischer Reiter mit ihren langen Speeren und wallenden Gewändern bildeten eine jener orientalischen Reisescenen, welche einen unauslöschlichen Eindruck zurücklassen, und viele Jahre später noch eine unbeschreibliche sehnsüchtige Erinnerung erwecken. Die kurdischen Bewohner dieser Ebene gehören hauptsächlich zum Stamme der Mamanli, der einst 2000 Krieger stellen konnte, wie mir einer ihrer kleinen Häuptlinge sagte, der die Nacht mit uns im Gasthause zu Karagol zubrachte.

Wir zogen, bald nachdem wir Karagol hinter uns hatten, über den Hauptarm des Euphrat. Obwohl der Fluß um diese Jahreszeit Furten darbietet, so ist er doch im Frühjahr fast eine Meile breit, überströmt seine Ufer und verwandelt die ganze Ebene in einen Sumpf, durch den wir einen Weg suchen mußten, und dabei Myriaden von wildem Geflügel aufscheuchten. Selten habe ich Wild in solcher Menge und Mannigfaltigkeit an Einer Stelle gesehen: das Wasser wimmelte von Gänsen und Enten verschiedener Art, die Sumpfstriche von Reihern und Schnepfen und die Stoppelfelder von Trappen und Kranichen. Nach dem Regen ist der untere Weg ungangbar, und die Karawanen müssen einen bedeutenden Umweg längs dem Fuße der Berge machen. Wir waren froh, dem fiebererzeugenden Sumpf und Schlamm der Ebene zu entgehen und die niedere Bergkette zu betreten, die uns von dem See Gula Schailu trennt. Ich hielt einige Minuten an einem armenischen Kloster, das auf einer kleinen, die Ebene überschauenden Bergplatte lag. Der Bischof war eben am Frühstück, und sein Mahl spärlich und apostolisch genug, denn es bestand nur aus gekochten Bohnen und saurer Milch. Ich fand ihn tief unwissend, wie die meisten seines Standes: er brummte über die Steuern und verwünschte die türkische Regierung. Die Kurden hatten das Kloster seiner Bücher und seiner Kostbarkeiten beraubt, die Kirche war aber ziemlich so geblieben, wie sie vor 1500 Jahren gewesen sein mag. Nach einem angenehmen Ritt von fünf Stunden erreichten wir den tiefen klaren See, auf dem Myriaden von Wasservögeln friedlich umherschwammen. Piran, das Dorf, in welchem wir die Nacht über blieben, liegt am andern Ende des Gula Schailu, und ist von Kurden aus dem Stamm der Hasananlü und von Armeniern bewohnt, die in dem Schmutz und Elend ihrer ewigen Düngerhaufen einträchtig mit einander leben. Augenkrankheiten hatten schlimm unter ihnen gehaust, und unser Begleiter, der Doktor, war bald von einer Menge Blinder und Kranker umgeben, die ihn um Hülfe angingen.

Der Schailu-See ist von dem größern Nazik-See durch eine etwa sechs Meilen breite, niedrige Bergkette getrennt. Das kleine Dorf Khers an seinem Westende erreichten wir nach drittehalb Stunden, und fanden den Häuptling umgeben von den vornehmsten Einwohnern auf einer erhöhten Fläche neben einem gut gebauten Steinhause sitzen. Er versicherte mich, und strich zur Bekräftigung seiner Worte den fleckenlosen weißen Bart, er sei über

neunzig Jahre alt, und habe früher nie einen Franken gesehen. Halb blind starrte er mich mit seinen trüben Augen lange an, sprach dann verächtlich von den Franken, war aber doch, trotz seines rauhen Aeußern, in seiner Art gastfrei, und ließ uns nicht eher ziehen, als bis wir von allen Delikatessen, die das Dorf bot, gegessen.

Unser Weg lief längs der Ufer des Sees hin. Die Bewohner von Ahers versicherten mich, der Nazik Göl enthalte nur im Frühjahr Fische, und zwar nur derselben Art wie der Wan-See. Ich konnte mir dies nicht erklären, bis ich das Ostende des Sees erreichte und fand, daß eine Verbindung mit dem Wan-See stattfinde durch eine tiefe Schlucht, durch welche die im Frühjahr durch Regen und Schneeschmelzen angeschwollenen Gewässer sich in der Nähe von Akhlat entladen. Im Frühjahr sucht der Fisch die Süßwasserflüsse zum Laichen, und wird nur um diese Zeit von den Umwohnern des Wan-Sees gefangen, während er sich in den andern Jahreszeiten aus den seichten Stellen zurückzieht, und den Netzen der Fischer entgeht. Dieser einzige bekannte Fisch hat Größe und Aussehen eines Härings, und man fängt ihn im Frühjahr in solcher Menge, daß er getrocknet und gesalzen für das ganze Jahr reicht und noch ausgeführt wird. Ein Christ versicherte mich indeß, daß im Nazik-Göl, dessen Wasser, ungleich dem des Wan-Sees, süß ist, auch ein großer Fisch, wahrscheinlich eine Barbe, gefunden werde.

Von Nazik Göl aus betraten wir ein wellenförmiges Land, das von sehr tiefen Schluchten, welche die Bergwasser in den Sandstein gerissen, durchzogen wird. Die Dörfer liegen in der Nähe dieser Schluchten, und der Reisende sieht sie erst, wenn er am Rande derselben angekommen, wo sich unter seinen Füßen plötzlich ein heiteres Bild eröffnet. Das obere Land sollte man für eine öde Wüste halten, entdeckte man nicht hie und da einen Bauern, der seinen Pflug durch den reichen Boden ziehen läßt. Die Bewohner dieses Distrikts sind fleißiger und geweckter als ihre Nachbarn, und führen ihre Erndte nicht auf dem Rücken von Thieren, wie in fast ganz Kleinasien, sondern auf Karren heim, die ganz aus Holz verfertigt und aus Wallnuß-, Eichen- und Schwarzholz sinnreich zusammengesetzt sind.

Wir ritten mehrere Stunden auf dieser Höhe fort, bis plötzlich am Rande einer Schlucht die Aussicht auf den Wan-See, auf Wald und Gebirg sich uns eröffnete.

Der erste Anblick, den der Reisende vom Wan-See erhält, wenn er von den Bergen oberhalb Akhlat herabsteigt, ist eigenthümlich schön. Dieser große Binnensee vom tiefsten Blau ist ostwärts von Ketten gezackter mit Schnee bedeckter Berge, die sich über einander erheben, und hie und da zu den höchsten Gipfeln von Tiyari und Kurdistan majestätisch emporsteigen, umgeben; unter ihnen liegt die heilige Insel Akhtamar, die in der Ferne, wie ein dunkler Schatten auf dem Wasser, sichtbar ist. An dem entlegenen Ende erhebt sich der einzelne hohe Kegel, der Subhan, und längs dem untern Theile des östlichen Ufers streckt sich in mannigfachen Formen und reich an Lokalsagen der Nimrud Dagh hin. Zu unsern Füßen lagen die Gärten der alten Stadt Akhlat, und wir ritten durch ungeheure Begräbnißplätze, einen wahren Wald von aufrecht stehenden, 7—8 Fuß hohen dunkelrothen Steinen dahin, die mit geschmackvoll ausgehauenen Arabesken und Inschriften in den massiven Schriftzügen der ältern moslemitischen Zeit ausgeschmückt sind.

Mitten unter denselben hob sich hie und da ein kegelförmiger Turbeh (Grabmal) von schöner Form und bedeckt von zierlichem Schnitzwerk. Die Grabmäler der Todten stehen noch und sind die Denkmäler einer längst in Staub gesunkenen Stadt. Einer der Turbehs zeichnet sich aus durch Größe und Zierlichkeit, die Sage schreibt ihn dem Sultan Bajandur zu, einem Anführer der großen Tatarenstämme, die man unter dem Namen des schwarzen und weißen Schöpses (Kara und Ak-Kuinlu) kennt.

Jenseits dieses Grabmals läuft in tiefer Schlucht ein reißender Waldbach, über den eine alte Brücke führt. Die hohen senkrechten Felsen auf beiden Seiten sind allenthalben von Eingängen in künstliche Höhlen, alte Gräber oder Wohnungen, durchbrochen. Auf einem hohen einsam stehenden Sandsteinfelsen stehen die Mauern und Thürme eines Schlosses, die Ueberreste der alten in der armenischen Geschichte berühmten Stadt Khelat. Ich erstieg die Ruinen, und untersuchte die Aushöhlungen in den Felsen; letztere werden jetzt theils als Wohnungen, theils als Ställe benützt. Vor den Thüren auf den Felsenplatten standen hie und da Gruppen von Leuten so schönen Schlags, als ich sie nur je sah. Es waren Kurden in den weiten, reich gefärbten Gewändern ihres Stammes. Ich redete sie an und fand sie höflich, gescheidt und mittheilsam. Zu vielen dieser Gräber gelangt man auf Treppen, die gleichfalls in den Fels gehauen sind. Eine gewöhnlich viereckige, meist ganz einfache Oeffnung führt in eine Kammer, und diese oft in andere, in gleicher Höhe gelegene, und schmale Treppen gehen hinauf in obere Kammern. Man sieht keine Spuren mehr von der Art, wie sie geschlossen wurden, wahrscheinlich aber vermittelst Steinen, die in rohen Angeln hingen oder gerollt werden konnten, wie solche noch jetzt in manchen Gegenden des Orients sich finden. Vertiefungen sind darin theils in den Wänden, theils in dem Boden ausgegraben, in welchen einst die Todten lagen, während in kleinen Nischen an den Seiten der Kammern Lampen und Opfergegenstände aufgestellt waren. Ganz ähnliche Gräber findet man in den Gebirgen Assyriens und Persiens bis hinab nach Schiras, doch fand ich sie nirgends in solcher Menge, wie zu Akhlat. Ihr Inhalt war längst die Beute der Eroberer, und die alten Kammern der Todten sind seit Jahrhunderten die Wohnstätten der Lebenden.

Ich verließ das Thal und durchzog einen Wald von Fruchtbäumen, bis ich zu einem alten türkischen Schloß hart am Rande des Sees kam. Es ist ein rein ottomanisches Gebäude, minder alt als die Turbeh's oder die alten Mauern über der Schlucht; den Inschriften zufolge ist es zum Theil von Sultan Selim, zum Theil von Sultan Suleiman erbaut. Mauern und Thürme stehen noch, und bedürften nur schwacher Ausbesserung, um wieder vertheidigungsfähig zu sein; sie schließen ein Fort und etwa hundert Häusern mit zwei Moscheen und Bädern ein, die rasch in Trümmer fallen, und nur von wenigen elenden Familien bewohnt sind, die aus Armuth oder Faulheit sie nicht wieder aufbauen.

Die Sonne ging unter, als ich zu meinen Zelten zurückkehrte. Alles war von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, und ich saß vor meinem Zelt, sprachlos die Scene betrachtend, als ein wohlbekannter Schrei, den ich seit Jahren nicht mehr vernommen, an mein Ohr schlug; ich wandte mich um, und vor mir stand ein persischer Derwisch in Gazellenfelle gekleidet, und

die spitze rothe, mit Pelz verbrämte und mit Koranversen und Ausrufungen Ali's, seines Schutzpatrons, ausgestickte Mütze auf dem Kopf. Nicht minder als ich über seinen Ruf, war er über meine Antwort erstaunt, welche den Mitgliedern seines Ordens eigenthümlich ist. Er war von diesem Augenblick an mein ergebener Freund und Diener, er schickte seinen Knaben fort, um eine Platte mit Birnen zu holen, für welche er ein Geschenk von zehnfachem Werth in Wahrheit ausschlug. Er erklärte, ich gehöre zu seinem Orden, und war sehr neugierig zu wissen, woher ich die Kenntniß seines Geheimnisses und seiner Phraseologie gewonnen habe. Er war jedoch nicht mein erster Derwisch-Freund, und ich hatte mit Leuten seines Schlags schon manche Abenteuer gehabt. Während wir da saßen und im sanften Mondlicht schwatzten, ward Hormuzd plötzlich umarmt von einem jungen Mann, der in Seide und Goldstickerei erglänzte und bis zu den Zähnen bewaffnet war. Es war ein Häuptling aus der Umgegend von Mossul und wohl mit uns bekannt. Da er von unserer Ankunft gehört hatte, eilte er aus seinem Dorfe herbei, um uns zu begrüßen und mich zu überreden, mein Lager abzubrechen und mein Nachtquartier bei ihm zu nehmen. Da ich hiezu keine Lust hatte, schickte er zu seiner aus Mossul gebürtigen Frau und ließ ein Schaf holen. So fanden wir uns unerwartet unter Freunden, unser Kreis wuchs bald durch Christen und Moslems aus Akhlat, und die Nacht war weit vorgerückt, als wir uns zur Ruhe begaben.

Am Morgen erneuerte ich meine Wanderungen unter den Ruinen, die wie ein breiter Gürtel die Stadt umziehen. Den Sieg der Todten über die Lebenden sieht man vielleicht nirgends so wie im Orient; hier verdrängt der Begräbnißplatz die Wohnungen der Lebenden. Ich ging wieder die Schlucht hinauf, die in geringer Entfernung vom See sich in zwei Arme theilt. Bäder bieten zahllose liebliche Bilder, und das Wasser stürzt in zahlreichen Fällen über den felsigen Grund herab, unter dichtem Blätterwerk von riesenhaften Kastanien und Ulmen. Ich betrat viele der Felsengräber, vergebens aber suchte ich nach Inschriften und Skulpturen, und doch ist der Ort unzweifelhaft alt, und in unmittelbarer Nähe von Stellen, wo Keilschriften sich finden. Während meiner Wanderung betrat ich eine armenische Kirche und Kloster, in welch' letzterem ein Bischof und zwei Priester ärmlich genug lebten. Kirche und Kloster waren gut und stark gebaut, augenscheinlich in alter Zeit. Der Bischof zeigte mir ein rohes Kreuz, das im Felsen außerhalb des Klosters eingehauen war, angeblich von einem der Schüler des Erlösers selbst. Jedenfalls gilt es als ein altes Heiligthum, und die umliegende Christenbevölkerung wallfahrtet dahin.

Bei meiner Rückkehr in's Lager waren die Zelte bereits abgebrochen und die Karawane in Bewegung. Mit einem tiefen Seufzer verließ ich den interessanten Ort, und folgte langsam der Straße längs dem See nach Bitlis. Selten habe ich eine schönere Landschaft gesehen, und der Künstler findet hier nicht minder als der Landschaftsmaler Gegenstände des Studiums, namentlich der Architekt, den die Geschichte der zierlichen Bauart interessirt, die unter den arabischen Beherrschern Aegyptens und Spaniens ihre größte Vollendung erhielt. Sie zeigt sich in den ältern christlichen Ruinen Armeniens, so wie in den noch vorhandenen Ueberresten Persiens aus der arsacidischen und sasanidischen Periode. Die Verbindung der ältern christlichen und per-

sischen Kunst und Architektur erzeugte einen Styl, der noch zu wenig bekannt und studirt ist, aber bewundernswerthe Verbindungen von Schönheit und Pracht, von Zartheit im Einzelnen und Kühnheit in den Umrissen zeigt.

Unser Weg lief am Fuße des Nimrud Dagh hin, der sich von Akhlat nach dem Südende des Sees erstreckt; wir zogen über mehrere Streifen von Lava und Schlacken und über breite, jetzt trockene Schlammströme, die Ergießungen eines lange erloschenen Vulkans, dessen Krater man aber noch in einem kleinen See entdeckt, der auf dem Gipfel des Berges liegen soll. Mehrere, namentlich von Christen bewohnte Dörfer liegen am Rande des Wassers oder in den von den Bergwassern ausgewaschenen Schluchten. In einer derselben liegen isolirte Sandsteinblöcke, die von den Winterströmen in phantastische Formen ausgewaschen sind, und welche beim Volk die Kameele Nimrods heißen. Nach der Sage wollte der rebellische Patriarch ein unersteigliches Schloß bauen, fähig, Gott und Menschen Trotz zu bieten. Der Allmächtige aber verwandelte die Arbeiter in Stein, und die Felsen am See sind die Kameele, welche die göttliche Rache zum ewigen Andenken in Steine verwandelte; die unvollendeten Mauern des Schlosses sind noch auf dem Gipfel des Berges zu sehen. Das umliegende Land, der Sitz einer uralten Rasse, ist voll von solchen Ueberlieferungen.

Vom Südende des Sees aus wandten wir uns nach Bitlis, wo der Gouverneur uns in einem großen, einem Armenier gehörigen Hause, bereits Unterkunft verschafft hatte. Von der Terrasse sahen wir hinab auf die im Grunde einer tiefen Schlucht im Innern der Stadt erbauten Bazars. Auf einem einzeln stehenden Felsen uns gegenüber erhob sich ein trotziges Schloß, und auf einem hohen, unfruchtbaren Berge die befestigte Wohnung Scherif Begs, des Rebellenhaupts, das Jahre lang Bitlis und die Umgegend beherrscht und den Waffen des Sultans Trotz geboten hatte. Jetzt nehmen die Türken hier einen stolzen Ton an, vor kurzem noch aber haben sie sich sehr vor den unabhängigen Kurdenhäuptlingen gebeugt. Die christliche Bevölkerung besteht aus 900 armenischen und 40 jakobitischen Familien, aber es sind keine Nestorianer mehr da, obwohl früher ein Theil der christlichen Bevölkerung zu dieser Sekte gehörte.

Von Bitlis nach Dschezireh gibt es drei Straßen, zwei über die Gebirge durch Sert, welche gewöhnlich die Karawanen ziehen, obwohl sie steil und schwierig sind, und eine dritte weitere, die durch die Thäler des Ostarms des Tigris führt. Ich wählte die letztere, da sie mich in den Stand setzte, die Jesidi-Dörfer im Distrikt Kherzan zu besuchen. Wir verließen Bitlis am 20., und befanden uns, nachdem wir kaum die Gärten der Stadt im Rücken hatten, in einem Wald von verschiedenen, zum Theil sehr beachtenswerthen Arten von Eichen. Es war dies eines der tiefen, engen Felsenthäler, wie sie in Kurdistan häufig sind; ein schäumender Wildbach toste hindurch, den wir mit großer Beschwerde wiederholt überschreiten mußten. Im Sommer und Winter sind die Bergabhänge von den schwarzen Zelten der Kotschers oder wandernden Kurden bedeckt, die im Sommer die höhern Weiden aufsuchen. An der Straße selbst sind keine Dörfer, diese befinden sich vielmehr in den Seitenthälern auf steilen, fast unzugänglichen Felsplatten oder in der Tiefe des Waldes. Mehrere Brücken und geräumige Chans in Ruinen zeugen für den ehemaligen Handel und Verkehr durch diese Gebirge. Etwa

fünf Meilen von Bitlis führt der Weg durch einen Felsentunnel, der 20 Fuß lang ist; ähnliche finden sich mehrere in den Bergen, und sie stammen wahrscheinlich aus sehr alter Zeit, obwohl die Landessage sie dem Sultan Murad zuschreibt, der sie auf seinem Zug gegen Bagdad (1638) durchgebrochen haben soll. Wir schlugen unsere Zelte die Nacht über an den Ruinen eines zerstörten und verlassenen Chans auf, brachen früh am andern Morgen wieder auf, und setzten auf alten Brücken mehrmals über den Bach, der allmählig in dem Maaße, als er sich dem niedrigen Lande näherte, an Stärke zunahm. Um Mittag hielten wir an einem großen Kurdendorfe, Namens Goina, das Scheich Kassim gehörte, einem der religiösen Fanatiker, die der Fluch Kurdistans sind; er war berüchtigt wegen seines Hasses gegen die Jesidis, und hatte in ihren Distrikten zahlreiche Raubzüge unternommen, auf deren letztem er aber mit starkem Verlust zurückgetrieben worden war. Gegen Abend lagerten wir an den Ufern des Bachs in der Nähe einer Anzahl kurdischer Zelte, die durch Gebüsch und hohe Binsen vor dem Blick verborgen waren. Die Inwohner waren arm aber gastfrei, und brachten uns ein Lamm, Jagurt und Milch.

Am nächsten Morgen brachen wir frühzeitig auf, und hielten gegen Mittag an dem Dorfe Omais el Koran, das einem der zahllosen Heiligen der kurdischen Gebirge gehört. Von dort stiegen wir eine niedrige Bergkette auf einem steilen Pfad hinan, und hielten hier an einem kurdischen Dorfe, Namens Khokhi, das voll Baschi-Bosuks oder irregulärer Truppen war, welche die Steuern eintrieben. Es wurde Abend, ehe wir in das flache Land des Kherzan-Distrikts hinabstiegen; das Jesidi-Dorf Hamki war schon eine Zeitlang von den Höhen herab sichtbar gewesen, und wir schlugen den Weg dahin ein. Da die Sonne rasch hinabsank, verließen die Bauern den Dreschplatz und zogen heimwärts, als sie aber die große Gesellschaft Reiter näher kommen sahen, erschracken sie, denn sie hielten uns für irreguläre Truppen, den Schrecken eines orientalischen Dorfes. Cawal Jussuf, der sein ganzes Gesicht, mit Ausnahme der Augen, mit dem arabischen Kesieh verhüllt hatte, ritt unter sie hinein und verlangte mit peremptorischer Stimme Lebensmittel und ein Nachtquartier. Die armen Leute drängten sich scheu zusammen, der Cawal aber, nachdem er sich eine Zeitlang an ihrem Schrecken geweidet, warf den Kesieh ab und rief: „Ihr schlechten Leute! wolltet Ihr Eurem Priester Brod verweigern und ihn hungrig von Eurer Thüre weisen?" Jetzt warfen die Leute ihre Werkzeuge hin und eilten auf ihn zu, um ihm die Hand zu küssen. Ein Knabe rannte in's Dorf, um die Nachricht zu verbreiten, und bald kamen Weiber, Kinder und Greise heraus, um uns zu bewillkommnen. Alles will sich nun dienstfertig beweisen, und die armen Jesidis scheinen sich an ihrem Priester nicht satt sehen zu können, denn ein Gerücht war gegangen und von den Moslems emsig verbreitet worden, daß Jussuf und seine Gefährten auf Befehl des Sultans hingerichtet, und daß nicht blos die Petition der Jesidis verworfen worden sei, sondern auch neue Quälereien ihrer warteten. Seit acht Monaten hatten sie keine Nachricht von dem Cawal empfangen, und dies lange Schweigen vermehrte ihre Besorgnisse. Bald saß nun Jussuf im Kreise der ältern Bewohner, und erzählte seine Geschichte mit einer Umständlichkeit und Ausführlichkeit, wie sie nur ein Orientale seinen Zuhörern lebendig vorführen kann. —

3. Ein Tag in Kurdistan.

Nachdem ich alle meine Wachen, erzählt ein englischer Officier, gemustert und der alte Tatar, mein Begleiter, sich abermals in den Sattel geschwungen hatte, traten wir aus unserer unterirdischen Wohnung in dem Dorfe Khonnek hervor, wie ebensoviele auf ihren Morgenraub ausziehende Schakals. Es war bitter-kalt, und als wir an den Seiten der schneebedeckten Berge hinzogen, war der Wind so scharf, daß selbst unsere abgehärteten Führer ihre wettergeschlagenen Gesichter bei Seite wandten. Wie sehnten wir uns nach dem Aufgang der Sonne, die erst zwei Tage zuvor in der Wüste uns fast zu Kohlen verbrannt hatte. Endlich ging sie auf, und zwar mit aller Pracht des Orients; selbst der alte Tatar mit all' seinem türkischen Stolz warf den Tschibuk zur Seite und rief staunend aus: „es ist nur Ein wahrer, lebendiger Gott.“ Wir hatten geglaubt, jetzt zum letztenmal von „Arabien“ Abschied genommen zu haben, dem war aber nicht so, denn da und dort konnten wir durch die Oeffnungen der Berge die weite Wüste mit einem Horizont wie der grenzenlose Ocean vor uns ausgebreitet sehen. Der Contrast war merkwürdig, die blaue, glühende Ebene lag unten, während die phantastisch gestalteten schneebedeckten kurdischen Berge allenthalben uns umgaben, eine Oeffnung ausgenommen, durch die wir der Wüste zum letztenmal Lebewohl sagen konnten.

Inzwischen hatte die Sonne insoweit ihre Pflicht gethan, daß das Klima ertragbar war, und den Führern gelang es vermittelst Reiben hinreichend Leben in ihre Hände zu bringen, daß sie die hier reichlich wachsende Rhabarberpflanze abpflücken konnten, welche die einzige Pflanze ist, deren Constitution sich mit diesem ungastlichen Klima zu vertragen scheint. Die Kurden essen sie roh und gekocht, aber gar wenig Kochkunst will bei dem Kurden schon viel heißen, denn seine Nahrung besteht aus wenig mehr als sandigem Brod und saurer Milch. Wir trabten lustig fort, singend und den alten Tataren neckend bis Mittag, wo plötzlich das Zeichen gegeben wurde, daß Reiter in unserem Rücken seien. Zu einem Vertheidigungsplan war wenig Zeit, somit führte ich denjenigen aus, welchen ich beim ersten Eintreten in Kurdistan gefaßt hatte, nämlich den höchst-möglichen Punkt zu gewinnen, den unsere Pferde erreichen konnten, um die einzige Munition, welche zu haben war, nämlich die losen Steine von der Bergseite benützen zu können, indem man sie zur Sperrung des Wegs hinabrollte. Diesmal war uns aber alle Mühe, außer der, die Pferde wieder herunterzubringen, erspart, denn die angekündigten Reiter waren befreundete Reisende, die um Erlaubniß nachsuchten, die Tagreise mit uns machen zu dürfen. Diesem Vorschlag stimmten wir willig bei, denn seit der letzten schimpflichen Niederlage der türkischen Armee unter Hafiz Pascha wurde diese Straße nicht nur von kurdischen, sondern selbst von arabischen Räubern unsicher gemacht, welche in dem Eifer an dem endlichen Zerstörungswerk Theil zu nehmen, selbst ihre eigentlichen Grenzen überschritten haben. In einem Lande, wo jedes Mannes Hand gegen seinen Nachbar ist, wie in solchen Raubgegenden, ist die in diesem Fall ergriffene Vorsichtsmaßregel nie zu vernachlässigen; hier herrschte zu allen Zeiten wenig Recht, und dies wenige ging mit der Niederlage der Armee der Regie-

ung verloren; aber selbst in den besten Zeiten stand dieser Weg in so schlechtem Rufe, daß bis jetzt, seit der barbarischen Ermordung von drei Engländern, die im Jahr 1828 auf einer Rückreise nach Europa begriffen waren, keiner mehr sich auf diese Straße wagte. Unsere neuen Freunde zeigten sich als Kurden, die auf der Heimkehr waren, und eine schöne arabische Stute mit sich führten, die sie angeblich zu Bagdad erhalten, wahrscheinlich aber irgend einem unglücklichen Araber an der Grenze gestohlen hatten. Es war wirklich ein schönes Thier. Einer der Kurden war ein sehr alter Mann, welcher ein strenger Anhänger des Propheten schien, da er häufig während des Tages anhielt, um sein Gebet und seine Abwaschungen zu verrichten; es war ein schöner alter Mann mit einem weißen fließenden Barte. Ich hatte während des Tages viel gelitten durch das blendende Licht, welches die starken, von dem Schnee zurückprallenden Strahlen der Sonne verursachten, aber sie ging endlich hinab hinter einen der höchsten Gipfel und warf einen tiefen Schatten über alles.

Wir hatten jetzt wieder mit der Kälte zu kämpfen. Ein scharfer Nordwind riß uns fast von den Pferden, da wir bei jeder vorspringenden Felsenecke seiner Wuth ausgesetzt waren, und erst lange nach Sonnenuntergang erreichten wir das elende Dorf Argonni. Wie gewöhnlich zeigte uns das Bellen der Hunde an, daß wir uns menschlichen Wohnungen näherten. Niemand, der nicht in so unwirthlichen Gegenden, wie diese Ketten öder Berge sind, gereist ist, kann sich eine richtige Vorstellung machen von dem Vergnügen, mit dem man das ferne Bellen eines Hundes vernimmt. Unsere Gefährten schienen einige Freunde in dem Dorfe zu haben, denn kaum fünf Minuten waren vergangen, so befand ich mich in einem guten Zimmer mit einem Kursi *) in voller Thätigkeit, dessen willkommene Wärme bald meinen fast erfrornen Füßen wieder einige Lebensthätigkeit gab; dann zog ich mich in eine Ecke des Zimmers zurück, wo ein Stück Teppich lag, zog meinen kurdischen Mantel über die Schultern und fiel in einen festen Schlaf. Ich hatte nicht lange geschlafen, als ich durch den alten Kurden geweckt wurde, der mich fragte, ob ich nicht etwas zu essen verlange, denn, sagte er, „ich rieche gebratenes Fleisch, und habe immer gehört, daß diese Hunde von Persern (auf meinen Bedienten weisend) Köche ersten Ranges sind. Ich habe," setzte der alte Mann hinzu, „kein Fleisch gegessen, noch eine gute Mahlzeit gehalten, seit ich von Hause fortging, aber, Inschallah! ich werde bald eine gute Schüssel mit Kabab (Hammelsschnitten) in der Hand haben, und beim Haupt des Propheten, ich werde ihr Ehre anthun." Ich war selbst dieser Ansicht, und rief deßhalb den angeblichen Künstler, um zu wissen, ob die Kababs fertig seien. „Kababs!" rief der erstaunte Perser, und rieb sich den Schlaf aus den Augen; „diese dummen Kurden haben nicht so viel Fleisch in ihrem ganzen Lande, als wir in Adschim (das Land östlich vom Tigris)

*) Der Kursi, wie man ihn in Persien und Kurdistan hat, ist ein bloßes hölzernes Gestell oder kleiner Tisch, der auf ein etwa 4 oder 5 Fuß tiefes Loch in der Mitte des Bodens gestellt wird, in welchem sich angezündete Holzkohlen befinden. Um diesen sitzt man im Kreise umher mit den Füßen gegen das Feuer. Eine große von dem Gestell getragene Decke wird dann über die Füße gezogen, sie hält die Hitze zusammen, während Brod oder Reis in einem Gefäße gebacken wird, das man in das Loch oder Tanur (Tendur?) unter den Kursi stellt.

unseren Falken geben. Darum, du Sohn eines unehrlichen Vaters, was bedeutet dieser Geruch?“ — „Wahrhaftig!“ rief der erstaunte Kurde, „es riecht, als würde hier ein Ochse gebraten.“ — „So schau hin, du Koth-esser, ob meine Kleider nicht in den Tanur gefallen sind?“ — „Allerdings,“ sagte der alte Weißbart, „der Geruch kommt von daher.“ — „Inschallah!“ schrie der entsetzte Kissilbasch und rang die Hände, „der Kopf eines Hundes liegt im Feuer.“ So war es, und die Füße dazu, denn ach! während ich schlief, war ein Hund in den Kursi gefallen.

---

4. Von Cairo nach Beirut.

Der Weg, den ich (von Cairo über Jerusalem nach Beirut) einschlug, ist nicht die sogenannte große Wüste, welche die Israeliten bei ihrem Auszug einschlugen, sondern die kleine Wüste, aber für die, welche die erstere nicht kennen, immerhin groß genug. Die Zeit erlaubte mir nicht, die erstere zu wählen. Obwohl ich es sehr beklage, daß ich nicht mit der Bibel in der Hand der unausgetilgten wunderbaren Spur des auserwählten Volks nach-gehen kann, so tröstet mich doch der Gedanke an eine nahezu einen Monat lange, und ohne allen Vergleich schwierigere Fahrt als die, welche ich unter-nahm, über mein Mißgeschick. Die Wüste kennt man gewöhnlich poetisch aus den Dichtern, dem Begriff nach aus den Geographen und Geologen, artistisch aus den mannigfachen Reisebeschreibungen, ich aber fand sie weder so schön noch so furchtbar, wie manche Touristen, wohl aber unerhört lästig und monoton, wozu das Reiten auf Kameelen vom Morgen bis zum Abend ohne Ausruhen und stets im Schritt, nicht wenig beiträgt. Diese neun sehr langen Tage will ich versuchen mit kurzen Worten zu schildern.

Nachdem wir auf Eseln Cairo verlassen hatten, hielten wir einige Stun-den lang zu Heliopolis, oder gewissenhafter gesprochen an der Stelle, wo einst diese der Sonne gewidmete Stadt stand. Einige Bruchstücke von Steinen und Obelisken, das ist Alles, was heute davon übrig geblieben ist. Ebenso wie bei den Pyramiden der Sieg Bonaparte's den Geist abzieht von Mem-phis und auf die Wirklichkeit zurücklenkt, so scheint auch hier die Gestalt Klebers an der Spitze des Obelisken zu haften. Auf diesen Feldern wurde den Franzosen der Besitz Aegyptens zum zweitenmal durch einen herrlichen Sieg gesichert. Nicht weit von dem Obelisken findet sich eine Sycomore von bedeutendem Alter, welche von der Tradition einer schönen Erinnerung ge-weiht wurde. Unter ihrem Schatten soll die Mutter Gottes geruht haben, als sie auf einem Esel mit dem kleinen Jesus vor dem bethlehemitischen Kindermord floh. Es gibt immer Leute, welche die Tradition mit der Sonde des menschlichen Verstandes ergründen wollen, welche angesichts dieses uralten Baums zu beweisen sich bemühen, daß eine nähere Untersuchung die Annahme nicht gestatte, er sei schon über 1853 Jahre alt, er zähle höchstens 8, 10, aber nicht 19 Jahrhunderte. Dennoch wird der Baum zu Heliopolis in Folge der höchst gelehrten Beweisführungen gegen sein Alter nicht minder besucht werden. Jeder, der nach Heliopolis kommt, wird vor dieser Sycomore stehen bleiben, denn der erste beste Araber wird sie ihm zeigen, jeder Eseltreiber

wird sich ihrer erinnern. Jeder hält vor dem Baum an, und länger als vor dem Obelisken, denn die Tradition spricht eine verständliche und keine Hieroglyphen=Sprache.

Inzwischen kam die Karawane herbeigezogen, mit der ich mich weiter auf den Weg machen mußte. Mit Leidwesen verließ ich meinen guten Esel und setzte mich auf's Kameel. Wie ich schon bemerkte, gibt es hier keine zweibucklichten Kameele, was man hier Dromedare nennt, sind einbucklichte, nur etwas leichter und schmaler als die andern; es sind dies, was bei den Pferden die Läufer. Doch ist schneller Gang auch mit solchen schwierig, denn in unserer aus zwanzig Kameelen bestehenden Karawane befand sich auch nicht ein einziges, das man in einen Paßgang versetzen konnte. Bepackte Kameele gehen den Gänsemarsch, und bilden in kolossaler Form eine Reihe, wie sie Münchhausen an der Hand hatte, als er in der bekannten Weise die Enten an der Schnur nach sich zog. Die ganze Reihe führt ein kleiner Junge. Die armen Bursche gehen in einem Zuge von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und sitzen nur von Zeit zu Zeit auf. Die Kameele aber, auf denen die Reisenden sitzen, gehen frei neben denselben, und werden mit einem Stock gelenkt. Um aufsteigen oder absteigen zu können, müssen sie niederknieen, was sie sehr ungern thun. Nachdem ich auf einem hölzernen Sattel, der auf über den Buckel gehängten Säcken ruht, um einen Diwan zu machen, meinen Mantel, ein Kissen u. s. w. gelegt, stieg ich eilig hinauf, und mit dem Kopf wackelnd zog ich fort auf der Straße nach Belkeis bis zu Sonnenuntergang. Die Nacht brachten wir im Zelte zu, mit Sonnenaufgang zogen wir weiter. Drei Tage lang zogen wir durch ödes Land, das man aber keine Wüste nennen kann, denn man findet immer noch des Tages wenigstens ein Dorf, und an Wasser ist kein Mangel. Am fünften Tage erst, Abends, hielten wir an einem Orte, Namens Katie, wo die Wüste im vollen Sinn dieses Worts beginnt. Katie ist eine Oase. Ein schönes mit den Gräbern zweier Sultane und einer außerordentlich üppigen Vegetation geschmücktes Wäldchen bildete einen interessanten Contrast mit der wilden, einförmigen, aus kahlen Sandhügeln bestehenden Umgebung. Bei der Quelle erwartete uns ein merkwürdiger Anblick. Eine große griechische Karawane aus Cairo, die zur Osterwoche nach Jerusalem zog, schöpfte dort Wasser, was man bis El Arisch, d. h. vier Tage lang, nicht mehr findet. Die Pilger waren Leute des niedersten Standes, größtentheils Kopten. Die Zänkereien, welche beim Viehtränken und Einnehmen von Vorräthen stattfanden, geben einen Begriff, welche furchtbare Scenen zu Tage treten könnten, wenn es an Wasser fehlt. Aber Dank Mehemed Ali, der auch hier die Spuren seiner Herrschaft zurückließ, ist die Quelle ummauert, tief und reichlich, obgleich das Wasser nicht sehr angenehm zu trinken ist.

An den drei folgenden Tagen unterbrach nichts die Einförmigkeit der Wüste, die Gleichmäßigkeit und Ruhe, die, um mich so auszudrücken, das geistige Wesen der Wüste bilden. Denn ihre Form oder physische Gestaltung wechselt ziemlich häufig. Sandhügel oder unabsehbare Sandflächen, Höhen aus Kies oder mit niedrigem Gestrüpp bedeckt, ungeheure mit gelbem Gras überwachsene Flächen oder mitten im Sandmeer kleine Oasen von Palmbäumen ziehen abwechselnd am Auge vorüber. Das Gefühl, das die Wüste erweckt, hat große Aehnlichkeit mit dem, was der Anblick des Meeres im

Menschen hervorruft. Der Körper gibt sich gern einer gewissen Erstarrung hin, während der Geist zum Gebet sich gedrängt fühlt.

Aber es liegt, wie mir vorkommt, in der Wüste nichts so Furchtbares, wovor die Menschennatur zurückschaudern müßte, nichts so Prachtvolles, wodurch sie sich, ohne die Poesie zu Hülfe zu nehmen, besonders gehoben fühlen sollte. Es ist vielmehr eine gewisse Ruhe und Stille, die sie athmet, und man begreift das ascetische Leben der Wüstenbewohner. Dies Bild kann sich allerdings ändern bei einem Beduinenanfall oder, was noch ärger ist, bei einem Orkan. Man schreckte mich in Cairo mit dem Winde Chamsin, der am Ende März beginne und fünfzig Tage herrsche, von welcher Zahl er seinen Namen hat. Zum Glück durchfuhr er nur Einen Tag lang die Wüste, aber sehr mild, denn mit einem Schmerz in den Augen, welche fortwährend durch Staub leiden, lief alles ab. Von Beduinen traf ich einige: malerisch sehen sie aus, wenn sie sich am Horizonte zeigen; mit einer unbeschreiblichen Anmuth sitzen sie auf den Kameelen, welche unter ihnen, so zu sagen, die hübschesten Formen annehmen. Man kann sie von weitem an ihren langen Feuergewehren erkennen; bei ihrer Annäherung verlangen sie Bezahlung für den Durchzug durch die Wüste; haben sie das Geld erhalten, so ziehen sie ruhig ab. Es ist dies eine Steuer, welche sich die freien Bewohner der Wüste bezahlen lassen, und wovor nicht einmal die eiserne Hand des verstorbenen Vicekönigs die Reisenden zu schützen vermochte. Uebrigens wurde, abgesehen von diesem Zusammentreffen, die Karawane durch nichts aufgehalten. Wilde Thiere sah ich keine, außer einigen Wachteln und Habichten. Nur die emporstarrenden weißen Skelette von Kameelen zeugten für die Anwesenheit von Schakalen und Hyänen.

Die gestrige Nacht, d. h. die des achten Reisetages, brachten wir in der Nähe des Meeres zu; das Getöse der Wellen schlug unaufhörlich an unser Ohr. Der heutige Tag erschien uns in seiner ganzen Majestät, und die Vereinigung dieser beiden unabsehbaren Ausdehnungen hob das Bild in's Ungeheure. Der Weg führte hart am Ufer hin. In der Entfernung erheben sich auf einem Sandhügel die weißen Citadellen von El Arisch; um vier Uhr Nachmittags schlugen wir unsere Zelte unterhalb des Berges auf und begaben uns nach der Stadt, welche ganz verödet sich zeigt. In Wirklichkeit hat auch El Arisch, dieser Wachtposten in der Wüste, die letzte dem Pascha von Aegypten gehörige Stadt, außerordentlich wenig Einwohner. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus der Garnison, welche den Durchzug nach Syrien bewacht. Niemand darf ohne Erlaubniß oder, um europäisch zu sprechen, ohne Paß Aegypten verlassen. Man muß sich erinnern, daß die Auswanderung ägyptischer Unterthanen nach Syrien die Ursache oder der Vorwand des Kriegs zwischen der Pforte und Mehemed Ali war. Er verlangte die Auslieferung seiner flüchtigen Unterthanen, und griff anfangs nur das Paschalik Syrien an, für dessen Vertheidigung später der Sultan eintrat. Menschenmangel ist seitdem die bedeutendste Plage Aegyptens und rechtfertigt die zu ihrer Verhinderung ergriffenen Mittel; diese sind ziemlich scharf. Als ich dem Bey von El Arisch einen Besuch machte, sah ich zwei Pilger, Kopten, die nach Jerusalem gingen und ihre Pässe verloren hatten, in's Gefängniß führen. Ich fragte den Bey, was er mit ihnen anzufangen gedenke, und er erwiederte, daß er sie mit der ersten nach Cairo gehenden Karawane zurück-

funden werde. Die Citadelle steht offen und Jedermann kann hineingehen; soviel ich beurtheilen konnte, war sie in einem kläglichen Zustande. Einige elende Kanonen stehen auf den Mauern, so daß man nicht einmal sagen kann, daß sie zur Parade da stehen. Nachdem ich meine Neugierde befriedigt, kehrte ich in mein Zelt zurück, wo mich, wie immer, ein schon vorher zubereitetes Abendessen erwartete; ich bedurfte es sehr und benützte die wenigen Stunden, welche mir ein früher als gewöhnlich eintretendes Nachtlager und eine minder große Erschöpfung verschafften, um diese Erinnerungen niederzuschreiben.

El Arisch am Mittel- und Suez am rothen Meer sind die zwei letzten ägyptischen Städte, und die durch die Wüste laufende sie verbindende Linie ist wahrscheinlich die eigentliche Breite der Afrika und Asien verbindenden Landenge. Noch einen ganzen Tag marschirte ich aber durch die Wüste, die allerdings immer weniger wild wird, und erst am folgenden Morgen, um zehn Uhr, kam ich an die Stelle, wo zwei von Mehemed Ali aufgestellte, Syrien und Aegypten scheidende Säulen jetzt die conventionelle Grenze zweier Welttheile bilden. Eine andere ließe sich wohl schwer auffinden, denn Tractate zwischen Asien und Afrika über diesen Punkt gibt es, so viel ich weiß, nicht. Nimmt man indeß die Natur des Bodens als Führer an, so würde ich die Gränzen Afrika's noch etwas weiter vorrücken, denn zwei Stunden Weges von diesen Säulen zeigt sich plötzlich eine Veränderung in dem Landschaftsbild. Wenn man von einer noch ziemlich sandigen Höhe hinabsteigt, entfaltet sich vor den Blicken eine Ebene mit wunderbarer Vegetation, mit Gärten und voll zahlreicher Feigenbäume, umschlossen von Cactushecken, mit Einem Wort, die Ebene stellt sich nach der Wüste als ein wahres Paradies dar. Diese Gärten gehören zu Chan Juntsch, einem syrischen Dorf, wo die Wege durch die Wüste von El Arisch, wie von Suez her zusammenlaufen. Das Dorf selbst ist elend, besteht aus Lehmhütten, und die Bewohner unterscheiden sich von denen Aegyptens nicht einmal in der Kleidung. Gleich am Eingang hielt uns ein Soldat auf, ein Neger auf einem lebhaften Pferde, der sich mit dem Dragoman besprach und uns dann nach dem Platz führte, wo der Scheich sich befand und die Zahl der Leute, Kameele, Pferde, Hunde, Esel, Affen, mit Einem Wort aller lebenden Geschöpfe bei der Karawane aufschrieb, die Schrift dem Neger einhändigte und dann weiter durch das Dorf sich auf den Weg machte. Der Neger ging voran, befahl den Leuten aus dem Wege zu gehen, und rief aus, es komme die Quarantaine, denn von diesem Augenblick an befanden wir uns in der Quarantaine, und dieser Tag zählte schon zu den fünf, die wir darin sitzen bleiben sollten. Wir zogen fünf Stunden lang fort, stets unter Escorte, durch ein flaches, mit üppigen Weiden ausgestattetes Land. Minder schön aber als in Aegypten, standen die Erndten, die Gerste war sogar ziemlich elend. Die Sandberge entfernten sich immer mehr von uns, linker Hand aber zeigte sich von Zeit zu Zeit das Meer. Am Ufer ließen sich etwas besser gebaute Dörfer erblicken. Die Weiden waren mit einer Menge von Kameelen, Pferden und Schafen bedeckt. Auch kamen wir an zwei ziemlich großen Beduinenlagern vorüber, aber der unselige Neger gestattete uns nicht, dahin zu gehen. Unsere Neugierde war um so mehr gespannt, als er uns sagte, daß beide Lager am nächsten Morgen einander bekämpfen würden; warum? wußte er nicht.

In solcher Weise durchzogen wir das Land der ehemaligen Philister, und um die vierte Stunde zeigten sich auf einer Anhöhe die Minarets der Stadt Gaza. Nach einer Stunde befanden wir uns an der Stadt vor dem Thore eines großen viereckigen Gebäudes, über dem die unglückweissagende Flagge wehte. Hier endigte die Mission des Negers. Er übergab uns der Wache, die uns in einen großen viereckigen Hof geleitete, an dem Zimmer herumliefen. Als wir sahen, daß die Kameele nach Abnahme ihrer Last hinausgingen, um ihre Quarantaine unter freiem Himmel abzumachen, baten wir, ob wir nicht ihr Loos theilen, unsere Zelte aufschlagen und die uns vorgeschriebene Zeit unter Wache absitzen dürften; diese Bitte ward uns abgeschlagen, und man wies uns in die Zimmer. Diese bestanden aus nackten mit Stuck belegten Räumen, mit einem steinernen Fußboden und hölzerner Decke. Von Möbeln ist keine Rede, Tisch und Stuhl muß man improvisiren. Wir fürchteten sehr, unser hartes steinernes Bett mit Ratten und, was noch schlimmer, mit andern kleinen Thieren theilen zu müssen, doch Dank dem persischen Pulver, verlief die Nacht ziemlich gut.

Aber am Tage war dies anders, denn der Lärm hörte gar nicht auf: alles wird auf dem Hofe abgemacht, und die Thüren muß man offen halten, denn sonst hat man nicht genug Licht im Zimmer. Unaufhörlich laufen die Aufseher geschäftig umher, und mahnen zur Vorsicht, daß nicht einer, der einen ganzen Tag sitzt, mit einem andern in Berührung komme, der zwei oder mehrere Tage da ist, oder was noch schlimmer, mit einem, der sich gar nicht in Quarantaine befindet, sondern ein Beamter oder ein Soldat im Dienste ist. Unaufhörlich kommen neue Karawanen an und andere gehen ab. Zum Unglück führte die griechische Osterwoche eine Menge Pilger herbei, wodurch die Zahl der hier Harrenden sowie der Lärm bedeutend vermehrt wurden.

Die Stadt Gaza, die ich vom Dach meiner Wohnung aus sehen konnte, liegt auf einer Anhöhe und stellt sich hübsch dar, das Innere soll aber schmutzig sein, wie andere orientalische Städte. Sie ist von einer Menge Bäume und Gärten umgeben, und die grünen Cactushecken mahnten mich an Sicilien. Die Palmen werden immer seltener, bald verschwinden sie ganz, und an ihre Stelle tritt der Oliven- und der Feigenbaum. Denn hier hinter Gaza beginnt Palästina, das Land, wo jede Stelle, fast jeder Stein in der heiligen Schrift bezeichnet ist, und mit der Sprache der Psalmen, der Klaglieder oder des Evangeliums zum Herzen dringt.

Von Gaza führen drei Straßen nach Jerusalem: die eine über Jaffa, den alten Hafen von Joppe, die andere über Bauch, das alte Arimathia, die dritte führt gerade hin ohne alle Abbeugung. Ich entschloß mich, die letztere als die kürzeste zu wählen; die Berge, durch die sie führt, waren früher für die Reisenden sehr gefährlich; jetzt sind sie es nicht mehr, und die Pilger ziehen ohne Hinderniß nach Jerusalem.

Am vierten Tage unserer Quarantaine kam nach dem Mittagessen ein italienischer Arzt, und nahm die Inspection der sogenannten Viertägigen vor, stellte uns der Reihe nach im Hofe auf und — ließ uns die Zunge der ganzen Länge nach hervorstrecken. Als er durch ihr Colorit befriedigt war, erklärte er auf's Feierlichste, daß wir nicht angesteckt seien. Am folgenden Morgen also, d. h. am 15. d. M., mit Sonnenaufgang verließen wir das

Quarantainegebäude und die Stadt Gaza. Den ganzen Tag, d. h. bis sechs Uhr Abends, schritten unsere unermüdlichen Kameele auf den Sandflächen fort, auf denen vielleicht jene Füchse sich herumtummelten, mit denen, wie die heilige Schrift sagt, Simson den Philistern nachsetzte. Es scheint indeß, daß diese Füchse Schakale waren, deren es auch jetzt noch eine große Menge gibt. Ihr Geheul, einem Kindergeschrei sehr ähnlich, begleitete uns die ganze Nacht, und sie näherten sich den mitten in den Feldern aufgeschlagenen Zelten sehr. Wir übernachteten indeß schon auf israelitischem Boden, und am andern Morgen um zehn Uhr kamen wir an dem Dorfe Latrun vorüber, der Sage nach dem Geburtsort jenes Schächers, welcher mit Christus, dem Herrn, an's Kreuz geschlagen, von ihm das Versprechen des Himmelreichs erhielt. Eine Stunde später verließen wir die Ebene und betraten die Schluchten und Höhen, die man das Thal Abu Gosch nennt. Nichts läßt sich mit der Wildheit der Landschaft vergleichen, welche hier beginnt; dies ist nicht die Einförmigkeit der Wüste, sondern die der Verwüstung. Mit Gebüsch bewachsene Felsenberge, da und dort Trümmer von Schlössern; der Weg, die einzige Spur des menschlichen Fußes, gewöhnlich nur ein schmaler Pfad an Abhängen vorbei, und wegen der beweglichen Steine, aus denen er besteht, schwer zu betreten, alles das wiegt den Geist in traurige Träume. Von Zeit zu Zeit jedoch unterbricht ein Thal mit Bäumen, mit einem alten, aus Steinen aufgebauten Brunnen, nicht weit davon Ziegenheerden, die auf den Felsen weiden, Hirten in einem Gewand, wie die Einbildungskraft uns die bethlehemitischen Hirten darstellt, als ihnen der Engel die gute Botschaft verkündete, die Schauer der ersten Eindrücke durch ein biblisches Bild. Gerade im Augenblick, als unsere Karawane in einer solchen Oase ausruhte, unterbrach Rossegetrappel die Stille, und einige Reiter näherten sich uns: »Bien venus en terre sainte, Messieurs!« sagte einer derselben und hielt sein Pferd an. Man glaubt kaum, welche Empfindungen diese einfachen Begrüßungsworte in mir erweckten. Denn auf diesem Boden erscheint nichts gleichgültig, alles zeigt sich durch das Prisma des Glaubens, der Tradition oder der Geschichte. Einen Augenblick kam ich mir vor, als sei ich selbst ein Pilger, ein so lebendiges Echo aus der Vergangenheit drang zu mir in den Worten, mit denen uns der englische Consul aus Jerusalem begrüßte, der eben von einem kleinen Ausflug nach dem Berge Hebron zurückkehrte. Wir erfuhren von ihm, daß das Gefecht unter den Beduinen, deren Lager wir auf dem Wege nach Gaza gesehen, stattgefunden habe, und daß über dreißig Leute auf dem Platze geblieben seien. Hätte ich mich um einen oder zwei Tage verspätet, so hätte ich Augenzeuge des Zusammentreffens sein können. Mit der Artigkeit, welche fast alle Consuln im Orient auszeichnet, versprach uns Herr F., am Thore Befehl zu ertheilen, uns in die Stadt einzulassen, wenn wir uns auch einigermaßen verspäten sollten. Denn die Thore Jerusalems sind nur bis Sonnenuntergang offen, und da wir auf Kameelen ritten, konnten wir mit ihm, der auf einem kräftigen Pferde saß, nicht gleichen Schritt halten. Gerade ging die Sonne unter, als wir auf dem Berge standen, von dem ich die Stadt erblickte, welche die Araber El Kods, die Heilige, nennen. Eine halbe Stunde Wegs trennte uns noch davon. Ich sprang vom Kameel und stand lange Zeit in Gedanken versunken.

Trotz der zahlreichen Beschreibungen von Jerusalem, hatte ich mir den

Anblick doch ganz anders vorgestellt, als er wirklich ist. Eine in's Viereck gebaute, nicht sehr große, von Mauern eingeschlossene Stadt, ein von weißen Häusern erglänzendes Fort, mit emporstrebenden Minarets und rings umgeben von kahlen Bergen ohne alle Vegetation, einige Olivenbäume ausgenommen, ja man kann sagen, baum- und strauchlos, Hügelreihen, wo jede Felsstelle die Form eines Gürtels frischer, noch nicht von dem Reif der Zeit bedeckter Ruinen hat — das ist in einfachen Umrissen das Bild, welches jetzt die Hauptstadt Davids darbietet. Die Seele des Christen allein kann den ganzen Jammer dieses Bildes fassen, den Faden der Unfälle verfolgen, die sich über diese siebenmal mit Sturm eroberte und verwüstete Stadt ergossen, den Wechsel des Geschicks, der sich in ihrer heutigen Gestalt kennbar macht, den unbegreiflichen Unterschied zwischen dieser einst außerordentlich fruchtbaren Gegend des gelobten Landes und diesen Bergen, wo das elendeste Gras keinen Lebenssaft finden zu können scheint, mit Einem Wort, zwischen dem alten Jerusalem und El Kods, der türkischen Veste, der Residenz eines Pascha! Aber es ist so, denn also ward es vorausgesagt!

Nachdem ich die Stadt betreten, begab ich mich in die Casa Nova, einen Gasthof, der den Franciskanern gehört, wo jeder Reisende, jedes Glaubens und jedes Standes, Aufnahme findet. Es ist dies eine Gastfreundschaft auf dem Boden der christlichen Liebe, das Gefühl, das man davon erhält, ist ganz verschieden von den gewöhnlichen europäischen Eindrücken. Die Benützung der Gastfreundschaft unterliegt bei uns gewöhnlich einigen Bedenklichkeiten, wir zögern immer, sie in Anspruch zu nehmen, weil uns immer der Gedanke vor Augen steht, daß wir es vergebens thun. Eine solche Zögerung findet hier gar nicht statt, man glaubt sich im Familienkreise, und begibt sich zu den ehrwürdigen Vätern wie zu leiblichen Brüdern.

Mit ihrer Hülfe besuchte ich während vier Tagen die verschlossenen heiligen Orte in Jerusalem, ich durchwanderte den Kreuzweg vom Olivenberg bis zur Schwelle des heiligen Grabes, durchzog das Thal Josaphat, erstieg den Berg Zion und den Himmelfahrtsberg, und besuchte so manche andere Orte, von denen jeder die Seele tief aufregt. Ich betrachtete von Ferne die prächtige Moschee Omars, welche an der Stelle des salomonischen Tempels steht, und welcher der Christ sich nicht nähern darf. Wenn die Reise nach Jerusalem auch viele Beschwerden hat, so werden sie doch alle reichlich aufgewogen durch die Erinnerung, welche man von einer in der Kirche des heiligen Grabes zugebrachten Nacht mit fortnimmt. Stille ist nöthig, um den Geist zu sammeln, aber Stille zu genießen in der Kirche des heil. Grabes, außer während der Nacht, ist nicht möglich. Den ganzen Tag herrscht ein unbeschreibliches Drängen und Lärmen. Die Gottesdienste der verschiedenen Glaubensbekenntnisse durchkreuzen sich; Gesänge erheben sich in verschiedenen Sprachen, Geschwätz und Streit ertönt, und was noch schlimmer ist, es wird ein Handel mit verschiedenen Gegenständen, die bei den verschiedenen Ceremonien nöthig, darin getrieben. Nur in der Capelle der Mutter Gottes, welche ausschließlich den Lateinern verliehen ist, herrscht tiefe Stille, aber das Getümmel und Gelärm aus der innern Kirche dringt auch dahin. Doch genug hievon, denn von solchen Dingen ziemt es sich nicht, beiläufig zu sprechen. Ich erwähnte die Sache nur, damit Niemand in dem Hinbringen einer Nacht in der Kirche etwas Romantisches sehen möge. Dies ist keines-

... der Fall; erst wenn die Türken sich entfernen, welche den ganzen Tag ... auf einem Diwan in der Kirche, kaum zwölf Schritte von dem Ort, ... die Leiche des Herrn gesalbt wurde, ihre Pfeifen rauchen, schließt man ... Kirche, aller Gottesdienst hört auf, und der Geist kann sich sammeln. ... doch muß ich hinzufügen, jene rauchenden Türken, welche den Kirchenschlüssel haben, und für jede Eröffnung des Hauses des Herrn sich zahlen lassen, sind, wie ich mit Leidwesen bekennen muß, nicht das Aergerniß, welches der wahre Christ vor allem entfernt zu sehen wünschen muß; schlimmer ist, daß die nicht selten blutigen Händel, welche zwischen den verschiedenen Sekten manchmal während des Gottesdienstes stattfinden, die Einmischung dieser moslemitischen Wächter des heiligen Grabes nöthig und wünschenswerth machen.

Die griechischen Ostern ziehen eine ungeheure Masse Pilger aus dem ganzen Osten herbei, und sind gewöhnlich der Zeitpunkt solcher Scenen. Die nächste Woche wird nach dem griechischen Kalender besonders prächtig sein, und Jerusalem ist voll von einer Menge Karawanen. Auf den Straßen hört man alle Sprachen, es ist ein wahres Babel. Man kann dies an den allermannigfaltigsten Trachten sehen. Unter der Masse der Juden, welche hier die Hälfte der Bevölkerung bilden, sind sehr viele polnische. Ich traf zwei, welche die Tracht, die sie in Galizien und dem Königreich tragen, noch nicht abgelegt hatten. Ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein, und erfuhr, daß der eine aus Krzywcze im Kreise Przemysl, der andere aus Wilna ist. Obwohl sie vor kurzem erst Polen verlassen, und es, wie alle sagen, den Juden hier nicht gut geht, und sie meistens arm sind, so wollen sie doch nicht zurückkehren. „Wir sind gekommen, um hier zu sterben,“ sagen sie. Auf dem Wege, den Christus mit dem Kreuze zurücklegte, hat die Tradition einen Stein bezeichnet als denjenigen, auf den der Erlöser sich stützte, als er niederfiel. Dieser Stein dient den frommen Pilgern als Station; stets wird er von Juden angespieen und beschmutzt, kaum hat man es abgerieben, so wird er abermals besudelt, und so geht es fort. Verwundern darf man sich aber nicht über den Fanatismus der Juden in Jerusalem; was ohne Vergleich noch staunenswerther ist, das ist die Propaganda, welche alle Sekten und alle Glaubensbekenntnisse, selbst Protestanten und Engländer nicht ausgenommen, hier gestiftet haben. Wie traurig ist der Anblick, daß das Christusgrab zum Feld für den Kampf ausgewählt wurde! —

Wenn ich auf meiner Reise nach Jericho, wohin ich mich von Jerusalem begab, nicht in die Hände von Räubern fiel, wie jener Mann, von dem die Parabel im Evangelium spricht, so geschah dies gewiß nicht deßhalb, weil auf diesem Wege jetzt eine größere Sicherheit für die Reisenden herrscht als zu jener Zeit, sondern darum, weil ich selbst Räuber bei mir hatte. Man nennt sie jetzt Beduinen, der Name ändert aber nichts an der Sache. Wenn man die Umgegend des Jordan besuchen will, so muß man mit einem Beduinenscheich accordiren, der gegen Bezahlung von 100 Fr. von dem Kopf für die Unantastbarkeit von Person und Habe garantirt. Die Garantie legt er im Consulat nieder, verantwortlich aber ist er der Regierung, wenn er sein Wort nicht hält: daraus kann man ersehen, welche Rolle die Regierung in diesen Verträgen mit den Banditen spielt; denn ich wiederhole es, die Poesie ändert nichts an dem Sachverhalt. Poesie kann man den Arabern

allerdings nicht absprechen, und sie bezahlen damit die Reisenden, die von ihnen escortirt werden. In malerischer Tracht, auf rüstigen Pferden mit Pistolen, Säbeln, Messer, mit einer ungeheuren Flinte oder einer unerhört langen Lanze ausgestattet, begleiten sie die Karawanen, springen auf den Felsen herum wie die Ziegen, und führen prächtige Fantasia's aus. Ihre Gewandtheit kommt ihrer Kühnheit gleich, und die im Schimmer einer glühenden Sonne erglänzenden Farben ihres Gewandes stimmen vortrefflich zu dem auf ihren dunkeln Gesichtern eingegrabenen Stolz. Dieser Anblick ist schön und wäre auch sehr angenehm, fühlte man nicht immer eine gewisse Demüthigung bei dem Gedanken, daß man seine Sicherheit einem Kauf und nicht der eigenen Kraft verdankt.

Mit einer solchen Escorte besuchte ich Bethania, Jericho, das Jordanthal, das todte Meer, das Kloster San Sawwa und Bethlehem. Wie viele werthe Erinnerungen auf dem Wege, den ich zog! Welch' bedeutendes Blatt füllt nicht jeder dieser Namen in der Geschichte der Welt! Vergebens würde ich mich bemühen, den hundertsten Theil der Eindrücke zu schildern, die ich auf diesem kurzen, für mich ewig denkwürdigen Wege sammelte. Die Eilfertigkeit, die Menge der Gegenstände, die körperliche Ermattung und das fortdauernde Unwetter hinderten mich daran. Das Reisen in Syrien und Palästina ist ohne Vergleich viel mühseliger als in Aegypten. Man reist zu Pferde, aber auf welchen Wegen und auf welchen Sätteln! Die Pferde kann ich nicht genug bewundern: auf den steinigen Pfaden, wo der Fuß des Menschen Mühe hat fortzukommen, gehen sie so vorsichtig und sicher, daß die Führer häufig die Reisenden bitten, nicht abzusitzen, da sie an gefährlichen Stellen mehr Vertrauen auf das Pferd als auf einen Fußgänger haben. Abgründe, wie die, an denen man hier hingeht, sah ich nirgends, nicht einmal in der Schweiz. Die Steine rollen unaufhörlich unter den Hufen der kleinen Mähren, und doch sind Unfälle ausnehmend selten, und meistens die Schuld des Reiters und nicht des Pferdes. Die Maulthiere dienen gewöhnlich zum Fortschaffen des Gepäcks, der Zelte u. s. w. Esel und Kameele sieht man nicht viele, und nur an gewissen Lokalitäten sind sie mehr im Gebrauch. —

Nachdem ich glücklich nach Jerusalem zurückgekehrt war, trat ich sogleich meine Weiterreise an, da ich mich nach Beirut auf dem Dampfboot begeben wollte, welches nach der Versicherung der Agentur des Lloyd in Jerusalem Jaffa am 25. April Abends verlassen sollte. Als ich das Thal Abugosch durchwandert hatte, hielt ich nach mühseligem Marsch Abends an dem Dörfchen Latrun. Hier hielten mich zwei Soldaten an, und riethen, daß die Karawane nicht weiter gehen solle, da der Weg nicht sicher sei. Sie erzählten, am vorigen Abend hätten die Beduinen ein benachbartes Dorf geplündert und in der Nähe Zelte aufgeschlagen. Gewöhnt an solche Schreckensnachrichten und nicht geneigt auf dem Felde zu übernachten, zogen wir vorüber. Alsbald eilten uns die besagten Soldaten nach und erklärten, daß sie uns als Escorte dienen wollten. Ich fragte den Dragoman, ob im Fall eines Angriffes von den Beduinen auf sie zu rechnen sei. Der Dragoman erklärte, dies sei nicht der Fall, sie würden uns in solchem Falle sogleich verlassen, dafür aber dem Pascha in Jerusalem berichten, was vorgefallen; einen andern Auftrag hätten sie nicht. Ich begriff nun, daß die Escorte nur eine von den

lichen Arten ist, einen Bakschisch zu verdienen. Somit abermals unter Escorte, die jedoch ohne Vergleich wohlfeiler war als die der Beduinen, kamen wir nach Ramleh, wo das Kloster der P. Franciskaner uns ein Nachtlager bot. Es ist dies eine ganz spanische Anstalt, und niemand als Spanier haben für gewöhnlich Zutritt. Die Stadt ist ziemlich groß und liegt in einer schönen Ebene, die sich fortzieht bis Jaffa, wo wir gestern ankamen.

Wenige Orte können sich eines so hohen Alters rühmen, wie Jaffa. Die heilige Schrift erwähnt es häufig unter dem Namen Joppe. Die Tradition gibt ihm einen vorsündfluthlichen Ursprung, indem sie berichtet, daß Noah hier die Arche bestieg. Nach der Sündfluth soll es von Japhet, dem zweiten Sohn Noah's, wieder aufgebaut worden sein. Später tritt Jaffa als Hafen Jerusalems auf: hieher schickte Hiram, König von Tyrus, die Cedern des Libanon zum Bau des salomonischen Tempels. Im Hafen von Joppe verbrannte Judas Maccabäus die syrische Flotte. Später wohnte der heilige Petrus eine Zeitlang in Jaffa, aber bei der Eroberung Jerusalems durch die Römer wurde es auf den Grund zerstört. Zu den Zeiten der Kreuzzüge finden wir es abermals. Gegenwärtig hat Jaffa, trotzdem daß es der Hafen ist, wo die nach dem heiligen Lande sich begebenden Pilger gewöhnlich an's Land steigen, und trotz eines ziemlich bedeutenden Handels, keine Wichtigkeit. Da es im Amphitheater gebaut ist, bietet es von der Westseite einen schönen Anblick dar, namentlich wegen der Gärten, die es umgeben. Der Hafen ist schlecht, denn er hat keine Rhede, so daß es bei dem geringsten Winde gefährlich ist, selbst mit einem Nachen hinauszufahren.

Das Kloster der P. Franciskaner hat uns auch hier seine Gastfreundschaft nicht versagt. Die Anlage ist auch hier spanisch, doch nicht so ausschließlich, wie in Ramleh. Da Jaffa der Sitz eines Bischofs in partibus infidelium ist, fragte ich den Pater Guardian, einen gebornen Spanier, ob sich in der Stadt oder in der Umgegend Ruinen einer alten katholischen Kirche fänden, er versicherte mich aber, daß seit langer Zeit nicht die mindeste Spur vorhanden sei. Katholiken hat Jaffa sehr wenig, und diese versammeln sich häufiger in einer Capelle, als in der im Klostergebäude befindlichen Kirche. —

Das Dampfschiff, mit welchem ich von Jaffa nach Beirut gehen wollte, kam zwei Tage später an, als es erwartet wurde. Dann aber erklärte der Capitain, er werde vor Verlauf einer Woche nicht abfahren. Da ich diese Frist nicht abwarten konnte, blieben mir nur zwei Arten übrig, um nach Beirut zu gelangen, zu Pferde oder auf einer arabischen Feluke. Ich wählte das letztere; der Rais versprach, bei günstigem Winde in 24 oder höchstens in 36 Stunden hinzugelangen, während die Reise zu Pferde sechs Tage in Anspruch genommen hätte. Ich bestieg also die Feluke am 27. April, aber nun trat eine neue Widerwärtigkeit ein: der Wind sprang um, so daß ich nach drei Tagen des heftigsten Herumwerfens mich erst dem Berge Karmel gegenüber befand, d. h. die geringere Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Ich berechnete meine Zeit und meine Mittel, und bemerkte, daß ich in keinem Falle mehr Damascus besuchen könne; übrigens quälte mich die Feluke dermaßen, daß ein längeres Verweilen auf derselben nicht wohl thunlich war. Drei Tage und drei Nächte ohne alle Unterbrechung in horizontaler Lage auf dem Verdeck zuzubringen, und noch dazu Mangel an Lebensmitteln zu leiden, das erinnerte einigermaßen an die englischen Pontons. Ich beschloß deßhalb

in Kaiffa, einem Städtchen am Fuße des Karmel, an's Land zu gehen, und hier ruhig das aus Jaffa mit den Pilgern zurückkehrende Dampfboot abzuwarten. Zum mindesten beklage ich diesen Entschluß nicht. Die vier Tage, welche mein Zurückbleiben in Kaiffa dauerte, reichten hin, um Nazareth zu besuchen. Es war gerade der 1. Mai, am Sonntag um 4 Uhr Nachmittags, als ich vor dem Kloster der P. Franciskaner in Nazareth stand. Der Klang der Orgeln schlug an mein Ohr, und vor meinen Augen stand der Maigottesdienst, der gerade an diesem Tage daheim so viele Gläubige zu derselben Stunde in der Kirche der heiligen Jungfrau versammelt; ich eilte sogleich in die Kirche und fand eine feierliche Vesper. Die Stelle, wo nach der Ueberlieferung des heiligen Hieronymus die bescheidene Wohnung Mariens stand, die Stelle, wo der Engel ihr verkündigte, daß sie Gottes Mutter sein würde, standen mir offen; eine Menge Menschen lagen auf den zur Capelle hinführenden Stufen auf den Knieen; ein feierlicher Gesang und Musik hallten an den Gemälden der schönen Kirche an, welche auf den Trümmern derjenigen erbaut worden, welche einst die heilige Helena errichtet hatte. Braucht man zu sagen, welch' tiefes religiöses Gefühl bei einem solchen Gottesdienst in Nazareth die Seele durchdringt.

Wie allenthalben, so fand ich auch hier eine freundliche Aufnahme im Kloster, dessen Guardian ein Deutscher ist; seinen Bemühungen dankt man es, daß Gesang und Kirchenmusik so vortrefflich sind, wie ich sie lange nicht gehört hatte. Nazareth hat viele Stellen, auf welche die Tradition die Gläubigen hinweist. Es hatte von jeher und hat noch jetzt nur Einen Brunnen, folglich unbestreitbar denselben, aus dem einst die Mutter Gottes Wasser schöpfte. Die Lage der Stadt zwischen den Bergen ist reizend, eine Meile davon erhebt sich über die andern Berge der Thabor so prachtvoll und ausgezeichnet durch seine Form, daß man auf den ersten Blick ausrufen kann: das ist der Berg der Verklärung des Herrn.

Aber dieser ganze Theil von Palästina, Galiläa, wo der Herr am längsten sich aufhielt, und dessen größten Theil ich von Kaiffa nach Nazareth und zurück nach dem Karmel durchwanderte, ist außerordentlich schön. Die Felder sind mit üppigem Getreide bedeckt, die Wiesen mit Blumen besäet, wie ein Teppich. Wäldchen der schönsten Bäume sind wie parkartig angelegt, an fließendem Wasser ist kein Mangel, alles dies bildet gegen die wilden Umgebungen Jerusalems und Bethlehems einen starken Contrast. Selbst der berühmte Karmel, der Berg des Elias und des Elisa, der sein Haupt über dem Ufer des Mittelmeers wie ein christlicher Pharus erhebt, hat kein so ödes Ansehen, wie die Berge Palästina's. Wie die Karthause bei Grenoble und andere Wiegen uralter Orden hat er ein rauhes Ansehen, man genießt dort der Einsamkeit, und dennoch macht er keinen unangenehmen Eindruck. Das prächtige Kloster der Karmeliter mit der Kirche der heiligen Jungfrau wurde, wie man weiß, vor nicht langer Zeit über der Höhle des Elias erbaut, an derselben Stelle, wo das vor einiger Zeit von den Türken zerstörte stand. Errichtet wurde dies Gebäude durch die Bemühungen zweier Brüder Johann und Karl; sie wanderten bettelnd dreißig Jahre lang durch ganz Europa, und vollbrachten endlich das riesenhafte Werk. Bruder Johann hat bereits den Lohn für seine Arbeiten zum Ruhme Gottes empfangen, Bruder

Karl aber lebt noch und wirkt, denn ein Flügel ist noch nicht vollendet, und bittet Gott, daß er ihm gestatten möge, ihn zu vollenden.

Nachdem ich zwei Tage in dem Kloster unter nicht blos erbaulichen, sondern auch höchst angenehmen Gesprächen mit dem Bruder Karl zugebracht, wartete ich den Dampfer Germania ab. Das ganze Verdeck desselben war mit Pilgern besetzt, und ich fuhr also in zahlreicher Gesellschaft nach Beirut. Ptolemais, Tyrus, Sidon, die heutigen St. Jean d'Acre, Sur und Saida, zeigten sich der Reihe nach, denn die Fahrt ging hart am Ufer hin. Die reichen Städte Phöniciens, einst die Königin des Welthandels, sind jetzt elende Nester. Viel ansehnlicher erscheint Beirut, das sich amphitheatralisch darstellt mit einem Ausläufer des Libanon als Hintergrund. Das ist aber bereits ein Uebergangsort, und der Orient bietet schon einen Vorschmack von westlichem Klima und westlicher Civilisation. Da und dort treten Ziegeldächer an die Stelle der flachen Dächer, die Villen sind sehr hübsch, aber europäisch ausgeschmückt. Die Bewegung in der Stadt ist bedeutend, denn sie ist nach Smyrna der bedeutendste Handelspunkt.

---

5. Drusische Räuber.

Ein Reisender, der um das heilige Land zu besuchen nach Beirut gegangen war, und sich von da nach Damascus begab, erzählt einen Raubanfall, den er von Drusen erfuhr, in folgender Weise.

Wir waren glücklich von Baalbek nach Damascus gekommen, als wir aber von dort nach Jerusalem aufbrechen wollten, nahm die Sache eine ernstere Wendung: der Weg galt für unsicher, und die Pferdeverleiher verlangten nicht nur unmäßige Preise, sondern schrieben auch noch den Weg vor, den man nehmen solle. So mußten wir den über Saida als den sichersten einschlagen. Die erste Nacht wurde in dem Dorfe Aldimas zugebracht, das von den Drusen geplündert worden war, die zweite Nacht zu Alkoron, nicht weit von Saida. Auch hier versicherte man uns, daß die Drusen nicht weit, und ihr Haß gegen die moslemitische Herrschaft so eingewurzelt sei, daß sie nicht einen Derwisch ungeplündert durch ihre Berge gehen ließen. Diese Nachrichten beunruhigten uns um so mehr, als die Dorfleute sich weigerten, uns als Bedeckung zu dienen. Wir hatten indeß nur die Wahl, vorwärts oder rückwärts zu gehen, und so entschlossen wir uns am folgenden Morgen, den 21. Dec., uns auf den Weg zu machen. Wir waren vier Mann und fünf Pferde. Unterwegs trafen wir auf eine Anzahl Eseltreiber, welche Sämereien, trockene Früchte u. s. w. nach Saida brachten, und sich uns anschlossen, so daß wir um 9 Uhr dreizehn Mann stark waren. Da die Räuber nur in Abtheilungen von drei bis vier Mann herumschwärmen sollten, so wuchs allmählig unsere Zuversicht. Als wir aber in die Schluchten des Libanon hineinkamen, begann der alte Kabor, unser Pferdevermiether, zu erbleichen. Gegen 10 Uhr ermahnte er uns zusammenzuhalten, da wir jetzt in den gefährlichen Pässen seien. Unsere Befürchtungen wurden nur zu bald bestätigt, denn nach wenigen hundert Schritten erblickten wir auf einem der vorliegenden Berge einen verdächtigen Burschen, der, als er uns ansichtig

würde, laut mit jemand Entferntem sprach und dann schnell verschwand. Kaum waren wir eine halbe Stunde fortgegangen und näherten uns Albaak, einem Paß, wo der Libanon und Antilibanon sich zu begegnen scheinen, als wir durch Geschrei und Gewehrschüsse aufgeschreckt wurden; als wir zurückblickten, sahen wir eine Schaar Leute mit gezogenen Säbeln und unter dem Geschrei: aleihum! aleihum! adbahu! schelhu! la! la! la! (auf sie! schlagt sie todt! plündert sie! la! la! la!) auf uns losstürzen. Es waren sechzehn Mann, alle bis an die Zähne bewaffnet, jeder einen dunkeln oder rothen Ledergürtel um die Lenden, in welchem Pistolen und andere Waffen stacken, während der Blitz der geschwungenen nackten Klingen uns erinnerte, daß wir nicht weit von Damascus seien. Alle trugen gleich den Syriern rothe Mützen und kurze Jacken. Wir waren unbewaffnet, und da Widerstand gegen diese wilden Schaaren der Tod ist, so blieb nichts übrig, als uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Wir stiegen ab, machten unsere Börsen fertig, riefen aber zugleich, wir seien Engländer, und nannten dabei die Namen des großen Drusenhäuptlings, Said Bey, der uns Schutz zugesagt, und den Consul Woods, der in Syrien in der höchsten Achtung steht und bei den Drusen eine Art Halbgott ist. Dies that die gewünschte Wirkung, und die erhitzte Bande hielt inne. Einige legten die rechte Hand auf die Brust, erhoben sie dann zum Zeichen der Achtung über den Kopf und sagten: „Steckt Eure Beutel ein, Ihr seid Engländer, Ihr seid Christen, Ihr sollt frei sein; wir thun Euch nichts zu Leide, wären Eure Satteltaschen voll Gold, wir würden es nicht berühren. Fürchtet Euch nicht, aber haltet Euch zur Seite, denn wir wollen allen diesen Moslems an's Leben; sie sind unsere Unterdrücker, und wir wollen uns rächen.“ Mit diesen Worten machten sie sich alsbald an die Arbeit, begannen sehr unscrupulös die Moslems an den Bärten zu ziehen, und schlugen sie mit ihren flachen Klingen. Ehe wir für sie bitten konnten, waren sie vollständig ausgezogen, und Kleider, Mützen, Turbane, Pantoffeln u. s. w. lagen in bunten Haufen übereinander geworfen. Der alte Kador und die übrigen wurden zu Boden geworfen, und sahen zu ihrem Entsetzen unter dem Ruf: »masari! masari!« (Geld! Geld!) die Yatagans über sich geschwungen. Die Drusen hatten indeß beschlossen, den christlichen Reisenden zu Ehren kein Blut zu vergießen. Sie hatten eine reiche Karawane von Damascus her erwartet, und seit fünf Tagen dieser aufgepaßt. Als sie erkannten, daß die armen Teufel, welche uns begleiteten, keine verborgenen Schätze in ihren Satteltaschen hätten, ließ man sie los, doch nicht ohne eine kleine Bezahlung, zu der auch wir unsern Antheil freiwillig beisteuerten als Anerkenntniß ihrer Freundlichkeit gegen uns. Während dies vorging, hatte einer der Drusen mein Pferd bestiegen, und ritt damit hinweg, der Anführer der Drusen aber, Hassan, rief ihn zurück und er mußte das Pferd abgeben. Dieser Hassan, ein Mann von finsterem entschlossenem Gesichtsausdruck, trug als Turban den in Damascus gewöhnlichen roth und gelb gestreiften Shawl, was sein Gesicht noch mehr verfinsterte.

Das Drama ging nun zu Ende. Hassan hatte sein Wort gegeben, daß uns nichts geschehen werde, und daß er aus Rücksicht für die Engländer seine Feinde, die Moslems, schonen werde. Mein Reisegefährte zog eine Flasche Wein hervor, den die gastfreien Franciskaner in Damascus uns

gen, boten sie den Drusen an, und schlug zugleich einen Toast für die Engländer und die Drusen vor. Das ward angenommen, und sanft wie die Lämmer reichten sie die Weinflasche umher. Dann feuerten sie ihre Gewehre in die Luft ab unter dem Ruf: Inglis bono! bono! was wir natürlich erwiederten. Nach dieser Ceremonie setzten wir unsere Reise fort, und erreichten um fünf Uhr Abends Alnabatia,. herzlich froh, dem gefährlichen Land der Drusen so glücklich entkommen zu sein.

6. Beirut, Damascus, der Libanon.

Wir verließen Beirut am 4. Mai — in Begleitung unseres Dragoman François, des Koches George und vier Pferdewärtern, so daß die Karawane aus acht Personen und eilf Pferden bestand — gegen 8 Uhr Morgens, und ritten eine Zeitlang durch die herrlichen, Beirut umgebenden Pinienhaine, aus welchen wir später zwischen Maulbeer- und Olivenbäume kamen. Uns war so wohl unter den grünen schattigen Zweigen, und wir ritten in fröhlicher Stimmung den Höhen des Libanon zu. Gegen 9 Uhr erreichten wir das Dorf Hadet, wo wir uns in der Nähe des Chans, unter den Schatten verbreitenden Zweigen eines ehrwürdigen Maulbeerbaumes, am Rande eines Baches auf dem ausgebreiteten Teppich niederließen und behaglich frühstückten. Nach einer Stunde setzten wir uns wieder auf, und kamen mit unsern guten Rossen bald an den Fuß des zur Libanonkette gehörigen Dschebel el Ghörb. Der Weg über denselben ist äußerst beschwerlich, aber im höchsten Grade lohnend. Seine Wände, so wie die der ihn umgebenden Berge sind unten am Fuße mit Pinien bewachsen, höher hinauf aber mit Maulbeerbäumen bepflanzt, deren saftiges, brennendes Grün einen wirksamen Contrast zu der dunkleren Farbe der Pinien bildet. Diese von den Maroniten mit großem Fleiße angelegten und sorgsam gepflegten Plantagen gedeihen herrlich, da der Libanon reich an Wasser und die von den Bergen herabgleitenden Bäche geschickt durch die Anlagen geleitet werden. Um 11 Uhr ließen wir rechts das auf dem Abhange eines Berges gelegene Dorf Farschim liegen, hinter dem noch etwas höher das Dair Syr liegt. Nach einer kurzen Rast an der Ain Ehseve (hinter welcher das Dorf Ain Abud) erreichten wir kurz vor 1 Uhr die Höhe des Berges mit dem Chan Einöb, von wo wir in östlicher Richtung in das Thal hinabstiegen, durch welches die Damur zwischen mit Rosen und Schlingpflanzen bekleideten Felsenwänden schäumend dahinbraust. Beim Herabsteigen vom Dschebel Ghörb erblickten wir um halb 3 Uhr vor uns die mit Schnee bedeckten Spitzen des s-Schuf, auf der Mitte des Bergabhanges, links vom Pfade Dorf T'fuhu und ziemlich im Thal Rumhold, von hohen Pappeln umgeben. Um 4 Uhr ritten wir über die Damurbrücke, und stiegen dann die steile Straße hinauf, welche nach dem Rücken des Berges führt, auf welchem Dair el Kamr liegt. Von dieser Bergstraße blickt man in das wunderbar schöne Damurthal, sowie auf den gegenüberliegenden, bis zum Gipfel mit Bäumen bedeckten Berg, von welchem wir in das Thal hinabgestiegen waren, auch auf wenige Dörfer, die unterhalb der Straße, auf der westlichen Seite des el Man, aus den Anlagen sich erheben. Endlich er-

reichten wir Dair el Kamr, von dem angestrengten Ritt, den nur arabische Pferde auszuhalten vermögen, sehr ermüdet. Während unsere Leute die Zelte aufschlugen, fanden sich viele Zuschauer ein; es waren freundliche Leute, fast alle reinlich gekleidet. In der Ferne standen einige Frauen, die als Kopfputz ein beinahe eine Elle langes silbernes Horn trugen, an welches der weiße Schleier, mit dem sie das Gesicht verhüllen, befestigt war.

Gegen 7 Uhr am Tage darauf verließen wir unsere Lagerstätte und ritten durch die Stadt nach dem östlich von derselben auf dem Vorsprunge eines Berges gelegenen Schlosse des Emir Beschir. Dieses schöne Bergschloß dient jetzt türkischen Soldaten als Kaserne; sein Erbauer, der edle Emir Beschir (— der seitdem gestorben ist —) befindet sich fern von seiner Familie zu Konstantinopel in den Händen des Sultans, dem er von den Engländern ausgeliefert worden ist. Er hatte sich gegen die Truppen des Sultans lange vertheidigt, mußte aber zuletzt der Uebermacht weichen, da die Drusen dem Sultan hülfreiche Hand leisteten, und floh nach Beirut, um sich an Bord eines französischen Schiffes zu begeben. Gedrängt von seinen Verfolgern, konnte er dasselbe nicht erreichen, fand jedoch auf einer zufällig anwesenden englischen Brig Aufnahme, welche ihn nach Malta führte, wo er einige Zeit unter englischem Schutze lebte. Eines Tages wurde er auf ein englisches Kriegsschiff zum Diner geladen. Er nahm die Einladung an, begab sich auf das Schiff, und während er fröhlich beim Mahle saß, wurde der Anker aufgewunden, die Segel gespannt und die Richtung nach Konstantinopel eingeschlagen. Als der Emir nach dem Diner auf dem Verdeck erscheint, um seine Pfeife zu rauchen und sich fern von Malta sieht, begreift er sofort seine Lage und stürzt nach einer Cajüte, um seinem Leben durch eine Kugel ein Ende zu machen. Der Kommandirende des Schiffes verhinderte ihn jedoch an seinem Vorhaben und erklärte ihm höflich, daß höhere Rücksichten zu seiner Auslieferung an die Pforte bestimmt hätten.

Wir nahmen die Ruinen des Palastes, in dessen Vorhof eine Schaar türkischer Soldaten trefflich exercirte, in Augenschein, und schauten dann lange von der Bastei voll Bewunderung in das lachende Thal hinab. Wenn man nach den Höhen und in die Thäler blickt, und überall die herrlichste Cultur wahrnimmt, so drängt sich dem Beschauer Achtung vor den Menschen auf, deren Werk dies ist. Das Schloß besteht aus einem großen Vorhofe, aus welchem man durch ein erhöhtes Portal in einen kleineren gelangt, in dessen Mitte ein schönes Bassin und an dessen Seiten die jetzt verwüsteten Wohnzimmer liegen. Von dem Schlosse aus ritten wir auf der Höhe hin, und vernahmen von Zeit zu Zeit den Schall der Trommel und der Hörner, störende Klänge in diesen friedlichen Thälern. Der Blick von der Höhe in das von den Strahlen der Morgensonne beleuchtete Thal war bezaubernd. Von 9 — 10 Uhr lagerten wir unter den weit reichenden Zweigen eines alten Nußbaums, um zu frühstücken, und stiegen dann in das Thal hinab, durch welches der vom Schneewasser angeschwellte Gießbach el Baruk brausend dahinstürzte. Welch' herrlicher Contrast! auf den Spitzen und Abhängen des Sanim und es-Schuf Schnee, im Thale üppiges Grün. Aus dem Barukthale stiegen wir über den Dschebel es-Schuf, auf dessen Höhen wir gegen 1 Uhr durch tiefen Schnee ritten, und gelangten gegen 3 Uhr in die grüne Ebene el Bucha hinab, durch welche der Nachr el Litany (Leontes) fließt. An dessen

[illegible] Ufer machten wir unweit der steinernen Brücke, die bei dem Dorfe [illegible]-Jenin über denselben führt, Halt. Es war ein prächtiger Lagerplatz am grünen Ufer des schnell dahin rauschenden Flusses, vor uns östlich die alte Brücke, mit dem auf der Anhöhe gelegenen Dorfe, hinter uns die mit Schnee bedeckten Höhen des Libanon. Während wir in Erwartung des Abendessens vor der Thüre unseres Zeltes saßen, zogen zahlreiche Heerden über die Brücke dem Dorfe zu, einige von berittenen Hirten begleitet.

Wir brachen kurz vor 7 Uhr am 6. Mai auf und ritten, von einem frischen Morgenwinde angeweht, dem Antilibanon zu. Unsere Richtung war anfänglich Süd gegen Ost, nach 8 Uhr wandten wir uns jedoch mehr östlich, und hatten den mit Schnee bedeckten Dschebel Scheich (Hermon) zur Rechten, auch einen schönen Rückblick auf die Höhen des Libanon und die grüne Ebene, in deren Mitte wir die Nacht zugebracht. Um halb 9 Uhr erblickten wir links von der Straße hoch auf der Spitze eines isolirt liegenden Berges Dorf Sultan. Nach 9 Uhr erreichten wir das Dorf Eith, wo wir unter einem Nußbaum vor dem Chan unser Frühstück einnahmen. Eine Stunde hinter diesem Dorfe ritten wir über den Antilibanon, dessen Höhen und Thäler nur spärlich bebaut, und im Vergleich mit der Cultur, die uns auf dem Libanon entzückt hatte, wüst zu nennen sind. Nachdem wir über eine von Bächen durchschnittene Ebene geritten waren, kamen wir in das Dorf Bäthe, welches uns an die romantischen Wady's der Wüste erinnerte, aus diesem in das vom Nachr Berrede bewässerte Wady Thumar, und um 3 Uhr in die Nähe des Dorfes Dimas, wo wir unsere Zelte aufschlugen. Unsere Matrazen breiteten wir auf dem grünen Rasen aus. Am nächsten Morgen ritten wir die Anhöhe hinauf, an deren Fuß wir gelagert hatten, eine Hochebene entlang, an deren Ende wir gegen 7 Uhr ankamen, und in das Thal Rämy hinabstiegen. Der Grund dieses wunderbar schönen Thales wird von einem Bache durchrieselt, zu dessen Seiten von Weinreben umschlungene Pappeln, wilde Rosensträuche, Eichen, Platanen, Tamarisken und andere herrliche Bäume bis zur Mitte der Hügel, welche es einschließen, sich erheben. Ein lieblicher Duft stieg aus dem Thale empor, und als wir langsam in den Grund hinabritten und unsere Blicke zurückwendeten, fielen unsere Augen auf den in der Morgensonne glänzenden Dschebel Schech, bis zu dessen Schnee das grüne Laub zu reichen schien. Wir sprangen vom Pferde, warfen uns an der Quelle Rand unter einen schattigen Baum, und schwelgten lange Zeit in dem Anblicke dieser erhabenen Naturlandschaft. Aus diesem Paradiese, welches mich lebhaft an die Schilderungen erinnert, welche die Alten von dem Thale Tempe geben, kamen wir an das rechte Ufer des vom Schneewasser geschwollenen Nachr Barrada, ritten über eine Brücke und dann zwischen Baumgärten hin, aus denen der liebliche Gesang der Nachtigallen und anderer Vögel zu unsern Ohren drang. Hinter diesen Gärten erhebt sich ein steiler hoher Berg, Dschebel es-Salahie, von dessen Höhe wir Dorf Messedi und die grünen Haine, welche Damascus umgeben, erblickten, während letzteres plötzlich unter uns lag, als wir durch einen mitten durch die Felsen gehauenen Hohlweg auf ein Plateau kamen, von welchem man einen unbeschreiblich schönen Blick auf die Stadt hat, deren hohe schlanke Minarets sich aus dem frischen grünen Laub erheben, welches sich dicht um die Mauern der Stadt zieht. Nachdem wir lange hier gehalten und das schöne Bild in

uns aufgenommen hatten, ritten wir den Berg hinab, und kamen durch die Gärten vor das Thor, von welchem wir über 40 Minuten durch die engen mit Kaufläden angefüllten Straßen nach dem Hotel ritten. Je unansehnlicher dessen Aeußeres ist, desto überraschender sein Inneres. Den Mittelpunkt bildet ein offener, mit Steinplatten zierlich ausgelegter Hof, in dessen Mitte ein mit Blumentöpfen besetztes Bassin (Bareth) sich befindet, in welchen ein Springbrunnen sein Wasser ergießt. An der nördlichen Seite des Wasserbehälters stehen Orangen- und Oleanderbäume, und ein großer starker Weinbaum umschlingt mit seinen Aesten und Zweigen das Geländer, welches sich auf dem Sims der nördlichen Mauer erhebt. Um den Hof herum liegen die Zimmer, und in der südlichen Seite ist eine große gewölbte Halle (Liwan), dessen Diwan den ermüdeten Reisenden einladet, sich auf ihn hinzustrecken, und die Kühle, welche das Wasser verbreitet, zu genießen. Es war ein reizender Aufenthalt, welchen zu finden wir um so glücklicher waren, als die Locanda des Italieners Baptista zu Beirut ein elendes Surrogat eines Gasthauses ist.

Sofort, nachdem wir von dem uns eingeräumten freundlichen Zimmer Besitz genommen, eilten wir in das benachbarte Bad, stärkten uns durch ein schmackhaftes Frühstück und ruhten auf dem Diwan unter der Halle, von einer niedlichen Gazelle unterhalten, die in munteren Sprüngen das Bassin umschwärmte. Später machten wir eine kleine Tour durch die weitläufigen Bazars der Stadt, die viel bedeutender und origineller als die zu Cairo sind, besuchten den berühmten Chan des Asaad Pascha, in welchem persische Kaufleute ihre Lager haben, und traten dann in das Café Minachlie ein, dessen schattige Terrasse über dem Barrada angelegt ist, auf der wir uns niederließen, Nargilehs rauchten, und die lebhaften Gruppen beobachteten, die um den Springbrunnen herum Platz genommen hatten.

Am Morgen des folgenden Tages blieben wir lange Zeit unten im Liwan, und traten erst nach dem Frühstück unsere Wanderungen durch die Stadt an, die sich inzwischen hauptsächlich auf den Besuch der Bazars und Chans beschränkten. Die Bazars, oder richtiger die Straßen, in welchen die Boutiken der verschiedenen Händler sich befinden, waren sehr belebt. Nachmittags bestiegen wir unsere in Folge der ungewöhnten Rast kaum zu bändigenden Pferde und ritten nach dem westlich von der Stadt gelegenen Thale Raboay, merkwürdig durch seine Wasserleitungen und die Ueppigkeit der Vegetation. An der Stelle, welche, wie ich glaube, ausschließlich Raboay genannt wird, theilt sich der Barrada — d. i. der vom Hagel angeschwellte Fluß — in zwei Arme, der linke Barrada, der rechte Banias genannt. Ueber dem letzteren läuft etwa 10 Fuß höher in einem in Felsen gehauenen Wasserbette der Kanawad, und 30 Fuß höher über diesem der Derranie. Links über dem Barrada fließt die Thora und über dieser der Jesiet. Mit Ausnahme des Barrada sind die Betten sämmtlicher Bäche in Felsen gehauen, jedenfalls eine Arbeit der Römer, wenn schon die an einem Felsenvorsprunge, Monschar genannt, links am Flusse ersichtliche arabische Inschrift einen Moslim als Erbauer nennt, dessen Verdienst aber jedenfalls nur auf Herstellung der vom Wasser durchbrochenen Kanäle zu beschränken ist.

Wir ließen unsere Pferde auf der grünen Wasserscheide grasen, und gingen eine Strecke an den Ufern der links über dem Barrada fließenden

Quellen hin. Wir fanden hier die üppigste Vegetation und mußten uns an manchen Stellen unsern Weg durch das dichte Gebüsch mit großer Mühe bahnen. Wir kamen zu einer Stelle, wo der Kanawad unter einem Felsen hinfließt, gingen über denselben und stiegen zu dem Derranie hinauf, von dessen Rand wir auf die Wasserleitungen und den Strom, welcher durch das Thal braust, hinabsehen konnten. Wir wurden durch ausgetretenes Wasser am weiteren Vordringen verhindert, kehrten nach Raboay um und ritten durch den angeschwollenen Barrada und zwischen den Gärten nach der Stadt zurück. Auf unserem Wege kamen wir über eine Ebene, an deren westlichem Ende die Moschee der Derwische liegt. Die Umgebung derselben, das frische junge Laub, der geschwollene Fluß, welcher sein Bett bis zum Rande ausfüllte, waren höchst malerisch. Durch Bab el Raboay kamen wir in die Stadt zurück. —

Als wir früh am 9. unter der großen Halle saßen, ward uns eine Einladung zu einem Landsmann (aus dem sächsischen Voigtlande) überbracht, der uns mit großer Freundlichkeit aufnahm. Nachdem wir einige Stunden verplaudert hatten, verabschiedeten wir uns und ritten durch Bab es-Scherky aus der Stadt, nahmen das vermauerte Thor, durch welches Paulus die Stadt verlassen haben soll, in Augenschein, und ritten dann in den herrlichen Baumgärten umher, welche die Stadt umgeben. Alle diese Gärten sind wahre Paradiese, es ist eine unbeschreibliche Wonne, in ihnen verweilen zu können, der Boden aller ist von Wasserbächen durchschnitten, an deren Ufern Silberpappeln, Oliven, Aprikosen, Nuß- und Maulbeerbäume stehen, deren viele von üppigen Weinstöcken umrankt, ja oft erstickt sind. Zwischen den Bäumen steht grünes Gras oder Getreide, und in der Mitte des Gartens gewöhnlich ein Haus, der Aufenthalt der Arbeitsleute und ihrer Thiere. Der reizendste Punkt, den wir heute besuchten, war Ischdascherieh. Hier stürzen mehrere Bäche tosend in ein gemeinsames Wasserbecken hinab, in der Nähe einer Mühle, welche von einem Pappelwäldchen umgeben ist. Man muß sich förmlich losreißen von einer so wunderbar schönen Landschaft. Von hier ging unser Weg zwischen Bäumen, die in einem Grün prangten, mit welchem unsere Bäume niemals geschmückt sind, an Quellen vorüber und an Bächen hin, über welche wir oft hinwegsetzen mußten. Nachdem wir uns noch mehrere Tage in Damascus aufgehalten und Ausflüge in die nach allen Seiten hin reizende Umgegend gemacht hatten, verließen wir die Stadt wieder am 17., im Geleite mehrerer Freunde, welche uns bis auf den Dschebel Salahie begleiteten. Ehe wir in den Hohlweg einritten, wendeten wir unsere ungeduldigen Pferde und blickten noch einige Minuten auf Damascus zurück. Wir nahmen mit schwerem Herzen von den prächtigen Gärten Abschied, in denen wir so manche schöne Stunde gefeiert hatten.

Als Mohamed mit seinen Anhängern sich Damascus näherte, und vom Dschebel Salahie herab sein Blick auf die Stadt und ihre Umgegend fiel, da ward er von der Schönheit der Landschaft so ergriffen, daß er ausrief: „ich will nur in einem, in dem himmlischen, nicht auch in dem irdischen Paradiese wohnen“ — und seinen Rückzug antrat.

Wir machten bei einer Kaffeeboutike in Dumar Halt, um zu frühstücken. Wir brachen von hier, nachdem wir unsere, dem Dragoman entlaufenen, Pferde wieder eingefangen hatten, auf, und verfolgten bis zum Wady Rämy

den Weg, auf welchem wir nach Damascus gekommen waren. Hier bogen wir rechts den Berg hinauf und ritten, indem wir das Dorf Steidy zur Rechten hatten, bis zum Dorfe Ischdascherieh oberhalb des Barradathales hin. Bei diesem Dorfe kamen wir über eine Brücke und mußten unsern Weg über die Berge nehmen, da der Weg am linken Ufer des Barrada hin nur für Fußgänger passirbar ist. Der Weg über den kahlen, nur an einigen Stellen bebauten Bergrücken dauerte nicht lange, wir kamen bald wieder zwischen Wein- und Obstgärten nach Dorf Bestini, welches am linken Ufer des Barrada gelegen ist. Unmittelbar hinter diesem Dorfe ist der Fluß von großartigen Felsen, besonders am rechten Ufer, eingeschlossen, die jedoch bald wieder zurücktreten, um den Bäumen, mit welchen die Ufer besetzt sind, Platz zu machen. Die Vegetation an diesem Flusse ist wunderbar. Nicht nur an den Ufern stehen die schönsten Platanen, Nußbäume, Weinbäume, blühende Granaten u. s. w., aus dem Flußbette selbst erheben sich starke Stämme, an manchen Stellen so zahlreich, daß sie den Lauf des Wassers hemmen, und dasselbe auszutreten zwingen. Um 2 Uhr gelangten wir nach Fidschi, wo sich fünf Minuten vom Dörfchen eine Quelle Ain el Fidschi befindet. Aus einer 5 bis 6 Fuß breiten Felsenspalte unter Ruinen stürzt hier mit gewaltigem Getöse ein Fluß hervor, dessen Bett unmittelbar vor der Spalte eine Breite von mindestens 20 Fuß einnimmt. Er theilt sich 30 Fuß von seinem Ursprunge in zwei Arme, deren nördlicher der bedeutendere ist. Beide Arme gehen in den Barrada, der nördliche oder rechte Arm schon zehn Minuten von dem Orte, wo er entspringt. Es gewährt einen imposanten Anblick, einen ganzen Fluß mit solcher Gewalt aus dem Felsen hervorspringen zu sehen. Ueberrascht von dem großartigen Naturspiel schauten wir lange Zeit in die schäumenden Fluthen, breiteten dann unter den schattigen Zweigen eines Nußbaumes unsern Teppich aus und sahen nach dem Flußbett hinab, über dessen Felsenblöcke die klare Fluth mit Blitzesschnelle dahinrollte. Ueber Dair el Harsim, Versach, Kaffer, wo wir eine Brücke passirten, kamen wir nach Suk. Alle diese Dörfer bestehen meistens aus Lehmhütten mit platten Dächern; nur selten erblickt man ein steinernes Haus. Hinter Suk führt der Weg durch einen großartigen Engpaß, in dessen rechter Wand (am linken Ufer) wir mehrere künstliche Grotten, sowie das Portal eines Tempels erblickten. In der Mitte derselben Wand sind die Spuren einer Wasserleitung sichtbar. Unter diesen Höhlen, acht Minuten vom Dorfe, passirt man eine romantisch gelegene Brücke, in deren Nähe zwei Wasserfälle, deren zweiter, etwas abseits von der Straße, besonders malerisch ist. Der Fluß hat hier einen Fall von 40 bis 50 Fuß. Von hier aus wendet sich die Straße rechts oder östlich einer fruchtbaren Ebene zu. Indem wir nach derselben emporstiegen, erblickten wir links oder westlich jenseits des Thales einige Bäume am Fuße des Berges, welche die Quelle des Barrada bezeichnen. Aus der Ebene kamen wir zwischen die Gärten von Berudsch und Zebedani. Es herrscht daselbst eine außerordentliche Fruchtbarkeit, hervorgebracht durch die kleinen Quellen, welche von dem Antilibanon und den Bergen um Zebedani herum in die Ebene fließen. Um 7 Uhr erblickten wir unsere Zelte, welche hinter dem Dorfe am Rande eines Baches aufgeschlagen waren. Wir hatten zwölf Stunden zurückgelegt, und doch waren unsere Reitpferde so frisch, daß die Leute Mühe hatten, sie zu bändigen.

Am folgenden Morgen standen wir um 5 Uhr auf. Während die Zelte zusammengeschlagen und die Packpferde beladen wurden, kam die Sonne hinter den hohen Bergen hervor, an deren Abhängen die Schäfer mit ihren Heerden hinaufzogen. Wir wanderten in einem, östlich von dem Dschebel Scherki eingeschlossenen Bergthale weiter, welches sich allmählig in eine mit Gerstenfeldern bedeckte Ebene ausbreitete, in welcher Dorf Sugeier liegt. Von hier aus zogen wir längs einer Quelle, die in nordwestlicher Richtung floß, und kamen dann über eine Brücke, die über einen von Osten herkommenden Bach gelegt ist, der sich mit dem erstgenannten vereinigt. In der Nähe dieser Brücke machten wir Halt, folgten darauf, anfänglich am rechten, dann am linken Ufer hinziehend, dem Laufe des Baches, dessen Bett am Ufer mit Platanen, Nußbäumen und Weiden angefüllt war, so daß er förmlich unter einer Laube dahinfloß. 3/4 Stunden später ritten wir durch den Bach und begannen aus dem Thale (Wady Sugeier) den Antilibanon zu ersteigen. Der Bach fließt nach der Bucka hinab, und vereinigt sich mit dem Leontes. Der Weg über den Antilibanon war sehr beschwerlich, doch überwanden unsere braven Thiere die größten Schwierigkeiten mit Leichtigkeit. Durch eine Oeffnung des Thales, welches wir verlassen hatten, wurde uns beim Hinaufsteigen ein Blick in die Ebene Bucka geöffnet. Kurz vor 12 Uhr erreichten wir die Höhe, von welcher wir die mit Schnee bedeckte Kette des Libanon (namentlich Dschebel Sannin) erblickten und in die Hochebene Bucka hinabsahen, welche sich zwischen dem Libanon und Antilibanon hinzieht. Dann kamen wir nach Nebi Schai, von wo aus wir in östlicher Richtung auf der theilweis bebauten Abdachung des Antilibanon hinzogen. Nach 1 Uhr erreichten wir Duris, nachdem wir quer durch zwei trocken liegende Wadys gegangen waren. 1 1/2 Uhr erblickten wir zuerst die Säulen und Ruinen von Baalbek, an dessen am Wege liegenden Steinbrüchen wir 2 1/4 Stunden später vorüberkamen. An der Südseite des Tempels machten wir Halt, und schlugen daselbst, nachdem unser Gepäck um 5 Uhr angekommen war, unsere Zelte auf. Nachdem ich eine Stunde geruht, stieg ich von der Südseite die Anhöhe hinauf, auf welcher die Ruinen stehen. Mein Blick wurde sofort von den sechs berühmten Säulen gefesselt, die sich seitwärts von dem jetzt noch erhaltenen Tempel erheben. Sie sind gegen 70 Fuß hoch, aus drei Stücken zusammengesetzt, und ruhen auf einem besondern Piedestal. Sie sind allein übrig geblieben von den zwanzig Säulen, welche in zwei Reihen vor dem Pantheon standen. Sie bilden die südliche Reihe, von vier anderen stehen die Fußgestelle. Auf den Capitälern dieser sechs Säulen ruht ein Stück Sims. Hinter diesen Säulen beginnen die Ruinen des geschmackvollen Hofes, welcher das Tempelgebäude einschloß, von dem jetzt nur noch die Grundmauern erhalten sind. Südlich von dem einstigen Pantheon steht der Sonnentempel, dessen Ueberreste, sowie die übrigen Ruinen von Baalbek, häufig beschrieben worden sind, so daß ich von ihrer Schilderung absehe.

Bis zum Frühstück am nächsten Tage füllte ich mein Tagebuch aus, da ich die beiden vorhergehenden Abende zu schreiben verhindert gewesen war, dann ritt ich nach den Steinbrüchen, in welchen ein gewaltiges Werkstück, 19 1/2 Fuß breit, 75 1/2 Fuß lang liegt. Durch das Herausbrechen anderer gewaltiger Werkstücke, welche noch in den Grundmauern des Tempels zu Baalbek anzutreffen, sind tiefe Höhlen entstanden, die jetzt den Tauben als

Aufenthaltsort dienen. Mittags ritten wir von unserem Lagerplatze weg, um in Dair el Achmar in der Nähe des Libanon zu übernachten. Zehn Minuten vor 1 Uhr zogen wir an dem Dorfe Eiath vorüber, welches links etwa fünf Minuten vom Wege liegt, und eine halbe Stunde später hatten wir zu unserer Linken zwanzig Minuten von der Straße eine ziemlich hohe Säule, die sich mitten aus den Saatfeldern erhob. Nachmittags kamen wir an einem rechts am Wege liegenden Brunnen vorüber, und erreichten eine Viertelstunde später Dair el Achmar. Die Einwohner, Maroniten, kamen in Schaaren herbei, um uns Ankömmlinge neugierig zu betrachten. Erst mit dem Dunkelwerden wurden wir von diesen Gästen befreit.

Auf dem Wege bestand ein Eselfüllen einen Wettlauf mit einem Pferde. Ich hatte nämlich meinem Schimmel den Zaum abgenommen, und ließ ihn im Gehen einige Aehren abrupfen. Dadurch war ich hinter der Karawane zurückgeblieben und in die Gesellschaft eines Syriers gerathen, der eine Eselin mit einem muntern Füllen bei sich hatte; das Füllen umkreiste mein Pferd fortwährend in lustigen Sätzen, und legte große Geneigtheit an den Tag, mit ihm genauere Bekanntschaft anzuknüpfen. Das Treiben amüsirte mich eine Zeitlang, da ich jedoch zu weit hinter der Karawane zurückblieb, so zäumte ich mein Pferd wieder auf und eilte derselben im schnellsten Galopp nach, war aber nicht wenig erstaunt, als ich, bei der Karawane angekommen, das Füllen an der Seite meines Pferdes erblickte. Der Besitzer kam eilig nach und nahm das widerstrebende Füllen wieder mit sich.

Da die Einwohner versicherten, daß Packthiere nicht über den Mackhmel nach Bscherreh und Edchu gelangen könnten, so beschloßen wir, wenigstens die Cedern zu besuchen, unsere Bagage bis Anietta, am Fuße des Mackhmel gelegen, vorrücken zu lassen, und von den Cedern dahin zurückzukehren.

Da wir deshalb für den nächsten Tag ein hartes Tagwerk vor uns hatten, so erhoben wir uns um 3 Uhr und brachen eine halbe Stunde später auf. Wir ritten in dem allmählig aufsteigenden Grunde eines Thales hin, welches mit Steinen besäet war, über welche unsere Pferde mit unsicherem Tritt schritten, da sie in der Dunkelheit zu gehen nicht gewohnt sind. Die Luft war anfänglich lauwarm, als aber der Morgen zu grauen begann, erhob sich ein scharfer Nordwind, der uns die Mäntel umzunehmen nöthigte. Der Grund und die Berge des Thales waren mit stachlichen Sträuchern und verkrüppelten Steineichen bedeckt, die das Bild eines verwahrlosten Waldes darboten. Kurz nach 6 Uhr kamen wir nach Anietta, einem verlassenen Dorf am Fuße des Dschebel Mackhmel, in dessen Nähe eine klare Quelle von dem mächtigen Berge herabkommt. Indem wir den Libanon hinaufzusteigen begannen, bemerkten wir, daß ein Knabe mit einem beladenen Esel, den ich schon in der Nähe des Dorfes gesehen, ebenfalls den Berg heraufkam. Es schien uns ein untrüglicher Schluß zu sein, daß wenn ein Packesel über den Libanon nach den Dörfern käme, auch ein Pferd oder Maulthier nicht unüberwindliche Schwierigkeiten treffen werde. Auf Befragen erfuhren wir von dem Knaben, daß er nach Bscherreh gehe und der Weg dahin offen sei. Wir befahlen nun sofort, daß die Lastthiere uns dahin folgen sollten, und schickten deßhalb einen Reitknecht nach dem Lagerplatze zurück. Nach diesem kurzen Aufenthalte setzten wir unseren Weg weiter fort, und gelangten nach einem äußerst beschwerlichen Aufstieg, bei dem unsere Pferde Wunder-



Von Beyruth nach Damaskus.

uns leisteten, an das erste Schneefeld. Die Pferde sanken bis an die Knie in den Schnee, und ziemlich am Ende des Feldes gab der Schnee so sehr nach, daß wir von den Pferden herabspringen und durchwaten mußten. Wir hatten die Höhe erreicht, auf welcher ein äußerst kalter Wind uns begrüßte. Ohne Aufenthalt zogen wir weiter und erblickten nach wenigen Minuten die alten Cedern, die von der Höhe (Dschebel Mackhmel 11,000 Fuß), auf der wir uns befanden, wie Tannenbüsche aussahen. Später zogen wir über ein zweites, ein drittes, viertes, fünftes, sechstes und siebentes Schneefeld, nachher noch über drei kleinere. Es war eine ungeheure Anstrengung für unsere Pferde, und wir zweifelten, ob die Packpferde den gefahrvollen Weg überwinden würden. Um 9½ Uhr hielten wir unter den Cedern; der Anblick der alten ehrwürdigen Stämme, umgeben von schlanken jüngeren, ist imposant, und ihre Lage inmitten mit Schnee bedeckter Berge ungemein romantisch. Wir zündeten sofort ein Feuer aus Cedernholz an, frühstückten und schliefen ein Stündchen; dann wandelten wir unter den Cedern einher, sammelten mehrere Cedernfrüchte, besuchten die einfache aus Steinen erbaute Kapelle, welche dem Erlöser geweiht ist, und setzten uns um 11 Uhr wieder auf. Bei starkem Regen erreichten wir Nachmittags Bscherreh. Es liegt reizend auf einem Berge, hoch über dem Nachr Bscherreh, der brausend durch das Thal stürzt. Die Berge ringsum sind bis zu den Spitzen terrassenförmig bebaut, und von ihnen strömen durch die grünen Anpflanzungen schäumende Gießbäche, welche sehr romantische Wasserfälle bilden. Wir begaben uns in das Haus des Schech, eines Maroniten, der uns in seiner Behausung freundlich aufnahm und uns erlaubte, in seinem Garten zu campiren. Während wir in dem kleinen Zimmer des Schech Kaffee tranken und Taback rauchten, drangen Männer und Frauen in das Zimmer, um uns zu betrachten; letztere trugen eine Art Kapseln als Kopfbedeckung. Als wir später die Kirche, welche in der Nähe des Hauses des Schech sich befindet, in Augenschein nahmen, kamen unsere Leute mit dem Gepäck an. Sie hatten den Schnee mit großer Anstrengung passirt, drei Pferde waren gestürzt, jedoch ohne erheblichen Schaden zu nehmen.

Nachdem wir unser Abendessen, bei welchem wir durch Glockengeläute angenehm überrascht wurden, beendigt hatten, ließen wir den Schech in unser Zelt einladen, um seine uns erwiesene Gastfreundschaft zu erwiedern. Wir setzten ihm und seinen Begleitern, die ebenso gut als wir italienisch sprachen, Champagner vor, den sie zwar für Branntwein tranken, welcher aber dem Schech so gut mundete, daß er uns aus Dankbarkeit ein Pack vortrefflichen Tabacks (Latakie) schenkte. Bscherreh hat ungefähr 1400 Einwohner, vier Kirchen und zwei Klöster, auch wird daselbst und in der Umgegend die Kartoffel gebaut. —

Wir waren anfänglich entschlossen, von hier aus einen Ausflug nach dem Kloster Kanobin zu machen, und in Ehden zu übernachten, aber im Angesicht des Regen drohenden Himmels am nächsten Morgen beschlossen wir, direkt über Ehden nach Tripolis zu gehen. Wir brachen nach 7 Uhr auf, und hatten, indem wir in nördlicher Richtung aufwärts stiegen, einen prächtigen Rückblick auf das wunderbar schöne Thal von Bscherreh mit seinen grünen Fluren, Bäumen und Wasserfällen, die mehrere hundert Fuß hoch schäumend in das Thal hinabfließen, und sich mit dem Nachr Bscherreh ver-

einigen. Ehden liegt in einem fleißig bestellten, aber nicht baumreichen Thale. Wir nahmen daselbst wegen des Regens unter dem Portale einer Kirche unser Frühstück ein, bei Glockengeläute, welches von den auf dem gegenüberliegenden Kamme gelegenen Dörfern, Foßrab und Dimeh, zu uns herüberdrang. Von dort setzten wir unsere Reise weiter fort, ritten anfänglich auf dem Kamme hin, stiegen aber bald in das Thal hinab, welches von dem Flusse Scheurit getheilt wird. Mittags kamen wir an dem auf den östlichen Bergen dieses Thales gelegenen Dorfe Marhelk Versavi vorüber, dessen Häuser aus Stein gebaut sind, so daß die obersten in den Felsen gehauenen Grotten glichen. Sie scheinen indeß noch nicht wieder bezogen zu sein, da im Thale unter den Bäumen überall aus Reisig gebaute Hütten standen, in denen sich die Leute häuslich eingerichtet hatten. Während des Winters werden die hoch auf den Bergen gelegenen Dörfer gewöhnlich von ihren Bewohnern verlassen, und erst wenn der Schnee geschmolzen ist, wieder bezogen. Der verflossene Winter war außerordentlich streng gewesen. Wir ritten durch den Scheurit hindurch und eine lange Zeit an einer mit demselben parallel laufenden Wasserleitung hin, die mit blühenden Oleanderbüschen eingefaßt war. Weiterhin waren die Leute mit der Erndte beschäftigt. Zwei Stunden später passirten wir den Fluß Aschery, nahe bei der Stelle, wo er den Scheurit aufnimmt und sich in den Fluß Abu Aly ergießt. Gleich hinter dem Flusse ging es eine Anhöhe hinauf, auf welcher rechts vom Wege Dorf Ardet liegt. Von dieser Höhe hat man einen prächtigen Rückblick auf das grüne, mit Bäumen besetzte und von Flüssen durchströmte Thal, eingefaßt von den mit Schnee bedeckten Kämmen des Libanon. Bald kamen wir über die große Brücke, welche über den Nachr Abu Aly führt, und einige Schritte von derselben ist eine Wasserleitung, die Tripolis versorgt, über den Fluß gelegt. Kurz vor 3 Uhr erblickten wir el Mina, den Hafen von Tripolis, und bald darauf dieses selbst zwischen Gärten unter einem Berge gelegen. Es währte nicht lange, so standen wir unter dem Thore von Tripolis; dasselbe hat gegen 17,000 Einwohner, ist von einer niedrigen Mauer umgeben, und entzieht sich unter Hainen von Orangen, Citronen und Maulbeerbäumen fast ganz dem Blicke. Die Häuser sind aus Stein gebaut; die Straßen gepflastert und reinlicher gehalten als die anderer orientalischen Städte. Der Fluß Abu Aly scheidet die Stadt in zwei ungleiche Theile. Wir stellten unsere Pferde in einem Chan ein, und wanderten durch die namentlich mit Seidenwaaren wohl versorgten Bazars, die zwar denen von Damascus in Hinsicht auf Reichthum, Auswahl und Umfang nachstanden, deren Besuch jedoch deßungeachtet recht lohnend war. Als ich einem Seidenhändler, dem ich verschiedene Kleinigkeiten abgekauft, bezahlte, baten seine beiden Knaben um einen Bakschisch. Da ich nur den einen erhörte, lief mir der andere, ein Knäblein von drei bis vier Jahren beim Weggehen nach, und forderte weinend und schreiend, als hätte ich ihm das größte Leid zugefügt, den ihm verweigerten Bakschisch. Als unsere Maulthiere ankamen, schlugen wir die Zelte vor der Stadt am Flusse auf.

Früh am folgenden Tage schickten wir unser Gepäck die gerade Straße und ritten nach dem eine halbe Stunde entfernten Hafen el Mina. Der Weg dahin läuft zwischen Gärten, deren Rosen- und Weinhecken balsamisch dufteten. Auch Cactusbäume in voller Blüthe sahen wir. Im Hafen von

Nun lagen einige Kauffahrer vor Anker, und auf der Werfte wurden mehrere große Fahrzeuge gebaut. Das Meer ging in Folge des starken Windes in hohen Wogen. Wir hielten uns in der Stadt nicht auf, verfolgten unsern Weg längs der Meeresküste, und machten um 9 Uhr bei einer Kaffeeboutike, Abu Cholacha genannt, zum Frühstück Halt. Es war ein trockenes Frühstück, der Dragoman hatte statt der vollen die leere Korbflasche mitgenommen! Weiter gelangten wir nach dem Dorfe Holmuhn, in dessen Gärten die Granatbäume in voller Blüthe standen, und erreichten bald nach Mittag das Vorgebirge Ras es Schikeh, einen Ausläufer des Dschebel Ruhry. In der Bucht waren Schiffer auf sechs bis sieben Barken mit der Schwammfischerei beschäftigt. Wir zogen nun östlich oder links vom Vorgebirge den Ruhry hinauf, von dessen Höhe wir in ein Thal hinabstiegen, auf dessen Bergen und in dessen Grunde jedes Stückchen culturfähiges Land bebaut war. In diesem Thale erhebt sich am rechten Ufer des Nachr Jausch auf einem schroff emporragenden Felsenkegel die Ruine des ehemaligen Raubschlosses Muschlah, dessen einstige Insassen in dem nicht weit davon gelegenen Grabe ruhen. Bei diesem malerischen Punkte saßen wir ab und ruhten unter einem großen Eichbaume. Unweit vom Schlosse führt eine Brücke über den Fluß, von deren Höhe man einen schönen Blick über das Thal mit der Ruine hat. Nachdem wir wieder aufgebrochen waren, ritten wir an Bätrun (Botrys) vorüber, dessen Mauern vom Meere bespült werden, und machten um 4 Uhr in der Nähe des Chans Fathos Halt. Unter den vielen Pflanzen und Büschen, mit denen der westliche Theil des Libanon bedeckt ist, fiel uns heute besonders die Myrte auf.

Die düstern Wolken, welche an den beiden verflossenen Tagen den sonst so heiteren Himmel bedeckt und dann und wann Regen herabgesendet, hatten sich am nächsten Morgen auf die Spitzen des Libanon zurückgezogen, und diese ganze umschleiert. Wir ritten im Sonnenschein auf der hohen felsigen Meeresküste hin, zu unserer Rechten die unendliche blaue Fläche, auf der hin und wieder ein langsam sich fortbewegendes Segel sichtbar wurde. Von 9 bis 10 Uhr rasteten wir bei einem Chan und erreichten Dschebel (Byblus) um 11 Uhr. Der westliche Theil der Mauern der Stadt wird vom Meere bespült, um die andern Seiten ziehen sich grüne Baumgärten umher. Westlich von der Stadt auf den Bergen liegt das romantische Kloster Bruat. In einer Kaffeeboutike vor Byblus hielten wir an, passirten dann die Brücke über den Bach Heseh und die großartige Brücke über den Nachr Ibrahim (Adonis). Ein einziger Bogen ist über den 60 Fuß breiten Fluß geschlagen, von dessen Höhe man nach dem Thale hinabsieht, aus welchem der Adonis hervorkommt. Darauf ritten wir an Ain Mahus vorüber, einer Cisterne mitten im Wege gelegen. Nachdem wir das Fischerdorf Bordschah passirt hatten, in dessen Bucht mehrere kleine Fahrzeuge lagen, kamen wir an die große Bucht von Tuneh. Auf der nördlichen Felsenspitze dieser schönen Bucht steht eine Thurmruine, von welcher nicht weit entfernt eine in den Felsen gehauene Straße bis nach dem östlichen Winkel der Bucht führt. Daselbst liegt das Dorf Ameldschemi, wo wir unter den Hütten die Ueberreste einer römischen Fahrbrücke bemerkten. Das östliche Ufer der Bucht ist vom Fuße bis zu den höchsten Spitzen der Berge sorgsam bebaut, und in den Gärten, die sich am Fuße des Gebirgskammes hinziehen, stand sogar Zuckerrohr. Zur

Bewässerung bedient man sich der Sakien. Ziemlich in der südlichen Ecke der Bucht liegt die kleine Stadt Juneh, welche wir nach einigen Stunden erreichten. Von hier aus führte der Weg durch Pinien und Maulbeerplantagen, in welchen überall zur Zucht des Seidenwurmes Hütten erbaut waren. Die Bäume standen bereits großentheils blätterleer und gewährten in diesem verstümmelten Zustande einen traurigen Anblick. Endlich kamen wir zum Nahr el Kelb (Hundefluß), Lycus. In dem grotesken Thale, aus welchem der Fluß hervorkommt, führt ungefähr fünf Minuten von der Mündung entfernt eine moderne Brücke über denselben, hinter welcher etwas weiter hinauf im Thale an jedem Ufer eine Mühle liegt. In der Nähe der Brücke am rechten Ufer finden sich an der Felsenwand Ueberreste einer römischen Wasserleitung.

Indem wir am andern Morgen, den 24. Mai, über die Brücke, die in die linke Felsenwand gehauene Straße hinaufzogen, bemerkten wir die bekannte lateinische Inschrift, derzufolge der Imperator Marc Aurel die Felsen, welche über den Fluß herübergehangen, gesprengt, und den Weg, welcher schon darüber führte, erweitert und breiter gemacht hat — ein Werk, welches eine so pomphafte Inschrift nicht verdient. Wir erklommen nun den Felsenvorsprung nach der Mündung des Lycus zu, gelangten von der Bergstraße an die sandige Meeresküste und erreichten nach einem schnellen Ritt Beirut gegen 10 Uhr Vormittags.

---

7. Nach dem Sinai.

Es war unsere Absicht gewesen, statt das Rothe Meer zu umgehen, es zu durchreiten, allein unsere Beduinen, die, wie alle Söhne der Wüste, am Tage zwar nie gern ruhten, des Morgens und Abends aber nur sehr schwer in Bewegung zu bringen und darin zu erhalten waren, versäumten am andern Morgen den richtigen Augenblick. Wir schickten daher unsere Kameele um den Meeresbusen hinum, während wir selbst in einer Barke von Suez stracks nach Ayun Musa hinübersetzten. Nach einer Fahrt von ziemlich vier Stunden lagen uns die grünen Gärten von Ayun Musa gerade gegenüber auf dem östlichen Ufer des Meerbusens. Aber noch trennte uns ein zehn Minuten breiter, ziemlich flacher Wasserstrich von dem Festlande. Die Bootsleute boten ihre Schultern an, ich selbst aber zog es vor, hindurchzuwaten, während die Uebrigen auf den Nacken der Ruderer hinüberritten. An dem sandigen Ufer angekommen, setzten wir uns auf unsere unterdeß herbeigeführten Reitkameele und erreichten nach etwa zwanzig Minuten das Landhaus des uns befreundeten österreichischen Consular-Vertreters, wo wir bis zum folgenden Morgen zu rasten beschlossen hatten.

Ayun Musa, d. i. Moses-Quelle, ist eine kleine Kunst-Oase mitten in der Wüste. Das Wasser, das dort quillt, ist zwar nicht salzig, hat aber einen etwas faden milchigen Geschmack, dennoch läßt es sich trinken. Am besten schmeckt einer der Brunnen in dem Garten des Agenten für die ostindische Compagnie in Suez. Dieser Herr ist der einzige Europäer, der sich hier eine Villa erbaut hat, außer ihm haben noch vier oder fünf Nicht-

ropäer sich hier niedergelassen. Auch unterhält die europäische Welt von Suez hier ein gemeinschaftliches Waschhaus. Die dicht neben einander liegenden Gärten der Landhäuser nehmen sich in dieser unwirthlichen Oede wahrhaft romantisch aus. Die Wüsten-Tamariske findet hier natürlich ihr Eden, sie wird zu einem mächtigen Baum, und ist deshalb zur Einfassung der Gärten verwendet worden. Kohl, Rettig, Möhren, Gurken, Salat, Spinat und Erdäpfel — alle diese Gartenerzeugnisse gedeihen hier. Nur die Fruchtbäume gefallen sich hier nicht, mit Ausnahme des Granatbaums, dessen Apfel zwar zuckersüß wird, aber fast ganz saftlos bleibt, und der Olive, die mit ihrem dunklen Grün eine Hauptzierde der Gärten ausmacht.

Die Zahl der Brunnen, welche in der Regel ausgemauert sind, beläuft sich auf 19 bis 20, und 50 bis 60, so sagte man uns, ließen sich unter dem Röhricht und Palmengebüsch, das darüber zu wachsen pflegt, noch sehr leicht herausgraben. Es war mir ein mehr als wonniges Gefühl, mich am Abend in dem Garten des Gastfreundes beim Scheine des Vollmonds still zu ergehen und den Gedanken nachzuhängen, daß hier auch die Kinder Israel auf ihrem beschwerlichen Zuge nach dem Sinai werden gerastet haben. Denn mögen sie oberhalb oder unterhalb Suez das Schilfmeer durchschritten haben, an diesen Brunnen, den einzigen bedeutenden Quellen mit trinkbarem Wasser am Saume der Wüste weit und breit, konnten sie unmöglich vorübereilen, nachdem der Stab des ägyptischen Treibers zerbrochen war.

Die Nacht in Ayun Musa war eine der peinlichsten, die wir je auf unsern Wanderzügen verbrachten. Da das Landhaus, in dem wir verweilten, längere Zeit unbewohnt gewesen war, so hatten sich die lebendigen Plagen Aegyptens so sehr gemehrt, daß die beständigen Stiche und Bisse alle Glieder wahrhaft fiebern machten, und schon war es Mitternacht, als wir den schnell einmüthigen Beschluß faßten, unsern Verfolgern in die Wüste hinaus zu entrinnen. Unser Zelt war im Nu aufgeschlagen, aber auch dorthin begleitete uns ein großer Theil unserer Peiniger, und selbst die ersten Strahlen der Morgensonne fanden unser Auge noch ungeschlossen.

Da uns diese nächtlichen Vorgänge an einen frühen Aufbruch hinderten, so kamen wir überein, unsere Weiterreise erst in den Nachmittagsstunden anzutreten. Ich benutzte diesen Aufschub, die Spuren der alten Wasserleitung, die in geringer Entfernung von Ayun Musa 4 bis 5 Fuß breit bis an das Meeresufer hinablaufen, sowie die Ziegel- und Scherbenhaufen am Nordende der Quellen zu besehen, welche offenbar die Lage eines alten Ortes bezeichnen. Der Meerbusen von Suez, ein langer dunkelgrüner Streifen, nahm sich am Rande der nackten, aber erhaben gestalteten Hochlande, die ihn im Westen begrenzen, ganz besonders malerisch aus. Auf den unzähligen Spitzen und Breiten des nördlichen Dschebel Atakah und des südwestlichen Kuweib — so nannten unsere Beduinen den Dschebel Abu Deraj — spielten wunderbare Lichter und Schatten. Minder großartig schaute der Dschebel Er Rahah darein, eine lange Reihe kreidiger Hügel, die in einer Entfernung von 1½ bis 2 Stunden die östliche Wüste gürten, und wahrscheinlich den Quellen Mosis ihren Wasservorrath zusenden.

Noch vor 2 Uhr verließen wir Ayun Musa. Auf der großen von Sand und Kieshügeln durchsetzten Fläche zwischen dem Rahahgebirge zu unserer Linken und dem Meer zu unserer Rechten durchzogen wir nach einander die

Wady's Reiyaneh, Kardhiyah und Athha, die, wie auch die folgenden Wady's, von dem östlichen Gebirge her mehr oder minder gerade ihren Lauf nach dem Meere nehmen, und deren Bett so flach ist, daß es sich fast nur an dem weichen Sand, an den umherliegenden Rollsteinen und an einer großen Menge meist ziemlich elenden Gestrüpps erkennen läßt. Wenn das die Wüste Sur ist, in welcher die Kinder Israel drei Tage ohne Wasser umherwanderten, so konnte sie, als der Anfang des eigentlichen Sinai-Weges, ihrer Neigung zum Murren allerdings den besten Vorschub leisten. (2. Mos. 15, 22.)

Nach einem harten, aber vom klaren Schein des Mondes erheiterten Nachtlager auf der kiesigen Ebene zwischen Wady Athha und Wady Sadr, erreichten wir am andern Morgen bei guter Zeit das letztgenannte Wady von beträchtlicher Breite, wo sich neben etwas üppigern Kräutern und Sträuchern zum ersten Male einige verkommene Tamarisken einstellten, und kamen nach einem abermaligen Ritt von 2 bis 3 Stunden in das nicht minder breite und fruchtbare Wady Wardan, an dessen Mündung in's Meer die Quelle Abu Suwnirah liegt, welche zur Regenzeit ein wenig Süßwasser enthalten soll, von unsern Beduinen aber mit zweideutigem Achselzucken betrachtet wurde.

Hier in dem Wady Wardan, wo ziemlich hohe Sträucher aus einer dichten Umhüllung von Treibsand hervorschauen, hatten wir im Sinne, eine längere Mittagsrast zu halten. Unsere Beduinen machten uns unter einem solchen halbversandeten Strauche ein leidliches Lager zurecht, und breiteten besserer Beschattung halber einen Theil des Zelttuches darüber. Allein der Wind, der unglücklicher Weise aus Süden wehte und von Minute zu Minute an Heftigkeit zunahm, spielte mit dem Treibsand der Wüste so muthwillig, daß wir uns trotz der drückenden Schwüle Kopf und Gesicht vollständig verhüllen mußten. Ein Stündchen etwa hielten wir es in unserer Vermummung aus, dann aber weckten wir unsere Beduinen, die, wie ebenso viele Waarenballen, in ihre Decken gehüllt, regungslos um uns her am Boden lagen, und schnell aufsitzend, ritten wir mit geschlossenen Augen in dem unheimlichen Sandgestöber vorwärts.

Es dauerte nicht lange, so hatten wir zur Linken und zur Rechten niedrige Kalksteinhügel, die allmählig immer höher wurden; wir betraten das Wady Amarah in den spätern Nachmittagsstunden, und machten nach einem abermaligen Ritt von mehr als 1½ Stunden, nachdem schon die Sonne gesunken und der peinliche Wind gefallen war, ganz in der Nähe von Ain Hawarah Halt. Wir hatten von Ayun Musa bis Ain Hawarah im Ganzen etwas weniger als 16 Stunden zu Kameel gesessen, und hätte uns nicht der leidige Wind über Kraft und Lust vorwärts getrieben, so würden wir, wie die Israeliten, gewiß auch erst am dritten Tage bei Ain Hawarah, welches man für das biblische Marah (2. Mos. 15, 23) hält, angekommen sein.

Am andern Morgen untersuchten wir die auf einem mäßigen Hügel dicht an dem Wege gelegene Quelle, und fanden ihr Wasser allerdings der Bezeichnung der Beduinen mit „Marah, Marah", d. h. bitter, bitter! vollkommen entsprechend. Es war in der That bitter, doch nicht in so hohem Grade, daß nicht die Terabin-Araber, welche den ganzen Strich von Ain Naba bis Wady Useit inne haben, in Ermangelung besseren Wassers davon tränken. Zwei umfangreiche Palmverbuschungen auf der Südseite des Hügels,

[illegible] in gleicher Linie mit der offen liegenden Quelle an der Nordseite, sowie [illegible] Gruppen niederen Röhrichts machen es mehr als wahrscheinlich, daß [illegible] noch mehrere Quellen verborgen liegen.

Auch wir fanden hier den dornigen Gharkad-Strauch, der die salzigen Quellen zu lieben scheint. Mit der saftigen, aber etwas säuerlichen Beere desselben soll Moses das bittere Wasser dieser Quelle für die murrenden Kinder Israels trinkbar gemacht haben, wie uns Burkhard merkwürdiger Weise [illegible]reden möchte. Abgesehen davon, daß die Gharkad-Beere erst viel später reift, als der Aufenthalt der Israeliten stattfand, so wußten auch unsere Beduinen nichts von einem so wichtigen, ja unschätzbaren Verfahren, das bittere Wasser der Wüste in süßes umzusetzen.

Wir mochten am folgenden Morgen etwa 3/4 Stunden über Höhen und Breiten hingezogen sein, als wir zu unserem Erstaunen und Entzücken an einer mit grünen Gerstenfeldern bedeckten Niederung vorbeiritten, deren auffallende Fruchtbarkeit in Folge sich ansammelnder Regengüsse auf uns den Eindruck machte, daß wir bereits in der Nähe des biblischen Elim mit seinen zwölf Brunnen und siebenzig Palmenbäumen gekommen seien (2. Mos. 15, 27). Wirklich erreichten wir auch nach einer anderen halben Stunde das tiefe, zum Theil selbst steil abschüssige und von hohen Tamarisken, einer Art Lilie, und andern lieblichen Blumen und Blümchen allenthalben bedeckte Wady Gharandel, das man für jene glückliche Ruhestätte der Israeliten hält. Wir zogen eine ganze Stunde in diesem fruchtbarsten aller bisher gesehenen Wady's, wo sich fast allenthalben mit Leichtigkeit Wasser aus dem Sande graben läßt, meerwärts hinunter und bogen dann, noch ehe wir die eigentliche Oase mit den Palmenbäumen am fließenden Bächlein erreichten, für diesmal links in die Hügel und Berge hinein, die uns nach abermals zwei Stunden in das Wady Useit führten. Auch dort sahen wir ein freilich etwas sehr salziges Bächlein rinnen, und rings umher etwa fünfzehn große Palmbäume und siebenzehn Palmverbuschungen theils einzeln, theils in Gruppen in einander stehen, während ich an vierzehn abgestorbene Palmbäume zählte. Wir machten dieses romantische Thal, dessen blendend weiße Kreidefelsen die grüne Oase nur heben, zu unserm Elim. Unter dem Schatten einer jener großen Palmengruppen, in deren Nähe die Kinder der Wüste ganz schmale und flache Brünnlein in dem salpeterbekrusteten Boden gegraben oder vielmehr gescharrt hatten, lagerten wir uns zum ersten Male wieder mit Lust seit Ayun Musa. Eine in der Nähe weidende Kameelheerde der Terabin-Araber hatte uns sogar mit frischer Kameelmilch versorgt, und zwei von Ayun Musa mitgenommene Kohlköpfe machten unser diesmaliges Mittagsessen zu einem wirklichen Festmahl im Sinn der Wüste. Es wurde uns in der That schwer, nach ein- bis zweistündiger Rast, das schattige Plätzchen mit der sonnigen Wüstenstraße abermals zu vertauschen.

Hier legte sich uns der wüstromantische Dschebel Hamman in den Weg, der sich bis an das Meer erstreckt und mit seinen steil in die Fluth hinabfallenden Felsenwänden dort den Küstenweg versperrt. Wir waren daher genöthigt, weiter nach Osten auszubiegen, und erreichten nach weniger als einer Stunde das Wady-Thal, dessen spätere Hauptrichtung von Osten nach Süden quer durch das Hamman-Gebirge hindurchgeht, und das sich in demselben Maaße, als es sich dem Meere nähert, verengt.

Auch unsere Beduinen murmelten ein paar Gebetsformeln her, als wir vor der sogenannten „Braut von Themman" vorüberzogen, einem zum Andenken an einen Todesfall errichteten und mit bunten Lappen bestreuten Steinhaufen in einer engen Schlucht des windungsreichen Schabeikeh. Wer doch hat hier in der einsamen Wüste seine einsame Seele ausgehaucht! Die Oertlichkeit selbst, sowie die hereingebrochene Abenddämmerung gaben dem Ganzen etwas Schauerliches. Unsere Beduinen eilten mit sichtbarer Hast hinweg, und nach drei Viertelstunden schlugen wir abermals unser Nachtlager auf, und zwar gerade am Scheidepunkte des obern und untern Weges. Rechts nämlich führt das Wady Tayibeh stracks nach dem Meer hinab, wo die Israeliten nach ihrem Durchgang durch das Schilfmeer zum dritten Mal lagerten (4. Mos. 33, 10), links fördert das Wady Hamr den Reisenden nach Sarabut el Chadim hinauf. In dem angenehmen Gefühl, daß nun der unangenehmere Theil der Hinreise nach dem Sinai hinter uns lag, streckten wir uns auf unser sandiges und leider auch windiges Lager.

Wir wählten am folgenden Morgen für unsere Weiterreise den oberen Weg und schlugen uns daher links in das breite, von weidenden Heerden der Aleyat-Araber besuchte Wady Hamr hinein, dessen senkrechte Kreidewände uns die anprallenden Sonnenstrahlen so heiß zurückgaben, daß wir schon nach einem Ritt von drei Stunden uns nach einem Ruheplätzchen umschauten. Wir hatten kurz zuvor den Sarabut el Gemel, dessen kegelförmiger Pik uns schon seit gestern Mittag von Zeit zu Zeit in die Augen gedunkelt hatte, zu unserer Linken steil emporschießen sehen, und waren bald nachher aus der Region des Kalksteins in die des Sandsteins eingerückt. Die ersten überhangenden Felsen, die zu unserer Rechten aufstiegen, lockten uns nun zur Mittagsruhe. Wir konnten uns von den gemachähnlichen kühlen Räumen, die uns diese ersten Vorläufer des sinaitischen Urgebirges zur Verfügung stellten, erst nach ziemlich vier Stunden wieder trennen.

Nach weniger als einem Stündchen verwandelten sich die hohen Felsenwände zu unserer Rechten in niedrige Hügel; wir ritten bald darauf über einen flachen Bergrücken, wo grüne Pflänzchen und weiße und gelbe Blümchen eine größere Fülle des feuchten Elements verriethen, und bogen nach etwa drei Stunden in das Wady Nasb hinein, wo wir nach abermals einer Stunde uns zum Nachtlager anschickten. Da uns die in dieser Gegend weidenden Heerden der Sawalisah-Araber Milch für unsere Abendtafel geliefert hatten, so war es uns, als ob wir die Wüste schon halb im Rücken hätten, und dieses Gefühl der Behaglichkeit steigerte sich, als wir unsere Beduinen unter einander davon reden hörten, daß Einer derselben noch an diesem Abend süßes Urgebirgswasser von einer nur eine halbe Stunde entfernten Quelle holen sollte.

Wir setzten am folgenden Morgen, den 28. Februar, unsern Weg in dem Wady Nasb fort, und weideten unser Auge an dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der Gebirgsformen und Farben rings umher. Schattige Gummibäume vollendeten den lieblichen Eindruck des interessanten Thales, das wie lauter Sonntag aussah. Nach Verlauf einer Stunde nahm uns das Wady Suwack auf, und wieder nachdem eine Stunde verstrichen, lagerten wir am Fuß des Sarabut el Chadim mit seinen altägyptischen Denkmälern.

Eben hatten wir es uns in unserm Zelt gemüthlich gemacht, als ich mich erinnerte, daß wir die von Winkinson erwähnten „Inschriften", „Steinhütten" und „Kupferschlacken" im Wadi Nasb außer Acht gelassen hatten. Wir Männer bestiegen daher bald wieder unsere Dromedare und trabten in der Richtung unseres letztnächtlichen Lagerplatzes zurück. Sobald wir das Wadi Nasb erreicht hatten, stiegen wir ab und gingen umhersuchend zu Fuß weiter. Dicht bei unserer alten Lagerstätte endlich entdeckten wir die Inschriften in den bekannten sinaitischen Charakteren, und zwar die Hauptmasse derselben auf losgelösten Blöcken eines etwas rechts von der Straße inmitten des Thales freistehenden Felsens, dessen überhangende Wände die Söhne der Wüste auch heute noch zu einer gelegentlichen Karawanserei machen, wie die vielen rohen Feuerstätten an Ort und Stelle bezeugen. Spuren von Kupferschlacken fanden wir auch; nur die Steinhütten der ägyptischen Bergleute konnten wir nicht entdecken, ausgenommen auf dem Wege der Phantasie, die ein paar übereinander gestülpte Steine mit Leichtigkeit in eine Steinhütte umzusetzen im Stande ist. Sobald wir das Gewünschte gefunden, schickten wir den Koch, der uns begleitet hatte, nach Sarabut el Chadim zurück, damit wir bei unserer Rückkunft auch etwas für den leidigen Magen finden möchten. Er hatte sich freilich früher schon bei einer andern Gelegenheit als ein Erzfeigling bewiesen, obwohl er mir versicherte, daß er in der eigentlichen Wüste allenfalls ganz allein sich zu reisen getraue. Jetzt schien er diese heroische Versicherung ganz vergessen zu haben, denn sobald ich ihm unsern Wunsch eröffnete, er möchte nach Sarabut el Chadim allein zurückreiten, so entsetzte er sich sichtlich und forderte einen unserer Kameeltreiber zum Begleiter. Kaum jedoch kam ich seinem Gedächtniß ein wenig zu Hülfe, so schloß ihm die Scham den Mund, und indem er gute Miene zum bösen Spiele machte, trabte er davon.

Zu unserem Zelt zurückgekehrt, bestiegen wir eine Stunde vor Sonnenuntergang den Sarabut el Chadim mit seinen hieroglyphischen Denkmälern, welche bis auf Amenemha III. im alten Reiche zurückgehen. Hier wurde vorzugsweise die ägyptische Venus als „Herrin des sinaitischen Kupferlandes" verehrt, das schon jene Pharaonen, welche die Pyramiden von Giseh bauten, durch ägyptische Arbeiterkolonien auszubeuten anfingen. Ein schwindelnder und zum Theil halsbrechender Pfad führt aus dem Wadi Suwak auf die in das geräumige Thal weit hinausgerückte Terrasse, von wo die alten Denkmäler in die großartigste Gebirgsumgebung hinabschauen. Schauerliche Bergkessel und jähe Bergsteilen wechselten mit einander, und es wollte uns sonderbar bedünken, daß die alten Aegypter ihrer Venus einen so rauhen Wohnort zugemuthet hatten. Wir kletterten eine volle Stunde, und als wir auf der obersten Terrasse anlangten, war die Sonne bereits hinabgesunken. Wir hatten daher wenig Zeit zum Sehen; unsere beiden Führer trieben uns im Angesicht der hereinbrechenden Nacht alsbald wieder hinunter. Ich werde diesen Weg, den ich mehr rutschend und kriechend als gehend zurücklegte, mein Lebtage nicht vergessen. Schon schimmerte die freundliche Lampe unseres Zeltes aus der Tiefe des Thales in unsere dunkle schauerliche Einsamkeit herauf, als unsere Führer, welche des Weges gefehlt zu haben schienen, aufforderten, stille zu stehen. Der Eine sprang einen jähen Absatz von mehr als Manneshöhe hinab, und der Andere half von oben her uns, Einem nach

dem Andern, auf die lange nicht herauf reichenden Schultern desselben. Die Ungewißheit über die Breite des Felsenrandes, auf den die Füße zu stehen kamen, sowie die vollständige Finsterniß umher vermehrten das Peinliche der Lage und entlockten mir einen unwillkürlichen Laut des Entsetzens. Da wir unsern Weg fortwährend zu ertasten hatten, so brauchte es nicht weniger als anderthalb Stunden, ehe wir uns in dem Zelte wieder einfanden.

Unsere Beduinen hatten unter den Awarmeh-Arabern, die in jener Gegend hausen, gute Freunde gefunden. Sie ließen uns daher am andern Morgen einen kleinen Umweg zu den Zelten derselben machen. Ich zählte deren siebenzehn — in der Mitte das geräumige Zelt des Scheikhs, der mich auf eine Tasse Kaffee einzuladen nicht anstand — wahrscheinlich seinen arabischen Freunden zu Liebe, die hier gar zu gern einige Stündchen verplaudert und verraucht hätten. Ich lehnte die höfliche Einladung ebenso höflich ab. Eine sandige und sonnige Fläche führte uns nach etwa zwei Stunden in das Wady Khamila, wo wir uns erst lange umsonst nach einem überhangenden Felsen für unsere Mittagsrast umsahen. Das steinige Wady Barak, das an sinaitischen Inschriften ziemlich reich ist, beschenkte uns gleichfalls mit einem ziemlich heißen Mittagsritt. Auf dem Bergsattel, der aus diesem Wady in das Wady Lebweh hinüberleitet, genossen wir dann aber auch eines prachtvollen Anblicks. Hinter uns tief dunkle Bergmassen, vor uns eine Felsenpartie fast in Form eines Alpenschlosses, vom Abendroth überglüht, um uns interessante Bergformen mit moosgrünem goldbraunem Geäder.

Als wir am nächsten Morgen nach Wady Berah hinüberritten, trat uns zur Rechten der Serbal mit seinen sieben kegelförmigen Gipfeln in so eigenthümlicher Majestät entgegen, daß man diesen Fürsten des sinaitischen Gebirges kaum verkennen konnte. Dort, wo das Wady Sehab und das Wady Scheikh sich schneiden, hielten wir unsere Mittagsrast abermals unter einem überhangenden Felsen, und zwar offenbar an einer altklassischen Lagerstätte: denn auf einem der Felsblöcke, die am Wege lagen, traten uns die wohlbekannten sinaitischen Charaktere entgegen. Wir waren nun unserem Ziele bereits ziemlich nahe gekommen, das bezeugte stillschweigend die vor uns hingekauerte arabische Klostermagd in ihrem schmutzigen blauen Gewande.

Es bot sich hier eine doppelte Möglichkeit für die Weiterreise. Das Wady Scheikh versprach uns auf einem bequemeren, jedoch längeren Wege dem Sinaikloster zuzuführen. Wir wählten indessen für diesmal die beschwerlichere, aber kürzere Straße durch das Wady Sehab und Selaf über den sogenannten Windsattel (Nabk el Haua). Nach einem ziemlich dreistündigen Ritte betraten wir das letztgenannte Wady am Fuße des Windsattels, und eine dort weidende Heerde der Djebiliyeh, d. i. der zum Kloster gehörenden Fallahs, bezeugte uns abermals, daß wir unserm Ziel schon ganz nahe seien. Den Paß über den Windsattel, in den wir nach einer Viertelstunde einlenkten, fanden wir so eng, so steil, so windungsvoll und so rauh, daß wir es für das Beste hielten, unseren Kameelen, die sich auf dieser allzu kunstlosen Kunststraße mit Mühe fortbewegten, zu Fuß zu folgen. Konnten wir uns doch auf diese Weise dem gewaltigen Eindruck ganz überlassen, den dieser sinaitische Alpenpaß auch auf den gedankenlosesten Reisenden zu machen nicht verfehlen kann. Die schwarzen zerrissenen, nahe an 1000 Fuß hohen Granitwände stehen ziemlich dicht einander gegenüber, und eine Unmasse herabge-

ßiger Felsblöcke liegt wildromantisch auf dem Boden umher. Zur Zeit der jährlichen Regen, wie mag da der Gießbach, der diese Schreckensschlucht als jenen Pfad in Anspruch nimmt, hinabstürzen und hinabtosen! Einige verkrüppelte Palmen, sowie einige grasbewachsene Fleckchen bezeugten auch jetzt das Vorhandensein eines feuchten Grundes, und gegen die Mitte des Passes sahen wir selbst zwei kleine Quellen in einiger Entfernung von einander den Sand durchsickern, während sieben bis acht sinaitische Inschriften auf den am Weg umherliegenden Felsblöcken das hohe Alterthum des Passes bezeugten.

Da uns die mondlose Nacht überraschte, so mußten wir schon nach einer Stunde mitten in dem Engpaß Halt machen, der uns wieder einmal mit einer windlosen Nacht beschenkte, was wir als dermalige Zeltbewohner wohl zu schätzen wußten. Am andern Morgen brachen wir so zeitig als möglich auf, um noch vor der englischen Karawane, die wir am Fuße des Passes in drei bis vier Zelten hatten lagern sehen, die klösterliche Herberge zu erreichen. Wir gewannen nach einer guten Stunde den Gipfel des Passes, zu dessen höchstem Punkte eine noch engere Schlucht führte. Von da an aber erweiterte sich die Bergstraße allmählig, und plötzlich umfing uns die lange und ausgedehnte Ebene Rahah, von deren äußerstem Ende uns die hohe senkrechte Wand des Horeb in unbeschreiblicher Majestät entgegenragte. Nun wurde die uralte Oede mit jedem Schritte gefälliger: hier eine weidende Ziegenheerde, da ein grünender Garten, dort ein quellender Brunnen, und endlich nach etwa zwei Stunden, von der Höhe des Passes an gerechnet, das gastliche Kloster selbst hinter blühenden Fruchtbäumen und schwermuthsvollen Cypressen. Nachdem die Klosterbrüder unser Beglaubigungsschreiben an einem herabgelassenen Strick heraufgezogen und gelesen hatten, öffnete sich das Hinterpförtchen des Klosters und wir schritten durch die labyrintisch verworrenen Räume, die uns mehr an eine Festung als ein Kloster erinnerten, der Reihe der Fremdenzimmer zu, welche in dem obern Stock gelegen sind. Das freundlichste und bequemste derselben wurde mit Rücksicht auf unsere Reisegefährtin uns zur Disposition gestellt. Wir versuchten sogleich den langentbehrten Diwan, der an drei Seiten des durch ein Doppelfenster wohlverwahrten Zimmers herumlief, während ein wohlbehäbiger Klosterbruder uns mit Kaffee, Dattelbrod und Dattelwein bewirthete.

Kaiser Justinian hätte für seine sinaitische Klosterveste eine geschütztere und zugleich angenehmere Lage, als die ist, deren sie sich in der That erfreut, nicht wählen können. In dem Wady Schueib oder dem Thal des Jethro (2. Mos. 3, 1), das sich als ein südlicher Ausläufer der großen Ebene Rahah betrachten läßt, erhebt es sich mit seinen über 40 Fuß hohen granitenen Mauern, seinen von Schießscharten durchbrochenen Thürmchen und seinem allerliebsten Garten, wo Feigen und Granaten, Mandeln und Aprikosen, Aepfel und Birnen, Oliven und Cypressen mit einander wetteifern, das aus dem verwitterten Urgebirge gewonnene und mit großer Kunst und Mühe befruchtete Erdreich in das mannigfaltigste Grün zu kleiden, und so die granitene und sandige Oede umher zu beleben. Welch eine Aussicht gewährt die Klosterterrasse! Nach vorn hinaus schweift der Blick in die von hohen Gebirgsmauern eingefaßte Ebene Rahah frei hinaus, ganz dicht zur Linken erhebt sich der Dschebel ed Deir, an dessen steilen Wänden eine schlanke Cypresse einsam dunkelt; zur Rechten schießt die finstere Masse des Dschebel Musa

im weitern Sinne auf, mit drei dem Thal zugekehrten kegelförmigen Gipfeln, und nach hinten zu begrenzt der porphyrhaltige Dschebel Monajah die Aussicht, und erzeugt dadurch, daß er das Klosterthal nach dieser Seite hin schließt, das angenehme Gefühl sicherer Geborgenheit.

Das Innere des Klosters läßt sich seiner Unregelmäßigkeit wegen schwer beschreiben. Es ist ein wahres Chaos von Gebäuden, Höfen und Gängen, das hier und da von einem grünen Baum, von einer blühenden Blume, von einer saftigen Küchenpflanze, von einer klammernden Rebe angenehm belebt und durchwebt wird. Leider macht sich unter den Gebäuden das muselmännische Minaret, das eine Schlangenklugheit ohne Taubeneinfalt dem herrschenden Halbmond zu Liebe errichtet hat, viel breiter als die Klosterkirche selbst. Dagegen liegen die vierundzwanzig Kapellen oder Kapellchen, in denen sich sonst die Syrer, Armenier, Kopten und Lateiner gesondert zu erbauen pflegten, in den verschiedenen Abtheilungen der Klostergebäude so versteckt, daß sie sich auch in keiner Weise bemerklich machen. Außer einer an Handschriften außerordentlich reichen Bibliothek, welche aber sehr verwahrlost ist, besitzt das Kloster zwei Dinge, die nicht mit Gold zu bezahlen sind: eine reine stärkende Luft und klares frisches Wasser. Beides scheint auch den guten Mönchen, es mögen etwa zwanzig sein, wohl zu gedeihen, dafern sie sich nicht etwa an dem später erfundenen Dattelwein für die sonstige Strenge ihres Ordens schadlos halten. Derer, die erst nach vollbrachtem Jahrhundert ihre einsame Zelle mit dem noch einsameren Beinhause im Garten vertauschen, sind in der That nicht Wenige; erst unlängst war wieder Einer gestorben, der sein Leben auf beiläufig 110 Jahre gebracht hatte. —

Es war am Morgen des 5. März, als wir, von unserem Dragoman, einem Kloster-Beduinen und einem dienenden Bruder begleitet, uns auf den Weg machten, um diejenige Spitze des Dschebel Musa zu besuchen, die in der Klosterüberlieferung für den Berg der Gesetzgebung gilt. Wie Alle, wurden auch wir durch das nordwestliche Thor hinausgefördert, und dann links hinter dem Kloster hinwendend, fingen wir an langsam zu steigen. Wir waren eine gute Viertelstunde gegangen, als wir bei einer kühlen Quelle unter einem überhangenden Felsen einen Augenblick Halt zu machen aufgefordert wurden. Nach einem neuen Marsche von etwa 24 Minuten erreichten wir die Kapelle der Jungfrau, die, wie die lächerliche Klosterüberlieferung mit großem Ernste behauptet, die armen Mönche, bei denen schon keine Pilger mehr einkehren mochten, zur rechten Zeit von der Plage gewisser blutdürstiger Thierchen befreite. Von da an wurde der mit kunstlosen Steinen ausgelegte Bergpfad ziemlich steil; wir passirten nach einander zwei steinerne Portale, an denen sonst die Priester das Gewissen der beichtenden Pilger zu entlasten pflegten, und betraten nach 25 Minuten eine kleine von Gießbachdurchfurchten Bergmassen umschlossene Ebene, wo, in geringer Entfernung von den beiden etwas höher liegenden Kapellen des Elias und Elisa, eine 60 Fuß hohe Cypresse neben einem ausgemauerten Brunnen ihr stattliches Haupt erhebt. Hier ist der eigentliche Wendepunkt der sinaitischen Bergfahrt. Ein Pfad geht in westlicher Richtung nach dem Kloster der vierzig Märtyrer in Wady el Ledja hinab, ein anderer führt mehr nördlich nach den majestätischen Felsengruppen, welche die Ebene Rahah im Norden des Klosters kühn überragen und von den Mönchen Horeb genannt werden. Wir aber schlugen

die südliche Richtung ein und erklommen auf immer steilerem Pfade den Dschebel Musa (im engeren Sinne), dessen mit einer Kapelle gekrönten Gipfel wir nach 34 Minuten langsamen Steigens erreichten.

Was für ein Anblick! Welch eine Umschau, welche Aussicht! In der That ein Berg Gottes! ein mehr als salomonischer Tempel der Natur! Diese breiten Massen, diese tiefen Klüfte, diese schauerlichen Schluchten, diese steilen Wände, diese aufschießenden Gipfel! Und rings umher ein wahrer Ocean von Urgebirgsmassen, die durch ihre Höhe den Horizont im Osten, Süden und Westen zwar beschränken, den Eindruck aber in keiner Weise verkürzen. Nur nach Norden hin schweift der Blick frei aus über die große Sandebene Ramleh, hinter welcher die lange Gebirgsreihe des Dschebel el Tih mit ihren weißen Flecken und düsteren Gipfeln lagert, und in südöstlicher Richtung schimmert aus weiter Ferne der blaue Schein des Meerbusens von Akaba in die starren Gebirgsmassen herein. Dicht hinter dem Dschebel Musa aber erhebt der höhere Katharinenberg seine zwei granitenen Kegel, und nach vorn über die Schlucht hin, wo die Elias-Kapelle steht, thürmen sich ganz eigenthümlich gestaltete Gipfel auf. Sie begrenzen im Norden des Klosters die Ebene, wo die Israeliten aller Wahrscheinlichkeit nach „gegen den Berg“ (2. Mos. 19, 2) gelagert waren.

Wir hatten glücklicherweise eine so krystallreine Atmosphäre, wie man sie zum Genuß einer solchen Naturumgebung nur wünschen kann, und während an dem majestätischen Gebirge, das im Wiederschein der biblischen Geschichte und im Zwielicht kindlicher Erinnerung „unbekannt“ doch „wohlbekannt“ vor uns lag, Auge und Seele sich labte und füllte, schürte der Dragoman ein Feuer an und der Kloster-Beduine that seinen Quersack auf. Es dauerte nicht lange, so kam auch der leibliche Mensch, dessen Ansprüche nach der mühevollen Bergfahrt in der frischen Höhenluft nicht übersehen werden durften, zu seinem vollen Rechte. Das arabische Getränk mundete hier besser als irgendwo, und das helle Bergwasser, das frische Klosterbrod und der würzige Ziegenkäse waren auch nicht zu verachten. Ich hatte unter allen Pflanzen und Kräutern, welche den Dschebel Musa spärlich bekleiden, nur ein einziges Gewächs gefunden, das nicht duftete. Mehr oder minder ähnlicher Beschaffenheit ist der Pflanzenwuchs allenthalben. Kein Wunder daher, daß das letztgenannte Erzeugniß der Ziege ein solches Aroma hat.

Die Trennung von diesem Berge der Berge wurde uns schwer. Doch wir hatten noch ein gut Stück Weges vor uns, und so brachen wir nach anderthalbstündigem Verweilen wieder auf und kletterten zu der Schlucht hinab, wo die schöne Cypresse einsam trauert. Als der Klosterbruder hörte, daß wir von hier aus nicht nach dem Kloster zurück, sondern in's Wady el Ledja hinab wollten, so bemühte er sich, uns einzureden, daß kein gangbarer Weg dorthin vorhanden sei. Wir entließen ihn nicht sehr gnädig; er aber, als er sah, daß wir den richtigen Pfad einschlugen, folgte uns der Schande halber.

Nach zehn Minuten standen wir auf der Höhe, von wo es zum Wady el Ledja ziemlich steil, aber ungefährlich hinabgeht, und in einer Stunde waren wir unten. Schwarze Ziegenheerden gras'ten auf den grauen Felsen umher, und tief unten im Thale umfingen uns die Oliven- und Fruchtgärten des verlassenen Klosters Arbain. Die Apfelbäume standen gerade in voller Blüthe, und da ich seit drei Jahren dergleichen nicht gesehen hatte, so fühlte

ich mich nicht wenig heimisch. Das Wady el Ledja ist eine enge, steinige theilweise von einem rieselnden Bächlein bewässerte Schlucht, deren nackt Felsblöcke in unmittelbarster Nähe der vorerwähnten Gärten und einer benachbarten Pappel-Pflanzung gegen das frische Grün des Anbaues wunderbar kontrastiren. Von dem Kloster Arbain hatten wir noch gute anderthalb Stunden bis zu unserer Herberge. Wir brachen daher bald wieder auf und gelangten nach 15 bis 20 Minuten zu einem vereinzelten Granitblock mit acht bis zehn halb natürlichen, halb künstlichen Spalten, den die Klosterüberlieferung für den Felsen hält und ausgibt, aus dem Moses für die durstenden Israeliten Wasser schlug, während der Herr „auf einem Fels in Horeb" (2. Mos. 17, 6) stand.

Wir hatten schon kurz vorher an einem der losen Felsblöcke, die am Wege liegen, eine sinaitische Inschrift gesehen; bald nachher fiel unser Auge noch auf zehn bis eilf andere, die bis zum Ausgang des Wady el Ledja über eine Strecke von zehn bis fünfzehn Minuten in geringer Entfernung von einander verstreut sind. Eben da, wo das Wady el Ledja in die Ebene Rabah mündet, bezeichnen zwei andere Gärten die Stelle früherer Klöster, und als wir ein wenig später uns zurückwendeten, schauten wir in ein Thal, das von lieblichen Gärten gefüllt, allmählig anstieg. Natürlich zeigte man uns auch die Stelle, wo die Erde sich aufthat, um die Rotte Korah, Dothan und Abiram zu verschlingen (4. Mos. 16.); das Felsenloch, das Aaron beim Guß des goldenen Kalbes als Form benutzte; den Ort, wo derselbe dem Tanze des Volkes zusah, während Moses hinter ihm vom Berge herabstieg; endlich den Fleck, wo der unwillige Knecht Gottes die Tafeln des Gesetzes auf den Boden warf. Der Klosterbruder, welcher uns begleitete, wußte fast nie den Namen eines Wady's oder eines Berges, jene Oertlichkeit aber kannte er ganz genau und verfehlte nicht, uns die betreffende Ueberlieferung von den Vätern her mitzutheilen.

Die ägyptische Regierung unterhält des zunehmenden Fremdenbesuches wegen, hauptsächlich aber wohl aus Rücksicht auf die in ihrer loyalen Gesinnung allzu wankelmüthigen Söhne der Wüste, seit einiger Zeit einen Unterstatthalter hier am Sinai. Da hat sich denn durch die Familie und das Gefolge desselben in einiger Entfernung vom Kloster eine Art Dorf gebildet. Wir begrüßten dieses als den Vorboten der nahen Herberge mit Freuden, und eilten im Vorgenuß der ruhigen Zelle über das rauhe Felsenbett des Klosterthales der Thür zu, die dem Zurückkommenden sich noch schwerer öffnet als dem Hinausgehenden.

Um darüber in's Klare zu kommen, ob der Gesetzesberg, den die Klosterüberlieferung als solchen bezeichnet, der richtige sei, lag es mir daran, die Raumverhältnisse am Südostfuße des Dschebel Musa kennen zu lernen. Ich begab mich am zweitfolgenden Tage daher ganz allein dahin. Indem ich das Ende des Klosterthals in der Richtung des hintenangelagerten Hutberges verfolgte und an dem schön nüancirten blauen, grünen und rothen Gestein desselben mich ergötzte, gelangte ich langsamen Schrittes nach etwa einer Stunde auf die Höhe des Bergsattels, und eine gute Viertelstunde brachte mich zu dem Garten hinab, den ich von der Spitze des Dschebel Musa aus bereits wahrgenommen hatte. In einer engen Schlucht, die dem Wady el Ledja zuzuführen schien, schlug ich mich nun zunächst rechts hin, stieg aber sehr bald

[illegible] über die Vorberge, welche dem Dschebel Musa nach dieser Seite hin gelagert sind, und gelangte nicht ohne Beschwerde in die Thalebene Sebaiyeh, welche sich in der Nähe bei weitem stattlicher ausnahm, als sie mir an der Spitze des Dschebel Musa erschienen war. Ich wandte mich rechts hinauf mit dem guten Vorsatze, meine Wanderung so lange fortzusetzen, bis die Spitze des Dschebel Musa verschwinden würde. Da ich aber so ziemlich nüchtern ausgegangen war und die Sonne sehr heiß brannte, so wandte ich auf einer Stelle um, wo noch lange keine Aussicht dazu vorhanden zu sein schien; der Weg stieg immer höher hinauf in den Bergen. Von dort zurückkehrend zählte ich 1500 Schritte auf theilweise hügligem und stets ansteigendem Thalboden, und dann andere 4500 Schritte auf ebenem Boden bis zu dem Punkte, wo das Wady Sebaiyeh den Dschebel ed Deir umbiegt und die Spitze des Dschebel Musa auf eine kleine Strecke verschwindet. Ich ging, nachdem sie wieder frei hervorgetreten war, noch etwa 1500 Schritte in dem Wady Sebaiyeh hin, und noch immer ließ sich nicht absehen, wo sie sich wieder verbergen werde. Das Wady hat eine Breite von 200 bis 400 Schritten, die sanfte Lehne der östlichen Bergeinfassung ungerechnet. Ich überzeugte mich vollkommen, daß sich die klösterliche Ueberlieferung hinsichtlich der Oertlichkeit der sinaitischen Halbinsel in voller Uebereinstimmung mit der biblischen Erzählung von der Gesetzgebung befindet und daß, wenn sie keinen geschichtlichen Grund haben sollte, sie wenigstens sehr verständig erfunden ist. Die Räumlichkeiten am Südostfuße des Dschebel Musa reichten sicherlich vollkommen hin, um den nöthigen Platz herzugeben, als Moses zeitweilig das Volk aus dem Lager Gott entgegenführte und sie unten an den Berg traten (2. Mos. 19, 17). Sämmtliche Israeliten, Klein und Groß, Männer und Weiber, mußten, wenn sie dorthin Gott entgegengeführt wurden, Raum finden, und daß es sämmtliche gewesen seien, ist nicht einmal wahrscheinlich. Auch konnten sie das 2. Mos. 19, 16 geschilderte Phänomen von dort aus ebenso gut, wie von jedem andern Punkte am Fuß der Dschebel Musa-Gruppe wahrnehmen, selbst wenn der eigentliche Ausgangspunkt des Donnerns und Blitzens auf der Einzelspitze, wohin die klösterliche Ueberlieferung den Akt der Gesetzgebung verlegt, gesucht werden müßte.

---

8. Die arabische Wüste.

Der Weg von Dschidda am rothen Meere, dem bedeutendsten Handelsplatze, über den der Verkehr zwischen Aegypten und Indien geht, zugleich Seehafen von Mekka — führt in der Richtung nach Tayf zuerst über öde Sandberge, wo keine Quelle sprudelt, kein Baum Schatten spendet. Nach dreistündigem Marsch betraten wir eine hügelige Gegend, wo wir ein Kaffeehaus und einen Brunnen, Ragam geheißen, fanden. Wir setzten unsere Reise in einem breiten Thal fort, das sich zwischen den Hügeln hindurchwand, und hielten uns nur kurze Zeit, nachdem wir drei Meilen zurückgelegt hatten, bei der Station El Bayadhie auf. Von dort erreichten wir in anderthalb Stunden eine ähnliche Station, wo wir eine Karawane Pilgrime einholten. Die Kaffeehäuser hier sind elende Gebäude mit halbzerstörten

Mauern und Dächern aus Strauchwerk; man kann nur Wasser und Kaffee erhalten. Nach acht Stunden, um Sonnenaufgang, gelangten wir nach Bara, eine Gruppe von etwa zwanzig Hütten mit Brunnen und Palmbäumen; in zehn Buden wurden Reis, Butter, Datteln und Kaffeebohnen verkauft. Zwei Stunden weiter hielten wir bei Hadda; auf der Mitte des Weges hatten wir die Ruinen einer alten Veste gesehen.

Die Karawane von Dschidda nach Mekka bleibt während des Tages zu Bara oder Hadda; so verlangt es der allgemeine Brauch der Hedschas-Araber, die nur Nachts reisen und am Tage rasten, um den Kameelen Zeit zum Fressen zu gestatten, da diese Thiere niemals bei Nacht Nahrung zu sich nehmen. Wir ließen uns in Hadda im Schatten eines geräumigen Kaffeehauses nieder, wo wir einen bunten Schwarm von Türken und Arabern, alle auf der Pilgerfahrt nach Mekka, jeden auf seinem schmalen Teppich ausgestreckt, antrafen. Einige Kaufleute von Tayf hatten eben eine Ladung Trauben hereingebracht. Sobald die Körbe geöffnet wurden, fiel die ganze Reisegesellschaft darüber her, und bald war der ganze Vorrath verzehrt. Den Eigenthümer bezahlte man hernach.

Hier ziehen die Mekka-Pilger den Ihram, das Pilgerkleid, an, denn nach dem Gesetz der Moslems ist jeder verbunden, es zu tragen, er mag hoch oder niedrig sein, sobald er das Gebiet von Mekka betritt. Bis er den Tempel besucht hat, darf er es nicht ablegen, und ein rechtgläubiger Mohamedaner geht niemals nach Dschidda, ohne seinen Ihram mitzunehmen. In großen Krügen wird zu Hadda das gute Wasser aufbewahrt, welches von einem eine halbe Stunde entfernten Brunnen herbeigeschafft wird. In Hütten von Gesträuch wohnen arme arabische Tagelöhner, die mit harter Arbeit ihr Leben fristen. Die Kaffeehäuser sind auch nichts anderes als auf Pfählen ruhende Hütten, in welchen des Kaffeewirthes Heerd in einer Ecke angebracht ist. Sie werden von einer zahllosen Menge Ratten, die hier dreister sind, als ich je sah, heimgesucht.

Wir verließen Hadda um 5 Uhr Abends. Die Straße führte auf der Ebene fort, der dürre Sandboden war an einigen Stellen mit Thon gemischt. Eine Stunde weiter sahen wir zu unserer Linken einige Dattelbäume, ein klarer Bach floß an ihnen vorüber. Nach zwei Stunden erreichten wir das Kaffeehaus Schameisa, hinter welchem ein Berg gleichen Namens. Von diesem Berge ward, wie die Geschichtsschreiber von Mekka berichten, der Marmor zu mancher Tempelsäule der heiligen Stadt genommen, daher der arabische Poet Asraki diesen Berg in einem langen Lehrgedichte feiert. Der Brunnen neben dem Berge, mit köstlichem Wasser, spendet, wie Araski sagt, den müden Pilgern seinen erquickenden Labetrank, und sie fühlen sich gestärkt durch die Gnade Gottes und ziehen weiter durch die Thäler von Hudschas. Eine Meile weiter ist der große Brunnen von Hadschali, welcher die Kameeltreiber der syrischen Pilgerkarawane versorgt.

Da ich, seitdem ich Dschidda verlassen, keinen Augenblick geschlafen hatte, legte ich mich in den Sand und schlief bis Tagesanbruch, während unsere Reisegesellschaft ihren Weg fortsetzte. Mein Führer allein blieb bei mir zurück, aber seine Sorge für die Sicherheit der Kameele gestattete ihm nicht, die Augen zu schließen. Die Straße von Dschidda nach Mekka ist stets von verdächtigen Personen besucht, und da man bei Nacht reist, werden einzelne

Wanderer leicht überfallen und geplündert. Nahe bei dem Brunnen von Hadschali sind die Trümmer eines alten von Steinen erbauten Dorfes, und im Thal selbst gewahrt man die Spuren früherer Cultur.

Eine halbe Stunde von Hadschali gelangten wir zu einer kleinen von Mauern umgebenen Dattelpflanzung, in deren Schatten der hochverehrte Scheik Mahmud begraben liegt, ein Heiliger, der bei dem Volk der Umgegend in hohem Ansehen steht. Nach kurzer Rast erreichten wir die Ebene, wo die Karawane der syrischen Pilger gewöhnlich lagert. Diese Ebene ist von niedrigen Bergen umgeben, drei Meilen lang und eine Meile breit, und durch eine dichte Reihe von Hügeln von dem Thal von Mekka getrennt. Ueber diese Hügel hat man mit anerkennenswerther Anstrengung eine Straße gebahnt, die über die felsigen Anhöhen sich hinwindet. Wir stiegen sie hinan und passirten zwei Wachtthürme, welche der Scherif Galib erbaut hat. Schlängelnde Thäler, von größerer oder geringerer Breite, mit Sand bedeckt und beinahe ohne allen Pflanzenwuchs, zu beiden Seiten gleich unfruchtbare Hügel, führen nach Wady Muna. Hier fließt der Kanal vorüber, der Mekka mit süßem Wasser versorgt, und man gewahrt den kegelförmigen Dschebel el Nur, den von Pilgern heilig gehaltenen Berg. Wir kamen an einem großen aus Steinen gebauten Wasserbecken vorbei, welches zur Erquickung der frommen Pilger während der großen Wallfahrt mit Wasser aus dem vorbeiströmenden Kanal gefüllt wird. Eines der Seitenthäler zwischen Mekka und Wady Muna heißt Mohab, es wird viel besucht, denn es knüpfen sich an dieses Thal große Erinnerungen aus dem Leben des Propheten. Vordem sollen zwischen Mekka und Wady Muna sechszehn Brunnen gewesen sein. Nahe der Straße erblicken wir ein kleines von einer Salzquelle bewässertes Feld, wo einige Beduinen Zwiebeln und Lauch für den Markt von Mekka bauen.

Bei Bir Baschan öffnet sich die Gegend weit nach Norden und Süden. Man erblickt die Berge von Tayf in ihrer vollen Höhe. Dann erreichten wir Alamin, zwei steinerne Gebäude, an jeder Seite der Straße eines, etwa hundert Schritte von einander entfernt, zwischen welchen die Pilger, wenn sie nach Arafat ziehen, besonders aber wenn sie von dort zurückkehren, durchgehen müssen. Sie sind von grobem Mauerwerk, weiß getüncht, und sollen von einem ägyptischen Bey erbaut sein. Zur Linken am Ausgang der Ebene erblickt man den niedrigen Berg von Arafat, ein Heiligthum der Moslems. Die Ebene ist mit allerlei Gesträuch, Kameeldorn und Akazienbäumen bedeckt. Von diesen darf man nicht den kleinsten Zweig abbrechen, weil sie auf heiligem Boden stehen. Als wir am östlichen Ende der Ebene angekommen waren, erreichten wir eine malerische Gruppe arabischer Hütten, welche denen von Hadda ähnlich waren. Sie werden von Koreischiten bewohnt, den Nachkommen jenes glorreichen Beduinenstammes. In einem Thal, das sich südwärts erstreckt und von einem munteren Bächlein durchplätschert wird, bauen sie Gemüse für den Markt von Mekka, halten auch einige Dutzend Ziegen und eine kleine Schafheerde. Wir ruhten hier einige Stunden, labten uns mit Milch und Dattelkuchen, und unterhielten uns mit den Beduinen. Nun kam noch eine kleine Karawane von Tayf, welche den Arabern vollauf zu thun gab. Es wurden zwei Schafe geschlachtet, aus den Hütten Töpfe und anderes Kochgeschirr herbeigeholt, Frauen und Knaben liefen hin und her.

Bald prasselte vor den Hütten ein mächtiges Feuer, in denselben war man gleichfalls thätig für uns, mit Sieden, Rösten, Braten, Backen. Unweit davon wurden die Kameele getränkt, und einige Schritte weiter gewahrte man drei Frauen betend in Andacht versunken, bekleidet mit dem faltenreichen Pilgergewande. Es war vollständig eine orientalische Idylle, die schönste, die ich je sah, eine wahrhaft pitoreske Scene.

Bei Arafat wird die Straße steinigt, und die Berge schließen sich fast und sind von Thälern durchschnitten, welche in jeder Richtung die Straße durchkreuzen. Akazienbäume gibt es hier in größter Menge. Nach Verlauf einiger Stunden kamen wir wieder auf sandigen Boden in dem Wady Roman, wo gegen Süden einige Brunnen sind und kleine Pflanzungen von mehreren arabischen Stämmen bebaut werden. Bald passirten wir an einem Lager eines Beduinenstammes, von Hodheil, wo die Hunde unsere Kameele so heftig anfielen, daß ich, obgleich ich ritt, sehr viel Mühe hatte, mich selbst gegen ihre Zähne zu vertheidigen. Wir kamen an Schebad vorüber, einer Gruppe von Häusern, Brunnen und Kaffeehäusern. Die Berge, welche das Thal Muna bilden, sind von jenem rothen und grauen Granit, wie er in Arabien häufig vorkommt, zusammengesetzt, an einigen Stellen sind sie mit Grünstein untermischt. Wir stiegen eine steile Straße hinan, die Gegend war sehr wild, der Boden mit großen Blöcken losgerissener Felsen bedeckt, dazwischen einzelne Akazienbäume.

Nach einer Stunde kamen wir zu einem Bau von losen Steinen, Kaber Rafik, d. h. Grab der Gefährten, genannt. Hier sollen vor etwa hundert Jahren zwei von der Wallfahrt nach Mekka zurückkehrende Beduinen, welche dieselbe Straße zogen, angekommen sein. Einer von ihnen fühlte sich so krank, daß er nicht weiter zu reisen vermochte. Sein Gefährte wollte ihn nicht verlassen, und baute aus den Aesten der Akazienbäume zwei Hütten, eine für seinen Freund, die andere für sich, und fuhr dann fort ihn zu warten und zu pflegen mit der liebevollsten Sorgfalt, und erbat Almosen von den vorüberziehenden Reisenden zum Besten des kranken Freundes, der endlich sich erholte. Allein nun bekam der bis dahin Gesunde dieselbe Krankheit, an welcher der Andere so lange niedergelegen hatte, wurde aber von dem genesenden Begleiter mit derselben Sorgfalt gepflegt, welche dieser ihm gewidmet hatte. Der Erfolg war aber weniger günstig, denn der Kranke starb und ward an dieser Stätte von dem trauernden Freunde begraben. Der einfache Grabhügel ist zugleich ein Denkmal der Großmuth eines Beduinen und dient dazu, den zufälligen Gefährten auf der Straße Wohlwollen und Freundschaft gegen einander einzuflößen.

Vom Dschebel Kora hat man eine herrliche Aussicht nach der niederen Gegend, die von den Arabern Tehama genannt wird. Eine große Dattelpalme, nahe an der Quelle, welche über die Felsen herabrieselt, gewährte mir Schatten, und ein angenehmer kühler Westwind linderte die drückende Hitze, welche wir seit unserer Abreise von Dschidda auszuhalten hatten. Die nunmehr beginnende Straße fanden wir sehr steil; ein berittener Reisender darf nicht hoffen, ohne abzusteigen, den Hügel zu erreichen. An einigen Stellen sind Stufen eingehauen, und der Weg ist dadurch mitunter weniger steil, so daß er in vielen Windungen bis zur Spitze hinaufführt. Auch sind einige Ruheplätze an der Seite des Berges angebracht, wo die müden Kara=

warmen Athem schöpfen; doch sind diese Plätze nicht größer als acht Fuß im Quadrat. Die Quelle, welche nahe am Gipfel herabfließt, muß man einige Male überschreiten. Nahe an der Straße begegnete ich mehreren Beduinen mit ihren Familien und Schafheerden. Einer von ihnen gab mir etwas Milch, wollte aber kein Geld dafür annehmen, denn das Verkaufen von Milch betrachten diese Araber als ein Verbrechen, obwohl sie daraus bedeutenden Gewinn ziehen könnten, weil zu Mekka das Pfund Milch mit zwei Piastern bezahlt wird. Ich unterhielt mich frei mit den Männern und der Frau des einen derselben. Sie schienen mir abgehärtete Bergbewohner, und obgleich sie augenscheinlich arm waren, hatten sie doch ein kräftiges Aussehen und eine gesündere Farbe als die nördlichen Beduinen, was hauptsächlich dem guten Klima und dem trefflichen Wasser zuzuschreiben ist.

Wir brauchten zwei volle Stunden um auf die Spitze des Berges, von welcher wir eine herrliche Aussicht auf die ganze arabische Niederung genossen, zu gelangen. Ein großer Theil von Hedschas, das ganze heilige Gebiet der Mohamedaner lag vor unsern Blicken ausgebreitet. Wir erkannten Wady Muna, Mekka mit der großen Vorstadt Moabede, und soweit das Auge reichte, erschienen nach Norden und Süden schlängelnde Hügelketten auf ebener Oberfläche mit schmalen Streifen weißen Sandes dazwischen, hie und da Datteln, Nebekbäume und Akazien, aus deren Holze einst die Abrahamiden ihre Stiftshütte machten. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde langsam herabgeritten waren von dem Berggipfel der Wüste, kamen wir in ein kleines Dorf, Ras el Kora genannt. Da ich sehr ermüdet war, bestand ich darauf, hier zu rasten, und befahl meinem Führer, unsere Schläuche mit frischem Wasser zu füllen, auch Schöpsenfleisch und Abschue oder Dattelkuchen herbeizuschaffen. Dies Dorf und seine Umgegend ist der schönste Fleck in ganz Hedschas, malerischer und angenehmer als irgend ein Ort, den ich seit meiner Abreise vom Libanon in Syrien gesehen. Der Gipfel des Dschebel Kora ist flach, aber große Granitmassen liegen auf ihm zerstreut, ihre Oberfläche ist von der Sonne geschwärzt, wie die der Granitfelsen nahe bei dem zweiten Nilfall. Einige kleine Bäche fließen von dieser Kuppe herab und bewässern die Ebene, welche mit grünenden Feldern und großen schattigen Bäumen an der Seite der Granitfelsen bedeckt ist. Für diejenigen, welche den brennenden Sand der niedern Gegend von Hedschas kennen, ist die Scene ebenso bewundernswerth als die scharfe Luft, welche hier weht, es sind erfrischende Alpenlüfte, wie auf den Höhen von Steiermark oder den schwedischen Kjölen. Die Araber sind ganz entzückt, wenn sie von Ras el Kora sprechen, und ihre Dichter nennen es ein irdisches Paradies. Viele der europäischen Fruchtbäume werden hier angetroffen, Feigen, Aprikosen, Mandel- und Granatäpfelbäume, auch Reben, deren Trauben von der besten Art sind. Auf den Feldern gedeiht Waizen und Korn, aber da der Boden steinigt ist, weniger gut als das Obst. Jedes Feld ist von einer kleinen Mauer umgeben und das Eigenthum eines Beduinen.

Nachdem wir diese liebliche, wunderschöne Gegend betrachtet hatten, hielt ich am frühen Morgen, als jeder Zweig an den Bäumen, jeder Grashalm mit balsamischem Thau bedeckt war und jeder Strauch einen süßen Duft verbreitete, nahe an dem größten der Bäche, welcher, obgleich nicht breiter als zwei Fuß, an seinen Ufern einen grünen Rasen nährt, den der mächtige Nil

mit all' seinem Ueberfluß nie hervorbringen kann. Einige Araber brachten uns Mandeln und Rosinen, für welche wir ihnen Zwieback gaben. Aber obgleich die Trauben reif waren, konnten wir doch keine erhalten, da sie gewöhnlich von den Kaufleuten von Tayf, die sie nach Mekka bringen, an dem Weinstock gekauft und dann von ihren eigenen Leuten bewacht werden, bis sie gelesen sind. In ganz Hedschas sind diese Trauben wegen ihrer Süße berühmt, und das Wasser von Ras el Kora hat seiner Vortrefflichkeit wegen einen ausgebreiteten Ruf. Zu der Zeit, als Mehemed Ali gegen die Wahabiten zu Felde lag und in Mekka und Dschidda sich aufhielt, ward ihm regelmäßig mit jeder Flotte in großen zinnernen Gefäßen ein Vorrath Nilwasser aus Aegypten geschickt. Als er aber bei Ras el Kora vorbeikam, fand er das Wasser dieses Platzes geeignet, das Nilwasser zu ersetzen, und seitdem kam täglich ein Kameel hieher, um eine Ladung desselben nach Tayf zu bringen, wo die türkische Hoheit längere Zeit ihr Hauptquartier hatte.

Die Häuser der Beduinen vom Stamme Hodheil, welchen diese Pflanzungen gehören, sind in Gruppen von vier oder fünf zusammen über das Feld zerstreut. Sie sind klein aus Stein und Lehm gebaut, aber mit mehr Sorgfalt, als man von der rohen Hand ihrer Besitzer erwarten sollte. Jede Wohnung umfaßt drei oder vier Zimmer, von welchen jedes von dem andern durch einen engen offenen Raum getrennt und so geformt ist, als wäre es eine kleine abgesonderte Hütte. Diese Räume empfangen kein anderes Licht, als durch den Eingang, sie sind sehr niedlich und reinlich und enthalten das Geräthe des Beduinen, einige gute Teppiche, wollene und lederne Säcke, hölzerne Schalen, irdene Kaffeetöpfe. Des Nachts lag ich auf einer wohlgegerbten Kuhhaut, und die Decke war aus einer Anzahl kleiner niedlich zusammengenähter Schaffelle gemacht. Für ihre Felder mußten die Beduinen den erobernden siegreich vordringenden Wahabiten Tribut zahlen. „Vorher, erzählten sie mir, kannten wir keine Landessteuer, keine Abgabe, im Gegentheil erhielten wir jährlich von dem Scherif und von allen, die von Mekka nach Tayf diese Straße zogen, mancherlei Geschenke."

Nachdem wir Ras el Kora verlassen hatten, ritten wir eine Stunde etwa über unebenen unfruchtbaren Boden mit Anhöhen und Abhängen. Unter den Sandsteinfelsen gewahrt man manche groteske Formen. Wir kamen an einen steilen Abhang und brauchten eine gute halbe Stunde, bis wir herunterkamen. Von der Höhe erblickt man die berühmte Stadt Tayf. Dann betritt man das fruchtbare Thal Wady Moram, wo die Wallfahrer von Yemen die weißen Pilgergewänder anziehen. Gleich dem obern Bezirk ist dies Thal mit Fruchtbäumen bedeckt, von plätschernden Brunnen bewässert, von munteren Vögeln umschwirrt. Ein Dorf, welches die Wahabiten fast ganz zerstört haben, steht an dem Abhang mit einem kleinen Thurm, der von den Einwohnern zur Sicherheit ihrer Feldfrüchte gegen die Einfälle der Feinde erbaut wurde.

Zwei und eine halbe Stunde von Wady Moram empfingen uns gastfreundliche Söhne der Wüste vom Stamm Tekif. In ihrer Gesellschaft bestiegen wir einen Hügel, von dessen Spitze wir Tayf erblickten. Um Mittag langten wir daselbst an, nachdem wir von den Tekif-Beduinen geleitet, eine öde Sandebene durchschritten hatten. Tayf selbst liegt in dieser Sandebene, welche etwa vier Stunden im Umfang hat und von niedrigen Bergen, Dschebel

Gazan genannt, umgeben ist. Diese sind eine untergeordnete Reihe der großen Kette, welche einige Meilen weiter östlich fortzieht und sich dann in der Ebene verliert. Tayf ist ein regelmäßiges Viereck, umschlossen von einer Mauer und einem Graben. Die Mauer hat drei Thore und wird von einigen Thürmen vertheidigt, doch ist sie viel weniger fest, als die Mauern von Dschidda, Medina und Yembo. An der Westseite ragt das Schloß empor, welches vom Scherif Galib erbaut ist. Es hat keinen andern Anspruch auf den Namen eines Schlosses, als daß es größer ist als die übrigen Gebäude in der Stadt und daß seine Mauern stärker sind. Die Häuser in der Stadt sind meistentheils klein aber gut gebaut, die Wohnstuben und Gemächer der Frauen sind im obern Stockwerk, und man sieht selten Zimmer oder Salons im Erdgeschoß, wie es in der Türkei gewöhnlich ist. Die Straßen sind breiter als in den meisten Städten des Orients, der einzige öffentliche Platz ist vor der Front des Schlosses, ein großer offener Raum, der als Marktplatz dient.

Tayf hat zwei Brunnen, welche die Stadt reichlich mit wohlschmeckendem Wasser versorgen. Berühmt aber ist es in ganz Arabien wegen der schönen Gärten. Diese liegen am Fuß der Berge, welche die Sandebene umgeben. Die unmittelbare Nachbarschaft der Stadt ist gänzlich von allem Grün entblößt, was den Aufenthalt hier so melancholisch macht. Die nächsten Gärten liegen auf der Südwestseite, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Auf dieser Seite befindet sich auch eine verlassene von der Stadt getrennte Vorstadt mit einigen Beduinenhütten und Dattelpalmen zwischen ihren Ruinen. Sie wurde lange vor dem Einfall der Wahabiten verlassen. Schakale hausen jetzt daselbst, zuweilen auch verwegene Räuber und Wegelagerer.

Am nächsten Morgen betraten wir die Straße nach Mekka. Mittags verweilten wir in einem Kaffeehause, wo sich einige Beduinen mit Schießen nach einem Ziel unterhielten. Sie trafen mehrere Male einen Piaster auf vierzig Ellen Entfernung. Kaffee und Wasser ausgenommen, kann man in diesen Hütten an der Straße nichts erhalten. Vom Kaffee aber gibt es eine reichliche Portion, die ganz heiß in einem irdenen Topfe vorgesetzt wird, welcher etwa zehn bis zwölf Tassen enthält. Man nennt diese Töpfe, in deren Mündung ein Büschel trockener Kräuter gesteckt wird, durch welche der Kaffee rinnt, Masrabe. Ein Araber trinkt oft drei Mal des Tages einen solchen Topf leer.

Nach einem kurzen Marsche von Schebad aus lag Mekka vor uns, die heilige, aller Orten gepriesene Mutterstadt des Islam, welche von den Arabern mit manchen hochtönenden Namen bezeichnet wird. Sie liegt in einem engen sandigen Thal, und die Berge, welche dieses Thal umschließen, sind kahl und baumlos. Der größte Theil der Stadt liegt in einem Thale selbst, einzelne Theile sind an dem Abhange der Hügel hinaufgebaut, wo die ersten Wohnungen der Koreischiten und die alte Stadt gewesen zu sein scheinen. Die Straßen sind ausnehmend breit, die Häuser hoch und von Steinen aufgeführt, die vielen Fenster nach der Straße verleihen ihnen ein angenehmes, fast europäisches Ansehen. Viele Häuser haben drei Stockwerke und sind grün angestrichen, was den Augen sehr wohl thut. Die Stadt ist von allen Seiten offen. Die benachbarten Hügel würden eine gute Schutzwehr abgeben, wenn sie befestigt wären. Vor Zeiten hatte Mekka drei Schutzmauern. Heut-

zutage aber ist keine mehr vorhanden. Der einzige öffentliche Platz im Innern der Stadt ist der Raum vor der großen Moschee. Weder Gärten noch Bäume gewähren Abwechslung für das Auge, die Scene wird nur während der Wallfahrtszeit durch die große Menge wohlgebauter Schuppen, welche man in jedem Quartier findet, belebt. Vier oder fünf große dem Scherif gehörende Häuser, zwei Medreses oder Collegien und die Moschee mit einigen Gebäuden und Schulen, die zu ihr gehören, ausgenommen, kann Mekka sich keiner öffentlichen Gebäude rühmen. Es ist in dieser Beziehung hier schlechter bestellt, als in irgend einer andern Stadt des Orients von gleicher Größe. Weder Khans zur Bequemlichkeit der Reisenden und zur Aufbewahrung von Kaufmannsgütern, noch prächtige Paläste, noch Moscheen, welche jedes Quartier in andern Städten zieren, sind hier vorhanden. Man kann diesen Mangel glänzender Gebäude vielleicht der Verehrung zuschreiben, welche die Bewohner für ihre Moschee haben; dies hält sie davon ab, Bauten aufzuführen, welche möglicherweise mit jenem heiligen Tempel wetteifern könnten.

Jedes Haus hat seine Terrasse, deren Boden aus Kalkstein eine kleine Neigung hat, so daß das Regenwasser durch Rinnen in die Straße hinabfließt, denn der Regen fällt hier so unregelmäßig, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, ihn, wie in Syrien, in Cisternen zu sammeln. Die Terrassen sind durch eine kleine Brustwehr den Blicken entzogen und dienen besonders den Frauen zum Aufenthalt. Die ungepflasterten Straßen verursachen im Sommer durch Staub, und in der Regenzeit durch Schmutz eine große Beschwerlichkeit. Nach einem heftigen Sturzregen sind sie kaum zu passiren, denn das Wasser hat im Innern der Stadt keinen Abfluß und bleibt so lange stehen, bis es ausgetrocknet ist. Diese Regengüsse wirken auch zerstörend auf die Gebäude, daher man nirgends eins aus älterer Zeit antrifft. Das einzige dieser Art ist der Aquädukt, welcher aus der Nähe von Arafat, sieben Stunden weit, das beste Wasser herleitet und aus der Zeit des Mohamed stammt. Derselbe ist ganz aus Stein erbaut, und die Theile, welche über der Erde erscheinen, sind mit dicken Lagen von Mörtel bedeckt. Der berühmte Brunnen von Zezem in der großen Moschee ist stark genug, die ganze Stadt zu versorgen, aber, obgleich heilig, ist das Wasser doch von schlechtem Geschmack und nicht sehr gesund. Auf zwei Plätzen erscheint das von Arafat herkommende Wasser über der Erde in kleinen Brunnen, bei welchen einige Sklaven des Scherifs aufgestellt sind, um von denjenigen Personen, welche ihre Schläuche füllen, eine kleine Abgabe einzutreiben. Zur Zeit der Wallfahrt sind diese Brunnen Tag und Nacht von Haufen Menschen umlagert, die sich zanken und streiten, um zum Wasser zu kommen, wie weiland Abraham's und Lot's Hirten. Die kleine Quelle Beit el Sab, welche unter dem Felsen hinter dem großen Palast des Scherifs hervorsickert, wird für das beste Wasser gehalten, aber ihr Vorrath ist sehr gering und wird lediglich für die Familie des Scherifs verwendet. Bettler oder schwache und dürftige Pilger ersuchen die Vorübergehenden oft um einen Trunk süßen Wassers. Sie umgeben vorzugsweise die Wasserbehälter, welche sich an jeder Ecke befinden, wo man für einen Para soviel Wasser erhält, daß man einen Krug damit füllen kann.

Am Eintritt in die Stadt, von der Seite von Dschidda her, erheben sich zwei runde, zur Vertheidigung erbaute Wachthürme, welche den Engpaß, der

hin sich hindurchwindet, beherrschen. Es scheint, als wenn hier früher ein Thor gewesen, von dem jetzt nur noch die Schwellen übrig sind. In der Nähe steht ein kleines Haus, wo die Beamten des Scherifs von den Waaren, welche nach Mekka gebracht werden, den Zoll erheben. Auch sind hier eine Reihe Schuppen und mehrere niedrige zum Theil verfallene Wohnhäuser, bekannt unter dem Namen Haret oder das Quartier El Dscheruel. Rechts umfaßt es ein Lager, in welchem die Beduinen leben, die den Waarentransport zwischen Mekka und Dschidda besorgen.

Durch die breite Straße Haret el Bab gelangt man in das Quartier Schebeika, eines der reinlichsten und trockensten der Stadt mit vielen guten Häusern. Die Hauptstraße ist mit Kaffeehäusern besetzt. Hier geht jeden Abend eine Briefpost nach Dschidda ab. Auf der westlichen Seite von Schebeika, nach den Bergen zu, ist ein großer Begräbnißplatz, in welchem Hütten und Zelte der Beduinen zerstreut liegen. Sonst wohnen in diesem Stadttheil die vornehmen und wohlhabenden Leute, welche es unter ihrer Würde halten, Wohnungen zu vermiethen, daher auch während der Wallfahrtszeit hier keine Fremde untergebracht werden. Schebeika ist das Faubourg Saint Germain von Mekka.

Eines der besten Gebäude ist das von einem Wessir Sultan Soliman II. erbaute, sehr geräumige Badehaus, das namentlich von Fremden besucht zu werden pflegt. Die eingebornen Araber sind wenig an den Gebrauch von Bädern gewöhnt, sie ziehen es vor, ihre durch ihre Religion vorgeschriebenen Waschungen in ihren Wohnungen zu verrichten. Das Bad mit einigen Nebenstraßen, die zur Moschee führen, bildet das Quartier Haret Bab el Omwa, welches von einer Menge von Führern, welche Metowef genannt werden, bewohnt wird. Auch ist es angefüllt mit türkischen Pilgern, die in dieser Gegend, nahe der Moschee, am liebsten wohnen. Hier können sie am leichtesten es vermeiden, irgend eins der vorgeschriebenen Gebete zu unterlassen. Selbst wenn sie im Schlafe gestört werden, haben sie den Tempel zur Hand, um durch ein Gebet in diesem die bösen Träume zu verscheuchen. Man sieht oft mitten in der Nacht verhüllte Gestalten nach der Moschee eilen, wo sie den Gang um die Kaaba machen, den schwarzen Stein küssen, ein kurzes Gebet sprechen, von dem Wasser aus dem Brunnen Zenzem trinken und dann wieder nach ihrem Lager zurückkehren.

Ueber einen kleinen Abhang steigt man die Straße hinab, welche der kleine Markt heißt und von dem Thor der großen Moschee Bab Ibrahim begrenzt ist. Die Häuser zu beiden Seiten dieser Straße sind niedrig und von der untern Volksklasse bewohnt. In einer langen Reihe von Buden werden allerlei Lebensmittel, besonders Korn, Butter, Datteln, verkauft; in andern Buden sind sogar Heuschrecken zum Verkauf ausgestellt, sie werden maaßweise abgegeben. Der Markt wird vorzugsweise von südarabischen Beduinen besucht, welche Holzkohlen hieher bringen. Einige arme Negerpilgrime aus Afrika wohnen in elenden Hütten und verfallenen Häusern in diesem Stadttheil, und haben hier einen Handel mit Brennholz eingerichtet, welches sie in den umliegenden Bergen sammeln.

Ein anderes Quartier, Mesfale, ist ziemlich gut gebaut und wird von Handelsleuten, die verschiedenen Beduinenstämmen angehören, bewohnt. Sie

reisen in Friedenszeiten nach Yemen, woher sie Korn, Kaffeebohnen und getrocknete Weintrauben holen. Auch manche arme Indier haben hier ein Obdach gefunden, sie vermiethen ihre Häuser an ihre Landsleute, welche während der Wallfahrt Mekka besuchen. In den verfallenen Wohnungen, eigentlich Ruinen, haben Negerpilgrime ihren temporären Aufenthalt; nur wenige leben für beständig hier. Die Weiber dieser letzteren bereiten aus Durra das berauschende Getränk Buza, welches die Leute aus den unteren Ständen außerordentlich lieben.

Die beste unter allen Straßen in Mekka ist die sogenannte lange oder große Straße, Mesa genannt; aber weil sie mit Buden und Kramladen jeder Art angefüllt ist, so ist sie auch die geräuschvollste und am meisten besuchte. Die Verkaufsläden liegen im Erdgeschoß der Häuser, vor denen eine steinerne Bank angebracht ist. Hier sitzen die Kaufleute unter dem Schatten eines einfachen Mattenzeltes. So findet man es in ganz Hedschas überall. Alle diese Häuser werden von türkischen Pilgern gemiethet. Bei der Ankunft einer Schaar Wallbrüder von Dschidda, was vier Monate des Jahrs fast jeden Morgen geschieht, wird ihr Gepäck in dieser Straße niedergelegt, dann besuchen sie die Moschee und darauf sehen sie sich nach Quartieren um. Daher trifft man die lange Mesastraße fast täglich mit neuen Ankömmlingen, Neuigkeitskrämern und Führern angefüllt. In vielen Buden, welche von europäischen und kleinasiatischen Türken gehalten werden, kann man Kleidungsstücke von verstorbenen Pilgern oder von solchen kaufen, welche aus Mangel an Geld ihre Garderobe veräußern mußten. Schöne Säbel, gute englische Uhren, schöne Exemplare des Koran, welches die werthvollsten Artikel unter dem Gepäcke eines türkischen Pilgers sind, werden beständig hier zu Kauf angeboten; Pastetenbäcker aus Konstantinopel verkaufen hier Pasteten, Confituren, Schafsbraten und Gallerte. Die zahlreichen Kaffeehäuser sind von drei Uhr Morgens bis eilf Uhr Nachts vollgepfropft. Ein ansehnliches Gebäude, welches von einem ägyptischen Sultan hier aufgeführt wurde, diente als Schule und enthielt 72 Gemächer. In mehreren derselben war eine beträchtliche Bibliothek aufgestellt, wovon jedoch nichts mehr vorhanden ist.

In der Mitte der Stadt, die einen Kreis einnimmt, dessen Durchschnitt ungefährt 4000 Fuß beträgt, erhebt sich der Tempel, dem sie ihre Berühmtheit verdankt. Die Moschee besteht aus einer unendlichen Zahl von Bauwerken jedes Zeitalters, in der Form eines ungeheuren Parallelogramms, dessen Mauern, jeder Zierde bar, mit Kalk geweißt sind. Neunzehn immer geöffnete Thore gewähren den Gläubigen steten Zutritt; auf der nördlichen Façade öffnet sich eine Gallerie nach außen, durch eine Reihe von Säulen-Arkaden unterstützt; hierher lassen sich die Kranken tragen, die unter dem Schutze der heiligen Säulengänge sterben wollen. Ueber dem Gebäude erheben sich unregelmäßig angebrachte Minarets nach der geheimnißvollen Zahl 7. Erst wenn man die Moschee betritt, erhält man eine Uebersicht über das ungeheuere Ganze. Mehr als tausend Säulen von 30 Fuß Höhe und aus dem köstlichsten Marmor gemacht, tragen mit den äußeren Mauern drei Reihen Gewölbe, gebildet von Arkaden, an denen der innere Gewölbbogen und das volle Gewölbe die ganze Uebereinstimmung unterbrechen. In diesen Gewölben, welche Tag und Nacht durch massive silberne Lampen erhellt werden, vollziehen die Gläubigen die Gebräuche der mohamedanischen Religion.

In der Mitte des Vorhofes steht der heilige Tempel der Kaaba, das älteste religiöse Monument, welches in der Welt bekannt ist, und das, wie man sagt, Abraham zum Dienste des wahren Gottes erbaut hat. Dieses Gebäude ist aus den grauen Felsen der Umgegend zusammengefügt in der Form eines Würfels von gegen 25 Fuß im Durchschnitt; ein reiches schwarzes Behänge deckt es das ganze Jahr, ausgenommen während der Tage des Ramadan. Im Innern zeigt die Kaaba einen weiten Saal, gepflastert mit köstlicher Mosaik, und an den Mauern glänzen, von dem ewigen Lichte massiver goldner Lampen erleuchtet, einige Sprüche des Korans.

Auf demselben Vorhofe gruppiren sich noch verschiedene massive Gebäude, welche als Grabstätten der verehrtesten Heiligen dienen; unter ihnen bemerkt man zur Linken der Kaaba ein viereckiges Monument, von einer Kuppel überwölbt, welches eine Quelle frischen durchsichtigen Wassers enthält. Sie ist es, welche auf die inbrünstigen Gebete Hagar's aus dem glühenden Sande hervordrang, um ihren Sohn Ismael, den Vater der Araber, zum Leben zurückzurufen. Ueber der Hauptpforte sieht man noch einen schwarzen Stein in die Mauer eingesetzt und aus derselben einige Zoll hervorragend. Dieser Marmor, der Gegenstand des ältesten Cultus, ist derjenige, zu welchem lange Zeit vor Mohamed die Araber kamen, und den sie küßten als ein köstliches Fragment des Felsens, den die Engel Abraham brachten, als er das Heiligthum der Kaaba baute. Gegen Norden windet sich das traurige Thal in der Mitte des Sandes und der Felsen hin; auf der Straße sieht man Karawanen von Pilgrimen, die nach Medina ziehen, um das Grab des Propheten zu verehren. Diese Reise gehört nicht mit zu den Verpflichtungen und ist nicht mit in dem Ritus der heiligen Wallfahrt inbegriffen.

III. Oestliches Asien.

1. Canton.

Man zählt von Macao nach Whampoa 65, von letzterem Orte nach Canton nur 9 Meilen. Am 12. Januar ging die „Bayonnaise“ abermals unter Segel. Der Himmel war blau und rein, die Luft frisch, die Sonne strahlend. Der Nordwind hatte die Nebeldünste weggefegt, welche der Mousson in dem Canal von Formosa sammelt und längs der südlichen Küsten von China anhäuft. Anfänglich waren wir genöthigt zu laviren, bis uns eine günstige Strömung erfaßte und wir in die Mündung des Schu-kiang einfahren konnten; nun segelten wir an der Insel Lin-tin vorüber, die lange der Schauplatz des Austausches chinesischer Goldbarren gegen das verderbliche Erzeugniß der Gefilde von Bahar und der Ebenen von Benares gewesen war. Bei dem Vorgebirge der Halbinsel Schuenpi verengt sich das Strombett, dessen Breite kaum noch zwei Meilen beträgt. Bevor wir die

Spitze von Schuenpi umfahren hatten, hätten wir vergessen können, daß wir uns 5000 Meilen von Europa entfernt befanden. Griechenland und die Provence zeigen dieselben langen dürren Bergketten, die zerstreuten Inselchen, denselben matten, hartblauen Himmel, denselben scharfen-Mistral, der unsere Corvette unter seinen plötzlichen Stößen niederbog. Allein sobald die Bai, welcher Admiral Anson seinen Namen gab, sich vor uns entfaltete, hatten wir eines jener seltsamen Schauspiele, welche den Reisenden in China so oft an den Raum erinnern, den er durchschritten, und die Entfernung, welche ihn von unserer Halbinsel trennt. Das chinesische Geschwader hatte unter den Forts, welche die Gipfel der Halbinsel krönen, die Anker ausgeworfen. Wenn es an historischen Zeugnissen fehlte, um den sonderbaren Geist des Stehenbleibens der chinesischen Rasse zu bestätigen, so würden die schweren Dschonken, die wir vor Augen hatten, ein hinreichender Beweis dafür sein: diese langen viereckigen Kasten, aus deren Mitte drei kaum behauene Sparren, welche eher abgestorbenen Bäumen als Masten gleichen, emporragen; das Hinterdeck mit seinen Stockwerken, wie ein Kartenhaus, auf dem der kaiserliche Drache seinen grünen Schweif ringelt. Das Vorderdeck mit scharlachrothen Brustwehren und zwei glotzenden feurigen Augen, gaben diesen unförmlichen Massen das Ansehen von Seeungeheuern. Die Anker von Eichenholz, deren einziger Haken mit den verwickelten Gewinden des gordischen Knotens an die Raaen gebunden zu sein scheint, das ungeheure Steuerruder, das in seinem weiten Hennegat mit zwei Tauen festgemacht, unter dem Kiel durchgeht, das dicke Holzgeflecht, welches statt der Segel dient, die Laternen mit ihren Glasschuppen, die Stückpforten, kaum weit genug, um die Bogenschüsse aus den plumpen Metallkanonen durchzulassen, alles überrascht an diesen seltsamen Bauten, den bleibenden Denkmalen des befremdlichen Eigensinns der Chinesen und diesen wunderlichen Proben aus der Kindheit der Schifffahrt. Die großen Handelsdschonken, welche alljährlich die Häfen von Singapore und Batavia besuchen, unterscheiden sich in nichts von diesen Kriegsdschonken. Man wundert sich, wie solche Fahrzeuge so weite Strecken zurücklegen können; aber die Natur selber kommt ihnen zu Hülfe, indem ein Mousson sie hinwegführt und ein anderer sie zurückbringt. Dieselben Zimmerleute, welche diese plumpen Archen bauen, haben die schnellen Kutter und leichten Schooner auf den Werften von Whampoa vom Stapel laufen lassen, welche den Fluß unter englischer und amerikanischer Flagge durchsegeln. Sie haben auch die Mandarinenboote gebaut, diese raschen Galeeren, welche mit vierzig Rudern die Wellen durchschneiden.

Zwischen der Spitze von Anung-hoy und den Wantong-Inseln öffnen sich die berühmten Tigerthore und die schmale Durchfahrt des Bogue di Tigre, die von drei Forts beherrscht und von 200 Schießscharten bedroht wird. Diese Durchfahrt ist kaum ein Kilometer breit. Obgleich es westlich von den Wantong-Inseln einen minder schmalen Kanal gibt, könnte dennoch ein Geschwader nicht ungestraft bei wohl gerichtetem Feuer durch diesen doppelten Engpaß gelangen. Um die Barbaren von ihren innern Gewässern fernzuhalten, meinten die Chinesen, es genüge, sie einzuschüchtern, und sie haben zu diesem Zwecke es weder an Mauerwerk, noch Geschütz fehlen lassen. Nachdem sie auf allen Berggipfeln und Hügelspitzen Batterien angelegt hatten, haben sie am Fuße der Höhen von Anung-hoy feste Mauern errichtet, deren Grundbau

von der Strömung des Flusses bespült wird. Hinter diesen mit zahlreichen Schießscharten versehenen Mauern findet sich mehr Geschütz als erforderlich wäre, um alle Flotten der Welt in Grund zu schießen; allein bei all diesen Rüstungen hat man die Untauglichkeit der chinesischen Soldaten übersehen, so daß jetzt nur der drohende Anblick der Kanonen den Feind zurückschlagen muß. Bald segelten wir an den Granitunterlagen von Anung-hoy vorüber, auf die Insel mit dem Doppelgipfel zu, der die chinesischen Schiffer an einen niedergekauerten Tiger erinnert. Bis dahin war unsere Fahrt leicht gewesen, allein wir hatten bis zu dem Ankerplatz von Whampoa noch 25 Meilen zurückzulegen. Die Gestade des Schu-kiang haben ein anderes Aussehen, die Hügelketten treten zurück und die Ufer bilden weite, mit frischem Grün bedeckte, mit Bananen eingefaßte Reisfelder. Von der Tiger-Insel bis Whampoa ziehen sich zwei Barren durch den Strom, die unser Fahrzeug nur bei der Fluth überschreiten konnte. Der chinesische Lootse, den wir zu Macao gedungen hatten, gesellte sich beim Vorüberfahren von Anung-hoy noch einen zweiten zu, der mit der Schifffahrt auf dem obern Flusse vertraut war. Diese chinesischen Lootsen sind so geschickt, ihre Vorsichtsmaßregeln so gut genommen, daß man bei der beträchtlichen Menge von Fahrzeugen seit zwei Jahrhunderten nur einen einzigen Schiffbruch auf dem Schu-kiang zählt, und zwar den eines Schiffes der ostindischen Compagnie, das an einem Felsen beim Eingang des Kanals von Whampoa zu Grunde ging. Auf den malaiischen Inseln fesseln allein der reiche glänzende Farbenschmuck, die kühnen Umrisse der Landschaften das Auge. An den chinesischen Küsten dagegen ist es nicht mehr die freie stolze Natur, welche der Reisende bewundert, sondern die menschliche Thätigkeit. Dreihundert europäische Schiffe besuchen jährlich die Rhede von Whampoa. Um diese Fahrzeuge bewegt sich auf dem Flusse und den beiden Ufern ein ganzes Volk, das nur von dem Ueberfluß der Barbaren sich ernährt. Tausende von Booten treiben sich auf den Kanälen umher, die nach allen Seiten sich in die Ländereien verlieren.

Der Ankerplatz von Whampoa ist die Rhede von Canton, und diese Stadt ist, ungeachtet der Eröffnung der Häfen im Norden, die Hauptniederlage des auswärtigen Handels von China geblieben. Der Tauschhandel beträgt ohne dem verbotenen Opiumverkehr alljährlich mehr als 140 Mill. Franken. Die englischen Fahrzeuge nehmen gewöhnlich den Eingang des Kanals ein, und ankern an den dänischen Inseln, wo auch wir anhielten. Hier, mitten unter den unzähligen Clippers, sieht man oft die breiten Countryships aus Bombay, welche durch ihren Tonnengehalt die Höhe ihres Boots und ihrer Masten keineswegs die Handelsflotten verunziert haben würden, welche ehedem die indische Compagnie in die Meere des fernsten Ostens gesandt hat. Mehr gegen Westen, unfern des Dorfes Whampoa, lassen die dem brittischen Handel bereits gefährlichen Rivalen ihre besternte Flagge wehen. Die Amerikaner haben noch nicht mehr als sechszig Schiffe zum Handel mit China bestimmt, und führen ungefähr für 50 Mill. Frcs. Waaren von dort in die Häfen der Union ein. Aber ihnen gehört die Zukunft, und alle ihre Unternehmungen zeugen von dem bewundernswerthen Zutrauen, welches die Stärke dieser Rasse ausmacht. Gegenüber von dem Ankerplatz der Amerikaner steht das werdende Arsenal, worin zahlreiche Fahrzeuge ihre Havarien ausbessern, da sie hier geeignetere Anstalten finden, als zu Macao oder Hong-kong. Der

Chinese kennt keine Hindernisse, sobald die Lockspeise des Gewinns seine Industrie anspornt.

Ungeachtet des Reizes, welchen das Schauspiel dieser Thätigkeit für uns hatte, lag Whampoa doch allzu nahe bei Canton, als daß wir länger dort verweilen mochten. Schon am folgenden Tage nach unserer Ankunft gingen wir an Bord des „Firefly", eines winzigen Steamers, der damals zweimal täglich zwischen Whampoa und Canton hin und her fuhr. Während wir rasch den Dschonkenfluß hinaufsteuerten, ließen unsere Augen nicht ab, die grünenden Reisfelder zu betrachten, welche sich an den Abhängen hinzogen, die Dörfer zwischen den Bambushecken halb versteckt, die Tempel von den breiten Aesten der Banianenfeige beschattet, die Thürme, welche in der Ferne ihre übereinander stehenden Dächer und ihre vieleckigen Gallerien erhoben. Alles verkündete schon die Nähe einer großen Stadt, eines wichtigen Mittelpunktes der Bevölkerung. So erreichten wir die Barre, welche im Jahre 1840 während des Krieges in den Ausgang des Dschunkenflusses geworfen wurde. Kaum hatten wir diese ohnmächtige Schranke und die so oft gedemüthigten Forts, welche sie vertheidigen, hinter uns, als die rothen Masten der Mandarinen-Boote, die ersten Häuser der Vorstädte, die auf Pfahlwerk stehen und gleichsam über dem Flusse hängen, die schweren an einander gereihten Dschonken, die weißen vom Winde bewegten Banner, der immer dichtere Schwarm der Tankas uns verkündeten, daß wir uns dem Hafen näherten.

Bald zeigte sich Canton unsern Blicken, nicht mehr im Schooß der dicken Mauern, welche, die Tartarenstadt umschließend, nur die Giebel der auf einander gehäuften Häuser sehen ließen, sondern sowie wir es uns geträumt hatten und wie chinesische Künstler es lieben, dies Venedig des himmlischen Reiches darzustellen. Im Hintergrunde die großartigen Gebäude der europäischen Factoreien, die Flaggenstangen der Consuln und die stolzen Flaggen Englands, Dänemarks und der Vereinigten Staaten, im Vordergrunde die Stadt der hunderttausend Boote, die schwimmende Stadt mit ihren Palastreihen, mit ihren vergoldeten Façaden und grünem zarten Gitterwerk, den langen Straßen von Hütten mit hölzernen Wänden und Bambusdächern, ein malerischer Stadttheil, blendend von Farbe, betäubend durch seinen Verkehr und sein Geräusch, feenhaft wie ein arabisches Mährchen oder eine Operndecoration. Aus dieser weiten Vorstadt, welche symmetrisch gereiht auf ihren Ankern daliegt, strömt täglich beim ersten Sonnenstrahle eine ungeheure Volksmenge hervor, welche entweder ihre Netze im Flusse auswirft oder die reichen Gefilde der Ebenen anbaut.

Unser Dampfer brach sich Bahn zwischen den Tankas, welche die Zugänge der Quais versperren, und setzte seine Passagiere an einem weiten Square ab, der mit Bäumen bepflanzt ist und in seiner Mitte die amerikanische Flagge trägt. Der Consul der Vereinigten Staaten, M. Forbes, erwartete uns am Landungsplatze und bot uns seine Gastfreundschaft an. Diese Einladung war so freimüthig, so wohlwollend, daß keiner von uns sie ausschlagen mochte, und wir verdanken ihr die freundlichsten Erinnerungen.

Die Chinesen haben sich gegen Fremde niemals freigebig gezeigt, aber besonders zu Canton ließ sie ihre mißtrauische Politik den Raum, den sie den europäischen Handelsleuten gewährten, mit karger Hand zumessen. Neun

der zehn Hectaren (1 Hectare = 200 Quadratruthen) eines sumpfigen Bodens, den man mit großen Kosten befestigen mußte, tragen die gewölbten Vorrathshäuser und die breiten Façaden der Factoreien mit zwei Stockwerken. Diese aus Granit und Backsteinen aufgeführten Gebäude sind durch Querstraßen in dreizehn verschiedene Gruppen getheilt. Zwei dieser Straßen, Old-China-Street und New-China-Street, sind mit chinesischen Kaufläden besetzt. Hier findet man die Lackarbeiten, die Porcellangeräthe, die Bronzen, das geschnitzte Elfenbein und alle die tausend Gegenstände, welche die fleißigen Hände der Arbeiter in Canton verfertigen, vom höchsten Preise bis zu fabelhafter Wohlfeilheit. Die Seidenstoffe, welche in Kiangnan fabricirt und in den Vorstädten von Canton gestickt werden, die mit vergoldeten Zeichnungen gezierten Lackwaaren sind nicht minder verlockend, als das Porcellan und die Bronzen in Old-China-Street. Hier sahen wir auch die Malereien in Wasserfarben, deren sammtner Schimmer den Flügeln des Schmetterlings entlehnt zu sein scheint. Beide Straßen, Old- und New-China-Street, sind breit, regelmäßig, mit großen Granitplatten gepflastert, auf beiden Seiten mit einstöckigen Buden eingefaßt, und werden meist nur von Europäern besucht. Wenn man sie so schweigsam und fast verödet sieht, ahnt man nicht, welch' ungeheures Gewühl sich einige Schritte von diesem friedlichen Quartier in Physic-Street umhertreibt. In dieser langen engen Gasse wimmelt es von Geschäftigen, welche zwischen den Factoreien und den Inseln der Vorstädte hin- und herströmen. In dieser Straße häuft ein erfinderischer Luxus die Mandarinenorange mit dünner carmoisinrother Schale auf, die Pampelmuse von Amoy, deren Rinde mit dem Grabstichel ausgeschnitten ist, neben den Birnen aus Schantong und den Brustbeeren aus Petschili. Hier sieht man auch weite Kufen mit lebenden Fischen aus dem Schukiany und in Rotangkörben gelbe Hunde, welche für die Tafeln der Feinschmecker bestimmt sind. Neben Katzenkeulen, die an Schnüren gereiht sind, hängen hier Viertel von Ochsen, Schöpsen und kurzbeinigen Schweinen.

Welcher Tumult, welches Durcheinander in dieser lärmendsten der lärmenden Straßen von Canton! Niemals zeigt sich eine chinesische Frau zu Fuß in Physic-Street, niemals erscheint der Knopf eines Mandarinen in diesem Menschenschwall. Die Frauen mit den kleinen Füßen und die Mandarinen haben ihre Sänften und Träger, obgleich sie nicht die einzigen sind, welche sich dieses aristokratischen Beförderungsmittels bedienen. Es gibt keinen noch so armen Rechtsgelehrten, der sich nicht manchmal in seinem Tragsessel von Bambus mit Rotangumhängen sehen läßt, und in diesem engen Käfig von zwei handfesten Kuli's getragen, alles auf seinem Wege niederwirft. Dieses Recht, die Vorübergehenden zu mißhandeln, haben aber nicht allein die hohen Würdenträger, welchen ihre Schergen voranschreiten, auch der Lastträger mit nacktem Oberleib maßt es sich an, der mit beiden Armen eine Querstange über den Schultern festhält, an deren biegsamen Enden große Körbe mit Gemüse und Fischen hängen. Bei alledem gibt es indeß keinen Streit, kein Handgemenge unter diesen Menschen, die sich drängen, drücken, stoßen, denn Geduld ist der vorherrschende Zug im chinesischen Charakter.

Berechnungen, welche auf den täglichen Reisverbrauch gegründet sind, geben die Bevölkerung von Canton auf 1,200,000 Seelen an, wovon die schwimmende Stadt allein 300,000 enthalten soll. Eine Mauer mit Zinnen,

acht bis zehn Metres hoch, umschließt den Raum, den die Mandschu-Tartaren nach eilfmonatlicher Belagerung am 24. Novbr. 1650 einnahmen. In dieser inneren Stadt residirt der Vicekönig und die Behörden der Provinz, hieher zieht sich auch Abends der reichste und angesehenste Theil der Bevölkerung zurück. Trotz des Vertrags zu Nanking (1842) ist noch immer den Fremden der Zugang zu der innern Stadt verwehrt. Wir mußten daher darauf verzichten, sie zu besuchen, und konnten nur ihre Mauern umgehen. Dies thaten wir im Geleite eines amerikanischen Missionars und brachen in der Frühe von den Factoreien auf. Zuerst ging es durch die westliche Vorstadt, dann wandten wir uns gegen Osten, um die dürren Abhänge zu überschreiten, welche im Norden der Stadt ganz mit Grabstätten besetzt sind. Von diesem Todtenfelde aus erklommen wir den Hügel, auf welchen Sir Hugh Gough am 24. Mai 1841 sein Hauptquartier verlegt hatte. Von diesem hohen Punkte sahen wir die fernen Gebirge, grüne Thäler, die zahlreichen Verzweigungen des Flusses und hübsche Dörfchen, welche in der Ebene zerstreut liegen. Gelbe Segel glitten durch die Wiesen, kräftige Kuli's schritten auf den Pfaden hin, die Tigergarden des himmlischen Reiches wandelten mit der Lanze auf der Schulter vor der Pforte der „ewigen Ruhe“ umher. Es war eine Rundsicht voll Leben und Neuheit; allein die Tartarenstadt zeigte uns hinter ihrem breiten Mauergürtel nur die hohen Gerüste, wo die Wächter in der Nacht sich aufhalten, und die Akropolis, welche die Pagode mit fünf Stockwerken und ihrem schlanken Thurme überragt. Unser Führer beeilte sich, uns dem Reiz dieses Anblicks zu entreißen.

2. Die Umgegend von Futschau-fu und Ningpo.

Das Schiff, in welchem ich mich nach dem Norden eingeschifft hatte, war jetzt bereit, in See zu gehen, mein Gepäck war an Bord gebracht und wir segelten nach Futschau-fu, der Hauptstadt der Provinz Fokien ab. Dieser Hafen war den Fremden durch den Vertrag geöffnet, hatte sich aber bisher noch wenig als Handelsplatz bewährt. Die englische Consularvertretung ist sehr verringert worden, und es ist daher nur ein einziger Kaufmann in dem Hafenorte. Die Mandarinen und das Volk überhaupt gleichen ihren Brüdern in Canton, sie sind eifersüchtig auf die Fremden, und würden es am liebsten sehen, wenn diese wieder aus ihrer Provinz vertrieben würden. Alles, was die Fremden vornehmen, wird genau überwacht und getreulich den Behörden berichtet.

Ich hatte oft von einem berühmten Buddhistischen Tempel gehört, der sich in der Nähe von Futschau-fu befindet, und ich beschloß, diesen zu besuchen. Er wird der Tempel von Kuschan genannt, und liegt im Gebirge, wenige Meilen östlich von der Stadt. Er scheint das Jerusalem dieses Theils von Asien zu sein, wohin alle guten Buddhisten zu bestimmten Zeiten des Jahres wallfahren, um zu beten und ihre Gelübde zu lösen. Als ich den Fuß des Berges erreicht hatte, ging ich durch einen geräumigen Portikus oder Thorweg und fing an emporzusteigen. Der Berg Kuschan erhebt sich volle 3000 Fuß über den Spiegel des Minflusses und der Tempel befindet sich in einer

Höhe von etwa 2000 Fuß, oder 1000 Fuß unter dem Gipfel. Ein gut gepflasterter Pfad, ungefähr 6 Fuß breit, führt bis zu dem Tempel hinauf. Wenn man diese in Windungen laufende Kunststraße hinansteigt, hat man an verschiedenen Stellen die schönste Aussicht, die man sich nur denken kann, welche hinlänglich für die Mühe des Steigens belohnt. Bald sieht man hinab, zwischen Felsen und Bäumen, in ein abgelegenes wildes Thal, wo der Boden so dürr ist, daß er selbst nicht einmal den Fleiß eines Chinesen lohnt. Wendet man sich um eine Ecke, so findet man einen jener Ruheplätze, die für die Bequemlichkeit des müden Pilgers in regelmäßigen Entfernungen angebracht sind, und wo sich eine herrliche Landschaft vor den Blicken ausbreitet. Es ist das weite fruchtbare Thal des Min, das überall von Flüssen und Canälen durchschnitten ist und von einer zahlreichen und fleißigen Bevölkerung wimmelt.

In ungefähr einer Stunde erreichte ich die Vorhalle des Tempels. Einige müssige Priester lagen auf den Stufen, die zur ersten Reihe der Gebäude führten. Sobald sie mich bemerkten, lief einer von ihnen und benachrichtigte den Superior oder Abt, der herunterkam und mich sehr höflich bewillkommnete. Ich sagte ihm, ich sei gekommen, um den Tempel zu sehen, von dem ich viel gehört hätte, und bat ihn, er möchte mich von Jemandem herumführen lassen. Ein alter Priester in einem gelben Rocke erbot sich, mir durch die verschiedenen Theile des weitläufigen Gebäudes und die übrigen Grundstücke als Führer zu dienen. Der Tempel ist nach demselben Plane, wie der in Teitung bei Ningpo gebaut. Er besteht aus drei Hauptgebäuden, die, eines hinter dem andern, an der Seite des Berges liegen; das zweite ist auf einem höhern Grunde gebaut als das erste, und ebenso das dritte wieder höher als das zweite. In rechten Winkeln mit den drei großen Gebäuden befinden sich zu beiden Seiten die Wohnungen der Priester. Die drei „kostbaren Buddhas“, der vergangene, gegenwärtige und zukünftige, die Gottheit mit vielen Armen und manche andere Bilder schmückten diese Tempel. In einem bemerkte ich mehr als hundert Kissen, auf denen die Andächtigen vor den Götzen niederknien und Lichter und Weihrauch brennen.

Nachdem ich die wichtigsten Tempel in Augenschein genommen hatte, wurde ich in die Küche und das Speisezimmer geführt. Wenn man bedenkt, daß mehr als hundert Priester hier täglich ihre Mahlzeit halten, kann man sich leicht vorstellen, daß diese Räume einen Besuch verdienen. Das Speisezimmer ist ein großes viereckiges Gebäude mit einer Menge querüber stehender Tafeln, an denen die Priester ihr frugales Mahl einnehmen. Als ich hier war, hatten sich die Priester eben zu Tische gesetzt, so daß ich Gelegenheit hatte, eine größere Anzahl derselben zusammen zu sehen als irgend jemals früher. Es war eine eigenthümliche bunte Versammlung. Viele von ihnen sahen dumm und geistlos aus, sie gehörten meist der niederen Priesterschaft an. Der Abt und die, welche die höheren Stufen bekleideten, hatten ein kluges verständiges Ansehen; alle aber waren von einer dunklen blassen Gesichtsfarbe, die ihnen sehr häßlich stand. Als ich eintrat, standen viele von ihnen von ihren Sitzen auf und luden mich höflich ein, Platz zu nehmen und von ihrem Reis zu essen. Ich dankte, lehnte aber die Einladung ab und ging weiter, um den Ort zu besehen. In der Küche werden dem Fremden als Wunder einige ungeheure Kupferkessel gezeigt, in welchen der Reis gekocht wird.

Ich wurde jetzt in die Bibliothek geführt, die eine bedeutende Sammlung religiöser Bücher enthält, welche sorgfältig unter Pressen verschlossen und anscheinend wenig gebraucht waren. Ich hatte gehört, daß sich in diesem Theile des Gebäudes eine kostbare Reliquie befinde, nichts geringeres, als ein Zahn Buddha's und andere Dinge, die den Besuchern zuweilen unter großen Ceremonien gezeigt werden. Ich bat daher den Priester, mich diese sehen zu lassen, worauf er mich in einen kleinen Seitentempel führte, wo diese Heiligthümer aufbewahrt werden. „Haben Sie etwas Geld bei sich?“ fragte der Priester mit großem Ernst. „Denn ehe das kostbare Behältniß geöffnet werden kann, muß ich auf diesem Altare Weihrauch anzünden.“ Ich gab ihm ein kleines Geldstück, sagte ihm aber, daß ich nicht zu Buddha bete und deshalb keinen Weihrauch auf dem Altare verbrennen könne, er möchte aber das Geld als eine Belohnung für seine Gefälligkeit nehmen. „Ihr betet in eurem Lande nicht zu Buddha?“ fragte er. Ich antwortete, wir thäten dies nicht. „Zu wem betet ihr denn?“ Ich zeigte aufwärts und sagte: „zu dem großen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat.“ — „O ja,“ erwiederte er, „sein Name ist Je-su, nicht wahr?“ Wie es schien, hatten die Priester Einiges von der katholischen Lehre gehört, da in diesem Theile von China sich Manche zu diesem Glauben bekehrt haben. Während dieses Gespräches hatte Einer von den Priestern zwei Lichter angezündet und verbrannte auf dem Altar einigen Weihrauch. „Nun,“ sagte er, „kommen Sie und sehen Sie sich den kostbaren Zahn an.“

Ich stieg zu dem Altar hinauf, und als die vordere Seite eines großen Kastens weggenommen wurde, erschienen die Reliquien hinter einem eisernen Gitter. Vorn lag auf einer Fläche der sogenannte Zahn, ein großes weißliches Ding von etwa sechs Zoll in's Gevierte, das mehr Aehnlichkeit mit einem Steine hatte, als mit einem Zahne. Hinter diesem war eine andere Reliquie, die mir noch merkwürdiger schien, als die erste. Es schien ein kleines Stück Krystall, in Gestalt einer kleinen Vase geschnitten, in der sich eine kleine eigenthümliche Substanz befand. Später wurde mir gesagt, daß dies nur eine Krystallflasche sei und daß die eigentliche Reliquie an der Oeffnung inwendig herabhänge. Da es aber hinter dem Gitter stand, konnte ich es nicht genauer untersuchen. „Nun,“ sagte der Priester, „sehen Sie von dieser Seite und sagen Sie mir, was Sie in der Vase erblicken.“ Ich sah von der angegebenen Seite ein Ding, das einem menschlichen Kopfe ähnlich war, dessen Augen mich anstarrten. Man sagte mir jedoch, es sei ein Gewächs, welches Buddha an der Stirn gehabt habe, und wenn jemals ein solches wieder am Kopfe eines Sterblichen erschiene, so sei es ein Zeichen, daß derselbe einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht habe und den Göttern nahe sei. „Nun wenden Sie sich nach der andern Ecke und sagen Sie mir, in welcher Farbe Ihnen die Reliquie erscheint.“ Ich that es, und das Ding, was es auch sein mochte, zeigte eine röthliche Farbe. „Ah, das ist sehr gut,“ sagte der Priester, „das ist ein gutes Zeichen, denn es erscheint in dieser Farbe nur sehr begünstigten Personen. Es erscheint verschiedenen Personen in verschiedenen Farben; aber die, welche Sie gesehen haben, ist die beste.“

Der alte Priester führte mich jetzt zu einem andern Theil der Grundstücke, um mir einen berühmten Brunnen zu zeigen. Dieser war in einem

höchst romantischen Thale, einer Bergschlucht gelegen, wie ich kaum noch eine gesehen habe. Wir stiegen auf einer steinernen Treppe hinab und gingen über eine Brücke, die von einer Seite der Schlucht zur andern führte, und befanden uns bald vor einem kleinen Tempel. An der einen Seite desselben strömte klar und hell das Wasser vom Berge herab in eine kleine Cisterne, während an der andern Seite eine Pfanne oder ein großer Kessel den ganzen Tag über am Feuer kochte, damit die Besucher dieses Ortes sich immer sogleich Thee bereiten können. Hier lagen eine Anzahl Priester herum, die, wie es schien, zu diesem Tempel gehörten. Sie empfingen mich mit der größten Artigkeit und luden mich ein, an einem Tische im Porticus Platz zu nehmen. Einer von ihnen nahm eine Tasse, füllte sie am Brunnen mit Wasser und brachte mir dasselbe, damit ich es koste. Alle priesen dessen Eigenschaften, und es war wirklich vortrefflich. Ich sagte ihnen, es sei das beste Wasser, welches ich je getrunken habe. Hierauf brachten sie mir eine Tasse Thee, die mit Wasser aus demselben Brunnen bereitet war.

Nachdem ich den Thee getrunken hatte, ging ich auf einem gepflasterten Wege, der mich rund um den Berg führte, weiter und zwischen einer Vegetation hin, die von der Hand der Natur allein gepflegt war. Die chinesische Kiefer und eine schöne Art der Tanne waren die einzigen Bäume von einiger Höhe. An den Seiten des Weges aber standen viele schöne Sträucher, unter denen sich die Azalea besonders auszeichnete. Es war Frühling und diese reizenden Blumen kamen eben zur Blüthe. Sie sind außerordentlich schön, wenn sie wild und frei, wie hier, an der Seite eines Berges wachsen und zwischen dem Gesträuch hervorschimmern oder ihre glänzenden Farben mit andern Blumen mischen und durch den Contrast noch an Schönheit gewinnen.

Endlich als ich weiter ging, kam ich an einen hohen Felsenvorsprung, wo der Gang endete und auf dessen Spitze ein Sommerhaus erbaut war. Ich ging hinein und setzte mich auf einer Bank nieder, deren hier mehrere für die Besucher aufgestellt sind. Die Aussicht, welche sich hier vor meinen Blicken entfaltete, war eine der großartigsten, die ich seit mehreren Tagen gesehen hatte. Ueber mir thürmte sich noch tausend Fuß höher als der Ort, wo ich stand, in majestätischer Größe die berühmte Spitze des Kuschan empor, unten sah ich hinab in schroffe felsige Schluchten, die an manchen Stellen kahl, an andern mit Bäumen und Sträuchern bekleidet, aber vollkommen wild waren. Erst ruhte mein Auge auf dem schönen Thale des Min, in welchem die Stadt Futschau-fu liegt. Der Fluß wimmelte von Kähnen und Dschonken, die alle geschäftig auf und ab fuhren. Die Felder waren grün und von zahlreichen Kanälen bewässert, während der Hintergrund dieses schönen Gemäldes von Bergen begrenzt war, die beinahe eben so hoch sind, wie der Kuschan; zwischen diesen kommt der Fluß hervor und zwischen ihnen verschwindet er wieder.

Entzückt über den Anblick, verweilte ich lange. Endlich erinnerten mich meine Diener, daß es Zeit sei, den Rückweg nach Futschau-fu anzutreten. Ich nahm also Abschied von den Priestern und wir stiegen die Ebene hinab. Als wir den Fuß des Berges erreichten, fanden wir unser Boot, welches auf uns wartete, und mit einer guten Fluth schaukelten wir bald zur Brücke nach Futschau-fu hinauf.

Die Stadtthore werden immer bald nach Sonnenuntergang geschlossen und die Schlüssel in das Haus eines vornehmen Mandarinen gebracht. Früher, wenn ich in der Stadt gewesen war, hatte ich mich immer beeilt, vor Einbruch der Nacht wieder hinauszukommen, denn die Thore werden hier, wenn sie einmal geschlossen sind, vor Morgen nicht wieder geöffnet. In einigen andern Städten, wie Schanghai und Ningpo, wird man, wenigstens wenn es nicht gar zu spät ist, immer gegen ein Trinkgeld von einigen Casch eingelassen.

Die Chinesen finden indeß immer einen Weg, um eine allzusehr beschränkende Vorschrift zu umgehen. Hier wußten sie auf eine ziemlich listige Art hinaus und hinein zu kommen, wobei ihnen merkwürdiger Weise die Regierungsbeamten behülflich waren, und ich zweifle nicht, daß die Behörden der Stadt selbst darum wußten.

Ich war zu meinem Freunde Campton, der in der Stadt wohnte, zu Tische eingeladen. Nachdem wir aufgestanden, begleitete mich derselbe, und wir gingen ganz gemüthlich nach dem Thore, welches wir bereits verschlossen fanden. Da die Chinesen sahen, was wir suchten, zeigten sie uns gutmüthig an die Mauer und sagten uns, wenn wir dort gingen, würden wir schon einen Weg finden, um hinauszukommen. Wir folgten ihrer Weisung und befanden uns bald an der Mauer, wo sich eine eigenthümliche lustige Scene unsern Blicken zeigte. Am Fuß der Mauer stand eine Leiter, gerade vor einer Schießscharte, durch welche eine zahlreiche Menge, wie ein Bienenschwarm auf- und abstieg. Einer von den Wächtern hatte offenbar eine reiche Erndte, da Jedermann für den Gebrauch der Leiter einige Casch bezahlen mußte. Ich folgte dem Schwarm der Chinesen und stieg auf der Leiter hinab zum großen Erstaunen der himmlischen Wächter, welche keineswegs einem Quang-yang auf diesem Wege zu begegnen erwarten mochten.

Nachdem ich noch einige Tage in Futschau-fu verweilt und mir mehrere Theepflanzen von den Bergen in der Umgegend verschafft hatte, traf ich Anstalten, nach Ningpo und Schanghai zu reisen. Hier standen mir drei Wege offen, welche ich einschlagen konnte: einer zur See, ein zweiter über Land, längs der Küste über Wantschau, und ein dritter am Min aufwärts und über das Boheagebirge. Der letztere war zwar der weiteste, denn er führte sehr nach Westen in der Richtung des weltberühmten Wuischan. Aber es war mir aus vielen Gründen wünschenswerth, dieses Gebirge zu erreichen, und ich entschied mich daher für diesen Weg.

Nachdem ich meine Geschäfte beendigt hatte, nahm ich meine Sachen und begab mich nach der Mündung des Min hinunter. Hier miethete ich ein Boot und trat meine Reise an. Wenige Meilen jenseits Futschau-fu theilt sich der Strom in zwei Arme, von denen der eine durch die Stadt fließt, während der andere eine Strecke weit eine mehr südliche Richtung verfolgt. Etwa zehn Meilen vom Meer kommen jedoch die beiden Arme wieder zusammen. Ich wählte den südlichen Weg und umging so die Stadt Futschau-fu. Wind und Fluth waren günstig, mein Boot glitt schnell den Fluß hinab, und am ersten Abend schon kam ich bis an die zweite Brücke, vier Meilen oberhalb der Stadt. Hier zogen wir das Boot in einem Winkel an's Ufer und blieben daselbst über Nacht. Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg und fuhren weiter den Strom hinauf.

Eine Menge Boote, die nach den großen Städten Suiykau, Yenpingfu und Kinning-fu unterwegs waren, welche alle am Min liegen, begleitete uns. Da ich in der Landestracht gekleidet war, nahm Niemand die geringste Notiz von mir, und ich glaubte auf dem besten Wege zu sein, den Zweck, welchen ich vor Augen hatte, zur Ausführung zu bringen.

Die Schiffer, welche ich an der Mündung des Min gemiethet hatte, wußten durchaus nicht, was ich vorhatte. Sie fingen jetzt an zu fragen, wie weit ich mit ihrem Boot zu gehen gedächte und ob ich beabsichtigte, wieder mit ihnen zurückzukehren. Ich sagte ihnen, ich hätte die Absicht, ihr Boot bis Suiykau zu benützen, einer Stadt, die etwa 240 Li von Futschau-fu entfernt liegen soll. Da schlugen sie die Hände über dem Kopf zusammen und erklärten mir, es sei ganz unmöglich, so weit zu fahren. „Gut," sagte ich, „dann will ich ein anderes Boot miethen und ihr könnt zurückkehren." Hierauf hielten sie eine Berathung, die etwa eine bis drei Minuten dauerte und zu dem Schluß führte, daß die Fahrt wirklich ausführbar sei und sie nach Suiykau zu fahren sich bereit fanden.

Bis hieher waren wir durch das Min-Thal gekommen, eine reiche, in hohem Grade fruchtbare Niederung. Haine von Pfirsichen und Pflaumenbäumen sieht man überall in der ganzen Ebene. Die süßduftende Aglaia wird überall gebaut, eine Blume, welche man unter den Taback mischt, um demselben einen angenehmeren Duft zu geben. Auch der Choranthus wird hier viel gezogen, mit welchem die feineren Theesorten durchduftet werden. Zuckerrohr und Taback sind auf allen Feldern angebaut, und neben den gewöhnlichen Gemüsen bemerkte ich eine große Menge wohlriechender Blumen, unter denen die italienische Tuberose und der Jasmin eine hervorragende Stelle einnahmen. Letzterer wird auf den Märkten verkauft, und namentlich von den Damen sehr gesucht, um das Haar damit aufzuputzen.

Als wir einige Meilen über Futschau-fu hinauskamen, schien es, als ob wir das Thal verließen, und die Landschaft begann sich zu ändern und ein ganz anderes Aussehen zu gewinnen. Die Berge reichten an manchen Stellen bis dicht an den Rand des Wassers. Manche derselben waren schroff und kahl, andere schienen fruchtbarer und waren bis ziemlich hoch hinauf an den Seiten bebaut; eine dritte Klasse war reich mit Bäumen und Sträuchern bekleidet. Die bereits genannten Fruchtbäume sah man oft auf kleinen ebenen Flecken in der Nähe der Dörfer. Von Waldbäumen bemerkte man besonders die gewöhnliche chinesische Kiefer. Die ganze Landschaft machte überhaupt einen höchst überraschenden Eindruck und belohnte mich reichlich für die Unannehmlichkeiten, welche mit der Reise verknüpft waren.

Hier wird ein bedeutender Holzhandel getrieben — dies ist der Haupthandel von Futschau-fu — und wir begegneten beständig großen Flößen, welche das Holz nach der Stadt herunterbrachten. Auf einigen derselben sah ich kleine Häuser, die zur Bequemlichkeit derer erbaut waren, welche die Flöße führten. Die Arbeit dieser Leute schien mir sehr angenehm, und wenn sie so sanft den Strom hinab und durch die romantische Landschaft dahinglitten, konnte ich sie beinahe um ihr glückliches Loos beneiden.

Die Gegend an den Ufern des Min in diesem Theile des Landes schien nicht sehr bevölkert zu sein. Außer Futschau-fu und Suiykau sah ich keine bedeutenden Städte, und selbst Dörfer und kleine Bauerhöfe waren nur selten.

Wenn ich landete, — und dies that ich jedesmal zur Zeit der Ebbe, hatte ich Gelegenheit, mir eine Ansicht von dem Charakter der Eingebornen zu bilden. Die meisten von ihnen schienen äußerst arm zu sein, aber alle waren ruhig und harmlos und sehr verschieden von denen an der Mündung des Flusses und auf den Inseln in der Nähe der Küste. Letztere namentlich sind eine gefährliche Rotte, sie leben von Diebstahl und Seeräuberei, und bieten oft selbst der Regierung Trotz.

Am Morgen des vierten Tages kamen wir in Suiykau an. Es ist eine kleine Stadt, die, wie ich glaube, nicht mehr als 5 bis 6000 Einwohner zählt. Eine für die Größe des Ortes sehr bedeutende Anzahl von Booten lag an den Ufern des Flusses vor Anker. Der hauptsächlichste Handel der Stadt scheint mit Bedürfnissen der Schiffer und Passagiere getrieben zu werden, die auf ihrem Wege in das Innere des Landes oder nach der Küste hinunter hier durchkommen.

Meine Diener wurden nun abgeschickt, ein anderes Boot zu miethen, während ich einen Spaziergang durch die Stadt und die Vorstädte machte. Nach zwei Stunden trafen wir wieder am Landungsplatze zusammen. Da die Leute aber kein Boot hatten finden können und mir die Reise in einem Tragsessel, wozu man mir rieth, zu kostspielig gekommen wäre, so kehrte ich, nachdem ich die Diener beauftragt hatte, mir aus dem Schwarzthee-Lande in der Gegend des Wuischan einige Pflanzen zu holen, nach der Mündung des Min zurück, wo ich eine portugiesische Lorcha segelfertig fand, auf der ich einen Platz nahm. Nach zwölf Tagen stieg ich bei Ningpo an's Land.

Da ich hier auf die Rückkehr meiner Diener warten mußte, so beschloß ich, den Tempel Teintung noch einmal zu besuchen, der etwa zwanzig Meilen von der Stadt im Gebirge liegt, wo ich früher schon mehrere Tage zugebracht hatte. Auf meinem Wege dorthin traf ich einen alten Freund aus Schanghai, Hrn. Wills, der sich einige Tage in den Hügeln von Teintung mit der Jagd vergnügte. Auf seinen Streifereien war er zufällig mit einer Gesellschaft chinesischer Jäger zusammengekommen, mit denen er sich zu einer gemeinschaftlichen Jagdpartie für den folgenden Tag verabredet hatte. Seine Einladung, an dieser Theil zu nehmen, nahm ich mit Vergnügen an, da ich sehr gerne sehen wollte, wie sich die Eingebornen bei solchen Gelegenheiten anstellten.

Früh am nächsten Morgen brachen wir auf und begaben uns zu dem verabredeten Rendezvous, wo die Chinesen mit ihren Flinten und Hunden bereits auf uns warteten. Die Gruppe war, wie man leicht denken kann, höchst überraschend und seltsam. Der Anführer der Meute war eines der besten Exemplare von Chinesen, die ich überhaupt gesehen habe, lang, gut gewachsen, mit einer schönen hohen Stirn und einem offenen ausdrucksvollen Gesicht. Die übrigen schienen alle auf ihn zu sehen, — er hieß Moze — und sie standen ganz unter seiner Führung. Ihre Flinten waren sämmtlich von einer und derselben Art, lang mit Luntenschlössern und sehr dünn, offenbar nicht sehr sicher, wenn sie, statt mit chinesischem, mit englischem Pulver geladen wurden. Alle, welche Flinten hatten, kamen jetzt und baten mich um etwas Pulver und Schrot, welches sie für bei weitem besser hielten als das ihrige. Sie zündeten dann die Lunten an, die sie an ihrem Arme trugen, riefen die Treiber und Hunde zusammen und brachen auf.

Es war ein lieblicher Frühlingsmorgen, und der Frühling ist wirklich reizend in diesen nördlichen Gebirgen. Der Thau lag auf dem Grase, die Vögel sangen ihr Morgenlied und die chinesischen Bauern waren bereits auf dem Felde bei ihrer Arbeit. In den Gehölzen oder am Rande des dichten und wilden Jungle waren viele derselben mit Grasschneiden beschäftigt, und diese fragten unsere Gefährten nach den Lagern der wilden Hirsche. Sie erhielten zuletzt wirklich einige genaue Angaben und beschlossen, auf einem mit Unterholz und Jungle bedeckten nahen Hügel zu treiben.

Diejenigen, welche Flinten hatten, wurden nun an verschiedenen Stellen am Saum des Holzes aufgestellt und die Treiber mit den Hunden in die Jungle geschickt. Ich hatte noch niemals chinesische Hunde jagen gesehen, und ihre Art zu jagen war mir daher höchst interessant. Sie schienen wenig oder gar keine Witterung zu haben, aber ein scharfes Auge und schnelle Füße, und ein verwundetes Thier entgeht ihnen selten. Sie sind, so abgerichtet wenigstens, wie diese es waren, tüchtige Stöber, und machen jedenfalls Lärm genug, indeß sind sie nicht einen Augenblick mit englischen Jagdhunden zu vergleichen.

Wenige Minuten, nachdem das Treiben begonnen hatte, sah man einen Hirsch über das Gesträuch springen, welches die Seite des Hügels bedeckt; ein Hund verfolgte ihn, und die Augen Aller richteten sich nach der Stelle hin und verweilten dort, wo anzunehmen war, daß das Wild aus dem Dickicht hervorkommen würde. Endlich war er in dem Bereich der Flinten unserer Jäger. Herr Wills und ein Chinese feuerten beide zu gleicher Zeit. Ein Schuß zerschmetterte das Hinterbein und die Hunde hetzten es bald nieder. Ein Dickicht nach dem andern wurde nun auf dieselbe Weise und mit verschiedenem Erfolg durchjagt, und als es Abend wurde, hatten wir durchaus keinen Grund, mit unserer Jagd unzufrieden zu sein.

Als wir nach unserm Boote müde und zum Umfallen hungrig zurückkamen, stärkten wir uns mit einem guten Mahle, kämpften unsere Schlachten in der Erinnerung noch einmal durch und lagen bald in einem tiefen, erquickenden Schlafe. Am nächsten Morgen stand ich früh auf und ging etwa fünf bis sechs Meilen durch das Gebirge nach dem Tempel Teintung. Von der Spitze des ersten Passes, wo ein kleiner Tempel und eine verfallene Pagode steht, war die Aussicht wirklich großartig. Hinter mir lag die weite, fruchtbare, von einem Netz von Flüssen und Kanälen bewässerte Ebene von Ningpo, vor mir ein stilles liebliches Thal, das scheinbar auf allen Seiten von Bergen umschlossen war. Unten im Thale breiteten sich Reisfelder aus, und an den niedern Abhängen der Hügel sah man hie und da mit Thee bebaute Strecken; über diesen aber war alles noch wild und unangebaut, von keines Menschen Hand bis jetzt berührt. Ringsum wachsen wilde Blumen in großer Menge. Die Seiten der Hügel waren ganz gelb von der chinesischen Azalea, so groß waren ihre Blüthen, so lebhaft ihre Farben. Ein anderer, bisher vielleicht noch nicht bekannter Strauch, der ebenso schön ist wie die Azalea und mit seinen Blüthenmassen vom reinsten schneeigen Weiß mit derselben wetteifert, stand hier ebenfalls in ausnehmend reicher Fülle.

Als ich den Hügel hinabstieg, kam ich bei einem anspruchslosen Tempel vorbei, der, wie das an demselben angebrachte Schild aussagte, „den verehrten

Göttern des Bodens" geweiht war. Solche kleine Tempel findet man oft an den Seiten des Weges, namentlich in der Nähe von Klöstern. Obwohl Götzentempel, zeugen sie doch von Dankbarkeit gegen das höchste Wesen für die Regenschauer, die im Frühlinge herabströmen und den durstigen Boden erquicken.

Da ich mich auf dem Wege nach dem Tempel an mehreren Stellen aufgehalten hatte, so war bereits Mittag vorbei, ehe ich dessen heiliges Gebiet erreichte. Die große metallene Glocke auf dem Glockenthurme wurde gerade geläutet und die Priester eilten in die große Halle, wo eben ihre Andacht beginnen sollte, es war die Stunde des Gebets.

Die Berge in der Nähe des Tempels sind reich bewaldet. In der That, die Priester dieser Secte scheinen die Bäume, welche neben ihren Tempeln wachsen, sehr gewissenhaft zu schonen, und tragen dadurch viel dazu bei, die Schönheit der Landschaft zu erhalten. Die größten chinesischen Kiefern, welche ich je gesehen habe, fand ich hier, außerdem prächtige Bambusgebüsche. Die Stämme dieser Bambus hatten zum Theil einen Fuß im Umfange, waren glatt, gerade und 30 bis 40 Fuß hoch. Die Arten mit rauhen Aesten, welche ich in andern Theilen der Welt gesehen habe, können mit dieser Art, die im nördlichen Klima wächst, gar nicht verglichen werden.

Das Bambus ist eines der werthvollsten Gewächse in China und wird zu allen möglichen Zwecken verwendet. Man gebraucht es zu Hüten und Schilden für die Soldaten, zu Sonnenschirmen und Schuhsohlen, zu Baugerüsten, Maaßen, Körben, Seilen, Papier, Pinselhaltern, Besen, Tragsesseln, Pfeifen, Blumenstöcken und Gitterwerk in den Gärten; mit den Spänen werden Kissen gestopft, aus den Blättern wird eine Art grober Regenmantel gemacht, dessen man sich bei nasser Witterung bedient, und welcher So=e oder Blätterkleid genannt wird. Auf dem Wasser gebraucht man es zur Verfertigung von Segeln und Decken für die Boote, zu Fischreisern und Fischkörben und Bogen; plumpe Boote oder vielmehr Flöße, Catamarans genannt, werden aus einigen fest zusammengebundenen Bambusstämmen gemacht. Beim Ackerbau wird das Bambus gebraucht, um Wasserrinnen zu bilden, in denen man das Wasser auf das Feld leitet; die berühmten Wasserräder, Pflug, Egge und anderes Wirthschaftsgeräthe werden zum Theil aus Bambus gemacht. Vortreffliche Wasserröhren werden daraus verfertigt, um das Wasser aus den Quellen von den Hügeln herabzuleiten und Häuser und Tempel in den Thälern mit reinem Wasser zu versorgen. Aus den Wurzeln schneidet man oft die wunderlichsten Figuren, und die Stengel endlich werden zu Verzierungen verarbeitet oder zu Weihrauchanzündern für die Tempel. Die Möbeln aus Ningpo, die schönsten in China, sind oft mit Figuren ausgelegt, welche Menschen, Häuser, Tempel und Pagoden vorstellen, alles aus Bambus, und welche die genauesten und treuesten Abbildungen von China und den Chinesen geben. Die jungen Schößlinge werden gekocht und gegessen und süße Gerichte davon bereitet. Eine Substanz, die man in den Knoten findet, Tabascheer genannt, wird als Medizin gebraucht. In der Theemanufactur liefert es die Rolltafeln, Trockenkörbe und Siebe, und endlich, obwohl auch das noch nicht das letzte, werden die berühmten Speisestäbchen — einer der wichtigsten Artikel im häuslichen Leben — aus Bambus verfertigt.

Obwohl der Leser es kaum glauben möchte, so muß ich ihm doch sagen, daß ich hiemit noch nicht die Hälfte von dem aufgezählt habe, wozu die Chinesen das Bambus gebrauchen. Es möchte in der That fast eben so schwer sein, zu sagen, wozu es nicht gebraucht wird, als wozu man es anwendet. Im Hause und auf den Feldern, zu Wasser und zu Lande, im Kriege und im Frieden ist es das allgemeine Bedürfniß. Beinahe das ganze Leben hindurch hat es der Chinese überall nöthig, und es verläßt ihn nicht, bis er zu seiner letzten Ruhestätte an den Abhang eines Hügels darauf getragen wird, und auch dann noch wogt es neben der Cypresse, dem Wachholder und der Pinie als Denkmal über seinem Grabe.

Im Hause des Priesters, wo ich schon einmal zugebracht hatte, fand ich zwei meiner Freunde aus Schanghai, den Hrn. Bowman und Dr. Kirk, die sich hier einlogirt hatten. Der Doctor hatte versucht, die Priester in Staunen zu setzen und zu belehren, indem er ihnen eine Heberöhre zeigte und einen ihrer Wasserkrüge damit leerte. Es ist aber schwer, einen Chinesen in Verwunderung zu setzen oder ihn zu überzeugen, daß es etwas gebe, was er nicht begreift. Der Mann sah eine oder zwei Sekunden schweigend vor sich hin und zeigte dann mit triumphirendem Lächeln auf seine Bambusröhren, die hier gebraucht werden, um das Wasser in die Häuser der Priester zu leiten. „Steigt nicht das Wasser senkrecht hier hinauf," sagte er, „und bis zu jeder Höhe, wie man es wünscht." Allerdings thut es das, nicht aber nach dem Prinzip der Heberöhre, denn die Quelle, welche diese Röhren von Bambus versorgt, lag hoch oben am Berge.

Nach einem oder zwei Tagen verließ ich den Tempel, um in Gesellschaft meiner beiden Freunde den See von Tunghoo zu besuchen. Wir mietheten Boote, segelten über den See und besahen die Ufer. Als es bekannt wurde, daß einer meiner Gefährten ein Arzt sei, kamen von allen Seiten die Kranken, Lahmen und Blinden zu uns, die sich einbildeten, daß er alle Gebrechen heilen könne. Die Ufer des Sees waren reich an Pflanzen, noch reicher an Insekten. Nach drei Tagen kehrte ich nach Ningpo zurück, meine Feiertage waren für dies Mal zu Ende, nachdem meine Diener aus dem Boheagebirge wiedergekommen waren.

---

3. Fahrt auf dem Yangtsekiang.

Am 2. Juli, gegen 11 Uhr Abends, verließ ich Macao, mit zwei andern Gefährten, welche sich der eine nach Ningpo, der andere nach Ho-nan begeben wollten. Gegen 9 Uhr Morgens landeten wir auf der Rhede von Hong-Kong. Gleich bei meiner Ankunft erkundigte ich mich nach einem Schiffe, das nach Schanghai absegeln würde; und am nämlichen Tage noch konnten wir den Preis für die Ueberfahrt festsetzen, der sich für alle drei nur auf 150 Frcs. belief. Hierauf segelten wir auf den Fahrwassern zwischen den zahllosen kleinen Inseln durch, welche an der Mündung des Flusses Kanton liegen. Von Süd-Osten begünstigte uns der Wind beständig, so daß wir alle Segel beisetzen konnten; am Morgen des 10. fuhren wir rechts an den Inseln von Schusan vorbei, und bald hernach erkannten wir an der

gelblichen Farbe des Wassers, daß wir uns in der Nähe der Mündung des Kiang befanden. Dieser stolze Fluß, welcher Yang-tse-Kiang, das ist Sohn des Oceans, genannt wird, scheint nur mit Widerwillen dem Meere seine Fluthen zuzuführen, denn weithin fließt er ungemengt durch die Meereswellen fort und behält noch lange seine schlammiggelbe Farbe bei. Hier erheischt nun die Reise die größte Vorsichtigkeit, auch darf man die Landkarte und den Compaß nicht einen Augenblick aus den Augen lassen; die Mündung des Flusses ist mit Klippen und Sandbänken besetzt, das Land ringsum liegt tief, tiefer oft, als selbst die Meeresfläche, und kann folglich nicht berücksichtigt werden, um die Richtung zu erkennen, welche das Schiff zu befolgen hat. Ohne günstigen Wind vermögen die meisten Schiffe nicht, diesem reißenden Strome zu widerstehen. Zur Rechten liegt Tsung-Ming, eine durch Anschwemmung des Flusses gebildete Insel, auf welcher weder Kieselsteine noch Felsen anzutreffen sind, und die der schnellfließende Yang-tse-Kiang noch täglich durch seinen Schlamm vergrößert.

Am Abend des 15. legte sich das Schiff bei U-sung vor Anker, zwischen mehreren englischen und amerikanischen Schiffen, welche der Opium-Handel dahin führt. Dieser Posten liegt auf einer kleinen Anhöhe, von wo aus man den Hoang-pu auf einer Seite und auf der anderen den Kiang übersieht; noch vor Kurzem vertheidigte die chinesische Artillerie denselben, von dem Ufer her; dessen ungeachtet war es den Engländern ein Leichtes, die Festung mit Bomben zu beschießen, die Schanzen wegzunehmen und die Kanonen zu vernageln, wovon noch einige, unbrauchbar und vom Rost angefressen, in den mit Gras überwachsenen Schießscharten liegen, um den Chinesen zu beweisen, daß sie unvermögend sind, den Söhnen Japhet's Widerstand zu leisten. Uebrigens ist die Aussicht angenehm: in den weiten Ebenen von Pu-tung erblickt man unermeßliche Reisfelder, Baumwollenpflanzungen und schöne von Bambusgebüsch umschattete Dörfer. Gern hätten wir das Schiff verlassen, um uns sogleich nach dem noch fünfzehn Meilen entfernten Schanghai zu begeben; aber es war schon spät, die Fluth war im Fallen und keine Fahrzeuge vorhanden, die Reisenden aufzunehmen. Am folgenden Tage, um 3 Uhr Abends, kamen wir bei den italienischen Missionaren an, die uns sehr gutherzig und mit wahrhaft brüderlicher Liebe aufnahmen. Der französische Gesandte, welcher neben den Missionaren wohnt, empfing uns auf's freundlichste und lud uns auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein.

Erst seit drei Jahren stehen die fünf Seehäfen den Europäern offen, und schon zählt Schanghai eine sehr bedeutende Anzahl englischer und amerikanischer Häuser; der Handel dehnt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit aus. Eine große Anzahl Schiffe füllen beständig den Ankerplatz an, und längs dem Gestade hin erheben sich wahre Paläste, wo die ankommenden Engländer und Amerikaner sich einer ihrem Vaterlande ganz entsprechenden Bewirthung erfreuen können. Die Fremden haben den Vortheil, am Ufer des Flusses eine Lage einzunehmen, welche höher und folglich gesunder ist, als das übrige Land; denn der Kiang-nan ist ein wahrer Sumpf, welcher dergestalt von Fröschen und Krebsen wimmelt, daß diese Wasserbewohner oft in ungeheurer Menge den unteren Stock der Häuser anfüllen. Obschon mehrere Kanäle das Land nach allen Richtungen hin durchkreuzen, so ist der Boden dennoch so sumpfig und schlammig, daß beim geringsten Regen das

eingedrungene Wasser immer wieder auf die Oberfläche zurückkommt. Da nebstdem das Land in einer unermeßlichen Ebene besteht, die gerade so tief liegt als die Wässerungskanäle, so dringt die Fluth fünfzehn Stunden weit in das Innere des Landes ein. Kommt nun ein starker Wind bei hoher Fluth, so treibt er die Wellen aus ihrem Bette und verursacht eine große Ueberschwemmung, wie dies noch vor kurzem geschah. Eine heftige Wasserhose trieb das Meer über die Ufer und das Land verschwand unter den Gewässern. In meinem Zimmer stand das Wasser zwei Schuh hoch; man fuhr in Nachen von einem Hause in das andere, und da der Boden nur wenig Festigkeit darbot, so hatte Jedermann zu befürchten, unter seiner eigenen Wohnung begraben zu werden; und wirklich stürzten auch mehrere große Magazine krachend zusammen. Nach drei Stunden zog sich das Meer zurück und hinterließ einen Theil des mitgebrachten Unraths. Soll man sich nun wundern, wenn der Kiang-nan das Grab der Europäer genannt wird? Die warme, feuchte Luft und die ungesunden Ausdünstungen der Reisfelder und der Kanäle verursachen das Fieber; ganz selten bleibt Jemand davon verschont, und doch ist das Land sehr bevölkert, sehr schön und fruchtbar. Aber diese Fruchtbarkeit rührt von eben der Ursache her, die jene Krankheiten erzeugt.

An den folgenden Tagen verreis'ten meine Begleiter, einer nach dem andern, während ich auf die Abfahrt des Schiffes wartete, um mich nach Leao-tong zu begeben. Bevor man die Anker lichtete, trug sich unter unsern Augen ein trauriges Ereigniß zu. Ein ungestümer Wind trieb die Wellen des Kiang in die Höhe und warf plötzlich ein Schiffchen um, in welchem sich fünf Personen mit einem fünf- oder sechsjährigen Kinde befanden. Die Unglücklichen, durchnäßt, verwundet und vor Kälte zitternd, flüchteten sich in unser Schiff, wo man sie nur mit Verwünschungen und bitterem Hohn überhäufte. Ganz in der Nähe wogte das kleine Fahrzeug, ihre einzige Habe, umgestürzt und den Wellen preisgegeben, und Niemand dachte daran, dasselbe zu retten; ja, sogar das angefangene Kartenspiel wurde nicht einmal unterbrochen. Wären europäische Matrosen da gewesen, diese hätten sich in die Wellen geworfen, um der Verunglückten Gut und Leben den Fluthen zu entreißen. Dieses heidnische Volk aber flieht jede Gefahr, denkt nur an sein eigenes Wohl, ohne sich um den Nebenmenschen zu bekümmern.

Am 7. August fuhren wir mit starkem Winde und ausgespannten Segeln den Kiang hinab, als sich plötzlich eine ungewöhnliche Erschütterung verspüren ließ; das Schiff stieß auf eine Klippe und das Steuerruder brach mit einem Knalle entzwei. Bald darauf nahm die Fluth ab und ließ uns auf einer unermeßlichen Sandbank zurück. Als man sich vom ersten Schrecken ein wenig erholt hatte, begannen die Schiffsleute sogleich wieder zu scherzen, zu lachen und gleich Kindern Muscheln aufzulesen. Nichts konnte sie dazu vermögen, die Stunde ihrer Mahlzeit auch nur um einen Augenblick zu ändern; der Schiffs-Capitain wie die Matrosen hatten stets einen gewaltigen Appetit, auf den weder Traurigkeit noch Unglück einwirken konnte; ein Charakterzug, der den Chinesen eigen ist. Sie leben nur für den gegenwärtigen Augenblick und denken nie an die Zukunft. Daher bekümmerte sich auch Niemand um unser Schiff, und Alle machten sich davon, um sich dem Schlaf oder dem Spiel zu ergeben. Ich blieb allein auf der Klippe zurück, wie ein

Vogel, dem der Pfeil des Jägers den Flügel gelähmt — „wie ein einsamer Sperling“. Ich sah chinesische Dschunken und auch europäische Schiffe vorüberfahren; auf die Nothzeichen aber, die ich gab, erfolgte keine Antwort. Nachdem wir sechs Stunden in dieser mißlichen Lage zugebracht, hob uns die Fluth allmählig empor, so daß wir bald darauf wieder absegeln konnten. Der unterste Raum des Schiffes wurde sorgfältig untersucht; es hatte heftig unter der Last seines ungeheuren Mastwerkes gearbeitet, doch fand man zum Glück nur einen Leck, den man leicht verstopfen konnte. Die Nacht brachten wir in einiger Entfernung von der Sandbank zu. Am andern Morgen verweigerte der Capitain, die Segel beizusetzen, unter dem Vorwande, der Wind sei nicht günstig genug, aber wirklich nur, um die Seeschäden dem Eigenthümer des Schiffes, dessen Zorn er befürchtete, zu verbergen. Mein inständiges Bitten bewog ihn doch endlich, die Anker zu lichten.

Am Morgen des 19. hatten wir endlich den Kiang verlassen und waren auf die offene See gelangt. Dort bot sich meinen Augen ein herrliches Schauspiel dar. Der Himmel war heiter, die aufgehende Sonne glänzte in den von einem sanften Winde gekräuselten Meereswellen, die weite Wasserfläche dehnte sich hochblau, wie ein schöner Sommernachtshimmel vor unsern Augen aus. Wie groß aber war mein Staunen, als ich zu beiden Seiten des Schiffes unermeßliche Streifen blutrothen Wassers erblickte! Hier glich es einem durch vergossenes Blut gerötheten Moraste, dort einem unermeßlichen, weit über den Ocean sich hindehnenden Gürtel, dessen blutige Umrisse kräftig hervorstachen und mit der blauen Farbe der Wellen, über welche wir still hinsegelten, einen grellen Contrast bildeten. Ich konnte nicht müde werden, dieses erhabene Schauspiel zu bewundern, und war nicht im Stande, mir diese Erscheinung zu erklären; auch überlasse ich es einer geübteren Feder, Aufschluß darüber zu geben. Uebrigens reichte diese Zone tief in die Gewässer hinein, denn wir durchschnitten die purpurrothen Wellen nach allen Richtungen hin.

Sechs Tage lang fuhren wir auf dem Meere. Nachdem die Seeräuber uns oft wachsam gemacht und sogar eine ganze Nacht über verfolgt hatten, zogen endlich unsere ermüdeten Schiffsleute in der Bucht von Liukuang-tao, an der östlichen Spitze von Schang-tong, die Segel ein.

---

4. Ein Ausflug nach Nanking.

Die gewöhnliche Route nach der berühmten Stadt Nanking führt durch Sutschau. Aber da viele Leser bereits hinlänglich mit diesem Theil des Weges bekannt sein dürften, der meistens zwei Tagereisen erfordert, so übergehen wir dessen Beschreibung und beginnen unsere Darstellung mit der Abreise von Sutschau. Wenn man die Mauern von Sutschau verläßt, so fährt das Boot westwärts durch die dicht bevölkerten Vorstädte, die sich fast zwei englische Meilen — von solchen ist hier immer die Rede — weit erstrecken; dann gelangt man in den großen Kanal, der nach Peking führt. Er ist gegen 150 Fuß breit und mit Booten in allen Gestalten bedeckt, welche geschäftig hin- und herfahren, von der schwerfälligen Korndschunke an bis zu

der elenden Nußschale des Bettlers. Sieben Meilen von Sutschau kommt man in ein volkreiches Dorf, in dem ein Zollgebäude sich befindet. Hier muß unser Boot eine Durchsuchung bestehen, weßhalb es unter einer Brücke durchpassirt und dann aus dem Hauptkanal in einen kleinen zur Linken hineinfährt. Ein Zollbeamter kommt an Bord, sieht überall im Boote nach, öffnet jeden Korb, jeden Kasten; da er aber nichts als das gewöhnliche Reisegepäck eines Chinesen findet, so entfernt er sich wieder, nachdem er 14 Casch für seine Bemühungen empfangen hat. Die einzige Contrebande im Boote ist seinem Scharfblick entgangen, obgleich sie ihm gerade vor Augen stand — ein leibhaftiger Fremder! Ist dies vorüber, so macht das Boot einen Umweg von einer halben Meile, um wieder in den Hauptkanal zu gelangen. Große Boote und Dschunken sind in Menge an beiden Enden des kleinen Canals sichtbar.

Wenn man einige der schön gebauten Brücken, welche nicht weit von Schanghai entfernt liegen, erblickt, die offenbar sehr alt sind, so glaubt man natürlich, dergleichen Bauwerke könnten jetzt nicht mehr aufgeführt werden. Aber man täuscht sich darin und überzeugt sich sogleich vom Gegentheil, wenn man hier eine neue Brücke wahrnimmt, welche gerade so aussieht, wie die älteren, an denen man eben vorübergekommen ist, und die doch eine Aufschrift trägt, nach der sie erst vor zehn Jahren erbaut worden.

Ungeachtet der Kanal sehr breit ist, so ist hier doch das Gedränge von Booten so dicht, daß man nur mit Mühe sich eine Bahn hindurch schafft. Endlich aber gelingt es und dann hat man für diesen Tag eine angenehme Fahrt, ohne daß es an Gesellschaft fehlt. Eine ansehnliche Hügelreihe liegt gerade vor im Süden, aber die Gestade des Kanals sind so hoch, daß man alles, was näher gelegen ist, nicht sehen kann.

27 Meilen von Sutschau liegt die volkreiche Stadt Busih. Nähert man sich dieser, so erblickt man eine große Menge Reisstroh, welches zum Brennen von Ziegelsteinen und irdenen Geschirren in zahlreichen Haufen neben den kreisrunden Brennöfen aufgeschichtet ist. Hat das Boot die Mauern der Stadt erreicht, so wendet es sich plötzlich nach der Linken und läuft in einen Graben ein, welcher sich südlich um die Stadt hinzieht. Hier hat man eine herrliche Aussicht auf den Sihsan, einen Berg, der gerade vor liegt und von dem die Stadt ihren Namen erhalten hat. An der uns zugekehrten Seite seines Fußes erhebt sich noch ein anderer, aber kleinerer, welcher mit einer Pagode von sieben Stockwerken geschmückt ist. Zu unserer Rechten erheben sich die Mauern der Stadt, zu unserer Linken dehnen sich wellenförmige Thalschluchten aus, die mit grünen Rasen und einem anmuthigen Gebüsch niedriger Fichten bedeckt sind. Hier, wie fast überall in China, begegnet unser Auge sowohl am Lande, wie auf dem Wasser einer überaus zahlreichen, geschäftig bewegten Bevölkerung. Das Boot legt am westlichen Thore an und die Schiffer steigen aus, um Proviant für die Reise zu kaufen; bald kehren sie zurück, und es geht wieder weiter in nordwestlicher Richtung, wo eine andere Hügelreihe, gerade im Süden, parallel mit dem Kanal fortläuft.

Hier gibt es eine für uns neue Methode zu sehen, mit der man Fische fängt; das Netz — sofern man es ein Netz nennen mag — sieht wie ein Korb aus, der die Gestalt eines abgestumpften Kegels hat, an beiden Enden offen, ungefähr drei Fuß hoch, anderthalb an der Spitze und vier am ent-

gegengesetzten Ende im Durchmesser breit ist. Ein Mann nimmt dies und watet damit in's Wasser, die weitere Oeffnung nach unten gekehrt. Er hält es einige Zoll hoch über dem Boden des Kanals und geht ganz langsam, bis er an eine Stelle kommt, wo er vermuthet, daß sich Fische aufhalten — vielleicht solche, die vorher schon getödtet worden — oder wo er welche neben seinen Füßen gewahrt; dann bleibt er eine Zeitlang ganz stille stehen und hält sein korbähnliches Netz bis an die Schultern empor, ohne sich zu rühren. Plötzlich drückt er es nieder und fühlt sorgfältig mit seinen Füßen nach, ob er einen Fisch gefangen hat oder nicht. Ist es ihm gelungen, eines habhaft zu werden, so ergreift er ihn mit den Händen und schleudert ihn an's Ufer.

Sehr häufig trifft man auch kleine Boote, welche mit mehreren, einen oder anderthalb Fuß langen Stäben, die horizontal vom Verdeck hinausstehen, versehen sind. Auf diesen sitzen 12 bis 20 zum Fischfang abgerichtete Cormorane. Ein Stück Bindfaden ist den Vögeln um den Hals gebunden, damit sie nicht die Fische, welche sie fangen, verschlingen können; der Fischer hatte einen dünnen Bambusstab, welcher 5 oder 6 Fuß lang ist, in der Hand, mit dem er die Cormorane in's Wasser treibt und ihnen auch wieder in das Boot hineinhilft. Der Vogel taucht unter, und wenn er dabei einen Fisch ergreift, so bringt er ihn seinem Herrn, welcher dann den Strick von seinem Hals abnimmt und ihm eine Handvoll Bohnen zum Lohn für seine Arbeit gibt. Man sieht diese merkwürdigen Vögel in großer Anzahl nahe bei „den Hügeln“, 80 Meilen westlich von Schanghai. Wir sahen, wie einer einen Fisch, der anderthalb Fuß lang war und mehrere Pfund wog, heraufbrachte; der Fischer ermuthigt sie zum Tauchen durch einen eigenthümlichen Ruf, und es ist wirklich zum Erstaunen, den Esprit de Corps zu beobachten, welchen die Cormorane an den Tag legen, wenn sie hundert und mehr miteinander fischen und allein von den wohlbekannten Stimmen ihrer Besitzer geleitet werden, die in vier oder fünf Booten nebenher schwimmen.

Viele hundert große schwerfällige Korndschunken trifft man unterwegs überall. Entweder liegen sie ruhig vor Anker neben den Städten und Flecken, oder sie treiben langsam vor ihren mächtigen fächerförmigen Bastsegeln, wenn der Wind günstig weht, dahin; ist er conträr, so werden sie von 10 bis 15 Mann fortgeschleppt.

Da der Kanal in dieser Gegend nicht von Piraten unsicher gemacht wird, so brauchen unsere Bootführer auch bei Nacht das Ruder, und bald nach Tagesanbruch erreichen wir Tschangtschau, ungefähr 30 Meilen von Busih. Auch diese Stadt ist von einer großen Mauer umgeben, und der Graben, der außerhalb dieser fließt, wimmelt von Booten und Korndschunken. Die Dörfer am Ufer des Kanals liegen nur wenige Meilen auseinander, während das Land, welches dem Kanal unmittelbar benachbart ist, flach und ohne Anhöhen ist.

Als der Tag sich neigte, gewahrten wir in der Ferne eine Pagode, ein Zeichen, daß wir uns Tanyang näherten, einer Stadt, die gleichfalls mit Mauern umgeben, groß und reich bevölkert, überhaupt den andern beiden bereits genannten ähnlich ist. Sie liegt ungefähr 30 Meilen von Tschangtschau entfernt. Am andern Morgen mit Tagesanbruch schifften wir weiter gegen Norden nach der nächsten Stadt Tschinkiangfu. Hier wird die Oberfläche des Landes uneben und hügelig; die Ufer des Kanals sind 50 bis

100 Fuß hoch und der Boden besteht aus röthlichem Thon. In den Seitenwänden dieser Ufer finden sich eine Menge kleiner Spalten, welche wahrscheinlich mit einem eisernen Werkzeuge gemacht sind, wofür die ganz anders aussehende Färbung des Bodens spricht, über den das Wasser rieselt; denn die Wassermenge, welche aus einem Spalt hervorbringt, reicht nicht hin, eine solche Rinne zu bilden. Wir begegnen einer ununterbrochenen, mehrere Meilen langen Reihe von Korndschunken, und der plumpe abgemessene Tritt der Matrosen auf dem Verdeck, wenn sie ihr schwerfälliges Fahrzeug mit Stangen fortschieben oder es mit einer an einer Winde befestigten Leine den Kanal entlang warpen, wobei sie ungefähr nach Art der Matrosen fremder Schiffe singen, bildet die Musik, mit der unsere Ohren täglich vom Morgen bis zum Abend ergötzt werden; ein gelegentliches Zwischenspiel auf einem Gong ist die einzige Unterbrechung. Es ist sehr schwierig, hier den Kanal entlang zu fahren, während die Dschunken in Bewegung sind, denn er ist hier enger als er bisher war, und das Wasser scheint niedriger als es gewöhnlich ist; doch gelangten wir endlich nach einem Dorfe auf dem halben Wege zwischen Tanyang und Tschinkiangfu. Allein da sind wir denn auch vollkommen mit unserer Wasserpartie zu Ende und müssen unsere Führer fortschicken, um uns ein Fuhrwerk zu verschaffen, denn Sänften gibt es hier nicht. Das Fuhrwerk — eigentlich eine Art Schubkarren — hat nur ein einziges Rad, aber zwei Handgriffe, sowohl vorn als hinten, daher ein Mann zieht, während ein anderer schiebt. Wenn man sich eines Theils seines chinesischen Bettes als Polster bedient, so ist die Fahrt so unbequem nicht, wie man wohl denken könnte. Denn es ist außerordentlich angenehm, die frische Luft einzuathmen und einer weiten Aussicht nach allen Seiten hin zu genießen, nachdem man auf einen Raum von 8 bis 10 Fuß im Viereck in einem chinesischen Boote fünf Tage lang beschränkt gewesen und nichts anderes als die Ufer des Kanals betrachten konnte. Welch ein herrliches Land rings umher! Die Hügel, welche den Yangtsekiang einfassen, dehnen sich weit aus nach Nordosten, andere erheben sich aus der weiten wellenförmigen Ebene in verschiedenen Richtungen; die Felder, grün vom sprossenden Weizen und Roggen, sind von einander durch Erddämme getrennt, welche drei oder vier Fuß hoch und ebenso breit sind. Wie gesund und frisch ist das Aussehen der Leute! Die Männer und Frauen arbeiten auf den Feldern, die Kinder spielen auf dem Sande vor den Häusern, welche von großen Backsteinen erbaut sind. Die Wohnungen haben ein düsteres, finsteres Aussehen, da sie nicht mit Kalk überworfen und weiß abgesetzt sind wie die in der Umgegend von Schanghai, und häufig trifft man solche, deren Mauern zum Theil von rohen, wie Backsteine gestalteten Thonstücken, die in der Sonne getrocknet werden, aufgeführt sind.

Mitunter steigt man einmal von dem Karren herunter, um den guten Leuten, die ihn fortschaffen, Ruhe zu gönnen. Man wird es nicht weniger erquickend finden, einige tausend Schritte zu Fuß zu gehen; denn das Stoßen des seltsamen Wagens ist gerade nicht so besonders angenehm, daß man nicht den Wunsch hegen sollte, bisweilen davon befreit zu werden. Nachdem der Weg für den Nachmittag zur Hälfte zurückgelegt ist, wird bei einer Theeschenke Halt gemacht, wo man eine Tasse Thee genießt und die Begleiter dasselbe thun, nur daß sie noch dazu einige chinesische Kuchen mit einer so

vortrefflichen Eier verzehren, wie man sie sich selber wünschen möchte, könnte man sich nur von der Reinlichkeit der Kuchen überzeugen. Aber über solchen Widerwillen muß man sich in China hinwegsetzen, wenn man dort reisen will, ohne Hungers zu sterben.

Dann geht es munter weiter über die lieblichen Anhöhen dieser prächtigen Landschaft, bis man sich der neun Stockwerke hohen Pagode bei Tschinkiangfu nähert. Diese große Stadt ist hinlänglich bekannt geworden durch das blutige Gefecht, das im Kriege 1841 daselbst stattfand. Ein vielverschlungener Pfad führt die Hügel hinan, welche vom Süden her die Stadt umgeben. Wenn wir eine lange, dichtbevölkerte Vorstadt durchschritten haben, gehen wir durch ein massives Thor im Süden, der Thorweg allein ist hundert Fuß und darüber lang. Unser einräderiger Karren rasselt über das Straßenpflaster, und wenn wir durch die Hauptstraße mitten in die Stadt hineingelangt sind, etwa eine oder zwei Meilen in nördlicher Richtung, so wenden wir uns links, und nachdem wir eine ungefähr noch ebenso lange Strecke zurückgelegt haben, geht es wieder zum westlichen Stadtthor hinaus, eine lange geräuschvolle Vorstadt hindurch, bis wir endlich vor einem Wirthshaus still halten. Solch ein chinesisches Hotel ist freilich nur ein düsteres schmutziges Etablissement, aber man ist doch froh, einen Platz zum Ausruhen gefunden zu haben, und der Hunger hat so vollständig über allen Widerwillen den Sieg davongetragen, daß man sich freut, eine tüchtige Abendmahlzeit von Schweinefleisch, Bohnen und Gemüse halten zu können. Auch ist man vollkommen ermüdet, daß man mit der chinesischen Matraze, alias Schubkarrenpolster, zugedeckt auf einem harten Bunde Stroh ruhig einschläft.

Tschinkiangfu liegt herrlich am Südgestade des Yangtsekiang, rings von Hügeln umgeben. Es ist vorzugsweise ein Handelsplatz, gleicht aber im allgemeinen, was die Straßen, Läden, Häuser, Tempel u. s. w. betrifft, anderen chinesischen Städten von demselben Range. Nur die Thore sind größer, weil sie doppelt sind und einander gerade gegenüber liegen.

Ein hoher steiler Hügel, den man auf steinernen Stufen hinansteigt, erhebt sich im Westen der Stadt, fast wie ein überhängendes Vorgebirge, und wenn man auf seiner Spitze steht, so hat man die dicht aneinander liegenden Dächer der Häuser zu seinen Füßen. Hier oben steht ein kleiner Tempel, von wo man der schönsten Aussicht genießt, die uns je im himmlischen Reiche vorgekommen ist. Blickt man nach Osten, so liegt die Stadt von einer schönen Hügelkette eingefaßt da, und so weit dehnen sich diese Anhöhen ostwärts, indem sie das südliche Ufer des Yangtsekiang umsäumen, bis sie sich in blauer Ferne verlieren. Zur rechten Hand gen Mittag breitet sich eine weite Landschaft aus, in welcher Anhöhen, Thäler und Ebenen miteinander abwechseln. Hier liegen Gruppen von Hütten neben Weizen-, Reis-, Baumwolle- und Gemüsefeldern, wodurch die Gegend je nach den verschiedenen Jahreszeiten ein anderes Aussehen gewinnt. Im Westen ragt eine Bergkette, welche südlich am Flusse hin dessen Lauf folgt. Gerade im Norden aber strömt der herrliche Fluß selbst, dort rollt dieser „Sohn des Oceans“ seine trüben Wellen, und hie und da ragen Felsen und Inseln aus seinem schäumenden Bette hervor. Diese Inseln sind meistens nichts anderes als öde, jäh abfallende Felsen, auf denen bisweilen einige Bäume stehen, und aus deren Spalten oder wo der Boden einigen Halt gewährt, etwas Gestrüppe

hervorsproßt. Nur ein einziger dieser Felsen, eine halbe Meile nordwestlich von der Stadt, nahe an dem südlichen Gestade, mit dem er bei niedrigem Wasserstande verbunden ist, verdient der Erwähnung: der berühmte Kinschan oder die goldene Insel, welche in chinesischen Schriften durch das ganze Reich hindurch einen hochgefeierten Namen führt; dieser Felsen ist nur einige hundert Ellen im Umkreis und überall mit Tempeln bedeckt. Eine Pagode von sieben Stockwerken, neben welcher drei verfallene kaiserliche Pavillons stehen, schmücken seinen Gipfel. Mehrere große polirte Marmortafeln, welche an verschiedenen Stellen dieser Gebäude angebracht und mit Inschriften versehen sind, werden den Besuchern als Geschenke von den Kaisern Kanghi, Kienlong u. a. m. gezeigt. Es soll sich hier auch eine große Bibliothek befinden (denn es ist ein Buddhistenkloster), von der wir aber nichts sahen, obgleich uns ein junger Priester umherführte, der eigens dazu bestimmt schien, Fremden die Merkwürdigkeiten zu zeigen, wofür er 100 Casch erhielt. Man sieht ganze Gruppen von Priestern in gelben Gewändern, welche, einer hinter dem andern her, von einem Tempel zum andern schreiten und ihre Verehrung den verschiedenen Götzenbildern beweisen. Bei jeder Nische wird man um „Weihrauch-Casch“ angegangen, nämlich aufgefordert, Weihrauchstäbe zu kaufen, welche vor diesen Götzenbildern beständig brennend erhalten werden.

Eine Meile oder zwei den Fluß hinunter am Festland, fast dem Nordthore der Stadt gegenüber, welches eine halbe Meile entfernt ist, befinden sich zwei Hügel, die mit Tempeln geschmückt und miteinander durch einen hohen, aber engen Damm verbunden sind, der oben nur drei Fuß breit ist und kaum hinlänglich Raum gewährt für einen gepflasterten Fußpfad; der äußerste dieser Hügel springt ein wenig nach dem Flusse hin vor und hat auf seinem Gipfel einen sehr niedlichen neuen viereckigen Pavillon, dessen Estrich und vier Pfeiler, die das Dach tragen, aus schön behauenem Granit bestehen. In geringer Entfernung davon liegt auf demselben Hügel eine Pagode aus Gußeisen, welche neun Stockwerke zählt und einige 40 oder 50 Fuß hoch ist. Die achteckigen Stücke, welche die Mauern bilden, bestehen ein jedes aus einem einzigen Stück Gußeisen, ebenso die horizontalen Platten, welche die Dächer der verschiedenen Stockwerke ausmachen. Das Ganze dieses merkwürdigen Gebäudes, mit Einschluß des Unterbaues und der Spitze, war in ungefähr zwanzig Stücken gegossen. Ursprünglich senkrecht, neigt die Pagode sich jetzt nicht unbedeutend nach der Südseite; sie mißt am Grunde ungefähr acht Fuß im Durchmesser und jede Seite des Octogons ist fast drei Fuß breit. Ihr Inneres ist gänzlich mit einem Gemäuer aus Backsteinen angefüllt, so daß es nicht möglich ist, sie zu ersteigen. Augenscheinlich reicht sie bis in ein hohes Alterthum hinauf, aber sie trägt keine Inschrift, nach welcher sich bestimmen ließe, wann sie gebaut worden.

Dieser und der nebenan liegende Hügel waren die Punkte, welche die Brigade des Generalmajors Schödde in der Schlacht bei Tschinkiangfu am 21. Julius 1842 eroberte, und gerade gegenüber liegt der Platz, von wo aus die nördliche Stadtmauer mit Sturmleitern erstiegen wurde. Man erkennt noch an den Reparaturen den damals zerstörten Theil der Mauer. Sieht man ostwärts an dem steilen Abhang des Hügels hinunter, so liegt dort eine anmuthige Ebene und fast gerade zu Füßen eine chinesische Batterie mit 24 Geschützen, unmittelbar an dem Ufer des Flusses. Der große Kanal

geht durch die Vorstädte im Westen und mündet in den Fluß, fast Kinschan gerade gegenüber.

Wir schifften uns auf einem Boote auf dem Yangtsekiang nach Nanking ein. Da wir aber durch conträre Winde zwei Tage lang hingehalten wurden, ohne daß es den Anschein hatte, als werde sich das Wetter zu unsern Gunsten ändern, so entschlossen wir uns zur Reise über Land und beauftragten unsern Führer, Esel zu miethen. Weil es ihm aber nicht gelang, uns diese Thiere zu verschaffen, so ließen wir ihn wieder einen einräderigen Wagen auftreiben. Nach kurzer Zeit brachte er einen solchen, und wir traten mit diesem Weiterbeförderungsmittel zum zweiten Male unsere Reise an, auf welche wir, da die Entfernung 60 bis 70 engl. Meilen betrug, zwei Tage zu verwenden gedachten.

Unser Weg führte an einer Hügelreihe an der Südseite des Flusses entlang, der fast überall noch eine oder zwei Meilen von uns entfernt war und den wir beinahe nirgends erblicken konnten. Eine niedrige fruchtbare Ebene nahm den Raum zwischen unserem Wege und dem Flusse ein; in der Regenzeit steht sie unter Wasser. Diese Ebene zur Rechten und die hohen steilen Hügel zur Linken bildeten einen anmuthigen Contrast in der freundlichen Landschaft. Aber was uns am meisten erfreute, war der von Zeit zu Zeit sich wiederholende Anblick eines schönen Baches mit klarem kühlem Wasser, welches aus den Felsenschluchten hervorsprudelte, und hat man nichts anderes, so genügt die hohle Hand, um einen erquickenden Trunk zu kosten, wie man ihn vielleicht seit Jahren entbehrt hat. Die Hügel sind meistens kahl, nur einige sind mit einer zwergartigen Fichte bewachsen, deren Holz die Eingebornen zu Brennmaterial gebrauchen. Die Bevölkerung ist hier weniger dicht als wir sie sonst sahen, doch trifft man häufig Dörfer und Gehöfte, und jedesmal in einem Zwischenraum von wenigen Meilen liegt eine kleine Theeschenke im Dorf, wo unser Reisekarren anhält und wir uns regaliren können. Es ist auch in der That ganz angenehm, nach einer Fahrt im offenen Schubwagen und unter den sengenden Strahlen der Sonne eine Tasse Thee zu schlürfen und ein wenig zu ruhen. Halbwegs wird Nachtquartier genommen; das Dorfwirthshaus sieht zwar nichts weniger als einladend aus, auch das Schlafzimmer nicht, denn nachdem man durch eine Reihe dunkler Zimmer sich hindurchgedrängt hat, wird man im dunkelsten und unheimlichsten von allen untergebracht. Hier liegt eine Strohmatte auf dem Boden, die als Bett dienen soll, Spinngewebe bilden die Bettvorhänge, Spinnen, Tausendfüße u. dgl. Ungeziefer mehr sind Stubengenossen.

Bei Anbruch des Tages freut man sich, wenn man nach solchem Nachtlager seine Reise wieder fortsetzen kann. Mit unserem Führer besteigen wir unsern Karren, der nicht, wie der oben beschriebene, vorn und hinten mit Handgriffen versehen ist. Ein doppelter Strick ist an das Kreuzholz, welches vorn vor dem Rade sitzt, befestigt, und an diesem zieht ein Mann, indem er den Strick über seine Schultern gelegt hat, während sein Gefährte hinten den Karren mit den Händen fortschiebt. Der Weg ist nicht so anmuthig als der, den wir gestern kamen, und unser Führer beschreibt die Stöße unseres einräderigen Wagens mit den Tönen „Hwung lung tung! Hwung lung tung!“ und so ist es wirklich. Die Straße entfernt sich immer mehr von dem Flusse, der sich von hier nordwärts wendet. Etwa 25 Meilen vor Nanking geht es

dem ununterbrochen bergauf und bergab, über Hügel und durch Thäler den ganzen übrigen Theil des Weges.

In einem dieser Thäler liegen die Ruinen eines von dem Kaiser Kienlung gebauten Sommerpalastes; dieser bestand aus einer Anzahl einstöckiger Gebäude, zwischen denen geräumige Höfe und kleinere Gebäude an den Seiten lagen. Man kann sich noch durch die übriggebliebenen Trümmer von dem durchdachten und einheitlichen Charakter des Werkes überzeugen, aber sich nicht recht vorstellen, daß die Anlage einmal hübsch gewesen sei und jetzt hat sie durchaus nichts Anziehendes mehr. Derselbe Kaiser hat auch eine vier bis sechs Fuß breite Straße aus gehauenen Steinen von dem Palaste bis zur Hauptstadt, also auf einer Strecke von 20 Meilen, anlegen lassen, die aber jetzt so wenig unterhalten ist, daß sie viel weniger gangbar ist, als ein gewöhnlicher Fußsteig. Das Stoßen auf den Steinen ist so entsetzlich, daß man sich freut, vom Karren absteigen und zu Fuß gehen zu können.

Wegen der unebenen Oberfläche dieser Gegenden gibt es hier keine Kanäle, sondern der Transport der Producte und Waaren geschieht mit Pferden, Maulthieren und Eseln. Man begegnet diesen nützlichen Thieren beständig in großer Anzahl und staunt über die großen Lasten, welche sie tragen können. Die Menge von hölzernen Fässern, mit denen sie, als wären es Körbe, bepackt sind, worin Branntwein enthalten ist, beweist, daß starke Getränke hier ebensowohl wie anderswo in der Welt ein sehr gangbarer Artikel sind. Einräderige Karren sind deßhalb fast ausschließlich die gebräuchlichen Fuhrwerke, viele Leute reisen damit, selten nur begegnet man Sänften. Frauen, die auf Eseln reiten, sitzen ebenso wie Männer im Sattel.

Etwa zehn Meilen noch von Nanking entfernt, erblickt man schon den weitberühmten Porcellanthurm von dem Gipfel eines der Hügel, und dann sieht man ihn hin und wieder, bis man die Stadt erreicht. In kürzeren Zwischenräumen trifft man Dörfer; die Bevölkerung ist zahlreicher und man gewahrt mehr Thätigkeit unter ihr, Gedenktafeln und Thorwege finden sich häufig. Der gepflasterte Fußpfad erweitert sich von nun an zu einer, einige 30 Fuß breiten Landstraße, und so geht es ungefähr eine Meile fort, bis zu einem der im Osten der Stadt gelegenen Thore, welches Tschausangnum heißt. Von einem Hügel, über den die Straße führt, sieht man in etwa einer Meile Entfernung zur rechten Hand gegen Norden eine Mauer, welche mehrere wie Tempel aussehende große Gebäude umschließt. Dies ist der in den meisten Reisebeschreibungen als „Gräber der Könige“ beschriebene Platz. Aber nach den glaubwürdigsten Nachrichten, welche wir in Erfahrung bringen konnten, ist es nur das Mausoleum eines einzigen Kaisers, des Ersten der Ming-Dynastie, Taitsu, welcher vor ungefähr 500 Jahren lebte. Eine halbkreisförmige Allee, welche sich um den Fuß eines kleinen Hügels herumwindet, führt nach dem Begräbnißorte, und an dem entfernteren Ende dieser Allee stehen zwei kolossale, aus Stein gehauene Elephanten einander gegenüber. Weiterhin sind andere Steinfiguren, Löwen, Hunde, Pferde, Thorhüter in langen Gewändern und tartarische Soldaten paarweise in regelmäßigen Zwischenräumen aufgestellt. Die Mauer, welche das Ganze umzieht, ist etwa 14 Fuß hoch und umgibt einen mehrere Morgen großen Raum, auf dem sich drei umfangreiche, durch geräumige, drei- bis vierhundert Quadratfuße große Höfe getrennte Gebäude erheben. Das erste scheint eine Eintritts-

halle zu sein, das zweite ist die große kaiserliche Halle, in deren Mitte ein viereckiges, aus leichtem Holzwerk aufgeführtes Zimmer sich befindet, worin die Gedächtnißtafel des entschlafenen Kaisers aufgehängt ist. Diese Halle ist 200 Fuß lang und 100 Fuß breit. Ihr Dach, welches nach außen aus gelb glasirten Ziegelsteinen besteht und mit sehr sorgfältig ausgeführter Malerei im Innern verziert ist, wird von sechsunddreißig hölzernen Säulen getragen, welche ungefähr 40 Fuß hoch, unten fast 3 Fuß im Durchmesser und oben etwas weniger dick sind. Jede dieser Säulen ist ein einziger Fichtenstamm. Der Fußboden ist mit polirten Marmorfliesen ausgelegt, wovon jede 2 Fuß im Quadrat mißt, und die das durch die Austerschalen ähnlichen Fenster an der Front der Halle hereingelassene Licht blendend zurückwerfen. Das dritte Gebäude ist lediglich aus festem Kalkstein aufgemauert und 150 Quadratfuß groß. Es steht am Fuß eines Hügels, auf welchem sich unmittelbar hinter einander drei kegelförmige, künstlich aufgeführte Erdaufwürfe befinden; in einem derselben sollen die Gebeine des Kaisers niedergelegt sein. Der Weg, welcher zu diesen Todtenhügeln führt, ist ein schön gewölbter, sanft ansteigender Gang, welcher aus Mauerwerk besteht; er ist etwa 15 Fuß weit und 20 Fuß hoch. An den Seitenwänden sind Versteinerungen, welche durch das durch die Spalten der Kalksteine, aus denen der Gang erbaut ist, dringende Wasser gebildet worden, und von der Decke hangen kleine Stalaktiten herab. Man ersteigt die Außenseite dieses Gemäuers auf steinernen Stufen, und 50 bis 60 Fuß über dem Erdboden liegt eine mit Rasen bedeckte Terrasse, auf welcher sich ein kleineres Gemäuer erhebt, durch das drei kleinere, mit dem Tunnel unten parallel laufende Bogengänge führen, von welchen man nach den Todtenhügeln im Hintergrunde und der kaiserlichen Halle in der Fronte sehen kann. Diese Gebäude sind von dreifachen Terrassen, die mit schön behauenen Steinen gepflastert sind, eingefaßt; jede Terrasse ist von einem sorgsam gearbeiteten Steingeländer umschlossen und drei Treppen führen hinauf. Dies Mausoleum gewährt noch jetzt, obwohl es schon etwas baufällig ist, ein prachtvolles Ansehen, und man muß sagen, daß es ein angemessener Begräbnißplatz für den Beherrscher eines so ungeheuren Reiches ist. Es heißt Hwanglin, d. h. Kaiserwald.

Die Stadt Nanking ist gegenwärtig von einer 50 Fuß hohen Mauer umgeben und hat dreißig Thore; sie liegt auf dem früher von der älteren Stadt, welche achtzehn Thore hatte, eingenommenen Raume. Man gewahrt die Reste der Mauern der letzteren noch an einigen Stellen, an andern ist alles daran verschwunden. Weit um die Stadt, wie sie gegenwärtig ist, umher dehnen sich Ebenen, welche mit Aeckern und Gemüsefeldern bedeckt sind; die mehr hügeligen Gegenden in der Nachbarschaft bieten den Pferden, Maulthieren, Eseln, Rindern, Schafen und Ziegen eine willkommene Weide. Die Thore der Stadt sind in ihren Dimensionen etwas von einander verschieden; die schönsten sind 30 bis 40 Fuß hoch und 20 Fuß weit, und die bogenförmigen Eingänge sind 100 und noch mehr Fuß lang. An der Stelle, wo wir die Stadt betraten, waren vier solcher Thorwege, alle in gerader Linie und etwa 200 Fuß auseinander. Der Epheu hatte sich die Mauern hinaufgeschlungen und hing in schönen Guirlanden um die Bogenwölbung. Das Fundament dieser Mauern bestand bei den Thoren aus ursprünglich weißem, jetzt aber gelblichbraunem Marmor, der mit Basreliefs verziert war;

dieses vierfache Thor ist das Tschaujangmun, das in das Tartarenquartier der Stadt führt. Hier finden sich mehrere schöne, fast 40 Fuß breite Straßen, welche in der Mitte einen acht Fuß breiten, mit wohlbehauenen blauen und weißen Marmorblöcken gepflasterten Weg, und zu beiden Seiten desselben ein etwa 15 Fuß breites mit Ziegelsteinen gepflastertes Trottoir besitzen. Man trifft hier zweiräderige Wagen, welche ebenso groß sind als die in Europa und Amerika, und diesen auch im Allgemeinen ähnlich sehen, aber sehr roh gearbeitet sind und nur von einem Ochsen, der in einer Deichsel geht, gezogen werden; mitunter sind sie mit Waaren beladen, mitunter auch sitzen Frauen und Kinder darauf, die nach dem Markte wollen oder daher kommen.

Die Vorderseite des ehemaligen Kaiserpalastes liegt uns zugekehrt, aber kaum ist noch eine Spur davon übrig, und der Raum, wo er stand, wird nur noch von einigen einstöckigen, dunkeln schmutzigen Wohngebäuden eingenommen. Außer dem Porcellanthurm und dem Taitsu-Mausoleum gibt es in der ganzen Stadt kein irgendwie ausgezeichnetes Gebäude, sei es Tempel, Kaufladen oder Wohnhaus. Viele Straßen sind selbst enger als in andern chinesischen Städten, nur in dem Mandschuquartier, wo wenig oder gar kein Geschäftsverkehr stattfindet und die Bevölkerung verhältnißmäßig gering ist, sind sie etwas reinlicher als anderswo. Aber in den geräuschvollen, dichtbewohnten Theilen der Stadt herrscht durchaus derselbe Schmutz, wie man ihn überall in chinesischen Städten antrifft.

Es gibt hier natürlicherweise mehr öffentliche Gebäude als in irgend einer andern Stadt im Süden von Peking. Man kann sie an den zwei hohen Pfählen, welche einen viereckigen hölzernen Rahmen an der Spitze haben, erkennen. Diese stehen dem Eingange gegenüber und sind mit einem gemalten Drachen verziert; eine Menge Soldaten, Polizeidiener und andere Müssiggänger stehen an den Thoren.

Das bei weitem Interessanteste und Merkwürdigste in Nanking ist übrigens der Porcellanthurm, der in der ganzen Welt bekannt und berühmt ist. Er ward 1413 von dem dritten Kaiser der Ming-Dynastie, Yungloh, erbaut. Man findet in den Schulgeographiebüchern aller civilisirten Nationen Abbildungen von diesem Thurm, und viele von uns erinnern sich wohl noch, wie sie bei dem Worte „Porcellan" an eine milchweiße Farbe dachten. Doch ist diese Vorstellung ganz unrichtig, denn nur wenig ist an dem Thurme weiß, vielmehr ist grün die vorherrschende Farbe, denn alle gewölbten Ziegel der vorspringenden Dächer sind grün, während das Holzwerk, welches die Dächer stützt, größtentheils nach dem eigenthümlichen architektonischen Geschmack der Chinesen ganz sonderbar gearbeitet und mit allen möglichen Farben bemalt ist. Der Haupttheil des Gebäudes, das, wodurch es recht eigentlich getragen wird, ist von großen gut gebrannten Ziegelsteinen erbaut, die an ihrer äußern Fläche roth, gelb, grün und weiß sind. Diese Ziegel, ebenso wie die Dachziegel, sind von einem feinen Thon und trefflich glasirt, so daß der Thurm einen herrlichen Anblick gewährt, der noch erhöht wird, wenn das Licht der Sonne sich darauf abspiegelt. Er hat neun Stockwerke und ist 260 Fuß (engl.) hoch. An der Basis mißt er über 300 Fuß im Umfange, und jede Seite seiner achteckigen Gestalt ist ungefähr 40 Fuß lang. Alle übrigen Stockwerke, außer dem untersten, sind inwendig viereckig, während sie nach außen eine achteckige Gestalt haben. An jeder Seite ist ein gewölbter

Eingang, in welchem man stehen und die Landschaft rings umher überschauen kann; jedoch hindert uns ein hölzernes Gitter, die Gallerien zu betreten, welche keine Balustraden haben. Die inwendigen Mauern jedes Stockwerks sind von schwarzpolirten, einen Quadratfuß großen Ziegelsteinen aufgeführt, auf jedem dieser Steine ist ein reich vergoldetes Bild des Buddha in Basrelief. Nach durchschnittlicher Schätzung befinden sich in jedem Stockwerk mehr als zweihundert dieser Bilder, was im Ganzen eine Menge von etwa zweitausend gibt. Eine steile Treppe führt auf einer Seite des viereckigen innern Raums aus jedem Stockwerk in das darüber gelegene, und auf dieser kann man die Spitze erreichen, von welcher man eine herrliche Rundsicht genießt. Die ganze Stadt Nanking liegt gegen Norden, aber es sieht aus wie zu unsern Füßen; ein prächtiges Amphitheater von Hügeln zeigt sich so weit das Auge reicht, doch sind dieselben nicht so hoch, daß sie die Aussicht beschränken; endlich drei bis vier Meilen gegen Norden gewahrt man den stolzen Yangtsekiang, von dem ein Kanal nach der Stadt fließt und diese umströmt.

Ein schöner geräumiger mit gelbglasirten Ziegeln gedeckter und mit vergoldeten Götzenbildern angefüllter Tempel steht am Fuße dieser Pagode und innerhalb deren ausgedehnter Einfriedigung. Hier kauften wir von einem Priester einen chinesischen Holzschnitt des Thurms und eine kurze Beschreibung seiner Erbauung, aus der wir noch einiges uns mitzutheilen erlauben, da es weniger bekannt sein dürfte.

Kaiser Yungloh, der sich für die Liebe seiner Mutter dankbar beweisen wollte, fing im zehnten Jahre seiner Regierung, im sechsten Monate und am fünfzehnten Tage um Mittag mit der Erbauung des Thurmes an. Im sechsten Jahre des Kaisers Sientuh ward der Bau vollendet, am ersten Tage des achten Monats, nachdem man neunzehn Jahre daran gearbeitet hatte. Der Befehl, den der Kaiser einem seiner Minister, dem Wong-titah, dem Minister für öffentliche Arbeiten, ertheilte, lautete dahin, einen Thurm nach einer Zeichnung zu bauen, die der Kaiser selbst entworfen hatte und ihm übergab. Er sollte neun Stockwerke hoch und von glasirten Backsteinen und Ziegeln von fünf verschiedenen Farben aufgeführt werden, überdies höher als alle übrigen Thürme sein, um dadurch die Tugend der kaiserlichen Mutter weit und breit zu verkünden. Seine Höhe sollte 30 Tschang 9 Fuß 4 Zoll und 9 Zehntheile eines Zolles betragen. Der Knopf auf seiner Spitze ist aus gelblichem Metall und so stark vergoldet, daß er niemals dunkel wird, sondern immer glänzend bleibt. Von seinen acht spitzigen Kanten gehen ebenso viele eiserne Ketten nach den acht Ecken des obersten Daches, und an jeder Kette hängen neun Glöckchen in gleichen Zwischenräumen herab. Außer diesen trägt jedes Dach an seinen acht vorspringenden Spitzen Glocken, der Thurm also im Ganzen 144. An der äußern Seite jedes Stockwerkes sind 16 Laternen, 128 in allem, angebracht, dazu im Innern 12, welches also 140 ausmacht. Es werden 64 Catties Oel erfordert, diese Lampen zu füllen, und wenn sie angezündet sind, scheint ihr Licht durch „die dreiunddreißig Himmel“, erleuchtet die Herzen der Menschen, der guten wie der bösen, und entfernt menschliches Unglück für immer. An der Spitze des höchsten Daches sind zwei metallene Gefäße angebracht, welche zusammen 900 Catties wiegen, und ein metallenes Becken von 450 Catties Gewicht. Das Grundstück, welches zu der Pagode gehört und worauf noch einige andere Tempel und Wohnungen

stehen, mißt 9 Li und 33 Schritte im Umfang. Wie der Thurm einmal vom Kaiser Yungloh geschmückt ward, so wird er jetzt Hunderte von Generationen hindurch dauern, ein Denkmal zur Belohnung der Liebe, welches Myriaden Jahre fortbesteht. Deshalb ist sein Name Pauganſz, das heißt Pagode zum Lohn der Liebe, und eine Inschrift auf einer Tafel im Innern nennt ihn „die erste Pagode“. Er hat 2,485,484 Taels Silber gekostet. — Die Spitze des Thurms wird von neun eisernen Ringen umgeben, der größte hat einen Umfang von 63, der kleinste von 24 Fuß, alle zusammen wiegen 3600 Catties. In den Knopf auf der Spitze sind niedergelegt: eine bei Nacht glänzende Perle, eine andere, die das Wasser, eine dritte, welche das Feuer, eine vierte, die den Wind, eine fünfte, die den Staub ferne hält; ferner ein Goldklumpen, der 40 Taels wiegt, ein Picul Theeblätter, 1000 Taels Silber, 100 Catties Operment, ein kostbarer Edelstein, 1000 Bänder mit Cash, welche den Stempel des Kaisers Yungloh tragen, zwei Stücke gelber Seide und vier Abschriften buddhistischer Classiker.

Im fünften Jahre des Kaisers Kiaking von der gegenwärtigen Dynastie am fünfzehnten Tage des fünften Monats trieb der Gott des Donners Morgens bei Anbruch des Tages giftige Reptile nach dieser Pagode, und sogleich wurde sie an drei Seiten beschädigt. Die Macht des Donnergottes war sehr groß, aber Buddha's Hülfsmittel waren unermeßlich, weshalb das ganze Gebäude nicht zerstört wurde. Die beiden höchsten Mandarinen in Nanking und Sutschau, Tsungtoh und Futai mit Namen, benachrichtigten den Kaiser von dem Unfall und baten ihn, den Schaden ausbessern zu lassen. Im siebenten Jahre seiner Regierung am sechsten Tage des zweiten Monats wurde mit der Ausbesserung begonnen, und am zweiten Tage des sechsten Monats desselben Jahrs war sie vollendet. Das Gebäude war dadurch wieder so gut wie neu geworden.

So lautet die Erzählung der Chinesen über diesen merkwürdigen Bau, und wenn man um eine Ecke eines der großen Tempel innerhalb der geräumigen Einfriedigung herumkommt und mit einem Male das ganze Gebäude erblickt, so übertrifft seine Schönheit und Größe bei weitem unsere kühnsten Erwartungen. Doch das Interessanteste von allem ist, daß der Porcellanthurm wirklich ein Denkmal kindlicher Liebe ist — ein großartiger Zoll der Dankbarkeit eines Sohnes für die Liebe seiner Mutter.

Die Lutschu-Inseln.

Gegen Anfang August hatten wir allen Grund, uns mit den Vorbereitungen zur Abfahrt zu beschäftigen. Seit einigen Tagen erstreckte der Südwest-Musson seinen Einfluß auch bis zur Insel Guam, einer der Ladronen, wo wir vor Anker lagen. In der Bai war indeß noch nichts zu verspüren, und es herrschte eine gewitterlose Stille, die nur manchmal durch einen heftigen Windstoß oder durch wechselnde flüchtige Brisen unterbrochen wurde; aber gegen Abend hin ließ ein dichter Dunstschleier deutlich erkennen, daß der Hauch der Passatwinde, durch Gegenwind aufgehoben, den Meridian der Marianen nicht mehr überschritt. Mit der Windstille trat auch große Hitze

ein; indeß hatten seit einigen Tagen die gewöhnlichen Ostwinde wieder ihren Zug genommen, und kein Sturm war zu fürchten. Am 9. Aug. verließen wir, eine günstige Brise benützend, den Ankerplatz, um auf der äußern Rhede abzuwarten, bis unsere Rechnungen mit den Lieferanten der Corvette abgeschlossen waren. Die Nacht war sehr stürmisch, und als wir bei Tagesanbruch unter Segel gehen wollten, verhüllte dichter Nebel den Himmel; heftige Windstöße folgten sich ohne Aufhören und die See ging so hohl, daß unsere Ausfahrt durch den südlichen Kanal nicht ohne Gefahr bewerkstelligt werden konnte. Sobald wir die Spitze Orote umfahren hatten, flog unser Fahrzeug rasch dahin, und ließ die lange Kette von Riffen, das brüllende Gestade, die tiefe geräumige Bai weit hinter sich. Bald sahen wir die Ufer von Guam im Nebel verschwimmen, während des Barometers rasches Sinken uns einen Sturm verkündete. Aber auf offener See hatten wir nichts von ihm zu befürchten. Nach einer Nacht voll Windstöße und Donnerschläge erwachte die Natur wie erschöpft; leichter Nebel umzog die Kämme der Wogen, und erst nach einigen Tagen wurde die Luft wieder völlig heiter und das Wellengetümmel legte sich. Eine laue Brise aus Südost trieb uns gemächlich den Lutschu-Inseln zu, welche wir besuchen wollten, bevor wir uns nach Manilla begaben.

Am 25. August um 10 Uhr Morgens erblickten wir Land. Die Küste zeigte sich in Gestalt von zwei niedrigen Inseln, von denen wir nur vier bis fünf Stunden entfernt zu sein schienen. Es war dies eine Täuschung der äußerst durchsichtigen Atmosphäre, denn die beiden Inseln waren die länglichen Hochflächen, welche die südliche Spitze der großen Ukinja überragen, von der wir mindestens noch 12 Stunden entfernt waren. Die Windstille, welche eintrat, verhinderte uns vor Sonnenuntergang das Land näher zu rekognosciren, während der Nacht trieb uns die Strömung weiter nordwärts, und das erste Frühlicht zeigte uns deutlich die Umrisse der Insel, die wir Abends zuvor kaum unterscheiden konnten. Der Wind wurde nun günstiger, und wir kamen dem Lande immer näher. Rechts hin dehnte sich die große Ukinja, eine lange, nicht sehr steile Hügelreihe. Ihre höchsten Gipfel, Tags zuvor durch die Luftspiegelnng erhöht, ließen sich kaum mehr von ihren Umgebungen unterscheiden. Auf der andern Seite des Kanals boten die Amakerrima eine Gruppe schwarzgrüner Inselchen mit scharfen steilen Abhängen dar. Der westlichen Küste, auf der sich die Stadt Napa erhebt, und der Fluß Napakiang ausmündet, darf man sich nur mit Vorsicht nähern. Ein ungeheures Plateau von Madreporen dehnt sich mehrere Meilen vom Ufer hin, und erhebt sich so schroff vom Meeresgrunde, daß das Senkblei dem Schiffer ohne Vortheil ist. Unzählige Fischer beschäftigen sich, sobald Ebbe eintritt, mit nackten Beinen diese weiten Korallengefilde auszubeuten, und Muscheln in Fülle, manchmal auch Perlmuscheln, zu sammeln. Als die Bayonnaise, unsere Corvette, von einer frischen Brise getrieben, sich rasch der Küste näherte, erhob sich die Südspitze der großen Ukinja schwärzlich und zerrissen aus den Wellen; aber da, wo die letzten Felsen in die Fluthen tauchten, erblickten wir die seltsamste Fata-Morgana, die wir je gesehen; über dem Wasserspiegel, der mit dem Horizonte zusammenfloß, zeigte sich ein Volksgewimmel in unbestimmten dunkeln Gestalten, an denen besonders die großen spitzen Hüte zu unterscheiden waren, welche theils in der Luft zu

schweben, und theils im Wasser zu schwimmen schienen; dieses Schattenspiel wurde durch die Muschelsucher erzeugt, und benachrichtigte uns von der Nähe der gefürchteten Felsspitze, welche von Kapitän Basil Hall Table-Hill benannt wurde.

Es war Abends 3 Uhr, der Wind beförderte uns beständig, und wir hatten Hoffnung noch vor Sonnenuntergang die Rhede von Napa zu erreichen, ein tiefes und sicheres Bassin, zu welchem ein Kranz von Riffen, die an drei Orten durchbrochen sind, gegen Norden, Süden und Westen, Einlaß gewährt. Schon zeigten sich die beiden flachen Inseln, welchen man vorüberfahren muß, und die sich quer über den Kanal erstrecken, der zu dem Hafen von Un-ting führt, als unsere Segel von der Brise verlassen, plötzlich schlaff niedersanken. Mehr von der Strömung als dem schwachen Windhauche vorwärts getrieben, verzichteten wir darauf, an dem folgenden Tage das Einlaufen in den Hafen zu versuchen, und warfen vier oder fünf Meilen von der Küste die Anker aus.

Am folgenden Tage gingen wir an's Land, um die Insel näher kennen zu lernen. Als wir uns gegen 9 Uhr der Stadt Schui zuwandten, hatten die Bewohner von Tumai sich längs des Wegs aufgestellt, und verfolgten uns, auf Matten gelagert, mit ihren großen Augen voll furchtsamer Neugierde. Unter Greisen, Kindern, Männern von jedem Alter, war indeß keine einzige Frau zu sehen. Die Vornehmen (samouraïs) unterschieden sich durch die silberne Haarnadel von den Leuten aus dem Volke (hiacouchos), welche nur eine kupferne trugen. Indem wir am Meeresufer hingingen, das von schönen Bäumen beschattet war, gelangten wir bald auf die Straße von Schui, die einen großartigen Anblick darbietet. An den Stellen, wo auf diesem breiten Wege das Pflaster von großen vulkanischen Platten aufhört, ist der Boden festgestampft, und bildet mit seinem Steingeschläge eine nicht minder feste Bahn. In China, dem Lande der Fußsteige, gibt es nichts, was dieser Römerstraße ähnlich wäre. Ihre Entstehung soll aus der blühendsten Zeit der Lutschu-Inseln herstammen, und in der That erscheint diese prächtige Straßenanlage beinahe als ein unnützer Aufwand in einem Lande, wo es keine anderen Fuhrwerke gibt als Palankine, die von Menschen getragen werden. Leider sind die steilen Hügelabhänge nicht umgangen, und es kostete uns große Anstrengung, in der brennenden Sommerhitze die Hauptstadt zu erreichen.

Nur der Anblick der reizenden Landschaft, ihrer sanftgeschwungenen Umrisse, der wohlangebauten, von Baumgruppen unterbrochenen Gelände, ließen uns unsere Mühsal vergessen, indem wir uns stets auf's Neue an der herrlichen Umgebung erfrischten. Die Hügel sind alle mit Tannen und Lärchen gekrönt; in den terrassirten Thälern wird Reis und Taro gebaut. Die höher gelegenen minder feuchten Felder tragen Zuckerrohr und süße Bataten. Die große Ukinja liegt zwischen dem 26sten und 27sten nördlichen Breitengrade. Hier, wie zu Teneriffa, hat die Natur alle Erzeugnisse der gemäßigten Himmelsstriche und der Tropenländer vereinigt. Die Cocospalme ausgenommen, die sich nicht über den 20sten Grad erstreckt, finden sich hier alle übrigen Palmenarten; neben den Bäumen, die nur in ewigem Sonnenschein zu gedeihen vermögen, wachsen Nadelhölzer, welche den Frösten des rauhen Nordens Trotz bieten. Endlich, nachdem wir den letzten Abhang erstiegen hatten, traten

wir durch drei Siegesbogen in die Stadt ein, welche gegen Mitte des 15ten Jahrhunderts zu Ehren dreier Könige errichtet worden waren, welche ehedem die Insel beherrschten, zur Zeit als die ukinianischen Dschunken beträchtlichen Handel mit China, Japan und der malayischen Halbinsel betrieben. Alle öffentlichen Denkmäler zu Schui stammen aus jener Zeit der Wohlfahrt her, und verdanken ihr diesen Stempel von Festigkeit und Großartigkeit, welcher gewöhnlich den Bauwerken der mongolischen Völker mangelt.

In der Stadt herrschte eine völlige Einsamkeit. Wir kamen durch breite gerade Straßen, die indeß nicht von jenen langen Budenreihen und Krämerauslagen unter freiem Himmel belebt wurden, welche die Gassen von Canton mit Geräusch und Emsigkeit erfüllen. Sämmtliche Häuser, meistens im Hintergrunde eines Hofes erbaut, waren durch eine Umfassung dunkler Mauern dem Anblick verborgen. Alle Einwohner schienen die Stadt verlassen zu haben, bevor sie der Fuß der Fremden verunreinigte. Wenn wir bei der Wendung einer Straße irgend einem Mann aus dem Volke begegneten, der mit seiner Feldflasche von der Arbeit heimkehrte, so sahen wir ihn sich abwenden und entfliehen, wie vor einem reißenden Thiere. Wir hatten verlangt, nicht von der Polizei begleitet zu werden, indem wir hofften, unsern Weg dadurch freier und anziehender zu machen; allein der für uns unsichtbare Bambusstab der Diener der Gerechtigkeit schwebte darum nicht minder über den Schultern dieser armen Leute, und erklärte deutlich diesen plötzlichen Abscheu, den unser friedlicher Anblick durchaus nicht rechtfertigen konnte.

Nachdem wir einige Zeit in diesen verödeten Stadttheilen umhergeirrt waren, setzten wir uns in den Schatten einer ungeheuren Banianenfeige an den Mauern des Palastes, worin sich an diesem unheilvollen Tage der junge bebende Monarch von Lutschu eingeschlossen hatte. Die Residenz, welche mehr als eine Meile im Umfang hat, ist eine wahre Citadelle, deren pelasgische Mauern, ohne Mörtel aus ungeheuren Lavablöcken ineinandergefügt, an die cyklopischen Bauwerke Griechenlands erinnern. Von dem Palaste selber konnten wir nur die Dächer erblicken. Das dumpfe Schweigen, welches die Stadt so trübselig machte, herrschte auch im Schooße der königlichen Behausung, in deren Nähe nicht ein Laut, nicht ein äußeres Zeichen das Dasein lebender Wesen verkündeten. Nur von einer halben Stunde zur andern hoben unsichtbare Hände eine kleine weißliche Flamme in die Höhe, welche von einer Flaggenstange herab den Bewohnern von Schui das einförmige Vorschreiten des Tages verkündete. Die Zeit, zwischen Aufgang und Niedergang der Sonne, wird durch die Ukinier in sechs Theile geschieden. Die Dauer dieser langen Stunden wechselt nach den Jahreszeiten. Diese Ungleichheit ist indeß in der Nähe der Tropenländer minder fühlbar, als unter höhern Breiten. Das Gehölz, an dessen Rande wir gelagert waren, erstreckte sich längs des Abhangs eines Hügels, der von dem Königspalaste, wie von einer Akropolis, gekrönt ist.

Der Wald mit seinen Schattengewölben war prachtvoll, ohne Gestrüpp und Unterholz, geschaffen zum Nachdenken und zur Erfrischung. Indem wir unter diesem kühlen Laubdache hingingen, gelangten wir bald an die große Pagode der Insel, den Tempel, wo die Bonzen vor dem Altare Schaka's, des Buddha der Tibetaner, des Feo der Chinesen, die geweihten Stäbchen verbrennen, die von Lhassa oder Peking gebracht werden.

Die Ukinier zeigen für ihre Tempel ebenso wenig Ehrerbietung wie die Chinesen. Wir durften daher beim Besuch dieses Buddhatempels nicht befürchten, ein religiöses Gefühl zu verwunden, das wir außerdem geachtet haben würden. Auch die Bonzen waren dem Beispiel der Einwohner von Schui gefolgt, und wir fanden ihr Kloster völlig verlassen. Ohne irgend eine Störung konnten wir die engen Zellen in ihrem Innern besehen, das seltsam geschnitzte Sparrwerk der Pagode bewundern, und bis in das Heiligthum eindringen. Und dennoch, als wir den Fuß auf die Stufen des Altars setzten, und mit kühner Hand die Weihgefäße betasteten, welche die Bonzen selber zum gemeinsten Gebrauche benützen, war es uns als begingen wir eine Profanation.

Die Pagode von Schui wird von Bonzen bedient, welche nur von Wurzeln leben, das Haupt abscheeren, und deren Regel in mehr als einer Beziehung den klösterlichen Gemeinschaften gleicht. Diese Mönche haben nicht den mindesten politischen Einfluß. Ihre Unwissenheit, ihr ärmliches Aeußere, ihr bettelhaftes Wesen, scheint sie sogar desjenigen Ansehens beraubt zu haben, das in jedem andern Lande das Volk denen zukommen läßt, die sich der Zurückgezogenheit und dem Gebete weihen. Auch der buddhistische Gottesdienst hat nichts Verlockendes für die Ukinier. Der einzige beliebte Cultus ist der ihrer Ahnen. Jede Familie bewahrt sorgfältig ein Täfelchen auf, in welches die Namen ihrer verstorbenen Verwandten eingegraben sind. Gar oft werden diese hingeschiedenen Seelen durch Weihen und Opfer auf diese Erde zurückbeschworen; sie weilen alsdann auf diesen Täfelchen, welche die Hand der Bonzen beschrieben hat, und diese werden in weit größerer Verehrung gehalten als die Götzenbilder, welche ein abergläubischer Cultus um das große Bild des Buddha geschaart hat.

Wir verließen die Pagode durch eine weite Vorhalle, welche von zwei scheußlichen steinernen Riesen mit wildem Blick und verzerrtem Munde, wahren Höllenhunden mit menschlichem Antlitz, gehütet wird. Wir stiegen die große Treppe hinab, welche gewöhnlich nur von dem Gefolge des Königs betreten wird, und wendeten uns dann links über den Marktplatz von Schui nach einem zauberisch schönen See, dessen tiefes klares Wasser die Mauern des Palastes bespült. Da wir die Rhede von Napa noch diesen Abend verlassen wollten, beschleunigten wir unsere Schritte querfeldein zwischen Hibiskus- und Bambushecken nach dem Dorfe Tumai, von wo wir unserm Landungsplatze zueilten und uns auf die Corvette begaben. In weniger als einer Viertelstunde waren die Anker gelichtet und die Segel ausgespannt. Zwei Kähne mit Rindvieh waren uns gefolgt. Wir sandten sie stolz zurück und zwangen den Beamten, welcher diese Flotille befehligte, 27 spanische Piaster auf für die Lebensmittel, welche schon des Morgens an Bord geliefert worden waren, ungefähr der vierfache Werth dessen, was uns verabfolgt worden war.

Eine frische Nordost-Brise schwellte unsere Segel, und bald hatten wir die letzte Spitze der großen Ukinja *) hinter uns, die im Nebelduft verschwamm.

*) Ukinja, englisch: Uchena, auch Groß-Lutschu genannt.

IV. Mittel-Asien.

1. Die Sungarische Kirgisensteppe.

Gegen Abend des 26. Juli konnte ich endlich Semipalatinsk verlassen, nachdem ich die nöthigen Bescheinigungen von den Behörden erhalten hatte. Bei der Ueberfahrt steht ein kleines Militair-Commando unter Anführung eines Unteroffiziers, ohne dessen Bewilligung kein Fahrzeug vom Ufer stoßen darf. Der Fährstelle gegenüber, am linken Ufer des Irtisch, stehen einige kleine Gebäude, wo die Kaufleute besonders diejenigen Waaren niederlegen, welche zum Handel mit den Kirgisen bestimmt sind. Auch halten sich hier immer einige Kirgisen in ihren Filzjurten auf, welche zu den ärmsten und schmutzigsten ihres Volks gehören.

Ich hatte mein Gepäck unter Begleitung meiner Kosaken schon am Mittag vorausgeschickt. Anfangs konnte ich die Leute nicht wieder finden. Doch gelang es mir mit Hülfe eines Kirgisen, sie hatten sich der bessern Weide wegen an einem andern Platze, als bestimmt war, niedergelassen. In unserm Lager herrschte die größte Thätigkeit. Zwei Kosaken waren ausgezogen, um die Küche mit Wild zu versorgen, bald kehrten sie mit einigen erlegten Enten heim. Unsere Pferde standen auf einer kleinen Halbinsel des Irtisch, einer ebenso guten als sicheren Weide, wo zwei andere Kosacken sie bewachten. Ich eilte die Gegend zu besehen, ehe die Dunkelheit einbrach. Das Ufer des Flusses ist hier 30 bis 40 Fuß hoch, meistens sehr abschüssig, und besteht aus aufgeschwemmtem Thonboden, der auf Kalk ruht, und nur sparsam mit Pflanzen bewachsen ist. Die Steppe landeinwärts ist dürrer Sandboden, stellenweise mit Salzpflanzen besetzt. Im Westen und Osten ragen in ziemlicher Entfernung mäßig hohe Bergketten, die sich gegen Norden und Süden hinziehen, im Süden, in sehr weiter Ferne, zeigt sich eine Hügelreihe.

Noch wähnte ich mich nur halb getrennt von Semipalatinsk, denn noch konnte ich immer die Festung und die Stadt deutlich übersehen, das Gebell der Hunde, das Rasseln der Trommeln vernehmen. Aber schon morgen sollte ich Gegenden durchziehen, wo ich nicht mehr von den Gesetzen beschützt, mich auf mein kleines Häufchen verlassen mußte, und dem Angriff roher Nomaden ausgesetzt war. Dazu waren die Nachrichten über kürzlich zwischen Russen und Kirgisen vorgefallene Gefechte beunruhigend; indeß meine Kosaken hatten guten Muth, waren einig und willig.

Gegen Mitternacht weckte uns ein heftiges Gewitter, fortwährend von heftigem Regen begleitet. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, wie meinem Haupthaar plötzlich ein elektrisches Feuer entströmte. Dies dauerte eine Weile, bis ein heftiger Blitz sowohl diese Erscheinung als auch das Gewitter beendigte. Ein feiner Regen hielt jedoch bis zum Morgen an, und als wir erwachten, fanden wir uns gänzlich durchnäßt.

Um halb acht Uhr verließen wir unser Lager, schlugen einen kleinen Weg, fast genau nach Süden ein, und durchstreiften eine sehr dürre Steppe,

die hin und wieder von sehr flachen, meistens aus reinem Quarz bestehenden Hügeln durchzogen, und an sehr vielen Stellen salzhaltig und mit Salzpflanzen vorherrschend bedeckt war. Gegen Mittag erreichten wir eine mit salzigem Wasser angefüllte Stelle, und nach einigen Stunden das ganz trockene Bette des Flüßchens Turunga, das von der niedrigen Bergreihe Arkalyki entspringt, und etwas unterhalb Semipalatinsk in den Irtisch mündet. Im Frühling ist dies Flüßchen wasserreich genug. Jetzt verfolgten wir es mehr als eine Stunde, ehe wir eine Grube erreichten, in der wir Wasser fanden, das aber hart und zusammenziehend, wenn auch nicht salzig schmeckte. Hier übernachteten wir nach einem Tagemarsch von 34 Werst, wovon wir je eine in einer Stunde durch eine an Thieren arme Gegend zurückgelegt hatten. Zwar erblickten wir einzelne Saigi (Antilopen), die aber sehr scheu unsern Jägern entflohen. Auch einer Springmaus (Dipus) gelang es, seine Höhle zu erreichen, aus der wir sie nicht heraustreiben konnten. Eine große Heerde Staare zog an uns vorbei am Irtisch; selbst Insekten waren nur sparsam, ausgenommen Mücken und Bremsen, welche uns und unsern Pferden sehr lästig wurden.

Am folgenden Tag setzten wir unsern Weg nach 7 Uhr Morgens fort. Etwa 5 Werst von unserem Nachtlager kamen wir wieder an das Bette des Turunga, wo zu meiner Verwunderung einige schöne Schwarzpappeln wuchsen. Auch hielten sich hier viele den Kibitzen ähnliche Vögel auf, von denen ich einige erlegte. Weiter gelangten wir zu ganz niedrigen Hügeln, die aus schiefrigem Kalkstein bestanden. Drei bis vier Werst jenseits dieser Hügel fanden wir am Fuße der Arkalykiberge mehrere Brunnen und eine Quelle mit sehr schönem Wasser. Da unsere Pferde von der Hitze und dem Wege sehr ermüdet waren, so ward beschlossen hier einige Stunden zu ruhen und unser Mittagsmahl einzunehmen, was aus drei nicht großen Vögeln bestand, uns indeß um so besser schmeckte, da wir am gestrigen Tage nur von Zwieback und klarem Wasser gelebt hatten. Wir fanden hier deutliche Spuren, daß im Winter die Kirgisen diese Gegend bewohnen. Auch war ziemlich viel Heu gemacht, dessen schlechte Beschaffenheit aber die Unkunde der Mäher verrieth, obwohl die Wiesen mit dem herrlichsten Graswuchs bedeckt waren.

Bis jetzt waren wir über den Steppenboden ohne Weg und Steg gefahren, den ı den gestern eine Zeitlang verfolgten Pfad hatten wir bald wieder verlassen, da er ganz nach Westen abbog. Nun aber mußte der Karawanenweg nach Kuldschi, Tschegutschack und Ssemijärsk aufgesucht werden, um über die Arkalyki-Berge zu kommen. Deshalb wurden zwei Kosaken nach Westen abgeschickt, die sich bald überzeugten, daß der gesuchte Weg weiter nach Osten liegen müsse. Wir schlugen daher eine östliche Richtung ein, und zogen am Fuß der Berge hin, bis wir am Abend spät unser Nachtlager an einer guten Quelle, in der Nähe mehrerer Kirgisengräber, einnahmen, von denen drei ziemlich gut und hoch aus rohen Steinen mit Lehm aufgemauert waren. Unsere Jäger erlegten auch eine Saiga, und wir hatten nun fortan täglich frisches Antilopenfleisch, was etwas grobfaserig und nach Moschus schmeckend, doch sehr gute kräftige Suppe lieferte.

Am 28. Juli Morgens besuchte ich die Umgegend. Die Hügel in der Nähe waren kaum 100 Fuß hoch, in der Ferne erhoben sich höhere Berge. Die Abhänge sind meistens steil, häufig mit Erde bedeckt, seltner sieht man

schroffe, nackte Felsen, die aus porphyrartigen Grauwacken bestehen und nur mäßig mit Pflanzen besetzt sind. Als wir um halb neun Uhr weiter zogen, gelangten wir nach etwa 5 Werst an den Karawanenweg, der in einem schönen Thal süd=süd=östlich durch die Arkalyki=Berge führte. Am Ende des Thals, das gegen drei Werst lang ist, lag eine schöne Quelle mit vortrefflichem Wasser, umgeben von grasreichen Wiesen. Nachdem wir die Berge überschritten, gelangten wir wieder in eine Steppe, welche jedoch weniger eben ist als die nördlich der Hügelreihe, sondern mehr wellenförmig sich ausbreitet, theils steinigt, theils mit Lehmboden und vielen Salzstellen. In einiger Entfernung von der Quelle stießen wir auf eine von Tschegutschak heimkehrende Karawane. Es waren vier beladene Kameele und zwanzig Telegen, nebst einigen Kaufleuten aus Semipalatinsk 2c. Ihre Hauptladung war Daba, eine Art Baumwollenzeug und Merluschki (Lämmerfelle). Von diesen Leuten erfuhren wir, daß wir 5 Werst weiter einige gute Brunnen finden würden, dann aber 30 Werst bis zur nächsten Wasserstelle zurückzulegen hätten. Wir waren demnach genöthigt, jene Brunnen aufzusuchen, um dort unsern Pferden einige Ruhe zu gönnen. Diese Brunnen liegen in einer salzreichen Ebene, und nur in einigen fand sich ein ziemlich reines, wenig gesalzenes Wasser, in den übrigen war es schlecht und ungenießbar. Acht Werst weiter kamen wir zu großen Salzseen, welche bei anhaltender Dürre ganz austrocknen, und eine blendend weiße, etwa zolldicke Salzschicht bilden sollen. Jetzt waren sie reichlich angefüllt und mit Enten bevölkert, die davonflogen, als sie uns gewahrten. Bis spät zum Abend zogen wir durch eine einförmige, pflanzenarme, etwas wellige, nur von Saigi bewohnte Steppe.

Unserer sehr ermüdeten Pferde wegen, konnten wir am folgenden Tag erst um Mittag aufbrechen, daher ich die Umgegend unseres Lagers zu durchstreifen hinlänglich Zeit hatte. Wir befanden uns in einem flachen Thal, links vom Wege, an einer Quelle mit süßem guten Wasser, obgleich der Boden des ganzen Thals mit schwefelsaurem Natron durchzogen ist. Die flachen Hügel der Umgegend bestehen aus Hornsteinporphyr und tragen spärlich Pflanzen. Endlich konnten wir unser Lager verlassen. Unter fortwährendem Regen zogen wir süd=süd=westlich weiter, die den Arkalyki=Bergen ganz ähnliche Hügelkette Kuschumbet lag östlich in einiger Entfernung. Vor uns dehnte sich eine wellige Steppe, Saigi und einzelne Trappen streiften hie und da vorüber, dann ward die Gegend wieder mehr hügelig, und gegen 5 Uhr verließen wir diese Hügel und kamen in ein Thal, das uns von dem Arkat=Berge, den ich hier zum ersten Mal sah, trennte. Dieser Berg nimmt sich in der Ferne sehr schön aus, indem sein steiler, schroffer, zerrissener Gipfel ganz das Aussehen alter Burgruinen, halbverfallener Mauern, mit Schornstein versehener Gebäude darbietet, und in der Dämmerung meint man, die Mauern einer Festung mit hervorragenden Häusern zu erblicken. Etwa 6 Werst weiter fanden wir am Fuß eines kleinen, mit Brombeersträuchen bedeckten Hügels, einige Brunnen, wo wir zu übernachten genöthigt waren, obwohl das Wasser schlecht und die Nacht noch fern war. Denn vor uns breitete sich ein weites dürres Thal, und erst am Fuß des gegenüber liegenden Gebirges war wieder Wasser anzutreffen.

Ein sehr dichter Nebel umhüllte uns am nächsten Morgen, und erst nach 7 Uhr verzog er sich. Es war überall aufgeschwemmter Thonboden, worauf



Die Sungarische Kirgisensteppe.

wir uns befanden, mit schwefelsaurem Natron und Kochsalz untermischt. Der etwas höher gelegene Boden war trocken und mit gemeinen Pflanzen bedeckt. Um unser Lager dehnte sich eine feuchte, mitunter sumpfige Wiese, weiterhin lagen zwei kleine Salzseen, an deren Ufern ich eine Menge seltener schöner Salzpflanzen sammelte.

Um 10 Uhr zogen wir weiter und näherten uns, indem wir durch eine hin und wieder hügelige Steppe marschirten, immer mehr den Arkatbergen, deren Hauptspitze wir jedoch nicht erreichten. Als wir die Kette überstiegen hatten, begegnete uns ein Abenteuer, welches unserer ganzen Reise beinahe ein unwillkommenes Ende bereitet hätte. Wir bogen eben in ein enges, von mäßigen Bergreihen gebildetes Thal, als ich viele Kirgisen zu Pferde den Berg rechter Hand erklimmen sah, die, sobald sie uns erblickten, umkehrten und auf uns losstürzten. Leider hatten sich drei Kosaken beim Verfolgen von uns entfernt, und ich befand mich blos mit meinen beiden Dienern und einem Kosaken bei den Gepäckwagen. Es währte nicht lange, so waren wir von mehr denn 40 Kirgisen umringt, von denen einige mit Lanzen, andere mit Knitteln und langen Stangen bewaffnet waren. Der Eine hatte sogar einen alten schlechten Säbel, den er kampfbegierig hin- und herschwenkte. Ohne uns anzugreifen, drängten sie sich um uns herum und ritten mit uns weiter, indem sie sich erkundigten, woher wir kämen, wohin unsere Reise gerichtet sei u. dgl. mehr. Zugleich zeigten sie sich begierig nach Taback, und um Zeit zu gewinnen, befahl ich einem meiner Leute, ihnen etwas Taback auszutheilen. Noch zögerten sie uns feindselig zu begegnen, und obwohl einige von ihnen sehr kampflustig schienen und drohende Bewegungen mit ihren Waffen machten, so fanden sich doch auch einige ältere Leute im Zuge, welche die Feindseligkeiten verhinderten. In dieser üblen Lage sah ich endlich einen unserer Kosaken heransprengen. Dies machte auf die Kirgisen offenbar Eindruck, und sie wurden ruhiger. Bald erblickten wir auch die beiden andern Kosaken, allein ehe sich diese noch mit uns vereinigt hatten, erschien am andern Ende des Thals ein zweiter Kirgisenhaufe, von etwa 60 Mann stark, der gleichfalls auf uns zueilte. Wir hatten inzwischen einen kleinen Bach erreicht, und ich befahl hier anzuhalten, die Pferde auszuspannen und aus unsern vier Wagen eine Art Verschanzung zu bilden, sowie unsere Waffen in Stand zu setzen. Bald war auch der zweite Haufe angelangt, bei dem sich der Anführer dieser nun über 100 Mann starken Bande befand. Ich ließ diesem sagen, wir seien von der russischen Regierung abgesandt, die Gegend zu untersuchen; würden sie uns anzugreifen wagen, so würden wir nicht ermangeln, auf sie zu feuern, und falls wir überwältigt werden sollten, würde ihre Unthat nicht ungestraft bleiben. Diese Erklärung und unser Vertheidigungssystem schienen nicht ganz unwirksam zu bleiben. Dennoch hegte der Anführer Bedenklichkeiten, setzte Mißtrauen in meine Erklärung und meinte, wir seien nur Abenteurer, die er am besten thäte einzufangen und nach Semipalatinsk abzuliefern. Nachdem ich ihm aber mehrere Papiere mit großen Siegeln vorgezeigt hatte, ward er höflicher, und versprach uns unbehelligt ziehen zu lassen. Er erzählte, ihr Lager sei von andern Kirgisen überfallen und beraubt worden, sie seien ausgezogen, um die Räuber einzuholen und hätten jetzt zwei Tage ohne Nahrung zubringen müssen. Deshalb bäte er mich, ihm einige Lebensmittel zu geben. Um den Frieden zu befestigen, ließ ich ihm eine Saiga,

etwas Zwieback und Taback reichen. Dennoch wäre es, ungeachtet dieser friedlichen Ausgleichung, beinahe zu Feindseligkeiten gekommen, denn sehr viele der jüngern Kirgisen wollten sich diese gute Beute nicht entgehen lassen, auch mein Jäger Schbanow ganz wüthend darüber, daß den Kirgisen eine Saiga abgetreten war, und durch manche ihrer Reden wider sie aufgebracht, legte schon die Flinte an, um den unruhigsten niederzuschießen. Glücklicherweise hatte der Hauptmann Klugheit und Macht genug, seine Leute zu zügeln, und Schbanow mußte auf meinen Befehl seine Flinte weglegen, so daß der Friede nicht gestört ward. Endlich verließen uns die Kirgisen, nachdem sie die versprochenen Lebensmittel empfangen hatten. Nur Einer, eine Art von Adjutant, blieb bei uns, um mehreren seiner Genossen, die vom Arkat her auf uns zueilten, die Befehle des Anführers mitzutheilen. Doch waren wir bald auch von diesem befreit, und ich war froh so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. Denn so sehr auch zu erwarten war, daß wir mit unsern Feuergewehren, welche die Kirgisen sehr fürchten, sie verjagt haben würden, so hätte doch ihre große Uebermacht und der geringste Verlust auf unserer Seite, uns sehr gefährlich werden können. Dazu waren unsere Pferde so erschöpft, daß eins vor übermäßiger Anstrengung hinfiel und kaum mehr weiter zu bringen war. Ich mußte mich entschließen, einen Rasttag zu halten.

Wir hielten uns nun, ungeachtet uns die Kirgisen verlassen hatten, noch nicht ganz sicher. Deshalb banden wir die Pferde Nachts an die Wagen, hielten unsere Schießgewehre bereit und ließen einen Kosaken Wache halten. Indessen blieben wir unangefochten, kein Feind ließ sich wieder sehen.

Das Thal, wo unser Lager stand, wird südlich von einer Fortsetzung des Arkatgebirges, nördlich von den Aldschan-Bergen gebildet. Beide Bergreihen nähern sich einander im Osten, und treten nachher wieder auseinander, wobei sie nach und nach an Höhe abnehmen. Nach Nordwest öffnet sich das Thal bedeutend und bildet eine weite öde Fläche. Die Mitte durchströmt ein kleiner Bach, der jetzt stellenweise ausgetrocknet war, aber ein ziemlich gutes Wasser führte. Die Aldschan-Berge sind kaum 200 Fuß hoch, steil, nackt, haben viele hervorragende Felsen, sind dürr und trocken. Der südlich sich von Osten nach Westen ausdehnende Bergrücken ist im Westen durch eine schmale Schlucht vom höchsten Gipfel des Arkatgebirges getrennt, zwischen 4 bis 500 Fuß hoch und nur sparsam mit Gebüsch bewachsen. Unten ist der Abhang nicht sehr steil und leicht zu ersteigen, auch hatte man dort eine weite Aussicht. Nach Norden übersah ich eine große Ebene und den Weg, den wir zurückgelegt hatten; im Westen begrenzte der Arkat-Gipfel die Ebene, östlich lag ein hügeliges Land, das keine ferne Aussicht zuließ. Dagegen dehnte sich im Süden eine von Osten nach Westen sehr ausgedehnte Steppe, welche südlich in weiter Ferne durch den bläulichen Tschingis-tau begrenzt wurde.

Mein Herbarium ward hier mit einer Menge Pflanzen bereichert, und gern hätte ich die höchste Spitze des Arkatgebirges bestiegen, hätte ich nicht noch einmal von den Kirgisen überrascht zu werden, gefürchtet. Am 1. August verließen wir diesen Ort und schlugen den Weg nach Ssemirek ein. Nach einer Stunde bogen wir rechts ab in die etwas hügelige Steppe, um in west-südwestlicher Richtung den Tschingis-tau zu erreichen. Ohne Weg und Steg fuhren wir durch die dürre Steppe, die bald hügelig und steinigt, bald eben und sehr salzhaltig ist. Abends schlugen wir in einem Thal, was gut

bewachsen war und hinreichend Futter für unsere Pferde lieferte, unser Lager auf. Leider war das Wasser hier sehr salzig und ungenießbar. Zum ersten Male sah ich hier eine seltene Art Waldhuhn (Tetrao paradoxus), die uns freilich später in großen Schaaren begegneten, ohne daß es gelang eines zu erlegen. Hier schossen wir zwei von ihnen, und ließen sie uns gut schmecken, während ich die Bälge sorgsam bewahrte.

Am folgenden Tage ging es weiter über die dürre Steppe an Kirgisengräbern vorüber. Der Tag war ungemein heiß, für Menschen und Pferde gleich sehr ermattend, vor uns im Gebirge regnete es dagegen beständig. Auch bildeten sich Luftspiegelungen in der erhitzten Atmosphäre, welche uns die sonderbarsten Gegenstände vorzauberten. Mitunter glaubten wir große Wasserflächen, dann unermeßliche Wälder zu sehen, die aber verschwanden, sowie wir uns dem Gebirge näherten. Die Saigi, welche vorüberstreiften, schienen in einiger Entfernung so groß wie Pferde; nicht selten meinten wir Kirgisen zu sehen, die auf uns zuritten, bei genauerer Beachtung aber waren es Antilopen. Zwei meiner Kosaken, welche eine Saiga verfolgten, und etwas zurückgeblieben waren, kamen ganz erschöpft angesprengt, weil sie geglaubt hatten, wir seien von Kirgisen umringt und wunderten sich nicht wenig, als sich Alles in Luftgebilde auflöste.

Gegen 5 Uhr erreichten wir die Vorberge des Tschingis-tau, folgten diesen westlich und betraten ein breites Thal, das von einem trockenen Flußbette durchzogen war. Das überall niedergetretene Gras bewies, daß hier eine Bande Kirgisen gehaust haben mußte, und da nur Pferdespuren erkennbar waren und allen Anzeichen nach kein Aul hier gestanden hatte, so lag die Befürchtung nahe, daß wir abermals von einem räuberischen Haufen überfallen werden konnten.

Am 3. August brachen wir erst um Mittag auf, durchzogen das Thal und gelangten Abends nach einem Orte, wo viele Kirgisengräber lagen, die dem Platz das Ansehen einer Stadt gaben. Am 4. August ward gerastet, am 5. bot der Weg nichts Merkwürdiges, außer daß ein Argali (eine Schafart) erlegt wurde. Wir schickten drei Kosaken voraus, um zu recognosciren, ob nicht ein Aul in der Nähe, wo wir theils Führer zu bekommen, theils frische Pferde einzuhandeln wünschten. Als diese gegen Abend zurückkehrten, berichteten sie, daß südwestlich der Tschingis-tau bedeutend an Höhe abnehme; Kirgisen hatten sie nirgends angetroffen. Letzteres verstimmte mich sehr, denn ohne Führer konnte ich es nicht für möglich halten, die Höhle an der Tschaganka zu finden, und es schien auch, als wenn auf unserm Wege das Wasser seltener zu werden anfing. Dies bewog uns, nach unserem vorigen Lager umzukehren und dort ein paar Tage zu verweilen.

Kaum waren wir an der wohlbekannten Stätte angelangt, von wo wir noch ein wenig tiefer in's Gebirge drangen, und hatten uns in einem romantischen, kesselförmigen, an allen Seiten von Bergen eingeschlossenen Thale gelagert, als ein heftiges Gewitter ausbrach und einige Stunden lang fortwüthete. Am andern Morgen stieg ich mit vier meiner Begleiter höher in's Gebirge hinauf. Wir folgten dem Lauf eines Baches, der, je mehr wir uns dem Hauptgebirgszug näherten, desto wasserreicher wurde. Bald gelangten wir in eine enge Schlucht, deren Wände meistens ganz senkrecht sich erhoben, sehr hoch und zerrissen waren. Das durch dieselbe strömende Flüßchen nahm

fast die ganze Breite ein, und wir waren genöthigt oft durchzureiten, um weiter zu kommen. Am Ufer standen Weiden, Birken, Johannisbeeren, Loniceren und Rosen, auf dem Gipfel Wachholder. An einer andern Stelle fanden wir alle Kräuter niedergetreten, wahrscheinlich hatten hier streifende Kirgisen gelagert. Wir konnten hier von dem nördlichen Saum des Gebirges nur an 10 Werst entfernt sein, woraus ich schloß, das ganze Tschingis-tau müsse wenigstens 20 bis 30 Werst breit sein. Nachdem ich mich hier umgesehen hatte, ritten wir in ein anderes Thal hinab, welches schmal, an vielen Stellen feucht und morastig, mit herrlichen Kräutern und Weiden bedeckt und häufig von wilden Schweinen aufgewühlt war. Sowohl in diesem wie in dem erstgenannten Thal, trafen wir Ueberreste von Winterwohnungen der Kirgisen, die leicht am torfartig ausgestochenen, zum Trocknen zusammengehäuften Tisek (Dünger) und an einer kreisförmigen, etwa zwei Fuß hohen Mauer von nebeneinander geschichteten Steinen, der äußern Einfassung der Jurten, erkennbar sind.

Nachdem wir das Gebirge verlassen hatten, erblickte ich weiter nach Südwest eine hohe, schroffe, nackte Kuppe, zu der wir hinritten, sie nach allen Richtungen durchkletterten, ohne was wir suchten, ein Argali zu finden. Beim Zurückreiten sahen wir viele Saigi, welche uns durch ihre Sprünge sehr ergötzten. Außerdem trafen wir auf Krickenten, Schnepfen, auch Falken und Adler.

Am 9. August gingen wir noch vier Stunden rückwärts und lagerten an einer schönen Quelle. Die Nacht ward uns durch ein furchtbares Gewitter und in Uebermaaß strömenden Regen verleidet. Der folgende Tag war ebenfalls unfreundlich, ein heftiger Südwestwind trieb Regenwolken zusammen, welche sich über uns entluden. Der Sturm riß mein Zelt um, der Regen durchnäßte meine Pflanzenpackete und meinen gesammten Papiervorrath; ich mußte mich darein finden. Am 11. August war der Himmel wieder bewölkt, es regnete aber nicht. Ich schickte drei Kosaken in's Gebirge und wanderte selbst in der Umgebung unsers Lagers umher. Die niedrigst gelegenen Flächen bestehen aus salzhaltigem Thonboden, im tiefsten Grunde des Thals hat sich ein kleiner Bach ein Bette ausgehöhlt und seine Ufer in eine einzige Wiese verwandelt. Die Hügel und Berge sind Grünstein, mitunter Granit, was an der röthlichen Farbe und der sehr zerklüfteten Gestalt erkennbar ist.

Meinen Kosaken ward ihr Ausflug nicht belohnt. Sie hatten zwar sieben Argali, oder wie man sie hier nennt, Arkare gesehen, ohne jedoch eins erlegen zu können. Die überaus scheuen Thiere erspähten schon in weiter Ferne ihre Verfolger, und entgingen ihnen mit der größten Geschwindigkeit, indem sie ungeheure Sätze an den Felsenabhängen und über das Gerölle machten. Dagegen glaubten die Kosaken drei Kirgisen zu Pferde erblickt zu haben, weshalb wir Nachts eine Wache ausstellten. Es blieb jedoch Alles ruhig, doch hatten die Kosaken nicht falsch berichtet, denn unweit unseres Lagers fanden wir im Hofe einer kirgisischen Winterwohnung ein noch nicht erloschenes Feuer und einen abgebalgten jungen Wolf.

Am 12. August zogen wir nordwestlich weiter durch eine hügelige öde Steppe und lagerten Abends am Fuße niedriger Vorberge, bei einem kleinen Flüßchen, das nur stellenweise Wasser hatte. Die ferner gelegenen Hügel bestanden aus Grünstein, die Felsen bei unserm Lager aber auch aus Jaspis,

Grünsteinporphyr, porösem Eisenthon u. s. w. Auf der Oberfläche lagen hin und wieder große Quarzmassen. Flache Berge, zwischen dem jenes Flüßchen sich hindurchdrängte, trennten uns von einem großen ausgedehnten Thal, das von der andern Seite von vielleicht 700 bis 1000 Fuß hohen Bergen begrenzt wurde. Im Thale liegen zwei Haufen Kirgisengräber, wahrscheinlich ist es zu wiederholten Malen von Kirgisen bewohnt gewesen.

Der Regen, der schon in der Nacht anfing, hielt uns am folgenden Tage bis Mittag auf. Wir fuhren durch mehrere Schluchten und Ausläufer des Tschingis-tau, wo es oft sehr schwierig wurde, mit unseren Fuhrwerken durchzukommen. Endlich erreichten wir nach einer mühseligen zweistündigen Fahrt eine offene Steppe. Zugleich brachte ein heftiger Nordwest, der uns fast erstarren machte, viel Regen, und wir waren außerordentlich froh, als wir eine Stunde später ein ansehnliches Flüßchen erreichten, das meine Kosaken für die Tschaganka erkannten. Wir eilten unser Lager aufzuschlagen, und uns an einem tüchtigen Feuer zu erwärmen und zu trocknen.

Hier erhebt sich der Tschingis-tau kaum bis zu 500—600 Fuß. Seine Abhänge sind meistens steil, zerklüftet und an vielen Stellen nackt. Auffallend war mir eine ungeheure Felsenplatte, welche, an eine senkrechte Wand angelehnt, eine ziemlich geräumige Grotte bildet. Meine Kosaken fingen ein Kameel ein, welches herrenlos umherschweifte, die Höhle aber entdeckten sie nicht. Sie hatten einen Karawanenweg nach Ssemirek verfolgt, die ganze Breite des Gebirges durchritten, und waren jenseits in eine weite Steppe gekommen, welche südwestlich von viel höheren Bergen begrenzt ward. Dort entsprang die Tschaganka, und weiter vorzudringen wagten die Kosaken nicht. Später erfuhren wir von Kirgisen, welche hier bekannt waren, daß wir uns in der Nähe der Höhle befunden hätten, diese aber in einer Bergschlucht versteckt liege und ohne Führer nicht leicht aufgefunden werden könne.

Die nächsten Tage brachten uns viel Regen, daher beschwerliche Märsche. Die Sonne ging blutroth auf und die Luft wurde bald von dichten rauchartigen Dünsten erfüllt, so daß wir sie bisweilen nur als eine rothe Scheibe erblickten. Es war fortwährend so rauh und kalt, daß es ohne warme Kleidung nicht auszuhalten war. Endlich am 16. August setzten wir unsere Reise fort und fuhren nordwestlich durch eine sehr dürre, flache, nur bisweilen hügelige Steppe, bis wir gegen Mittag an eine Bergreihe gelangten, welche sich von Südosten nach Nordwesten erstreckte und daher unsern Weg versperrte. Nur mit Mühe stiegen wir hinüber. Mein Jäger Schdanow konnte sich nicht enthalten eine Antilope zu verfolgen, obwohl ich ihm geboten hatte, in der Nähe des Zuges zu bleiben. Ich war deshalb überrascht, ihn nach Verlauf einer Stunde nicht mehr unter uns zu sehen. Die Luft trübte sich immer mehr, es war kaum möglich, die Gegenstände einige hundert Schritt weit zu erkennen. Ich ließ einige Male schießen, um den Verlornen zu uns zu rufen, und da wir einige Werst weiter gutes Wasser antrafen, wurde angehalten. Wir unterließen nicht, von Zeit zu Zeit das Schießen zu wiederholen, auch ward ein großes Feuer angezündet, aber Alles war vergebens, der Jäger stellte sich nicht wieder ein. Der Nebel, welcher uns einhüllte, war so dicht, daß es nicht möglich war, ein sehr hohes, nur 1 ¼ Werst von uns entferntes Gebirge wahrzunehmen, und ich wollte es meinen Kosaken garnicht glauben, als sie mir bei ihrer Rückkehr erzählten, in welch gerin-

ger Entfernung sich ein hohes Gebirge erhebe, das sie für den Dschigilen erkannten.

Das Bette des Steppenflüßchens, an welchem wir uns gelagert hatten, war zu beiden Seiten von einer schmalen Wiese eingefaßt, die hin und wieder feucht und mit Weiden bewachsen war. Eine Art Lerchen und viele Finken hielten sich auf den Wiesen auf, sie wurden von einem kleinen Falken verfolgt. Einzelne Saigi näherten sich mitunter dem Wasser, und im Gebirge sahen die nach Holz ausgeschickten Leute mehrere Argali. Der Nebel hielt bis gegen Mittag an, endlich verschwand er und ich konnte das hohe schöne zerrissene Gebirge ganz klar und deutlich überblicken. Eben machte ich Anstalt, mich den Bergen zu nähern, als plötzlich aus einer entfernten Schlucht zwanzig Kirgisen hervorritten, von denen mehrere mit Flinten bewaffnet waren. Nicht wenig erschrocken über diesen Anblick, da wir nur vier Mann stark, von denen zwei vollständig bewaffnet, im Fall eines Angriffs, kaum hätten widerstehen können, ließ ich sofort unsere Pferde zusammentreiben und an die Fuhrwerke, welche uns als Schutzwehr dienen sollten, befestigen. Noch mehr als wir, schienen aber die Kirgisen über unsern Anblick erschrocken, denn statt auf uns zuzureiten, zogen sie sich in eine andere Schlucht des Gebirges zurück. Bald erschien Einer von ihnen zu Pferde auf dem Gipfel des Berges, um uns zu beobachten, und etwa eine halbe Stunde später verließen auch die andern Kirgisen die Schlucht wieder und ritten am Fuß des Gebirges nach Osten weiter, und entflohen dann in gestrecktem Galopp. So lieb uns ihre Flucht auch war, so besorgt blieben wir doch um unsere beiden ausgesandten Kosaken, mit denen die Kirgisen, wie wir meinten, durchaus zusammentreffen mußten. Die Lust das Gebirge zu besuchen, war mir gänzlich vergangen, und mit Sehnsucht harrte ich ihrer Rückkehr. Endlich gegen Abend kamen sie, ohne jedoch den Jäger gefunden zu haben, obgleich sie bis zu der Quelle, wo er zurückblieb, geritten waren. Von dort aus hatten sie die ganze Umgegend durchstreift, ohne auch nur eine Spur von ihm wahrzunehmen. Ebenso waren sie keinem Kirgisen begegnet. Ich konnte mich nicht entschließen, den Verlornen aufzugeben und beschloß, auch noch den morgenden Tag in dieser Gegend zu verweilen.

An diesem Tage, nachdem ich abermals zwei Kosaken ausgesandt hatte, den Jäger zu suchen, zog ich mit sämmtlichem Gepäck in's Gebirge, wo wir an einem krystallhellen Bächlein in einem engen grasreichen Thale zu bleiben beschlossen. Ich selbst mit einem Begleiter schickte mich an, den Gipfel des Berges zu ersteigen. Wir marschirten eine schmale von hohen Felswänden gebildete Schlucht aufwärts, in welcher gleichfalls ein heller Bach herabrieselte. Die Ufer waren mit üppig aufgeschossenen Wiesenpflanzen dicht besetzt, es war uns kaum möglich durchzudringen. Wir fanden mehrere niedrige Mauern von kirgisischen Winterwohnungen, und erreichten aufwärts eine hübsche Cascade, wo sich jenes Bächlein von einer senkrechten, dreißig Fuß hohen Wand in ein geräumiges Bassin herabstürzt. Es war mir sehr auffallend, von dem nackten Granitfelsen dies Wasser herabrieseln zu sehen, daher ich der Hauptquelle nachzuforschen beschloß. Allein dies war sehr schwierig, und wäre mir ohne die bewunderungswürdige Kühnheit, Gewandtheit und Leibesstärke meines Begleiters gewiß nicht gelungen. Wir mußten nämlich über fast senkrechte Felsen klettern, welche das Wasser der Quelle sehr schlüpfrig

gemacht hatte, wo oft der Fuß in eine kaum einige Zoll große Vertiefung haften mußte und jeder Fehltritt unvermeidliches Verderben drohte. Anfangs ward uns das Klettern ziemlich leicht, bald waren wir aber so weit, daß an kein Umkehren mehr zu denken war. Wir klimmten daher vorwärts, indem wir uns gegenseitig durch einen starken Leibgürtel hielten und hinaufzogen, bis wir glücklich die Spitze erreichten. Wir hatten aber nur einen Absatz des Berges erklommen, denn weiterhin erhob sich erst der eigentliche Gipfel. Nach kurzer Rast begannen wir auch diesen zu ersteigen, was uns mit einiger Anstrengung gelang. Leider verhüllte ein dichter Nebelschleier die Ebene, so daß ich der Aussicht von hier gar nicht genießen konnte. Nur mitunter riß die Nebelwand auseinander und erlaubte einen Durchblick. Der Salzsee, den wir in einer Entfernung von sechs Werst passirt hatten, schien am Fuß des Berges zu liegen, weiter nach Nordosten zeigte sich noch ein größerer See. Die vielen Hügelreihen, welche hier die Steppe durchziehen, waren garnicht erkennbar und die ganze Gegend schien fast eine Ebene zu sein. Ich bemerkte keinen Sumpf, aus welchem der Bach entsprang, dagegen viele kleine Wasseradern, welche an dem nackten Fels herabrieselten und sich weiterhin vereinigten, so daß wohl die Gipfel den Wolken, in welche sie oft gehüllt sind, die Feuchtigkeit entziehen, um die Bäche, die diesem Gebirge entfließen, zu bilden. Der eiskalte heftige Wind ließ uns nicht lange auf dem Gipfel weilen, und ich sah mich genöthigt, da es unmöglich war, einen westlich gelegenen grünen Abhang zu erreichen, der sich bis zu unserm Lager hinzog, dieselbe Schlucht, die wir heraufgekommen waren, wieder hinunter zu steigen. Bei schon eingebrochener Dunkelheit kamen wir zu unsern Gefährten.

Der Dschigilén ist ein nur wenig ausgebreitetes Gebirge, das aus zwei parallelen von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost streichenden Bergrücken besteht, und dessen Länge wohl kaum über 10 Werst, die Breite aber ungefähr 20 Werst betragen mag. Seine Höhe ist dagegen wohl nicht unbedeutend. Von diesen beiden Hauptrücken laufen ziemlich parallel sowohl nach Norden als nach Süden viele Arme aus, die sich nach der Steppe hin allmählig verflachen und mehr oder weniger breite Thäler bilden, denen es an kleinen Nebenschluchten nicht mangelt. In den meisten Hauptthälern wie auch in mehreren Nebenschluchten, rieselten kleine Bäche und Quellen hinab. Die Bäche des südlichen Abhangs vereinigen sich am Fuß des Gebirges alle in ein Steppenflüßchen, das in der südlichen Steppe versiegt, im Frühling aber sich in einen kleinen Salzsee ergießt, dessen Ufer mit schönen Wiesen eingefaßt sind. Röthlicher Granit bildet dies kleine Gebirge, das den Granitbergen am Irtisch jenseits Buchtarminsk sehr ähnlich ist, aber an Höhe dieselben weit übertrifft. Die unteren Abhänge sind sanft und meistens mit Erde bedeckt, dagegen die höheren Klippen steile, schroffe, zerrissene, völlig nackte Felsenmassen; Bäume fehlen gänzlich, auch ist die Zahl der Sträucher sehr geringe.

Am Abend kamen meine Kosaken wieder, den vermißten Jäger hatten sie aber nicht gefunden, doch meinten sie die Spuren seines Pferdes am Salzsee, südlich von unserm Lager, erkannt zu haben, und waren diesen gen Westen gefolgt. Der Mangel an Lebensmitteln machte uns längeres Verweilen unmöglich, wir hatten nur noch einige Pfund Reis, einige Bouillonkuchen und Antilopenfleisch. Wir mußten daher aufbrechen und gaben uns

der Hoffnung hin, der von uns Verirrte werde Kar Karaly oder den Irtisch glücklich erreichen.

Nachdem wir aus dem Gebirge heraus waren, fuhren wir über die etwas hügelige Steppe nach West-Nord-West. Je weiter wir kamen, desto seltener wurden die Hügel, desto häufiger die salzhaltigen Flächen. An zwei Brunnen, die nur schlechtes Wasser enthielten, rasteten wir. Das Wetter war weniger rauh als in den Tagen vorher, aber die Luft war sehr nebelig und der Abend kühl. Am 20. August wollte ich, während meine Begleiter das Gepäck aufluden und die Pferde anspannten, eine Lerche erlegen, die hier ziemlich häufig vorkam. Die vorsichtigen Vögel führten mich aber weiter vom Lager ab, als meine Absicht war mich zu entfernen, und ich mußte unverrichteter Sache wieder umkehren. Die dürre Steppe, durch die wir weiter marschirten, war nur von wenigen Antilopen, aber von vielen Lerchen und von Heuschrecken zahlreich bewohnt. Unsere Lagerstätte war ein mehr hügeliges Terrain, zwischen dem sich ein trockenes Flußbett hinzog. Nach langem Suchen fanden wir eine Stelle, wo etwas Regenwasser sich angesammelt hatte. Zu spät entdeckte ich hinter einem nahen Hügel ein Steppenflüßchen mit trefflichem Wasser. Der Boden war überall steinigt, Porphyr und Feldspathporphyr, Salzstellen fanden sich nur selten. Weder die Hügel noch die Ebenen zeigten merkwürdige Pflanzen.

Am folgenden Tage wurden wir durch das Kameel, welches wir eingefangen hatten, zu einem späten Aufbruch veranlaßt. Diesem herrenlosen Reisegefährten, dem nur das Vagabondenleben zu gefallen schien und der immer kläglich stöhnte und seufzte, wenn er niederkauern mußte, um seinen Reiter aufzunehmen, gelang es, seinen die Vorderfüße fesselnden Riemen zu zerreißen und sich dann still und heimlich zu entfernen. Erst acht Werst vom Lager holten unsere nachsetzenden Reiter ihn ein, daher wir bis gegen eilf Uhr aufgehalten wurden. Kaum hatten wir zwölf Werst zurückgelegt, als vier Kirgisen zu Pferd erschienen, die jedoch bald wieder verschwanden. Nur langsam rückten wir vor, stets in Furcht vor einem Ueberfall von den streifenden Steppenvölkern. Auch währte es nicht lange, so erschien wieder ein Kirgise, der uns eine Zeitlang beobachtete und dann zu uns geritten kam. Eine ihm angebotene Pfeife Taback machte ihn uns bald zum Freunde, und durch ihn erfuhren wir, daß wir uns noch einige Werst von dem großen Wege, der von Ssemijärsk nach Kar Karaly führt, entfernt befanden, und etwas weiter nordwestlich ein russisches Piket am Berge Indreï stehe. Bald gesellten sich noch zwei Kirgisen zu uns, die uns einluden, in ihrem Aul zu übernachten. Eine Stunde weiter kamen wir auf die große Straße. Ich schickte einen Kosaken nach dem Berg Indreï, um dort bei den Russen Nachrichten über meinen Jäger einzuziehen, ritt dagegen selbst nebst den Uebrigen nach dem Kirgisen-Aul, der westlich vom Wege um einen See mit süßem Wasser lag. Hier herrschte ein ungemein reges Leben, welches sehr mit der Oede der bis jetzt durchstreiften Steppe in Widerspruch stand und einen erfreulichen Anblick gewährte. Der ganze See war mit vielen Jurten umgeben, große Heerden von Schafen, Pferden, Kameele, Ochsen, Kühen und Ziegen waren auf der weiten Fläche verbreitet. Dazu die vielen Kirgisen, die hin und her reitend das weidende Vieh hüteten, hier Schafe in das Lager trieben, dort eine Tabune Pferde weiter entfernten; die vielen hin und her lau-

fenden halbnackten Knaben, die halbverschleierten Frauen, das Geschnatter der Kirgisen, das Bellen der vielen Hunde, das Wiehern der Pferde, Blöcken der Schafe und das bisweilen erschallende sonderbare Geschrei der Kameele: das alles bildete ein Gemälde, das mich ungemein ergötzte und anzog. Bald stand auch mein Zelt aufgeschlagen, und es besuchten mich viele Kirgisen, die alle Sachen mit vielem Zungenschnalzen bewunderten und mich mit vielen Fragen woher? wohin? zu welchem Zweck? ꝛc. bestürmten. Hier brachte eine Kirgisin eine Schale voll Kumyß, dort eine andere einen Topf mit Airan. Andere Kirgisen schleppten Filzdecken, Schafpelze, lebendige Schafe ꝛc. zusammen, die sie mir schenken wollten, zuerst aber sich genau erkundigten, was ich ihnen dagegen schenken würde, und da ihnen meine Gegenversprechungen nicht glänzend genug vorkamen, auch ihre Geschenke wieder mitnahmen. So sehr ich mich aber auch an dem Anblick des Auls ergötzte, so wurde mir doch der Umgang mit den Kirgisen bald im höchsten Grade lästig und widerlich. Ich machte auch hier wieder die mir schon von den Kurtschau-Bergen her bekannte Erfahrung, daß man eine unerschöpfliche Geduld haben muß, wenn man mit diesem Volk Handel treiben will. Um z. B. nur ein Schaf zu kaufen oder, wie die Kirgisen sagen, geschenkt zu erhalten, hatten ich und alle meine Leute vier volle Stunden lang alle Hände voll zu thun. Denn so oft ich auch bewilligte was sie verlangten, eben so oft steigerten sie auch den Preis wieder, und nachdem sie uns mehrere Male verlassen hatten und immer wieder gekommen waren, konnte ich ein Schaf, wofür sie anfangs 2 Arschinen Bachta verlangt hatten, endlich für 6 Arschinen (420 Copeken) von ihnen erhandeln, dagegen kam der Kauf einiger Pferde gar nicht zu Stande, und nachdem sie den bewilligten Preis wohl zehnmal gesteigert hatten, mußte ich den ganzen Handel aufgeben.

Der Berg Indreï, welcher von uns etwa drei bis vier Werst entfernt war, hat ganz die Gestalt des Dschigilén, ist jedoch bei weitem niedriger. Sein zerrissenes Ansehen und die röthliche Farbe beweisen deutlich, daß er gleichfalls aus Granit besteht, und da seine Flora wahrscheinlich von der des Dschigilén wenig abweicht, so hielt ich es nicht für nöthig ihn weiter zu untersuchen, um meine Zeit wichtigeren Gegenden widmen zu können. Gegen Abend kehrte auch der ausgeschickte Kosak zurück und brachte die eben nicht sehr tröstliche Nachricht mit, daß unser Schdanow bei jenem Piket nicht gesehen worden sei.

Bis gegen Mitternacht waren wir von neugierigen Kirgisen umlagert, es kostete Mühe die sehr lästigen Gäste zu entfernen. Auch hatten wir dadurch nur wenig gewonnen, denn das fortwährende Rufen und Schreien der Wache haltenden Kirgisen und die bellenden Hunde raubten uns durchaus alle Ruhe. Kaum fing der Morgen an zu grauen, so waren wir abermals von den Kirgisen umringt, welche uns Schafe und Pferde verkaufen wollten. Dieser unzählige Male aufgegebene und wieder angeknüpfte Handel hielt uns bis gegen 10 Uhr auf und endigte damit, wie gestern, daß die unredlichen Verkäufer meine Geduld erschöpften und ich allem Handel entsagte, nur um bald weiter zu kommen.

Wir erreichten bald wieder die große Straße und verfolgten sie in westsüdwestlicher Richtung. Etwa drei Werst vom See kamen wir in ein hügeliges Land, wo einige gute Quellen sind. Einige Werst weiter verflachen

sich die Hügel mehr und mehr, und etwa sechs Werst von jenen Quellen passirten wir in einer ausgedehnten Ebene zwei ziemlich große Salzseen, die mit unzählig vielen Enten bevölkert waren. Jenseits dieser Fläche erblickte ich den im Süden von uns am 16. passirten Bergrücken, der sich allmählig zur Ebene abdachte. Kaum eine Werst weiter erheben sich mehrere Bergketten, die sich im Westen dem Gebirge Ku anschließen, so daß nur ein schmales Thal diese Gebirge mit seinen vielen Ausläufern von jenen Bergketten trennt. Flache Hügelreihen und wenig ausgedehnte salzhaltige Flächen wechselten weiterhin mit einander ab, und acht Werst von jenen Seen erreichten wir in einer Ebene abermals zwei Salzseen, auf denen gleichfalls viele Enten schwammen. Von hier aus konnten wir den größten Theil der höchsten Kuppe des Gebirges Ku übersehen. Diese ausgedehnte Kuppe, welche ganz nackt und im höchsten Grade zerklüftet ist, gewährte uns einen ähnlichen Anblick als der Arkat, mit dem Unterschied jedoch, daß das bei weitem ausgedehntere Ku-Gebirge an Mannigfaltigkeit der Ansichten jenen Berg weit übertrifft. Unendlich waren die verschiedenen Formen, welche wechselsweise hervortraten. Bald sah man weit gestreckte Festungsmauern mit ragenden Gebäuden hoher spitzer Thürme; — nur wenige Schritte weiter und die Ansicht war gänzlich verändert. Dort verschwanden Thürme und Häuser, hier erschienen dagegen andere Gebäude und große gigantische Ruinen, welche bei einer neuen Wendung des Weges abermals zu verschwinden schienen, um andern Gestalten Raum zu machen. Diese phantastischen Gebilde entzückten mich und ich bedauerte es sehr, als sie mit der größeren Nähe immer unscheinbarer wurden, und sich endlich den Blicken nur eine ungeheure nackte, deutlich zu überschauende, zerrissene Felsenwand darbot, welche nur noch durch ihre ungemeine Ausdehnung Eindruck machte.

Erst um 8 Uhr Abends kamen wir in einem Thale zwischen den Vorbergen des Gebirges Ku zu einem kleinen Flusse, an dessen Ufer zu übernachten beschlossen wurde. Hier untersuchte ich am andern Morgen die umliegende Gegend. Die Hügel in der Nähe des Lagers sind nur einige hundert Fuß hoch, meistens schroff, steil und nackt. Sie bestehen aus rothem jaspisartigem Gestein und aus Jaspisporphyr und sind sparsam mit eben nicht seltenen Pflanzen bewachsen. Das Gebirge Ku ist höher und umfangreicher als der Dschigilén. Mehrere der höchsten Bergrücken streichen fast parallel und genau von Norden nach Süden, und in dieser Richtung lehnen sich auch die meisten Vorberge an. Weiterhin verändert sich die angegebene Richtung und die Rücken streichen von Nordost nach Südwest und stoßen mit der Hauptkette an der südwestlichen Ecke zusammen. Das Gebirge hat hin und wieder kleine Tannenhölzungen, auch ist es wasserreich; an demselben entspringen mehrere kleine Bäche, welche vereint das eben erwähnte Flüßchen bilden. Dieses fließt durch ein langes, ziemlich breites, mit guten Wiesen versehenes Thal, ist nur wenige Schritte breit, aber an den meisten Stellen sehr tief. Sein Wasser ist schlecht, bräunlich und etwas salzig, dagegen das Wasser seiner Zuflüsse vortrefflich. Auf den Wiesen wachsen die gewöhnlichen Wiesenpflanzen, an den salzhaltigen Stellen herrscht die Salzvegetation vor.

Wir verließen endlich unser Lager und fuhren etwa eine Werst weit am rechten Ufer des kleinen Flusses aufwärts, dann durch eine Furt auf

das linke Ufer, wo wir dasselbe aufwärts verfolgend, uns dem Hauptgebirge immer mehr näherten. Bald mußten wir durch einen kleinen Bach, der am Gebirge entspringt, vortreffliches Wasser führt und in das mehrgedachte Flüßchen mündet. Nun waren wir dem Hauptgebirge ziemlich nahe, und unser Weg lief fast parallel mit diesem, jedoch noch immer ziemlich entfernt, nach Südwesten. Vier Werst von jener Quelle gelangten wir an den Hauptzufluß des kleinen Flusses, durch den wir gleichfalls fahren mußten. Dann verfolgten wir das Thal eines dritten Zuflusses und kamen zwei Werst weiter zu dem russischen Piket Ku oder Kuw, welches gegen 100 Werst von Kar-Karaly entfernt ist. Hier befinden sich fünfzehn Kosaken, welche dazu dienen, die Verbindung mit Ssemijärsk zu unterhalten und die Reisenden mit frischen Pferden zu versehen. Wir fragten diese nach unserm Jäger, aber Keiner von ihnen hatte ihn gesehen. Von hier ab führte der Weg über geringe Anhöhen, welche an einigen Stellen mit Rosengesträuchen bewachsen waren. Nachdem wir noch 12 bis 13 Werst zurückgelegt hatten, erreichten wir die Südspitze des Gebirges, das sich hier fast rechtwinklig nach Norden wendet und allmählig an Höhe abnimmt. Kaum eine Werst weiter, mußten wir wieder durch einen Zufluß des Flüßchens fahren, der vom südwestlichen Ende des Gebirges entspringt. Hernach lief der Weg über niedrige Hügel und salzhaltige Ebenen; wir ließen zwei kleine Salzseen links, zwei andere rechts liegen, und nahmen unser Lager an den Ufern eines kleinen Sees, dessen Wasser nur schwach gesalzen war, während dagegen die ganze Ebene von zerfallenem Glaubersalz wie beschneit erschien und fast ausschließlich von Salzpflanzen bedeckt war, unter denen jedoch keine seltenen Arten vorkamen. Eine große Schaar Gänse, welche diesen See zum Nachtlager ersehen hatten, schienen uns nur ungern Platz zu machen.

Am 24. August blieben wir bis gegen 10 Uhr hier liegen, um einige kleine Wasservögel zu schießen. Vier Werst weit dehnte sich eine salzhaltige Ebene aus, welche durch ziemlich hohe Hügel begrenzt ward. Jenseits dieser Hügel erreichten wir ein anderes Thal, das gleichfalls viel Salzboden hatte und von zwei Hügelreihen, die von Norden nach Süden streichen, eingeschlossen wurde. Diese Hügel nähern sich weiterhin so sehr, daß sie uns nöthigten, theils durch schmale Thäler, theils über nur wenig erhabene Hügel den Weg meistens südwestlich fortzusetzen. Am Fuße eines dieser Hügel lag der kleine See Bjelenki, dessen Wasser zwar etwas weißlich und trübe aussieht, aber süß und ziemlich gut ist. Hier ward einige Wochen später das Piket Bjelenki angelegt. Weiter rechter Hand gelangten wir dann zu einem großen Salzsee, der von ziemlich hohen Bergen umgeben war und auf dem sich eine Menge Wasservögel aufhielten, von denen wir auch mehrere erlegten. Nachdem wir die Berge überstiegen hatten, lag das Flüßchen Talda vor uns, an dem wir unser Nachtlager aufzuschlagen beschlossen. Dies Flüßchen hat gutes Wasser, ist stellenweise sehr tief, an andern Stellen dagegen nur seicht, es soll auch einige Fische enthalten. Sein Bette ist mit vielen Steintrümmern bedeckt, zwischen denen an trocknen Stellen hübsche Pflanzen wuchsen. Hier vereinigten sich mehrere Kosaken mit uns, von denen einer aus Ssemijärsk kam und mir die sehr erfreuliche Nachricht mittheilte, daß unser am Dschigilén verloren gegangener Jäger Ssemijärsk glücklich erreicht habe.

Am 25. August zogen wir südwestlich durch eine Ebene weiter, welche

hin und wieder wellenförmig war. Darauf näherten wir uns einem Gebirgs=zuge, der sparsam mit Fichten bewachsen ist. Wir ließen diesen zur Linken und bogen rechts in das sehr enge Thal eines kleinen Flusses. Eine Werst weiter verließen wir dieses Thal wieder, um einen mäßig hohen Hügel zu erklimmen. Von seinem Gipfel übersahen wir in einer Entfernung von acht bis zehn Werst ein hohes bewaldetes Gebirge und einzelne Sonnenblicke verriethen uns am Fuß des Gebirges weißschimmernde Gebäude. Dies war Kar=Karaly. Wir alle waren außerordentlich erfreut, nach einmonatlicher Irrfahrt durch die Steppe endlich das Ziel unserer Reise vor uns zu sehen. Schnell ging es bergab in ein dürres Thal, aus diesem in ein schönes fruchtbares, in welchem viele Heuschober aufgesetzt waren, und wo auf grünen und gelben Getraidefeldern Menschen arbeiteten und Heerden weideten. Im Hintergrunde lagen kleine Wohnhäuser. Ueberall war europäisches Leben, europäische Anstalten! Mir eine rechte Wonne.

Endlich kamen wir an. Man war von meiner Ankunft sowohl durch Briefe von Semipalatinsk aus, als auch durch die Kosaken, mit denen wir übernachtet hatten und die schneller ritten, als wir mit unsern Wagen aus der Stelle kamen, im Voraus benachrichtigt; ich wurde ebenso freundlich als zuvorkommend empfangen. Man bemühte sich, meinen Bedürfnisse so schnell als möglich abzuhelfen und ließ es mir an nichts mangeln. Auch fand ich hier noch einen Reisegefährten, der mich auf meinem Ausfluge zum Altyn=Tubé, dem Fundort des Kupfersmaragds, begleitete.

---

2. Ausflug in das Hochgebirge des kleinen Altai.

Am 12. Juli trat ich meine Reise in's Hochgebirge an und schlug anfangs die mir schon bekannten Wege ein, welche ich aber jetzt, des vielen Regens wegen, der in den letzten Wochen gefallen war, außerordentlich beschwerlich fand. Ueberall sahen wir die Folgen der Gewitter, da viele Bäume längs unseres Weges vom Blitz zersplittert waren. Meine Leute, die mir bei dem Einsammeln von Pflanzen behülflich waren, versanken oft bis an die Knie in die Sümpfe. Um einige Tschudengräber am Tscharysch aufgraben zu lassen, hatte ich noch vier Arbeiter mitgenommen, daher unsere Karawane recht zahlreich war.

Schon am folgenden Tage stiegen wir das Koksun=Gebirge hinauf. An der Ost= und Nordseite lag noch viel Schnee. Die Witterung war veränderlich, wir hatten Gewitter, Regen und Hagel, dann ward die Luft wieder sehr kalt, und an den Tscharysch=Quellen fanden wir noch Schnee, nur nicht auf der Südseite der Berge. Wir ritten den Fluß abwärts und lagerten uns nach wenigen Tagen in der Nähe von Kalmücken=Jurten, wo ich für meine Leute, welche hier die Nachgrabungen vornehmen sollten, ein Unterkommen zu finden hoffte. Da wir unterwegs schon mit einigen Kalmücken zusammengetroffen waren, von denen wir mehrere hier wieder fanden, so wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Sie halfen uns bei dem Absatteln der Pferde, bei dem Aufschlagen der Zelte und versorgten uns mit Schafen. Dann begannen wir die Aufgrabungen

Die Tschudengräber, deren es am Tscharysch und an den in ihn fallenden Flüssen, vorzüglich dem Kan, Jebagan, Kerlyk, ferner am nördlichen Altai und am Karagai mehrere gibt, sowie auch im Thal von Ridbersk, haben von außen eine durch Steinhaufen erkennbare, länglich runde Gestalt, deren größter Durchmesser zwei Faden, der kleinere anderthalb und deren Höhe zwei bis dritthalb Fuß beträgt. Einige sind auch noch mit senkrecht und dicht neben einander in die Erde eingelassenen, wenig hervorragenden Schieferplatten eingefaßt, welche mit einem Steinhaufen von geringer Höhe bedeckt zu sein pflegen. Sie liegen theils in offenen Steppen oder in den breiteren, ganz oberen Flußthälern, theils zwischen Bergen versteckt, bald einzeln, bald in Gruppen beisammen, ohne daß in diesen Gruppen eine feste Ordnung zu erkennen ist. In dem ersten Grabe, welches ich öffnen ließ, stießen wir, nachdem die Steine weggeräumt waren, auf ein Gerippe, welches mit dem Kopf nach Südwesten lag. Ein wenig tiefer lag ein anderes Gerippe, mit dem Kopfe nach Nordosten gerichtet. Die Arbeiter versicherten, dies müßten kalmückische, nicht Tschuden-Leichname sein, weil man letztere immer in einer Lage von Thon finde, welche nach unten und nach oben eine Spanne dick sei. Als wir weiter gruben, stießen wir auf eine aufrecht stehende, runde cannellirte Säule von grobkörnigem weißen Marmor, welche auf einem unbehauenen Block ruhte, der mit der Säule zusammenhing. Das Ganze war nur eine rohe Arbeit, jedoch um so merkwürdiger, als in der Umgegend, so viel mir bekannt, kein Marmor sich findet. Dicht unter der Säule lag ein vollständiges Pferdegerippe, nebst einem Pferdegebiß von Eisen, das sehr vom Rost angegriffen war. Daneben fanden sich mancherlei kleine Verzierungen eines Pferdegeschirres in getriebener Arbeit von Kupfer, welche auf Riemen von Leder mit Häkchen befestigt waren. Die Riemen waren bis auf die Stellen, welche von der Verzierung bedeckt wurden, zerstört. Das Gefundene überzeugte mich, daß, ungeachtet der Behauptung der Arbeiter, das Grab doch eins der Tschuden sei, und als wir tiefer gruben, trafen wir denn auch auf die Thonlage, in der ein Menschengerippe ruhte. Es mochte etwa von einem zwölfjährigen Kinde sein, der Kopf war nach Nordosten gerichtet. Drei Zoll vom Schädel entfernt stand ein schwarzes irdenes Gefäß von roher Arbeit und grober Masse, auf dessen Boden ein braunes Pulver gefunden wurde. Außerdem lagen mehrere durchbohrte schwarze und goldgelbe Perlen, zwölf runde Knochen aus dem Rückenwirbel eines Thieres, eine kleine kupferne Klapper, ein aus Holz geschnitztes Antilopenhorn, ein paar durchbohrte Bachkiesel, eine Adlerklaue, ein hölzernes Götzenbild u. a. m. umher. Die Perlen schienen mir von den kunsterfahrenen Nachbarn der Kalmücken, den Chinesen, verfertigt zu sein, alles übrige war roh und ungestaltet. Die andern Gräber enthielten entweder dieselben oder doch ähnliche Dinge.

Die Gegend bildet hier das breite Thal des Tscharysch, sowie zugleich die breiten Thäler des Kerlyk und Ulaita. Wenn man über die flache Ebene hinreitet, so tönt es, wie wenn man auf ein Gewölbe tritt. Das Kerlykthal ist an einigen Stellen sumpfig, doch ohne Salzgehalt zu verrathen; die Berge, welche sich aus der Ebene erheben, steigen von hundert bis zu siebenhundert Fuß an.

Am 17. Juli früh ward ich beim Aufgange der Sonne durch ein so lautes Geräusch und Geschrei geweckt, daß ich mir davon die Ursache gar

nicht erklären konnte. Ich rief meinen Jäger Puschkarew, der gleichfalls ganz erschrocken war, und mir keine Auskunft zu geben wußte. Endlich bemerkten wir eine große Menge Staare, welche sich auf den Bäumen neben unserem Lagerplatze niedergelassen hatten und mit unermüdlicher Geschwätzigkeit die ganze Luft mit ihrem Geschrei erfüllten. Ich mußte bei dieser Entdeckung über unsern Schrecken lachen,. den dieser Schwarm von harmlosen Vögeln uns gemacht hatte. Allein wenn man bedenkt, wie einst ein ganzes Heer von Kriegern bei Quebeck durch Züge der friedlichen Wandertauben in Alarm gerieth und sich schußfertig machte, da es einen feindlichen Ueberfall vermuthete, so wird man es einem kleinen wandernden Haufen nicht verargen, daß ihm ein ungewohnter, überraschender Lärm in diesen sonst schweigenden Wildnissen einen Schrecken einjagte. Um das Geschrei los zu werden, ward in den Schwarm hineingeschossen, es fielen einige, allein sie kehrten mehrmals zurück, welches wir uns recht gern gefallen ließen, da wir die erlegten als ein Geschenk des Himmels für unsere spärliche Küche betrachteten.

Zwei Tage später verließen wir unsern Lagerplatz, um nach dem Dorfe Tschetschulicha und von dort weiter nach Korgon zu gehen. Ich nahm meinen Weg über den Jebagan und Kan, an welchem letztgenannten Fluß ein kalmückischer Saisan wohnte, dessen Leben in der Jurte ich sehen wollte. Wir ritten daher durch den Tscharysch und in dem Thal des Kerlyk und Ulaita zuerst in östlicher Richtung, wandten uns dann nördlich, und erreichten so den Kamm einer Bergkette, welche die Thäler des Kerlyk und Jebagan trennt. Der südliche Abhang war steil und völlig baumlos, der nördliche fällt sanfter ab und ist auf den höhern Theilen mit Lärchenbäumen bewaldet. Auf dem Kamm der Berge lag ein Haufen Reisig, wie die Kalmücken diese auf den Höhen zusammenzuwerfen pflegen. Am südlichen Abhang entspringt der Ulaita, am nördlichen ein kleiner Fluß, Dscheberge, der in den Jebagan mündet, welchen letzteren man in nord- nordöstlicher Richtung erreicht. Im Norden des Thales erhebt sich wieder eine Bergreihe, welche niedriger ist, als die im Süden des Jebagan, sie mißt fast 5000 Fuß Höhe. Zwischen vereinzelt stehenden, durch breite, muldenförmige Vertiefungen getrennte Berge gelangt man in das Thal des Kan und von da an die Mündung des Tscharysch. Dies Thal ist breiter als das des Jebagan, und die Berge, welche es begrenzen, bilden spitze Zacken und sind meistens unbewaldet; nur einige tragen an der Nordseite Gruppen von Lärchenbäumen. Waldung ist hier äußerst sparsam, wahrscheinlich der Waldbrände wegen, welche dem jungen Anwuchs schaden. Die Flüsse haben einen sehr langsamen Lauf, ihre Ufer sind flach und baumlos, das Erdreich der Thäler ist salzhaltig. Die Gegend ist von Kalmücken zahlreich bewohnt, deren große Heerden von Schafen und Pferden vortrefflich gedeihen. Die Schafe haben Fettschwänze, welche im Sommer im Durchschnitt bis zwei Pfund wiegen, sonst gehören sie durchgängig zu den kurzgeschwänzten, deren Wolle sehr gesucht ist. Der Saisan, der den eingezogenen Nachrichten zufolge hier wohnen sollte, und um deswillen ich den Umweg gemacht hatte, war vor einigen Tagen weiter östlich gezogen. Ich hielt es nicht für rathsam ihm nachzureisen, um nicht meine Zeit zu zersplittern, und beschloß daher, mich auf dem nächsten Wege nach Tschetschulicha zu begeben.

Die Natur, welche uns umgab, hatte schon am 21. Juli ein so herbst-

liches Aussehen bekommen, daß wir alle uns darüber sehr verwunderten. Da wir nun noch in das Schneegebirge hinaufsteigen wollten, so mußten wir uns mit Proviant versorgen. Die Zubereitung des von den Kalmücken erhandelten Fleisches nahm aber soviel Zeit in Anspruch, daß wir erst gegen Mittag aufbrechen konnten. Am rechten Ufer des Tscharysch fortzuziehen, war nicht möglich. Es erheben sich hier unterhalb der Mündung des Kan hohe senkrechte Felswände, an denen zwar kleine schmale, vom Wild und von den Schafen der Kalmücken eingetretene Pfade sich hinaufwinden, welche aber, besonders mit beladenen Packpferden und auf dem durch den Regen schlüpfrigen Gestein, nicht wohl passirt werden können. Wir ritten deshalb durch den Tscharysch an dessen linkes Ufer, an diesem eine Zeitlang fort, bis an den Kotal, worauf wir wieder den Fluß passirten und nun das rechte Ufer entlang zogen, an dem fast auf dem ganzen Wege senkrechte Felsen emporragen. Abends endlich, nachdem wir noch zweimal den Tscharysch zu Pferd durchritten hatten, kamen wir nach dem Dorfe Tschetschulicha.

Ich brauchte nothwendig der Gegend kundige Führer, um über die Schneeberge des Korgon zu steigen. Ich ließ daher sogleich nach meiner Ankunft den Dorf-Aeltesten rufen, um mich mit ihm zu berathen. Er erwiederte, daß die Dorfbewohner zu unbekannt mit den Bergen seien, um als Führer dienen zu können, und rieth mir deshalb, aus dem Dorfe Sentelek Führer kommen zu lassen. Ich übergab nun dem Dorf-Aeltesten meinen offenen Befehl, den ich der Güte des Civil-Gouverneurs verdankte, und demzufolge ich überall Hülfe zu fordern ermächtigt war, und trug ihm auf, diesen früh nach Sentelek zu schicken.

Am nächsten Morgen ward ich, als ich an's Fenster trat, unangenehm überrascht, da ich die Chasinskische Koppe, einen hohen jenseits des Tscharysch gelegenen Berg, nebst den benachbarten Spitzen mit frisch gefallenem Schnee bedeckt sah. Es war mir dies um so unangenehmer, da das Korgongebirge, welches ich in den nächsten Tagen auf und ab steigen mußte, noch höher sein sollte, deshalb auch schon mit Schnee bedeckt sein würde. Indessen mußte ich doch aufbrechen.

Anfangs wand sich der Weg am rechten Ufer des Tscharysch fort, die Felsen traten mehr zurück bis zu einer Stelle, wo mehrere Inseln im Flusse lagen, die das Durchreiten bequemer machten. Wir setzten mit 16 Pferden ohne allen Unfall hindurch, wandten uns dann nach Westen und ritten in einer finstern Schlucht einen hohen Bergrücken hinan. Als wir den Kamm hinauf gelangt waren, lag uns die Chasinskische Koppe zur Linken und gerade vor uns in geringer Entfernung das Dorf Korgon.

Indeß ich meine Führer aus Sentelek erwartete, bezog ich hier ein leer stehendes Haus, in welchem ich nichts als einen Stickrahmen, wie man ihn in jedem Bauernhause sieht, und eine unerhörte Menge Schaben vorfand. Es hatte schon unterweges zu regnen angefangen, jetzt bezog sich der Himmel immer mehr, die hohen Berge wurden ganz in Nebel gehüllt. Dies erfüllte mich mit Besorgniß, da ich es nicht wagen durfte, bei trüber Witterung die Schneeberge zu übersteigen. Meine Führer ließen noch auf sich warten; der Morgen des 24. Juli brach an, der Himmel war heiter, und gern hätte ich die Reise über die Schneeberge angetreten. Ich begnügte mich indeß damit, den Steinbruch zu besuchen, der in einiger Entfernung lag und wohin mich

ein Bauer, der des Weges kundig war, begleitete. Ich ritt ohne alles Gepäck mit mehreren meiner Leute das Thal des Korgon aufwärts. Wir mußten bald den Fluß durchreiten und gelangten zuerst nach dem Magazin, wo der Proviant und andere Bedürfnisse für die Werkleute aufbewahrt werden, wenn in den hiesigen Porphyr- und Jaspisbrüchen zum Bedarf der Kolywanschen Steinschleifereien gearbeitet wird. Wo die Chasincha ein wenig weiterhin in den Korgon fällt, stürzt gegenüber ein kleiner Bach aus einer Höhe von mehreren hundert Fuß von einer senkrechten Felswand herab. Darauf verengt sich das Thal allmählig und zwischen steilen Felsen braust die Korgonka hervor, die gleichfalls in den Korgon mündet. In schäumenden Cascaden strömt sie von den Bergen nieder durch eine Schlucht, die von schroffen Felswänden eingeschlossen ist. Das Thal beträgt hier nur noch etwa 20 Faden Breite, und die Felswände erheben sich bis zu einer Höhe von 1600 bis 2000 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses, der durch seinen ungestümen Sturz dem ganzen Flußthal ein furchtbar wildes Ansehen verleiht. Nahe oberhalb der Mündung des kleinen Korgon in den großen findet sich der Steinbruch, in welchem besonders rother und grauer Porphyr, sowie auch Jaspis gebrochen wird. Das Flußbett wird von Porphyrfelsen umragt, welche oben in schroffen Zacken auslaufen und in ihren Spalten kaum einigen Kräuterwuchs besitzen. Ich erstieg mit Mühe eine der Kuppen an dem westlichen Ufer des Flusses neben dem Steinbruch und befand mich oben 4280 Fuß über dem Meer oder 1623 Fuß über dem Niveau des Flusses. Bei dem Herabsteigen kam ich an einen Porphyrfelsen, welchen das von oben herabrinnende Wasser so sehr geglättet hatte, daß es am gerathensten war, die letzten 20 Fuß hinabzurutschen.

Unser Weg am Ufer des Korgon war anfangs sehr beschwerlich, wenn auch ohne Gefahr. Wir mußten uns mit Vorsicht über die am Ufer liegenden Felsblöcke theils zu Pferde hindurchwinden, theils über die Jaspis- und Porphyrfelsen hinüberklettern und das Pferd am Zügel hinter uns herführen. Allmählig aber häuften sich die Schwierigkeiten so sehr, daß jeder Schritt Gefahr drohte. Jeder Raum zu einem Pfade zwischen den steilen Felsabhängen und dem Flusse verlor sich gänzlich, und die vielen losen Felsentrümmer machten das Auftreten sowohl für Menschen als für Pferde unsicher. Endlich thürmten sich große Blöcke auf, welche die Pferde nicht mehr überklettern konnten, daher sie durch Peitschenhiebe zu ungeheuren Sprüngen aufwärts gezwungen werden mußten, indeß mehrere, die bereits voran geklettert waren, sie mit aller Gewalt am Zügel heraufzuzerren suchten. Oft mußten Klüfte übersprungen werden, unter denen ein tiefer Abgrund gähnte, oft neigten sich überhängende Felsen so tief abwärts, daß sich die Pferde niederbücken mußten, um unten fortzugehen, oder es sprangen Felsenecken vor, um die sie sich mit großer Behutsamkeit herumwinden mußten. Und die Pfade führten nicht etwa im Niveau des Wasserspiegels, sondern oft einige hundert Fuß über demselben am steilen Abhange fort, so daß man beim Ausgleiten nothwendig in den reißenden Strom gestürzt wäre. Wo aber die Felswände sich in den Fluß hineinschoben und zu steil waren, um überstiegen zu werden, mußte man den Fluß durchreiten, um am jenseitigen Ufer wieder eine Zeitlang fortzukommen, bis man, durch Felsen verdrängt, zur andern Seite zurückzukehren genöthigt war. Je höher man am Flusse aufwärts stieg, um so

häufiger war man gezwungen, ihn zu durchreiten, allein um so gefährlicher war dies auch. Immer mehr verengte sich das Thal, immer größer wurden die Felsblöcke im Flußbette, an denen sich die tobende Wassermasse brach, immer jäher war das Ansteigen des Bettes, und während andere Flüsse nach ihrem Ursprunge hin immer mehr wasserarm werden, erscheint dieser stets gleich, da er oberhalb nur noch einen einzigen Zufluß erhalten soll. Nie sah ich einen Gebirgsfluß so fürchterlich wild und tobend wie den Korgon, und bei dem Durchreiten des Stroms, besonders oberhalb des Steinbruchs, ergriff mich jedesmal ein Grauen, obgleich ich doch auf dieser Reise schon manchen reißenden Fluß passirt hatte. Man wird betäubt von dem Geräusch, welches der Korgon macht. Man hört kein Wort des Nebenstehenden, und man soll sogar, was ich nicht versucht habe, unten nichts hören. Auf andern Wegen, wo mir das Reiten bedenklich vorkam, aber alle meine Leute fortritten, gab ich mein Pferd ab und ging unbesorgt zu Fuße. Allein es blieb hier auch Niemand auf seinem Pferde sitzen und Jeder hatte mit dem Führen seines eigenen genug zu thun, so daß ich mein Pferd über alle gefährlichen Stellen hinüber leiten mußte. Meine Leute, welche des Reitens in diesen Gegenden hinlänglich gewohnt, ohne alle Besorgniß durch Flüsse setzten, in denen die Pferde oft keinen Grund fanden, wenn ich etwa eine Pflanze vom jenseitigen Ufer haben wollte, waren jedesmal von Angst ergriffen, wenn sie durch den Korgon reiten mußten. Und als einmal unser Führer versuchen wollte, ob am andern Ufer nicht besser fortzukommen sei, fiel er in eine hinter einem Felsblock vom Wasser ausgespülte Grube so tief hinein, daß Pferd und Reiter zu unserm Schrecken auf einige Augenblicke verschwanden. Alles Wasser des Flusses erscheint schäumend und undurchsichtig trübe, obgleich es, wenn man es im Glase hat, völlig klar ist. Am besten wird vielleicht das schnelle Herunterströmen des Wassers von obenher, sowie das jähe Abfallen des Flußbettes bezeichnet, wenn ich sage, daß sobald man sich mit dem Pferde quer im Strome befand, das von oben herunterstürzende Wasser einen Fuß höher am Pferde heraufreichte als auf der entgegengesetzten Seite, und selbst an der niedrigsten Stelle spülte die Fluth bis an den Sattelgurt. Wen der Strom mit sich fortreißt, der ist verloren, er vermag keinen festen Standpunkt wieder zu gewinnen, falls er nicht irgendwo hängen bleibt.

Meine Leute fingen endlich an zu murren und stellten mir die Unmöglichkeit vor, weiter im Flußthal hinaufzukommen. Allein ich wollte bis zu dem Wasserfall des Korgon vordringen, und ich mußte annehmen, daß die Quelle des Flusses noch etwa 35 Werst entfernt war. Doch zeigte sich in der That die Richtigkeit der Behauptung meiner Begleiter: es war unmöglich, im Flußbett weiter zu kommen. So unangenehm es mir auch war, so entschloß ich mich doch zur Umkehr. Der Rückweg war insofern beschwerlicher, als die Pferde bereits durch die Anstrengungen des Marsches sehr ermattet waren. Indeß wurden meine Leute nun heiterer gestimmt, und außer einigen kleinen Unfällen, die bei solchen Märschen unvermeidlich sind, erreichten wir am Abend das Dorf Korgon.

Die Porphyr-Gebirge bilden überall äußerst steile Koppen. Aus den Spitzen derselben, sowie aus ihren Seiten ragen ungeheure Jaspisblöcke hervor, die eben so scharfe Zacken bilden, wie der Porphyr. Unter und zwischen diesen findet sich mitunter ein schieferartiges Gestein. Der Porphyr ist an

manchen Stellen zerklüftet, an andern sehr fest und völlig zusammenhängend. Der zerklüftete Theil fällt nach und nach in Trümmer, und diese bedecken, ebenso wie der verwitterte Jaspis, die steilen Abhänge und machen den Pfad noch unsicherer. Wenn man über diese Trümmer fortgeht oder reitet, gibt das Aneinanderschlagen einen Klang, als ob Scherben oder stark ausgebrannte Ziegel an einander geworfen werden. Von Pflanzen fanden sich hier nur sehr wenige.

Am Abend kamen meine Führer aus Sentelek. Ich zog des Weges halber sogleich Erkundigungen ein und erfuhr, daß kein Weg am Flusse Korgon aufwärts ihnen bekannt sei. Der einzige Weg über die Korgonschen Schneeberge, von dem sie wüßten, führe weiter westlich am Sentelek hinauf. Daher gab ich denn den Plan auf, von hier aus den Kamm des Hochgebirges übersteigen zu können, obgleich ich noch gehofft hatte, daß meinen Führern vielleicht Seitenpfade bekannt sein möchten, durch die man bis zur Quelle gelangen könnte.

Am 25. Juli war das Wetter in der Frühe heiter, meine Leute wieder gestärkt und munter, wir brachen auf und wendeten uns nach Westen. Anfangs passirten wir einen Bach, Lugowaja, bald hernach einen zweiten, Worowskaja, dann einen Bergpaß, und bestiegen von da die große Tatarka. Von hier ging es über die kleine Tatarka, abermals über ein Flüßchen, bis wir den Sentelek erreichten, an dessen östlichem Ufer wir unser Lager aufschlugen. Auf dem ganzen Wege ritten wir bald bergauf, bald bergunter, an Berggehängen und an Bergjochen entlang und hinüber. Die Berge bestanden größtentheils aus Schiefer, waren weniger steil, dagegen oben sanft abgerundet. Am Tage stellten sich mehrere Male Regenschauer ein.

Weiter nach Norden am Sentelek waren die Berge ein weicher Kalkstein und nur sparsam verwachsen. Acht Werst von unserm Lagerplatz gegen Norden liegt das Dorf Sentelek, am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses.

Während der Nacht wurden wir durch Wölfe sehr beunruhigt, welche in dieser Gegend zahlreich sind, und ich mußte meine Begleiter mehrere Male wecken, da ich durch das Wiehern unserer Pferde und durch das Bellen unseres Hundes die Nähe dieser unwillkommenen Gäste bemerkte. In der Nacht vorher hatten sie im Dorfe Korgon ein Pferd zerrissen, ich ließ nun wiederholt unsere Flinten abfeuern, um sie zu verjagen. Wir hatten unter unsern Pferden eine Stute mit ihrem Füllen, und dies war vorzüglich in Gefahr gewesen, wie es sich am folgenden Morgen auswies. Die Mutter hatte es vor den Angriffen geschützt, denn auf dem Boden sah man noch die Spuren ihrer Hufen im Halbkreise.

Es hatte in der Nacht geregnet, gegen Morgen ward es trocken, später aber stellte sich der Regen wieder ein, und zwar noch stärker als vorher. Die Führer sagten, man dürfe es bei solchem Wetter nicht wagen, über die in Nebel gehüllten Schneeberge zu gehen. Wir warteten daher bis 10 Uhr Vormittags, wo der Himmel sich völlig aufklärte, dann gab ich Befehl zum Aufbruch. Allein bald ward ich bewogen, denselben wieder zurückzunehmen. Einer der Führer gab mir den Rath, noch so lange zu warten, bis man sehen könne, ob das gute Wetter von Dauer sei, er glaube an einem Berge Anzeichen wahrzunehmen, daß man nicht darauf rechnen dürfe. Er fügte hinzu, daß, wenn man auf diesen Schneebergen von Unwetter überfallen werde, man

auf der Stelle bleiben müsse, wo man sich gerade befinde, und daß es dort an Wasser, Holz und Futter für die Pferde fehle, wir daher in große Verlegenheit gerathen könnten. So sei es ihm einmal ergangen, als er mit sechs Jägern den Berg erstiegen und sie von einem Schneegestöber überfallen, gezwungen worden wären, zwei Tage und zwei Nächte auf derselben Stelle zuzubringen. Bald zeigte es sich auch, daß die Bedenken des Führers begründet gewesen, denn gegen Mittag brach unvermuthet ein heftiges Gewitter mit furchtbaren Regengüssen aus, welches die Schneeberge in dichte Nebel hüllte. Ich beschloß nun, bis zum nächsten Morgen hier zu bleiben, dann aber ganz früh aufzubrechen, um entweder über die Schneeberge zu gehen oder, wenn die Witterung dies durchaus nicht mehr gestatten würde, auf einem Umwege längs der Linie nach Riddersk zurückzukehren.

Vielleicht mag es befremden, daß man hier mit so besonderer Vorsicht zu Werke gehen muß, um eine Bergreihe, deren Höhe nur 6 bis 7000 Fuß beträgt, zu übersteigen, während doch in Europa viel höhere Berge ohne viele Umstände bereist werden. Allein die klimatischen Verhältnisse und die eigne Beschaffenheit dieser Gegenden bieten Schwierigkeiten für den Reisenden, welche ihm in den Gebirgen südlicher Länder entweder nur zum Theil oder doch nur selten begegnen. Auch ist es so schlimm, daß es hier an kundigen Führern fehlt, an denen man in europäischen Berggegenden bekanntlich keinen Mangel hat, weil das Amt eines Führers dort ein lohnendes Geschäft ist. Hier aber kennt Jeder nur die seinem Wohnort zunächst gelegene Gegend, und diese sehr genau, allein zwischen den so bekannten Gegenden bleiben immer große Räume, die man entweder garnicht oder nur vom Hörensagen kennt. Dadurch entsteht aber viel Verwechslung und Unwahrheit, wodurch man oft in große Verlegenheiten geräth. Sehr selten erhält man die aufrichtige Antwort, daß man diese oder jene Gegend nicht kenne, und in den wirklich unbekannten Gegenden machen einem die schroffen Gebirgsabhänge und die großen Sümpfe oft sehr viel zu schaffen. Wer sich im Gebirge verirrt, darf nicht darauf rechnen, daß ihm Jemand begegne, selbst in den bekannten Gegenden nicht, durch welche Pfade zu Dörfern oder Kalmückenjurten führen, denn überall sind die Gegenden sehr arm an Menschen. Nicht einmal Kalmücken mit ihren Heerden besuchen das Korgon-Gebirge.

Der Regen dauerte bis Mitternacht, und die Wölfe umschwärmten unsere Lagerstatt so nahe, daß die Pferde sich bis an mein Zelt flüchteten und ich Befehl ertheilen mußte, Wachen auszustellen, um sie fern zu halten. Am 27. Juli ging die Sonne klar auf, der Himmel war völlig wolkenlos und meine Führer erklärten sich zu meiner Freude bereit, uns heute über die Schneeberge zu geleiten. Wir machten uns daher auf den Weg und ritten anfangs den Sentelek entlang, dann durch den Fluß, bis wir an einen dichten sumpfigen Wald kamen, der großentheils aus Tannen, Lärchen und Ebereschen bestand. Höher hinauf standen neben den Lärchen noch Zirbelfichten und einzelne Birken. Die Richtung, der wir folgten, brachte uns auf sehr schlechte Wege und führte über Schieferlagen, wo das zu Tage liegende Gestein jähe, treppenartige Absätze bildete, welche bald höher, bald niedriger in steilen glatten Flächen vortraten. Zwischen diesen Absätzen lagen beschwerliche Thonsümpfe und große unregelmäßige Schieferblöcke. Hier mußten die Pferde hinaufklettern. Oft fielen sie, wenn sie die Vorderhufen prüfend aufsetzten

und hinaufzuspringen versuchten, dennoch mußte der Reiter sich ihnen vertrauen, da es unmöglich war, zu Fuß hier fortzukommen. Umgefallene Baumstämme lagen in Menge auf unserm Wege und viele starre Aeste stießen uns überall auf, welche wir erst wegzuhauen genöthigt waren, um den Reitern und den Packpferden Raum zu schaffen. In diesem Walde ritten wir aufwärts bis zu einer Höhe von 5254 Par. Fuß über dem Meer, wo die letzten Zirbelfichten von gesundem Wuchs vorkommen. Höher hinauf trafen wir diese Bäume nur verkrüppelt und verdorrt. Aber schon in einer weit geringeren Höhe, an einzelnen baumlosen Stellen des Waldes hatten wir große Schneeflächen gesehen. Dann ging es eine Zeitlang den ziemlich steilen Schneeberg hinan, dessen nördlicher Rand sich bis zu einer absoluten Höhe von 6069 Par. Fuß erhebt. Als ich diese Höhe hinanritt, war ich ganz sicher, nun bald den Gefahren entkommen zu sein, welche die Führer so eindringlich geschildert hatten. Ich glaubte nämlich, es werde hier wie bei den übrigen Schneebergen, die ich bis jetzt erstiegen hatte, der Fall sein, daß wenn man den Kamm der Höhe erreicht hätte, man sich bald hernach auf der andern Seite in das Thal hinabbegeben könne. Allein wie sehr erstaunte ich, als ich auf der Höhe angelangt, weite, allmählig ansteigende Schneefelder vor mir ausgebreitet fand, deren Ende ich selbst mit dem Fernrohr nicht absehen konnte. Zwischen diesen zogen sich niedrige, spärlich mit Pflanzen versehene Bergrücken hin. Ueber diese schneeige Hochebene mußten wir hinüber, und nun erst begriff ich, warum die Führer so sehr getrieben hatten und mit der größten Hast, so weit es das schwierige Terrain gestattete, fortgeeilt waren. An dem Nordrande lag eine ganz schneelose Koppe, welche durch eine Schlucht von einer andern getrennt war. Diese wollte ich ersteigen, um von dort aus die ganze Gegend zu übersehen, und ließ die Führer und meinen Dolmetscher mit den Packpferden den geraden Weg links neben der Koppe nehmen, wo sie auf uns warten sollten, bis wir wieder zu ihnen stießen. Meine übrigen Leute hatte ich bei mir behalten. Nachdem ich nun mehrere Pflanzen eingesammelt hatte und wir in der Richtung, welche den Führern der Packpferde bezeichnet worden war, wieder hervorkamen, sahen wir uns nach ihnen um, konnten sie aber nirgends auf der ganzen Fläche entdecken. Wir riefen laut, erhielten aber keine Antwort. Auch nachdem mehrere Flintenschüsse abgefeuert worden waren, zeigte sich Niemand.

So vergingen einige Stunden und allerdings war es etwas sehr Unangenehmes, sich hier in dieser starren Oede allein, ohne Führer zu befinden, und im Fall man von Unwetter übereilt werden sollte, ohne Futter für die Pferde, ohne Feurungsmaterial und ohne Lebensmittel. Endlich, nachdem unser Jäger nach allen Seiten umher geritten war, bemerkte er in weiter Ferne die Vermißten, und zwar in einer ganz andern Richtung, als die, welche ihnen angegeben worden. Sie hatten diese andere des besseren Weges halber vorgezogen, und befanden sich hier in einer kleinen Vertiefung, daher wir sie von unserm Standpunkt aus nicht gewahren konnten. Unser Jäger ritt nun, so schnell das Terrain es gestattete, ihnen nach, um sie einzuholen. Allmählig sammelte sich der ganze Zug wieder zu einander. Doch hatten wir viel Zeit dadurch verloren, was wegen der Breite der Hochebene, über die wir noch heute passiren mußten, in Anschlag zu bringen war. Wir ritten nun südwärts zwischen den Schneefeldern, und benutzten soviel möglich

die Stellen, wo kein Schnee lag. Links erhoben sich die Schneeberge um die Quellen des Senteleck herum, dahinter bemerkten wir noch ein höheres, mit Schnee bedecktes Gebirge, aus dem der Korgon hervorströmt. Beide sind jedoch nicht sehr bedeutend über das Plateau erhaben. Rechts lagen die Tigeräckischen Schneeberge. Endlich erreichten wir die Gegend, wo die Inja entspringt. Aus großen Eisblöcken und aus Schneefeldern kommen unzählige Rinnsale hervor, durch deren Vereinigung sich zwei Bäche bilden, von denen der eine von Süden nach Norden, der andere von Südost nach Nordwest fließt. In ihrer Vereinigung führen sie den Namen der Inja, welche gleichfalls nach Nordwesten fließt, bis sie sich, mit dem Tigeräck vereinigt, in den Tscharysch ergießt. Von der Inja hatten wir noch 12 Werst bis zum Südrande des Plateaus, welches bis zu 6710 Par. Fuß ansteigt. Ehe man diese Höhe erreicht, muß man eine Schneefläche überschreiten, die etwa 100 Klafter breit ist, und deren Grenzen nach Osten und Westen man nicht wahrnehmen kann. Es war empfindlich kalt, besonders nun ein schneidender Nordwind, der schon den ganzen Tag geweht hatte, noch heftiger wurde. Wir beeilten uns daher, soviel wir konnten, um auf den südlichen Abhang zu kommen, um so mehr, als hinter uns schwarzes Nebelgewölk aufstieg, welches der Nordwind eiligst an dem Himmel herauf trieb. Es hatte uns erreicht, als ich eben am Südrande der Ebene mein Barometer beobachtete. Ich befand mich plötzlich ganz von dichten schwarzen Wolken umgeben, und sah von meinem Bedienten, der das auf dem Boden gestützte Barometer hielt, nur dessen Hände, ihn selbst gar nicht. Ein Glück war es, daß wir uns am Rande befanden, daher sofort hinabsteigen konnten. So entkamen wir bald dem Nebelgewölk, da dies fast in horizontaler Richtung fortzog, ohne sich weiter zu senken.

Einige der beschneiten Stellen der Ebene zeigten nicht nur noch vorjährigen Schnee, sondern deutlich mehrere Schneelager und Schneeschichten. An mehreren Stellen lag er fünf Fuß hoch. Die Pflanzen waren ziemlich zahlreich und mannigfaltig, auch Gräser und Zwergweiden fanden sich. Wo der Boden schneelos war, erschien er sumpfig, hie und da waren flache Thäler ausgefurcht, in denen kleine Bäche hinflossen, die aus Seen herkamen, in denen sich das fließende Schneewasser sammelte. Hin und wieder ragten völlig nackte Granitblöcke, zum Theil bis zu einer Höhe von 20 Faden empor, besonders am Südrande fanden sich viele spitze Zacken, die ich jedoch nicht ersteigen konnte, da das aufziehende Nebelgewölk uns zu eilen nöthigte.

Sonst ging es, ungeachtet aller Mühsal, auf unserem Zuge doch recht tröstlich her. Meine Leute sangen ihre russischen Nationallieder, unsere Kalmücken die ihrigen, selbst wenn es Beschwerden für sie gab, und nur selten schwand ihnen die gute Laune. Heute aber waren alle still und ernst, die sonst Fröhlichen ritten schweigend dahin, da die von den Führern mit so lebhaften Farben geschilderten Gefahren ihnen im Sinne lagen. Als wir die Schneefelder verließen, kehrte erst die allgemeine Heiterkeit wieder, denn Alle glaubten, nunmehr die Gefahren überwunden zu haben.

Wir gelangten beim Hinuntersteigen in das Thal der Uba, darnach in das der Korowicha. Den letztern Fluß durchritten wir und kamen an das Flüßchen Blagodarna, welches sich in die Korowicha ergießt. Hier schlugen wir unser Lager auf, und fanden reichlich Futter für unsere Pferde und Fichten-

stämme genug, um ein helles Feuer anzumachen. Als wir nach der Höhe zurückblickten, von der wir herabgestiegen waren, sahen wir das Plateau und die nordwärts gelegenen Berge in dichten Nebel gehüllt, dem wir noch zur glücklichen Stunde entkommen waren. Wir übernachteten in einer Höhe von 4953 Par. Fuß über dem Meere.

Am Morgen des 28. Juli traf mich ein Unfall, der mir die Beschwerde der Reise doppelt unangenehm machte. Als wir zum Aufbruch bereit waren, lief eins der Pferde auf mich zu, schlug mit den Hinterbeinen aus und traf meine Hüfte. Ich empfand heftigen Schmerz, mochte aber die Reise nicht aufhalten und setzte mich zu Pferde. Bald aber bemerkte ich, daß ich stark blutete, weshalb ich suchen mußte, das Blut zu stillen so gut es ging. Indeß war ich dadurch unbeholfen geworden und durch die beständige Bewegung beim Reiten, nahm der Schmerz und das Anschwellen der verletzten Stelle zu. Die Witterung war trübe, der Himmel ringsum bewölkt und die Luft kalt. Wir suchten daher, so rasch wie möglich, von dem Gebirge herunterzukommen, weil wir dadurch hofften, in niedrigere Gegenden zu gelangen, wo es keine Schneeberge mehr zu passiren gäbe. Allein diese Hoffnung ward bald getäuscht, denn es währte nicht lange, so lag ein Schneeberg vor uns, den wir, nach Aussage der Führer, noch übersteigen mußten, weil wir dem Laufe der Blagodarna und Korowicha nicht folgen konnten, die in so wilden Felsschluchten fortströmen, daß es unmöglich ist, in diese mit Pferden sich hineinzuwagen. Dieser Schneeberg sollte aber auch der letzte sein, den wir auf diesem Wege zu übersteigen haben würden.

Endlich gelangten wir an das Ufer der Kedrowoka, eines Nebenflusses der Korowicha und ritten hier das Gestade aufwärts, bis zur Quelle am nördlichen Abhang, nicht weit vom Kamme des Schneebergs entfernt, über den wir hinüber mußten. Gegenüber am südlichen Abhang entspringt in einem tiefen Thale, die kleine weiße Uba, und hier am Rande dieses Thales, erklärten unsere Führer, wahrscheinlich durch den Anblick des grauenvollen Absturzes erschreckt, der uns entgegengähnte, daß sie uns verlassen wollten, weil wir nun nicht mehr des Weges verfehlen könnten, da die kleine weiße Uba der großen Uba zufließe. Wir hielten es ohnehin schon für unmöglich, hier hinabzusteigen, und nun sollten wir noch uns selbst überlassen sein, da Niemand die Gegend kannte, in der wir uns befanden. Unser Jäger zwar wußte jenseits der großen Uba Bescheid, allein nur von der Stelle an, wo diese die Sakmaricha in sich aufnimmt, und die Führer hatten versichert, mit dem Wege bis zu diesem Punkte bekannt zu sein und uns dahin geleiten zu wollen. Ich entgegnete ihnen daher, daß ich sie nicht entlassen werde, bis sie uns an die große Uba gebracht hätten, und meine Leute waren so erbittert über die Führer, daß ich Mühe hatte, sie vor den Ausbrüchen ihres Unwillens zu schützen.

Als ein Blick auf den steilen Abgrund, der vor uns lag, und mehrere hundert Fuß tief war, uns das Gefährliche unserer Lage zeigte, und ich besonders wegen meiner Verletzung an der Hüfte, mich nicht bewegen konnte, drangen wir in die Führer, uns einen andern Weg zu zeigen. Allein es ergab sich, daß sie den Weg garnicht kannten, und es blieb uns nichts übrig, als den Versuch zu wagen, hinunterzukommen, denn eine Rückkehr auf die Hochebene bei diesem Nebelwetter war nicht möglich. Die Beschaffen-

heit des Thales, als Passage für Reiter und Gepäck, übertraf Alles, was mir bis dahin in diesem Gebirge vorgekommen war, und es ist schwer, ein treues Bild davon zu geben. Die Wände des schmalen Thals, das unten in der Thalschlucht kaum zwei Faden Breite hatte, fielen jähe hinab, überall mit kleinen Felsstücken bedeckt, zwischen denen hohe Kräuter üppig wuchsen, so daß die losen Felsstücke überall damit belegt waren. Diese aber wurden nur durch das Wurzelgeflecht der Pflanzen in ihrer Lage erhalten, und sobald der Fußtritt der Menschen oder der Huf der Pferde dies Wurzelgeflecht zerriß, rollten die Steine in den fürchterlichen Abgrund hinunter, wodurch man in Gefahr kam, mit hinabzustürzen. Wollte man aber festern Fuß auf dem Gestein suchen, welches unter den kleinen Trümmern lag, so war das nicht minder mißlich, da durch das Herabträufeln von tausend kleinen Rinnsalen, welche von den Schneebergen herabkamen, alles Gestein sehr schlüpfrig geworden war. Niemand von meinen Leuten blieb auf seinem Pferde sitzen, nur ich war dazu gezwungen, weil ich heute zu Fuß garnicht fortkommen konnte. Allein mit den Pferden gab es viel Mühe und Noth, um sie den Abhang hinunter zu führen. Sie waren zwar des Auf- und Abkletterns steiler Höhen genug gewohnt, allein hier wollten sie durchaus sich nicht hinabwagen, und kehrten schon bei dem ersten Schritte um, als empfänden sie ein Grauen vor diesem ungeheuren Abgrund. Alles Treiben war vergeblich, und obgleich man die Peitsche nicht schonte, so waren sie schlechterdings nicht von der Stelle zu bringen und sahen sich, ganz gelassen die Schläge aushaltend, nach ihren Führern um. Unser Jäger, ein Mensch von außerordentlicher Größe und Kraft, mußte jedes einzelne Pferd — es waren im Ganzen fünfzehn — hinunter führen, wobei die anderen Leute ihm halfen. Manche fielen und beschädigten sich, was für mich von oben her kein ermuthigender Anblick war, da ich auch hinunter sollte, und leider den Rücken meines Pferdes nicht verlassen konnte, dazu nicht einmal das gewohnte Reitpferd hatte, weil dieses durch unvorsichtiges Aufsatteln durchgerieben war. Ich ritt ein Bauernpferd aus Sentelek. Da ich mit dem Fuß nicht auftreten, und mich nur mit großen Schmerzen auf meinem Pferde erhalten konnte, so halfen meine Leute mir dabei mit der größten Besorglichkeit, ja wirklich mit Gefahr ihres Lebens. Das Pferd ward mit mir beinahe hinabgetragen, und ich kam den fürchterlichen Abhang ohne Unfall hinunter. Unten, wo all' die kleinen Rinnsale sich zu einem Flüßchen, der kleinen weißen Uba, vereinigten, trafen wir alle zusammen. Aber hier gab es noch viel Ungemach. Dieser Fluß zwar klein, aber seines jähen Falles wegen sehr reißend, strömte in engem Bette zwischen und über großen Felsblöcken fort, und war von steilen Felswänden eingeschlossen. Noch waren wir nicht auf einem Wege, auf dem die Pferde allein weiter gehen konnten, auch hier noch mußten sie durch Peitschenhiebe theils zum Erklimmen großer Steine, theils zum Springen von einem Felsblock zum andern, genöthigt werden. Auf diese Weise ging es etwa zwei Werst weit fort, und ich mußte dabei in stiller Ergebung beständig auf dem Pferde sitzen bleiben. Endlich erweiterte sich das Thal, die Seiten wurden weniger steil, und neben dem Fluß zeigte sich ein schmaler Saum, auf dem man mit größter Vorsicht reiten konnte. Ich folgte diesem Pfade. Allein Einer von meinen Leuten glaubte, es sei am obern Theil des Abhanges besser fort zu kommen, und ich sah bald darauf mit nicht geringer Beklemmung, wie auf der Höhe

über mir das Füllen, die Stute und deren Reiter fielen, überschlugen und so den Abhang hinabrollten. Ich drückte mich unter einen Baum, um wenigstens etwas gesichert zu sein; allein, durch ein Gesträuch aufgehalten, konnten sie wieder festen Fuß fassen und der Sturz blieb ohne schlimme Folgen.

Diese gefährliche Stelle hat uns mehr als vier Stunden Zeit gekostet. Wir ritten nun das Gestade der kleinen weißen Uba entlang, ohne die Richtung zu kennen, in welcher wir bekanntere Gegenden erreichen konnten. Nirgends fand sich ein Zeichen, daß je zuvor ein Mensch diese Einöde betreten hatte, ja nicht einmal die Spur eines Wildes war bemerkbar. Nach langem Suchen schien es uns, als hätten wir eine Stelle gefunden, wo einmal ein Feuer gebrannt hatte. Unweit davon lagen Baumstämme und Aeste, die mit dem Beil abgehauen waren; auch fanden sich die Ueberreste einer Hütte, welche ehemals von Jägern aufgerichtet worden war. In der Nähe der letzteren glaubten wir auch eine Wildbahn oder einen überwachsenen Reitpfad zu erkennen, den wir sorgfältig verfolgten und dessen Spur wir immer wieder aufsuchten, so oft er sich in dem dichten Gebüsch verlor, durch das wir uns mit Aexten Bahn hauen mußten. Dieser Pfad lenkte uns allmählig vom Ufer der kleinen weißen Uba hinweg und über den niederen Bergrücken. Von Zeit zu Zeit ritt der Jäger auf die Höhe, sich umzusehen, ob er die Gegend kenne, aber immer vergebens. Unterdeß hatten wir unseren Pfad verloren, fanden aber einen anderen auf, welcher uns über einen höheren Bergrücken führte, hinter welchem sich ein anderer, der in derselben Richtung fortlief und weiter westwärts mit ihm vereinigte, erhob. Ungewiß, nach welcher Gegend wir den Ausgang aus diesem kesselförmigen Thal suchen sollten, ließ ich den Jäger den südlichen Bergrücken hinanreiten, damit er sich noch einmal umsehen möge, und oben angelangt rief er uns fröhlich zu, er sehe das Ufer der großen Uba. Die Freude bei uns Allen war groß, aber wir waren noch nicht an dem Ufer und noch weniger an der Stelle, welche unserm unerschrockenen Jäger durch Hörensagen bekannt war; denn er selbst war niemals hier gewesen. Der Abhang war unendlich steil, allein die Hoffnung, längs der Gestade der großen Uba in bekannte Gegenden zu gelangen, gab uns Muth die bevorstehenden Beschwerden leichter zu nehmen. Wirklich waren sie auch weniger groß, bis wir an eine nur wenig geneigte, völlig kahle und glatte Felswand, die etwa 15 bis 18 Fuß hoch war, gelangten, wo uns nichts anderes übrig blieb, als den Pferden das Gepäck abzunehmen, dies an Stricken hinunter zu lassen und selbst hinab zu gleiten. Auch ich mußte mich dazu verstehen, so schmerzhaft dies Experiment auch für mich war. Die Pferde verstanden es übrigens vortrefflich, nachdem sie abgeladen waren, die jähe Stelle hinab zu rutschen.

Als wir am rechten Ufer der großen Uba ankamen, ritten wir an das entgegengesetzte hinüber, und schlugen dort westlich von der Teremki-Sopka, in einer Höhe von 2132 Par. Fuß über dem Meere, unser Lager auf. Hier machten wir die Entdeckung, daß die Vorräthe bis auf nichts zusammen geschmolzen waren, es daher meinen Leuten an einiger Erquickung fehlte. Wir versuchten zu angeln, aber mit geringem Erfolg. Ich gab daher von meinen eigenen Vorräthen her was ich noch übrig hatte, und nun war alles Ungemach vergessen. Mit den Führern war aber immer noch kein gutes Verständ-

nis angeknüpft, diese zündeten ein eigenes Lagerfeuer für sich an, fischten im Flusse und kochten den Fang für sich allein auf ihrem Feuer.

Am 29. Juli brachen wir früh auf, um bald bekannte Gegenden zu erreichen, nachdem wir vorher unsere Führer aus Sentalek entlassen hatten. Wir ritten in westlicher Richtung, längs der großen Uba, mußten aber mehrere Male durch den Fluß, je nachdem die Felsen bald an diesem, bald an jenem Ufer so weit sich dem Fluß näherten, daß sie den Pfad beschränkten. Dort, wo wir den Fluß zuerst erreichten, ist das Thal dicht bewaldet und bald an der einen, bald an der anderen Seite findet sich ein schmaler Saum flachen Landes. Mehr unterhalb wird dieser breiter, und ausgedehnte Wiesengründe, welche mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt sind, ziehen sich längs des Flusses. Oberhalb des Dorfes Losicha findet man hier keine menschliche Niederlassung. Es war mir dies anfangs sehr auffallend, allein ich bemerkte bald, daß das flache Ufer wenig über den Wasserspiegel erhaben sei, und an den einzelnen Sträuchern sah man Spuren, daß das Wasser diese Gegenden im Frühjahr drei bis vier Fuß hoch bedeckte. Weiterhin kamen wir an das Gestade des Flüßchens Pachodnaja, welches sich in die große Uba ergießt. Später überstiegen wir einen unbedeutenden Bergrücken, welcher die Wasserscheide zwischen der großen Uba und der Ulba ausmacht; an der Quelle der letzteren blieben wir über Nacht. Das Wetter war am frühen Morgen ganz heiter gewesen, nachher hatte sich der Himmel bewölkt, und Nachmittags hatten wir so heftige und anhaltende Regengüsse, daß wir selbst unter unsern Zelten völlig durchnäßt wurden. Auch der Boden hatte überall so hohes, nasses Gras, daß es nicht möglich war, ein trockenes Lager aufzufinden. Selbst das Feuer wollte anfangs der Regengüsse wegen gar nicht brennen, und als dies endlich gelang, war das Trocknen der Kleider und des Gepäckes doch nicht möglich, da der Regen die ganze Nacht ununterbrochen anhielt.

Auch unsere Lebensmittel waren zu Ende, und durch die Entbehrungen und Anstrengungen der letzten Tage, sowie durch die Nässe am Tage wie bei der Nacht, bekam ich einen Fieberanfall. Als ich jedoch einige Stunden geschlafen hatte, fühlte ich mich so gestärkt, daß es mir möglich war am 30. Juli gegen Mittag weiter zu reiten, ungeachtet der Regen in Strömen herabfloß. Wir ritten die große Tschesnakowa entlang, dann über einen Bergrücken von sanft ansteigender Höhe und gelangten an das Ufer der kleinen Tschesnakowa, an der wir in südöstlicher Richtung fortzogen. Die ganze Strecke war dicht bewaldet, mit einzelnen offenen Plätzen, die sehr sumpfig waren. Unsere Pferde waren sehr angegriffen, und als wir vor Riddersk ankamen, waren sie nicht zu bewegen, auf dem harten Wege fortzugehen, sondern suchten sich die mit Gras bedeckten Stellen neben dem Wege aus, da ihre Hufen abgerieben und die Füße sehr beschädigt waren.

V. Vorder-Indien.

1. Im Mahratten-Lande.

Der Winter besteht in Indien aus einer Reihenfolge vollkommen heiterer noch sehr heißer Tage, die aber durch kühlere Lüfte gemildert werden. Die Bäume von zarterem Wuchse verlieren die Blätter, andere aber, beständig grün, zeigen nur einen vorübergehenden Stillstand ihres Wachsthums. Anstatt sich über das Herannahen dieser Zeit zu betrüben, sehnt man sich nach derselben, indem die Sonne sich um einige Grade entfernt und allenthalben ein neues Leben in Stadt und Land entsteht. Die Sommer-Sonnenwende bringt fruchtbare Wolken, welche die dürstende Erde tränken, und die befeuchteten Saaten wachsen und reifen schnell. Dann, wann die Erndte beendigt ist, wann die Nothwendigkeit ihre Producte auszuwechseln die Bevölkerung zum Wandern antreibt, werden ihre Reisen durch eine günstigere Temperatur erleichtert. In den nun längeren Nächten wird der Boden mit Thau getränkt, der Mensch fühlt sich gesunder und kräftiger die Beschwerden zu ertragen, auch die Lastthiere, welche ihm dienen, vermögen eher weite Strecken zurückzulegen, Berge zu übersteigen und den Sand der Ebene zu durchschreiten.

Die Winterzeit ist auch für Europäer die Zeit des Wanderns und Reisens. Die Bewohner von Bombay verlassen ihre Insel und machen Ausflüge nach der Elephanta und nach den Höhlen von Salsette, manchmal bis Ellora zu den räthselhaften Monumenten, deren Entstehung sich nicht wohl bestimmen läßt. Wer aus Europa kommend sich dem Klima angewöhnen, oder von der Hitze in einen gesunderen Luftkreis will, der begebe sich nach den Bergen von Mahabelliswar oder in die Umgebung von Punah. Hat man erst einige Wochen in dem glühenden Sande und dem erstickenden Staube von Bombay zugebracht, so wird man bald das Bedürfniß fühlen die Höhen zu ersteigen, welche die Bay begrenzen. Nach jener Seite hin, gegen Punah, der Hauptstadt der westlichen Mahratten, wandte auch ich mich in der schönen Jahreszeit, welche mit dem December beginnt und im Februar endigt. Die Straße über die Berge führt einem Flüßchen zu, im Hintergrunde der Bucht neun Meilen von Bombay. Man bedient sich hübscher Barken mit lateinischen Segeln und fährt gewöhnlich des Nachts, weil man den Wind benutzen muß, der kräftig nur bis drei Uhr bläst und gegen Morgen plötzlich aufhört. Bald läßt man die großen europäischen Schiffe hinter sich und die schweren asiatischen Schaluppen, die ein stets lebhafter Handelsverkehr zu Hunderten um die englische Stadt schaart. Je tiefer man sich in die Stille einer heitern Nacht versenkt, je lauter man die bewegten Wellen plätschern hört, desto mehr empfindet man ein unbeschreibliches Wohlgefühl, das von dem harmonischen Getön des Windes, der die Kokospalmen am Strande der Inseln schüttelt, noch erhöht wird. Zuerst gleitet man zwischen dunkeln hohen Felsen hin, dann an einem niedrigeren, milderen Ufer; statt des Meeres trägt uns ein kleiner stiller Fluß, an der Küste unterscheidet man neben den Hütten hohe Palmen, welche die Häupter unter dem sternenbesäeten Himmel wiegen. Die Hindumatrosen

chlafen gewickelt in ihre langen weißen Baumwollendecken, welche Leichen-
ichern gleichen; der Steuermann singt mit leiser Stimme und der Kranich
ntwortet ihm schrillend aus dem Sumpfe.

Man wirft den Anker aus im Hafen von Panwell, einem ziemlich be-
eutenden Handelsplatz, der Bombay mit den Städten des Innern verbindet,
nd die Verbindungslinie zwischen dieser Insel und den kleinen Staaten der
Mahratten bewacht, welche in den Ländereien der englischen Compagnie ein-
eschlossen liegen. Mit anbrechender Dunkelheit gewahrten wir große zwei-
nastige Barken mit Baumwolle beladen, welche am Strande das Eintreten
er Fluth erwarteten; Wagen, Ochsen in großer Menge, kleine Pferde und
inige Kameele erfüllten den Raum, welcher das Dorf vom Ufer trennt. Aber
ı dieser späten Stunde gehen die Hindus nicht den Obliegenheiten ihrer
Kaste nach; sie vollbringen mit einer gewissen Sammlung ihre religiösen und
esundheitlichen Vorschriften, welche ihr enges Leben begränzen.

Von den Ufern des Flusses erstrecken sich salzige sumpfe Ebenen bis an
en Thalrand, in welchen die Engländer ihrem liebsten Zeitvertreib, der
Schnepfenjagd, nachgehen. Das Dorf Panwell liegt am Eingang einer
Bergschlucht, und Trümmer einer alten Festung deuten an, daß seine Lage
ie kriegerischen Bewohner schon früh bestimmt hatte, einen Waffenplatz dar-
us zu machen. Die Einwohner haben hier nichts gebaut, so daß Panwell
in weiter Bazar blieb, von schönen Bäumen beschattet, stets von Karawanen
us dem Innern besucht, wo zu jeder Stunde das Tamburin der Tänzerin-
en, das Geschrei der Bettler und die Gesänge des Fakirs ertönen. Bei den
etzten Hütten zur Seite des Weges erhebt sich der Boden, und sobald man
inen Berg überstiegen, tritt ein zweiter höherer hervor. So erreicht man
llmählig die Hochflächen der Ghats. Diese Bergkette erstreckt sich von dem
Fluß Tapti bis zum Vorgebirge Comorin, der Südspitze von Vorder-Indien.
Einen einzigen Punkt ausgenommen, wo ihre letzten Ausläufer sich bis in
ie Fluthen zu senken scheinen, bleibt sie vom Meer auf 40 bis 70 Meilen
ntfernt, und zeigt den Schiffern in ihrer ganzen Ausdehnung abgerissene
ackige Gipfel, ähnlich den Bergen Arabiens gegen die Meerenge von Bab-
-Mandeb. Zwischen den niedrigeren Bergketten, an welchen häufig dunkler
Porphyr zu Tage tritt, woraus hindostanische Künstler kolossale Standbilder
emeißelt haben, erstrecken sich eng umschlossene Ebenen, wie ausgetrocknete
Seen. Alte Straßenzüge, breiter wie die Straßen der Römer, durchschneiden
inige jener Wasserbecken; wilde Palmen, durch den Wind in weiten Zwi-
chenräumen ausgesäet, beschatten spärlich den Pfad. Andere Bäume von der-
elben Art, meistens von einem Schwarme schwarzer Geier umkreist, erheben
ich hie und da in diesen öden Räumen, bald über dornigem Gestrüpp, bald
über dem ausgetrockneten Bett eines Wildbachs. Am breiten Fuß der Berge,
eren Gipfel meist steil und abgerissen ist, sieht man Waldüberreste, unter
enen die Straße beim Eintritt der Engpässe sich hinzieht. Am Abend ver-
äth bläulicher Rauch das Vorhandensein einer Hütte im stillen Waldesgrund;
ewöhnlich sind die Landstriche, welche kein fließendes Wasser haben, wo die
Sonnenstrahlen von den Felsen zurückprallen, wenig zum Anbau geeignet und
ast unbewohnt.

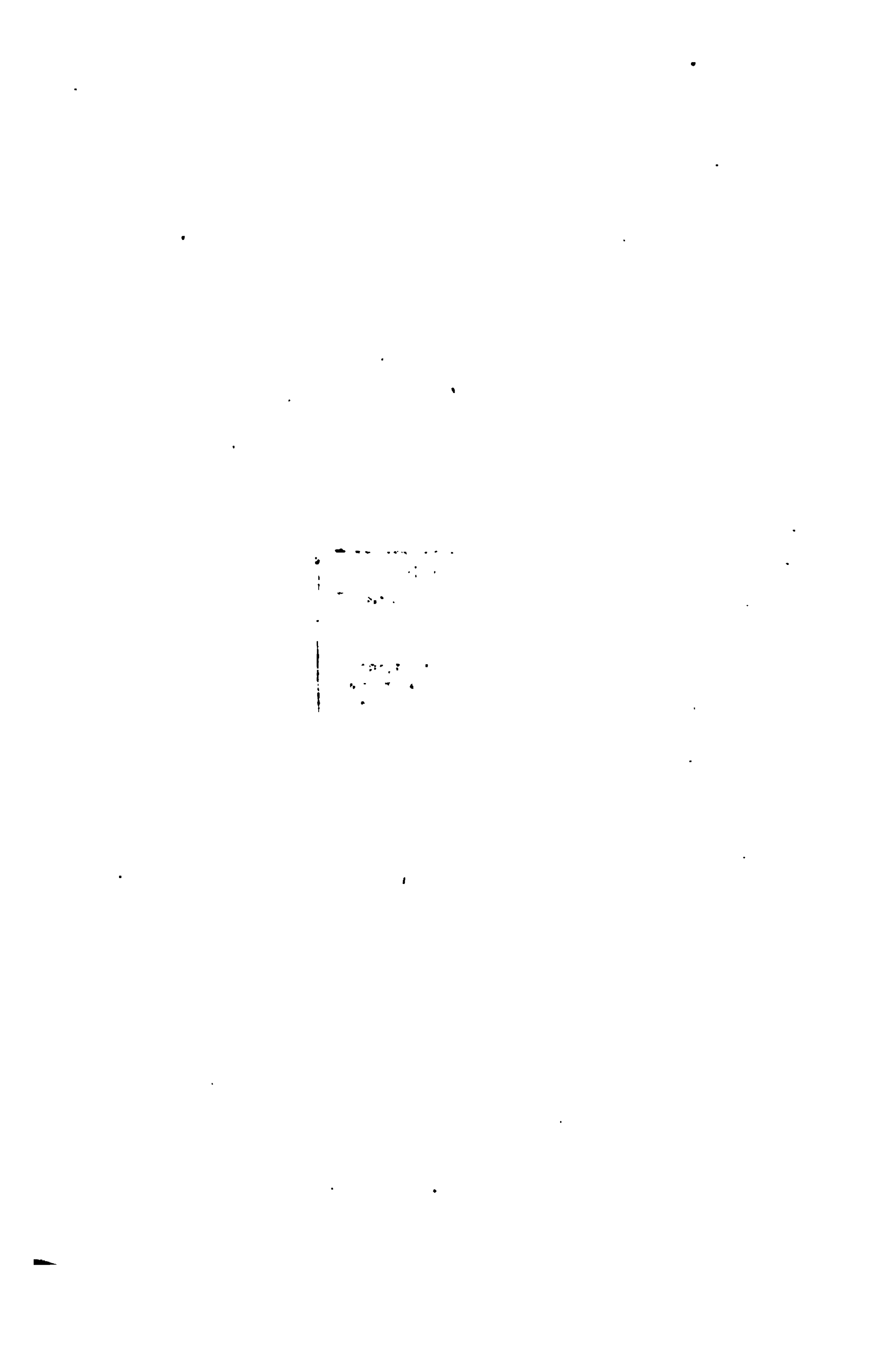
Zur Zeit, als wir das malerische Land durchreisten, zogen zahlreiche
Schaaren von Hirten und Kaufleuten die staubige Straße entlang. Es waren

Mahratten, die nach dem Einschiffungspunkt Baumwolle brachten, welche von den Fahrzeugen nach Bombay übergeschifft wird. Dort angelangt, bleiben die Baumwollenballen während der ganzen trockenen Jahreszeit im Freien aufgeschichtet, bis die Schiffe sie nach den Märkten von London und Liverpool tragen oder in den Faktoreien von Canton niederlegen, wo sie gegen Thee oder chinesische Seide vertauscht werden. Die Mahratten bedienen sich, wenn sie weit her kommen, der schlechtgebahnten Wege halber, kleiner Wagen. Sie benutzen Ochsen und Büffel, denen sie mit starken Gurten die wohlvertheilte Last aufbinden. Es gibt Züge von zwei bis dreihundert solcher beladenen Thiere, welche Monate lang durch Berg und Thal hinziehen, und von einigen zwanzig Bewaffneten beschützt werden, die Feuergewehre, Keulen, Spieße, Schilde und Säbel tragen. An der Spitze des Zuges schreitet der schönste jener starken geduldigen Vierfüßler, meistens ein Ochse, denn der Büffel, mit seinen kurzen Beinen und weitgeöffneten Nüstern nach Pfützen und Bächen spähend, wo er sich gern hineintaucht, wäre wenig zum Anführer geeignet. Der glorwürdige Ochse, dem diese Ehrenstelle zugetheilt worden, ist zugleich Herr, Führer und Fahnenträger. Auf seinen geraden langen Hörnern flattern weite rothe Pantalons, die er sich wohl hütet, am Buschwerk zu zerreißen; an seinem nervigen Halse ist das Fähnchen befestigt, das die Farbe seines Herrn trägt, und als Zeichen zum Versammeln des Zuges dient; Schnüre niedlicher weißer Muscheln hängen in Festons über seine breite Stirn herab. An dem zum Nachtlager bestimmten Ort hält Abends der Zug an. Die Baumwollenballen, wie Mauern aufgeschichtet, bilden ein Viereck mit einer einzigen Oeffnung, worin während der Nacht die Lastthiere eingeschlossen werden. In einsamen Gegenden, wo der Ueberfall eines Tigers oder einer Räuberbande zu befürchten ist, bewachen sorgsame Posten den Eingang. In der Mitte sind die Zelte von Zeug oder Matten aufgeschlagen, die Männer hängen ihre Feuergewehre an die in der Erde befestigten Pfosten, setzen sich im Kreise herum und plaudern rauchend. Ihr Narguile (Rauchapparat) besteht aus einer hohlen Kokosschale, einem zierlichen Stabe, der die Pfeife trägt, und einem Bambusrohr. Niemals verläßt der Mahratte seine Heimath ohne dieses Geräthe; das Narguile und das alterthümliche Schwert mit breiter Klinge, sind seine unzertrennlichen Reisegefährten. Der Anzug der Männer besteht gewöhnlich aus einem Stück weißen Stoffes, das um die Lenden geschlungen wird, ohne die Bewegung des Knie's zu hemmen; in einer Falte birgt er seine Waffe, wenn er in das Dickicht der Berge geht, trägt er sie in der Hand. Der Beduine, welcher durch den Sand der Wüstenebene wandert, kann wohl an dünner Schnur die feine Damascenerklinge in hölzerner Scheide am Halse tragen; nicht so der Mahratte, der flüchtig und leicht wie eine Gemse die Abstürze der Ghats erklimmt, und den seine Waffe nur hemmen würde. Die scharfen Felsenkanten nöthigen ihn auch, seinen Fuß durch einen plumpen Kothurn zu schützen, und manchmal umhüllt er seine Beine mit einer Bekleidung, ähnlich jener der alten Franken. Sein Haupt ist mit dem hindostanischen Turban geschmückt, der aus weißem und rothem Zeuge besteht, und dessen Enden auf den Nacken fallen und ihn vor der Sonne schützen.

Ist das Lager aufgeschlagen, so beginnen die Frauen ihre häuslichen Arbeiten. Sie zünden ein Feuer an und nähren die Flammen mit dürrem



Im Mahrattenlande.



Reisig, das sie aufgesucht haben, während die Männer die Zelte aufrichten. Andere wandern mit einem Kruge auf dem Kopfe, ein Kind auf dem Arm, und von fünf oder sechs größeren, die sich nackt im Staube tummeln, umschwärmt, nach der nahen Quelle, um Wasser zu schöpfen. Hier werden die Krüge gefüllt und in die Runde gestellt, dann plaudern Mädchen und Frauen, es ist der einzige Ort, wo sie ungestört Gedanken austauschen können. Indessen tönt die Trompetenmuschel, die Ochsen kehren langsam nach dem Lagerplatze zurück, die Büffel bezeichnen ihren Weg im Staube mit den Wassertropfen, die von ihren Seiten rieseln. Die müden Hunde folgen dem Zugvieh und lagern sich zu den Füßen ihrer Herren. Auf dem Zelte flattert die Fahne des Volksstammes, die Frauen zerstreuen sich, jede nach ihrer Lagerstätte. Der Brunnen steht verlassen, denn im Walde irren zu dieser Zeit böse Geister umher. Das Kind, erschreckt vom Geheul des Schakals, drängt sich an die Mutter und eilt vorwärts, Nachtvögel entflattern der Höhlung eines Feigenbaums, die Mädchen, ein jedes drei Wasserkrüge auf dem Kopfe tragend, entfliehen raschen Schrittes, ohne nur einen Tropfen zu verschütten. Bald sinkt die Finsterniß von den Bergen herab, man unterscheidet kaum mehr menschliche Gestalten, die Schatten gleich, hie und dort verschwinden. Nicht lange mehr währt es und diese patriarchalischen halbwilden Horden ruhen in tiefem Schlummer.

Zu früher Tageszeit machen sie sich wieder auf den Weg, und wählen für ihre Mittagsruhe einen schattigen Ort. Diesmal legen sie sich in den Schutz der knotigen Aeste des Anacardium, von denen die Kinder gern die rothen Beeren pflücken, oder unter das Schattendach des heiligen Feigenbaums, der nach allen Seiten seine Zweige in den Boden senkt, aus denen wieder neue Bäume wurzeln. Aber der Reisende, der einer solchen Karawane beim Austritt aus einem Engpaß begegnet, ist zu bedauern. Wenn er eines der kleinen sicheren, aber eigensinnigen Pferde des Landes reitet, so werden ihm nur die Beine zerstoßen von den Baumwollenballen, welche die ungeduldigen Thiere, die sich gern auf breiterem Pfade bewegen möchten, auf ihrem Rücken tragen; reitet er aber einen schönen persischen Renner, der an solche Begegnungen nicht gewöhnt ist, und von dem seltsamen Aufputz des Heerführers erschreckt wird, dann läuft er Gefahr, daß das flüchtige Roß ihn durch Wald und Felsen schleift.

Die Entfernung von Panwell nach Punah beträgt etwa 30 Stunden, aber 30 Stunden im Gebirge. Wenn auch die Engpässe häufiger werden, je mehr man sich von dem Meer entfernt, und die Beschwerden der Reise erhöhen, so wird man es doch kaum gewahr bei der Erhabenheit der Umgebung und den herrlichen Fernsichten, die sich darbieten. Zuweilen windet sich der Pfad an einer Bergwand hin, neben einem Dorfe, das unter Mangobäumen versteckt liegt, und in dem Maaße, als man höher steigt, umfaßt der Blick eine ungeheure Strecke Landes in den abwechselndsten Formen. Im anmuthigsten Theil des Thales erhebt sich die Pagode am Rande eines Teiches, von zertrümmerten Treppenstufen umgeben, ein immergrüner Garten, stets voll Blumen und Früchte, liegt neben dem Wasserbehälter und zwei Büffel treiben das Rad, welches die Bewässerung vollbringt. Das Getriebe liegt so versteckt unter dem Buschwerk, daß man das Wasser in die Kanäle einströmen hört, aber nicht das geringste davon sieht. In diesem Hain schlägt

digungslinien auf den steilsten Felsgräten, in einer Entfernung von mehreren Stunden, wie Grenzlinien zwischen zwei Völkerschaften. Die Wälle und Thürme waren großentheils von Erde aufgeführt; muselmännische Geschichtschreiber versichern, die indischen Fürsten hätten ihre Festungen nie anders gebaut, und diese dicken Erdwälle hätten den Batterien mittleren Geschützes Widerstand zu leisten vermocht. Indeß sah ich doch an den Eckthürmen eines alten Schlosses einiges Mauerwerk von quer über einander gelegten Ziegelsteinen. Heutzutage gleichen diese alten Castellen mit ihren zerfallenen Thürmen, ähnlich denen an den Ufern des Rheins, altersschwache Greise, die das Gedächtniß verloren haben. Wo sonst fast unaufhörlich Kriegsgeschrei erschallte und die Kettenglieder des mahrattischen Bundes geschmiedet wurden, wüthen jetzt Sturm und Regen und verwüsten die verlassenen Mauern, die gleich einem Leibe ohne Seele, in Asche und Trümmer zerstieben oder, von wilden Thieren in Besitz genommen, ein Zufluchtsort der Schlangen und Würmer werden. In unsern Himmelsstrichen wurzeln Epheu und kleine Schlingpflanzen, in den Tropenländern statt dieser mächtige Lianen und Riesenblumen an dem alten Gemäuer, welches von ihnen gänzlich zerstört wird. Vögel säen den Saamen des Waldes darin aus, und bald umgibt dichte Wildniß die ehemalige Wohnstätte der Menschen. Bisweilen ziehen vor den klaffenden Thoren dieser verfallenen Vesten schöne baktrische Kameele vorüber, noch einmal so groß und stark, wie der braune Dromedar der Wüste von Suez; sie steigen mit verlängerten Schritten den Hügel herab, und ihr Führer schläft sorglos auf seinem wiegenden Sitze und setzt ohne Aufenthalt seinen Weg fort. Er trägt dem Bergschlosse nicht mehr wie ehemals die reichen kostbaren Stoffe von Delhi und Agra zu.

Mitten unter diesen Ruinen vergangener Größe gedenkt der Mahratte gern und oft der Heldenthaten seiner Vorfahren. Solche Erinnerungen „Katha's“ genannt, von kath reden, glühen in seiner Seele fort. Es gibt Volkssänger, die von Dorf zu Dorf wandern, und beim Klange der Mandoline und des Tamburins von den kriegerischen Thaten der Väter singen. In dem horchenden Kreise, der diese Sänger umgiebt, zeigt sich eine ruhige tiefe Begeisterung, welche sich nur durch die Unbeweglichkeit der Zuhörer kund thut. Neben den Hütten, die von dichten Bambusgebüschen umschattet sind, versammeln sich die Dorfbewohner, an den Thüren brennen düster die Lampen, von Zeit zu Zeit schleicht sich eine Frau hinzu, neues Oel aufzugießen. Man vernimmt keinen Athemzug. Alles lauscht mit gespanntester Aufmerksamkeit den Erzählungen der Sänger. Die Greise blicken starr zur Erde nieder, vergessene Jugendträume werden wieder in ihren Herzen wach, ihre langen Bärte beben um den krampfhaft geschlossenen Mund. Die Frauen scheinen lebhaft aufgeregt, der Klang der Instrumente ist's, der ihre Nerven zucken macht. Ernst schauen die Männer darein, sie sind überwältigt von dem Gesange, der ihnen jene Heldenthaten kund thut, nach denen sie sich vergeblich sehnen.

Eins dieser alten Bergschlösser, die Veste von Logar, erhebt sich ungefähr 6500 Fuß über dem Meer. Es galt für uneinnehmbar, lange behauptete es der Besitzer gegen den Herrscher von Punah. Als er sich endlich auf Zureden des Generals Wellesley nach dem Kriege von 1802 ergab, versicherte er, daß er seit dreißig Jahren die Veste nimmer verlassen habe. Dreißigmal sah der Adler von seinem Horst herab das Jahr sich erneuen, ohne einen

Augenblick in seinem Entschlusse, das ihm anvertraute Gut zu bewahren, wankend zu werden.

Logar gegenüber, wo die Fernsicht gegen Westen sich auf dreißig Stunden ausdehnt, und in geringer Entfernung von dem Dorfe Karli, befindet sich ein in den Felsen gehauener Tempel. Er ist merkwürdig genug, um besonders beschrieben zu werden. Seine Länge beträgt 126, seine Breite 46 Fuß, sein Gewölbe, mit beinahe spitzen Bogen, ist mit Holzwerk bekleidet von neuerer Arbeit als das übrige Gebäude. Die Vorderseite, mit einem Säulengange in riesigen Verhältnissen, von kurzmähnigen Löwen überragt, ist mit feinem Bildwerk verziert, worunter eine Gruppe von Elephanten, die ihre Rüssel verschlingt, besonders hervortritt. Im Innern zieht sich abermals eine niedrige Colonade bis in den Hintergrund des Chors, welche mit knieenden Elephanten verziert ist. Hier erhebt sich ein runder Altar, von einem Schirm gekrönt, ohne irgend ein Götzenbild. Dieser Tempel gehört der Secte Dschainasan, welche ehemals auf der Halbinsel blühte, jetzt vielleicht nur noch in Guzerate besteht. In den Felsen gehöhlte Gemächer, links vom Eingange, scheinen den Priestern zum Aufenthalte gedient zu haben, sie liegen, wie die Pagode selbst, nach Westen gewendet. In den Capitälen der Säulen nisten Fledermäuse, in den Mauernischen, um ein bramanisches Standbild, welches von einer Lampe erhellt wird, hausen häßliche Bettler, an Händen und Füßen verstümmelt, die sich nicht um den Namen des Gottes bekümmern, der hier verehrt wird. Man erfährt übrigens aus den sehr alten Inschriften des Tempels nicht, wer die Gottheit gewesen, der dieser Tempel geweiht war.

Die Stadt Punah nimmt einen Raum von zwei Geviertmeilen ein, der nur mit wenigen Häusern überbaut ist. Man begreift, wenn man dieses Platzes ansichtig wird, daß dies nicht der Hauptort eines gewerb- und handeltreibenden friedlichen Königreiches sein kann. Punah gleicht einem Flecken, der sich allmählig vergrößert, aber noch nicht die Ausdehnung erlangt hat, welche einer so wichtigen Stadt zukommt. Gegen Westen liegt es an einem Flusse, der im Sommer beinahe austrocknet, ein tiefes Bette und dreihundert Metres Breite hat. Die Bögen, der über denselben gebauten Brücke, sind unvollendet geblieben; die Götter — so geht die Sage — waren dem Unternehmen nicht günstig, zweimal ward der Bau durch natürliche Ursachen gestört, daher die Braminen erklärten, es sei besser, ganz davon abzustehen und so geschah es. Der Fluß, über den die Brücke führt, heißt Mula, er fällt ganz nahe bei der Stadt in die Muta. Bei der Vereinigung dieser Ströme, einem geheiligten Ort, verbrannten sich die Wittwen mit den Leichen ihrer Gatten. Die Muta mündet in die Bhima und mit dieser in den Krischna, der sich in den Golf von Bengalen ergießt. Auf diesen Strömen, wovon der erste 25 Stunden von Bombay entspringt, kann man zur Zeit ihres Anschwellens, die ganze Halbinsel im Kahn durchschiffen, und sich von Punah nach dem Strande von Golkonda begeben. Der Krischna, ein heiliger Strom, die natürliche Grenze des Dekan, ward 1310 zum ersten Mal durch die mohamedanischen Heere überschritten, als Cafur den König von Carnate bekämpfte. An dem linken Ufer der Muta stehen die Gebäude der alten Residenz, zur Seite liegen die Höhen von Samgan, wo der Gesandte mit seinem kleinen Hofstaat wohnte. Ueber der Stadt, auf einer öden, aber luftigen Hochfläche,

von Bergen umgeben, ziehen sich die militairischen Verschanzungen hin, Blockhäuser, wie Zelte in Reihen aufgestellt, wo der chinesische Gong den Schildwachen die Stunden angibt, wo Uebungen im Feuer, Paraden ohne Unterlaß sich folgen, vielleicht weniger, um die Truppen an den Dienst zu gewöhnen, als um den Mahratten zu zeigen, wie aufmerksam man ihre Bewegungen überwacht. Von Samgan nach den Verschanzungen begegnet man einer langen Reihe von entzückenden Landhäusern, die von englischen Beamten bewohnt werden. Diese Häuschen, von Holz gebaut, mit Gallerien umgeben, schmucklos nach außen und innen mit einer Einfachheit verziert, welche den Luxus nicht ausschließt, sind doch einigermaßen eine Befestigungslinie, welche die Hauptstadt eines Königreiches in Schach hält. Jede Umzäunung besteht aus einer Pflanzung von Akazien und Bauhinien, deren weiße und rothe Blüthenzweige die ersten Frühlingsboten sind; die Wagen rollen geräuschlos durch die sandigen Laubgänge, überall Bäume und prangende Blüthen! Mit dem zierlichen Gesträuch südlicher Breiten, den tropischen Pflanzen, deren Fortkommen das mildere Klima auch noch auf den Bergen gestattet, vermischt sich die Rebe und der Pfirsich. Der Winter, der zu Punah so milde ist, erinnert an die prächtigen Herbsttage in Louisiana, die Zeit der Erndte. Mimosen, Euphorbien sind ihrer Blätter entkleidet, es liegt wie ein Schlummer über der Natur eine Schwüle, welche von der Windstille vermehrt wird, da die Ghats jeden Luftzug abhalten. Ueberall aber, wo das Land bewässert wird, ist der Einfluß der trockenenen Jahreszeit kaum bemerkbar. Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man den Garten der englischen Offiziersgesellschaft besucht. In diesem reichbepflanzten Raume reifen stets Früchte und Gemüse der verschiedenen Himmelsstriche, die süße Patate aus Carolina und die gewöhnliche Kartoffel aus Canada wachsen nebeneinander im Schatten des Mangobaumes und der Betelpalme; man unterscheidet nicht mehr die Zone, in der man sich befindet. Mit stachligen Cactus umzäunte Felder, den Sträflinge mit rostigen Säbeln beschnitten, während ihre Wachen im Schatten ruhten, erinnerten an die Rancho's des südlichen Amerika, diese Pachthöfe der Pampa's, die keine andere Schutzmauer gegen die Angriffe der Indier haben.

Der Stadttheil, den die Hindus bewohnen, ist finster, unschön, aber geräuschvoll, ein Bienenkorb voll Gesumme und Getöse. In den Straßen zu Fuße gehen ist schwierig, fast unmöglich. Herrenlose Hunde, denen ein Fakir Mehlkuchen eigenhändig austheilt, bellen im Chor gegen die Fremden. Die Karren rollen auf hölzernen Achsen mit solchem Lärm, daß man den Ruf: Kabardar, d. h. gebt Acht! nicht vernimmt, den im Gewühl der Palankinträger und die Diener der Vornehmen ausstoßen, indem sie auf ihren kleinen Pferden reiten. Der Europäer, der zu Fuße geht, ist wie vom Himmel gefallen, ein Topiwala, ein Hut ohne Kopf, nichts mehr, und seine Farbe schützt ihn keineswegs gegen die Stöße der Menge, unter die er sich mischt. Sobald er zu Pferd oder zu Wagen erscheint, präsentiren die Schildwachen, die Sitzenden erheben sich; dennoch muß sein Kutscher Sorge tragen, die Kühe nicht zu stören, welche im Wege liegen. Man kann dem Indier aus niederer Kaste, der auf seiner Matte liegt, Stockschläge bieten, aber das geheiligte Thier ist größerer Achtung würdig.

Alle Straßen und Plätze tragen den Namen eines Gottes. Vor den

Tempeln sind die schönen Teiche ausgegraben, in denen das Volk, wenn die Ströme versiegen, täglich sich badet und seine Gewänder reinigt. Dieselben Hindus, die auf der Straße leben, verbergen und schließen sich ein bei ihren Mahlzeiten, denn die bösen Einflüsse, welche sie dabei fürchten, sind die Unreinlichkeit und die Berührung solcher, die entweder durch Geburt oder Zufall unrein sind, daher die steten Vorsichtsmaßregeln, die außerordentliche Sorgfalt für ihre Person und Wohnung. In einer Stadt, so fromm wie Punah, werden alle Religionsübungen verdoppelt, und jeder scheint nur von dem Verlangen beseelt, sich den Göttern angenehm zu machen. Asceten mit langen Bärten und gekrümmten Nägeln, wie Thiere in ihren Hütten vergraben, murmeln Sprüche, denen die Frömmsten andächtig lauschen und welche die Menge erbauen. Nicht nur die Namen von Brahma und Wischnu sind an die Straßenecken geschrieben, man kann die brahminische Götterlehre aus den Schilderungen kennen lernen, mit denen die Mauern bedeckt sind. Die Pagoden haben nichts Merkwürdiges, die Mahratten verstanden besser Vesten als Pagoden zu bauen. In den Bazars sieht man noch Buden mit alten Waffen, das Schlachtschwert des Reiters neben der Keule des Fußgängers, den Panzer von Baumwolle, ähnlich dem der Mongolen, neben der Lanze mit breiter Spitze.

Die Stadt hat mehr als 100,000 Einwohner, was in Indien keine große Anzahl ist; da ihr aber größere Bauwerke fehlen, scheint sie nicht die Hauptstadt eines Reiches zu sein, dessen Beherrscher eine Einnahme von 30 Millionen hatte und der 200,000 Reiter in's Feld stellen konnte. Die Häuser ruhen meistens auf Fundamenten von Granit, die Wände sind von Holz und mit Balkonen versehen, die Dächer vorspringend mit Altanen, an denen sich Schnitzwerk, bisweilen in maurischem Geschmacke, findet. Die Muselmänner waren hier die Träger der Cultur und Gesittung. Die Tempel haben zum Theil Kuppeln, dem mongolischen Baustil nachgeahmt, in der Mitte der Gärten sieht man schaftförmige runde Pyramiden. Außerhalb der Stadt, bei der katholisch portugisischen Kapelle, haben die Muhamedaner ihre Moschee und ihren Begräbnißplatz, wo die weißen Gräber von dem steinernen Turban überragt, sich unter wahren Blüthenhainen bergen.

Das brahmanische Lyceum nimmt einen ehemaligen Palast ein, der aus verschiedenen Wohnhäusern besteht, welche durch enge Hofräume getrennt und von einem Graben mit fließendem Wasser umgeben sind. Die Zahl der Lehrer ist nicht minder groß, als die der Schüler, die Wissenschaften werden mit fast ängstlicher Sorgfalt gepflegt. Zwei Meilen von Punah erhebt sich ein Berg, das Capitol der Mahratten. Auf steiler Spitze trägt er drei Tempel, wovon der erste der Göttin Parwati, Tochter des Himala, des Herrn der Schneegebirge, der zweite ihrem Sohne Kartikeya, dem Mars der Hindus, und der dritte dem Wischnu geweiht ist. Man steigt auf einer ungeheuren Treppe, welche auch von Pferden und Ochsen beschritten werden kann, den Berg hinauf. Nachdem man an einem Posten vorübergekommen, tritt man in einen luftigen Bogengang, der im maurischen Baustil erbaut ist. Die dienenden Brahminen begießen die Götzenbilder mit Oel und fegen die großen kupfernen Instrumente blank, welche bei den feierlichen Umzügen des Durga-Pudscha in übermenschlichen Lauten erklingen. Es sind Trompeten von mächtiger phantastischer Gestalt, Trommeln jeglicher Art und tönende, schwirrende

Scheiben. Der Gipfel des Hügels ist mit mehreren Ringmauern umgeben, wovon einige zerfallen, andere noch in gutem Zustande sind, dazwischen stehen Bäume und ihre Grundvesten verbirgt das hohe Gras, welches die heiligen Ochsen abweiden.

Am steilsten Abhang erhebt sich über einen Hofraum, dessen Mittelpunkt die Pagode des Wischnu bildet, der unvollendete Palast des Peschwa (des ehemaligen Herrschers). Der Blitz hat diesen fürstlichen Wohnsitz zertrümmert, gleichsam um den Untergang des Reiches zu bezeichnen, dessen Vertreter er war. Man sieht nur noch wenige Mauerreste des ursprünglichen Gebäudes, welches die ganze Ebene beherrschte. Zu Füßen liegen die mahrattische und die englische Stadt neben einander. Diese, einem Parke gleich, mit luftigen Baumalleen, jene, einem Schachbrett ähnlich, auf das alle Figuren aufgestellt sind. Ueber den Mangobäumen, welche der frühere Beherrscher häufig im Lande gepflanzt hatte, um seiner Hauptstadt Schatten und Kühle zu verschaffen, erblickt man sehr entfernt, am Fuße eines steilen Berges, seinen Sommerpalast. An den Ecken des vierseitigen Gebäudes steigen Thürme in die Höhe, die durch Wendelsteige und Treppen verbunden sind. Der untere Theil des Schlosses ist aus Holz erbaut und von einer Gallerie umgeben, welche die Säle im Erdgeschoß vor der Sonne bewahrt, und da kriegerische Zwecke jedem mahrattischen Bauwerk zu Grunde liegen, wurde diese Villa von einer hohen dicken Mauer mit vier gewaltigen Thürmen beschützt, die jetzt zertrümmert sind. Fast möchte man glauben, dieser Palast sei nie vollendet gewesen. Jetzt ist alles ringsum still und öde, das befestigte Sommerhaus steht vereinsamt und verlassen: wie belebt mag es ehemals gewesen sein!

In der Ebene, nahe dem heiligen Berge, sieht man noch ein großes Marsfeld, einen weiten Raum von einer Mauer umgeben. Hier fand alljährlich zur Zeit eines großen heidnischen Festes, das mit der Regenzeit zusammenfiel, die Versammlung von Tausenden von Brahminen statt, welche nach der Reihe aus der Hand des Peschwa das Almosen oder die Gabe erhielten, die vorschriftsmäßig ein Zeichen der Achtung war, welche die Könige der Priesterkaste schuldig waren. Bisweilen stieg die Zahl der anwesenden Brahminen bis zu 50,000, und das Staatsoberhaupt erfreute sich des Anblicks so vieler heiligen Männer, die seine Größe und Herrlichkeit verkündeten. Nach dieser friedlichen Handlung überschwemmten bewaffnete Schaaren das Land, plünderten und raubten in den Dörfern, und stürmten wie ein Gewitter durch das Thal. So ward alljährlich das junge Jahr eingeweiht. Gab es keinen Krieg, so überfielen die Häuptlinge die Ländereien ihrer Nachbaren und stiegen dann in ihre Bergschlösser hinauf, bis sich die Gelegenheit darbot, in den Sold eines Fürsten zu treten.

Das Andenken an die alten feierlichen Versammlungen verwirrte dem letzten Peschwa, Badschi Rao, den Kopf. Er versuchte eine Erhebung wider die Engländer. Man hatte ihm 1817 fremde Truppen zu besolden aufgedrungen und dann ein Bündniß mit ihm geschlossen, was ihm wenig behagte. Bei dem Feste des Durga Pudscha versammelte er alle seine Truppen am heiligen Parwati-Berge, die Sonne beleuchtete einen Wald von Flinten und Lanzen an den unermeßlichen Stufen des Hügels. Das letzte Mahrattenheer, stolz auf seine große Zahl, blickte mit thörichtem Hochmuth nach dem kleinen

Lager der Engländer, welche unten am Berge standen. Der Resident verlangte Erläuterungen über diese kriegerischen Rüstungen, er erhielt zur Antwort, man wolle dem Fest einen ungewohnten Glanz verleihen. Dennoch ließen sich die Britten nicht täuschen. Am 5. November griff Badschi Rao die Residenz an, aber seine Truppen wurden von Oberst Burns zurückgeworfen, sie verschanzten sich nordwestlich von Punah in den Schluchten von Ganeça. Die Handvoll Engländer verjagte indeß hier die 30,000 Asiaten, besiegte dann die noch übrigen widerstrebenden Häuptlinge, ein Jahr später ergab sich Badschi Rao, man gestattete ihm, sich mit einem beträchtlichen Ruhegehalt in's Privatleben zurückzuziehen.

Im Nordosten des Parwati-Berges liegt ein prächtiger See, von bewaldeten Anhöhen umgeben, mit einer geräumigen Insel in der Mitte. Auf dieser Insel befindet sich ein kleiner Tempel, eine Brahminenwohnung und ein Garten, dessen kühle Schatten zum Nachdenken einladen. Den Kriegern gehörten die Berge, den Hütern des religiösen Cultus die Thäler an. Auf den grünen Wiesen am Rande der Bäche schrieben die indischen Priester die alten Schriften auf Palmenblättern nach, und glichen darin den Benedictiner-Mönchen, von denen es heißt: „sie liebten vor allem die Thäler!“ In den Zeiten der Unruhe und des Kampfes, wenn die benachbarten Berge sich mit Kriegern bedeckten und von wildem Schlachtgeschrei erdröhnten, wie lieblich mußte ihnen dann diese stille Einsamkeit erscheinen! Ich setzte mich manches Mal, nachdem ich die Anhöhen rings erstiegen hatte, unter dem kühlen Laubdach der hohen Bäume nieder und sah die Schatten auf dem glatten Spiegel des Sees sich verlängern. Eines Abends vernahm ich den Hufschlag eines Pferdes auf dem gepflasterten Wege, es war ein alter Mahratten-Häuptling in seiner Kriegesrüstung, der einen kleinen weißen reich aufgezäumten Renner mit zierlichen Füßen ritt. Die einst prächtige Decke, der Zaum mit rothen abgenutzten Baumwollenquasten verziert, zeigten den langen Gebrauch an. Der Greis trug einen doppelten eisernen Harnisch, im aufgerollten Gürtel einen langen Dolch; der Rand des Schildes, der am Sattelknopfe hing, schlug beständig an die Scheide seines Schwertes und erklang wie eine ferntönende Glocke. Wohin zog dieser Ritter mit weißem Bart, mit dem Musselinturban und geschmückt wie am Tage der Schlacht? Sein Diener folgte ihm ehrfurchtsvoll mit dem in Silber eingelegten Narguile. War es doch, als ob der alte Häuptling im Jahrhundert sich täuschend, aus Gewohnheit seine alten Besitzungen durchziehe! In demselben Augenblick unterbrach ein Flintenschuß nahe am Wege die Stille der Landschaft, es waren zwei englische Corporäle, die in den Mangobäumen, welche der Peschwa gepflanzt hatte, nach Turteltauben schossen!

2. Bombay.

Nach einer sehr stürmischen Fahrt von Aden durch das arabische Meer gingen wir um 7 Uhr Morgens im Hafen von Bombay vor Anker. Nur wenig Engländer wissen, wie schön der Hafen von Bombay ist; ich kenne keinen, außer dem von Rio Janeiro, welcher sich mit demselben messen könnte;

der letztere ist nicht allein umfangreicher, sondern auch mehr vom Lande eingeschlossen. Vor den schweren Stürmen aus S. S. O. ist der Hafen von Bombay in keinerlei Weise geschützt; im Jahre 1837 wurden mehrere große Schiffe durch einen Orkan aus dieser Weltgegend vernichtet. Zum Glück sind dergleichen Ereignisse selten, und bis heute hat kein ähnlicher Unfall stattgefunden. Rings umdrängt von einheimischen Booten und einheimischen Schiffern, deren mißtönendes Geschrei und Gekreisch lebhaft an den babylonischen Thurmbau erinnerte, stiegen wir die Stufen zum Hafendamm empor. Diese unverständlichen Klänge erschollen von den Lippen Eingeborner jedes Landes und jeder Insel der zahllosen Archipele Indiens, und wurden mit einer Kraft ausgestoßen, welche den geschwätzigen Lärm von Billingsgate, Neapel oder Lissabon gewaltig beschämte. Auf der Höhe des Hafendammes angelangt, eines weiten bequemen Landungsplatzes, der mit sechs langen 36Pfündern bewehrt ist, sprang ich in den Wagen eines Freundes und befand mich nach Verlauf von zwanzig Minuten auf dem Gipfel von „Malabar Hill“ in einem Bungalow (Villa), welcher mit allen Bequemlichkeiten versehen war, die sich mit dem Klima unter diesem Breitengrade vertragen. Die Aussicht von diesem Ort — welcher 120 Fuß über der Meeresfläche liegt — ist umfassend und malerisch, und hat einige Aehnlichkeit mit der, welche man von der Höhe des Posilippo bei Neapel genießt. Um diese Zeit des Jahrs (Ende Julius) ist die Hitze groß, wird aber sehr durch den starken Südwestwind gemildert, der indessen so viel Feuchtigkeit mit sich führt, daß die ganze Insel dadurch gleichsam in ein ungeheures Dampfbad verwandelt wird.

Eine Fahrt durch die schlechtgebauten Straßen des Forts und der Stadt der Eingebornen gewährt ein außerordentliches Interesse. Die Häuser sind leicht gebaut, ihre bunte und glänzende Farbe und ihre große Unregelmäßigkeit bieten einem Künstler jedoch manchen willkommenen Vorwurf. Fast alle Läden sind ohne Fenster, und in denselben erblickt man nicht allein die Quincaillerie-, Eisen-, Wollen- und Töpferwaaren Europa's, sondern auch all' die zahllosen Producte des prachtliebenden Ostens in unendlicher Mannigfaltigkeit. In dem einen sind die farbenhellen geschmackvollen Teppiche Persiens mit vergoldeten Flaschen, Ambra-Mundstücken und silberbeschlagenen Hukas (Tabackspfeifen) ausgestellt; in einem andern die reichen Seidenstoffe, die glänzenden Galanteriewaaren und die kühlen Matten China's; in einem dritten die Teppiche von Kabul und Herat, die mit Gold ausgelegten Säbel Beludschistans und die gestickten Shawls von Delhi und Kaschmir; in einem vierten die schimmernden Kincaubs, Brocate und Gewebe von Surate. Hier sitzt ein scharfblickender Schroff oder indischer Bankier mit gekreuzten Beinen auf Säcken voll Gold-, Silber- und Kupfermünzen, und dort ein Banian (indischer Kaufmann) inmitten halboffener Säcke und Schalen, die mit Getreide aller Art angefüllt sind. In einem Gewölbe sind gewichtige Ballen von Manufacturwaaren aus Manchester, Glasgow und Leeds aufgestapelt, in andern ungeheure Massen hölzerner Kisten voll von Opium, Kampher, Gewürzen und andern wohlriechenden Waaren, unter denen die fatale Assa Fötida nicht verfehlt, ihr Uebergewicht geltend zu machen.

Die Bevölkerung Bombay's ist ebenso verschieden als die zum Verkauf ausgestellten Artikel, und eine gedrängt volle Straße bietet dem Auge ein ebenso lebhaftes, buntes und glänzendes Gesammtbild dar als ein Tulpenbeet.

Der Hindu in seinem fleckenlosen schneeweißen Gewande, mit seinem carmoisinrothen, purpurfarbigen oder gelben Turban, der Muselmann mit ebenso saubern Kleidern aber dunklerem Turban, der Parse in seiner carmoisinrothen Mütze, die zwar nicht malerisch ist, aber etwas auffallendes hat, der Afghane mit seinen wallenden Locken, schwarzem Bart und heller Gesichtsfarbe, der Perser in seinem Gewande von gestreifter Seide und seiner Mütze von astrachanischem Lammsfell, der schwärzliche Araber in seinem Kopfputz von wallender Seide mit langen herabhängenden Franzen, der Sindier mit seiner kleidsamen Mütze, welche jedem Bauern das Aussehen eines Fürsten verleiht, der kleine Malaie in seinem Nationalcostüm, der seltsame Chinese in seinem breitrandrigen Strohhut — alle drängen sich in vollkommener Unabhängigkeit von der tyrannischen Mode, die in Europa ganze Völker auf eine düstere monotone Farbe beschränkt, durch die Gassen der Stadt. Die glänzenden Strahlen einer Mittagssonne heben alle diese Farben auf das vortheilhafteste hervor, und keine Schmetterlingssammlung übertrifft die Einwohner Bombay's an bunter Pracht. Einige schmutzige, halbnackte Gestalten sieht man natürlicherweise auch unter dieser farbenreichen Menge, indessen verderben dieselben den Totaleffekt nicht.

Die Parsen-Gemeinde mag ungefähr 50,000 Seelen zählen, von denen sich fast alle mit Handel oder Manufacturen beschäftigen. Einige verdingen sich auch als Fuhrleute oder Kellner, aber nicht ein Einziger dient in dem Heer oder unter der Polizeimannschaft. Im Allgemeinen stehen den Parsen in Hinsicht auf Intelligenz die Hindu's am nächsten, welche jene sechsmal an Zahl übertreffen. Die Bildung macht reißende Fortschritte unter dieser Menschenklasse. Unter den Mohamedanern, welche an Zahl den Hindu's am nächsten kommen, gibt es verschiedene Secten, die alle ihr Schiboleth haben, und nur in den beiden Hauptlehren des Mohamedanismus übereinstimmen: „Es gibt nur Einen Gott und Mohamed ist sein Prophet." Die Portugiesen oder die eingebornen Christen bilden ebenfalls einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung Bombay's, und Tausende von zeitweiligen Bewohnern vermehren noch diese buntscheckige Menge. Armenier, Juden, Perser, Sindier, Afghanen, Beludschistaner, Kaschmirianer, Bengalesen, Chinesen, Malaien und Araber trifft man aller Orten. Die reichen Parsen, Hindu's und Muselmänner fahren in sehr eleganten Equipagen einher, von denen die meisten aus London oder Liverpool eingeführt sind, denn die Kunst des Wagenbauens ist in Bombay nicht zu einer solchen Vollkommenheit gediehen wie in Calcutta. Die hier ansässigen Engländer sind in Betreff der Zahl nur eine Handvoll, obgleich sie die bewegende und lenkende Kraft der ganzen übrigen Maschinerie sind; dieselben bestehen ausschließlich aus temporären Bewohnern, aus den Mitgliedern des Civil- und Militairdienstes, der Rechtspflege und des Kaufmannsstandes. Ansiedler oder Colonisten gibt es hier nicht. Alle hoffen dereinst in England ihre letzte Ruhestätte zu finden, und da dies Gefühl in jedem englischen Herzen das vorherrschende ist, so kann diese Klasse natürlicherweise kein bleibendes Interesse für Indien hegen.

Die Lebensweise der englischen Gentry ist höchst angenehm. Ein frühzeitiger Ritt, ehe die Sonne so hoch emporgestiegen ist, daß sie lästig wird, darauf das unerläßliche kalte Bad, um neun Uhr ein tüchtiges Frühstück, um zwei Uhr ein Gabelfrühstück (luncheon) und um halb acht Uhr das Mittags-

essen, welchem ein Ritt oder eine mehrstündige Spazierfahrt vorangeht, um die durch Amt und Pflicht hervorgerufene üble Laune zu verscheuchen, bilden die Hauptpunkte des Tages. Wo Niemand müssig geht, da ist natürlich wenig Zeit zu literarischen Beschäftigungen, und die durch das Klima hervorgerufene Mattigkeit macht es fast unmöglich, nach Tische zu lesen oder zu schreiben; demnach beschränkt sich das Lesen größtentheils auf die ephemeren Productionen der Tagespresse. Für Indien ist die letztere indessen ziemlich bedeutend, es erscheinen drei Morgenblätter in Bombay, die mit viel Kraft und Geist redigirt werden.

Parell, die Wohnung des Gouverneurs, ist ein geräumiges und hübsches Gebäude, welches zwar keine Ansprüche auf architektonische Schönheit macht, dagegen aber durch seine Größe imponirt. Es enthält ausgezeichnete Wohngemächer und außerdem eine prächtige Reihe von Empfangzimmern. Ein Ball im Januar oder Februar in diesen Räumen gleicht einem bal costumé. Damen nach der feinsten Mode gekleidet, Männer in Uniformen von jeder Abstufung des Glanzes, ein vortreffliches Militair-Musikcorps, Gemächer, die in einer Weise beleuchtet sind, welche die schwachen Anstrengungen eines Londoner Wachslichtgießers beschämt, die schönsten Blumen (solche, die in England nur aus Treibhäusern zu erhalten sind) in verschwenderischer Fülle — das sind die Hauptzüge dieser anmuthigen Gesellschaften. Dergleichen Scenen sind jedoch nicht allein auf das Gouvernementsgebäude beschränkt. Der „Byculla Club“ gibt seinen prächtigen Salon gelegentlich zu ähnlichen Zusammenkünften her, und kurz vor meiner Ankunft hatten die unverheiratheten Herren eine kostbare Soirée in dem großen und classischen Saal des Rathhauses veranstaltet. Außerdem pflegen die ersten Glieder der hiesigen Gesellschaft häufig fröhliche Tanzfeste zu geben. So sucht man auch hier wie an andern Orten das Leben um seine düstre Farbe zu betrügen, und demselben einen Anstrich von Freude zu verleihen, der nicht ganz mit seinen natürlichen Tönen übereinstimmt.

Die Zimmer sind hier im Allgemeinen groß und luftig, und die Verschwendung von Wachslichtern bei festlichen Gelegenheiten ist wahrhaft staunenswerth. Die Langeweile eines förmlichen Diners in Bombay ist aber nicht minder groß und bewundernswerth. Tische, welche unter der Last einer nachgeäfften Pracht seufzen, Schüsseln, denen die Düfte der derben und fetten Compositionen portugiesischer Köche entströmen, Gäste, die ohne Rücksicht auf Bekanntschaft oder Verwandtschaft in Geschmack und Sitten bunt durcheinander geworfen sind, fünfzig oder sechszig Personen, die an einem ungeheuren Tische sitzen, welcher mit Ausnahme der schmackhaften Gerichte vollkommen einer Table d'hote gleicht, und von denen jede einen Bedienten hinter sich stehen hat — das ist das Bild eines Diners in Bombay.

Das Rathhaus, welches die Bibliothek der hiesigen Zweig-Gesellschaft der königlichen asiatischen Gesellschaft enthält, besitzt drei herrliche Werke von Chantrey. Es sind kolossale Statuen von Mount Stewart Elphinstone, Sir John Malcolm und Sir Charles Forbes. Dies Gebäude ist vielleicht die schönste Probe englischen Geschmacks in Indien, es ist im dorischen Styl errichtet, sehr umfangreich und wohlproportionirt, obgleich ein wenig schwerfällig. —

Der Handel Bombay's ist ausgebreitet und wichtig; der Werth der Ein- und Ausfuhrartikel beträgt durchschnittlich jährlich fast 20 Millionen Pfd. St. Bei weitem der größere Theil dieses Handels wird durch Commissionäre betrieben, indem die meisten Häuser nur Agenturen sind. Ein großer Theil des Verkehrs mit China und andern östlichen Ländern ist in den Händen von Eingebornen, der mit England und Europa hauptsächlich in denen der Engländer und Deutschen; dagegen befindet sich keine einzige französische Agentur hier. Der große Ausfuhrstoff ist rohe Baumwolle, der große Einfuhrstoff dieselbe Baumwolle verarbeitet. Außerdem wird ein lebhafter Handel mit Pferden und mit Perlen, Gold- und Silber-Schmucksachen und Juwelen getrieben.

Die Araber bringen die Perlen im December oder Januar nach Bombay und kehren vor dem Eintritt des Mousson zurück, indem sie als Heimfracht ihre Schiffe mit Manufacturwaaren aus Manchester und Yorkshire beladen. Von diesen orientalischen Edelsteinen ist ein großer Theil zum Verkauf auf europäischen Märkten untauglich, da viele einen gelblich goldenen Schimmer und nicht jenes reine Weiß haben, welches bei uns so sehr geschätzt wird. Die Eingebornen verschmähen sie deshalb nicht, und ich muß gestehen, daß sie auch in meinen Augen wegen dieses goldigen Schimmers nichts verlieren. Die Reichen aller Kasten besitzen ungeheure Massen von diesen Schätzen der Tiefe, mit welchen sie an festlichen Tagen ihre Kinder und Weiber herausputzen. Ein beträchtlicher Theil der Reichthümer jedes vermöglichen Eingebornen besteht in Juwelen, meistens aber sind die Steine schlecht geschnitten und schlecht gefaßt; die Größe der Juwelen wird fast ausschließlich berücksichtigt, und daher kommt es, daß nirgends so viele gewöhnliche aufgehäuft sind als hier. Größe und Menge der Edelsteine — das ist die Regel des Geschmackes der Eingebornen auf dieser Seite Indiens, wo man die Erfahrung und Geschicklichkeit der Juweliere und Steinschneider von Agra und Delhi und Madras vergebens sucht. Die weniger Reichen zeichnen sich durch Schmucksachen von reinem und massivem Golde aus, und viele derselben tragen ihren ganzen Reichthum in dieser Form mit sich herum. Auf diese Weise wird eine ungeheure Masse der kostbaren Metalle der Circulation entzogen. Der Ursprung dieser Sitte ist wahrscheinlich in jenen unruhigen, kriegerischen Zeiten zu suchen, wo Niemand sein Kapital sicher anzulegen vermochte. Selbst heutzutage noch ist es schwer, einen Eingebornen von dem Vortheil zu überzeugen, den ihm eine Sparkasse der Regierung vor einer goldenen Kette oder einem Ohrgehänge bietet. Ein wohlunterrichteter Eingeborner hat mich versichert, daß nicht weniger als fünf Millionen Pfd. St. in Gold- und Silberschmuck in Bombay angelegt sind. Gewiß ist es, daß ich nirgends eine so allgemeine Verbreitung der Schmucksachen gesehen habe als hier. Der gemeinste Kuli (Lastträger) hat seinen goldenen Ohrring, der niedrigste Handwerker besitzt ein Goldamulet oder einen Silbergürtel — mitunter auch beides.

Kein Ort auf der ganzen bewohnten Erde ist einer Plünderung mehr ausgesetzt als Bombay. Die Befestigungswerke nach der See zu sind erbärmlich und ein halbstündiges Bombardement würde das Fort zerstören, dessen dicht aneinander gedrängte Häuser sich bis in die nächste Nähe des Walls hinziehen, wo im Fall einer Feuersbrunst die Besatzung es unmöglich

bei ihren Kanonen auszuhalten vermöchte. Ohne die Hülfe einiger tüchtigen Kriegsschiffe würde Bombay innerhalb einer Stunde geplündert und verbrannt werden können, so daß keine Spur von dem einstigen blühenden Zustande übrig bliebe. Die große Wichtigkeit Bombay's, als des Verbindungspunktes zwischen den obern Provinzen Indiens und England, als des Stapelplatzes für den Baumwollenhandel, als der großen Niederlage der Waaren aus Manchester, Glasgow und Yorkshire, als der ausgedehntesten und bedeutendsten Werfte und als der Hauptstadt des westlichen Indiens, gebietet diesem Stande der Dinge auf's Schleunigste abzuhelfen.

Eine Skizze Bombay's würde ohne Erwähnung der jetzt im Bau begriffenen Eisenbahn kein vollkommenes Bild von der Stadt geben. Viele hegen die Hoffnung, daß dieser erste Schienenweg der Vorläufer einer Menge anderer sein wird, welche die entlegensten Städte Indiens einander bis auf wenige Stunden nahe bringen. Bis Tanna, dem nördlichsten Punkte der Insel Salsette, ist derselbe bereits vollendet; von hier wird er nach Callian im nördlichen Concan geführt werden. Man hofft, daß die Linie später bis in's Innere fortgesetzt und daß durch einen Uebergang über die Ghats der Handel von Dekan und Chandesch mit in ihr Bereich gezogen werden wird, wodurch dem größten Uebel Indiens, dem Mangel an Communicationsmitteln im Innern, auf eine erkleckliche Weise abgeholfen wäre.

---

3. Wanderung durch Meisur.

Es war meine Absicht, das Königreich Meisur in seinem ganzen Umfange von Ost nach West zu bereisen, um von der Küste von Koromandel nach der von Malabar zu gelangen, wozu man längstens achtzehn Tage gebraucht. Von den üblichen Reisemethoden erschien mir die eine zu bequem, umständlich und weitläuftig — man reist darnach mit einem großen Gefolge von Dienern und Lastthieren — die andere zu kostspielig und zu sehr an Andere gebunden, nämlich wenn man sich durch die Post überall zu einer bestimmten Stunde im Voraus ein Beförderungsmittel bestellt. Ich wählte daher eine dritte, bei der es mir möglich, soviel ich wollte, mit Muße und nach Belieben zu beschauen. Ein bescheidener Palankin und einige Koffer, welche so angefertigt waren, daß sie vor mir hergetragen werden konnten, bildeten meine Reisebagage. Fünfundzwanzig Leute, welche ich täglich zu meinem Dienst verwendet hatte, machten mein Gefolge aus, mit ihnen durchstreifte ich einen großen Theil des südlichen Indiens. Die brennende Sonnengluth am Tage, die Folgen der kühlen Nächte, vor welchen sich zu bewahren oft schlechterdings unmöglich ist, die schrecklichen Fieber und alle andern Plagen ähnlicher Art sind leichter zu bestehen, als der stete Kampf mit der Trägheit der Eingebornen. Ich bin ganz überzeugt, daß diese Trägheit eine Aeußerung ihres Hasses und ihrer Rache wider die Europäer ist. Oft habe ich meine Hammals bei ihrer Berathschlagung darüber, wie sie meine Reise hindern wollten, überrascht. Sie sagten mir oft sehr demüthig und unterwürfig, es sei unmöglich weiter zu kommen, und ich mußte stets ihre Erfindungsgabe bewundern, welche sie dabei an den Tag legten. Das einzige Mittel, sie zu

andern Entschließungen zu bringen, ist, sich durch nichts der Art in seinen Absichten wankend machen zu lassen.

Eine andere Widerwärtigkeit sind die schrecklichen Regengüsse, denen kaum auszuweichen ist. Unversehens wird man, fern von einem Obdach, von ihnen überrascht, und stundenlang mitunter stürzt der Regen mit unglaublicher Heftigkeit hernieder, begleitet von Donnerschlägen so erschütternd wie sonst nirgends. Diese Regen hindern die Reise fortzusetzen, denn sie machen den Boden unwegsam und demoralisiren das Gefolge. Die Glieder der Indier werden starr und steif und bleiben ganz unbeweglich, als wäre der letzte Lebenshauch aus ihnen gewichen. Einst von einem solchen Ungewitter überfallen, gelang es mir mich in eine abscheuliche Hütte zu flüchten. Während meine Escorte triefte, las ich Holz zusammen und machte ein Feuer, um mich zu trocknen. Da stürzte wild und zügellos die ganze Schaar auf den Heerd zu, kauerte sich in zwei Reihen wie Affen zusammen, und hielt die Arme mit erstaunlicher Unempfindlichkeit über das Feuer. Die hintere Reihe drängte sich an ihre Gefährten, ohne jedoch Platz zu finden. Ein Stumpfsinn, der zu beschreiben nicht möglich ist, war auf den Gesichtern zu lesen. Vergebens suchte ich den am schlechtesten Postirten begreiflich zu machen, meinem Beispiel zu folgen und einige Holzäste zu suchen, damit sie anderswo Feuer anmachen könnten. Ohne mich zu verstehen, starrten sie mich an, blieben in ihrer Stellung und besaßen nicht die Kraft, sich eine bessere zu verschaffen.

Je weniger sie so Stärke des Charakters besitzen, desto mehr sind sie dagegen zur Fröhlichkeit geneigt. Heiterer Sonnenschein belebt ihre Phantasie, sie spielen und scherzen während der Mittagsglut, statt zu ruhen. Ueberall, wo sie eine Lache finden, verrichten sie ihre Waschungen, die leichte Kleidung — ein weißbaumwollener Mantel, der bis auf die Fersen reicht, ein paar Stücke bunten Musselins, die als Gürtel dienen, und der Turban — wird abgelegt und gewaschen, dann nach allen Seiten hin ausgebreitet. Mitunter erzählt Einer oder der Andere Märchen, die Uebrigen horchen mit gespannter Aufmerksamkeit. Bisweilen aber ändert sich die Scene, es entsteht ein Streit, der mit lärmender Geschwätzigkeit geführt wird, und schon glaubt man, es gehe an's Halsbrechen, als plötzlich Ruhe eintritt; eine Stimme hat des Lärms gespottet, lautes Lachen tritt an die Stelle des Zorns, aller Haß ist vergessen.

Ich zog zuerst am Fuße des Ghats hin, um ein kleines Dorf, Trivocaret, zu besuchen, in dessen Nähe man auf dem Grunde einer kreisrunden Schlucht mehrere ganz versteinerte, sechs bis acht Fuß im Umfang haltende Bäume findet. Diese, sowie eine Menge Trümmer, welche eben dort umherliegen, liefern einen schönen gelb geaderten Marmor, und sind zur Hälfte vom Sande verschüttet.

Meine erste Station, welche Erwähnung verdient, war das Fort Vellore, eins der wenigen, welches die Politik der ostindischen Compagnie in Vertheidigungszustand zu setzen für gut fand. Es ist der Schlüssel zu jenem weiten Gebiete, das sie jenseits der Ghats in Besitz nahm, und war stets militairisch besetzt. Das Arsenal war einst eine angesehene Pagode, die durch die höchst vollendeten Sculpturen, welche sie besaß, den Gedanken rege machte, sie nach England zu senden. Allein an den Kosten des Transportes scheiterte

das Vorhaben. Die Thore des Forts sind sehr fest und mit ungeheuren spitzen Nägeln bespickt, um eine Bresche durch Elephanten zu verhindern. Aus den schwarzen, mit Schießscharten versehenen Mauerwällen drohen Feuerschlünde von schwerem Kaliber, breite Wassergräben trennen die Mauern von dem Glacis der Festung, in dem Wasser schwimmen häßliche Kaimans, welche die Indier sehr fürchten und niemals unterlassen, auf sie aufmerksam zu machen.

Hat man Vellore verlassen und wendet sich dann westwärts, so tritt man fast unmittelbar in die Gebirgsschluchten. Nachdem ich eine Zeitlang dem Laufe des Palau's, eines breiten, sehr häufig große Ueberschwemmungen verursachenden Stromes gefolgt war, gelangte ich an das Dorf Lantpett, am Fuße der Ghats, wo ein Engpaß, Pedunaig-Drug, liegt. Das Dorf hat eine freundliche Umgebung, eine schöne Moschee und ist, wie wenigstens gesagt wird, durch den Tod Hyder Ali's bemerkenswerth, der hier, nachdem er von den Engländern in's Gebirge getrieben war, sehr bald an einer schlimmen Krankheit erlag. Nach einigen Stunden öffnet sich der Engpaß, und nachdem wir oben angelangt waren, lag ein weites Plateau vor uns. Hier empfing uns ein kalter, mir sehr schmerzhafter Wind, so daß ich mich eines eisigen Frostes nicht erwehren konnte. Freilich war ich auch noch sehr von der Hitze in den untern Küstengegenden erschöpft, wo die an Sandflächen abprallenden Sonnenstrahlen eine so erstickende Schwüle verursachen, daß Viele nicht selten von Tod bringenden Blutwallungen nach dem Gehirn befallen werden. In Pondichery hatte ich Gelegenheit, die Wirkungen dieser nördlichen Winde zu beobachten. Jeder von ihrem Hauch berührte Gegenstand scheint zu glühen und verursacht einen brennenden Schmerz. Selbst der Sessel von Bambusrohr, auf dem man Ruhe sucht, das an die Lippen gesetzte Glas erzeugen diesen Schmerz. Dagegen bleibt das Wasser frisch. Erhebt sich aber der Seewind, um in der Atmosphäre die gewöhnliche Temperatur wiederherzustellen, so nimmt das Wasser eine unangenehme Lauheit an; es ist das letzte Erfrischungsmittel, was nun auch zu fehlen beginnt.

Traurig, einer Wüste ähnlich, war das hohe Bergplateau, welches an allen Seiten offen von den Winden bestrichen wurde. Inmitten der unermeßlichen, nur mit Dschungeln bewachsenen Ebene suchte mein Auge vergebens eine Abwechslung. Die einzige Unterbrechung des langweiligen Einerlei waren hie und da einige Antilopen, welche bei meiner Annäherung entflohen. In weiterer Ferne jedoch, als ich meinen Marsch fortsetzte, traf ich schöne Oasen, kleine Teiche, an deren Ufern sich die Cultur geflüchtet zu haben schien. Die Dörfer von einem sonderbaren Aussehen, umgeben mit Befestigungen, welche an frühere kriegerische Epochen erinnern, sind stets an Seen erbaut, die statt der Flüsse in jenen Landstrichen dienen.

In der Nähe von Nursapur mußte ich einen der schönsten Bäume Indiens bewundern, weshalb ich eine Meile weit von meiner Reiseroute abwich. Der Baum war Gegenstand eines religiösen Cultus, dessen Ursprung und Geschichte sich in dunkle Zeiten verlieren. Auf meine Frage nach seinem Alter wagte es Niemand, dies genau anzugeben, man sprach nach morgenländischer Sitte von Tausenden von Jahren. Wie dem aber auch sein mag, der Baum hat einen ungeheuren Umfang am Stamme. Er gehört zu jener Art von Feigenbäumen, welche Linné die bengalische Feige nennt, und besitzt

außer seinem mächtigen Hauptstamme noch viele andere Stämme. Nach allen Seiten hin breiten sich seine Aeste wie ungeheure Arme fast horizontal aus, an den Spitzen senken sie sich senkrecht auf die Erde nieder, fassen auf's neue Wurzel und werden so zu neuen Säulen, die sein weites Dach stützen. Dadurch bildet dieser Baum unter seinem Laubdache eine große Anzahl von Gemächern und Sälen, in denen ohne Uebertreibung ein Bataillon bivouaquiren könnte.

Unter den Städten, welche ich sah, erschien mir Colar besonders merkwürdig; sie ist groß, volkreich und bietet alle Bequemlichkeiten eines wohl versehenen Bazars. Am Ende des Teiches, an dessen Ufern sie erbaut ist, erhebt sich der sehr beträchtliche Wall eines alten aus Lehm erbauten Forts, das geräumig genug ist, um eine Garnison von 2 bis 3000 Mann aufzunehmen. In der Umgebung besuchte ich Hyder Ali's Familienbegräbniß. Eine ziemlich kleine, ganz einfache, mit Blumen und Sträuchern umgebene Moschee dient der Familie zum letzten Asyl; in einem nahen Orangengarten befindet sich ein Bassin mit klarem Wasser für die Waschungen, zu dem man auf amphitheatralisch eingehauenen Stufen herabsteigt. Ich betrat diese Königsgruft und bemerkte fünfzehn schmucklose Leichensteine von verschiedener Gestalt und Größe, wie man sie in den Begräbnißplätzen der indischen Moslems gewöhnlich findet. Sie umschlossen die Leichen von den Kindern, Frauen und Verwandten Hyder Ali's. Auch er selbst war eine Zeitlang hier beigesetzt, nachdem er von Lauplett hergebracht war, und bis zu der Zeit, wo das von seinem Sohn zu Seringapatam errichtete Mausoleum zu seiner Aufnahme vollendet war.

Wenige Tage, nachdem ich Colar verlassen hatte, kam ich nach Bangalore, gegenwärtig der bedeutendsten Stadt in Meisur, wo die Engländer beständige Cantonnements haben. Die in einer einzigen Linie vor einem trefflichen Exercierplatze gelegenen Casernen sind wahre Prachtgebäude. Auf der Seite gegenüber steht eine englische Kirche, daneben liegen die Wohnungen für die höheren Beamten und Officiere. Aus einem Concertsaal ertönt für die Lustwandelnden zur bestimmten Stunde Militairmusik. Das eine Ende dieses eine Lieue langen Marsfeldes ist für die so häufig abgehaltenen Pferderennen bestimmt. Vom andern Ende des Platzes aus gelangt man an die schwarze Stadt, das heißt die, welche nur von Indiern bewohnt ist, in der Landessprache Pettah genannt. Jenseits der Pettah, etwa vier Meilen vom Cantonnement, liegt das Fort, dessen Steinwälle nur von mittelmäßiger Stärke sind. Die breiten Gräben, welche die schwarze Stadt umgeben, sind mit einer Menge Bambus, Cactus und andern undurchdringlichen Rohrpflanzen angefüllt, die sich so hoch erheben, daß sie die Stadt förmlich verdecken. Jede Art von Wurfgeschütz würde in diesem Gestrüpp stecken bleiben, und es ist bei einer so kräftigen Vegetation zweifelhaft, ob Feuer im Stande wäre, sie zu vernichten. Aehnliche natürliche Außenwerke fand ich bei mehreren Städten der Umgegend, sehr oft verfolgte ich kleine gekrümmte mit Cactus eingefaßte Pfade, deren grüne Mauern auf beiden Seiten sieben bis acht Fuß hoch waren, und als Engpässe die Eingänge zu einem Dorfe bildeten.

Von Bangalore bis Seringapatam ist die Gegend einförmig und wenig unterhaltend. Ich beschloß daher auf dieser Entfernung die sogenannte Post

zu benützen. Ich bestieg deshalb einen Palankin, den kräftige Meisuren trugen, und fand auf jeder Station, nachdem ich zehn englische Meilen zurückgelegt hatte, frische menschliche Relais, die schon im Voraus zum Lauf gerüstet und gekleidet meiner warteten, und den Palankin in demselben Augenblicke aufhoben, in dem ihre von Schweiß triefenden, keuchenden Kameraden ihn niedersetzten.

Die Gegend, durch die ich so in raschem Fluge getragen wurde, war so trefflich bewirthschaftet, wie ich kaum je eine andere gesehen hatte. Auf den Feldern überall steht die Dattelpalme mit reifen Früchten oder frischen Blüthen. Der Caveri, ein Strom, der sich in zahlreiche Arme theilt, hielt mich durch seine verschiedenen Krümmungen auf, bis in der Ferne Seringapatam, von den letzten Strahlen der untergehenden Novembersonne beleuchtet, ein eigenthümliches großartiges Bild, sich mir vor Augen stellte. Die reizende Lage der Stadt an einem Hügel, an dem unteren Ausgange eines Thales, hebt seine Ruinenmassen, die Reste gewaltiger Befestigungen, ungemein vortheilhaft hervor, und erfüllt die Phantasie des Wanderers mit Gedanken an die erhabene Vorzeit.

Ungefähr auf Flintenschußweite von den Vorwerken entfernt, quartierte ich mich außerhalb der Stadt in eine recht hübsche Wohnung ein, die freilich nur noch in Trümmern lag. Es war ein ehemaliger Palast des Sultans Tippu Sahib, welcher jetzt reisenden Europäern nur noch als Bungalow dient. Der Sultan erbaute den Palast zu seinem Lustschlosse, in welchem er gern zuzubringen pflegte. Es war ein großer viereckiger Pavillon, an dessen vier Seiten eine weite Gallerie und ein Säulengang mit mehreren Stufen vortritt. Die Pfeiler der Gallerie, die Fenster und die inneren Thüren sind in einem sehr zierlichen maurischen Styl erbaut. Im ersten Stock ist ein ausnehmend schöner Empfangsaal, der in Verbindung mit den Eckzimmern des Gebäudes steht, und von dem aus man zu einer großen Terrasse niedersteigt. Prächtig ist die Umgebung des einstmaligen Schlosses: dichtbelaubte Bäume, große Bassins, welche mit Cement ausgelegt zur Aufnahme von Wasser dienten, und zwei kleine niedliche Tempel sind die Zierden der schönen Gärten. Es ward mir erzählt, daß dieser reizende Aufenthalt nach der Plünderung Seringapatams dem Obersten des 33. Regiments, dem nachherigen Herzog von Wellington, damals commandirendem Gouverneur von Meisur, eine Zeitlang zum Hauptquartier gedient habe.

Der Caveri, welcher von Norden gegen Süden durch das Thal sich schlängelt, vereinigt all sein Wasser, um sich vor der Stadt zu zeigen, und theilt sich am Fuße ihrer Mauern auf's neue in zwei Arme, wodurch er eine lange und schmale Insel einschließt. An jedem Ende erheben sich zwei Hügel, deren einer die Stadt Seringapatam einnimmt. Drei Viertelstunden davon jenseits des südlichen Abhanges zeigt sich eine offene durchaus indische, von den Bewohnern Gandscham genannte Stadt, welche ehemals blühte, doch auch noch jetzt einigen Handel treibt. Die Engländer haben hier ein Invalidendepot und mehrere Magazine. Breite schöne Straßen durchziehen das Eiland, und ich betrat diese, als ich nach dem Südende ging, um den schönen Garten Hall-Bag zu besuchen.

Ein Triumphbogen bezeichnet den Eingang zu demselben. Eine weite Allee führt auf einen sanften kaum merklichen Abhang zu Hyder Ali's und

Tippu's Mausoleum. Der runde Tempel wird überragt von der Kuppel und steht abgesondert auf einer Plattform, die ihn von andern Gebäuden trennt. Drei schöne aus Bronze-gearbeitete und mit Sculpturen geschmückte Thore öffnen sich zum Eintritt in das Innere des Mausoleums, und die herrliche verzierte Rotunde umschließt drei mit rothem Sammet verhüllte Grüfte. Zwischen seinem Sohne und seiner Gemahlin ruht hier Hyder Ali, inmitten und symmetrisch geordnet hängen an seidenen Schnüren große Straußeneier von der Decke herab. Die das Mausoleum umgebenden Gärten sind groß und gut unterhalten. Am Eingange zur Mitte eines kleinen Platzes erhebt sich ein nicht sehr zierlicher Obelisk, der ganz kürzlich erst durch indische Hände bearbeitet, nicht die mindeste Beachtung verdient. Hinter diesem Obelisk befindet sich eine Art Porticus oder Gedächtnißcapelle, deren Inschrift auf einer Tafel von schwarzem Marmor, an einen, wie ich meine, in den Gefängnissen des Sultans verstorbenen englischen Obersten erinnert.

Auf demselben Wege zurück wendete ich mich gegen das andere Ende des Eilandes und betrat Seringapatam. Eine Grabesstille herrscht in dem nun verwüsteten Umkreise der Stadt. Mit Muße betrachtete ich die Festungswerke, welche die Stadt doch nicht zu schützen vermochten. Sie bestanden aus einer dreifachen Umwallung, welche von einander durch in Felsen gehauene Gräben getrennt war; außer einem fest aufgemauerten Wall, hinter welchem und in dessen Winkeln Thürme von bedeutender Höhe, von welchen herab die Belagerten alles bemerken konnten, was außen vorging. Durch diese dreifachen Wälle ist der Ort von der Landseite her gedeckt, an den Ufern des Caveri hingegen ist die Mauer, vom Wasser bespült, bloß ein einfacher Mantel, der keinen Widerstand bietet. Diesen Punkt, den man durch seine natürliche Lage für stark genug hielt, versäumte man zu befestigen. Daher fand auch an dem westlichen Arm des Flusses, nahe an der Spitze des Eilandes, der Sturm statt, und die Einnahme von Seringapatam erfolgte am 4. Mai 1799. Eine nächtliche Recognoscirung, um die Furten zu untersuchen, enthüllte die schwache Seite des Platzes. Der Fluß ward sehr seicht befunden, und eine in die Mauer gemachte Bresche half diese leicht übersteigen. Am hohen Mittage geschah der Sturm. Drei Tage später trat eine sehr starke Ueberschwemmung des Caveri ein; sie würde, wäre sie früher gekommen, die Belagerten von den Belagerern getrennt und auf lange Zeit den Fortgang der kriegerischen Operationen gehemmt haben.

Gegenwärtig ist Seringapatam so verlassen, daß die im Mittelpunkte um einen elenden Bazar zusammengedrängte Bevölkerung nicht die Zahl von 800 übersteigt. Alle übrigen Quartiere, welche eine Bevölkerung von 40,000 Seelen fassen könnten, sind gänzlich zerstört. Mit jedem Schritte trifft man auf Trümmer zusammengestürzter Mauern. Der Palast des Sultans befindet sich im erbärmlichsten Zustande. Da ich ihn nach allen Richtungen durchstrich, konnte ich doch noch einen geräumigen niedrigen Saal mit einer breiten Tribüne erkennen, in welchem Tippu bei feierlichen Gelegenheiten Audienz zu geben pflegte und sich mit allem Pomp asiatischer Pracht umgab. Auch erkannte ich noch die Abtheilung seiner innern Gemächer, die Zimmer seiner Frauen, die Säle für seine Wachen. Sogar in einem seiner Cabinette konnte ich noch einige von europäischen Händen schlecht gezeichnete Frescomalereien wahrnehmen, welche die Schlachten des Sultans, sowie seine Zusammenkunft

mit Lord Cornwallis darstellen sollte. Die Höfe waren mit langen Reihen eiserner Kanonen, welche sonst auf den Wällen gestanden hatten, besetzt.

Als ich diese Ruinen verließ, hatte ich einen Begriff erhalten von der Größe des Unglücks dieses Herrschergeschlechts und der Achtung, welche dasselbe noch jetzt bei dem Volke genießt, das mit Stolz sich seiner mächtigen Fürsten erinnert. Nach zweistündigem raschen Marsch betrat ich die dermalige Hauptstadt von Meisur, in welcher jetzt die alte Dynastie, wieder auf den Thron erhoben, scheinbar regiert, während die wirkliche Staatsverwaltung in der Hand eines englischen Obersten liegt, der in Bangalore residirt. Ein anderer Oberst in Meisur führt den Titel eines politischen Residenten; seine Bestimmung ist, die Person des Hindukönigs zu überwachen, so daß der Fürst unter dieser doppelten Bevormundung sich von einem Familienrath umgeben sieht, der alle seine Angelegenheiten leitet.

Erst nach tausend Schwierigkeiten von Seiten der Leute, welche mich an die Küste von Malabar begleiten sollten, gelang es mir, die Stadt Meisur zu verlassen. Durch den gütigen Schutz des Residenten hatte ich es dahin gebracht, meine Leute bei mir zu behalten, doch ehe sie einwilligten, sich auf den Weg zu machen, betrogen sie mich mehrere Male. Sowie ich ihnen in einem Punkte nachgab, erhoben sie neue Schwierigkeiten, und durch den Rath meines Wirthes gewarnt, sah ich mich gezwungen, ihrer Zuchtlosigkeit nachzugeben und durchaus Alles zu gestatten, was sie wollten, ohne den Trost zu haben, damit ein günstiges Resultat zu erlangen. Da die ehemalige Hauptstadt des Landes nach dem von den Engländern angenommenen politischen System eine Art Sack ohne Ausgang bildet, und fast gar keine Verbindung zwischen diesem entlegenen Königreiche und dem arabischen Meer stattfindet, so konnte ich keine englische Polizei mehr anrufen, und mußte mich daher nothgedrungen allen Ungemächlichkeiten des Landes wie der Leute unterwerfen.

Während meiner siebentägigen Reise, um aus dem Königreich Meisur herauszukommen, sah ich mich genöthigt, an den feuchtesten, düstersten und die meisten Fieber erzeugenden Orten zu campiren. Die Luft kann hier nirgends circuliren, daher sie sich immer nur verschlechtert. Stille stehendes Gewässer, überdies versperrt durch abgestorbene Aeste und Baumstämme, welche die Stürme der schädlichen Moussons alljährlich hereintreiben, hauchten überall einen verpestenden Geruch aus, sowie das Faulen der abgefallenen Blätter einen ganz unerträglichen Dunst in der waldreichen Gegend verbreitete. Der Bambus, welcher in dicken Garben zu erstäunlicher Höhe aufsteigt, die Tekbäume, welche unsere Eichen ersetzen und ihnen an Schönheit gleichen, füllen die weiten Urwälder, in denen eine überreiche Vegetation im undurchdringlichen Dickicht erstickt. So sah ich öfters große, durch ihr hohes Alter vollkommen gebleichte Tekbäume, entwurzelt und theilweise durch andere Bäume vor dem Fallen gestützt, zum Beweise, daß noch nie eine Art in diese wilden Gegenden gedrungen ist, und kaum war mein oft in den Aesten verwickelter Palankin in den Engpässen des Weges weiter zu bringen.

Der tiefe Eindruck, den die Fährte der zum Transport bei den Karawanen verwendeten Elephanten und Ochsen in dem Urwalde macht, dient dazu, sich eine Bahn zu brechen, während ein reißender Gießbach den Wanderer durch die Schluchten leitet, die er quer durch die Ghats aushöhlt. Der Boden war in einigen Vertiefungen vom Regen so durchweicht, daß meine

Indier bis an die Knie einsanken. Wir hatten die größte Mühe, um uns in diesen überwölbten finstern Regionen Bahn zu brechen. In den wenigen und kurzen Thälern war uns bloß hie und da in kurzen Zwischenräumen gestattet, die durch das dichte Laubwerk der Bäume verhüllte Sonne wieder zu erblicken. Immer waren die kleinen Thäler mit Hütten besetzt, welche ringsumher auf Bäumen errichtet und von armen, ganz nackten Indiern bewohnt waren. Die nicht eben sehr beneidenswerthen Menschen waren genöthigt, die Nächte auf dem Felde zuzubringen und fortwährend den Tam-Tam zu schlagen, um dadurch die wilden Thiere fern zu halten, damit diese nicht in Zeit weniger Stunden die Arbeit eines ganzen Jahres verwüsteten.

Bis jetzt hatte ich keine andere Sicherheitsmaßregel auf meiner ganzen Reise zu nehmen gehabt, als gegen Räuber, welche, wenn sie den Reisenden überraschen und ihn ohne Feuerwaffen finden, sich nicht scheuen ihn zu ermorden. In Dörfern, welche nicht geheuer aussehen, muß man, wenn man sie bei Nacht passirt, gewöhnlich ein- oder zweimal Feuer geben, um ihnen zu zeigen, daß man wach und auf seiner Hut sei. Ist irgend eine rechtmäßige Behörde am Ort, so muß ein untergeordneter Polizeidiener von Stunde zu Stunde den Tam-Tam schlagen, um zu zeigen, daß man auf Alles gefaßt ist.

Hier nun wurden die Feinde, denen ich zu begegnen hatte, zahlreicher, und die Gefahren, welche sie mir bereiteten, ernstlicher. Denn fast alle Bewohner der Wälder, die Elephanten in erster Linie, waren zu fürchten. Es wird behauptet, sie seien, wenn in Heerden vereinigt und paarweise, friedlicher Natur und thäten Niemanden etwas zu Leide, der ihnen bei Zeiten aus dem Wege gehe. Ist aber der Elephant seines Weibchens beraubt, somit einem Paria gleich, den die Engländer einen ausgestoßenen Elephanten nennen, aus seiner Kaste gleichsam ausgeschieden, so erbittert ihn diese Erniedrigung und er ist dann furchtbar. Er zertritt und zerstampft mit den Füßen Alles, was ihm in den Weg kommt, und sucht wo er kann seine Wuth auszulassen. In einer solchen Stimmung muß man ihn geflissentlich meiden, denn so schwerfällig er auch aussieht, so ist sein Lauf doch sehr schnell, selbst wenn man ihn mit der Geschwindigkeit eines Pferdes vergleicht. Ich kam einst durch einen kleinen Flecken, Ampapur, und traf dort einen Indier, der noch krank war an einem vor fünf Tagen ausgestandenen Schrecken, weil er von einem Elephanten, in der Nähe seiner Wohnung überrascht, kaum soviel Zeit hatte, auf einen hohen Baum zu klettern, von dem aus er die Trümmer seiner in wenigen Minuten von dem wüthenden Thier zerstörten Hütte betrachten konnte.

Der viel häufiger als der Elephant vorkommende Tiger ist glücklicherweise weniger furchtbar. Oft, wenn ich während meiner Reisen jagen und hierzu einen Indier als Begleiter haben wollte, ließ sich keiner dazu bereit finden, aus Furcht, wir möchten auf einen im Gebüsche versteckt lauernden oder schlafenden Tiger stoßen. Dies Thier fällt nämlich seinen Feind, wenn es nicht von Wunden gereizt ist oder seiner Beute gewiß zu sein glaubt, niemals von vorn an, und sein feiner Geruchssinn läßt ihn den Europäer vortrefflich von einem Indier unterscheiden, wobei er das Fleisch des letzteren vorzuziehen scheint. Hat er die Wahl, so greift er den Indier zuerst an.

Im tiefsten und dichtesten Walde traf es sich, daß ich einem Tiger begegnete. Es war Nachmittag, als ich vom steten Schaukeln meines Palan-

kins eingeschläfert, durch eine heftige Erschütterung plötzlich erwachte. Um die Ursache des Stoßes zu erfahren, blickte ich hinaus. Mein Palankin stand auf dem Boden und meine sämmtlichen Indier hielten sich hinter demselben versteckt und zeigten mir einen unweit lauernden Tiger. Sorgfältig hatte ich zuvor die Läufe meiner Flinte mit Kugeln geladen und erwartete ihn so stehenden Fußes, weil ich wußte, wie gefährlich es sei aus weiter Ferne zu schießen und das Thier bloß zu verwunden. Es geräth dann immer in Wuth und der Kampf mit ihm wird um so gefährlicher. Diesmal indeß kam es garnicht zum Kampfe. Der Tiger begnügte sich damit, uns einige Minuten lang zu betrachten, dann zog er seines Weges weiter, wahrscheinlich weil er uns hinlänglich stark genug fand, uns wider seinen Angriff zu vertheidigen.

Bei jedem Schritte traf ich auf Damhirsche, Pfaue, wilde Hühner, Moosschnepfen ꝛc., aber nur selten bot sich mir Gelegenheit, sie zu schießen. Meine Indier konnten sich dem Wilde ganz leicht nähern, ohne daß es die Flucht ergriff, dagegen schien meine europäische Kleidung demselben schon aus der Ferne Furcht einzuflößen. Was ich am zahlreichsten fand, waren die Affen, welche über ganz Indien verbreitet sind. Gewöhnlich waren sie sehr wild, und mit vogelschneller Behendigkeit sprangen sie von einem Baum auf den andern. Indessen erinnere ich mich doch, auf der Canarischen Küste eine zutraulichere Truppe dieser Thiere in den Zweigen eines Baumes angetroffen zu haben, während ich unter demselben Laubdach meine Mahlzeit hielt und mich vor den Sonnenstrahlen verbarg. Nach Verlauf einiger Augenblicke sah ich etwa zwanzig dieser possierlichen Thiere unaufhörlich mich umgaukeln. Ich nahm eins davon auf's Korn und schoß nach ihm, verwundete es auch schwer, so daß es vom Gipfel des Baumes, auf dem es saß, herabpurzelte. Doch gelang es ihm, ein völliges Herabfallen dadurch zu verhindern, daß es sich in den untersten Zweigen des Baumes festhielt. Es war nur 6 Fuß vom Boden entfernt, und es wäre mir ein leichtes gewesen, es mit den Händen zu greifen, hätte ich nicht befürchten müssen, daß es mich beiße. Ich entfernte mich daher, um es wo möglich durch einen zweiten Schuß zu tödten, als ein noch größeres und stärkeres Thier seines Gleichen zu seiner Hülfe herbeieilte und es in seinen Armen forttrug. Die übrigen entflohen nach allen Seiten, die Weibchen hielten ihre Jungen auf der Seite oder hatten sie unter ihrem Bauche versteckt. Doch eilten sie nicht ganz weit davon, es kam mir selbst vor, als machten sie den Versuch sich wieder zu nähern, denn ich sah sie noch in der Umgegend herumschleichen. Einige ihrer Vorposten wagten sich selbst bis auf die Dächer des Dorfes, in dessen Nähe ich mich gelagert hatte, um mich desto besser belauern zu können.

Nachdem einige Tage verstrichen waren, häuften sich die Schwierigkeiten weiteren Fortkommens. Meine Träger wollten um keinen Preis am Morgen früher aufbrechen, als bis die Sonne ganz aufgegangen war, denn sie könnten, wie sie sagten, dem Elephanten begegnen, der seine nächtlichen Spatziergänge beendete. Aus ähnlichem Grunde mußten wir auch Mittags anhalten, dies, so hieß es, sei die Stunde, wo der Elephant zum Trinken ginge. Endlich mußten wir vor Einbruch der Nacht an dem Ruheplatze angelangt sein. Lieber hätten sie sich, wie ich glaube und was sie mir auch jeden Augenblick zuriefen, den Hals abschneiden lassen, ehe sie die durch Furcht wie durch Erfahrung geheiligten Gewohnheiten umgangen hätten. Mit

jeder möglichen Vorsicht drangen wir vor, es wurden Patrouillen, die mit langen abscheulichen Luntenflinten bewaffnet waren, vorausgeschickt, auch hielten wir stets Fackeln bereit, um den kühnen Elephanten, wenn er sich zeigen sollte, sogleich zu verscheuchen. Traf es sich nun unglücklicherweise, daß wir Karawanen von Cananore oder Mangalore begegneten, so entspannen sich sogleich endlose Unterhaltungen zwischen den Führern derselben und unsern Trägern; tausendmal wurden die Fragen wiederholt, um zu erfahren, ob man keinen Elephanten oder Tiger gesehen, und man trennte sich etwas mehr ermuthigt, als man anfangs gewesen.

Erst bei Manantodely, einem offenen Ort auf der Höhe der Ghats, wurde ich von diesen vielen Verlegenheiten befreit. Ich stieg von diesem hohen Punkte auf einem sanften Abhange abwärts zur malabarischen Küste hinunter. Plötzlich hatte hier das Landschaftsbild den Charakter geändert, ich sah ein wunderschönes Grün, Bäche klaren Wassers, niedliche indische Wohnungen, eine Landschaft voll der größten Mannigfaltigkeit, beleuchtet von einem heiteren schönen Himmel, und bei den letzten Krümmungen des Engpasses von Baria lag endlich das Meer zu meinen Füßen, über welches meine Blicke und mein Herz zur Heimat schweiften nach Westen.

---

4. Trankebar, Pondichery, Madras.

Wir näherten uns der Coromandelküste und sondirten achtzig Faden Tiefe. Das Meer hatte eine schmutzig grüne Farbe. Bald bekamen wir die Pagode Nagore zu Gesicht und nach beendetem Gottesdienste — es war am Sonntage den 12. October — gingen wir, mit gerührtem Herzen der Vorsehung für die wohlüberstandene Reise dankend, auf der Rhede von Trankebar vor Anker. Der Regen verfolgte uns bis zum letzten Augenblicke, er war eine Zeitlang so stark und dicht, daß wir von dem Lande nichts sehen konnten, und so hart wehten die Böen, daß die Marssegel doppelt gerefft werden mußten. Die Pagode war das einzige auf dem flachen Lande, das uns leiten konnte; außerdem leisteten mir meine ausgezeichneten Instrumente die besten Dienste.

Während der Einfahrt auf die Rhede hatte ich nicht ohne eine gewisse Besorgniß eine Menge der sogenannten Catimarans im Fahrwasser liegen sehen. Denn da der herabströmende Regen keine halbe Schiffslänge voraus zu sehen gestattete, war ich sehr bekümmert, ich möchte eins der Boote übersegeln. Doch vermieden wir dies glücklicherweise, aber kaum war der Anker gefallen, als schon sechs bis acht derselben uns umringten. Ich nannte sie Böte, obwohl sie freilich mit diesen nur das gemein haben, daß sie auf dem Wasser schwimmen und Menschen sich darin befinden. Drei bis fünf, an beiden Enden etwas aufwärts gekrümmte Balken, von denen der mittlere etwas tiefer als die äußeren liegt, sind mit Cair oder Cocusgarn zusammengenäht oder gebunden, und auf demselben sitzen oder stehen fünf bis sechs nackte Wesen, jedes mit einer Pagaie (einem schaufelförmigen Ruder) versehen, mit der sie sich vorwärts- und zurückbewegen. Das Wasser läuft über und unter sie, sie fallen in die Fluth hinein und kriechen wieder herauf, es

ficht sie das durchaus nicht an, bald stehen, bald sitzen sie, bald fischen sie, bald erschallt Gesang, dann wieder stoßen sie das Fahrzeug durch die Brandung: alles mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit.

Aus einem solchen Fahrzeug stieg ein alter Hindu, der Erste, der das Verdeck der Galathea betrat. Er kletterte mit der Schnelligkeit eines Affen an der Seite des Schiffes herauf, was uns um so mehr Wunder nahm, da er sehr mager und hinfällig aussah. Sobald er auf das Deck getreten war, warf er sich wiederholt auf ein Knie nieder und machte sein Salam, eine tiefe Verbeugung, während welcher er die Hände überkreuz auf die Stirn legte. Das Wasser lief an ihm wie an einem nassen Pudelhunde, der eben aus dem Bade kommt, herunter. Er wurde zu mir geführt, beugte seine Stirn bis zu meiner Zehenspitze herab, legte die Hand erst an seinen Kopf, dann an meinen Fuß und brachte dann seinen Glückwunsch vor, indem er mir zugleich ein, zu meinem großen Erstaunen trockenes Buch überreichte. Er hatte dieses an dem einzigen trockenen Platze seines Schiffes und seiner selbst verwahrt, in seinem Turban, den er nun aufgelöst hatte und bald schräg über Brust und Schulter warf, bald wie ein Gewand um die Lenden festband. In dem Buche sollte mein Name und der des Schiffes, welches ich commandirte, verzeichnet werden, denn dieser mein erster Besuch — die Leser werden es mit Verwunderung vernehmen — war ein Beamter, der Gehülfe des Hafenmeisters. Stets in Bewegung verbeugte er sich fortwährend gegen die Offiziere, gab aber durch Geberden auf's Deutlichste zu verstehen, daß eine Mahlzeit ihm nicht sehr unwillkommen sein würde.

Nachmittags fuhr ich in einem Selling an's Land, da man sich nicht mit anderen Böten durch die Brandung wagen darf. Der Selling ist ein großer tiefer Prahmen, wie die Catimarans zusammengenäht und deßhalb so elastisch, daß er dem gewaltigen Anschlag der Brandung nachgiebt. Ein solcher Selling wird von zehn bis zwölf Mann gerudert, ein Dreizehnter steht hinten im Boote, und steuert vermittelst eines Ruders, das denen der übrigen gleich, aus einem langen, dünnen Stiel besteht, der in einer flachen, kreisrunden Scheibe endigt. Man hält taktmäßigen Ruderschlag nach der Melodie eines monotonen, melancholischen, jedoch dem Ohr nicht unangenehmen Gesanges. Wenn man sich der Brandung nähert, verdoppeln sie die Schnelligkeit sowohl des Ruderns wie des Singens, und gleichen nun Alle — wenigstens in dem Auge eines Europäers, der sie zum ersten Male sieht — durch ihre Bewegungen, wie durch ihren Gesang, weit mehr der Gesellschaft von Tollen, als von Menschen, die sich zur Ausführung einer Arbeit vereinigt haben. Dennoch gelingt diese vortrefflich, in wenig Augenblicken ist man durch die Brandung und dann in einem Nu auf's trockene Land hinaufgetragen.

Es ist ein höchst wohlthuender Anblick für den Seemann, nach langer Fahrt das Land wieder zu sehen, noch größer ist seine Freude, wenn er den festen Boden wieder unter seinen Füßen hat. Uns begrüßte am Strande die gesammte schwarze Bevölkerung, und alle wetteiferten uns ihre Freude über unsere Ankunft auszudrücken. Singend und tanzend umschwärmten uns Alte und Junge, Reiche und Arme, Bekleidete und Nackte, Braune und Schwarze und begleiteten uns das erste Stück Weges. Palankins standen bereit, doch

wagte ich mich nicht hinein in diese häßlichen Kasten, sondern zog es vor, den kurzen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Der französische Erdumsegler Laplace sagt, er habe an die Ruinen von Pompeji denken müssen, als er bei Trankebar das erste Mal in einer mondhellen Nacht an's Land gestiegen und in die Stadt gegangen sei. Obgleich ich diese berühmten Ruinen nicht kenne, so kann ich mir doch vorstellen, daß diese Bemerkung treffend ist. Man sieht hier in den schnurgeraden Straßen prachtvolle Gebäude mit herrlichen Säulenhallen, die in antikem Stil aufgeführt sind; die geschlossenen Läden und Thüren zeugen aber davon, daß sie unbewohnt sind, und das auf den Plätzen und den Straßen üppig wachsende Gras zeigt deutlich, daß nur wenig Verkehr die kleine Stadt belebt. Doch gilt das zunächst nur von dem europäischen Theil der Stadt; dicht daran, hinter dem Gouvernementshause, liegt die sogenannte schwarze Stadt, in der die Eingebornen wohnen, und hier ist Leben und Bewegung, besonders gegen Abend, wenn es kühler geworden ist. Hier wohnen die Hindus in ihren niedrigen Hütten, deren Mehrzahl aus Bambusrohr gebaut ist. Die Wände bestehen aus Matten, das Dach aus Palmblättern und der Erdboden bildet die Diele, auf welcher höchstens eine Matte als Lagerstatt für die Bewohner ausgebreitet ist. An Kälte wird in diesem glücklichen Klima nie gedacht, an Regen selten, denn obgleich er oft in Strömen niederstürzt, so gleitet er an der öligen Haut der Hindus ab, und die wenigen Kleidungsstücke trocknen schnell in dem brennenden Sonnenschein, der, wie Jeder sicher weiß, den Regen wieder ablösen wird. Gewöhnlich haben die Hütten ein vorspringendes Dach, welches von hölzernen oder steinernen Pfeilern gestützt wird. Die dazwischen liegende halbhohe Mauer ist der Ladentisch für die Waaren, welche aus dem Hause verkauft werden, und fast jedes Haus ist ein Laden, in dem allerlei Lebensmittel, Zuckerwerk, Korbmacher-Arbeit, Matten u. dgl. mehr feil sind.

Bei meinen vielen anderweitigen Geschäften blieb mir in Trankebar wenig Zeit übrig, mich mit seinem Gebiet näher bekannt zu machen, obwohl es so beschränkt ist, daß man es in wenig Stunden durchstreifen kann. Seine weiteste Ausdehnung ist längs der Küste von Süden nach Norden, und in dieser Richtung ist es anderthalb geographische Meilen lang. Seine größte Breite dagegen ist von Osten nach Westen, von der Stadt Trankebar bis zu dem Dorfe Tillali, dreiviertel Meilen. Außer Porejar und Tillali enthält es eilf kleinere Dörfer, sowie mehrere Gruppen von Fischer- und Pariashütten. Der Fluß Mandalar, ein Arm des den Wischnu-Anbetern geheiligten Caveri, zieht sich an Tillali vorüber und bildet hier die Grenze des englischen Territoriums. Ehe er sich in's Meer ergießt nimmt er zwei kleinere Nebenflüsse auf; er wird niemals tiefer als drei bis vier Fuß und ist nur von Juli bis März, und auch dann nur für kleine Fahrzeuge schiffbar. Die Hälfte des Areals von Trankebar ist Reisland, der Boden im Allgemeinen sandig und salzhaltig, an einigen Stellen sumpfig. Das Klima ist gesund, denn die Hitze wird durch erfrischende Seebrisen gemildert.

In Gesellschaft des Gouverneurs und meiner Offiziere machte ich einen Ausflug nach Tillali, um die Pagode dieses Dorfes, welche sehr groß ist, in Augenschein zu nehmen. In einem kleinen leichten Wagen, über den ein luftiges Zelt gespannt war,, und den weiße Buckelochsen durch den schweren

Sand zogen, verließ ich die Stadt. Auf dem Bocke saß ein nackter und mit einem Turban bekleideter Kutscher, hinten stand ein Pion, dessen rother Turban und rothes, mit Silber bordirtes Schultergehäng und Gürtel, die ihn als königlichen Beamten auswiesen, zu seiner übrigen schneeweißen Tracht einen hübschen Gegensatz bildeten und seinem schlanken Wuchse sehr wohl anstanden. Ein großer Theil der Gesellschaft war zu Pferde, die Uebrigen ließen sich in Palankins tragen. Man legt sich in letzteren fast horizontal nieder, ein Kissen wird unter die Kniekehlen geschoben, dann wird man in ebenem Trabe fortgetragen unter dem weithin schallenden kläglichen Gesange der Träger. Selten hält der Zug nur einen Augenblick an. Es geschieht dies nur, damit die Träger, wenn ihnen die eine Schulter lahm geworden ist, wechseln; sofort geht es aber in demselben Takte weiter und unter derselben Bewegung von Arm und Körper, ohne welche der Palankin das Gleichgewicht verlieren würde.

Außerhalb der Mauern von Trankebar führt der Weg durch eine hübsche Allee von Tamarinden, Mangobäumen, Bananen und unächten Brodbäumen. Er ist aber so sandig, wie auf einer jütländischen Haide, und der schlammige Fluß Uppen-Arn durchströmt das Terrain, welches dem größten Theil nach, aus halb unter Wasser stehenden Reisfeldern besteht. Durch die vielen Dörfer wird indeß die Landschaft belebt und erhält durch die Bananen, die Kokus- und Fächerpalmen einen ächt tropischen Charakter.

Das Wetter war schön und die Vegetation durch mehrtägigen Regen erfrischt. Das Land war überall stark bevölkert, das Aussehen der Bewohner zeugte von Wohlstand und Zufriedenheit. Bald hinter der Stadt führt der Weg über den Fluß, wendet sich nach Süden und geht nach dem Dorfe Porejar. Wir aber schlugen eine nördliche Richtung ein, durch die volle Breite des gesammten Gebietes, bis wir Tillali erreichten, wo der Gouverneur seinen Bungalo besitzt. Früher dachte man daran, hier ein Gartenhaus anzulegen, wozu sich auch die Gegend vortrefflich eignet. Der kleine Fluß, die vielen schattigen Bäume, welche die wohlgebauten Felder umgeben und den sogenannten Gouvernementsgarten bilden, verleihen dem Ganzen ein anziehendes Aussehen. Ich fand es hier kühler als sonst irgendwo, und über die ganze Natur war eine Ruhe ausgebreitet, die zum ländlichen Frieden einladet. An dem Tage, als wir es besuchten, war freilich die ländliche Ruhe gewichen und statt ihrer traten Gelächter, Lärmen, lautes Reden, der Knall von Jagdgewehren, das Klirren von Messern und Gabeln, Gläsern und Flaschen, kurz all das Geräusch, welches ein Ausflug, der von der Offiziersbesatzung eines Kriegsschiffes unternommen wird, mit sich bringt. Der Gouverneur hatte die nothwendigen Bedürfnisse herausbringen lassen und im kühlen Bungalow ward der Tisch gedeckt.

Nachher besuchten wir die vom Gouvernementsgarten etwas entfernte große Pagode. Sie besteht aus einer Masse kolossaler und solider, aber sehr geschmackvoller Gebäude, die von einer Mauer umgeben sind. Der Eingang in den Tempel ist gegen Osten, ein hoher schwärzlicher, pyramidenförmiger Thurm, mit vielen übereinander angebrachten, nach oben immer kleineren Oeffnungen. Ein Bild des finsteren Aberglaubens, der innerhalb dieser Mauern wohnt, geben die unzähligen, geheimnißvollen Verzierungen, die darin ausgehauen sind, und es fehlt dem Tempel gänzlich an Baustil. Im

Vorhof zur Rechten kommt man an ein langes Gebäude, auf dessen Wänden Frescomalereien, Mißgeburten aus der frühesten Kindheit der Kunst, angebracht sind, und in welchen Götzen mit 4 bis 8 Armen, mit Elephantenrüsseln, Vogelschnäbeln 2c., sowie ganz phantastische Thiere, halb Vögel, halb Säugethiere oder ähnlich zusammengesetzt, in langen Reihen aufgestellt stehen. Diese werden bei feierlichen Umzügen umhergetragen und dienen dann zu Untergestellen für die Götzenbilder. Eine große gemauerte Badewanne dient, wenn ich nicht irre, den Brahminen zu ihren Waschungen; der gemeine Mann begnügt sich damit, an den Fluß hinunterzugehen, der die Reisfelder bespült. Im Hintergrunde liegt die eigentliche Pagode, das Allerheiligste. Man gelangt nur bis in den Vorhof, das innere Heiligthum wird von Brahminen bewacht. Von dort aus verstattete man uns das große Götzenbild zu betrachten, das mit den kostbarsten Stoffen bekleidet, mit Gold und Flitterstaat behängt, mit den grellsten Farben bemalt, von weniger vornehmen, mehr oder minder geschmückten Götzen umgeben, mitten im Heiligthum saß, von wo es, wie die anderen bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt wird, um auf Pagodenwagen umhergefahren zu werden. Die Wagen stehen in Scheuern im Vorhofe des Tempels und gemauerte Stiegen führen zu ihnen hinauf. Es sind jene Fuhrwerke, unter deren Räder sich die Unglücklichen, welche auf ihrer langen Pilgerfahrt nicht durch Hunger und Hitze oder durch namenlose Kasteiungen getödtet werden, werfen, um dem Götzen zu Ehren an seinem Jahresfeste als treue Märtyrer zermalmt zu werden.

Mittlerweile hatte die Hitze bedeutend zugenommen und ich zog es vor, die Rückkehr im Palankin zu machen, in welchem ich erst von Tillali nach Porejar und von da nach Trankebar, mit einer Geschwindigkeit von mehr als einer Meile in der Stunde, von sechs Männern getragen wurde. Porejar hat 5200 Einwohner, darunter manche Christen. Die Mohamedaner besitzen hier eine ziemlich bedeutende Moschee. Die Sommerwohnung des Gouverneurs, ein ziemlich großes Gebäude, welches wie alle indischen Häuser von luftigen, geräumigen Gemächern mit Verandas umgeben ist, liegt hier mitten in einem schönen Garten und von einer hohen Mauer umgeben, welche diesen Bezirk von unbeikommenden Besuchen abschließt, aber nicht hindert, daß die Ausdünstungen der nahen Stadt die Luft drückend und heiß machen. Der Garten schien mir gut unterhalten zu sein, schattige Laubgänge, herrliche Palmen und liebliche Blumen lachten uns entgegen; in einer Einhegung, einem Thiergarten, bewegten sich Hirsche und Hindinnen, die Ueberreste früherer Herrlichkeit. Ich entfernte mich Geschäfte halber früher als die Uebrigen, und ließ mich in meinem Palankin nach der Stadt tragen, wobei ich die Unermüdlichkeit der Träger bewundern mußte, die mich bei der brennenden Sonnenhitze unverdrossen in gleichmäßigem Schritte in sehr kurzer Zeit wohlbehalten in's Gouvernementshaus zurückbrachten.

Den Abend genoß ich in stiller Ruhe auf dem flachen Dache des Gouvernementshauses. Es war eine herrliche Nacht, ein mond- und sternenklarer Himmel. Unfern vernahm man beständig den dumpfen Laut der Brandung, welche unten an der Küste vergeblich ihre Wuth erschöpft. Der flache Strand der indischen Halbinsel nahm sich mit seinem weißen Sande und seinen schäumenden Wogen in der klaren Mondbeleuchtung wie ein großer Lichtstreif mit Myriaden phosphorischer Funken aus. —

Am 15. October ging ich wieder an Bord der Corvette, betrübt darüber, daß es mir nicht verstattet war, meinen Aufenthalt in diesem freundlichen, gastfreien Lande zu verlängern. Mittags besuchte uns der Gouverneur und nahm von uns Abschied — (Trankebar war damals noch eine dänische Besitzung) — er ward mit eilf Schüssen salutirt. Nachdem er uns am Nachmittage verlassen hatte, lichteten wir die Anker und nahmen unsern Cours nach Norden. Es war meine Absicht, auch bei Pondichery anzulegen und einen Tag dort zu verweilen. Ich hielt deßhalb etwas vom Lande ab, um die Coloroma-Klippen zu vermeiden, welche im hiesigen Fahrwasser liegen, und segelte auf fünfzehn bis sechszehn Faden längs der Küste. Um Mitternacht hatten wir den Leuchtthurm von Pondichery in Sicht und um halb zwei Uhr ankerten wir auf neun Faden Wasser, den Leuchtthurm in W. N. W. Bei Tagesanbruch befanden wir uns unverhofft eine Viertelmeile weiter in See, und doch hatten wir einen Faden weniger Tiefe, als sonst für den besten Ankerplatz angenommen wird. Dies erklärt sich daraus, daß die See fortwährend auf das Land einschreitet und namentlich hier bei Pondichery viel von der Küste weggenommen hat. So soll eine ganze Straße und ein Stück Land vor derselben da gelegen haben, wo sich jetzt die mächtige Brandung der bengalischen Bucht hereinwälzt. Ich fand beim Hinaufsegeln die Erfahrung bestätigt, daß der Strom an dieser Küste sich nach dem Monsun richtet, und also mit südwestlichem Winde, dessen wir uns erfreuten, hart nördlich an der Küste hinaufgeht.

Mein Aufenthalt hier währte nur vom Morgen bis zum Abend. Ich ward von dem französischen Gouverneur mit Artigkeit und Herzlichkeit empfangen, er führte mich nach einem guten Frühstück in seine kühlsten Zimmer und stellte Haus und Garten, Bett und Bad, Dienstboten und Pferde, Wagen und Palankins, kurz Alles zu meiner Verfügung. Nach besten Kräften genoß ich dieser Herrlichkeiten, und machte, von einem Palankin gefolgt, einen Weg durch die Stadt, um doch eine Vorstellung von ihrem Aussehen zu bekommen. Die starke Hitze nöthigte mich indeß, den dreisten Plan aufzugeben, in der Mittagszeit durch eine ostindische Stadt gehen zu wollen. Ich kroch in meinen Palankin, der mich auf Umwegen in das Haus des Gouverneurs zurückbrachte. Von der Stadt kann ich deßhalb nur im Allgemeinen sagen, daß sie ziemlich ausgedehnt, wohlgebaut und gut angelegt ist, mit breiten Straßen und hübschen Gebäuden. Schöne Gärten zwischen den Häusern gewähren dem Auge eine angenehme Abwechslung. Pondichery ist ein durchaus offener Platz, ohne Fort oder befestigte Außenwerke. Nur unten am Strande liegt eine Salutbatterie, auf welcher die französische Flagge weht. Die gesammte Militairmacht besteht, soviel ich erfahren konnte, aus 300 Sipoys. Vom Leuchtthurm hat man eine schöne Aussicht über die ganze Stadt und Umgegend, wie über die sich weit erstreckende Rhede, die im Grunde nur das offene Meer ist. Das Wasser ist so klar, daß ich es von hier aus wahrnehmen konnte, wie die Galathea auf einer kleinen Sandfläche geankert hatte, während rund umher nur schwarzer Schlamm und Lehmgrund war.

Nachdem ich den Abend noch in angenehmer Gesellschaft im Hause des Gouverneurs verlebt hatte, nahm ich Abschied und fuhr in dem Selling meines äußerst zuvorkommenden Wirthes, den acht Bootsleute unter dem üblichen

Gesange ruderten, durch die Brandung bis an die Corvette. Um 10 Uhr waren wir unter Segel und nahmen unsern Cours nach Madras.

Die Küste nimmt hier eine etwas östliche Richtung, wir folgten ihr während des ganzen Weges auf 12 bis 15 Faden Wasser. Der Südwest-Monsun herrschte noch, aber sehr gemäßigt, mit anhaltend schönem Wetter, wenn auch bedeckter Luft. Um 5 Uhr Morgens am nächsten Tage hatten wir das herrlich strahlende Leuchtfeuer von Madras in Sicht, und ankerten drei Stunden später auf der Rhede, ungefähr eine halbe Meile von dem flachen Strande, dessen gewaltige Brandung zu uns herüber brüllte, trotz des Lärmens, den die um das Schiff schwärmenden Catimarans mit ihrer nackten, amphibialischen Besatzung verursachten.

Madras, eine Stadt, deren Bevölkerung mit Einschluß der Bewohner der nächsten Umgegend auf 5 bis 600,000 Menschen angegeben wird, nimmt sich von der Seeseite besonders interessant aus. Die Festung St. George, die unmittelbar am Meer liegt, so daß die Brandung der bengalischen Bucht ihr Glacis bespült, enthält viele großartige mit englischem Luxus ausgestattete Gebäude. Nördlich derselben liegt der Leuchtthurm, dann kommt die europäische Stadt mit ihren großen, mit Säulen und anderen Verzierungen reich geschmückten Gebäuden, etwas nördlicher sieht man hin und wieder zerstreute Gruppen von Palmen- und Laubhölzern, dazwischen viele, meistens unansehnliche Häuser, welche von der eingebornen Bevölkerung bewohnt werden.

Sieht man durch ein Fernrohr über die Stadt und ihre nächste Umgebung hin, so breitet sich die üppigste Landschaft aus. Ungeheure Felder, welche Tausenden von Wagen, mit Ochsen bespannt, zum Halteplatz dienen, während andere Strecken zur Grasung für Kühe und Schafe, wieder andere zum Bivouak für die Sipoyregimenter benutzt werden; die verschiedenartigsten Gebäude, reizende Gärten und Parks, welche von fließendem Wasser und von weißen Streifen, den vortrefflich macadamisirten Fahrwegen, durchschnitten werden: — dies Alles stellt sich dem Blicke in weitem Umkreise dar. Aber die Gegend ist flach, nirgends ein pitoresker Wechsel, nur am fernsten Horizonte ragen hohe blaue Berge, welche den Hintergrund der Rundsicht bilden. Der Vordergrund ist das brausende, schäumende Meer, mit einer Menge großer Schiffe, die der Handel auf diesem für ihn wichtigsten Platze Vorder-Indiens vereinigt hat, und die durch die Verschiedenheit ihrer Bauart und Takelage das Bild vervollständigen und es des Pinsels eines geschickten Malers würdig machen. Bequem wiegt sich hier auf den ostindischen Wogen nach langer Fahrt der stolze europäische Dreimaster; ihm zur Seite liegen unförmliche Nachahmungen des mächtigen Fahrzeuges, Barken und Briggs mit geschmacklosen Verzierungen, die eben so elend ausgestattet als schlecht geführt sind. Der Kundige erkennt leicht, daß hier die Küstenfahrt ein Jahrhundert hinter dem gegenwärtigen Stand der Schifffahrt zurückgeblieben. Nur längs der Küste in mäßigen Entfernungen vermögen diese Schiffe Waaren von einem Orte zum andern zu befördern, und dieses auch nur während des der Schifffahrt günstigsten Monsuns, denn zu andern Zeiten wagt man sich nicht über die Bucht hinaus. Man sieht hier den ächten Küstenfahrer von Ceylon, der so schmal, so lang und so hoch ist, daß er nothwendig eines Auslegers bedarf, um nicht umzuschlagen. Dieser Ausleger besteht aus zwei querlaufenden und einer der Länge nach über ihnen liegenden Stange, die

gegen das Umschlagen schützen; er liegt immer auf der Leeseite und reicht so weit hinaus, wie es nach der Höhe und Breite des Fahrzeugs nöthig ist, damit dieses das Gleichgewicht nicht verliere. Neben diesen mißgestalteten, zu allem Seedienst untüchtigen Fahrzeugen, sieht man auch wohl niedliche, kleine Schooner, die hier in Indien unter dem Namen „Clippers" fahren, und die in jeder Beziehung zu den erwähnten unbeholfenen Schiffen den Gegensatz bilden. Sie tragen durch und durch das Gepräge der ächten Kinder des Oceans, welche geschaffen sind, ihr mütterliches Element mit Pfeilesschnelle zu durchschneiden und dessen Launen sich zu widersetzen, so weit überhaupt die Kunst im Stande ist die Natur zu bekämpfen. Zwischen allen diesen Schiffen, welche hier theils an der schlaffen, schweren, eisernen Kette, die kaum bei starkem Winde nachgiebt, gemächlich schwanken, theils an ihren klotzigen, von Cair oder Manila-Hanf, auch wohl mitunter von Stroh geflochtenen Tauen heftig stampfen, wenn die Wellen der bengalischen Bucht, die sich hier schon am Lande brechen, sich brausend an den Schiffsrumpf wälzen — zwischen allen diesen Fahrzeugen bewegen sich Tausende von Böten, groß und klein, europäische und indische, Sellinge, Prahme, Gigs, Barkassen, Jollen und Catimarans, die den lebendigen Verkehr zwischen den Bewohnern dieser schwimmenden Stadt und ihren Nachbarn auf dem festen Lande befördern.

Der ungemein lebhafte Verkehr auf der Rhede von Madras ist ein Beweis, wie der Eigennutz der Menschen den größten Beschwerden Trotz bietet. Denn es gibt nicht leicht einen Ort, der von Natur weniger für einen Handelsplatz bestimmt scheint, als gerade Madras; es ist hier kein Hafen, kein Schutz für ihre Schiffe. Sechs Monate des Jahrs stürmt der Nordost-Monsun gegen den flachen Strand, eine beständige Brandung macht die Landung immer höchst beschwerlich, zu Zeiten sogar unmöglich, und selten gehen Jahre hin, in denen nicht schreckliche Orkane unersetzlichen Schaden verursachen, die segelfähigen Schiffe in See treiben und die zurückbleibenden ohne Rettung auf den Strand werfen. Deßungeachtet ist Madras der wichtigste Handelsplatz auf der Coromandelküste. Vorder-Indien mußte einen Ausschiffungsplatz haben, es gab keinen anderen Hafen — wäre ein anderer da gewesen, die Engländer hätten sich schon längst seiner bemächtigt. Nun aber strömten die Adern des Handels alle natürlich nach der Hauptstadt des Gouvernements.

Beim Eintritt in Madras gewahrt man, daß derjenige Theil desselben, der von der See aus sich so imposant ausnahm, und den ich im Gegensatz zu der „schwarzen", die „weiße" Stadt nennen will, nicht bewohnt ist, sondern nur aus Prachtgebäuden und Privat-Comptoirs besteht. So liegen gleich am Landungsplatze zwei sehr große Gebäude, welche mit massiven Colonaden prangen, auf denen die Veranda des ersten Stockwerks und die darüber angebrachte Frontespice ruhen. Der eine dieser Paläste enthält oben die Zoll-Büreaus, unten die des Hafen-Capitains und anderer Beamten, die Transit-Packräume und Waarenlager. Der zweite gehört einem großen Handlungshause, und ist ganz von den ausgedehnten Comptoirs desselben eingenommen.

Und nun, lieber Leser, begleite ich Dich auf Deiner vielleicht ersten Wanderung durch eine große morgenländische Stadt. Mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit, ja, ohne daß auch nur ein einziger Wasser-

tropfen in das Fahrzeug hineingespritzt wäre, haben die nackten Ruderer den Selling durch die tosende Brandung und von dieser Dich auf ihren Schultern vollends auf's Trockene gebracht. Du siehst noch die krampfhafte Bewegung, die sich vor wenigen Minuten an jeder ihrer Muskeln kund gab und das Dschelli, dschelli, dschelli! (hurtig, hurtig, hurtig!) das wie ein Angstruf aus Aller Mund ertönte, würde noch lange in Deinen Ohren wiederhallen, wenn nicht der Gedanke daran sofort durch ein Bild ganz anderer Art verdrängt würde. Kaum hast Du nämlich das Ufer betreten, so umringt Dich eine undurchdringlich dichte Menschenmasse, Hindus, von allen Seiten. Sie laufen Dir über die Füße mit ihren Palankinen, versperren Dir den Weg mit ihren Wagen, schelten und schlagen sich darum, wer Deine Sachen tragen und Dir den Weg zeigen soll, suchen Dich für irgend ein Hotel zu kapern oder stehen Dir auch vielleicht bloß als müssige und neugierige Zuschauer im Wege, welche ebenso gut an jeder andern Stelle stehen könnten. Du bist der Verzweiflung nahe, bis ein gewisses dunkles Gefühl Dich auf das einzige Mittel aufmerksam macht, welches man gegen diese Landplage hat: Dir einen Dobasch zu wählen und Dich in einen Palankin zu setzen. Der Dobasch ist ein Mensch, den Du auf gut Glück, auf sein ehrliches Gesicht hin oder höchstens nach einer, Gott weiß von wem, geschriebenen Empfehlung, welche er Dir entgegenstreckt, aus diesem bunten Haufen herausgreifst. Er ist von diesem Augenblicke an Dein Diener, Dein Cicerone, Dein Dolmetsch, Dein Rathgeber, Kommissionär, Kassirer. Er trägt Dein Reisegepäck, beschützt Dich gegen Zudringlichkeit und Belästigung, sorgt dafür, daß Du nicht geprellt und betrogen wirst, liest manchmal die Gedanken Deiner Seele und erfüllt Deine Wünsche, noch ehe Du sie ausgesprochen hast. Still und lautlos weicht er fast nicht von Deiner Seite, ohne Dir doch je beschwerlich zu werden, und das Einzige, was er für seinen aufopfernden Dienst verlangt, ist eine ganz unbedeutende Geldsumme, die Du ihm nach Gutdünken verabreichst. Sein Nachtlager ist eine Strohmatte und für seine Kost brauchst Du nicht zu sorgen, denn er ist soweit davon entfernt christliche Speisen zu genießen, daß er sogar die zwei Male, die er des Tages nach Hause läuft, um seine dürftige Reismahlzeit in aller Geschwindigkeit zu halten, nicht über seine Thürschwelle tritt, bevor er sich von der Befleckung gereinigt hat, die er sich in Deiner Wohnung und in Deiner Gesellschaft zugezogen. Einen solchen Führer an Deiner Seite kannst Du Dich getrost auf den Weg begeben. Aber die Sonne steht noch zu hoch, um eine Spaziertour durch die Stadt zu machen. Du hältst an der Ecke an, die vom Strande abwendet und trittst in das neue prachtvolle „United Service Hotel“, wo man Dich in den ersten Stock führt, in die große nach der See hin gelegene Vestibüle. Hier ruhst Du müde bei der Hitze, der frische Seewind weht Dich an, unten vor der Thür des Hotels herrscht reges, geschäftiges Treiben, dessen Geräusch bis zu Dir hinaufdringt.

Endlich, nachdem die Sonne niedriger gesunken, besteigst Du den Wienerwagen, in welchem Du Deine erste Bekanntschaft mit den weitläuftigen Promenaden von Madras und seiner Umgebung machen sollst. Er hat schon lange auf Dich gewartet. Nun Du darin sitzest, fährt er in raschem Trabe über die breiten Wege mit Dir um das Fort herum, an dem Palais des einst so mächtigen Nabobs von Arcot vorbei nach dem Dorfe und Berge

St. Thomas hinaus, dem ältesten und mächtigsten Sitz der christlichen Kirche in Indien, und bis auf den heutigen Tag ein Wallfahrtsort für eine Menge syrischer Christen, die aus dem Innern Syriens, Persiens und Armeniens nach dieser heiligen Stätte pilgern, wo ihr Apostel Thomas vor 1800 Jahren den Märtyrertod erlitten haben soll. Die ärmlichen, fast unterirdischen Hütten, auf die Du überall stößest, scheinen die üppige Natur noch mehr hervorzuheben, die dem Menschen die Entbehrungen, den unzweifelhaften Begleiter der Armuth weniger fühlbar macht, die aber zugleich auch die Kraft und die geistige Freiheit schwächt, welche er nur im Kampf mit Leiden erringen kann.

Ueber die großen Felder führt der Weg vorbei an Lord Cornwallis' geschmackloser Reiterstatue und zurück nach der schwarzen Stadt. Die Sonne ist wie eine glühende Feuerkugel am Horizont verschwunden, und mit dem pupurrothen westlichen Himmel als Hintergrund stehst Du eine herrliche Moschee mit ihrem schlanken goldenen Thurm sich erheben und in ihren Vorhallen einige fromme Muselmänner, die knieend und das Gesicht nach Mekka hingewendet, ihr gewöhnliches Abendgebet an Allah richten. Einige Minuten später wechseln die prachtvollen Farben am Himmel mit einer kühlen Finsterniß. Die in den Mauernischen angebrachten Lampen, welche eine nach der andern, wie von einer unsichtbaren Hand angezündet, hervortreten, werfen im Verein mit der schwindenden Abendröthe ein magisches Zwielicht über das Ganze. Nun steigst Du aus dem Wagen, um zu Fuß durch die weitläufigen Bazars zu wandern und Dich unter die schwarze wogende Menschenmasse zu mischen, welche schweigend und schnell sich durch die aus elenden, baufälligen Hütten bestehenden Straßen wälzt. Dennoch sind in diesen elenden Hütten die kostbarsten Waarenlager in offenen Veranda's aufgestapelt, hier sind Seidenstoffe und Baumwollzeuge, Musseline und Kaschmirshawls, Perlen, Schmucksachen, Fächer, Matten, Früchte ꝛc. feil. Hier sitzt ein Kaufmann zwischen seinen kostbaren Waaren, schon halb betäubt von der Huka (Opiumpfeife), welche nahe daran ist, ihm aus dem Munde zu fallen. Ein anderer, dessen Reispfannenkuchen und Confituren Du Dich etwas zu sehr näherst, um sie in Augenschein zu nehmen, wirft Dir einen furchtsamen Blick zu oder will Dich durch das Geschenk einiger Zuckerkügelchen abkaufen, damit Du nur seinen Waaren nicht zu nahe trittst und dadurch alle seine Herrlichkeiten verunreinigst. Ein Dritter verfolgt Dich mit unermüdlicher Zudringlichkeit noch die ganze Straße entlang, weil Du so unglücklich warst, wegen seiner Shawls oder Tücher eine Frage zu thun, aus der er abnahm, Du möchtest wohl geneigt sein, ihm einiges abzukaufen. Jedes Wesen und jede Sprache hier ist Dir fremd, Du glaubst ein Abenteuer aus Tausend und Einer Nacht zu erleben, so seltsam kommt Dir Alles vor. Endlich vom Gehen und Umherschauen ermüdet, führt Dein Dobasch Dich wieder in das europäische Quartier und in Dein Hotel zurück.

Wenn am nächsten Morgen der Tag graut, steht er schon wieder an Deinem Bett. Aber Du hast noch kaum das Muskito-Netz zurückgeschlagen und die fast niedergebrannte Oellampe ausgelöscht, als schon, gerade wie Du anfangen willst Dich anzukleiden, ein anderes Dir unbekanntes Wesen eintritt. Ohne viele unnütze Fragen an Dich zu richten, nimmt er Rasirmesser, Seife und Schaumpinsel hervor, zeigt Dir im Spiegel Deinen langen Bart und fängt an Dich zu rasiren. Dann ordnet er Dein Haar, schneidet

es ab, macht sich daran mit einem langen silbernen Löffel in Deine Ohren zu gelangen, bringt darauf eine Bürste, endlich noch einen kleinen Finger in dieselben, bis sie einen knackenden Laut von sich geben. Er reckt und knetet alle Deine Glieder von der Schulter bis zu den Fingerspitzen, daß es in ihnen knackt und kracht, er schneidet Deine Nägel und bearbeitet Deinen armen Leib so lange, bis Du Dich ungeduldig aus seinen Manipulationen losreißest, um noch in früher Morgenstunde einen Spaziergang durch die schwarze Stadt zu machen.

Hier athmet Alles Ruhe und Frieden. Die Hindus schlafen noch, eingehüllt in leichtem Musselingewande auf ihrem harten Lager vor den Häusern, und erst nach und nach kommen einige Thiere aus ihrem Versteck hervor. Eidechsen, die an den Mauern hinauflaufen, Papagaien und der naseweise Rabe, die aus einer Palme oder einem heiligen Feigenbaum hervorflattern, eine Affenfamilie, die in einem Knäuel behaglich auf einem Dache zusammen hockt, oder ein Pariahund, der scheu die Straße entlang schleicht. Sonst unterbricht nichts die allgemeine Ruhe, welche Dich erquickt und Dir wohlthut wie der frische Morgenthau, der seinen feuchten Teppich über die ganze Stadt gebreitet hat.

Die Festung St. George, die unmittelbar am Strande liegt, hat das Meer zum Festungsgraben, das nackte Gestade zum Glacis, und eine sehr hohe stark gebaute Mauer zum Schutz gegen die Wuth der Brandung, wenn der N.O.-Monsun stürmisch die Wellen der bengalischen Bucht bis zu einer ungewöhnlichen Höhe emportreibt. St. George bildet eine eigene Stadt und schließt wahre Paläste in sich, die, einst die Wohnsitze des Präsidenten und der vornehmsten Beamten, jetzt in Offizierswohnungen, Casernen und Arsenäle umgewandelt sind. Im Arsenal befinden sich 100,000 Gewehre und eine bedeutende Menge von allerlei Handwaffen. In den sandigen Straßen der Festung ist kein Schatten und ihre hohen Mauern verhindern den frischen Luftzug. Der hiesige Aufenthalt ist daher auch ebenso ungesund wie langweilig.

Etwa eine Achtelmeile südlich der Festung liegt ein mächtiges Gebäude, welches zum Aufbewahren des von Amerika hergeschickten Eises dient. In große cubische Blöcke geschnitten, wird dieses auf Kanälen und Eisenbahnen von den großen nordamerikanischen Landseen nach den dortigen Häfen geführt und als Ballast hier eingeschifft. Daher gibt es jetzt in Ostindien Eis in solchem Ueberfluß, daß es dort wohlfeiler ist, als in London. Die Masse, welche verbraucht wird, ist ungeheuer, und das Angenehme desselben in einem Lande unter dem Tropenhimmel ist leicht begreiflich.

Die weiße Bevölkerung der Stadt wohnt in einer Menge von Badhäusern, die sich mit ihren Gärten und Parks nördlich, westlich und südlich von der Stadt und Festung meilenweit erstrecken. Herrliche Landstraßen durchschneiden dieses Terrain in allen Richtungen, und auf ihnen rollen elegante Equipagen in fliegender Fahrt dahin, des Morgens mit Beamten und Kaufleuten, die in die Stadt an ihr Geschäft eilen. Des Mittags fahren Damen und jene glückliche Klasse fashionabler Herren, welche kein Geschäft haben, spazieren. Nachmittags bewegt sich eine Reihe Wagen in der Nähe des Strandes neben dem Glacis der Festung, wo die Musikbande der Garnison sich hören läßt. Diese Promenade längs dem Strande, mit der Aussicht auf

die Rhede und ihre zahlreichen Schiffe, gewährt einen überraschenden Genuß. Die schönen Palmen und die übrigen Laubbäume wiegen sanft ihre Wipfel in der leichten Abendbrise, die von der See erfrischend und belebend herüberweht. Die schwere Brandung wälzt sich unaufhaltsam an den Strand und kontrastirt mit ihrem hohlen donnerartigen Getöse eigenthümlich mit der munteren Musik, den wohlbekannten Melodien von Bellini und Donizetti. Alles vereinigt sich hier, um den Bewohnern des Landes eine willkommene Abwechselung in ihrer einförmigen Lebensweise zu bereiten und ihnen die Langeweile zu verkürzen. Leider aber ist dieser Genuß nur kurz. Gleich nach Sonnenuntergang tritt die Dunkelheit ein, und einen Augenblick nachher kann man unzählige kleine Lichter am Strande sich hin und her bewegen sehen. Dies sind die Laternen an den Wagen, welche sogleich angezündet werden, ebenso wie dieses auf den Schiffen geschieht, welche den Kanal passiren, um das Uebersegeln zu verhüten. Aber gleich darauf spielt die Musik das letzte Stück, und mit diesem verschwinden Wagen und Laternen auf den verschiedenen Straßen und Wegen. Alles eilt nach Hause, denn man fürchtet sich vor der höchst ungesunden Wirkung der Nachtluft.

---

5. Ein Alligator-See.

Einer meiner ersten Ausflüge nach meiner Ankunft zu Karatschi, im ehemaligen Staate Sind, der jetzt zur Präsidentschaft Bombay gehört, war ein Besuch des Magar Talao oder Alligator-Sees. Dieser merkwürdige Platz liegt etwa acht engl. Meilen von Karatschi, und ist für alle diejenigen, welche am Grauenhaften und Grotesken Gefallen finden, eines Besuches wohl werth. Ein kurzer Ritt durch eine sandige, unfruchtbare Strecke, in der nur hie und da einige Dschungelstriche sich zeigen, bringt den Wanderer zu einem Wäldchen von Tamarindenbäumen, in dessen Schooß die grause Brut der Ungeheuer verborgen liegt. Wer die Oertlichkeit nicht kennt, würde nicht leicht ahnen, daß unter diesem grünen Gehölz, in diesem schmalen Teich, den ein tüchtiger Springer halb überspringen könnte, so abscheuliche Bewohner verborgen seien. „Da ist der Teich," sagte ich zu meinem Führer in ziemlich verächtlichem Tone, „wo sind aber die Alligators?" Zugleich schritt ich ziemlich keck mit aufgeworfenem Kopfe vor, eher geneigt, die ganze Sache als einen Betrug zu behandeln. Ein plötzliches heiseres Brüllen oder Bellen, gerade unter meinen Füßen, machte aber, daß ich mit außerordentlicher Gewandtheit und vielleicht mit mehr Schnelle als Zierlichkeit eine Pirouette in der Luft beschrieb. Ich hatte beinahe auf ein junges, etwa drei Fuß langes Krokodil getreten, dessen Biß, so klein es war, doch nichts weniger als angenehm gewesen wäre. Alsbald erschien auch der Genius dieses Orts in Gestalt eines hexenmeisterartig aussehenden alten Fakirs, der, als ich ihm ein paar Rupien geschenkt hatte, alsbald seinen Zauberstab, mit andern Worten eine lange Stange, hervorzog und dann an's Werk schritt „alle seine Geister zu rufen." Als er zwei- oder dreimal: Ao! Ao! (komm! komm!) geschrieen hatte, wimmelte plötzlich das Wasser von Ungeheuern. Wenigstens ein halbes Hundert mächtiger Alligators, darunter einige 15 Fuß lang, erschienen und

kamen, einander drängend und stoßend, an's Ufer. Die ganze Scene mahnte mich an Feenmärchen. Das einsame Wäldchen, der Teich mit seinen seltsamen Bewohnern, des Fakirs einsame Hütte am Abhang des Berges, der Fakir selbst, hochgebaut, schwärzlich und sehr rüstig, endlich der räubermäßige Belutschi an meiner Seite bildeten ein höchst phantastisches Schauspiel. Seltsam war auch die Gewalt, welche der Fakir über seine Pfleglinge zeigte. Als er ihnen mit der Stange winkte, hielten sie an — sie waren in der That bereits bis zu einer nichts weniger als angenehmen Nähe gekommen, und auf seinen Ruf: »baitho« (sitzt nieder) legten sie sich flach auf den Bauch, und grinsten abscheulich mit ihren offenen, wartenden Kinnladen. Einige große Stücke Fleisch wurden ihnen hingeworfen, um das sie sich stritten und zerrten, wobei das Fleisch in Fetzen zerrissen wurde. Die Achtung, welche die kleinern für ihre ganz erwachsenen Brüder zeigten, belustigte mich nicht wenig. Einer derselben, 10 Fuß lang, schritt aus dem Wasser heraus nach dem Fütterungsplatze, als er auf einmal einen viel größern Alligator hinter sich sah. Lächerlich war der erschreckte Blick, mit dem er aus dem Weg huschte, augenscheinlich in der Furcht, ein Stück von seinem Schweif zu verlieren, noch ehe er seinen Rückzug bewerkstelligen könnte. Etwa 1000 Schritte von dem ersten Teich zeigte man mir einen zweiten, in dem das Wasser so warm war, daß man kaum ein Untertauchen hätte ertragen können; doch fanden sich auch hier einige kleine Alligators. Der Fakir sagte mir, die Thiere seien in dem Strom, etwa 15 oder 20 Meilen gegen Westen, ausnehmend zahlreich. Der König des Orts, ein ungeheurer Alligator, dem der Fakir einen besondern Namen gegeben hatte, gehorchte dem Rufe, herauszukommen, niemals. Als ich um den Teich herumging, zeigte man mir die Stelle, wo er unbeweglich, wie ein Klotz da lag, mit dem Kopf über dem Wasser; man hätte ihn wirklich für einen Klotz nehmen können, wären nicht seine kleinen wilden Augen gewesen, welche glänzten, als ob sie Funken sprühten. Der Fakir sagte mir, er sei sehr wild und gefährlich, und mindestens 20 Fuß lang.

---

6. Calcutta und Umgegend.

Zwei Tage, nachdem unsere Corvette Madras verlassen hatte, ging der Wind erst nach N. W., darauf nach N. O. Wir hatten mehrere Tage lang abwechselnd Stille oder sehr flaue Brise, immer sehr schönes Wetter und hohen Barometerstand. Die Fahrt ging nur langsam. Schnepfen, Lerchen und andere Vögel zeigten sich wiederholt in der Nähe des Schiffs, und schon draußen in der Bucht kamen eine Menge Insecten an Bord, auch die Muskito's waren seit der ersten Nacht, daß wir im Hughlyflusse ankerten, unsere Gäste. Endlich am 2. November kamen wir so weit nördlich, daß wir auf den äußern Sandbänken Grund erhielten, und da ein starker Strom uns vorwärts trieb, hatten wir das Blinkfeuer des ausgelegten Lootsenschiffes in Sicht, das jede zweite Stunde gezeigt wurde. Stromstauungen erfüllten in erstaunlicher Menge das Meer vor der Flußmündung, ein stark sprudelnder Laut oder ein Plätschern wie von einem dichten Staubregen zeigte jeden Augenblick, daß wir eine derselben durchschnitten.

Am nächsten Morgen waren wir bei Tagesanbruch auf eilf Faden Wasser, bekamen das Leuchtschiff in Sicht und gleich darauf kam ein Dampfboot, „Francis Gordon“, aus dem Fluß heraus, lief an unsere Seite und bot seinen Beistand an, der sofort angenommen wurde. Bald hatte es unser Bugsirtau gefaßt, die Segel wurden beschlagen, die Raaen mit dem Schiff gebraßt, und nun ging es rasch hinein, gerade gegen den Wind, zwischen „Sagur Sands“ und „Eastern Seareef“ hindurch. Die Einfahrt in den Hughly ist so beschwerlich, daß sie selbst bei den besten Anweisungen, Karten 2c. nicht ohne Führung unternommen werden darf. Die vielen kleinen Nebenflüsse, welche sich hier unweit der Mündung des Flusses in denselben ergießen, machen die Strömung ungleich, Ebbe und Fluth wirken nach verschiedenen Richtungen und der Strom ist oft so heftig, daß das Schiff nur mit genauer Noth dem Steuer gehorcht.

Nachmittags 4½ Uhr ankerten wir oben im Flusse. Noch hatten wir eine der seichtesten Stellen vor uns, welche nur mit der Fluth zu passiren war, und jetzt lief uns der Strom mit 4 bis 5 Meilen Fahrt entgegen. Quer vor uns lag die Insel Sagur, deren Telegraph mit den dazu gehörigen Gebäuden förmlich durch Festungswerke gegen die ebenso gefährlichen als zahlreichen wilden Thiere verschanzt ist, welche die Urbewohner der Insel ausmachen. Es legten sich uns mehrere Fahrzeuge zur Seite, um Früchte, Yams, Fische, Enten, Eier, Cigarren, Strohhüte und verschiedene andere Dinge feil zu bieten. Auch kam ein Postbote mit seiner großen Brieftasche an Bord; als wir aber deren Inhalt untersuchten, fanden wir leider, daß unsere Ueberraschung und Freude voreilig gewesen, es waren keine Briefe für uns darin.

Obgleich wir nun schon eine ziemliche Strecke weit den Ganges hinaufgekommen waren, sahen wir doch erst seit einigen Stunden durch unsere Ferngläser Land. Der Fluß theilt sich an seiner Mündung in viele Arme, die eine Menge größerer und kleinerer Inseln bilden. Sie sind meistens zum Theil von der Fluth überschwemmt, daher öde und nackt; zuweilen ragen sie soweit aus dem Wasser hervor, daß sie nicht mehr überschwemmt werden können, und sind dann mit Mangrove- und anderem Dschungeldickicht bewachsen, das Tigern, wilden Büffeln, Rhinocerossen, Krokodilen und Schlangen zum Aufenthalt dient. Noch wagt kein Mensch seine Wohnung in dem äußeren Theile dieser, mit dem gemeinschaftlichen Namen „Sunderbunds“ bezeichneten Ländereien, die sich von Jahr zu Jahr durch Cultivirung verbessern, aufzuschlagen, und die Tigerinsel z. B. ist wegen ihrer ungesunden Lage so berüchtigt, daß kein Europäer eine Nacht auf derselben zugebracht haben soll, ohne das todbringende Krankheitsgift eingesogen zu haben, das innerhalb weniger Tage den kräftigsten Körper zerstört. Der Ganges, dieser heilige Fluß, welcher der Gegenstand tausendjähriger Anbetung des Volkes gewesen ist, hat hier schmutziges, schlammigtes Wasser, das eine unendliche Masse Lehm, Zweige, Wurzeln und Unrath aller Art mit sich führt.

Erst hinter der Rhede von Kedjeri werden die Ufer bewohnt und verengen sich so, daß sie ein regelmäßiges Flußbett bilden. Die Küste ist noch sehr flach, belebt sich aber mehr und mehr. Man kommt an Dörfern, Waldungen, Landhäusern vorüber; weiter hinauf wird es immer schöner und an Abwechslung reicher. Telegraphen, Flaggenstangen, hohe spitze Thürme und andere Segelmerkzeichen unterbrechen die Einförmigkeit der Gegend. Von

Diamond-Harbour an verändert sich wieder der Charakter der Küste. Frische grüne Reisfelder, Palmengruppen, zwischen ihnen malerisch zerstreute indische Hütten, über denen die Casuarina hoch und leicht ihre schöne, wenn auch etwas kahle Krone von Nadelholz erhebt, Baumwolle- und Indigo-Fabriken bedecken die Flußufer, denen man oft auf halbe Kabellänge nahe kommt. Krähen- und Falkenschwärme umringen das Schiff und setzen sich auf Raaen Tauwerk, und an den Flußseiten steht man nicht selten ganze Reihen von Geiern und „Adjutanten“ aufgestellt, diese wunderbaren Vögel, denen noch weiter unten gedacht werden soll, und die man in Calcutta auf den Prachtgebäuden, besonders auf dem Gouvernementspalais in gleichem Abstande von einander reihenweise auf den flachen Dächern sitzen oder stehen sieht, als ob sie dem Gebäude als Ornamente dienten.

Der Fluß selbst wird von nun an belebter durch die Menge großer Schiffe, Böte, Prahmen, Zimmerflöße, Gondeln und Dampfschiffe, welche größere Lustfahrzeuge im Schlepptau führen. Nachmittags kamen wir an mehreren reizenden kleinen Flußmündungen vorüber, die mit ihren Dörfern und den hier gelegenen Pagoden, Gärten und lichtgrünen Zuckerplantagen sich beim Untergang der Sonne prächtig ausnahmen. Um 6 Uhr Abends warfen wir Anker. Die drückende Hitze des Tages wich bald der Kühle der Nacht, welche ihre erfrischende, aber feuchte Atmosphäre über die ganze Landschaft ausbreitete. Der Vollmond schien blendend klar, und unzählige leuchtende Insekten schwärmten in der Luft, wie Funken zu Tausenden in einer Minute sprühend und verschwindend. Ein großer Scheiterhaufen, der die ganze Nacht hindurch am nächsten Flußufer brannte, machte, daß die Waldung in ein um so mehr geheimnißvolles Dunkel sich hüllte und die Stille und der Friede, der auf der ganzen Landschaft ruhte, ward nur von dem furchtbaren Geheul der Schakale unterbrochen.

Wir lagen ungefähr drei Meilen von Calcutta, dicht am sogenannten Garden-reach vor Anker. Am entgegengesetzten Ufer liegt der botanische Garten. Die Fahrt zwischen beiden Ufern im Schlepptau unseres Dampfers gehört zu den schönsten, welche gedacht werden können. Dort Garden-reach mit seinen herrlichen Landhäusern, mit den lieblichen Parks und reichen Blumenbeeten, die bis an den Fluß hinabreichen, hier der prächtige botanische Garten mit seiner hübschen Villa und den geschmackvollen Pavillons; weiterhin Bishops-College, ein großes viereckiges Gebäude in gothischem Stil, mit einem hohen Thurm in der Mitte, von einem weitläuftigen Park umgeben; dazu der Fluß selbst, der von Fahrzeugen aller Art und Größen wimmelt. Alles dies, einen auffallenden Contrast zu den Partien bildend, die uns gestern passirt waren, gewährte uns, die wir gewohnt waren, nur Himmel und Meer zu sehen, einen unbeschreiblich erhebenden Genuß.

Bald hernach windet sich der Fluß fast im rechten Winkel, und plötzlich bietet sich dem Auge die prachtvollste Rundschau dar. Vor uns liegt Calcutta, das London Indiens, „die Stadt der Paläste“, in seiner ganzen unabsehbaren Ausdehnung, mit seinen Kuppeln und Thürmen, seinem hübschen Regierungspalaste, seinen Gärten und Schiffswerften, Fabriken und Dampfmaschinen. Der Fluß schlängelt sich wie eine ungeheure gelbe Schlange durch das Land, bis er im fernsten Nebel dem Auge entschwindet, oder von der unzähligen Masse von Schiffen verdeckt wird, welche neben der auf dem Lande

liegenden Stadt eine andere schwimmende bilden. Myriaden Böte bewegen sich durcheinander, mit und ohne Segel, mit und ohne Dächer, die in geschäftigem Eifer zwischen den Schiffen und dem Lande hin- und herfahren, sich behende zwischen den großen Fahrzeugen hindurchwinden, welche den Strom auf- und absegeln oder in's Schlepptau genommen worden sind. Am entgegengesetzten Ufer liegt die Vorstadt und was zu derselben gehört, die Docks, Fabriken, hohe Dampfschornsteine und bunt verzierte Pagoden. Kurz nachdem wir das Fort William passirt und mit 21 Schüssen salutirt hatten, welche mit derselben Anzahl erwiedert wurden, ließen wir den Anker fallen und vertäuten uns vor der Promenade, welche längs dem Flusse zwischen dem genannten Fort und der Stadt selbst hinläuft, und den äußeren Theil der großen Esplanade bildet.

Calcutta wird von den Ostindiern mit einem gewissen Stolz „die Stadt der Paläste“ genannt, und diesen Namen verdient sie vollkommen, denn es sind dort, besonders im europäischen Quartier, eine Menge Gebäude, welche für jede Stadt in Europa ein wahrer Schmuck sein würden. Calcutta liegt am linken Ufer des Gangesflusses, und ist gegen N. und S. von zwei schmalen Flüssen begrenzt, die in den Ganges münden, und über welche an jeder Seite zwei hängende Brücken gebaut sind, die eine bei dem Ausfluß in den Ganges, die andere etwas weiter in's Land hinauf. Die ganze Ausdehnung der Stadt längs dem Ganges beträgt etwa sechs englische Meilen. Die sehr starke, für uneinnehmbar gehaltene Festung Fort William, liegt am südlichen Ende, und hat also den Ganges als westliche und einen jener kleineren Flüsse als südliche Grenze. Gegen Norden und Osten wird es durch tiefe Gräben und breite Wälle von dem großen Platze getrennt, der sich zwischen dem Fort und der Stadt befindet, und der offen, flach und nackt, von fast keinem einzigen Baum beschattet wird. Auch gegen die Flüsse hin hat es starke Befestigungen mit tiefen Gräben und engen Eingängen. Es bildet ein fast regelmäßiges Achteck und ist mit 619 zwölf- und dreizehnpfündigen Kanonen besetzt. Dennoch scheinen die Festungswerke dem Laien nichts weniger als imposant, denn sie erheben sich kaum über die Ebene, und man wird ihrer erst ansichtig, wenn man ihnen ganz nahe kommt. Das Fort umschließt mit seinen Wällen eine Stadt für sich, die hauptsächlich aus Kasernen und Magazinen besteht, in denen das wahrhaft immense englisch-ostindische Kriegsmaterial enthalten ist. Die Arsenal-Gebäude nehmen einen Flächeninhalt von 5400 Quadratfuß ein, die Pulvermagazine können 5100 Barrels Pulver fassen, im Zeughaus sind 42,000 Gewehre, 10,000 Pistolen, 18,400 Säbel. Der Bau des Forts, den Lord Clive (1757) begonnen, hat zwei Millionen Pfund Sterling gekostet. Ein Mangel ist gutes Trinkwasser. Die in den Außenwerken gelegenen Brunnen haben in der heißen Jahreszeit Brackwasser, und das einzig große Wasserbassin liegt auf dem südlichen Festungsglacis. Die kleine Stadt, welche das Fort umschließt, hat zwischen den Baracken große Rasenplätze, wohl erhaltene Fahrwege und regelmäßige Alleen, übrigens ist die Lage düster und ungesund. Man sieht hier nichts von dem Gedränge und Gewoge der großen Stadt, welche außerhalb der Festung liegt, die breiten Straßen sind leer und öde. Da die Bewohner des Forts am Tage nichts zu thun haben, verbergen sie sich vor der Sonnenhitze, die den von Wällen dicht umgebenen Raum durchglüht. Nur selten sieht man einen Wagen oder

Palankin in den öden Gassen, das Gras schießt ungehindert zwischen den Steinen hervor. Fort William ist zum Sitz der Regierung bestimmt, der Gouverneur hat hier seine Wohnung, die er indeß nicht benutzt, und alle Regierungsordres sind von diesem Fort datirt. Die in der Mitte liegende St. Peterskirche ist ein vollständiges Ebenbild der Westminster-Abtei, nur in kleinerem Maaßstabe.

Schweift der Blick über den großen Platz, welcher die Festung von der Stadt trennt, so haftet das Auge an dem Gouvernementshause. Dieses kolossale Gebäude, welches der Marquis von Wellesley 1804 durch den Ingenieurcapitain Whyatt aufführen ließ, und welches mehr als 800,000 Thaler kostete, wird von den Bewohnern Calcuttas mit Stolz genannt, wenn von ausgezeichneter Architectur die Rede. Es ist ein großes viereckiges, verhältnißmäßig niedriges Hauptgebäude von drei Stockwerken, das untere zur ebenen Erde. Auf dem flachen Dach erhebt sich zwischen den beiden südlichen Flügeln, anstatt in der Mitte des Gebäudes, eine Kuppel, auf welcher eine aufrecht stehende, gekrönte Brittannia sich auf einen Schild stützt. Aus den vier Ecken des Palastes springen gerundete Zwischengebäude hervor, welche durch ebenso viele Pavillons mit dem Hauptgebäude vereinigt werden. Das Ganze ist überladen mit Fenstern, Colonnaden, schweren Verzierungen, Karniessen, Gesimsen 2c. Von der nördlichen Façade führt eine breite, sehr hübsche Treppe vom ersten Stockwerk hinunter. Unter dieser Treppe, welche fast nie gebraucht wird, da sie der Sonne und dem Regen sehr ausgesetzt liegt, ist eine bedeckte Einfahrt, welche auf die Vorhalle führt. Umher liegt ein schöner Garten mit großartigen Einfahrten. Alles trägt den Stempel der Pracht und der Verschwendung, welche die Bewohner von Calcutta, besonders in früherer Zeit entwickelt haben. Auf dem Schloßplatze stehen mehrere mächtige Kanonen, welche als Beute aus dem chinesischen Kriege mitgebracht sind, und auf der Esplanade östlich davon, ein Monument zu Ehren des Generals Ochterlony. Um dessen Vorliebe für die Anhänger des mohamedanischen Glaubens zu bezeichnen, ist diese Säule, die auf einem ägyptischen Sockel steht, sonst im schönsten maurischen Stil aufgeführt. Sie ist 165 Fuß hoch, eine Wendeltreppe führt auswendig zu ihr hinauf und von ihrer höchsten Spitze, wo man eine erquickende Kühlung genießt, übersieht man sich die vielfach schlängelnden, wunderschönen Ufer des Hughlyflusses ganz bis nach Barackpore im Norden und nach dem noch ferneren Gloucester-Fort im Süden.

Das Quartier hinter dem Regierungsgebäude ist das hübscheste der eigentlichen Stadt, und hat sehr große, wohlgebaute Plätze, auf denen die Luft durch das Wasser schön gemauerter Bassins, welche von grünen Rasen umgeben werden, abgekühlt und erfrischt wird. Der größte dieser Plätze ist der Tanksquare, auf dem sich ein 25 Fuß tiefes Wasserbecken befindet, welches einen ganzen Acker Landes einnimmt. Südöstlich davon liegt das Zollhaus an der Stelle, wo einst die berüchtigte schwarze Höhle und das alte englische Fort lagen. Auf Tanksquare und in denen den Platz umgebenden Straßen findet man auch die europäischen Bazars und jede Art von Luxusläden mit französischen und englischen Modewaaren. Aber keiner von allen ist Abends erleuchtet, nach 7 Uhr ist Alles geschlossen, die Lichter gelöscht und Jeder begiebt sich nach Hause.

Auf der großen Ebene, die sich von dem Regierungsgebäude aus gegen

und um Fort William herum erstreckt, liegen mehrere Bassins mit Springwassern, an denen man früh und spät die Hindus ihre Reinigungen vornehmen sieht, indem sie mit metallenen Krügen vor und nach dem Gebete Wasser über Haupt und Glieder gießen. Eines der hübschesten, vielleicht das regelmäßig schönste Gebäude in Calcutta ist Townhall, dicht am Regierungsgebäude, in welchem öffentliche Versammlungen, Bälle, Feste, Diners 2c. gehalten werden. Eine dorische Säulenhalle liegt als Einfahrt vor der nördlichen Façade und führt in die höhere, geräumige Vorhalle, die mit den Statuen der Marquis von Cornwallis und Wellesley geschmückt ist. Auf einer doppelten prachtvollen Treppe gelangt man von den oberen Sälen in die unteren. Jedes Stockwerk vermag 800 Menschen zu fassen, und an Höhe übertrifft Townhall das Regierungspalais.

Biegt man um die Ecke, nachdem man an Townhall vorüber, und geht den Fluß entlang an den belebten Quai, wo Tausende von Menschen aller Farben, in geschäftigem Treiben sich durcheinander bewegen, so kommt man an einer Reihe von Prachtgebäuden vorüber, von denen eins schöner ist als das andere. Hier liegt Calcutta's Bank und Metcalfhall. Letzteres ist ein ganz neues Gebäude, welches zu Ehren des interimistischen Gouverneurs, Sir Charles Metcalf, aufgeführt ist, der die Presse freigab. Es hat den doppelten Zweck, der Versammlungsort der Ackerbaugesellschaft von Calcutta zu sein und als öffentliche Leihbibliothek zu dienen. Die Architectur ist dem Thurm der Winde zu Athen entlehnt, und die Säulen, welche den Bau umgeben, verleihen ihm das Ansehen eines griechischen Tempels. Außerdem liegen hier das Posthaus, die Marine-, Stempel-, Salz- und Opium-Büreaus, nebst anderen großartigen Privat- und öffentlichen Gebäuden. Bald begegnet der Blick einer Kirche, bald einem Packhause, bald mündet hier eine Quergasse, durch die man in das Innere der Stadt hinüberschaut. Fußgänger, Reiter, Käufer, Verkäufer, Bootsleute, Palankinträger, Lastträger, Ausrufer, verschleierte Frauen und nackte Männer, Hindus und Armenier, Perser und Chinesen, Europäer und Muselmänner, Brahminen, Parias, Alles drängt hier bunt durcheinander. Wagen aller Art, große, schwer bepackte, von Ochsen gezogene Karren, Cabriolets und Kutschen sperren den Weg und durchkreuzen in wirrem Gewühl die Straßen.

Zur Linken strömt der Fluß mit einer zahllosen Menge von Schiffen, Prahmen und Gondeln, und hält man hier nur einen Augenblick an, gleich wird man von einem Dutzend Chittagong-Leuten angerufen, welche wetteifernd ihre Diaghis (Böte) anbieten.

Ist man unter Betrachtung all dieser wechselnden Gegenstände endlich eine halbe deutsche Meile ungefähr den Quai entlang gegangen, so steht man vor der Münze, einem sehr weitläuftigen Gebäude, dessen Hauptfaçade der des Minervatempels in Athen gleicht. Es ist von dem Oberst Forbes erbaut worden, der auch die Maschinen der Münze in demselben angelegt hat, bei der täglich 3 bis 400 Menschen beschäftigt werden. Hier wird alles Geld geprägt, was in den brittisch-ostindischen Colonien und in der Bucht von Bengalen circulirt.

Die Abendstunden von 5 oder 6 Uhr an sind die, welche der Ostindier im Freien genießt. Um diese Zeit sieht man die Leute schaarenweise aus ihren Häusern strömen, welche sie am Tage fast niemals verlassen. Die vornehmste

Promenade, die dann mit Wagen und Fußgängern dicht bedeckt ist, liegt längs des Flusses und diesseits des Glacis von Fort William; sie erstreckt sich bis nach Kiddapore, wo das Marine-Etablissement der Compagnie angelegt ist. Sowie sich aber die Dunkelheit einstellt und mit ihr die feuchte Luft, so eilt Alles davon und im Nu ist dieser Corso wieder leer. Für Fremde bietet derselbe ein sehr unterhaltendes Schauspiel, wenn die Menge der Spazierenden auf ihm hin und her wogt. Man macht sich gar keinen Begriff von dem Gedränge, von der Mannigfaltigkeit der Equipagen, die sich hier zeigen. Kutschen, Kaleschen, Cabriolets und andere Wagen der elegantesten Formen rollen dann unaufhörlich aneinander vorüber. Die Pferde sind meistens sehr schön, immer gut gehalten, und entweder von England herübergebracht oder aus dem Innern von Persien und Arabien, oft auch vom Cap oder von Neuholland eingeführt. Jedes Pferd hat seinen Wärter, der neben ihm herläuft und mit einem Fächer sorgsam die Fliegen und Muskito's von seiner feinen Haut abwehrt. Jede Equipage hat außer dem Kutscher und den ebengenannten Stallknechten, noch einen oder zwei Diener, die den Umständen nach hintenauf stehen oder sitzen. Diese Diener sind in phantastische morgenländische Trachten gekleidet, mit Turban, Shawls und Musselingewändern, nackten Füßen und Pantoffeln. Auch die Herrschaften in den Fuhrwerken verdienen Beachtung. Bald ist es einer der von der ostindischen Compagnie pensionirten Fürsten, deren Exil gewöhnlich Calcutta ist, der in selbstgeschaffener kostbarer Uniform, mit Goldschnüren und prahlenden, kostbaren Verzierungen sich, seine Umgebung, seine schönen Pferde und seinen eleganten Wagen zur Schau stellt. Bald ist es einer der reichen Babus, der, nach des Tages Arbeit im dicht geschlossenen Comptoir, frische Luft schöpft. Hier begegnet uns ein modernes englisches Coupé, in welchem zwei schwarze Brahminen sitzen, nackt bis an den Gürtel, die Brahminenschnur über Schulter und Brust, dort fährt eins jener wunderbaren Fuhrwerke, welche gezeichnet werden müßten, um von ihrem karrikaturmäßigen Ansehen einen Begriff zu geben. Es sind Kutschen, die ursprünglich wohl aus England stammen, aber nun sind sie morsch und zerbrechlich, so daß man nicht begreift, wie sie in diesem Zustande noch benützt werden können. Das nicht selten vermittelst eines Jochs zusammengefügte Geschirr ist, obgleich schlecht und jämmerlich, so sehr mit Quasten und Schnüren überladen, daß man daraus erkennt, für wie schön es der Besitzer noch hält. Der Kutscher ist gewöhnlich bis zum Gürtel nackt, höchstens trägt er einen Turban, und seine Magerkeit bildet einen komischen Contrast zu den feisten grinsenden Gesichtern derer, die im Innern des seltsamen Fuhrwerks Platz genommen haben.

Allein, wie erwähnt, mit Eintritt der Dunkelheit wird die Promenade leer, ein Jeder begibt sich nach Hause auf verschiedenen Wegen, entweder über die Ebene nach der Stadt oder durch die Stadt nach Garden-reach oder Chowringhee-road. Man eilt zur Toilette, um sich zum Diner, zu dem man eingeladen ist, um 7 oder 8 Uhr einzustellen.

Chowringhee ist das vornehme Quartier von Calcutta, der Londoner würde es West-End nennen. Es wird im Westen von Chowringhee-road begrenzt, eine zwei englische Meilen lange Reihe prächtiger Landhäuser mit hübschen Gärten, die auf die große Esplanade führen und sich gegen Süden um das Fort herum bis an das Dorf Alipore erstrecken. Dort, wo die

schönen Straßen von Chowringhee von Tage zu Tage mehr Terrain gewinnen, stand vor hundert Jahren ein undurchdringlicher Urwald, und wo Fort William und das Regierungsgebäude nun als Zeugen der Macht der Europäer sich erheben, lagen damals einzelne Gruppen indischer Hütten von übelriechenden Lagunen umgeben. Alipore und das östlich liegende Balligunge, wo die Leibgarde des Generalgouverneurs steht, sind voll von hübschen Landhäusern, welche vielen der angesehensten Beamten und Kaufleute Calcutta's zur Wohnung dienen, die sie nur am Tage verlassen, um sich nach ihren Geschäftbureaus in der Stadt zu begeben.

Garden-reach am linken Ufer des Flusses, welches sich ungefähr vier englische Meilen südwärts erstreckt, ist gleichfalls ein Lieblingsaufenthalt der Aristokratie. Doch muß man nicht glauben, daß ganz Calcutta aus Pallästen und Prachtgebäuden besteht. Dringt man etwas tiefer in die Stadt, so verliert man sich bald in die engen stark bevölkerten Gassen, wo durch Handel und Wandel Tausende von Menschen dazu genöthigt sind, sich in kleinen Wohnungen und nahe an einander gebauten Läden zusammen zu drängen. Hier sind die sogenannten Bazars, wo die Sitte des Morgenlandes, jedem Handwerk oder jeder Waare eine eigene Straße oder einen eigenen Stadttheil einzuräumen, sich erhalten hat. Doch herrscht auch hier viel Abwechslung, da die große Masse europäischer Waaren, die in den letzten Jahren den ostindischen Markt überschwemmt haben, die inländischen Industrie-Erzeugnisse fast verdrängt hat. Manche Bude mit englischem Baumwollenzeug, mit Eisenwaaren und Nahrungsmitteln hat ihren Platz in den Arkaden gefunden, welche früher nur dieser oder jener Profession vorbehalten waren.

In nördlicher Richtung gelangt man nach der sogenannten „schwarzen Stadt“, dem Aufenthalt der Bevölkerung der Eingebornen. Hier werden die Straßen wieder breiter, das Elend aber auch sichtbarer in den verfallenen, halboffenen, schlecht bedeckten Hindu-Wohnungen, in die das Auge des Neugierigen nur zu leicht dringt, um darin die größte Armuth wahrzunehmen. Mitunter begegnet man auch einer besseren und bequemeren Wohnung. Sie ist zwar auch aus Bambusrohr errichtet und mit Stroh gedeckt, aber eine hübsche Veranda, mit künstlichen Verzierungen durchflochten, von Laubwerk überschattet, mit Blumen prangend, umgibt die Wohnung. Der Fußboden ist mit Matten bedeckt und ein frischer kleiner Rasen vor dem Hause angebracht, zu dem ein mit kleinen Steinen künstlich eingelegter kleiner Fußsteig führt. Auch ragt mitunter zwischen den einsamen Hütten das zwei Stockwerk hohe steinerne Haus des reichen Babu hervor, vor dem eine von Säulen getragene Veranda steht.

Je weiter man in der schwarzen Stadt vordringt, desto widerlicher wird der Anblick. Alles zeugt von Armuth und Elend. Zwischen den dürftigen Hütten sieht man große Haufen Unrath, auf denen sich Schweine, Kinder und Hühner wälzen in Gesellschaft der schwarzen Vögel, die man gewöhnlich Secretaire oder Adjutanten nennt. Diese Vögel scheinen sich, im Verein mit allerlei andern Aasvögeln und Pariashunden, ernstlich um die Verbesserung der indischen Städte zu bemühen. Sie nützen unendlich in jenen Ländern, namentlich in einer so großen Stadt wie Calcutta, wo die Luft vergiftet sein würde, wenn diese Thiere nicht für die Vertilgung des Unrathes sorgten, der auf Straßen und öffentliche Plätze geworfen wird. Sie umschwärmen die

Stadt zu Tausenden, werfen sich mit fürchterlicher Gier auf ihre Beute, und da ihr Nutzen allgemein anerkannt ist, so schreiten sie mit auffallender Dreistigkeit durch die Volksmassen, zwischen Wagen und Pferde, und weichen kaum einen Schritt aus, wenn man sich ihnen nähert. Niemand thut ihnen etwas zu Leide, im Gegentheil man begünstigt ihre Vermehrung. Bei Sonnenuntergang sieht man sie ihr Nachtquartier auf den hohen Dächern des vornehmeren Theils der Stadt suchen, namentlich haben sie die Kuppel und die Ballustrade des Regierungsgebäudes dann zu ihrem Hauptquartier erwählt. In noch größerer Schaar bedecken sie Tag und Nacht eine hohe Mauerzinne am nördlichen Theil der schwarzen Stadt. Auf dem öden Platze, der sie umgibt, herrscht Tod und Ekel, die matte Flamme der ausgebrannten Scheiterhaufen wirft ihren Schein auf die Leiche des reichen Hindu, welche halb verkohlt ist, ehe sie den Fluthen des Ganges übergeben wird.

An Pagoden, namentlich an alten berühmten, hat Calcutta großen Mangel. Die bedeutendsten liegen im nördlichen Theil der schwarzen Stadt am Flußufer. Weiter abwärts führt eine Hängebrücke über einen andern kleinen Fluß, wenn man sie überschritten hat, befindet man sich außerhalb des Weichbildes der Stadt. Eine breite schattige Allee von Mandel-, Oliven-, Tamarinden-, Teak- und Yam-Bäumen führt durch eine große Menge Dörfer, die von Reisfeldern und Fruchtgärten umgeben sind, an hübschen Landhäusern, Fabriken, Zuckersiedereien ꝛc. vorüber, durch einen stark bevölkerten Landstrich, oft über kleine Flüsse und Bäche. Auf ihr erreicht man auf die angenehmste Weise, nach mehrstündiger Fahrt, Barackpore, welches vier Stunden von Calcutta am linken Ufer des Ganges liegt.

Barackpore, ursprünglich ein indisches Dorf, ist nun eine europäische Stadt geworden, die aber größtentheils aus Baracken für vier Infanterieregimenter besteht, woher der Ort seinen Namen erhalten hat. Der niedrigen Lage wegen ist diese Stadt ungesund, und die Engländer haben schon oft beabsichtigt, ihn als Militairstation aufzugeben. Aber die Gegend hier ist hinreißend schön. Die Zelte und die Bungalows der Offiziere haben nach und nach das Gepräge der elegantesten Häuser angenommen, und in den Gärten entfaltet sich die reichste Blumenpracht. Weil der General-Gouverneur hier seinen Sommeraufenthalt gewählt hat, sind auch eine Menge Wohnungen für sein Gefolge und für die vornehmsten Beamten von Bengalen hier aufgeführt worden. Der Sommerpalast des Gouverneurs ist ein wahres Prachtgebäude. Er liegt auf einer Terrasse nahe am Fluß in einem sehr schönen Park mit den herrlichsten schattigen Bäumen. Die Vegetation ist ganz europäisch, man hat einen englischen Park geschaffen, in dem lichtgrüne Rasenplätze, selbst in der trockensten Jahreszeit, natürlich mit ungeheuren Kosten, frisch erhalten werden.

Auch eine Menagerie befindet sich in dem Parke. Die meisten der hier gehegten Thiere bewegen sich frei hinter hohen Einfriedigungen. Ich sah vier bis fünf Antilopen und einen neuholländischen Strauß in derselben Abtheilung mit einem Känguruh und zwei Giraffen. Letztere, von denen die größte 7 bis 8 Ellen hoch war, gingen im langsamen Paßgang hinter einander her, wobei der Kopf auf dem langen Halse nach allen Richtungen schwankte. Es war ein komischer Anblick, als diese Thiergruppe in Galopp gesetzt wurde. Das Känguruh gebrauchte nun seine langen Hinterbeine, die Giraffen aber

wußten nicht, was sie mit ihrem furchtbar langen Halse aufstellen sollten, und warfen den Kopf auf's Gewaltsamste hin und her, um nur das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Zwei Königstiger waren, jeder für sich allein, eingeschlossen; ohne sich nur umzusehen, gingen sie in ihrem großen Käfig unablässig hin und her und brummten den fürchterlichsten Baß. Zwei mächtige Bären krochen auf einer Stiege, die an einen Baumstamm lehnte, aus ihrer unterirdischen Höhle hervor. Eine Unzahl Affen und ein buntes Gewimmel von Vögeln erfüllten andere Räume. In der Ferne auf der Ebene frei umhergehend weideten ein Nashorn und mehrere Büffel. Außerdem standen noch eine Menge Bauern und Käfige leer.

Man darf Barackpore nicht verlassen, ohne die Elephantenställe und ihre riesenhaften Bewohner gesehen zu haben. Die meisten waren von dem Gouverneur mit in's Innere des Landes genommen worden, es waren nur sieben oder acht beisammen — für einen Europäer, der sie auf einem Flecke sieht, ein interessanter Anblick. Da sie eine bedeutende Menge Futter fressen, so müssen sie es selbst holen, und Abends auf der Rückfahrt nach Calcutta begegneten uns vier oder fünf, welche mit Futter und Reissäcken beladen waren. Auf ihrem Nacken saß in stolzer Haltung der nackte Reiter (Mahrut), der das Thier fortwährend mit der Pike antrieb, mit dem er ihm eine Wunde am Halse stachelte.

Der Park in Barackpore ist die Promenade der Vornehmen. Nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang, durchkreuzen ihn eine Menge eleganter Equipagen. Besonders angenehm ist der Weg den Fluß entlang, und die Aussicht, welche man hier genießt, gehört zu den schönsten, die es gibt. Am entgegengesetzten Ufer liegt eine niedliche kleine Stadt, so friedlich, so freundlich mit ihren weißen Häusern, ihrem spitzen Kirchthurm und ihrer fruchtbaren Umgebung. Dies Städtchen ist Serampore, welches erst seit wenigen Jahren von Dänemark an England abgetreten wurde. Dort unten am Flusse lagen ehemals dänische Ostindienfahrer, in jenen großen Packhäusern waren die Güter der ostindischen Compagnie aufgestapelt, in den Gebäuden daneben wohnten der Regierungschef und die Unterbeamten. Die Stadt hatte eine englische und eine dänische Kirche. In den reinlichen geraden Straßen mit wohl gehaltenen Häusern wohnt eine gutgeartete Bevölkerung. Auf den Mauern der kleinen Batterie schritten die Sipoys auf und ab, welche besser bezahlt wurden, als die englischen Soldaten. Jetzt ist es anders. Die Packhäuser sind leer, die Schiffe ausgeblieben. Serampore ist zu einem unbedeutenden Städtchen herabgesunken.

Ungefähr vier engl. Meilen von Calcutta entfernt, liegt Cassipore mit einer Kanonengießerei für den englisch-ostindischen Artilleriebedarf. Das Depot dieses Corps ist in Dundum, einem andern Dorfe, ganz nahe bei Calcutta, wo zugleich ein Artillerie-Arsenal und eine Fabrik von Zündhütchen ist. Diese Gebäude sind sämmtlich auf's Großartigste mit englischem Luxus angelegt. Auf dem Paradeplatz in Dundum standen mehrere sehr hübsch gearbeitete Kanonen mit hindostanischen und andern morgenländischen Inschriften und Verzierungen; sie waren in den Kriegen im Innern erobert und jede einzelne Zeuge eines blutigen Sieges.

Einen der schönsten Punkte in Calcutta's Umgebung bildet der botanische Garten, welcher am rechten Ufer des Ganges eine halbe Stunde von der

Stadt entfernt liegt und einen Umfang von etwa vier englischen Meilen hat. In dem Garten hat der Director eine sehr schöne Wohnung, neben welcher noch einige Wohnhäuser von Unterbeamten, außer den Pavillons und Gewächshäusern. Der Platz, auf welchem der Garten angelegt wurde, war ehemals ein undurchdringlicher Wald, General Kyd ließ diesen lichten, ließ Gärtner bilden, führte fremde, ostindische und chinesische Pflanzen ein, schenkte 1793 Alles dem Gouvernement, jedoch unter der Bedingung, daß es stets ein botanischer Garten bleiben sollte. Unter der Direction des ausgezeichneten Dr. Roxbourgh, welcher 1813 starb, erlangte der Garten eine vortreffliche Ausbildung. Ihm folgte im Amte ein Däne, Dr. Wallich, der nicht weniger viel für die Vortrefflichkeit der Anlage gethan hat. An 16,000 Pflanzen werden etwa jährlich umsonst an Eingeborne und Engländer gegeben; 42,000 Theepflanzen, welche für Assam bestimmt waren, wurden auch hier gezogen.

Dieser Garten war mein Aufenthalt am Sonntage. Dann brachte ich dort unter dem gastfreien Dache des mir befreundeten Directors zu und blieb die Nacht über, um am folgenden Morgen eines angenehmen Spazierganges genießen zu können. Mein Weg führte mich an den Fluß bis zum Park des Bishop's College, und in ungestörter Ruhe erfreute ich mich des herrlichen Anblicks der Rhede von Calcutta mit ihrer zahllosen Menge von Schiffen und Böten, auf denen die aufgehende Sonne ein geschäftiges Bewegen und Treiben hervorrief. Dann wandte ich mich vom Flusse ab und betrachtete die herrlichen Pflanzen, welche in den Strahlen der Morgensonne ihre Blüthenpracht entfalteten und vom Thau benetzt wie mit Juwelen und Perlen bedeckt prangten. Im Schatten hoher Lorbeer-, Tamarinden- und Mahagonibäume wandelnd, sah ich die Schakale neugierig hinter den mächtigen Stämmen hervorlugen. Bei dem dichtbelaubten Feigenbaume (ficus infectoria) blieb ich nachdenkend stehen, im Anschauen des merkwürdigen Baumes verloren, der während vierzehn Tagen all' sein Laub abwirft, um frisch und voll wieder da zu stehen. Ich ritzte den Stamm des arbre des voyageurs und fing den Wasserstrahl auf, der wie aus der klarsten Quelle hervorsprudelte. Ich freute mich an dem kräftigen Wuchse der Phönixpalme und des Pandanus, und blickte verwundert auf die verkrüppelte Dattelpalme, welche in dem üppigen Klima nicht fortzukommen vermag. Darauf nahm ich meinen Lieblingssitz unter der mächtigen Baniane, die wohl hinsichtlich ihrer Größe an manchen andern Orten in den Tropenländern ihres Gleichen findet, jedoch nirgends so gut erhalten und so sorgfältig eingefriedigt ist. Sie war im Jahre 1786 nur noch klein, man schätzte sie damals auf dreißig Jahre. Im Jahre 1819 hatte sie 43 Stämme und maß 96 Fuß in der Höhe, 196 im Durchmesser, im Umkreise 648; ihr Hauptstamm war 38 Fuß im Umkreise dick. 1845 war der Umfang des ganzen Baumes nur etwa 30 Fuß größer als 1819. Die Baniane ist deshalb so merkwürdig, weil sie sich meilenweit verbreiten kann, indem sie sich selbst immer weiter verpflanzt. Vom Mutterstamme schießen die Aeste horizontal aus, und von diesen fallen wiederum andere senkrecht nieder, fassen Wurzel und geben den weiter gehenden horizontalen Aesten neue Kraft und neues Leben. So bildet ein einzelner Baum einen ganzen Wald, der sich in's Unendliche ausdehnen kann. An diesem, unter dem ich auszuruhen pflegte, werden die jungen sich absenkenden Zweige mit Bambusrohr umgeben, damit sie um so senkrechter sich hinablassen. Der

Platz, den die breite Krone beschattete, war auf's Schönste in Stand gehalten, Bänke umgaben die einzelnen Stämme, und unbeschreiblich erquickend war die Luft, welche man im Schatten dieses Baumes genoß.

Nach einem solchen Spatziergange rief mich mein Freund zum Frühstück, worauf wir uns nach Calcutta und auf das Schiff begaben. Wir setzten auf dem Heimwege über den Fluß und fuhren den hübschen Weg an den Landhäusern von Garden-reach vorüber. Hier liegt eine Villa neben der andern in ununterbrochener Reihenfolge. Nahe vor Calcutta, ehe man über die schon oben erwähnte Brücke kommt, liegt Kiddapore, eine Vorstadt, in der viele Schiffe gebaut werden. Es legen hier die großen Dampfpacketschiffe an, welche auf Suez und Madras, Ceylon und Bombay fahren, Schiffe von 4 bis 500 Pferdekraft, die, wenn man ihr Deck betritt, sich wie ein schwimmendes Hotel garni ausnehmen, wie eine Welt für sich, auf der es an nichts für den Comfort fehlt.

Nie sah ich eine schönere Kauffahrteiflotte als die, welche im Hafen von Calcutta ankerte. Die Schiffe waren gerade im Begriff, ihre Ladungen einzunehmen; einige waren Fregatten, welche für den Nothfall 28 Kanonen führen konnten. Durch das nahe an einander Liegen der Fahrzeuge war der Fluß sehr belebt, aber auch die Gefahr, sich gegenseitig zu beschädigen, zumal bei einem heftigen „Boar“, um so größer. Dieses Phänomen tritt nicht ganz selten ein. Wenn anhaltender Nordwind und starker Regen im Binnenlande eine länger dauernde Ebbe bewirken, bricht sich die Fluth Bahn und dringt mit verstärkter Gewalt vorwärts; trifft sie auch noch mit dem Neu- oder Vollmonde zusammen, während welcher Zeit die Strömung heftiger ist als gewöhnlich, so sieht man die senkrecht aufgeschwollene Woge in pfeilschneller Fahrt sich den Fluß hinaufdrängen und mit gewaltigem Toben sich über die durch die lange Ebbe fast trocknen Sandbänke stürzen und in ihrem Laufe fast Alles mit sich fort wälzen. Dabei wird oft großer Schaden unter den Schiffen angerichtet, und kommt nur eines derselben in's Treiben, so zieht es oft viele andere mit sich fort. Wir erlebten einen bedeutenden Boar während unseres Aufenthaltes, aber unsere Anker hielten, während mehrere andere Schiffe in's Treiben kamen, diesmal jedoch ohne bedeutenden Schaden zu erleiden.

7. Der Adamspik auf Ceylon.

An einem hellen Juliusmorgen vor Sonnenaufgang verließen wir das alte holländische Fort von Colombo und schlugen den Weg nach dem Adamspik ein, dem heiligen Wallfahrtsort der Cingalesen. Unsere Diener und Kulis hatten wir schon am Abend vorher vorausgesandt, damit wir an unserm ersten Anhaltspunkt einige Bequemlichkeiten vorfänden. Unsere Pferde boten dem Auge zwar keinen besondern Anblick dar, waren aber vortreffliche Traber und begannen ihr Tagewerk mit sichtlicher Lust. Wir trugen Kleider von starker blaugewürfelter Leinwand, welcher Stoff in den Dschunglen am passendsten ist, große, bis über das Knie reichende Stiefel und leichte helmähnliche Hüte. In diesem Aufzuge ritten wir durch die Gänge, welche von dem alten Fort nach den Zugbrücken führen, und an den Bastionen und Schanzen hin, die

sich in's Unendliche auszudehnen scheinen. Als die Sonne aufging, zeigte sich die lange Hügelreihe, deren höchsten Punkt jener geheimnißvolle heilige Berg bildet, in klaren Umrissen am Horizonte, während die schlanke Spitze des erstern wie ein Riesenthurm über die niedern Höhen emporstieg. Das Ganze, wie es sich kühn gegen den glühenden östlichen Himmel abzeichnete, glich den gigantischen Contouren eines ungeheuren Vogels mit ausgebreiteten Schwingen, dessen Rumpf von der Erde umschlossen wurde, während er mit emporgerichtetem Haupt und Schnabel kämpfte und rang, sich von den Fesseln jener zu befreien.

Zuerst schlugen wir die Straße nach Sitaivaka ein, einer alten, aber fast ganz verfallenen Stadt, durch welche der gangbarste Pfad nach dem Adamspik führt. Indessen sahen wir uns bald genöthigt, den breiten Fahrweg zu verlassen und einen abscheulichen Reitpfad einzuschlagen, der sich anfangs durch ein rauschendes Bächlein wand und dann am jenseitigen Ufer fast senkrecht einen steilen Hügel hinauflief. Als unsere Pferde diesen mit großer Mühe erklommen hatten, erblickten wir eine rauhe und zerklüftete Höhe vor uns, jenseits welcher unser erster Anhaltspunkt lag. Gegen neun Uhr erreichten wir das große scheunenähnliche Gebäude, in welchem unser Führer Punchy, unsere Diener und Kulis unserer warteten; Punchy war Koch und Führer in einer Person, und suchte auf eine höchst erfinderische Weise die Gebräuche des civilisirten Lebens nachzuahmen, mit welchem Leben er sehr vertraut zu sein behauptete. Statt eines Tisches hatte er vier Stäbe in den Boden eingeschlagen und ein Brett darüber gelegt; von den drei Stühlen, welche er von dem Vorsteher des Dorfes requirirt, dienten zwei mir und meinem Freunde als Sitz, den dritten benutzten wir nach Punchy's Anordnung als Nebentisch.

Als die Hitze des Tages etwas abgenommen hatte, setzten wir unsere Reise fort. Die Anzeichen eines nahen Sturmes trieben uns bald zu größerer Eile an. Nach einem unglücklichen Abenteuer mit einem Elephanten, wobei der älteste unserer Kulis das Leben einbüßte, erreichten wir am Abend die Stadt Ratnapura, d. i. Edelstein-Stadt. Von hier aus stellt sich die Basis des Adamspiks rauher und öder dar, als dieselbe in der Wirklichkeit ist, während die kegelförmige Spitze so rund und ebenmäßig erscheint, daß man wähnen könnte, es sei ein Meisterwerk der Baukunst. Die poetische Benennung der Stadt hat seinen Grund in der Thatsache, daß rings umher in der Masse der Urgebirge und der ältern secundären Gebirge, vornehmlich in dem krystallinischen Gestein, woraus die rauhe Basis des Adamspiks besteht, edle Steine gefunden werden.

Unsere fernere Reise setzten wir zu Fuße fort; der heftige Regen, der am andern Tage herniederströmte, zwang uns indessen, unsere Wanderung bald einzustellen und in einem elenden Dorfe, Namens Ginnemalle, zu übernachten, wo einige nackte Pfähle mit einem halb eingestürzten Dach unser Hotel bildeten. Die Beschwerden, welche wir bereits ausgestanden, sollten uns am folgenden Tage nicht vergütet werden. Kaum waren wir aufgebrochen, als wir plötzlich von allen Seiten von einer der größten cingalesischen Plagen — von Blutigeln angefallen wurden; der Regen hatte sie in ungeheurer Menge hervorgelockt. Sie sprangen mit großer Kraft und Lebendigkeit umher. Ward ein Baum berührt, so fielen sogleich einige herab, und

in der Nähe eines Flusses, den wir im Lauf des Tages überschritten, krochen sie in unglaublichen Massen herum. Wer diese Plage nicht selbst erduldet hat, kann sich keinen Begriff von der Qual machen, welche diese Thiere verursächen. Die blutdürstigen Feinde klommen an unsern Beinen empor und wanderten am Nacken herunter, ohne daß wir es bei der Anstrengung des Bergansteigens bemerkten. Der kleinste Riß in unserer Kleidung ward von ihnen als Schlupfloch benützt, und wo sich kein solches vorfand, da arbeiteten sie sich durch das Gewebe selbst hindurch; dann concentrirten sie sich an einem Punkte und begannen ihren Angriff so sachte, daß wir ihre Anwesenheit nicht eher bemerkten, als bis ihr Leib von unserem Blute strotzte. Wenn sie dann ihre Stellung veränderten oder zu Boden fielen, überkam uns ein Gefühl, als ob wir von einem kalten, klebrigen Gegenstande berührt würden. Trotzdem durften wir sie nicht gewaltsam abreißen, weil sonst die Wunden einen entzündlichen Charakter annehmen.

Hinter Pallabatula, der letzten bewohnten Station beim Hinansteigen des Berges, erhebt sich in düstrer Majestät die große, mächtige Hügelgruppe, aus welcher die kegelförmige Spitze des Pik kühn zum Himmel emporstrebt. Auf dem Gipfel derselben erblickten wir jetzt zum ersten Mal den malerischen Tempel von chinesischer Bauart, welchen die Buddhisten über den geheiligten Fußstapfen, deren unten noch weiter gedacht wird, errichtet haben. Als wir auf die wilde Gebirgslandschaft hinschauten, welche groß und majestätisch uns ringsum in zerklüfteten Massen umlagerte, mußten wir gestehen, daß sich Natur und Menschen vereinigt haben, dem Pik das höchste Interesse zu verleihen: die Natur durch die imposante Gestaltung der ganzen Scene und die Menschen durch die Gefühle, womit sie den geheimnißvollen Gipfel betrachten, und durch die Sagen, welche sie an denselben geknüpft haben. Keine Beschreibung vermag die großartige, wunderbare Landschaft bei Pallabatula genügend darzustellen. Die ungeheure Basis des Berges erstreckt sich auf der einen Seite scheinbar in unbegrenzte Ferne, während der Abhang desselben sich wie eine schwarze Mauer fast lothrecht in das tiefe Thal hinabsenkt; auf der andern Seite ziehen sich mannigfaltige, reich mit Laubwerk bekleidete Hügelreihen nach der ebenen Fläche hin, welche die Insel umsäumt.

In dem Wihare oder Tempel zu Pallabatula sahen wir den metallenen Deckel, den die schlauen Priester während der Wallfahrtszeit auf die geheiligten Fußstapfen legen. Es ist eine schimmernde Verzierung, mit Flitterwerk und Juwelen von sehr zweifelhaftem Werth bedeckt. Das Innere des Tempels, in welchem derselbe gezeigt wurde, bot einen seltsamen Anblick dar; die Fenster waren geschlossen — ein großes Bild des Gotama Buddha (des Sakya Muni der Tibetaner) nahm den einen Theil des sonst ganz leeren Raumes ein. Es strömte gerade so viel Licht herein, daß wir dasselbe in seiner düstern Einsamkeit zu erkennen vermochten. Die Priester standen in ihren malerischen gelben Gewändern neben dem Deckel, und als wir diesen aufmerksam anschauten, fiel ein Lichtstrom durch die halb geöffnete Thür, welcher siegend das Dunkel verscheuchte und uns die Gestalten jener enthüllte, wie sie voll Ehrfurcht auf das zu unsern Füßen liegende Heiligthum hinabblickten. Durch die halb offene Thür aber funkelten die Augen unserer Kulis herüber, die sich neugierig aneinander drängten, um einen Schimmer des heiligen Gegenstandes zu erhaschen.

In Pallabatula waren wir nur noch 12 Meilen von dem Gipfel entfernt; trotzdem aber sah sich mein Freund genöthigt, daselbst zurückzubleiben, da seine Füße mit Blasen bedeckt und er am ganzen Körper auf das Schrecklichste von den Blutigeln zerbissen worden war. Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise demgemäß mit unserem Führer und vier Kulis fort. Der Weg lief gerade den steilen Abhang eines finstern Hügels hinan, welcher sich unmittelbar neben dem Passangraham (Haus zum Ausruhen und Uebernachten) von Pallabatula erhob, wo mein Freund zurückgeblieben war. Zwei Tage vorher war unsere Straße das Bett eines wilden Bergstroms gewesen, welcher alle erdigen Theile mit sich fortgerissen und nichts als die ungeheuren Felsen zurückgelassen hatte, welche finster und drohend auf beiden Seiten emporstarrten. Das Emporklimmen auf dieser „Straße" war im höchsten Grade beschwerlich. Nach zweistündigem anstrengenden Steigen, während welcher Zeit wir nur vier Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir einen Bungalow, welcher auf einer kleinen feuchten Ebene lag, wo eine Heerde wilder Elephanten weidete und fröhlich umhersprang.

Gegen vier Uhr Nachmittags brach ich von hier wieder auf. Eine steile Felsenhöhe nach der andern war zu erklimmen; zur Rechten erhob sich dunkel und ernst der Bergkoloß selbst, auf dessen Gipfel der hölzerne Tempel über den sagenhaften Fußstapfen jetzt ganz deutlich zu erkennen war. In einiger Entfernung glich derselbe jenen süßen zierlichen Gebäuden, mit denen Conditoren mitunter Hochzeitskuchen zu schmücken pflegen — einem Pavillon mit seltsam geneigtem Dache und drollig vorspringenden Dachrinnen. Hinter uns breitete sich ein wildes Dschungeln-Thal aus, über welchem die Schatten der Wolken einander jagten, wenn die Sonnenstrahlen von Zeit zu Zeit das Dunkel durchbrachen. Wir waren ganz von Wolken umschlossen und sahen, wie dieselben sich ineinander drängten und wälzten, sich dann und wann in lange dünne Streifen spalteten, wenn ein heftiger Windstoß sie erfaßte, und in gedehnten Zügen zu den jenseitigen Hügeln schwebten. Hier war Alles ursprünglich, rauh und wild; so weit die Blicke reichten, war keine Spur von Menschen oder von menschlichen Werken zu entdecken; selbst der Weg, auf dem wir dahinzogen, war durch die Fluthen eines Bergstroms gebildet, der den Fuß der vorigen Berge unterhöhlt hatte. Rings umher in den Dschungeln heulten die wilden Thiere, die miteinander schäkerten oder kämpften, oder emsig auf Raub ausgingen.

Nachdem wir abermals drei Meilen mit großer Anstrengung zurückgelegt hatten, ohne daß uns irgend etwas Merkwürdiges begegnet war, erreichten wir die Station Deabetine, wo sich ein steinerner, sehr fester und starker Bungalow befindet. Da es nicht möglich schien, den Gipfel noch an demselben Abend zu erreichen, so beschloß ich, in dem halbvollendeten Bungalow zu übernachten, zum größten Verdruß meiner Begleiter, welche den Ort für unheilbringend hielten. Der Bungalow lag im Mittelpunkte eines kleinen freien Platzes, welcher auf drei Seiten von steilen Abhängen umgeben war, auf denen dichte Gebüsche standen; auf der vierten Seite führte der Weg von dem freien Platze nach einer benachbarten Schlucht. Als wir diese Station erreichten, ballten sich schwere schwarze Wolkenmassen um den Berg zusammen; Alles, was uns umgab, war feucht und kalt und unwohnlich. Ein trauri-

gerer Uebernachtungsort ließ sich kaum ausfindig machen, und manchmal schaute ich sehnsüchtig zu dem kegelförmigen Pik empor und dachte, ob es nicht gerathener sei, mit Aufbietung aller Kräfte denselben noch zu erklimmen — nach reiflicher Ueberlegung aber gab ich diesen Plan auf. Dann und wann theilten sich die neidischen Wolken, die uns einschlossen, und enthüllten in den bergetief drunten liegenden Ebenen Landschaften von wundersamer Schönheit, umsäumt von prächtigen Kokosnußbäumen, die mit dem Ocean zu verschwimmen schienen, da die Umrisse der Küste kaum zu erkennen waren. So wild und einsam unser Ruheplatz auch war, so herrschte dennoch durchaus keine Stille an demselben. Die Schakals, Affen und Vögel kreischten und schrieen unaufhörlich, und zwischendurch ließ sich dann und wann das Brummen des aufgestörten Tschitah oder der Ruf eines fernen Elephanten vernehmen, gleichwie dumpfer Kanonendonner in ein regelmäßiges Pelotonfeuer hineindröhnt. Die Wolkendünste waren so dicht, daß alle unsere Bemühungen, ein Feuer anzuzünden, fehlschlugen. Das Holz rings umher war förmlich mit Feuchtigkeit gesättigt; hatten wir nach unsäglicher Anstrengung eine kleine Flamme einem minder nassen Stück entlockt, so erlosch diese sogleich wieder, wenn wir neues Brennmaterial darauf legten.

Die Wanderung am folgenden Morgen war der des vorhergehenden Tages ziemlich ähnlich, nur daß der Weg an verschiedenen Stellen etwas steiler und demgemäß auch gefährlicher war. An einer Stelle führt der Weg über eine Masse fast lothrechter Felsen hin, die gegen 50—60 Fuß hoch sein mögen; ohne Beihülfe würde man dieselben unmöglich erklimmen können. Um das Emporsteigen zu erleichtern, sind Stufen in das Gestein gehauen, und während der Wallfahrtszeit werden Ketten zu beiden Seiten befestigt; diese letztern waren natürlich jetzt entfernt worden, trotzdem aber bewerkstelligten wir das Emporklettern ohne große Schwierigkeit und Gefahr, indem wir Hände und Füße dazu gebrauchten, in der Weise, wie man eine Schiffsleiter hinansteigt. Die schweren Gegenstände des Gepäcks wurden vermittelst eines Seils von den zuerst oben Angelangten hinaufgezogen. Endlich stand ich am Fuß jenes merkwürdigen Kegels, welcher den Gipfel des Berges bildet; derselbe gleicht einem ungeheuren Zuckerhut von 200 Fuß Höhe, auf der Spitze mit einem Feenpalast geschmückt. Die Seiten bestehen aus Massen unregelmäßig vorspringender Felsen, welche hie und da mit Gesträuchen von europäischem Ansehen bedeckt sind. Die Luft war herrlich kühl und erfrischend, und die Aussicht nach allen Seiten hin wahrhaft entzückend. Gerade vor uns erhob sich jene seltsam gestaltete Masse, deren höchstem Gipfel die Fußstapfen eingeprägt sind. Ueber derselben schwebt das malerische Dach, welches von großen hölzernen, in den Felsen des Gipfels befestigten Pfeilern getragen, und in seiner Stellung durch starke Ketten erhalten wird, welche von den vier Ecken auslaufen und in das Gestein seitwärts eingefügt sind. Der Weg windet sich in einer Zickzacklinie am Kegel empor; es ist ein kleiner Fußpfad, der theils durch vorspringende Felsstücke, theils durch eingehauene Stufen gebildet wird. Da derselbe sehr steil ist und der Wind in einer Höhe von 8000 Fuß mit großer Gewalt um den Kegel streicht, so ist das Emporklimmen nicht allein schwierig, sondern auch gefährlich. An den meisten Stellen bieten die an den Seiten des Pfades wachsenden Gesträuche dem Wanderer einen Anhaltspunkt dar; zwei Felsen muß man jedoch ohne derartige Hülfe erklettern,

wofür man einigen Ersatz in zwei Ketten findet, welche droben festgenietet sind und von dort herabgesenkt werden.

Endlich standen wir auf dem Gipfel des weltberühmten Adamspik; mit unsäglichem Entzücken schaute ich auf das Riesenpanorama hinab, welches sich nach allen Seiten in unermeßliche Fernen verliert. Nach so manchen Stunden sonnenheißer Schwüle, hatte die kalte, scharfe Luft einen eigenthümlichen Reiz. Mir war's, als sei die Monotonie des tropischen Lebens von englischer Morgenfrische unterbrochen worden. Selbst die Pflanzen und Bäume rings umher, die Rhododendren und Föhren, waren meinen europäischen Augen vertrauter und theurer, als die ewigen Palmen und breitblättrigen Gewächse des Tieflandes. Alles däuchte mir neu und reizend, und nach den Strapazen und Gefahren der langen Wanderung, war meine Befriedigung und Freudigkeit doppelt groß. Der Gipfel ist von einer starken, etwa drei Fuß hohen Steinmauer umgeben, welche einen Erdgürtel umschließt, der einen unregelmäßigen Spaziergang um den im Mittelpunkte sich erhebenden Granitblock bildet; dieser besteht aus zwei ungleichförmigen Massen, deren höchste und größte die heiligen Fußstapfen und das chinesische Dach trägt. Auf der östlichen Seite des um den Granitblock laufenden Pfades, zwischen dem erstern und der Mauer, befindet sich ein größerer Raum als auf den übrigen; hier haben die Priester einen kleinen Bungalow von Flechtwerk errichtet, worin sie während der Wallfahrtszeit wohnen. Die ganze Fläche des Gipfels mag zwischen 150 und 200 Quadratellen betragen, so daß trotz des Bungalows und des Granitblocks im Mittelpunkt, eine ziemliche Anzahl Menschen droben Platz hat.

Den Doppelfelsen im Mittelpunkt hatte ich in wenigen Secunden erklommen, wobei ich die Höhlung, in welche die frommen Buddhisten ihre Opfer legen, als einen Stufen-Einschnitt benutzte, zum größten Entsetzen meines rechtgläubigen Führers. Damit hatte ich die höchste Spitze erreicht und stand in dem heiligen Fußabdruck selbst. Diesen soll Buddha, wie die Sage berichtet, als ein Zeichen zurückgelassen haben, ehe er von seinen Verehrern schied. Nach einer andern Sage soll Adam hier tausend Jahr auf einem Bein gestanden sein, bevor er Ceylon, sein Paradies, verließ. Die Höhlung ist gegen vier Fuß lang und an der breitesten Seite zwei und einen halben Fuß breit. Augenscheinlich bestand dieselbe anfangs aus zwei halbkreisförmigen Abdrücken, von denen der eine zwei und der andere einen Fuß lang war, und die in einer entsprechenden Entfernung von einander lagen. Priesterlicher Scharfsinn oder Aberglaube hat die kleinere dieser Höhlungen in den Abdruck einer Ferse, und die größere in den Abdruck eines Fußballens verwandelt. Um die Aehnlichkeit auffallender zu machen, hat man vermittelst einer Einfassung von Gyps Zehen hinzugefügt; diese Einfassung umgibt das Ganze und erweckt in dem Beschauer sogleich den Begriff eines Fußes — welchen Begriff Menschen von gewöhnlichen Verstandeskräften nimmer mit den beiden ursprünglichen Höhlungen verbinden würden. Der Gypsbewurf ist dem Vorgeben nach nur deßhalb dort angebracht, um während der Wallfahrtszeit den Deckel befestigen zu können.

Auf der Höhe stellte sich meinen Blicken eine Scene dar, wie ich sie in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Neben dem Granitblock, auf dem ich stand, lagen die Kulis und mein Führer auf den Knieen und verrichteten

ihre Andachtsübungen, wobei manches Gebet mit langgezogenem Ton gesprochen wurde. Zu meiner Linken stand der kleine priesterliche Bungalow, und rings umher starrten wilde Felsen von den seltsamsten Gestaltungen, bald von Wolken bedeckt, bald die uralten Häupter majestätisch zum Himmel emporstreckend. Gegen Westen zogen sich die Berge hin, welche ich beim Emporklimmen überstiegen hatte, und hinter ihnen lagen die blühenden Ebenen der Insel, im fernen Horizont mit der unendlichen See verschwimmend. Ueber dem Ganzen wölbte sich ein wunderbar tiefblauer Himmel, an dem nirgends eine Wolke zu entdecken war. Es war eine Scene so herrlich und ergreifend, wie sie der Mensch nicht oft in seinem kurzen, ruhelosen Leben genießt, und ich ward nicht müde, dieselbe wieder und wieder anzuschauen, um sie tief in meine Seele zu prägen. In geringer Entfernung vom Gipfel auf der östlichen Seite des Berges befindet sich eine Quelle, die nach der Versicherung meines Führers nie versiegt.

Gegen Abend nahm die Kälte bedeutend zu; glücklicherweise aber war ein guter Vorrath von Brennholz droben vorhanden, und es gelang uns, ein sehr helles, lustiges Feuer zu unterhalten. Die Kulis lagerten sich mir gegenüber am Feuer, und zwar nach ächt cingalesischer Weise, die Ellbogen auf die Kniee gestützt und die Hände der wohlthuenden Flamme entgegengestreckt. Sie schienen aber zu entdecken, daß das Feuer sie in dieser Stellung nicht gleichmäßig erwärme, und um dem abzuhelfen, wendeten sie sich langsam, aber regelmäßig herum, sich in Schlaf „röstend“ — denn die Nacht brachten wir auf der Höhe des Pik zu, und stiegen am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang wieder hinab.

VI. Hinter-Indien.

Unter den Dwipas oder Halbeilanden der Indischen Erdwelt, der Padma, nimmt Hinterindien an dem Südostende Asiens die Gestalt eines dreifach getheilten, vielfach eingeschnittenen Lotosblattes ein und weiset mit der äußersten langgestreckten Südspitze auf die Sundische Inselgruppe. Es trennt die chinesischen Gewässer im Osten von den bengalischen im Westen, die Sunda-Inseln liegen ihm im Süden vor, und gegen Norden tritt es in immer breiteren Zusammenhang mit Central-Asien, wo es unmittelbar mit dem Südrande des gemeinsamen Hochlandes in Verbindung steht, welches seine vielfachen Gliederungen in Bergketten, Thalfurchen, Stromniederungen in parallelen oder wie Halbmesser aus einader gehenden Richtungen gegen Süden und Südosten durch diese Halbinsel entsendet. Bei seiner dreifachen dem Lotosblatte ähnlichen Gliederung hat Hinterindien auch drei die Südspitzen bezeichnenden Vorgebirge, das Cap Negrais, welches im S.W. gegen die bengalische See vorspringt, die Spitze Kambodja im S.O. und die Südspitze der Halbinsel Malacca. Nur von der Seeseite her zugänglich, ist es noch keineswegs

weges hinreichend erforscht worden. Am bekanntesten sind einzelne der Fluß-niederungen und mehrere der umherliegenden Inseln, unter denen wir uns zuerst umschauen, um darnach das Halbinsel-artige Festland zu besuchen.

1. Der indische Archipel.

Wir verließen am 28. August 1848 früh die Rhede von Batavia. Die Wasserfläche war todtstill, — ähnlich einem glänzenden Spiegel, und die Schiffe, die unbeweglich darauf lagen, glichen den Häusern einer Stadt; auf dem einen Schiffe wurde gesungen, auf dem andern getrommelt und gepfiffen, — und auf noch andern ertönte, den Rhythmus der täglichen Verrichtungen der Seeleute abmessend, die Schiffsglocke, deren Klang weit über die glatte Fläche hinscholl. Ein Falke umkreiste spähend die Masten noch eben so, wie vor dreizehn Jahren, als ich den Busen voll geschwellter Erwartungen, erhoben durch unbegränzte Hoffnung, hier ankam, — die Physiognomie der Küste mit ihren weißen und rothen Häusern, die durch das Grün hindurch-schimmerten, war noch ganz dieselbe, auch der Zuckerhut des Gunung-Pang-gerango blickte aus blauer Ferne noch eben so, wie damals, über die untern dunstreichen Luftschichten herab; die ganze Natur war die alte, unveränderlich getreu in allen ihren Darstellungen, — nur ich war nicht mehr derselbe, ich in meiner Denkweise, in meiner Empfänglichkeit für die Eindrücke der Außenwelt war ein Anderer geworden, und sah nun kalt, gefühllos und gleichgültig auf dieselbe Welt herab, die mich vor dreizehn Jahren, als ihr Antlitz für mich noch ein ganz fremdes war, so lebhaft erregte, so unwiderstehlich anzog und zur Erforschung ihrer Eigenthümlichkeiten entflammte.

Außer der Schwächung des Körpers durch die anhaltende Hitze und den verlornen Reiz der Neuheit nach allmählig genauer gewordener Bekanntschaft mit der tropischen Natur, ist es, glaube ich, vor Allem der Mangel an Abwechselung in den Jahreszeiten und in den Erscheinungen des Luftkreises, — es ist die zwischen den Tropen ununterbrochene Dauer des Sommers, es ist das ewige Grün, das den Geist der Europäer auf Java zuletzt erschlafft und in Gleichgültigkeit gegen die Schönheit javanischer Natur versinken läßt. Man verlangt endlich nach Veränderungen, von welcher Art sie auch sind, man hat Bedürfniß nach etwas Neuem. Eben so sehnsüchtig, wie ich vor dreizehn Jahren nach dem üppigen Grün der tropischen Wälder verlangte, so sehnte ich mich jetzt nach einer kahlen Winterlandschaft, ich verlangte nach Eis, nach Schnee.

Unser Schiff setzte sich um 6¾ Uhr des Morgens in Bewegung, — das eiserne Dampfboot Onrust (Unruhe) fuhr vor uns hin und die befreundete Küste trat immer mehr zurück. — Ich hatte gestern von meinen Bekannten ziemlich gleichgültig Abschied genommen, — jetzt erst, nun ich unwiderruflich von ihnen getrennt war, nun ich mich mit jeder Minute weiter von ihnen entfernte, bemächtigte sich meiner ein Gefühl, das mich zu ihnen zurückzog, — eine lebhaftere Theilnahme erwachte, — meine Gedanken kehrten zu ihnen zurück, zu den Bewohnern dieses Landes, die mir durch einen vieljährigen Umgang lieb geworden waren, und ich bedauerte nun mit einem

reuigen Gefühl, gestern in meiner Gemüthserschlaffung, in dem Scheintode aller herzlichen Gefühle, ihnen nicht wärmer die Hand gedrückt zu haben!

Den 28sten hatten wir bei stets heiterem Wetter ein stille, kleinwellige See und wenig Wind. Außer den vielen kleinen Inseln auf der Rhede von Batavia und denen, die von der Rhede an nach Norden zu regellos zerstreut vorkommen, sahen wir die sogenannten Tausend-Inseln, die zwei-, drei-, ja vierfach hinter einander gruppirt, einen von Süd nach Nord ausgedehnten kleinen Archipel bilden, an dessen Ostseite wir vorüberfuhren. Sie blieben also zur Linken, die nächsten etwa drei bis vier englische Meilen entfernt; sie liegen der Lampongspitze gegenüber, doch dem Meridian von Batavia näher, als dem von Bantam. Der sogenannte „Süd- und Nordwächter" bezeichnen ihre Gränzen der Längenausdehnung nach. Sie gleichen vollkommen den Inseln der Rhede und allen übrigen, die wir in diesem Meere sahen, — die größten haben drei bis fünf englische Meilen, die kleinste eine Viertelmeile im Durchmesser; sie sind flach, mit Wald bedeckt, jede Insel ist nur ein Wald, nirgends ein kahles Fleckchen. Die nähern lassen zwischen ihrer grünen Waldung und dem glänzendblauen Meere noch einen weißen Küstenstreifen erkennen.

Ihre Zahl ist etwa 40 bis 45. Sie sind eine rechte terra incognita, noch nicht aufgenommen, denn die Schiffe fahren in weiter Entfernung nur um sie herum, weil die Untiefen, Klippen und die Korallenbänke, womit die Inseln untermeerisch verbunden sind, alle Annäherung verbieten. Nur Räuberfahrzeuge besuchten sie früher. Sie liegen regellos zerstreut und sind wahrscheinlich nur einzelne Punkte einer einzigen großen Korallenbank, — nämlich die Punkte derselben, welche einige Fuß über den Meeresspiegel hervorragen. — Ob die Korallen auf Tertiärschichten ruhen, auf einer unterseeischen Erhebungslinie, die der Ostküste von Sumatra parallel läuft, ist noch nicht erforscht worden.

Vom „Nordwächter" an, der am Nachmittag des 28sten noch sichtbar war, sahen wir keine Inseln mehr; wir durchschnitten nun vom 28sten Abends an die Nacht durch, nord-nord-westwärts, den langen Raum zwischen diesen nördlichsten der Tausend-Inseln und der Insel Lucipara, die am südlichen Eingang der Straße Bangka liegt. Als der Abend kam, wurden zwei verschiedenfarbige Laternen an den Masten aufgehängt, die eine mit rothem Glas und rothem Lichtschein hinten am Fockmaste und die andere mit grünlich-gelbem Lichte vorn am großen Maste, das Zeichen der Dampfschiffe bei Nacht. Die Nacht war hell und windstill, — die See kleinwellig.

Den 29sten des Morgens um 7½ Uhr bei ganz heiterem Wetter kam uns die Lucipara-Insel zu Gesicht, und etwas später erschien als ein langer dunkler Streifen auch die flache, niedrige Küste von Sumatra. Wir dampften zwischen beiden hindurch. Lucipara, die rechts liegen blieb, war eben so flach und waldig, wie die vorigen Inseln und hatte in ihrer Mitte einen kleinen kegelförmigen Höcker. Ihr Durchmesser beträgt nach den Seekarten 1½ bis 2 englische Meilen.

Schon um 7 Uhr fing das Wasser an sich immer grünlich-heller zu färben. Um 8 Uhr waren wir noch sieben englische Meilen von der Küste entfernt und erblickten vorn, im Eingang der Straße Bangka, sieben größere und kleinere Schiffe, die dem Meere ein recht belebtes Ansehen gaben. Als

wir uns im Westen der Lucipara-Insel und im Osten der Lucipara-Spitze befanden, fingen wir an zu peilen und unsern Cours Nord-West bei 4½ bis 5 Faden Wasser in Nord-Nord-West zu verwandeln. Wir näherten uns nun mehr der Küste von Sumatra, die deutlicher wurde und sich als niedriges, flaches, sumpfiges Land darstellte, welches mit Waldung bedeckt war.

Wie eine Mauer stieg der Waldsaum dieser Küste von Sumatra empor und erhob sich meistens in einer doppelten Terrasse, zweimal hintereinander. Man unterschied einen vordern niedrigen Waldstreifen, der wahrscheinlich aus Rhizophoren bestand und sich wandartig aus dem Meere erhob, von einem hintern höheren Walde, der eben so mauerartig und scharf begränzt war, und der hier und da, wo der erstere fehlte, bis an's Meer vorgerückt erschien, und dann unmittelbar aus dem Wasser aufstieg. In diesen Waldmassen bildeten die Bachmündungen schmale Klüfte und erschienen wie schroff hindurchgehauene Straßen oder scharfbegränzte Kanäle. Ein röthlich-schmutziger Strand war vor diesem Waldsaume kaum zu erkennen. Wir kamen mehreren Schiffen nahe vorbei und waren nur 2 — 3 englische Meilen von der Küste Sumatra's entfernt.

Um 11 Uhr befanden wir uns der ersten vorspringenden Ecke Sumatra's gegenüber, deren Waldung aus mäßig hohen Bäumen zusammengesetzt war und mit einer scharfen Gränze wie eine Mauer endete, wir konnten die weißlichen, schlanken und geraden Stämme deutlich unterscheiden. Der Strand machte sich durch eine trübe schlammig-braune Färbung des Wassers kenntlich, die bis weit vom Lande ab in die See hinaus reichte. Auch Bangka wurde in großer Ausdehnung sichtbar und stellte sich als ein flaches oder doch sehr niedrig-hügeliges Land dar.

Von 1 Uhr an kam uns der höchste Berg Parmasan auf Bangka zu Gesicht und bildete einen langgedehnten, hochbuckligen Wulst, der in der Richtung von Süd-West nach Süd-Ost seine größte Längenerstreckung zu haben schien. Weil sich sein Gehänge Absatzweise erhebt, so glaubt man, daß er aus mehreren, in der angegebenen Richtung hintereinander liegenden Bergen bestehe, von denen der mittelste der höchste ist; wir schätzten diesen auf 2 — 2½ tausend Fuß. Seitwärts, sowohl zur Linken als zur Rechten, dieses Bergzuges war Alles, was wir sahen, nur niedriges Land, das eine eben solche flache Waldküste bildete, wie das gegenüber liegende Sumatra. Während der Himmel über der letzteren Insel, die, so weit man hier sehen konnte, flach ist, heiter war, lag über dem gebirgigen Bangka eine düstere Wolkendecke ausgestreckt und die Berge erschienen in einem dunkeln Blau, das Meerwasser war aber grünlich-hell. Indem wir durch die Straße von Bangka weiter dampften, die an ihrer schmalsten Stelle, gegenüber het eerste punt, nur fünf, übrigens aber sieben bis zehn engl. Meilen breit ist, kamen uns Erscheinungen entgegen, die schon Columbus als Beweise nahe liegender großer Flußmündungen betrachtet hatte, nämlich eine Menge treibendes Holz und Bambus; zugleich rückte uns mit dem gedrehten Winde, der nun aus Norden blies, die schwarze Luft immer näher, und bald fing ein Gewitterregen an herabzuströmen, der mit starkem Nordwind bis 3 Uhr anhielt.

Auf unserer Weiterfahrt durch die Straße blieb der Anblick der flachen Küste von Sumatra und der ebenfalls flachen, nur hier und da mit niedrigen Bergzügen oder Hügeln bedeckten Küste von Bangka bis gegen Abend

derselbe, und es fing schon an zu dämmern, als uns zuerst der Berg Manumbing sichtbar wurde, an dessen Fuße Muntok, die Hauptstadt Bangka's, liegt. Es war schon völlig Nacht, als wir uns der Küste näherten, und es mußten drei Kanonenschüsse hintereinander gelöst werden, um den Bewohnern Muntok's zum Signal zu dienen. Alsbald, nachdem die Schüsse gefallen waren, wurden drei helle Lichter an der Küste sichtbar, die unserem Schiffe die Richtung des zu befolgenden Courses vorschrieben, und die uns auch bald darauf auf der Rhede von Muntok willkommen hießen, wo wir um 9 Uhr ankerten.

Als am 30. August auf eine helle Nacht, in welcher ein starker Landwind geweht hatte, ein gleich heitrer Morgen folgte, lagen wir südwärts von Muntok und erblickten den langen, waldigen Berg Manumbing nun in voller Klarheit im Norden. Dann dampften wir noch näher und legten der Stadt gerade gegenüber in Süd-Süd-West an. Außer dem Manumbing und den Vorbergen und Hügeln, die sich ihm auf beiden Seiten anreihen und die in einer Linie von Nord-Ost nach Süd-West zu liegen scheinen, ist alles Andere, was man von Bangka sieht, niedriges Land; es ist aber keine Ebene, viel weniger angeschwemmtes Land, sondern es erhebt sich in den mehrsten Gegenden schon von der Küste an oder in geringer Entfernung von dieser und steigt 50 — 100 Fuß steil empor, um sich dann in kleine Platten auszubreiten. Auf einer solchen Platte liegt die Benteng (Schanze), von welcher herab ein weißes Haus mit seinem rothen Dache, — wahrscheinlich die Commandantenwohnung — weit in die Ferne schimmert. Am Fuße dieses Festungsberges, zur Linken desselben, liegt die Stadt, dermaßen im Gebüsch von Fruchtbäumen versteckt, daß man nur einige dem Strande näher liegende Häuser und Hütten derselben gewahr wird; und auch diese sind noch mit Gebüsch umgeben und von Kokospalmen überragt. Nur zwei größere von ihnen sind weiß mit rothen Dächern (wahrscheinlich Packhäuser), die übrigen sind graue oder schmutzig-bräunliche Bambushütten der Eingebornen, die auf dem gelblich-falben Sande zerstreut stehen. Alles Andere ist waldig-grün.

Nachdem der Zweck unseres Anliegens auf Muntok erfüllt, nämlich die Postpackete abgegeben und ein für Palembang bestimmter Offizier an's Land gesetzt war, setzten wir alsbald die Cylinder unsrer Dampfmaschine wieder in Bewegung, schifften um die scharfbegränzte, spitze Landecke herum, welche in West-Nord-West von Bangka in's Meer ragt, und fuhren dann nach Norden weiter. Wir kamen so nahe an der Küste vorbei, daß wir Baumstämme, Felsen, Alles mit bloßen Augen, deutlich unterscheiden konnten. Es zieht sich von jener Spitze ein verflachter, weißlich-falber Strand nach Norden und eine Menge rauher, wie angefressener Klippen von schwärzlicher Farbe ragen, bald einzeln, bald zu ganzen Kämmen, aus diesem Sande hervor, mit dessen Farbe sie einen grellen Contrast bilden; sie vereinigen sich hier und da zu kleinen Wänden und Felspartien und verschwinden dann unter dem Grün von struppigen, nicht hohen Wäldern, die Alles, was vom Lande sichtbar ist, bedecken, und in denen man an ihrem pyramidalen, tannenartigen Wuchse viele Casuarinen bald einzeln, bald zu ganzen Gruppen gewahr wird. Aehnliche schwarze Klippen tauchen auch noch links aus dem Spiegel des Meeres auf.

Noch weiterhin nord- und nord-ostwärts von Muntok behielt die Küste von Bangka, so lange wir sie sehen konnten, diese Beschaffenheit und ging theilweise in Landschaften über, die weder ebene Flächen, noch mit eigentlichen Bergen besetzt waren, sondern die ein 30, 40—100 Fuß hohes, verflachtes Hügelland von felsiger, wenig fruchtbarer Oberfläche zu bilden schienen. Von Sumatra selbst war nichts zu sehen; der Manumbingberg, bucklig von Form wie ein gekrümmter Katzenrücken, trat, je mehr wir nach Norden vorrückten, immer weiter unter den Horizont zurück, und kam war die letzte Nordspitze Bangka's aus dem Gesicht verschwunden, als das anfangende stärkere Schwanken unseres Schiffes uns verkündete, daß wir uns auf freierem Meere, weiter von Landtheilen entfernt, befanden.

So heiter der Morgen gewesen war, so düster war die Wolkendecke, die den ganzen Tag lang alles Blau des Himmels vor unsern Blicken verbarg und die oft einen feinen Regen herabströmen ließ. Auch folgte eine eben so trübe Nacht auf den trüben Tag, während wir unter stetem, sehr starkem Schwanken des Schiffes unsern Cours nach Norden verfolgten. Das starke Schwanken des Schiffes bei gleichzeitiger Windstille scheint sich aus der Lage der See zu erklären, die wir durchschifften. Diese steht nämlich nach Nord-West hin offen bis weit in die chinesische See hinein, und die Wogen aus dieser See, in der es vielleicht stürmte oder gestürmt hatte, rollten, in Beziehung auf den Cours unseres Schiffes, in fast querer Richtung zu uns heran.

Ein gleich trüber regnigter Himmel wie gestern begleitete am 31. August unsre Fahrt auf der Ostseite der Insel Linga vorbei nach Bintang. Wir sahen kein Land vor 8½ Uhr, zu welcher Zeit uns zuerst die kleinen Inseln zu Gesicht kamen, welche dem Südende der größern Insel Bintang Rio vorgelagert sind. Die äußerste kleinere davon (Burean) und dieser zur Linken eine noch kleinere, sind bloße Bergscheitel, die aus dem Meere auftauchen. Sie sind, wie alle andern dieser Gruppe, mäßig hoch, ohne eigentliche Kegel zu bilden. Indem wir unsern Cours nach West zu Nord nahmen, nämlich zwischen der Insel Batang, deren Küste wir nicht sehen konnten, und Bintang, der letztern viel näher, hindurch, so blieben die Bintang'schen Vorinseln uns zur Rechten liegen.

Der Hauptinsel näher kommend, fuhren wir nach 1 Uhr zwischen der Insel Alligator und fünf kleinen Inselgipfeln hindurch, sahen uns bald darauf fast auf allen Seiten rundumher von hohen, platthügeligen Inseln umgeben, die nur mit einer struppigen, häufig unterbrochenen Waldung bedeckt waren, und durch deren Pflanzendecke überall eine röthliche Bodenart hindurchschimmerte, und warfen um 2 Uhr auf der Rhede von Bintang Rio, nämlich südwestwärts vom Fort und süd- zu westwärts von dem Berge von Bintang Anker. Dieser einzige hohe Berg der Insel blickte aus Nord zu Ost über die Mitte der Insel Pulu Patingit (Marsinsel der Seekarten) zu uns herüber, deren östlicher Strand mit den kahlen Hütten eines Dorfes bedeckt war.

Einige englische Meilen von uns in Nord-Ost, auf einem verflachten, niedrigen Bergwulste lag das Fort von Rio, das wir an seinem Flaggenstock und der weißen Farbe seiner Ringmauer erkannten. Der flache Berg, worauf es lag, war mehr bräunlich als grün und eben so kahl wie dieser; kaum hier

und da mit etwas struppiger Waldung bedeckt erschienen auch die andern Theile der Insel Rio links und rechts vom Fort, die sich als ein niedriges, nach Schätzung nur 2—300 Fuß hohes, nicht flaches, sondern in weiten Abständen welliges, sanft erhobenes und gesenktes, mageres Land darstellten. So weit man sehen konnte, war die Insel aus solchen lang hingezogenen, wenig gekrümmten Landwülsten zusammengesetzt, aus deren magerer Erddecke der nackte Grund an vielen Orten röthlich, selbst dunkelroth, hindurchschien, und wo man an der Küste Waldung sah, war diese mit Casuarinen vermengt, struppig. Am kahlsten, magersten sah die Patingit-Insel aus.

Nachdem ein angekommenes Boot das Postpacket für Rio von uns in Empfang genommen hatte, setzten wir um 2½ Uhr unsere Reise nach West zu Nord fort, ließen das Westende der Patingit-Insel zur Rechten liegen und erblickten neue flache oder nur niedrighügelige Inselküsten, die uns bald wieder auf allen Seiten umgaben. Manche waren so niedrig und flach, daß sie kaum aus dem Wasser hervorragten, z. B. Pulu Sori, Terkoli; — sie waren wenig mehr als Sandbänke, auf deren weißlichem Grunde sich sparsames Gebüsch mit einigen Casuarinen erhob. Das linke Ende der letztgenannten Insel lag uns nach 3 Uhr gegenüber in Nord-Ost, und in derselben Richtung erschien im Hintergrunde der Bintang-Bai die linke Ecke des Gipfels vom Bintang-Berge.

Der Waldreichthum der Küsten von Inseln, die wir nun sahen, nahm allmählig zu, je weiter wir nach Nord-West steuerten. Wir befanden uns um 4 Uhr dem Süd-Ostende einer neuen Insel gegenüber, aus deren Pflanzendecke zunächst über dem Meere hie und da auch noch ein rother Boden hindurchschimmerte, und sahen ringsherum fast überall nur Küsten mit hohem Wald.

Wir näherten uns nämlich dem Ausgange der Straße, welche von Süd nach Nord zwischen der westlichen oder links liegenden Insel Batang und der östlichen oder rechts liegenden Insel Bintang hindurch führt, und welche kaum drei geographische Minuten breit ist. Kleine Inseln liegen hier vor den Küsten der größern und vor den kleinen liegen noch kleinere, und alle zusammen mit ihren schmalen, oft nur flußähnlichen, geschlängelten und einander durchkreuzenden Durchgängen bilden ein so geheimnißvolles, kaum zu entwirrendes Labyrinth von Kanälen zwischen düstern und einander so sehr gleichenden, menschenleeren Waldküsten, daß die Eingebornen von andern benachbarten Inseln selbst, wenn sie durch diese Straßen schiffen oder rudern, Signale an den Ufern setzen oder an hohen Bäumen befestigen müssen, um sich nicht zu verirren und jede Insel wieder zu erkennen!

So fuhren wir zwischen den Waldinseln auf stiller See wie zwischen den beiderseitigen Ufern eines breiten Flusses dahin, und kamen besonders der Küste von Bintang, auf unsrer Ostseite, oft bis auf einen Gewehrschuß nahe, so daß wir alle Bäume zählen konnten, die sich einwärts von dem bräunlich-falben Strande erhoben. Casuarinen waren auch unter diesen nicht selten.

Erst gegen halb sechs Uhr wurde die Straße breiter, die seitlichen Küsten traten mehr und mehr zurück, und bald hatten wir in der Abenddämmerung weiter nach West-Nord-West dampfend, den Genuß, die Süd-Ostecke der malaiischen Halbinsel als ein mäßig hohes Land vor uns auftauchen zu

sehen. Wir hatten also die südlichste Spitze des großen asiatischen Continents vor uns und begrüßten den Anblick von Kap Romania.

Es war ein schöner, stiller Abend. Die See war so ruhig wie der Spiegel eines Binnensee's und die Luft war warm, doch eher angenehm als drückend. Die Natur um uns her zwischen diesen Wäldern war friedlich, sie dämmerte in menschenleerer Stille. Das Meer erweiterte sich allmählig wieder und wir fuhren im Halblichte dahin, das die Sterne und die Mondessichel aus dem klaren Azur des tropischen Himmels auf uns herabgoßen und das zwischen diesen Umgebungen doppelt zauberisch war.

Indem wir durch den narcotischen Reiz der Abendlandschaft unwiderstehlich hingerissen, nach den Sternen dort oben blickten und unser Schiff „Etna" nach West-Nord-West zu immer weiter dampfte, erschienen auch eine Menge Sterne tief am Horizont, — mehr und mehr solcher leuchtender Punkte tauchten vor uns auf, bald bildeten sie eine lange Reihe von Lichtern neben einander, dunkele Körper, wie der Rumpf großer Schiffe zeichneten sich in Umriß von ihnen ab, die Scene um uns belebte sich, Menschenfleiß mit seinen Werken fing an die waldigen und wässerigen Oeden zu ersetzen, und auf unserm Schiff erscholl das Commando »halve kracht«, »stop«, — laat vallen het anker!« Es war gerade 9 Uhr und wir hatten die Anker auf der Rhede vor der Stadt Singapur geworfen, deren Lage in einem Halbmond den Strand entlang nur jene lange Reihe von Lichtern bezeichnete.

Wir waren am 1. September schon früh munter an Bord und standen auf dem Verdeck, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Es war Neugierde, endlich selbst einmal die berühmte Stadt zu sehen, die sich seit 1819 in so kurzer Zeit zum Hauptstapelplatz des Handels zwischen Britisch-Indien und China erhoben hatte, welche uns so frühzeitig weckte.

Es dauerte nicht lange, — die Schöpfung von Sir St. Raffles lag vor uns in Nord-West, und die aufgehende Sonne warf ihre ersten Strahlen auf das zierlich-schöne Bild der Stadt, die in ihrer ganzen halbmondförmigen Ausdehnung nach uns ihre Front zukehrte. Wir sahen fast lauter zweistöckige Häuser, von denen einige weiß, andere gelblich angestrichen waren; hübsche Wohnhäuser mit Balconen oder Estraden, die auf Säulen ruhten, kleine zierliche Paläste, zwei Kirchen mit kleinen Thürmchen, Packhäuser mit Bogengängen dichtgedrängt, reihten sich an einander und bildeten eine lang hingedehnte Gruppe, die sich unmittelbar auf dem halbmondförmigen Strande zu erheben schien. Dazwischen blickte einiges, doch sparsames Grün von Frucht- und Zierbäumen hervor, und sanft gerundete Hügel erhoben sich im Hintergrunde, von denen viele ebenfalls mit Gebäuden bedeckt waren; dazu gehört namentlich der nächste gerundete Hügel nordwestwärts hinter der Stadt, die er beherrscht, Government hill genannt, weil er die Wohnung des Gouverneurs mit dem Telegraphen trägt.

Von den schattig-kühlen Fruchtbäumen java'scher Dörfer und den Tausenden von Kokospalmen, deren Wipfel dort aus den Gewölben der Laubbäume hervorragen, war hier Nichts zu sehen, die Pflanzennatur in und um Singapur war kahler, baumleerer; aber eben darum hatte der Ort ein viel mehr städtisches, europäisches Ansehen, als das fast überall in Fruchtbaumwaldungen versteckte Batavia.

Bald kamen eine Menge Kähne (tambangan's) zu uns herangerudert und umschwärmten unser Schiff mit wiederholten, laut ausgeschrieenen Anerbietungen, um die Passagiere und unsere Bagage an's Land zu bringen. Einige wurden von Malaien gerudert, andere, die kein Steuer hatten, von Chinesen, und in diesen saß jederzeit nur ein Ruderer, die mehrsten aber wurden von Kalingalesen und Bengalesen regiert, und diese waren es auch, die es an Zudringlichkeit allen Andern zuvorthaten. Sie kamen an Bord, warfen, ohne viel zu fragen, Stücke Bagage, deren sie habhaft werden konnten, in ihre Böte und waren dann, wenn sie glaubten, den Passagier in ihrer Gewalt zu haben, unverschämt genug, einen ganzen Dollar für die kurze Ueberfahrt zu fordern, die nur einige Minuten dauert, und nicht mehr als einen halben, höchstens einen Gulden kostet.

Ich blieb acht Tage (vom 1. bis 8. September) zu Singapur, nämlich in Erwartung des Dampfschiffes, das die Reise von China über Singapur bis Ceylon zu vollbringen bestimmt war. Es war der Landmail Steamer Braganza und wurde täglich erwartet. — Den 5. kam ein Dampfschiff, der Landmail von Ceylon an und brachte auch die für Niederländisch-Indien bestimmten, etwa in ein Dutzend Kisten gepackten Zeitungen und Briefe mit. Nachdem diese vom „Etna“ in Empfang genommen waren, fuhr dieser den 7. Sept. des Morgens früh wieder ab, um nach Batavia zurückzukehren, und ich sagte den Offizieren, den Herren de Jong und de Graaf, für die freundliche Bewirthung an Bord, ein dankbares Lebewohl. Erst den 8ten Sept. Vormittags kam die „Braganza“ von Canton an.

Wenn man als Fremder durch die Straßen von Singapur wandelt, so ist man verwundert, fast keine andern Farben zu erblicken, als das bleiche Gelb der Häuser, die zweistöckig und meistens eng an einander gebaut sind, und das tiefe Roth der Straßen, deren Staub auch an den gelblichen Wänden der Gebäude sichtbar wird. Nur hier und da wird das Auge erquickt von dem Grün lebender Hecken von Schlingpflanzen, die oft bis zur zweiten Etage der Häuser hinanreichen. Uebrigens hat Alles ein mehr europäisches, städtisches Ansehen, als in den Küstenplätzen von Java.

Am rechten Ufer des schlammigten Flusses von Singapur, süd- und südwestwärts von der Stadt, liegen außer den Packhäusern und den Bureaus der europäischen Kaufleute, hauptsächlich die eng aneinandergedrängten Wohnungen der Chinesen, chinesische Kampongs, die vielleicht den größten Theil der eigentlichen Stadt einnehmen, von denen aber viele ein sehr verfallenes Ansehn haben.

Eines Besuches werth sind außerdem der prächtig verzierte chinesische Tempel, der Tempel der Hindus und der Government-hill, von dessen flachgerundetem Scheitel man eine belohnende und schöne Aussicht über Rhede und Stadt und über die angrenzenden Gegenden des Innern der Insel genießt. Von den Ruinen auf der Nord-Westseite dieses Berges, die nach Crawfurd aus den Zeiten abstammen soll, in welchen der König Sri Iskander Shah (in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts) über Singapur regierte, sind wenig mehr als noch einige Terassen und Sandsteinblöcke zu sehen, ohne Inschriften und Sculptur.

So weit man vom Scheitel des Government-hill sehen kann, besteht das Innere der Insel aus bald mehr gerundeten, bald flacher ausgebreiteten

1½—3 Hundert Fuß hohen Hügeln, die sich einer an den andern reihen und dadurch ein wellenförmiges, labyrinthisch-unebenes Ganze bilden, das landeinwärts in größerer Entfernung von der Stadt auch waldiger wird, auf dessen näher gelegenen Anhöhen aber man noch eine Menge kleiner, oft zierlicher, europäischer Wohnungen, hier und da zerstreut, erblickt. Diese nähern Theile der Insel sind ziemlich kahl, weder mit Anpflanzungen, noch mit eigentlichen Wäldern bedeckt, sondern nur mit Graswuchs und vereinzeltem Gebüsch bekleidet. Wie bekannt, wird auf Singapur, so wie auf den benachbarten Inseln Bintang, Rio u. a., besonders der Gambirstrauch cultivirt, wovon das mit dem Siri- (Betel-) Blatt gekaute, bittere Gummiharz Gambir kommt, welches in Europa mehr noch unter dem Namen Terra japonica, Catechu bekannt ist; aber auch von diesem Culturgewächs habe ich in der Nähe der Stadt nichts gesehen.

Die Wege in und in der Nähe der Stadt sind gut und bestehen aus klein geschlagenem, fein und festgestampften Thoneisenstein, der bräunlich-roth und gepulvert fast roth aussieht. Das allgemein gebräuchliche Transportmittel sind Palankin's, die auf vier Rädern ruhen, von einem Pferd gezogen werden und einen Dollar täglich kosten. Der stets bengalische Fuhrmann „Zeis" sitzt auf keinem Wolkenthrone, wie Zeus, nicht einmal auf einem Bocke, denn einen solchen hat das Fuhrwerk nicht, sondern läuft neben her und hört nicht, wenn ihm der eingeschlossene Reisende zuruft, still zu halten. Er bringt seine Pflegebefohlenen daher, nolens volens, ohne Anhalten an die einmal angegebene letzte Bestimmung der Fahrt. Diese ringsum geschlossenen, viereckigen Kasten stehn weit hinter den eleganten, mit ledernen Niederschlägen versehenen und von zwei Pferden gezogenen Miethwagen Batavia's zurück, in denen man schneller und bequemer reist.

Von öffentlichen Vergnügungs- und Versammlungsorten Singapur's weiß ich nichts zu sagen, ich glaube auch nicht, daß es deren giebt, oder man müßte die Spielhäuser der Chinesen dahin rechnen, die Kegelbahn der deutschen Kaufleute, deren Zahl hier 13 beträgt, und die Regimentsmusik der Sipoy's, die sich jeden Freitag, des Abends von 5½ bis 7½ Uhr, auf dem offenen Platze zwischen dem Strande und dem London Hôtel hören läßt. Da sowohl der erste als der letzte Tag meines Aufenthaltes auf Singapur ein Freitag war (der 1ste und 8te Sept.), so hatte ich zwei Mal Gelegenheit diese Musik zu hören. Die Sipoy's mit ihren schwarzbraunen Gesichtern, ihrer weißen Kleidung und rothen Kragen, kommen um die bestimmte Zeit, schaaren sich im Kreis und spielen von einem deutschen Kapellmeister in Civilkleidung dirigirt, meistens alte beliebte Stücke, Märsche, Symphonien, die sie gut ausführen, wenigstens ungleich besser, als die Korps java'scher Musikanten, die man hie und da auf Java das Spielen europäischer Instrumente gelehrt hat.

Jener offene Platz ist auf Singapur der Ort, wo die gebildete Welt zusammenkommt, zu Fuß, zu Pferd oder in Palankin's, deren Pferd dann, so lange die Musik dauert, ausgespannt wird, wo Kaufleute und Freunde einander treffen und Bekanntschaften mit Fremden angeknüpft werden. Wenn nach Untergang der Sonne die Dunkelheit zu sehr zugenommen hat um die Noten sehen zu können, dann wird bei Laternenlicht gespielt, und es ist ein eigenthümlich angenehmes Schauspiel zu sehen, wie im

der erfrischenden Abendkühle, bei Sternenlicht oben, und Laternenschein unten, Menschen der verschiedensten Art durch einander wimmeln, wie Privatpersonen, Beamte, Offiziere, elegante Damen, Kaufmänner und Seeleute in buntem Gewühl den engen Kreis der Musici umfluthen oder sich in Gruppen rund um die Palankin's schaaren, und wie um diese europäische elegante Welt weiter außen noch Hunderte von Chinesen, Bengalesen, Arabern, Javanen und Malaien herumziehen, alle vergnügt und still genießend, während die harmonischen Klänge der Musik im weiten Concertsaale verhallen, den keine anderen Wände als Himmel und Meer umgränzen.

Nachdem ich meine Bagage schon am Morgen früh auf die „Braganza“ befördert hatte, befand ich mich am 9. September um die Mittagsstunde selbst an Bord dieses Dampfers und verließ Singapur mit der Ueberzeugung, daß es sowohl an Schönheit der Natur, als an Größe und Pracht der Menschenwerke eben so weit hinter Batavia zurücksteht, als es von letztgenannter Stadt an Regsamkeit menschlichen Verkehrs und Treibens übertroffen wird. Nur die häufige Ankunft von Dampfschiffen, seitdem die Landpost besteht und die Druckpresse mögen hiervon eine Ausnahme machen. Doch war der Eindruck, den das freundliche Städtchen in mir hinterließ, ein recht angenehmer.

Am Bord des Schiffes bekümmerte sich um mich eben so wenig Jemand, als dies in der Stadt Singapur oder im Hotel bei meiner Ankunft daselbst der Fall gewesen war; keinem Menschen fiel es ein, nach meinem Paß oder nach meinem Namen zu fragen, — diese Waare galt hier nicht, — ein Jeder war scheinbar vollkommen frei. Die Matrosen packten meine Kisten auf, ohne erst zu fragen: von wem — von wo — oder wohin? Sie warfen dieselben ohne Weiteres in den Schiffsraum, und erst als das Schiff schon in Bewegung und auf der Abreise begriffen war, wurden den Passagieren ihre Hütten (Cabins) angewiesen und ihnen die Quittungen für die zu Singapur im Landmail-office bezahlten Passagegelder abgefordert. Also Geld allein war hier ein gültiger Paß. Ein anderes Dampfschiff, dessen Verdeck vollgepfropft von Menschen war, kam eben an, fast in demselben Augenblicke, als wir die Rhede (es war um 2¼ Uhr) verließen. Die Kühle der See und der Luftzug, dem wir durch das schnelle Dahingleiten unseres Kieles durch die Wogen bloßgestellt waren, that uns wohl, denn die Sonne brannte warm und es war heiteres Wetter, eben solches, als an allen vorigen Tagen meines Aufenthaltes zu Singapur geherrscht hatte. Nur den 6. September von 4 Uhr des Morgens an hatte ein stürmischer West-Süd-Westwind geweht, welcher Regengestöber vor sich hertrieb, sich aber schon um die Mittagsstunde wieder legte.

Unser Cours ging von der Rhede von Singapur aus zuerst nach Süd-Süd-West. Wir fuhren ganz nahe an den kleinen, oft sehr kleinen Inseln vorbei, die im Süden von Singapur liegen, und kamen ihnen zuweilen so nahe, daß man sie mit einem Büchsenschuß hätte erreichen können; sie alle hatten eine hügelige Gestalt und waren mit vielen Bergschlipfen an den steilen Ufergehängen und hier und da mit einem hellern, gelblich-falben, sandigen Küstensaum versehen, auch waren alle, wenn auch nur dürftig bewaldet. Die Stadt im Norden und die Küste von Malakka hinter ihr in Nord-Ost, trat immer weiter zurück und verschwand vor unsern Augen hinter den vordern Inseln, sobald wir west-süd-westlich steuerten; nun lagen auch

links von uns ferne Ufer, auf der rechten Seite aber kamen in frappanter Nähe immer neue Inseln zum Vorschein, die alle aus niedrigen Hügeln, kleinen Bergzügen oder aus flach gewordenem Hügelland bestanden, während manche nur ein einziger Hügel waren.

Die kahlen Erdschlipfe an den steilern Ufergehängen zogen meine Aufmerksamkeit auf sich, sie schimmerten bräunlich hell durch die dürftige Vegetation, durch die Sträucher und struppigen Bäume, die auf dem Grasgrunde zerstreut standen. Abends dampften wir west-nord-westwärts und näherten uns immer mehr der Insel Kerman, die links vor uns lag und die viel gebirgiger und höher als andere war, die wir seit unserer Abreise von Java gesehen hatten; zur Rechten zog sich eine niedrige, flache Waldküste in unabsehbarer Länge hin, es war der Küstensaum der malaiischen Halbinsel, die unserm in die Ferne schweifenden Auge hier nur ein, zwar langgezogenes, aber doch isolirtes Gebirge vorüberführte.

Also unaufhörlich waren uns seit unserer Abreise von Batavia Inseln erschienen, größere, kleinere und kleinste, alle waren nur ein Wald, unbewohnt und ihrer Natur nach unbekannt; doch sind sie alle nur ein kleiner Theil des Indischen Archipels, und der Indische Archipel selbst ist nur ein kleiner Theil der Erde: wie groß ist nicht auf derselben das Feld der Entdeckungen! wie viele Jahrtausende werden noch vergehen, bis diese den Forschungen der Naturkundigen und Geographen nichts Unbekanntes mehr zu bieten hat!

Wir befanden uns am 10. September des Morgens früh der Küste von Malakka gegenüber, welcher auch wieder eine Menge kleiner und kleinste Inseln vorlagen, von denen keine flach, sondern die meisten mäßig hoch und einige selbst sehr hoch und steil waren; auf dem Festlande selbst erschienen zwei, zwar isolirte, aber nicht kegelförmige Gebirge, von denen das eine südliche um 6½ Uhr nord-nord-ostwärts, nämlich zur Rechten vor uns lag, während wir west-nord-westwärts dampften, das andere, weiter vorn gelegene aber im Nord-Westen. Ich schätzte ihre Höhe auf 6000 Fuß. Sie schienen durch ein flaches niedriges Land von einander getrennt zu sein, dem kleine isolirte Hügel sowohl, als ganze Hügelzüge ein unebenes, gebirgig-höckeriges Ansehen gaben, nicht unähnlich vielen Maulwurfshügeln, die man auf einer niedrigen Fläche umher zerstreut. Links, auf der Seite von Sumatra war kein Land sichtbar.

Um 7½ Uhr (unser Cours war Nord-West zu West) befanden wir uns gerade gegenüber jener weltberühmten Stadt, die um 1511 der portugiesische Seeheld Albuquerque eroberte, die 1½ Jahrhunderte später (1660) den siegreichen holländischen Waffen anheimfiel und die 1825 von den Niederländern an die Britten abgetreten wurde, ich meine die einst prächtige, üppige, große, nun aber unbedeutende und halbverlassene Malakka, die uns freilich unsichtbar war, die aber in der Richtung zwischen den genannten zwei Gebirgen und dem südlichen viel näher nordost zu nordwärts von uns, an der flachen Küste liegen mußte. Später wurden zwischen 8 und 10 Uhr, mehrere eigentliche Bergketten tief im Innern des Landes in wegschmelzender Bläue sichtbar. Um 9 Uhr kamen wir bei einer Landecke vorbei, die aus einem mäßig hohen Gebirgsrücken gebildet, weit zu uns in's Meer hinausragte, und dann, während wir immer weiter nach Nord-West dampften,

wurde die Küste, die stets mit Waldung bedeckt blieb, wieder niedrig und flach.

Um 3 Uhr Nachmittags war uns diese Waldküste ganz nahe und deutlich sichtbar, sie zeigte nur einen einzelnen, kegelförmigen Hügel, dem wir um 4 Uhr mit nord-west zu westlichem Cours quer gegenüber lagen, links und rechts aber von diesem Hügel war Alles flach. Gegen Abend waren wir einem vorspringenden Theile von ganz flachem, niedrigen Lande nahe gekommen, das von Zwischenräumen und eindringenden Meeresarmen durchbrochen war und das wir deßhalb zunächst aus Inseln zusammengesetzt wähnten, welche der eben so flachen Küste der malaiischen Halbinsel hier vorgelagert waren.

Am 11. September des Morgens früh erblickten wir links vor uns eine kleine Hochinsel mit steilen Ufern, rechts mehrere hohe Inseln und vorn nach der rechten Hand noch mehrere Gebirge und Gebirgszüge der Halbinsel selbst, die sich in duftiger Bläue verloren.

Seit unsrer Abreise aus dem Freihafen von Singapur war keine Stunde vergangen, in welcher wir nicht wenigstens ein Schiff gesehen hätten, ja einmal waren uns ein halbes Dutzend davon zugleich erschienen, alle mit schwellenden Segeln, die durch die Straße von Malakka fuhren, „durch diesen uralten Durchgang maritimer Civilisation“. Ich glaube, daß verhältnißmäßig manche Landstraßen in Europa weniger belebt sind von Fuhrwerken, als es dieses besuchte Fahrwasser von Britisch-Indien nach China von Schiffen ist.

So begegneten wir um 10 Uhr wieder einer Fregatte, die in gerade entgegengesetzter, in Beziehung auf uns querer Richtung steuerte, die nämlich nach West zu Süd segelte, während wir nach Nord zu West dampften; sie kreuzte also unsere Fahrt und brachte uns die große Geschwindigkeit, womit ein Dampfschiff sich bewegt, recht handgreiflich vor die Augen, so daß wir das Schiff nach einer Viertelstunde eben so weit fast noch auf demselben Flecke hinter uns sahen, als wir es zuerst vor uns erblickt hatten.

Auf der malaiischen Halbinsel nahmen wir rechts und vorn in blauer Ferne abgebrochene Gebirgsketten wahr, die einen ungleichen gezackten Saum hatten, und zwischen ihnen sahen wir Räume, in denen keine Berge lagen. Wir hatten den ganzen heutigen Tag mehr oder weniger einen nördlichen Cours beibehalten, und erblickten um 3 Uhr vor uns im Norden den ungleichen, mit Wolken bedeckten Saum einer hochgebirgigen Insel, die unsere Schiffsleute als Insel (Pulu) Penang begrüßten, und zu deren Seite sich auch die ebenfalls gebirgige Küste der malaiischen Halbinsel darstellte.

Wir rückten weiter nach Norden vor, die Inseln schwammen uns näher und näher, sie wurden deutlicher und tauchten immer höher aus dem Meere auf, wir zweifelten aber ihren Hafen heute noch zu erreichen; denn wir befanden uns erst einer südwestlichen Vorinsel von Pulu Penang gegenüber, als schon die Sonne gesunken war und der volle Mond nun an ihrer Statt den stillen Spiegel des Meeres beleuchtete, dessen Farbe schon seit 5 Uhr immer grünlicher, heller geworden war. Wir fuhren in der Richtung nach Norden so nahe an den Inseln, die zur Linken liegen blieben, vorbei, daß man ihre felsig-steil aus dem Ocean emporstrebenden Ufer mit einem Steinwurfe hätte erreichen können. Unser Blick haftete auf diesen sonderbar gestalteten Land- und Bergkörpern, die zwischen dem hellern Hintergrunde des

Himmels und dem spiegelnden Vordergrunde des Meeres, wie düstre Gespenster dalagen. Obgleich der Mond sein Zauberlicht in wunderbarer Klarheit auf sie herabgoß, so konnten wir doch nicht viel mehr als die schroffen Umrisse dieser Inseln erkennen, über deren wandartigen Felsgestaden, die etwas heller vom Mond beleuchtet waren, sich oben die ganz schwarze Kappe düsterer Waldungen hinzog.

So dampften wir langsam dahin, wir fuhren an einem weiten Zwischenraume zwischen zwei Inseln und darauf an einem langgedehnten Gebirgslande, die beide zur Linken liegen blieben, vorbei, ließen aber, weil unsere Offiziere die natürlichen Signale der Ufer nicht mehr zu erkennen vermochten, um 7 Uhr die Anker fallen. Ein paar Kanonenschüsse, die wir thaten, verhallten unbeantwortet auf der Wasserfläche.

Da lagen wir nun einsam, ohne die geringste Bewegung, in einer wenigstens uns Passagieren unbekannten Bucht des Oceans. Der Mondschein war so hell wie der Tag, die See war spiegelglatt, und eben so wenig wie sich ein Lüftchen in der Atmosphäre regte, eben so wenig rührte sich ein Wassertropfen in dem wie erstarrten Meere. Wir glaubten ringsum oder doch auf mehreren Seiten von Bergesufern umgeben zu sein, setzten daher eine Schaluppe aus, die in weiten Kreislinien um das Schiff herumfuhr, um die Tiefe zu sondiren, und das sanfte Dahingleiten dieser Schaluppe war die einzige Bewegung, — die einzige Spur von Leben, die weit umher im Wasser- und Luftraume zu entdecken war.

Obgleich das Meer wegen seiner geringern Tiefe an sich selbst schon grünlich und hell gefärbt war und außerdem noch der hellste Mondschein von seinem Spiegel zurückgestrahlt wurde, so leuchtete das Wasser doch bei jedem Ruderschlage und verbreitete ein höchst eigenthümliches, grünschimmerndes Licht. Aber alles war todtstill um uns her, wie ausgestorben, und wir hätten glauben können, uns auf einem unbewohnten, fernen Planeten zu befinden; weder an nahen, noch an fernen Küsten war ein Lichtchen sichtbar, kein Vogel schrie, kein Laut eines andern Thieres war vernehmbar; — dort vor uns lag das dunkle starre Land, ein lang hingezogener Rücken, hier der Silberspiegel des Meeres, und oben stand der goldne Mond am tiefen, schweigsamen Himmel.

Die ganze Natur schlief und war bedeckt mit einem Schleier von so friedsamer, so schöner und so erhabener Ruhe, daß ich mit Worten eben so wenig im Stande bin den Zauber, den sie athmete, auszudrücken, als Einer, welcher der Noten unkundig ist, den harmonischen Klang einer schönen Musik zu beschreiben vermag.

Nach einigen Stunden angestellter Untersuchungen war es dem Führer unseres Schiffes gelungen, sich zu orientiren; wir lagen noch zwölf oder dreizehn englische Meilen südwärts von dem Orte unserer nächsten Bestimmung entfernt, setzten uns zwischen 9 und 10 Uhr wieder in Bewegung und warfen noch vor Mitternacht unsre Anker auf der Rhede der Hauptstadt von Pulu Penang.

Weil die Matrosen gleich vom Augenblick unsrer Ankunft an auf der Rhede beschäftigt waren, einen neuen Vorrath von Steinkohlen einzunehmen, die in schon bereit liegenden Prauen von Penang angebracht wurden, so war das Schiff die ganze Nacht hindurch so voll Lärm und voll Thätigkeit, daß

die Erscheinung jenes einschläfernden Magnetiseurs, der kein Geräusch liebt, bis spät in den Morgen von unserm Lager abgehalten wurde.

Die Sonne war daher schon längst aufgegangen, als ich am 12. Sept. erwachte und neugierig auf das Verdeck eilte. Die Ueberraschung war größer als ich geahnt. Da lachte mir unerwartet der allerfreundlichste Anblick eines schönen Städtchens entgegen, das westwärts vom Schiff in frappanter Nähe vor mir lag. Buschiges Grün um- und überschattete seine Gebäude und der bunte Farbenschmelz von der Sonne hellerleuchteter Häuser malte sich in schroffem Contraste ab auf dem dunklen Hintergrunde des Waldgebirges, das zu einer imposanten Höhe emporstieg. Es war seit meiner Abreise von Java das erste Mal wieder, daß ich eine gebirgig-großartige und zugleich schöne Natur in der Nähe erblickte.

Der unterste Streifen des Landes war ein kahler Sandstrand von heller, bräunlich-grauer Farbe, dieser erhob sich zu einer etwa 10 Fuß hohen Fläche, auf welcher man rechts das Fort und links die hellfarbigen Gebäude der Stadt erblickte, die sich ungleich bebuschter, grüner, von viel zahlreichern Fruchtbäumen und Gruppen von Kokospalmen beschattet, als die von Singapur, darstellten.

Und jenseits der Stadt sah man gegen das steile Gehänge der Gebirgskette an, die Penang von Süd nach Nord durchzieht und die fast den ganzen Körper der Insel bildet. Da wir die schmale Zwischenfläche nicht sehen konnten, so schien es, als erhöbe sie sich unmittelbar hinter der Stadt. Ihre waldig-düstre Front stellte sich den Blicken in ihrer ganzen Ausdehnung dar, und man konnte deutlich die Schlangenlinien von zwei Wegen unterscheiden, die an ihr hinführten. Der nördlicher liegende dieser Wege endete etwa in der halben Höhe der Wand an einem kleinen Gebäude, das den Gipfel eines Vorberges oder einer vorspringenden Rippe bedeckte, und das, an seiner weißen Farbe auf dem dunklen Waldesteppich deutlich erkennbar, wie ein kleines Schloß von seiner Höhe herabschaute; der zweite Weg schlängelte sich in der Richtung hinter der Stadt hinan und konnte mit den Augen verfolgt werden bis dicht unter den höchsten Saum des Gebirges, wo man auf einem Vorsprunge ein Häuschen erblickte. Ueber diesem Häuschen sah man auf dem höchsten Saume, der Firste der Kette selbst, zwischen noch mehreren Gebäuden den Telegraph und die Stange mit der britischen Flagge, welche hier 2000 Fuß hoch und weit hinaus in's Meer nach Ost und West sichtbar, in den Lüften flatterte.

Von dieser Höhe herab, die von allen Seiten frei und nirgends von einer andern beherrscht ist, muß die Aussicht über das Gebirge, die Stadt und die ganze Insel hinweg, bis weit in die malaiische Halbinsel hinein oder in die Malakkastraße hinaus, großartig sein.

Aber auch von unten, wo wir waren, hinauf gesehen, gewähren diese luftig-hohen Menschensitze einen romantischen, schönen Anblick. Obgleich ich den obersten Kamm der Bergkette von Pulu Penang, die nur einfach ist, mehrmals mit Wolken umhüllt sah, so konnte ich seine Höhe doch nicht für mehr als 2000 Par. Fuß halten, weil auf dem höchsten Punkte neben den Gebäuden noch Kokospalmen wuchsen, die man von der Rhede aus eben so deutlich zu erkennen vermochte, wie die einzelnen Wölbungen der Waldbäume auf der Firste und darum weil es bekannt ist, daß sich rund um die

Gipfel von Bergen, welche isolirt im Meere liegen und mit Waldung bedeckt sind, schon in geringerer Höhe Niederschläge und Wolken bilden. Die große Steilheit des Gehänges aber, bei großer Schmalheit der Küstenfläche, — der bedeutende Gesichtswinkel, unter dem sich der Kamm des Gebirges darstellt — ist die Ursache, daß man den Bergsaum für höher und entfernter hält.

Außer einigen hellgrünen, wahrscheinlich bebauten Flecken, durch die der bräunliche Boden hindurchschimmerte, nämlich da, wo die Waldung gefällt war, — außer noch einigen andern, bräunlich-hellen Streifen, die man in den Klüften, Bachrinnen, besonders des nördlichen Theils der Kette bemerkte, und die wahrscheinlich von stattgehabten Bergschlipfen verursacht waren, wie außer dem langen, schmalen Strahle eines Wasserfalles oder Gießbaches in derselben Gegend, war das dunkle Waldgrün der Hauptkette nirgends unterbrochen.

So war die Aussicht, die sich uns von unserem Schiffe aus auf der Westseite darbot. Wir lagen der Insel am nächsten und zählten noch zwanzig größere und etwa eben so viele kleinere Schiffe, die weiter ostwärts auf der Rhede zerstreut lagen.

Auf dieser Ostseite erblickten wir die niedrige flache Küste der malaiischen Halbinsel, nämlich des Staates Queda, dessen König einen kleinen, etwa zwölf Stunden langen und ein paar Stunden breiten Saum der Küstenfläche, nämlich den Theil derselben, welcher der Insel Penang gegenüber liegt, an die Britten abgetreten hat. Obgleich viel weiter von uns entfernt als Penang, lag diese Küste doch nahe genug, um auf dem hellgefärbten, wahrscheinlich sandigen Strande die Casuarinen deutlich von andern Bäumen unterscheiden zu können, namentlich von den Kokospalmen, welche wie in regelmäßigen Reihen gepflanzt erschienen und, ganze Wälder bildend, sich unabsehbar lang am Strande hinzogen.

So weit unser Blick die Küste entlang reichte, war das Land flach und niedrig, wahrscheinlich alluvial, und erst in einer Entfernung von der Küste, die wir auf 10 — 20 englische Meilen schätzten, waren Hügelzüge sichtbar, hinter denen sich, noch weiter im Innern, etwa 20 — 30 englische Meilen entfernt, größere Bergketten erhoben. Auch einige hohe isolirte Berge, die übrigens nicht kegelförmig und also wahrscheinlich auch keine Vulkane waren, stellten sich unsern Blicken dar, ein näherer in Osten und ein fernerer mehr nordwärts, die bis in die Wolken reichten.

Nach eingezogenen Berichten soll dieser, den Britten unterworfene Küstenstrich, der Penang zunächst gegenüberliegt und der auch wohl Wellesleyland genannt wird, besonders gut bebaut und fruchtbar sein und außer Kokospalmen und andern Fruchtbäumen besonders viel Pfeffer produciren; wir konnten jedoch der Entfernung wegen keine bewohnten Plätze, keine Hütten an seinem Gestade erkennen.

So viel ich von Penang gesehen oder durch Andere vernommen habe, ist die Fläche, deren östliches, an die See gränzendes Ende Stadt und Fort trägt, die einzige Ebene auf der ganzen Insel. Sie besitzt von der Stadt an nach Westen bis zum Fuße der Berge ihre größte Breite von etwa zwei englischen Meilen, nimmt aber im Norden und im Süden der Stadt sehr schnell an Breite ab. Sie hat nämlich fast die Form einer halben Scheibe, deren größte Rundung nach Osten in's Meer vorspringt, deren Basis aber

dem Fuße der Bergkette angeheftet ist, so daß sich dieser Fuß in den übrigen Gegenden der Insel nordwärts und südwärts von dieser vorgelagerten Fläche unmittelbar und ohne Küstensaum aus dem Meere erhebt. Wie der Kamm der Kette, so streckt sich auch der Fuß, die Küste der Insel, im Allgemeinen von Süd nach Nord. Die Fläche scheint vorzüglich aus einem hellen, bräunlich-grauen Sandgrunde zu bestehen, und erhebt sich von der Stadt, wo ihre Höhe 10 Fuß betragen mag, sehr allmählig und unmerklich nach dem Fuße der Berge.

Die Stadt ist bedeutend kleiner als Singapur, hat aber viel Aehnlichkeit mit dieser. In dem größten Theile derselben, besonders in dem, in welchem die Inländer wohnen, sind die Häuser eben so eng an einander gebaut, reihenförmig, und bilden eben solche gerade Straßen, die sich kreuzen, wie in Singapur.

Viele von den Häusern, und diese scheinen die ältern, zuerst erbauten zu sein, in denen jetzt die ärmeren Menschen wohnen, haben eine offene Vorhalle zwischen viereckigen Säulen von Stein, welche den vordern, vorspringenden Theil des oberen Stockes tragen. Auf den Säulen ruhen nämlich quere Balken und auf diesen Balken ruht das Mauerwerk des oberen Stockes, gerade so wie es in einem großen Theile vom chinesischen Kampong in Singapur der Fall ist. Und eben so wie dort sind auch hier zu Penang viele von diesen Querbalken in der Mitte schon sehr gesenkt, den Einsturz drohend, ja man sieht, eben so wie in Singapur, ganze Straßen, welche diese Krümmungen haben und doch noch bewohnt sind.

Die Wege in und in den Umgebungen der Stadt sind gut, hart und eben, nämlich mit Meeressand (Korallensand) belegt, der eine bräunlich-hellgraue Farbe hat. Der schönste Theil der Stadt aber ist der, welcher von der Küste am weitesten absteht und die Wohnungen der wohlhabendern Europäer enthält. Diese Wohnungen nämlich liegen mehr vereinzelt und zwischen Gebüsch zerstreut, und viele davon sind eine Zierde der kleinen umgrünten Plätze, in deren Mitte sie sich erheben. Auch einige kleine Kirchen zeichnen sich auf solchen Plätzen aus. Die Zahl der Fruchtbäume, die sich zwischen diesen Wohnungen oder Villen emporwölben, ist viel größer, das Ganze ist viel belaubter, schattiger als zu Singapur, und das schöne Grün der Bäume, das von dem hellen Sandboden lebhaft absticht, gibt den Häuschen oder kleinen Palästen, die darin zerstreut liegen, ein viel wohnlicheres, lieblicheres, einladenderes Ansehen, als dort. Auch bemerkt man besonders an Wegen und Plätzen viele Casuarinen unter den Bäumen.

Die kleinen Tempel der Chinesen, Bengalesen und andern indischen Nationen, nebst den zierlichen Moscheen der Malaien und Araber, in denen Mohamed für den einzig wahren Propheten gilt, sieht man hier in nachbarlicher Eintracht zusammenstehen mit den Kirchen des Kreuzes.

Nachdem ich die Stadt genugsam durchkreuzt und im, beiläufig gesagt, sehr kleinen, kneipenartigen Hotel eine Tasse schlechten Kaffee getrunken hatte, der aber, weil es am Lande war, mir und andern besser schmeckte, als der gute Kaffee bei uns an Bord, warf ich mich wieder in die Arme des Zeis vom Palankin, der mich zum Hafenkopfe, und des Kee's (Chinesen) vom Kahne, der mich an Bord brachte, wo ich eben noch zur rechten Zeit ankam, um die Spazierfahrt nach Europa mitzumachen.

Wir verließen die Rhede präcis um 10 Uhr den 12. September Vormittags, gerade in dem Augenblicke, als ein Regenschauer vor der Bergkette von Penang vorbeizog, während ringsum der heiterste Sonnenschein glänzte, und fuhren nord- zu westwärts zwischen Pulu Penang und der Küste von Queda, natürlich der erstern viel näher, dahin. Eine Viertelstunde später veränderten wir unsern Cours nach Nord-Nord-West und erblickten nun von der Nordseite her den flachen Theil der Insel, den wir nun seiner Breite nach sahen, und der sich von hier aus nur wie ein einziger Wald von Kokospalmen ausnahm, der von der Küste an bis dicht an den Fuß des Gebirges reichte.

Als wir in dem grünlichen, untiefen Wasser der Malakkastraße noch weiter nach Norden gekommen waren, sahen wir die von vielen Kokospalmen beschatteten Hütten eines Dorfes auf dem Strande stehen, welcher sich schnell und steil zum Gebirge erhob. Die Wälder, welche dieses bedecken, waren über dem Dorfe beträchtliche Strecken weit gelichtet und mit Bäumen, vielleicht Muskatbäumen oder Pfefferstauden, in regelmäßigen Reihen bepflanzt, und in diesen gelichteten Gegenden des Gebirges war es, wo wir eine Menge von Felsblöcken zu erkennen vermochten, die, von zum Theil kolossaler Größe, am Gehänge herum zerstreut lagen und die in einer weißlichen oder hellgrauen Farbe schimmerten. Auf der malaiischen Halbinsel sahen wir ferne Gebirgsketten, die bis in die Wolken reichten; ja diese Ketten, die später scheinbar zu isolirten Bergen wurden, waren, wenn auch nur schwach und tief am Horizonte, auch des Abends um 6 Uhr noch sichtbar, als wir uns schon in der Entfernung von beinahe einem Längegrade von der Mitte von Penang und gewiß von 1¾ Graden von den Bergen der Halbinsel selbst befanden. Ihre Höhe muß hiernach sehr bedeutend sein und wenigstens 9000 Fuß betragen. Das vor ihnen liegende Küstenland Queda's aber schien eine Breite von 30—40 englischen Meilen zu haben und flach oder doch nur niedrig zu sein.

Es war zwischen 12 und 1 Uhr, als wir um das Nordende von Penang herumbogen und nun mit westlichem Cours in das immer dunkler werdende Meer hineindampften. In demselben Maaße, in welchem wir uns von ihr entfernten, tauchte die Betelnuß-Insel tiefer unter den Horizont, ihr Ufersaum war schon um 1½ Uhr nicht mehr sichtbar, ihre Bergkette wurde niedriger, konnte aber deßhalb in ihrer Gesammtausdehnung desto deutlicher übersehen werden.

Diese westliche, oceanische Seite der Insel Pulu Penang, die der Stadt mit ihrem Hafen entgegengesetzt ist, stellt sich schon den bloßen Augen weit steiler als die östliche, die Landseite dar, sie steigt fast ohne Strand unmittelbar aus dem Meere und ist, nach eingezogenen Berichten, vom Meere aus unzugänglich, ohne Ankerplatz und fast ganz unbewohnt.

Sie wurde immer blasser und blasser, sank immer tiefer unter den Horizont, und um 6 Uhr des Abends, als die Mondesscheibe schon 20° hoch am östlichen Himmel stand, war sie nur noch mit guten Augen an dem Saume des Meeres wie ein schwaches Wölkchen zu erkennen.

Wir fuhren die ganze Nacht bei hellem Mondschein nach West zu Nord durch eine spiegelglatte See, in welcher unser Schiff wohl eine engl. Meile weit eine schnurgerade Fahrt zurückließ, wie eine Straße oder Eisenbahn,

die perspectivisch kleiner wurde. In der Mitte war die Bahn erhaben, aber glatt, zu beiden Seiten der Mitte war ein hoher, von den großen Wellen der Räder gehobener und bewegter Rand; dann kam an der äußern Seite dieser Wellenlinien ein breiterer, von ganz kleinen, spitzen und dicht an einander gedrängten Wellen bewegter Streifen, und endlich zu den Seiten dieses letzteren lag die todtstille, gleichsam polirte Oberfläche des Meeres.

Als uns nun wieder der Ocean umfluthete und auf allen Seiten nur noch eine einförmige Wasserfläche lag, auf deren Spiegel das Auge vergebens nach einiger Abwechselung suchte, da erwachte das freundliche und doch so großartige Bild von Pulu-Penang, so wie wir es von der Rhede aus gesehen hatten, mit erneuerter Lebendigkeit in unsrer Phantasie. Der langhingezogene Gebirgsrücken, der sich steil erhebt und dessen ungleich hoher Saum bis in die Wolken reicht, die hellfarbigen, meistens weiß übertünchten Gebäude der Stadt, hinter denen das waldige Berggehänge wie ein dunkelgrüner Teppich ausgespannt ist, die Wege, die in Zickzacklinien an der steilen Böschung hinanführen, die weißen Gemäuer, welche vom Gipfel eines Vorgebirges wie ein altes Schloß herabschauen, die Signal- und Flaggenstange nebst den Gebäuden, welche aus der düstren Waldung des h o c h o b e r s t e n Rückens jäh auf die Rhede herabblicken und auf die Schiffe, die so nahe an ihrem Fuße ankern: — dies waren die Hauptzüge, welche unserer Erinnerung noch lange eingeprägt blieben.

Am 13. Sept. war unser Cours bei heitrem Wetter und spiegelglatter See erst West zu Nord und später West-Nord-West. Wir fuhren also in der Richtung nach der Nord-West-Spitze von Sumatra und erblickten zuerst gegen Abend zu unserer Linken, nämlich im Süden, eine Bergkette auf der Insel Sumatra, und zwar diejenige, worin der sogenannte Elephantenberg liegt, die aber so blaß war, daß man sie kaum zu erkennen vermochte.

Wir hatten uns bis dahin auf unserer Fahrt durch die Straße von Malakka des heitersten Wetters erfreut, nur am 10ten war es trübe gewesen und öfters feiner Regen gefallen, doch war es windstill geblieben; am Abend des heutigen Tages, den 13. Sept., aber trat ein stürmischer West-Süd-West-Wind mit Regen ein, der die ganze Nacht anhielt und unserer Fahrt also fast gerade entgegengesetzt war. Das Wetter änderte sich also zur Zeit, als wir der Insel Sumatra näher kamen.

Erst am Morgen des 14. Sept. — unser Cours war West, gegen den Wind — konnten wir zu unsrer Linken die Bergketten auf Sumatra deutlich sehen, obgleich sie sich nur in blasser Ferne darstellten und der Küstensaum unter dem Horizonte blieb. Besonders ein Berg, den wir des Morgens um 6 ½ Uhr im Süden sahen, zeichnete sich durch seine Kegelform aus; es war der sogenannte Goldberg, der zwischen Pedir und Atjin liegt. Weiter westwärts von diesem erschien noch ein andrer hoher Berg, der drei halb in den Wolken verborgene Gipfel hatte und mit dem vorigen durch ein mäßig hohes Zwischenland verbunden war, und noch weiter nach Westen zu erhob sich eine lange, aber sehr ungleich hohe Kette, die viel näher als jene beiden Berge lag, also auch deutlicher und dunkler war, und deren höhere Punkte ebenfalls in die Wolken reichten.

Dies war Alles, was uns von Sumatra (Atjin) sichtbar wurde, und es war zugleich das l e t z t e Land des Indischen Archipels, das wir erblickten.

Als die Berge mehr und mehr dahin schwanden in blasse Ferne, erwachte lebhaft in mir die Erinnerung an die Batta-Länder, die dort hinter jenen Bergen liegen und in denen ich zwei der kräftigsten Jahre meines Lebens zugebracht hatte, unter Menschen, die zwar in gewissen Fällen nach ihrem Gesetz Cannibalen, aber sonst gut und treu sind. Ich dachte an die schönen romantischen Thäler und Berge von Angkola, an das Plateau von Tobah, auf dem man, mitten unter dem Aequator, in einer Luft so kühl wie in Europa lebt, an die Fichtenwälder von Tobah und Hurung, durch die der Wind dort säuselt, ich dachte an den Hochgenuß einer freien Existenz in schöner, erhabener, reicher Natur, ich dachte an die Abenteuer und wechselnden Schicksale, die ich dort unter dem guten Volke erlebt hatte, und die Berge verschwanden, für mich vielleicht für immer, sie tauchten unter in's Meer, und das Schiff fuhr dahin, um mich in andre Länder und unter andre Völker zu bringen, bei denen man wenigstens der Gefahr aufgegessen zu werden, nicht ausgesetzt sein wird.

---

2. Eine militairische Expedition nach Pegu.

Gegen Ende November 1824 war der schwere bis dahin unaufhörliche Regen, welcher dem Südwest-Monsun folgt und der seit sechs Monaten die weiten Ebenen von Pegu überschwemmt hatte, vorüber; der Monsun hatte sich einem Kinde gleich „ruhig ausgetobt" und die Natur erhob noch einmal wieder ihr Haupt und trocknete sich nach einem langen Regenbade. Diese angenehme Wiedergeburt, wenn man so sagen darf, war den Thieren nicht weniger wie den Pflanzen willkommen, und als nun die Feuchtigkeit, in der wir so gut wie ganz und gar verschwemmt gewesen waren, nach und nach verdunstete, entließen auch unsere bis dahin überfüllten Hospitäler manchen braven Genesenen wieder, den jene liebliche Wetterveränderung von Krankheit und Tod befreite. Es war wirklich ein allgemeines Wiederbelebungsfest und wir fingen jetzt an unsere Lenden zu gürten und uns für ein ausgedehnteres Feld unserer Thätigkeit vorzubereiten, indem wir nicht zweifelten, daß der Beginn des Monsuns das Signal zum Aufbruch des Heers sein würde, um der Hauptstadt näher zu rücken.

Um diese Zeit gingen viele unbestimmte Gerüchte im Lager über ein Anrücken der Birmanischen Armee unter dem berühmten Bundulah, der uns einen Schlag bei Ramu versetzt hatte; aber sie verstummten bald wieder. Daß ein verzweifelter Versuch gemacht werden würde, uns los zu werden, war uns so gut wie gewiß; aber die Quellen, aus denen wir unsere Nachrichten schöpften, waren so karg und so wenig zuverlässig, daß man nicht bestimmt erfahren konnte, wann und woher der Streich erfolgen werde. Auch waren wir schon so lange und so oft durch falsche Berichte bei Tage getäuscht und durch falsche Alarmsignale bei Nacht gequält worden, daß die Aussicht, mit einem Birmanischen Heer einmal ehrlich auf offenem Felde zu kämpfen, den Meisten von uns sehr fern zu liegen, wenn nicht ganz und gar ein Traum zu sein schien. Deßungeachtet ward doch unsererseits keine Mühe versäumt, uns auf ein solches Zusammentreffen zu rüsten, indem wir unsere

Position befestigten. Deshalb wurden Bäume gefällt, Gebüsch ausgerodet, um eine ungehinderte Verbindung zwischen den verschiedenen Posten zu haben und auf den höchsten Punkten Batterien für Kanonen und Mörser aufgeführt. Diese Arbeiten erforderten große Anstrengungen, wir waren ganz allein auf unsere eigenen Kräfte angewiesen.

Unterdessen hieß es an einem Tage, wir würden auf der Stelle vorwärts marschiren, und als am andern die zuverlässige Nachricht vom Anrücken des Feindes einlief, wurden am 25. Nov. 300 Mann vom ersten Madras-Regiment und ebensoviele Sepoys vom 28. Madras-Eingebornen-Infanterie mit zwei Sechspfündern und einer Haubitze unter dem Befehl des Brigadiers Mallet vom 89. Regiment beordert, sich für den folgenden Morgen zur Einschiffung mit Proviant auf vierzehn Tage bereit zu halten. Capitain Chads ward mit der Führung der Schiffe beauftragt, welche, wie wir bald merkten, uns nach Pegu, der alten Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, bringen sollten, von der es hieß, sie sei stark vom Feinde verpallisadirt.

Die alte Hauptstadt Pegu liegt an dem linken Ufer des Flusses, der ebenso benannt wird, ungefähr 80 englische Meilen von Ranguhn in nordöstlicher Richtung entfernt. Symens veranschlagt die Entfernung auf 90 engl. Meilen, und so mag es richtig sein, denn der Fluß hat zahlreiche Windungen; aber in gerader Linie sind die beiden Städte gewiß nicht weiter als 60 englische Meilen von einander gelegen. Vor kaum einem Jahrhundert blühte Pegu oder, wie die Eingebornen es nennen, Bagu als die Hauptstadt eines großen mächtigen Königreiches. Im Jahre 1752 wurden nach wiederholten Streitigkeiten über die Oberherrschaft zwischen den Peguern und den Birmanen die letzteren von den ersteren besiegt, nachdem die Hauptstadt von Birma, Ava, gefallen und ihr König Dwipdi, der letzte einer langen Herrscherreihe, gefangen weggeführt worden war. Ihre Erfolge verdankten die Peguer indeß besonders dem Beistande Europäischer Handelsleute, welche sie mit Feuerwaffen versahen und in anderer Hinsicht ihre Sache nachdrücklich unterstützten. Es muß eine glorreiche Zeit für Pegu gewesen sein, als sie so über die stolzen Birmanen herrschte; aber ihr Triumph war nur von kurzer Dauer. Ihr König, Beinga Della, hatte nicht lange auf seinen Lorbeeren geruht und nicht sobald seine allgemeine Proclamation erlassen, welche in Ausdrücken des übermüthigsten Siegesrausches abgefaßt war, in Bezug darauf, daß Birma als eroberte Provinz dem Königreich Pegu einverleibt sei und Pegu in Zukunft die Hauptstadt des gesammten Reiches sein werde — so daß Ava vollständig in Schatten trat — als jener außerordentliche Mann Alompra auftrat, ein Indo-Chinesischer Napoleon, der alles über den Haufen warf.

Er war von niedriger Herkunft und hatte in einem der unteren Kreise gelebt. Aber Vaterlandsliebe oder Ehrgeiz, wahrscheinlich beides zusammen, beseelte ihn durch und durch, und er besaß die Kühnheit, einen Plan zu entwerfen und die Geschicklichkeit ihn auszuführen, um sein Vaterland von dem verhaßten Joche, dem es unterworfen war, zu befreien. Seine Mittel waren sehr unbedeutend, denn als er eine offene Empörung anfing, hatte er nur hundert Anhänger. Seine That ist eine sehr verzweifelte und des Andenkens werth. Nach einer Reihe glänzender Erfolge, der Wirkungen seines ausgezeichneten Muthes und seiner Tüchtigkeit, befreite Alompra nicht nur sein Vaterland von einem fremden Joche und machte sich selbst zum Beherrscher,

sondern er belagerte und eroberte im Jahre 1757 sogar Pegu selbst, welches der rücksichtslosesten Plünderung preisgegeben wurde. Die Geschichte erzählt uns, daß die Einwohner theils verjagt, theils in Gefangenschaft geführt wurden und jedes Haus dem Erdboden gleich gemacht ward. Seitdem hat Pegu bis auf den heutigen Tag niemals seine Unabhängigkeit wieder erlangt, sondern einen integrirenden Theil des Birmanischen Reichs gebildet. Die Stadt Pegu blieb bis zum Jahre 1790 ein Trümmerhaufen. Damals ertheilte der regierende König von Ava aus einem politischen Beweggrunde und mit der Absicht, die Peguer unter seine Botmäßigkeit zu bringen, Befehl, die Stadt wieder aufzubauen, und gewährte Ansiedlern und den Nachkommen der früheren Einwohner jegliche Erleichterung, um diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Dieses neue Pegu war das Ziel unserer kleinen Expedition, und obgleich wir nicht vermutheten eine prächtige Stadt vorzufinden, so erwarteten wir doch eine, welche ein anständiges Aussehen hatte.

Es war am Nachmittage des 26. Novembers, als unser Korps eingeschifft wurde. Nachdem wir Monkey-Point (so genannt, weil es ein Lieblingsaufenthalt dieses lustigen Völkchens ist, welches hier ohne Scheu bis an's Ufer herabkommt, um von jedem vorüberfahrenden Boote seinen Zoll zu erheben) vorübergekommen waren, gelangten wir, als die Ebbe beinahe zu Ende war, an die Stelle, wo die Flüsse Ranguhn und Pegu zusammenströmen, etwa 3 engl. Meilen unterhalb der Stadt, und ankerten hier, bis die nächste Fluth uns gestattete, den letztgenannten Fluß hinaufzuschiffen. Ich befand mich bei dieser Gelegenheit in einem Boot mit flachem Boden, welches in der Mitte mit einem Dach versehen war. Dieser Raum war den Soldaten überlassen, während die Offiziere, vier an der Zahl, das Vordertheil des Bootes, welches allein ein Verdeck hatte, in Besitz genommen hatten. Wir waren eine zahlreiche Gesellschaft, im Ganzen 75 Mann, eine gute Fracht für ein offenes Boot. Die Unbequemlichkeit und das Elend der ersten Nacht überstieg auch alle Begriffe. Die Soldaten schliefen buchstäblich einer auf dem andern, wie Baumwollenballen aufgestapelt, und die Offiziere gönnten sich abwechselnd ein Schläfchen, da für uns nicht Platz genug war, um uns zugleich niederzulegen. Es war schon Nacht, als die Flottille, welche von einigen Kanonenbooten begleitet wurde, an der erwähnten Stelle Anker warf und die Fluthzeit abwartete, während das Wasser noch ablief. Unser Boot gerieth, wie ich erinnere, auf kurze Zeit in eine bedenkliche Lage, denn kaum hatten wir unsern Anker ausgeworfen, als wir mit dem Strom so schnell als möglich hinuntertrieben, und ehe wir das Boot zum Stillstand bringen konnten, waren wir schon weit von der übrigen Flotte entfernt. Wegen der Nähe des Ufers, das der Feind besetzt hatte und wegen unserer isolirten Lage, fingen wir an recht besorgt zu werden. Endlich faßte zu unserer großen Freude der Anker Grund, und wir begaben uns ohne Argwohn zur Ruhe. Wir hatten nämlich nur den gewöhnlichen hölzernen Anker, dessen sich die Eingebornen bedienen, der nur einen einzigen Zahn hat, daher nur hält, wenn dieser glücklicher Weise in geeigneter Lage hinuntersinkt. Man wird sich wundern über die Erwähnung eines hölzernen Ankers, aber Reisende sehen mancherlei Fremdartiges, und dergleichen trifft man gewöhnlich im Osten an. Das Holz ist übrigens sehr derb und deshalb schwer, ich glaube, man nennt es Eisenholz. Kurz, unser Anker war ein einfacher mächtiger hölzerner

Haken, der sehr wenig geeignet war, ein Boot wie das unsrige mit fünfundsiebenzig Mann zu halten.

Sobald die Fluth wiederkehrte, segelten wir weiter, kamen der alten Festung Syriam vorbei, wo ein paar Schüsse auf uns abgefeuert wurden zum Beweise, daß das Fort sich bereits wieder in den Händen der Feinde befand. Obgleich in dichte Finsterniß gehüllt, blieb die Flottille doch beisammen und legte ihren Weg den Fluß hinauf mit Hülfe des Fluthstroms und der Ruder oder Schaufeln (denn es befanden sich mehrere Canoes unter uns) zurück, und nachdem wir eine sehr unbehagliche Nacht zugebracht hatten, beschien am Morgen die Sonne glänzend die Scene und fand uns bereits auf raschem Kurs. Eine Flottille von fünfzig Booten, mit rothgekleideten Soldaten angefüllt, war ein schöner prächtiger Anblick, als die Tropensonne ihre hellen Strahlen darüber ergoß; und als wir unsere einfache Toilette machten, indem wir uns im Freien kämmten, bürsteten und wuschen vorn auf dem Schiffe, konnten wir mit den Freunden in den benachbarten Booten Grüße wechseln. Der Thau, welcher zu dieser Zeit in Birma fällt, ist sehr reichlich und sättigt alles während der Nacht mit Feuchtigkeit gleich einem starken Regen. Solchen Thau kennt man anderswo vielleicht nicht. Dem war ich nun gewöhnlich mit allen Kameraden jede Nacht ausgesetzt, wie am Tage den sengenden Sonnenstrahlen; wir waren während einer ganzen Woche auf diesem Zuge ohne allen Schatten. Ich schlief damals mit einer wollenen Nachtmütze, welche jeden Morgen so naß war, daß man regelmäßig das Wasser ausringen mußte. Dergleichen Strapatzen wurden, wie man denken kann, von allen als der Gesundheit höchst nachtheilig angesehen, und wenn es möglich wäre die Leiden eines Einzelnen bis zu ihrer Quelle nachzuforschen, so bin ich überzeugt, daß der Same der Krankheit und vielleicht des Todes in manchem männlichen Herzen während dieser gefährlichen Fahrt auf dem Peguflusse ausgestreut worden ist. Unsere Diät überdies war ohne alles Beispiel, denn während dieses unseres Zuges hatte meine Gesellschaft buchstäblich nichts zu essen außer einem halbgekochten Schinken und etwas Reis, und dies war unser Frühstück, unsere Mittags- und Abendmahlzeit, ohne den geringsten Bissen Brod. Freilich Schinken ist nicht zu verachten als Zugabe zu anderer Speise, aber wenn man gezwungen ist, sich drei Mal am Tage daran zu sättigen, so wendet sich der überladene Magen beinahe mit Widerwillen davon ab, während unaufhörlicher Durst, den diese Speise bewirkt, das Uebel vermehrt. Damals machten wir unsern Thee (denn den führt man immer mit sich) dadurch, daß wir ihn in einer Saucenpfanne kochten, welche das einzige passende Gefäß war, was wir noch zur Bereitung des Aufgusses hatten. Wir tranken ihn wie die Chinesen ohne Milch und Zucker und aus zinnernen Krügen, denn mit diesen waren die Meisten von uns bekanntlich versehen, da sie sich im Allgemeinen sehr nützlich bewiesen. So dienten sie zum Beispiel am Morgen bei unserer Toilette beim Reinigen der Zähne; war dies geschehen, so prangten sie auf dem Frühstückstische (wenn ein solcher zufällig da war), wo sie die Stelle einer Thee- oder Kaffeetasse vertraten; beim Mittagsessen war der zinnerne Krug unvermeidlich, entweder, um eine Pint Hodgson's Ale aufzunehmen, oder in Ermanglung dieses Luxus, um Branntwein und Wasser daraus zu trinken; kurz, diese Krüge waren unsere beständigen und im höchsten Grade nützlichen Begleiter.

An dem folgenden Morgen, nachdem wir Ranguhn verlassen hatten, fand uns die aufgehende Sonne auf unserer Wasserfahrt munter vorwärts schiffend. Der Fluß war noch von beträchtlicher Breite, und das Land zu beiden Seiten obgleich flach, war mit Grün bedeckt und gewährte einen sehr angenehmen Anblick, während zur Rechten die blaue Ferne durch die hohen Zinken des Gebirges Martaban begrenzt war. Die Bevölkerung ist in diesen Gegenden sehr arm und selten sah man menschliche Wohnungen. Wir waren deshalb sehr überrascht, als wir uns, indem wir einen hervorspringenden Punkt umschifften, plötzlich nahe bei der Stadt Dezat befanden, wenn man eine Gruppe von Bambuszellen so nennen darf. Augenscheinlich entstand dort eine große Bestürzung, sobald man unserer ansichtig wurde, und wir konnten wahrnehmen, wie die erschreckten Bewohner landeinwärts flohen, während andere in ihre Canoes stürzten und den Strom hinauf fortruderten. Da es aber nur unsere Absicht war, Nachrichten über Pegu einzuziehen, welches das Ziel unseres Zuges war, so ließen wir sie unbelästigt und schifften vorüber. Deßungeachtet war der Auftritt erfrischend und unterhaltend, insbesondere neu, nachdem wir so lange in unseren Schranken in Ranguhn eingezwängt gewesen waren.

Dezat vorüber verliert der Fluß bedeutend an Breite, und das Land, das bis hieher ziemlich offen ist und theilweise angebaut, wird wieder eine undurchdringliche Wildniß von riesenhaftem Riedgras, welches oft hoch genug ist, um einem Elephanten Schutz zu gewähren, und von niedrig verschlungenem Gebüsch, das bis an den Rand des Wassers reicht, über die steilen schlammigen Ufer herabhängt und den zahllosen Alligatoren, welche diese Gegenden bewohnen, einen angenehmen Schutz bietet. Bei niedrigem Wasser konnten wir oft diese Thiere auf dem Schlamm ausgestreckt liegen sehen, gleich ungeheuren Holzblöcken oder Baumstämmen, während wir sie zu anderen Zeiten im Flusse schwimmend antrafen. Es sind furchtbare Thiere, oft über zwanzig Fuß lang. Etwas von dieser Stelle entfernt, stieß mein Boot auf das Gerippe eines Königstigers, welches, bei näherer Untersuchung eine oder zwei seiner Tatzen verloren hatte; wahrscheinlich waren sie abgeschnitten, um sich des Preises zu versichern, der gewöhnlich in jenen östlichen Gegenden für die Tödtung dieser gefährlichen Raubthiere bezahlt wird.

Im Laufe dieses Tages erreichten wir das kleine Dorf Obo am östlichen Ufer des Flusses, wo wir vor Anker gingen. Die Einwohner flohen, wie gewöhnlich bei unserer Annäherung, einen unglücklichen Mann ausgenommen, den wir hinter einem Haufen Bambusrohr niedergekauert und buchstäblich vom Schrecken gelähmt fanden. Es war übrigens ein nicht sehr einladender Ort, der so sehr in hohem Grase und Gebüsch verhüllt lag, daß es nicht möglich war, das Innere des Landes zu überschauen. Da wir Niemand fanden, der uns etwas verkaufte, so waren wir genöthigt, uns selbst die armseligen Vorräthe zu verschaffen, wie sie dort zu haben waren, Geflügel, Pisang und Paddi, die vornehmsten Erzeugnisse eines Birmanischen Landgutes.

Am folgenden Morgen ging unsere Fahrt langsam von Statten, da die Fluth beinahe ihre Kraft verloren hatte und die Windungen des Flusses nicht aufhörten, während sich derselbe der Breite eines englischen Stromes näherte. Als wir unserem Ziele nahe kamen, ward die Landschaft offener, ausgedehnte

Ebenen erstreckten sich soweit das Auge reichte, auf denen Büffelheerden weideten. Auch gewahrte man die Anzeichen eines ehemaligen Wohlstandes, zertrümmerte Pagoden und die Ueberreste früheren Anbaues wahrscheinlich aus den ruhmvollen Tagen von Pegu, „wo mancher Garten freundlich sich dehnte und noch manche Gartenblume wild wuchs.“ Der berühmte Tempel Schumadu, welcher noch 30 Fuß höher ist als Schudagon, war schon lange in der Ferne sichtbar, indem er alles überragte, und ein herrlicher Anblick war dies, ein Zeichen dauernder und einsamer Größe mitten in der Pflanzenwildniß, da man noch keine Wohnungen gewahrte. Bei jeder Biegung des Flusses trafen wir nun unvermuthet verlassene Häuser, unter deren Schutz freilich, als wir vorüberfuhren, einige Schüsse auf uns gefeuert wurden. Ein wenig weiter stellte sich die Flottille unterhalb des linken Ufers in Schlachtordnung auf, einer kleinen vereinzeltstehenden Häuserreihe gegenüber, deren ärmliches Aussehen unsere Erwartungen betrübender Weise täuschte. Aber wir getrösteten uns damit, daß Schumadu in der Ferne uns die Aussicht auf eine goldene Erndte verberge.

Ich werde niemals der Schnelligkeit vergessen, mit welcher bei dieser Gelegenheit unser kleines Heer von 600 Bayonetten und drei Geschützen gelandet und in Schlachtordnung, bereit zum Angreifen, aufgestellt wurde. Es geschah wie durch Zauberschlag und war ein deutlicher Beweis von dem bewundernswerthen Eifer, welcher Alle beseelte, wenn es dem Feinde entgegen ging. Wenige Minuten reichten hin und Alles war fertig. Was uns am meisten in Erstaunen setzte, war die Leichtigkeit, mit welcher die schwere Artillerie an's Land geschafft wurde. In paralleler Linie mit den regulären Truppen hatte der stets eifrige Hr. L. seine Ruderburschen als Hülfskorps aufgestellt, die mit allerlei Waffen versehen einen buntscheckigen Haufen bildeten. Obgleich wir nun so für einen ordentlichen Kampf gerüstet waren, ließ sich doch kein Feind sehen, und die Stadt oder das Dorf, welches das Ufer einfaßte, war gänzlich verödet. Die große Pagode zeigte sich reichlich eine engl. Meile weit zu unserer Rechten, und obgleich eine hohe Bambushecke alles Uebrige unserm Anblicke entzog, so erwarteten wir doch noch ein blühende Stadt und vielleicht eine oder zwei Verschanzungen ringsum zu finden.

Eine Rekognoscirungspatrouille, bestehend aus den Grenadieren des Europäischen Regiments zu dem ich gehörte, ward nun in der Richtung der Pagode ausgeschickt, der Brigade-Commandeur und sein Stab begleiteten sie. Nachdem wir eine kurze Strecke in der Richtung der erwähnten Hecke marschirt waren, standen wir an einer Landstraße, welche ein gleichmäßig, etwa 70 bis 80 Ellen breites Wasser kreuzte. Wir entdeckten bald, es sei ein Graben an den hohen Ueberresten eines alten Gemäuers, das jetzt mit Strauchwerk und Gebüsch bedeckt war, und welches sich in gerader Linie nach rechts und links ausdehnte, gewiß die Ruinen der starken, mächtigen Festung des alten Pegu, die sehr berühmt ist in der Geschichte des Ostens. Wir gingen durch ein ehemaliges Thor und bewunderten die Höhe und die Festigkeit der Mauern zu beiden Seiten, die Frucht einer fast unglaublichen Arbeit. Der Raum im Innern war flach, theilweise bebaut, obgleich er ehemals mit menschlichen Wohnungen bedeckt gewesen sein mochte: Hic seges est, ubi Troja fuit! Größtentheils aber war die weite, anderthalb Meilen im Quadrat große Fläche eine Wildniß und viele, besonders die sumpfigen

Stellen waren ein gutes Jagdrevier für Schnepfen und wildes Geflügel, wie ich später selbst erfuhr. Die Pagode Schumada lag in dem nordöstlichen Winkel dieser Ebene, an deren Rande wir ein großes ärmlich aussehendes Dorf bemerkten, während hie und da die bequeme Wohnung eines Punghi aus einer Gruppe schattiger Bäume hervorschimmerte. Bald erreichten wir dies Dorf und fanden uns abermals getäuscht, denn jedes Haus stand leer, nirgends war ein lebendiges Wesen zu sehen, mit Ausnahme der Hühner und Paria-Hunde, die allein in dem Orte hausten. Ein einziger bejahrter Mann, der durch seine Gebrechlichkeit an diese Stelle gefesselt war, benachrichtigte uns, daß vor zwei Tagen ein Boot von Ranguhn gekommen sei, um den Feind von unserer Annäherung in Kenntniß zu setzen, und da man nicht in der Lage gewesen, mit einiger Aussicht auf Erfolg Widerstand zu leisten, hätten die Truppen ihr Lager abgebrochen und nach ihrer Gewohnheit die Bevölkerung vor sich hergetrieben. Hier also hatten alle unsere Träume von Ruhm und Prisengeldern ein Ende. — — —

Wir folgten den Fußstapfen, die nach der großen Pagode führten, aber Alles war still und öde gleich einer Stadt des Todes, wiewohl überall die Spuren einer geschäftigen Bevölkerung, welche zu ungelegener Zeit bei ihren gewöhnlichen Arbeiten gestört worden, sichtbar waren. — An der Pagode und ihren Nebengebäuden gab es viel zu bewundern, und als wir sie ein wenig erstiegen, was ihre Bauart uns leicht machte, wurden wir durch eine weite malerische Rundschau in die Gegend umher belohnt, durch welche sich im Süden der Pegufluß gleich einem feinen silbernen Streifen hindurchwand. Die Beschaffenheit der Gegend war ganz anders, als die um Ranguhn, welches fast ganz in Schilfgebüsch eingehüllt war. Hier aber erblickten wir einen flachen, üppigen Landstrich, der fast an allen Seiten offen und mit Reihen von Gebüschen und Baumgruppen durchzogen war, in deren Mitte hie und da die vergoldete hübsche Spitze einer Pagode schimmerte.

Schumadu, jetzt wegen des armseligen und wüsten Zustandes von Pegu, zerstört und vernachlässigt, war ehemals unter allen Tempeln in Ava der heiligste, und die Eingebornen sagen, er sei über zweitausend Jahre alt. Er war früher eben so reich vergoldet als die Pagode Schudagon, welche er noch an Größe und Eleganz der Bauart übertrifft. Aber die Witterung und lange Vernachlässigung haben alle Spuren der Vergoldung vertilgt, und zur Zeit unserer Anwesenheit war seine Farbe beinahe schwarz. Alles umher bezeugte den Verfall, der ungeheure Tempel jedoch, so fest wie eine Pyramide, war noch vom nagenden Zahne der Zeit unberührt geblieben, und während Alles in sehr vernachlässigtem Stande sich befand, gab es hier doch noch eine recht gute Wohnung für die Priester und Andere, welche die religiösen Ceremonien in Betreff des Gebäudes zu besorgen hatten. Während mein Korps hier lagerte, ergötzte ich mich oft mit Ballspiel auf der Plattform der Pagode, und wiederholt habe ich dort Wache gestanden und bin durch das Spiel der kleinen Glocken an der Spitze in Schlummer eingelullt worden.

Während unseres kurzen Verweilens hatten wir nur Muße einen raschen Ueberblick über diese sehr interessante Gegend zu nehmen, und über die Ruinen ihrer früheren Größe, wie wir sie schon in den verfallenen Wällen der alten Festung wahrgenommen hatten. Diese war beinahe ein Viereck, jede Seite maß ungefähr anderthalb engl. Meilen und wurde durch gleich weit

entfernte viereckige Bastionen flankirt, von welchen nur noch wenig Trümmer vorhanden waren, und welche, ich weiß nicht recht mehr, ob eins oder zwei Thore gehabt haben. Symens vermuthet, die Wälle seien ursprünglich dreißig Fuß hoch und vierzig Fuß am Grunde breit gewesen. Im Allgemeinen muß man in Rücksicht auf den großen Umfang und die außerordentliche Arbeit, welche darauf verwendet worden ist, sagen, daß für einen europäischen Ingenieur, der es wenigstens zur Hälfte ist, die Festung Pegu ein sehr überraschendes Werk ist. Aber wie sie ein Denkmal menschlicher Geschicklichkeit und Ausdauer ist, so ist sie es nicht weniger der Nichtigkeit und Ohnmacht aller irdischen Größe.

Am Tage nach unserer Ankunft nahm ich meine Flinte, um im Röhricht Schnepfen und anderes Geflügel zu schießen. Die beste Gegend dafür war der alte Festungsgraben, welcher, zumeist mit den Trümmern der Mauern angefüllt, sehr seicht war und in der nassen Jahreszeit einem Sumpfe glich, der natürlich den Schnepfen zum Lieblingsaufenthalt diente. Einige Andere mit mir besuchten auf unsern Streifereien an diesem Tage die sehr anziehende Umgebung der Pagode. Dort lag eine Priesterwohnung, welche angenehm kühl gelegen und bequem eingerichtet war, denn sie ward vor der Sonne von hohen schattigen Mango-Bäumen geschützt. Gleich allen übrigen Wohnungen schien sie erst kürzlich verlassen zu sein; aber die Menge von Büchern, welche zerstreut umher lagen, bewies, daß sie ein Sitz des Studiums und Nachdenkens sei, wozu sie auch ihrer Abgeschiedenheit und Stille wegen besonders geeignet schien. Wer hier irgend etwas zerstört hätte, würde einen Tempelraub begangen haben. Wir zogen uns deshalb wieder zurück, nachdem wir die Gesundheit der gelehrten abwesenden Besitzer mit einem Becher des lieblichsten, reinsten und kühlsten Wassers, was wir, wie wir damals meinten, je gekostet, getrunken hatten. Das Wasser stand wie gewöhnlich in dem äußeren Zimmer, welches eine Art von Vorgemach war, in einem großen irdenen Pegu-Kruge und wir tranken es aus einem Becher, der aus der Hälfte einer Kokusnuß gemacht und mit einem Handgriff versehen war. Ein solches Gefäß pflegt immer bei diesen Krügen zur Hand zu sein.

Am 30. November, dem Tage nach unserer Ankunft, schifften wir, da uns nichts aufhielt, uns wieder ein und gingen nach Ranguhn unter Segel, nachdem wir eine brittische Flagge auf einer Anhöhe neben der Pagode und eine weiße Flagge (in Wirklichkeit war es, wie ich meine, ein Tischtuch) am Landungsplatze aufgezogen hatten. Die erstere war das Zeichen der Eroberung, die letztere das des Friedens; jene sollte den feindlichen Birmanen unsern Trotz beweisen, diese den gutgesinnten Bewohnern von Pegu Frieden und Schutz unsererseits anbieten. Als wir den Fluß hinunterschifften, was reißend schnell vor sich ging, brach die Cholera unter uns aus; aber wir waren noch nicht lange genug im Zuge, als daß sie arge Verwüstungen unter uns hätte anrichten sollen. Am Abend des nächsten Tages warfen wir fast Dezat gegenüber Anker, etwa 30 engl. Meilen von Ranguhn. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft dieses Tages, denn Vieles machte einen tiefen Eindruck auf mich. Das Wetter war herrlich, die Luft kühl und stille, und als wir den Strom hinabfuhren, ohne daß wir eine Hand dazu gebrauchten, fing unser Musikcorps zu spielen an und erheiterte uns durch einige Lieblingsstücke des Regiments. — — —

Sehr früh am 2. Dez., also am folgenden Morgen, machten wir uns wieder auf und fuhren rasch mit der Fluth den Fluß hinab. Der Tag brach gerade an, aber wir waren alle schon munter und emsig beschäftigt Toilette zu machen und zu putzen, da wir einer Landung entgegensahen. Kurz darauf ward unsere Aufmerksamkeit durch wiederholtes Geräusch erregt, welches dem Donner von Geschützen glich, in der Richtung von Ranguhn. Als es nicht länger zweifelhaft blieb, daß es Kanonendonner sei, da wir uns rasch dem Orte näherten, von wo das Rollen zu uns herüberdrang, freuten sich Viele, daß unsere Artillerie einmal in die Lage gekommen sei, von ihren Geschützen Gebrauch zu machen. Doch hatten auch Einige unter uns der Gerüchte nicht vergessen, denen zufolge ein Angriff des furchtbaren Bundulah bevorstehe, wie es schon lange geheißen hatte, und wir, denn ich selbst war Einer von diesen, hielten uns überzeugt, daß die ferne Kanonade ein deutlicher Beweis sei von der endlich erfolgten Ankunft des Feindes. Doch bald mußte der Ort erreicht sein, und wir waren Alle voll Beklemmung.

Zur rechten Zeit näherten wir uns Ranguhn, was noch durch eine plötzliche Biegung des Peguflusses vor uns versteckt lag, noch ehe dieser sich mit dem größeren Strome vereinigt, und näher, deutlicher, erschütternder als zuvor vernahmen wir das dumpfe anhaltende Krachen des Geschützes, welches bisweilen von dem Knattern des Gewehrfeuers unterbrochen wurde. Was uns aber jetzt allen Zweifel darüber benahm, daß unsere Stellung angegriffen sei, war das Platzen von Bomben in der Luft in der Richtung, wo die große Pagode lag, wovon wir gelegentlich einen Theil zu unserer Rechten wahrnehmen konnten. Als jetzt die Flottille das vorspringende Ufer umschifft hatte und in den Hauptstrom einlief, lag eine weite und prächtige Landschaft vor uns.

Die Stadt Ranguhn erstreckte sich das Flußgestade entlang, so weit das Auge reichte, und in einer Entfernung von etwa zwei und einer halben engl. Meile landeinwärts erhebt Schudagon mitten aus dem Grün der Bäume ihre vergoldete Spitze in die durchsichtige blaue Luft. Dort und auf dem wellenförmigen benachbarten Terrain sahen wir die leichten Rauchwolken, welche den Kanonen- und Gewehrschüssen folgten, sich langsam in die Lüfte erheben. Der Stadt gegenüber lag eine große Anzahl von Kriegs- und Transportschiffen vor Anker. Wir bemerkten sogleich, daß die letzteren der Stadt näher als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, Anker geworfen hatten, wovon die Ursache, wie wir wahrnahmen, die wiederholten Kanonenschüsse waren, die von der Dalla-Seite des Flusses herüberkamen, welche uns zugleich überzeugten, daß diese vom Feinde besetzt sei. So waren wir denn endlich mitten drinnen und „Krieg, schrecklicher Krieg“ war fortan wieder die Losung des Tages.

Voll Kampfbegierde legten wir alsbald an dem Königs-Kai an, wo Kapitain H., der General-Adjutant der Madras-Division unserer wartete. Wir erhielten Befehl, sogleich an's Land zu steigen, und erfuhren von ihm in wenigen Worten, daß unsere Position vom Feinde seit dem Morgen des vorigen Tages, des 1. Dez., völlig genommen worden, daß die Unsrigen hätten Dalla aufgeben müssen, daß unsere Besatzung verjagt, und daß der wichtige Vorposten Kimmendine, der ein wenig weiter den Fluß hinauf lag, gleichfalls von einem starken Korps eng belagert sei. Andererseits hatten un-

sere Truppen zwei kräftige und erfolgreiche Ausfälle auf die Verschanzungen der Feinde an der Front der Pagode gemacht, wobei die Feinde einen Verlust von 6 bis 700 Todten, wir dagegen nur einen verhältnißmäßig geringen Verlust hatten. Deßungeachtet waren doch Viele gefallen ... Der eine dieser Ausfälle hatte erst am Morgen unserer Ankunft stattgefunden und das dabei vorgekommene Feuer war es, welches unsere Aufmerksamkeit erregt hatte.

In einer so verhängnißvollen Lage, wo es so viel zu thun gab, hatte man der Ankunft unseres Detachements von Pegu mit Sehnsucht entgegengesehen, und kaum hatten wir auf dem festen Boden unter unseren Füßen uns aufgestellt, als auch schon mein Korps Befehl erhielt, auf eine bezeichnete Stelle im Centrum der bengalischen Truppen einzurücken, welche auf dem rechten Flügel standen und eine ziemlich gute, wenn auch ferne Aussicht über die Bewegungen des Feindes hatten. Nichts hätte indessen weniger angenehm für uns sein können, als diese Stellung, denn es gab hier nur zwei Häuser, zum Schutz für uns Alle, Offiziere und Soldaten, und wir mußten im eiligsten Schritt hieher marschiren, mitten durch die behaglich aussehenden Linien des Korps, dem wir vorläufig beigegeben worden waren. Wir mußten unsere schwere Bagage selbst fortschaffen und wurden durch die Kranken und Verwundeten aufgehalten, ohne daß es uns gestattet ward, unsere Brodbeutel wieder zu füllen oder ein bescheidenes Mahl zu halten, nachdem wir es doch eine ganze Woche lang in offnen Böten hatten anrichten müssen. Ich erinnere mich indessen, daß Einige von uns, indem sie auf unserem Durchmarsch in aller Eile die Glieder verließen, den Frühstückstisch eines kameradschaftlichen Offiziers, der auf der Krankenliste stand, und der während unserer Abwesenheit die Genüsse des Garnisonlebens reichlich gekostet hatte, plünderten, wobei eine sehr erquickende Tasse Thee und ein wohlschmeckendes Stück Brod auf meinen Antheil kam. Dieser Luxus war damals gerade in Ranguhn von einigen unternehmenden Chinesen eingeführt worden, wenn ich mich dessen recht entsinne, und wir waren diesen für viele Nahrungsmittel und Annehmlichkeiten, welche durch sie uns in Ueberfluß zu Theil wurden, zum besten Dank verpflichtet. Mehrere tausend Chinesen hatten sich in kurzem in der Stadt niedergelassen, sie waren größtentheils von Penang. Diese brachten in ihren Dschunken Ferkel, Geflügel, Gemüse, Thee und Zucker in Ueberfluß mit. Die, welche Schweinefleisch verkauften, trieben einen besonders einträglichen Handel, denn es war immer starke Nachfrage nach Schweinsrippen und Würsten, und diese Leute häuften ohne Zweifel bedeutende Summen an, da sie durch Fleiß und Unternehmungsgeist in ihren Geschäften sehr pünktlich waren, denn, soweit es den Handel betrifft, sind die Chinesen allen Andern überlegen. Unser Regiment erreichte bald den Posten innerhalb der Linie, der für dasselbe bestimmt war, wo es für's Erste zu bleiben beordert wurde.

---

3. Ranguhn.

Selten sind Truppen mehr geplagt worden, als die unsrigen in Ara, und nicht die geringste Unannehmlichkeit waren die falschen Alarmsignale, denen sie in der ersten Zeit des Feldzugs wiederholt ausgesetzt waren. Kaum

verging eine Nacht, wo wir nicht aus dem Schlafe aufgeschreckt wurden durch heftiges Feuern, bald hier, bald dort, gewöhnlich in der Richtung des Flusses, obgleich es sich nicht selten ereignete, daß ein Rekrut der erst seit kurzem vom Exerzierplatz gekommen war und nun auf einem Vorposten Schildwache stand, einen vorüberstreifenden Stier oder vielleicht nur einen Schatten für einen Birmanen ansah, während der Knall seines Gewehrs dann oft auf der ganzen Linie von allen Schildwachen beantwortet wurde.

Man wird sich erinnern, daß Donner, Blitz und Regen in den Tropengegenden und in Indien vornämlich während des Südwest-Monsuns ganz andere Naturerscheinungen sind, als in unsern Breiten. Einer, dessen Ohr an das dumpfe ferne Rollen des Donners im nördlichen Europa gewöhnt ist, kann sich keine Vorstellung von seinem Getöse und seiner Mächtigkeit im Oriente machen. Auch ist der Blitz verhältnißmäßig furchtbar und andauernd, während der Regen nicht in Tropfen, sondern als wenn er aus Eimern ausgeschüttet würde, herabstürzt.

Eines Nachts wüthete der Monsun aus allen Kräften und die tobenden Elemente bildeten ein wahres Chaos über den Häuptern der Brittischen Truppen zu Ranguhn, welche trotz des Lärms sicher, wenn auch nicht fest, schliefen. Ich hatte mit zwei Kameraden, welche Offiziere waren, ein sehr bescheidenes Quartier, ehemals die Wohnung einiger Punghis (Priester) in Besitz genommen, und obgleich das eintönige Tropfen des Regens, der durch das jämmerliche Dach auf den Fußboden in verschiedenen Richtungen herabfloß, uns die sehr vernehmbare Ueberzeugung gewährte, daß unser Quartier nicht nach den Grundsätzen der Wasserdichtigkeit gebaut war, so konnten wir doch, so lange wir den Tropfen auszuweichen vermochten, bequem schlummern oder doch mit einiger Gleichgültigkeit dem Toben der Elemente draußen zuhören. Mitternacht war vorüber, als wir zuerst aus unserem Schlaf durch das Knattern eines Gewehrfeuers in der Richtung der großen Pagode aufgestört wurden. Diese Musik wurde bald durch einen weniger häufigen, aber weit lauteren Kanonendonner unterbrochen, welcher wie eine Art Baß, das feinere Knallen der Musketen begleitete. Letzteres war nichts Neues und verhallte für uns gewissermaßen ungehört. Aber dem Knall der Kanonen horchten wir mit aufmerksamem Ohr, da ihr eherner Mund selten ohne guten Grund zu tönen pflegte. Auf diesen Donner folgte rasch der Klang der Hörner, welche Generalmarsch bliesen, und der Trommeln, die in der tiefen Nacht uns von unserer Streu, wie mit einem Zauberschlage aufschreckten, als wenn die ganze Macht des Feindes anrückte. Wir waren sogleich auf den Beinen, obwohl wegen der pechschwarzen Finsterniß, welche wir uns zum Theil durch angezündete Fackeln zu vertreiben bemühten, eine grenzenlose Verwirrung herrschte. Mitten unter dem Getöse des Donners, des Blitzes und des Regens, dem Lärm der Kanonen, des Gewehrfeuers, der Trommeln und Hörner ward Front gemacht, die freilich nur durch einen gelegentlichen Glanz der Bayonette, wenn der Blitz herabfuhr, wahrgenommen werden konnte. So standen wir wie Helden, bis über die Knöchel im Wasser eine Zeitlang da, und wir meinten nicht anders, am Vorabend großer Ereignisse. Aber all' dieses Geräusch, dieser Tumult und dieses kalte Bad waren am Ende umsonst. Denn als wir bis auf die Haut durchnäßt waren, sprengte ein Ab-

jutant an unsern Oberst heran und meldete, daß es ein grundloses Alarmsignal gewesen und wir in unsere Quartiere zurückkehren könnten.

Unsere Vorposten wurden jedoch häufig angegriffen, und zwar unter dem Schutz der Nacht in sehr listiger Weise. Es war garnicht ungewöhnlich, daß wenn bei Tagesanbruch die vorgeschobenen äußersten Posten visitirt wurden, man die eine oder andere Schildwache todt auf dem Platze fand. Ein sicherer, obwohl unvermutheter Streich eines Birmanen-Säbels hatte sie getroffen, denn das dichte Gebüsch begünstigte unsern verschlagenen Feind, sich unbemerkt heranzuschleichen. Mitunter fand eine feindliche Patrouille ihren Weg zwischen den Schildwachen und feuerte eine Salve in das Zelt, wo das Hauptcorps des Vorpostens in tiefem Schlafe lag, brachte es in augenblickliche Verwirrung und bemächtigte sich eines Theils seiner Waffen. Einst wurde ein von unserm Piket detachirter Posten auf diese Weise angegriffen. Er bestand aus einem Sergeanten und zwölf Mann, wovon der Feind einen Mann tödtete und sieben Flinten wegnahm. Wenn Schildwachen, wie eben erzählt, erschlagen wurden, so waren sie gewöhnlich ihrer Jacken und ihres Lederzeuges beraubt, was, wie ich vermuthe, als Trophäe nach Ava geschickt ward, um das Antlitz Seiner goldfüßigen Majestät zu erfreuen.

Unsere Truppen wurden besser, als man erwarten durfte, während ihres Aufenthalts in Ranguhn untergebracht, denn in ihren Wohnungen wie in ihrer Lebensweise besitzen die Birmanen eine weit größere Vorliebe für Bequemlichkeit, wie wir das Wort in Europa verstehen, als die Eingebornen in Hindostan, obwohl die letztern ohne Zweifel auf einer höheren Stufe der Civilisation stehen. Dieser Vorzug bei den Birmanen, der uns so sehr zu Statten kam, ist vornämlich in jener Freiheit von den Fesseln des Kastenwesens begründet, wodurch sich der Buddhist vor dem Hindu auszeichnet. Die sanften und liberalen Lehren des Buddha fordern keine jener strengen Einschränkungen, welche das Brahminische Gesetz in so abgeschmackter Weise verlangt. Während daher der verweichlichte Hindu auf seine nüchterne Reisportion in seiner elenden Erdhütte beschränkt ist, kann der lustige Anhänger Gaudna's, der keiner Selbstverleugnung unterworfen ist, unbeschränkt im Genusse aller guten Gaben schwelgen, womit die Natur ihn versorgt. Es ist wahr, der Buddhismus verbietet das Schlachten gewisser Thiere, aber es war uns dessenungeachtet sehr auffallend, daß diese göttliche Weisung nur unvollständig beobachtet wurde. Thierische Nahrung war nicht untersagt, obwohl das Tödten der Thiere es war, daher war zufälliges Sterben von Thieren sehr häufig. Dieser erhebliche Unterschied in ihrer Lebensweise war sehr an der muskulösen Gestalt der Birmanen zu bemerken, welche außerordentlich mit der unserer Sepoys kontrastirte. Mit Rücksicht auf ihre Nahrung sind die Birmanen indessen nicht übermäßig lecker, denn sie verschlingen mit großem Vergnügen Alles, was der Zufall ihnen giebt. Ein todtes Pferd, ein todter Stier, mögen sie einen oder schon vierzehn Tage todt sein, wurden ganz augenscheinlich mit demselben Behagen verschmaust. Eidechsen, Schlangen und dergleichen kriechendes Gethier fanden auch große Nachfrage als Nahrungsmittel bei den ärmeren Klassen. Ich hatte einmal auf der Jagd eine große Schlange geschossen, welche sechs Fuß lang war, und sie wurde zu meiner Verwunderung sogleich von einigen Eingebornen, die sich in unserer Nähe befanden, als eine gute Beute ergriffen, ohne Zweifel um ein Ragout daraus

zu bereiten. Eines andern Umstandes, welcher ihre Vorliebe für Schlangen beweist, entsinne ich mich gleichfalls. Wir hatten eines Morgens nach einem heißen und ermüdenden Marsche unser Lager an dem Ufer eines Bergstroms aufgeschlagen, und die Offiziere saßen im Speisezelt beim Frühstück, als ein Trupp von Soldaten kam, welche eine ungeheure Schlange, so dick wie die Lende eines Mannes und vierzehn Fuß lang, schleppten. Es war eine Riesenschlange (Boa constrictor) oder Felsenschlange, und während sie am Ufer schlummerte, von einem unserer Sergeanten gefangen worden, der kühn ihren Kopf mit seinem Fangmesser an den Boden heftete. Die schuppige Beute ward sogleich einigen Feinschmeckern unter den Birmanen übergeben, welche inständig darum baten, und sie hielten gewiß eine herrliche Mahlzeit von dem Ungethüm, welches nach Allem, was ich hörte, eben so gut schmecken soll, wie ein Meeraal.

Ich habe bemerkt, daß wir während unseres Aufenthalts in Ranguhn ziemlich leidliche Quartiere hatten. Es gab zahllose anmuthig gelegene und bequeme Wohnungen an der Straße zwischen der Stadt und der Pagode, welche von schattigen Fruchtbäumen umgeben waren. Diese Gartenhäuser gehörten den Priestern und wurden Kioums oder Klöster genannt, da viele der Priester, welche in diesem Lande das Gelübde des Cölibats gethan haben, nach Art der Mönche beisammen wohnen, und ihre Zeit zu religiösen Uebungen und zur Erziehung der Jugend verwenden. Diese Gebäude waren gewöhnlich von Holz gebaut und mit Ziegeln gedeckt, sehr oft groß genug, um zwei oder drei Kompagnien Soldaten aufzunehmen. Sie waren auf Pfählen sechs oder sieben Fuß hoch über dem Boden erbaut und hatten einen Eingang mit einer hölzernen Treppe, schön geschnitzte Balustraden, welche mit vielen grotesken Figuren, Sphinxen, Greifen u. dgl. m. geschmückt waren. Die Dächer dieser Gebäude waren ganz nach chinesischem Stile, das eine überragte das andere und manches verlief in eine Spitze. Auch wurden gewöhnlich wenigstens die eine oder zwei Seiten der Gebäude von einer offenen Gallerie oder Plattform eingenommen, die uns ganz besonders dazu diente, um dort in der Abendkühle eine Cigarre zu rauchen und eine Tasse Kaffee zu trinken, wobei man auf einem Feldstuhl in bequemer Kleidung saß, die Beine nach Yankee-Art über einander geschlagen und gegen die Balustrade gelehnt. Dort habe ich manchen genußreichen Augenblick nach ermüdender Tagesarbeit zugebracht, indem sich Leib und Seele an einer brennenden Chinsurah-Cerute erquickte, bei jenen glänzenden, ruhigen, vom Mondlichte erhellten Nächten, welche das Anziehendste im Tropenklima sind, und welche reichlich für die Pein der Sonnenstrahlen am Tage Ersatz gewähren. Der Raum unterhalb dieser Wohnungen war nicht besetzt, ausgenommen von Katzen, Hunden und Vögeln. Als wir Eindringlinge aber diese Wohnungen mit den rechten Besitzern vertauschten, diente dieser untere Raum vortrefflich unseren schwarzen Dienern zum Aufenthalt und denen zu ihren Ställen, welche sich des Besitzes eines Pferdes rühmen konnten. Zwar mag eine solche Gemeinschaft in England befremdend erscheinen, aber unsere bewundernswürdigen Indianischen Diener mit ihrer einfachen und genügsamen Lebensweise sind sehr verschieden von jenem übermüthigen und undankbaren Gesinde dieses bevorzugten Landes der Freiheit und des Ueberflusses. Doch waren wir nicht Alle gleich behaglich einquartiert, denn da die meisten der gedachten Wohnungen wegen ihrer Größe

zu Kasernen für die Mannschaften geeignet waren, so wurden viele Offiziere genöthigt, sich mit geringeren Quartieren zu begnügen.

Die gewöhnlichen Wohnungen unter den Birmanen waren mit wenigen Ausnahmen ganz aus Bambus erbaut und mit getrocknetem Grase gedeckt. Obgleich verhältnißmäßig klein, waren sie doch meistens in verschiedene Gemächer getheilt und entbehrten in keiner Beziehung der Bequemlichkeit. Sie ragten meistentheils nicht mehr als zwei oder drei Fuß über dem Boden empor und eine breite Leiter führte in den Eingang hinauf. Die inneren Wände bestanden aus Bambus, welches auf eine besonders gefällige Weise gelegt und geflochten war, während der Boden aus demselben Material bestand, das in langen, beinahe einen Zoll breiten Streifen geschnitten und auf einander kreuzenden Balken gelegt war. Dieser dünne und sehr elastische Boden war aber nichts weniger als angenehm und zuverlässig, und brach beständig unter den schweren Tritten eines Europäischen Stiefels oder Schuhes, wobei dann das Bein in den schmutzigen Schlamm der untern Region versank. Gutes Bambusrohr in Ava ist eins seiner schönsten und werthvollsten Erzeugnisse, und man verwendet es auf die mannigfachste Weise, sogar auch, um daraus ein Gericht zu bereiten, wozu man sich der zarten Schößlinge bedient.

Das Haus, welches ich zuerst in Ranguhn mit zwei älteren Offizieren meiner Kompagnie bewohnte, enthielt nur ein langes Zimmer, in welchem meine Kameraden die beiden Enden, ich die Mitte einnahm. Meine Stubengenossen, welche beide verheirathete Männer waren, hatten indeß bessere Begriffe von Bequemlichkeit als ich, und demgemäß ihre Räume durch einen Wandschirm abgetheilt, indem sie mir die Mitte überließen. Hier stellte ich meinen Koffer aus Büffelleder, meine Hängematte, Feldstuhl, Tisch ꝛc. nach meinen beschränkten Ansichten von häuslicher Bequemlichkeit, während Degen, Schärpe, Pistolen, Wehrgehänge und rothe Jacken an der Mauer in Bereitschaft für alle Fälle aufgehängt waren. Eine wollene Decke diente mir statt einer Matratze, mein Schiffermantel als Oberdecke und unter der Hängematte lag meine zuverlässige Jagdflinte stets zur Hand. So hatte ich meine Habseligkeiten vertheilt und untergebracht. Unsere Wohnung erhob sich sieben oder acht Fuß über dem Boden und war durch ein paar sehr unbequeme Stufen zugänglich. Wo diese oben aufhörten, war eine geräumige Plattform, welche zu unserem Schlafgemach eine Art Vorzimmer bildete. Sie war, wenn ich mich recht erinnere, mit einem Dach versehen, hatte aber einen sehr unvollkommenen Fußboden, da man hin und wieder die Bretter ausgebrochen hatte, um sie als Brennholz zu benutzeu. Sie diente uns auch als Speisezimmer, denn hier schmausten wir unser Commisbrod und erfreuten uns des Genusses einer Cigarre in der Abendkühle. —

Diejenigen, welche zuerst nach der Einnahme von Ranguhn in die Stadt zurückkehrten, waren die Punghis oder Priester, die unbemerkt hereinschlichen, Einer nach dem Andern, und in aller Ruhe wieder von ihren Wohnungen Besitz nahmen, wobei sie uns ein sehr schmeichelhaftes Zutrauen bewiesen. Was sie dazu bewog ist schwer zu sagen, wahrscheinlich aber verließen sie sich auf die Heiligkeit ihres Berufes, welche sie gegen Beleidigung schützen sollte. In meinen Augen bildeten sie einen großen und zu ihren Gunsten ausfallenden Gegensatz gegen die bigotten und hochmüthigen Brahma-Priester, die sich fast schon für verunreinigt halten, wenn sie nur dieselbe Luft mit

einem Christen einathmen. Die Buddha-Priester waren dagegen immer froh, wenn sie mit uns verkehren konnten, und verstatteten uns bereitwillig Zutritt in das Innere ihrer Wohnungen; ihr freundliches Benehmen und ihr demüthiges Betragen, welches so eng mit ihrem Amte zusammenhängt, waren nicht geringe Beweise für die Vorzüge der Lehren, welchen sie anhingen, in Vergleich mit denen der Brahminischen Weisheit.

Mehrere Brüderschaften von Priestern wohnten nahe bei meinem Quartier und ich sah sie beständig auf meinen Streifzügen. Besonders war es eine Gesellschaft von Punghis in der Nähe meiner Thür, mit der ich in eine Art vertrauteren Umganges kam, soweit derselbe vornämlich durch stumme Zeichen möglich ist. Denn ich war damals noch nicht der Birmanischen Sprache kundig, meine Kunde beschränkte sich auf wenige Worte, welche den Umständen nach durchaus unentbehrlich waren. In das Haus dieser Leute hatte ich freien Zutritt, und kaum verging ein Tag, ohne daß ich ihnen nicht meinen üblichen Besuch zu machen pflegte. Hier sah ich auch zum ersten Male Birmanen bei einem wirklichen Schachspiel sitzen, — ein Zeicheu geistiger Bildung, die ich durchaus nicht in einem so finsteren und unkultivirten Winkel der Erde anzutreffen erwartet hatte. Der Apparat war freilich etwas ungeschlacht, die Figuren aus Holz roh geschnitzt, aber es waren die gewöhnlichen Figuren und man spielte es in der bekannten Weise. Das Eigenthümliche war, daß sie die Bauern Reiter nannten und außerordentlich schnell spielten; sie bewegten die Figuren rascher, als wir es beim Damenspiel thun.

Gewöhnlich fand man in den Wohnungen der Priester eine Menge Götzenbilder aller Art und Größe, welche Gaudna in der beliebten Stellung abbildeten, wie sie mit gekreuzten Beinen, die eine Hand in ihrem Schooße ruhend, die andere an der Seite herabhängend sitzt. Diese Bilder waren meistens von Alabaster und theilweise vergoldet, wie dies unter den Birmanen bei Allem, was sich auf Religion und den König bezieht, häufig angebracht wird. Einige von diesen Alabaster-Bildern waren sehr groß, und viele, welche der allgemeinen Zerstörung, die unsere Eroberung von Ranguhn begleitete, entgangen waren, wanderten nach Indien und England, wo ich oft das Vergnügen gehabt habe, meine alten Bekannten wiederzusehen. Eins oder zwei derselben nimmt in dem Eingangszimmer des Brittischen Museums einen sehr in die Augen fallenden Ehrenplatz ein.

Es gab indessen auch noch eine zahlreiche Menge ganz anders gestalteter Götzen, die aber nur auf gewisse Oertlichkeiten beschränkt waren. Sie waren klein und ein wenig an Größe verschieden, aus Chuam (einer Art Gyps) gebildet und mit einer dünnen Decke von Silber, mitunter auch von Gold überzogen. Sie mochten im Durchschnitt vier oder fünf engl. Schillinge an Silber- oder Goldwerth enthalten. Man fand sie in kleinen Zellen oder Kammern, sinnreich geordnet und aufgestellt, aber beim ersten Anblick gewahrte man sie nicht, obwohl jede der zahllosen Pagoden in Ava einige dieser kleinen glänzenden Bewohner enthält. Das Vorhandensein der Kammern, in welchen sich diese Götzen befinden, ward durch einen Zufall entdeckt. Ein Kokusnußbaum war nämlich von einigen unserer Burschen, die seine Früchte pflücken wollten, umgehauen worden, weil dies die kürzeste und einfachste Weise ist, derselben habhaft zu werden. Der Baum traf im Fallen die Spitze einer Pagode, zertrümmerte diese, und dadurch kamen ihre ver-

borgenen Schätze an das Tageslicht. So ward damals wenigstens allgemein erzählt. Kaum war diese reiche Fundgrube entdeckt worden, als jede nur erreichbare Pagode durchsucht, ihre Penaten herausgenommen wurden, wobei die Soldaten eine so große Geschicklichkeit bewiesen, daß man sah, sie seien in der Kunst der Sappeurs und Mineurs nicht wenig erfahren. So entheiligten wir die Tempel nicht aus Eifer für die Religion — denn solche Eifrige gab es Wenige unter uns — sondern unter dem mächtigen Einflusse des Durstes nach Gold, oder, wo dieser fehlte, aus reinem Muthwillen — ein Verfahren, das freilich nicht geeignet war, uns die Gunst der Birmanen zu gewinnen, oder die geängstigte Bevölkerung zur Rückkehr in ihre Wohnungen zu bewegen.

Die Pagoden in Birma waren, obwohl an Größe und Ausschmückung verschieden, alle nach demselben Muster von Shudagon aufwärts gebaut. Am Grunde ist ihre Gestalt achteckig, ein wenig höher nehmen sie die Form einer Kuppel an, welche allmählig und nicht wenig geschmackvoll in eine Spitze ausläuft, die der eines Maurischen Minarets nicht unähnlich ist. Sie waren alle aus festen Backsteinen erbaut, worüber ein dicker Ueberzug von feinem Gyps, der unter dem Namen Chuam in Indien bekannt ist. Viele waren vergoldet, doch ist dieser Schmuck zu kostspielig, als daß er allgemein sein könnte. Der Shudagon ist jedoch bei einer Höhe von fast 40 Fuß prächtig über und über vergoldet, und hat ein sehr prachtvolles Aeußere. Die häufige Anwendung von Vergoldung in Ava, worin die Bewohner besonders geschickt zu sein scheinen, muß einen ungeheuren jährlichen Verbrauch dieses werthvollen Metalls herbeiführen. Man gebraucht es nicht blos zur Verschönerung der Tempel im Aeußern, sondern auch verschwenderisch zum Schmuck von andern heiligen Gebäuden, von Büchern, Bildern u. s. w.

Besonders fällt an diesen Pagoden der Tee (Sonnenschirm im Birmanischen) in die Augen, welcher jede überschattet. Dieser Schmuck war zierlich aus durchbrochenem, vergoldeten Eisen angefertigt, von dem eine Menge kleinerer Glocken herabhing, und wenn diese in Bewegung von dem leisesten Luftzuge gesetzt wurden, so klangen sie sehr angenehm und harmonisch; oft, wenn ich auf Wache war und nicht schlief, lauschte ich um Mitternacht mit unbeschreiblichem Wohlgefallen diesem harmonischen Geklingel, während ich in meinem Mantel auf dem Boden ausgestreckt lag oder vor dem Wachtfeuer auf und nieder schritt. Obgleich es nicht jene Dorfglocken waren, deren Klang dem Ohr und Herzen jedes Engländers so theuer ist, so lag doch in dieser Musik soviel Besänftigendes, welches die zarteren, besseren Gefühle berührte und unsere Gedanken in das ferne Land unserer Väter führte, und in die Heimath, die süße Heimath unserer Kindheit.

4. Eine Flußreise auf Sumatra.

Ein Officier des Schooners K. und ich waren mit Untersuchung der Kohlenlager beauftragt, und fuhren am 30. December auf einem kleinen Kanonenboote in den Reteh-Fluß hinein; der Fluß mündet in drei Armen, wovon jeder etwa eine halbe Stunde breit ist, an der Ostküste von Sumatra.

Die Ufer sind niedrig und großentheils überströmt, dabei aber dicht bewachsen mit schlanken, geraden Bäumen (Rhizophoren), deren viel verschlungene Wurzeln oft über dem Wasser sichtbar werden; hie und da gewahrt man Gruppen von Nipa-Palmen, ihre kurzen Stämme gänzlich vom Wasser bedeckt, so daß die langen Blätter auf dem Flusse zu schwimmen scheinen. Nach und nach wurde das Ufer trockener, und etwa zwei Stunden von der Mündung trafen wir auf ein malaiisches Dorf, dessen zerstreute Hütten sich wohl eine Stunde lang an beiden Flußufern hinzogen. Bei jedem Häuschen war ein Reisfeld, und in dieser Weise das Ufer von Wald gesäubert und angebaut, so weit sich das Dorf erstreckte. Die Hütten waren bloß aus den Zweigen und Blättern der Nipa erbaut.

Nachmittags war Ebbe eingetreten, so daß wir nur noch mühselig mit Rudern weiter kamen, und endlich um 6 Uhr bei den letzten Hütten des Dorfes vor Anker gingen. Einige Einwohner kamen in ihren kleinen Kähnen zu uns, um das fremde Fahrzeug zu sehen; wir plauderten mit den Leuten und beobachteten einige Affen, die gravitätisch in den Bäumen saßen. Unvermerkt war die Sonne untergegangen, und plötzlich kamen ganze Schwärme von Mosquitos angeflogen, die uns bald zum Rückzug in unsere kleine Kajüte nöthigten. Allein auch dahin verfolgten uns die Quälgeister; sie waren von ungewöhnlicher Größe und stachen durch die leichte Bekleidung. An Schlafen war nicht zu denken, und erst der Morgen befreite uns von unsren Qualen. Die Mosquitos verschwanden gleich Nachtgespenstern, sobald die ersten Sonnenstrahlen in unsere Kajüte fielen. Ich eilte auf das Verdeck, um eine Entschädigung in dem prächtigen Morgen zu suchen. Hell und glänzend wie immer in diesen tropischen Gegenden erhob sich die Sonne, und die grünen Felder, die stattlichen, von Schlingpflanzen umhangenen Waldbäume schimmerten in ihren goldenen Strahlen, ein frischer Blüthenduft erfüllte die Lüfte, die Singvögel erwachten; langhälsige Reiher und wilde Tauben flogen über uns hin, und ein frisches Sturzbad regte unsere Lebensgeister wieder an.

Der Anker wurde nun gelichtet, und nach einigen Stunden kamen wir vor der Residenz des Statthalters von Reteh an; dies ist ein nach indischer Manier von Holz erbautes, ziemlich geräumiges Haus, von einem Pfahlzaun und einem morastigen Graben umgeben. Außerhalb dieses Zaunes stand eine viereckige offene Kuppel, in der uns der Statthalter empfing, umgeben von seinen angesehensten Unterthanen. Wir übergaben den Brief des Sultans und der Statthalter versprach uns, noch denselben Tag alle Vorbereitungen zu unserer Reise zu treffen.

Nach diesem Besuche wollten wir einen Spaziergang durch das Residenzdorf machen, allein daran war nicht zu denken, die Häuser liegen mitten in Morästen, jedoch alle am Flusse, man fährt also von einem zum andern in kleinen Booten. Bei diesem Dorf theilt sich der Fluß in zwei Arme, wovon wir den kleineren zu befahren hatten. Unser Kanonenboot mußte liegen bleiben und wir begaben uns in ein kleines Boot, das uns der Statthalter verschaffte. Dies Boot, in dem wir mit sechs Ruderern und zwei Bedienten eine Woche zuzubringen hatten, war höchstens 15 Fuß lang; der hintere Theil war durch starke Bambusmatten gegen Sonne und Regen geschützt, wir ließen unter diesem Dache einige Kissen und Decken ausbreiten, und hatten gerade

Platz genug zum Liegen und Sitzen. Die Ruderer lagen des Nachts quer über den Kahn mit angezogenen Beinen. Dem Befehl des Sultans gemäß hätte uns der Statthalter selbst begleiten müssen, dieser begnügte sich jedoch, zwei seiner Großen mitzuschicken, die uns in eigenen Kähnen begleiteten.

Den 1. Januar Morgens fuhren wir ab, den einen Arm des Flusses hinauf, der hier bereits um die Hälfte schmäler geworden war. Das Ufer war allenthalben mit hohem Schilf bewachsen, und nur hier und da zeigten sich Hütten und kleine Dörfer, versteckt unter Gruppen von Kokospalmen und Fruchtbäumen. Bald verschwanden diese Spuren von menschlichem Anbau und wir kamen in eine Waldwildniß, in der eine tiefe Stille herrschte; die Ufer waren überströmt, die Bäume standen im Wasser und hatten eine Menge Luftwurzeln, natürliche Stützen, die sich von den über den Fluß hangenden Aesten in's Wasser hinabsenken. Das Holz dieser Bäume ist leicht und spröde, sie wachsen und verdorren sehr schnell, allenthalben sieht man dürre Aeste und niedergestürzte Bäume. Allein eine anhaltend thätige Vegetation treibt zugleich wieder frische Zweige hervor oder Schlingpflanzen, welche die Stämme und Aeste eng umschließen, ihre Blüthen und Blätter auf den grünen Stämmen entfalten und in Guirlanden von den Endzweigen herabhängen. Unter diesen Bäumen bemerkte ich eine schöne Palme von 30 bis 40 Fuß Höhe mit bläulichem, gegliederten Stamm und einer fächerartigen Krone; diese Palmen standen in Haufen dicht am Flußufer, und mit Vergnügen sah ich bei jeder Krümmung des Flusses neue Gruppen dieser schönen Pflanze auftauchen. Manchmal standen die Bäume so weit in das Flußbett hinein, daß unsre Kähne nur mit Mühe hindurch konnten, andere Bäume hingen quer über den Fluß und mußten gefällt oder wenigstens von den niederhangenden Aesten gesäubert werden.

Mit Anbruch der Nacht waren wir noch in dieser Wildniß; die Kähne wurden also an Bäume festgebunden und Feuer gemacht zur Bereitung des Nachtessens. Mosquitos gab es glücklicherweise nicht und wir konnten ungestört bis zum Aufgang der Sonne schlafen, wo wir uns wieder auf die Reise machten. Noch einige Stunden fuhren wir durch die Ueberschwemmungsregion, dann veränderte sich allmählig die Scene; die Ufer wurden trocken, der Fluß schmal und reißend, so daß unsere Ruderer mit aller Anstrengung zu arbeiten hatten. Auch die Vegetation nahm einen verschiedenen Charakter an, die Bäume waren stattlicher, höher und tief im festen Grunde gewurzelt, die bläulichen Palmen verschwanden und es zeigten sich die schlanken Rottange mit ihren feinen, gegliederten Blättchen, das dünne Stämmchen an stärkere Bäume angelehnt und bis über 100 Fuß den zugespitzten Gipfel erhebend. Vom Ufer herab hingen breitblättrige Wasserpflanzen mit schönen rothen und weißen Blüthen. Die Breite des Flusses betrug höchstens noch 25 Fuß, und wir fuhren zwischen den höchststämmigen Bäumen wie in einer schmalen, dunklen Allee dahin. Manchmal war die Fahrt versperrt durch quer über den Fluß liegende Baumstämme, durch diese war wieder eine Menge Treibholz angehalten, und einmal auch ein todter, halbverfaulter Kaiman, der einen abscheulichen Geruch verbreitete.

Gegen Mittag kamen wir zu einigen Hütten und Reisfeldern, der ersten Spur von menschlichen Wesen seit Reteh, und von da an passirten wir abwechselnd Waldstrecken, angebaute Felder und kleine Dörfer. In der Nähe

der letztern sah man oft Heerden von Affen in den Bäumen sitzen. Sie sahen uns ganz ruhig ankommen und sprangen erst weg, wenn wir ein arges Getöse machten oder ein Gewehr abfeuerten; dann ging es bunt durcheinander, die jungen Affen glitten schreiend an den Bäumen herab, die älteren machten verwegene Sätze nach entfernten Aesten, die Weibchen hielten ihre Jungen fest an sich geklammert und sprangen in die Gebüsche hinab. Nachts lagen wir vor einem Dorfe Tambangun und konnten hier endlich einen Spaziergang machen; der Boden, eine fettige, gelbe Thonerde, war angepflanzt mit Reis und Zuckerrohr. Die Bewohner des Dorfes zeigten, obwohl niemals ein Europäer in diese entlegenen Gegenden gekommen war, bei unserem Anblick nach ächt indischer Sitte nicht die geringste Verwunderung.

Mit Tagesanbruch fuhren wir weiter durch prächtige Urwälder, in welchen wir oft Bäume von riesenhafter Höhe bemerkten; die Rottange wurden hier häufiger, und bald zeigten sich Gruppen von Bambus mit ihren dunkelgrünen, säuselnden Blättchen halb über den Fluß geneigt; die Nipapalme ragte mit ihrer zierlichen Krone oft über die höchsten Bäume empor. Auch die lebenden Wesen waren sehr mannigfaltig; verschiedene Arten von Affen sprangen in den Bäumen umher, Papageien, wilde Tauben und andere Vögel mit dem prächtigsten Gefieder flogen anhaltend aus den Gebüschen auf, zuweilen sah man auch eine Schlange am Ufer kriechen oder sich an einem Ast hinaufwinden. Von Elephanten bemerkten wir einigemal die Fußspuren, doch niemals Tiger, obwohl sie in diesen Wäldern sehr häufig sind. Nachmittags verweilten wir in Tupei, einem etwas größern Dorfe. Wir wollten hier einige Hühner und Früchte einkaufen, allein die Einwohner wollten sich nicht dazu verstehen. Einer unserer Begleiter, Acub, dem alle diese Dörfer gehörten, machte die Sache kürzer, indem er seinen Unterthanen befahl, Alles herbeizuschaffen, was wir nöthig hatten, und auf diese Weise wurde unsere Tafel stets gehörig versorgt.

Oberhalb Tupei wurde das Flußbett sandig und der Strom so stark, daß wir die Ruder beseitigen und mittelst Bambusstangen den Kahn weiter schieben mußten; dies war sehr beschwerlich und außerdem wurde der Kahn oft bei plötzlichen Wendungen des Flusses durch die Gewalt des Stromes in das überhängende Gesträuch getrieben. Eine andere Schwierigkeit verursachten die niedergestürzten Bäume, die manchmal quer über den Fluß lagen; an einem dieser Stämme, der im Fallen zehn bis zwölf kleinere Bäume niedergeschmettert und eine Menge Treibholz angehalten hatte, mußte man mehr als drei Stunden arbeiten, um unseren Kähnen eine Passage zu verschaffen. Das Ufer des Flusses war hier 20—30 Fuß hoch, und trotz seiner Steilheit ganz von Bäumen und Gesträuchen bedeckt. Wir waren an diesem Tage nur wenig vorwärts gekommen und setzten darum unsere Reise noch bei Mondschein fort; diese Beleuchtung verlieh der Gegend wieder eigenthümliche Reize. Manchmal wölbten sich die Aeste und Zweige über unseren Köpfen zusammen, daß man kaum die Richtung des Flusses erkennen konnte, dann zitterte das Mondlicht wieder zwischen den Bäumen hindurch, kein Laut war zu vernehmen als das leise Murmeln des Bachs, die Luft warm und rein, die Bäume unbeweglich, wie aus Erz gegossen.

Am folgenden Morgen erreichten wir endlich das erste Kohlenlager. Die Eingebornen hatten an diesem Orte Reisfelder anlegen wollen und zu dem

Ende den Wald in Brand gesteckt. Zu ihrem Erstaunen brannten nicht nur die Bäume, sondern auch der Boden, und bei näherer Untersuchung fanden sie die Kohlenlager. Wir stiegen nicht ohne Beschwerde das etwa 50 Fuß hohe Flußufer hinan, und gelangten nach einem kurzen Marsch durch das Dickicht zu einer Anhöhe, an deren Seite eine etwa 4 Fuß dicke, horizontale Kohlenlage zu Tage ging; durch Nachgraben konnten wir diese Lage etwa dreißig Schritte weit verfolgen. Die Kohlen lagen auf einem weichen grauen Sandstein, und waren bedeckt mit Sand und Thonerde, doch waren es Braunkohlen, wie man sie gewöhnlich in solchem Alluvialgrunde findet.

Nachdem wir Proben von diesen Kohlen mitgenommen hatten, fuhren wir weiter, fanden noch einige andere Kohlenlager von geringerem Umfang an dem Ufer des Flusses und kamen Nachmittags in dem Dorf Beringin an, wo unser Begleiter Acub ein Haus besaß. Das Ufer des Flusses war hier sehr steil, etwa 60 Fuß hoch und mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen. Auf dieser Höhe liegt das Dorf, und weiter vom Flusse ab breitet sich das Land in wellenförmigen, waldbewachsenen Anhöhen aus. Der Boden ist sandig und könnte alle tropischen Producte erzeugen, wenn sich die Einwohner mit Anpflanzung derselben bemühen wollten. Sie begnügen sich aber kleine Gärten und Pflanzungen um ihre Wohnungen anzulegen, und in diesen fand man einzelne Kaffeesträuche mit den schneeweißen Blüthen, Zuckerrohr und verschiedene Arten von Südfrüchten, wie Ananas, Mangostan, Manga u. s. w., die alle von sehr guter Qualität waren. Die stattliche Kokospalme wächst hier, wie überall in Indien, ebenso die schlanke, dünne Areca mit ihrer koketten, hellgrünen Laubkrone, das schönste Gewächs der Tropen. Der unentbehrliche sogenannte spanische Pfeffer, der großblätterige Pisang durften nicht fehlen, letzteren sah ich auch wild wachsen; der schwarze Pfeffer hat auf Sumatra sein eigentliches Vaterland und fand sich hier ebenfalls.

Alle diese Pflanzungen waren hübsch angelegt, die Wege durch das Dorf trocken und gut gehalten, die Häuschen ziemlich reinlich; doch wenige Schritte außerhalb des Dorfes kam man wieder in den dunklen Urwald, der das ganze Land bedeckt, und nur von Affen und wilden Thieren bewohnt ist. Die Häuser des Dorfes, sowie alle oberhalb Reteh gelegenen, stehen auf Pfählen von 12 Fuß Höhe; diese Bauart ist nothwendig wegen der Tiger. Mittelst einer Leiter gelangt man in die Hütten, die gewöhnlich in drei bis vier Gemächer abgetheilt sind. Die Wände sind aus Baumrinde verfertigt, welche an starke Bambusstangen befestigt ist. Das Dach hat ebenfalls solche Stangen zum Gebälke und ist aus Palmzweigen gemacht; der Fußboden und die Bettstätten sind ganz von Bambus. Zur Befestigung dieser einzelnen Theile dient hauptsächlich der dünne, elastische Rottang, bei uns unter dem Namen spanisches Rohr bekannt, den man im Ueberfluß aus den Wäldern holen kann. Trotz dieser anscheinend gebrechlichen Baumaterialien sind die Häuser sehr solid und trotzen den Stürmen und dem Regen. Die letzten Kohlenlager, die wir zu untersuchen hatten, fanden wir nach einer mühsamen Fahrt von zwei Stunden. Auf dem Wege dahin mußten wir mehrmals die Boote über das Kieselbette des Flusses wegschieben. Die Bäume bildeten an einigen Stellen mit ihren über den Fluß hängenden Aesten herrliche, dunkle Laubgewölbe, in die kein Sonnenstrahl durchdrang. Die Kohlen lagen am linken Ufer, wenig über der Oberfläche des Wassers erhoben; die Dicke der Lage betrug 4 Fuß

und sie erstreckte sich theils horizontal, theils schräg stehend etwa 100 Schritte weit längs dem Flusse. Auch hier bestand der Boden aus Sandstein und Thon, bedeckt von einer starken Lage fruchtbarer Dammerde; der Wald war dicht, daß man sich mit dem Hackmesser Bahn machen mußte. Schlingpflanzen hingen an allen Bäumen, oft in solcher Menge, daß die Stämme nicht sichtbar waren und wie von einem grünen Laubkleid umwunden aussahen. Steine sah man nirgends in diesem Alluvialboden, nur im Bett des Flusses lagen Kiesel, Quarzsand und Thonschieferstückchen, die vermuthlich von den Bergen herabgeschwemmt waren.

Wir hatten nun unsere Untersuchung beendigt und machten uns gegen Mittag auf die Rückreise; diese ging in eben dem Maaße schnell als die Auffahrt beschwerlich gewesen war. Doch fuhren wir bei den Krümmungen des Flusses häufig in die Gebüsche oder auf Untiefen, während die tiefhängenden Aeste unser Schilfdach auf's Grausamste zerrissen. Die Aussicht auf die Ufer war schöner als beim Hinauffahren, da man mit einem Blicke einen größeren Raum umfassen konnte. Als die Sonne unterging, waren wir gerade an einer Krümmung des Flusses, wo das terrassenartig sich erhebende Ufer so dicht mit Bäumen bewachsen war, daß man den Boden nicht sehen konnte und die auf der Spitze stehenden Bäume von ungeheurer Höhe schienen. Die letzten Sonnenstrahlen fielen auf dies grüne Amphitheater, während das andere Ufer im Schatten lag. Die glänzenden, wechselnden Farben, wie sie in den Wipfeln und Aesten spielten, sieht man nur in den Tropenländern, es läßt sich weder beschreiben, noch malen. Unwillkürlich wünscht man einen solchen Goldblick der Natur festzuhalten, allein rasch sinkt die Sonne hinab und die ganze Landschaft liegt im Dunkel. Noch an demselben Tage kamen wir nach dem Dorfe Tupei und den folgenden in die Ueberschwemmungsregion, nahe der Stelle, wo wir die erste Nacht der Auffahrt zugebracht hatten. Der Fluß war durch Regengüsse angeschwollen und dadurch der Strom noch verstärkt; wir fuhren einmal gegen das schilfbewachsene Ufer an und sahen plötzlich eine große, graue Masse sich erheben und in's Wasser plumpen, es war ein Kaiman von beträchtlicher Größe, den wir in seinem Mittagsschlummer gestört hatten. Unser Boot hatte bei der Rückfahrt viel zu leiden, und als wir am dritten Tage Morgens in Reteh ankamen, hatte es mehrere Lecke bekommen, durch die das Wasser reichlich einströmte, das Rohrdach hing in Stücken herab und der ausgeschweifte Vordersteven war gegen einen Stamm angeprellt worden und abgebrochen.

In Reteh angekommen, verließen wir sogleich das unbequeme Boot und bestiegen wieder unser Kanonenboot, das mir nun anfangs ungemein geräumig vorkam, so sehr war ich durch einen siebentägigen Aufenthalt an den engen Kahn gewöhnt worden.

VI. Nördliches Asien.

1. Kamtschatka.

Am 22. Juli gegen 6 Uhr Morgens lichteten wir die Anker bei einem leichten Landwinde, welcher jedoch bald umsprang und uns zum Laviren nöthigte, so daß wir erst am folgenden Morgen aus der Bucht von Manila herauskamen. Bis zum 9. August wechselte Windstille mit Gegenwinden ab und wir kamen nur mit Mühe an den Baschi-Inseln vorbei, einigen nackten vulkanischen Felsen, die nur selten von Fischern besucht werden. Am 9ten erhob sich ein starker Wind, und obwohl der Barometer keine bedeutende Veränderung zeigte, so deuteten doch alle Umstände auf einen Sturm hin, weshalb wir die Segel einzogen und zum gänzlichen Einreffen in Bereitschaft setzten. Bald verwandelte sich der Wind wirklich in einen Sturm, heftig wogte das Meer, riß eine lange Schaluppe mit den Seitenbalken fort und dauerte mit unveränderter Heftigkeit bis zum 12ten. Dann wurde es wieder ruhig und abermals begann eine lange Reihe von Windstillen oder schwachen Winden, die von einer sehr großen Hitze begleitet waren. Der Schweiß floß in großen Tropfen herab und die ganze Haut bedeckte sich mit einem rothen Ausschlag, so daß man weder sitzen, noch sich auch nur auflehnen konnte, ohne am ganzen Körper das Gefühl zu haben, als würde man geprügelt. Das Baden konnte die matten Glieder nicht erfrischen, da das Wasser nicht kühler war als die Luft, aus demselben Grunde löschte es auch nicht unsern quälenden Durst. Diese Hitze äußerte nicht bloß auf den Körper ihren lähmenden Einfluß, auch der Geist litt darunter. Selbst in der Nacht fand man keine Ruhe. Denn wenn dann die Atmosphäre um einige Grade kühler war als am Tage, so herrschte doch in den Kajüten eine so dumpfe Luft, daß der Schlaf, auch wenn er endlich sich einstellte, die Kräfte nicht wiederherstellen konnte. Auf solche Weise verstrichen uns, die vier Tage Sturm mit eingeschlossen sowie mehrere Tage, wo wir Gegenwind hatten, im Ganzen vierzig Tage, in welchen wir kaum tausend Meilen in gerader Richtung vorwärts kamen.

Endlich erhob sich der lange ersehnte, günstige Wind und führte uns nun schnell unter den fast senkrechten Sonnenstrahlen hinweg in ein bedeutend gemäßigteres Klima. Der rasche Temperaturwechsel war äußerst empfindlich, aber Körper und Geist wurden wieder erfrischt, die durch die schwüle Luft erschlafften Kräfte kehrten zurück und zugleich begannen auch aus den Kajüten und dem Verdeck die Schaben und Spinnen zu verschwinden, welche die lang andauernde Hitze in unglaublicher Menge hervorgelockt hatte. Der günstige Wind hielt etwa eine Woche an, worauf wieder veränderlicher Wind eintrat, der uns jedoch beständig noch etwas vorwärts brachte, wenn auch nicht immer im geraden Cours.

Am 15. September erblickten wir zuerst die Berge von Kamtschatka. Sie führen den besondern Namen Sopka, wahrscheinlich von Sopiet, brausen, zischen, denn eine lange Reihe großentheils erloschener Vulkane durchzieht die

ganze Halbinsel. Von dem Vorgebirge Lopatka, welches die südliche Spitze bildet, bis Awatscha finden sich in geringer Entfernung sechs Gipfel, von denen sich jeder etwa 9 bis 12,000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Sie heißen, von Süden an gezählt: der erste, zweite, dritte und vierte, dann Poworotnaja und Wiljutschinskaja, einige von ihnen rauchen noch, andere sind völlig erloschen, und der unaufhörlich Flammen ausstoßende Kljutschewskaja Sopka liegt viel weiter gegen Norden. Der Anblick dieser Vulkane, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind, und deren scharfe Spitzen aus den Wolken hervorschauen, ist von wilder Großartigkeit.

Die Einfahrt in die Bucht von Awatscha befindet sich in einem breiten von den Vorgebirgen Poworotna und Schipun gebildeten Meerbusen. Nördlich von der Einfahrt oder der Mündung, wie man sie in Kamtschatka nennt, stehen in einer Reihe die Hochgipfel Karäzkaja, Strelotschnaja und Gorolaja. Der obere Theil dieses letzteren, zu deutsch „der verbrannte“, ist im Jahr 1827 eingestürzt, der Fall der ungeheuren Steinmasse erzeugte ein Erdbeben, und aus dem Schlunde wurde so viel Asche ausgestoßen, daß die Straßen von Petropaulowsk, welches fünfzig Werst davon entfernt liegt, mit einer Aschenschichte von einem halben Fuß Höhe bedeckt wurden.

Lange hatten wir an der Einfahrt mit widrigen Winden, die von einem aus Nordost kommenden furchtbaren Wellenschlage begleitet waren, zu kämpfen, aber das Wetter war schön und Wallfische spielten in der Ferne. Am 20. September erhob sich ein Wind aus Nordost, aber mit ihm veränderte sich auch das Wetter, ein heftiger Regen mit Unglück verkündendem Nebel trat an die Stelle des schönen Herbstwetters, die Ufer verbargen sich gänzlich unseren Blicken, so daß wir einige Stunden unsicher hin- und herfuhren. Endlich zeigte sich jedoch das Vorgebirge Poworotna, darauf der Wiljutschinskaja-Gipfel und bald hernach die Insel Staritschok und das ferne Leuchtthurm-Vorgebirge. Als wir an Staritschok vorüber waren, dessen steile schwarze Ufer eine furchtbare Brandung peitschte, sahen wir die Babuschkin-Felsen, eine ungeheure Granitmasse an der Südseite der Bucht von Awatscha und die Brüder, drei senkrecht neben einander aus dem Meer hervorragende 3 bis 400 Klafter hohe Felsen. Auf beiden Seiten erheben sich die durch unterirdisches Feuer zerrissenen Ufer, deren Höhen ärmlich mit blattlosen Birken gekrönt waren, während zu den Seiten hier und da welkes Grün den Boden bedeckte. Nirgends eine Spur menschliches Anbaues, nur Schaaren von Seevögeln, die aus den steinigten Ufern aufflogen, belebten die traurige, wild großartige Gegend.

Da wir wegen des Nebels die Einfahrt in den Hafen von Petropaulowsk nicht sehen konnten, so mußten wir um 6 Uhr Abends in der Bucht von Awatscha Anker werfen. In der Nacht wurde es ruhiger, und um 11 Uhr kam der Unterbefehlshaber von Kamtschatka mit einem Lootsen an Bord, um uns sobald als möglich in die kleine Bucht zu geleiten. Um 6 Uhr am nächsten Morgen lichteten wir die Anker und fuhren in den Hafen von Petropaulowsk ein. Das Städtchen oder vielmehr das Dorf, welches den pomphaften Namen des Hafens von Petropaulowsk führt, liegt amphitheatralisch am Abhang der Berge, welche die kleine Bucht umgeben. Hinten in der Ferne erhebt sich die mit ewigem Schnee bedeckte Karäzkaja-Sopka. Ein bläulicher Rauch wirbelte aus den Kaminen der hölzernen, größtentheils

mit Rasen gedeckten Häuschen, und die ganze Bevölkerung lief herbei, um das Schiff zu sehen, das eine Reise um die Welt gemacht hatte, und dessen Ankunft in dem einförmigen Leben der Bewohner von Petropaulowsk eine Epoche bildete.

Das Bemerkenswertheste an der Einfahrt ist eine schmale lange Landzunge, die sich fast in gleicher Höhe mit der Wasserfläche durch die ganze Bucht hinzieht, und den in den Hafen einlaufenden Schiffen nur einen schmalen Durchgang verstattet. Sie ist etwa 150 Klafter lang und 10 Klafter breit, das Meer zu beiden Seiten reichlich 3 Klafter tief. Sie schützt die kleine Bucht vollkommen gegen den Wellenschlag und scheint aus dem Meeresgrunde durch ein unterirdisches Feuer emporgehoben zu sein, recht eigentlich, um einen in der Welt einzigen natürlichen Hafen zu bilden. Als Cork und Lapeyrouse Kamtschatka besuchten, stand der Flecken Petropaulowsk auf der Landzunge, jetzt steht man hier nur noch halbverfallene Hütten, die zum Trocknen der Jukola (gedörrte Fische) dienen. Gegen Mittag waren wir an unsere Ankerplätze bugsirt, wo wir uns festlegten.

Im Hause des Kaufmanns Sacharoff fanden wir ein für einen längeren Aufenthalt geeignetes Unterkommen. Dieser Mann war in seiner Art eine merkwürdige Persönlichkeit. Er war 60 Jahr alt, aber noch rüstig und frisch wie ein Vierziger. Er galt für den besten Jäger und Hundeschlittenfahrer in Petropaulowsk, ja fast in ganz Kamtschatka. Auf seinen Handelsreisen im Innern der Halbinsel pflegte er mit seinen Hunden auf Wegen zu fahren, die kaum einheimische Kamtschadalen einzuschlagen den Muth haben.

Schon am folgenden Tage versahen wir uns mit Vorräthen und traten eine Reise in's Innere an. Wir waren vier Personen, außerdem begleiteten uns noch ein Arzt der kamtschadalischen Seekompagnie und der Vorsteher einer landwirthschaftlichen Anstalt, welche sich bei den heißen Quellen am Bache Paratunka befindet. In einer Schaluppe fuhren wir aus der Bucht von Awatscha in die von Targin, konnten aber auf dieser Fahrt des schlechten Wetters wegen wenig von der großartigen Landschaft sehen. Nach dreistündigem Rudern liefen wir in die Bucht von Targin ein, welche einen vortrefflichen Hafen bildet. Am Eingang rechts steht der Kosakenstein, auf welchem eine ungeheure Menge Seeraben und Möwen saßen. Dieser Kosakenstein muß durch einen unterirdischen Stoß von dem Granitvorgebirge losgerissen worden sein, zwischen ihm und der übrigen Masse ist nur etwa ein Klafter Raum und die Wände steigen senkrecht empor. Felsen dieser Art nennt man hier Kekura. Alles zeugt von sehr vulkanischen Umwälzungen, aber die Steinflächen liegen nicht horizontal, sondern sind unter mannigfachen Winkeln geneigt. Der Babuschkin-Fels und die drei Brüder, welche gleichfalls gewaltsam von den ihnen zunächst gelegenen Massen losgerissen zu sein scheinen, sind durch den furchtbaren, aus dem östlichen Meere heranbringenden Wellenschlag schon sehr überwaschen und irgend ein neuer Stoß wird sie in's Meer stürzen.

An der Bucht von Targin war in früheren Jahren ein volkreiches Dorf von Kamtschadalen, jetzt steht aber nur noch eine einzige Hütte eines alten Jakuten daselbst. Wir landeten am rechten Ufer und gingen etwa anderthalb Werst zu Fuß nach einem kleinen Süßwassersee, wo ein kleiner Kahn mit Jakuten unserer wartete. Das Wetter war schön, malerische Ansichten wech-

selten unaufhörlich miteinander ab, und wir hatten über den drei Werst langen See gesetzt, ehe wir es uns versahen. Im Sommer muß die Umgegend dieses Sees ganz reizend sein, denn selbst jetzt noch im October, wo die Bäume ihre Blätter verloren hatten und das Grün erbleicht war, zeigten sich uns wahrhaft liebliche Landschaften. Aus dem See fließt ein kleiner Bach, der in die Paratunka fällt, und neben demselben, nicht weit von dem See, wohnen zwei alte Matrosen mit ihren Familien. Um ihre Häuschen her sind Gerüste aufgeschlagen, um Fische zu trocknen, denn der Bach, über den eine Wehre angelegt ist, enthält eine unglaubliche Menge Fische, so daß man viele derselben mit der Hand fängt.

Wir setzten uns hier zu Pferde und ritten zwei Werst weit zu der Paratunka, über welche die Pferde schwammen, während wir auf einem Floß hinüberfuhren. Von der Paratunka bis zu den heißen Quellen dehnt sich eine weite Tundra aus, welche etwa 20 Werst im Umfange hat; sie ist mit hohem Gras bedeckt und völlig flach, ohne die mindeste Erhöhung, aber hinter den hohen Bergen, die sie einschließen, erheben sich auf der einen Seite die weißen Gipfel der Sopkas von Awatscha, auf der andern die stets etwas rauchende Wiljutschinskaja-Spitze. Als es dunkelte, gelangten wir an das Haus des Hrn. L., eines gebornen Kamtschadalen, der in Moskau in der landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalt erzogen war. Früher war hier ein volkreiches Dorf, im Jahr 1803 dagegen war es nur noch von 16 Menschen bewohnt. Jetzt lebte hier außer Hrn. L. noch ein Poselschtschik, d. h. ein zur Ansiedelung Verbannter, der bereits sechzig Jahre alt war, von riesenhaftem Wuchse und finsteren Gesichtszügen.

Das Haus des Hrn. L. liegt auf einer kleinen Anhöhe, von der man die Tundra in ihrer ganzen Schönheit übersieht. Neben dem Hause sind ein kleines Gärtchen und etliche Wirthschaftsgebäude, unten am Hügel liegen in geringer Entfernung von einander zwei kleine Seen von heißem Wasser, deren Quelle aus einem weißen Grunde hervordringt, weshalb auch einer der Seen der Milchsee heißt. Der wärmere See liegt dem Hause am nächsten und an demselben fließt ein Bach mit eiskaltem Wasser vorüber, an dessen beiden Seiten eine Menge kleiner heißer Quellen sich befinden. An dem wärmeren See ist eine kleine Badeeinrichtung angebracht, in welche man das warme Wasser aus dem See hineinlaufen läßt. Die Quellen sind schwefelhaltig und haben sich bei Hautkrankheiten sehr bewährt. Das Baden in dem Seewasser ist außerordentlich wohlthuend, am ganzen Körper verspürt man ein höchst angenehmes Gefühl, und kann sich, einmal im Wasser, nur schwer entschließen, es wieder zu verlassen. Durch die heißen Quellen ist dies Stückchen Erde auch sehr fruchtbar, im Garten wachsen vortreffliche Früchte und auf einer Strecke von 10 bis 15 Quadratklaftern, wo vor langer Zeit Kartoffeln gepflanzt worden waren, wachsen diese noch jetzt im Sommer und Winter von selbst, man braucht nur einmal im Jahr die Stelle umzugraben. Im Winter schmilzt hier der Schnee durch die innere Erdwärme von unten, und bildet eine Art Gewölbe, unter welchem man die ganze Zeit hindurch die vortrefflichsten frischen Kartoffeln erhalten kann. Die Erdrinde muß hier ungemein dünn sein, denn wenn man mit dem Fuße stampft, hört man ein dumpfes Geräusch, als wäre es unten hohl. Nachdem wir gebadet

und ein gutes Mahl eingenommen hatten, legten wir uns ächt militärisch auf ausgebreitetem Heu zum Schlaf nieder.

Am andern Morgen brachen wir in Begleitung eines Jakuten abermals auf. Im Winter geschieht alles Reisen in Kamtschatka mit Hunden, im Sommer zu Fuß oder zu Pferd, weil es keine Wege giebt, auf denen man fahren könnte. Leider giebt es aber auch wenig Pferde. Die Sommerwege sind größtentheils nichts anders als schmale von Bären ausgetretene Pfade, auf denen einer hinter dem andern marschiren muß. Voran zog der Jakute, welcher aus Langerweile ein einförmiges heimathliches Lied summte, ohne die Stimme oder den Ton zu ändern. Der Weg führte durch einen ziemlich dünnen Birken- und Pappelwald; das hohe Gras, eine Art Geißbart, reicht den Pferden bis an den Rücken, und an einigen Stellen war dasselbe zusammengetreten; der Jakute wies auf eine Stelle hin und sagte: hier hätten Bären miteinander gerauft. Der zottige Petz in Kamtschatka ist dem Menschen selten gefährlich, obgleich sich manchmal sehr große Thiere darunter finden; sie nähren sich großentheils von Fischen und streifen nach dem Fleische lebendiger vierfüßiger Thiere und Vögel lüstern erst dann umher, wenn der Fischfang in den Flüssen zu Ende geht. Dann kommen sie nach den Flecken und Dörfern, mitunter auch in die Städte. Sie sind indeß trotz ihrer Größe ziemlich feig und fürchten den Menschen. Frauen und Mädchen, welche um Gras und Beeren zu suchen in den Wald gehen und Bären antreffen, schlagen ihre Schürzen über die Köpfe und gehen mit durchdringendem Geschrei auf ihn los, worauf er, erschreckt von einer solchen Phalanx, stets die Flucht ergreift.

Nach einer Stunde gelangten wir an einen kleinen Bach Mikisch, neben welchem einer der früheren Gouverneure von Kamtschatka sich in einer sehr hübschen Gegend ein Haus nebst Garten, Orangerie, Badezimmern und allen übrigen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten erbauen ließ. Ueber dem Thor des Hauses stand die Inschrift: „ich selbst bin satt, die Hunde hungern!“ was so viel bedeuten sollte, als daß jeder Gast den für die Hunde erforderlichen Vorrath mitbringen solle. Jetzt steht das Haus verödet, der Garten ist mit Gras überwachsen, die Seitenflügel des Hauses und der Orangerie sind eingestürzt, Alles gewährt ein trauriges Bild der Zerstörung. Von dem Hause, oder wie man hier sagt, Palaste von Mikisch ist eine breite gerade Straße nach dem Flusse Bystraja durchbrochen; der Fluß führt seinen Namen mit Recht, im Frühjahr, wenn der Schnee thaut, überströmt er weit und breit seine Ufer und ein Uebergang ist dann garnicht möglich. Ueberhaupt ist in Kamtschatka während des Frühjahrs alle Verbindung unterbrochen, Bäche und kleine Flüsse, auf die man hier bei jedem Schritte stößt, schwellen durch die Schneeschmelze zu Strömen an, welche in ihrem verheerenden Laufe Alles mit sich fortreißen. Gegen Abend erreichten wir das jakutische Dorf Orlowka, das aber nur aus drei Jurten besteht. Das Wetter war klar und trotz der einbrechenden Dunkelheit schimmerten noch die weißen Gipfel der Sopkas von Awatscha im Rosenglanz der für die Ebene bereits untergegangenen Sonne.

Wir wanderten an den Jurten der Jakuten umher, welche ausgehauenen viereckigen Pyramiden glichen und sich in zwei Hälften theilten, die Winter- und die Sommerwohnung. In der ersteren war ein Bretterboden, ein russischer Ofen, überhaupt eine Einrichtung wie in einer russischen Bauernstube. In

der Sommerabtheilung dagegen war die Erde der Boden und im Dach eine Oeffnung für den Rauch angebracht, weil diese Abtheilung auch als Küche und Vorrathskammer für den Winter dient.

Wer in Kamtschatka reist muß stets zwei Dinge bei sich führen, Thee und Taback, namentlich Thee. Das erste, wenn man in ein Haus tritt, ist den Theekessel aufsetzen zu lassen, der sich so ziemlich in jedem Hause findet. Wenn derselbe aufgestellt ist, bereiten die gastfreien Bewohner des Hauses zum Mittagsmahl oder Abendessen Alles, was sich Gutes im Hause befindet und Niemand denkt daran eine Bezahlung dafür zu verlangen. Die ganze Familie ist vielmehr im höchsten Grade zufrieden, wenn der Gast ihnen nur Thee und Zucker zu nehmen gestattet, und er hat dies Zutrauen niemals zu bedauern, denn er wird keinen Verlust leiden. Beschenkt der Gast den Hausherrn vollends mit einer Rolle Taback, bewirthet er ihn mit einem Schnaps oder giebt er ihm etwas Thee, so ist die Hochachtung unbegrenzt und diese Freundlichkeit vergißt er nicht.

Nachdem wir in Orlowka übernachtet hatten, stiegen wir zu Pferde, ritten etwa zwölf Werst weiter über Hügel und Tundras, setzten über eine Menge Bäche und Flüsse und gelangten endlich nach der Ortschaft Chutor, das der in Petropaulowsk befindlichen Ackerbaugesellschaft gehört. Der hier vor mehreren Jahren begründete Musterpachthof, von dem man eine Verbesserung des Landbaus erwartete, ist fast untergegangen. Wir ritten über Stary-Ostrog nach dem merkwürdigsten Punkt unserer Reise, nach dem Flecken Karäcki. Hier stiegen wir bei einem ehemaligen Matrosen ab, der lange in den sibirischen Bataillonen, dann als Matrose gedient hatte, und sich noch sehr wohl einer stärkeren Einwohnerzahl in Kamtschatka, sowie des Einreißens der Pocken erinnerte. Bald kam auch der Unterbeamte Karäkoff, der das Amt eines Taion oder Fleckenvorstandes versah. Diese Würde ist wählbar, meistens aber fällt die Wahl auf einen Nachkommen der alten Taionfamilie, die eine Art von Aristokratie unter den Kamtschadalen bilden. Der ganze Flecken zählt nur 30 Einwohner. Ueberall in den Häusern fanden wir die sonst garnicht hier übliche große Reinlichkeit, selbst einen gewissen Grad von Luxus. Das Theeservice bestand aus englischem Fayence, einen Theekessel fanden wir fast in jedem Hause. Diesen Wohlstand verdanken die Einwohner vornämlich dem Verbot des Genusses von Branntwein. Früher schwindelten die fremden Kaufleute, welche unter ihnen umherreisten, um ihre kostbaren Pelze ihnen abzukaufen, diese ihnen für wenig Geld ab, nachdem sie sie zuvor mit Branntwein berauscht hatten. Seitdem dies Getränke gänzlich untersagt ist, tauschen sie ihre Zobelfelle nur gegen Thee, Zucker und andere Dinge ein, Branntwein wird nur in Petropaulowsk und in dem Dorfe Klintschewsko verkauft.

Alle Kamtschadalen sind Christen, hängen aber dennoch zum Theil an ihren heidnischen Götzen. Ihr Hauptgötze ist Kuchta, von dem viele Sagen im Schwange gehen. Einst, so heißt deren eine, reiste Kuchta in Kamtschatka und legte sich in einem Walde nicht fern von einem Dorfe zur Ruhe nieder. Da kam ihm die Lust an zu essen, er machte ein kleines Götzenbild und sprach zu ihm: „Gehe zum Taion, er hat viele Fische, bitte ihn um einige für mich, aber gieb Acht, daß sie gut sind!“ Der Taion sah das Götzenbild an und sprach: „Du bist ja nur ein kleiner Götze, wozu brauchst Du Fische? Du hast ja an einen einzigen Fischkopf für das ganze Jahr

genug. Geh' fort, sonst werfe ich Dich in den Fluß!“ Mit dieser Antwort kam der Götze zu Kuchta zurück, welcher darüber heftig ergrimmte, dem Götzen befahl, zu dem Taion zurückzukehren und alle Fische aufzuzehren. Den Fischen aber befahl er, nicht mehr in den Fluß zu gehen. Zu spät sah der Taion seinen Irrthum ein, und als er nun bemerkte, wie geschwind der Götze die Fische verschlang, flehte er um Gnade, aber der Götze hörte ihn nicht, sondern verzehrte alle Fische.

Im Sommer sammeln die Kamtschadalen Vorräthe für den Winter, salzen, trocknen und säuern Fische, sammeln Heu für das Vieh, säuern Tscheremscha, eine Art wilden Knoblauch, ein und bewahren sich mehlreiche Wurzeln. Im Herbst, wenn der Schnee zu fallen begonnen hat, gehen sie in die Berge auf die Jagd nach Steinböcken, welche um diese Zeit, wo sie auf den Gebirgen kein Futter mehr finden, in die Niederungen herabkommen. Im Winter jagen sie die Zobel, weiße und andere Füchse, Ottern, Land- und Seebären, wenn ihnen sonst nichts Anderes aufstößt, auch Hermeline, die sie sonst kaum eines Schusses würdig halten, weil ein so kleines Thier das Pulver nicht werth sei.

Nachdem wir in Karäcki übernachtet hatten, traten wir am folgenden Tage unsere Rückreise an, jedoch nicht auf demselben Wege, den wir gekommen waren. Wir hielten uns jetzt nahe am Meere, obwohl wir hier manche Mühseligkeiten zu ertragen hatten, namentlich weil wir zu Pferd waren. Nach viertägiger Abwesenheit Abends um zehn Uhr erreichten wir wieder glücklich Petropaulowsk. Diese Stadt hat eine Bevölkerung von 500 Seelen. Die meisten Einwohner sind Beamte, der Rest Kaufleute, entlassene Matrosen u. s. w. Die Häuser sind von Pappel- und Birkenholz, nur eins, das neue Haus des Gouverneurs, ist aus Fichtenholz und mit Eisen gedeckt, wie dies auch bei der Kirche angewendet ist. Steinerne Häuser giebt es hier nicht, theils aus Mangel an Backsteinen, theils wegen der häufigen Erdbeben, welche hier stattfinden. Am 6. Mai 1841 war hier ein so heftiges, daß die ältesten Leute sich keines ähnlichen erinnern konnten. Die Glocken der Kirche schlugen von selbst an, Schornsteine und Backöfen stürzten größtentheils ein, das Wasser entwich aus der kleinen Bucht und kam mit solcher Gewalt zurück, daß es die ganze Stadt wegzuschwemmen drohte; in der Mündung des Flüßchens Kolochtyrka stieg die Fluth auf 50 Fuß, und nicht weit von Orlowka riß ein Spalt in dem Boden, aus dem eine heiße Quelle hervorsprudelte. Alle Bewohner von Petropaulowsk glaubten, ihre letzte Stunde sei gekommen. Doch ließen die Stöße, die zwar noch Monate lang von Zeit zu Zeit wiederkehrten, in ihrer anfänglichen Heftigkeit nach. Erst im September hörten sie gänzlich auf.

Am 8. Oktober, während unserer Anwesenheit, fiel der erste Schnee, thaute jedoch bald wieder weg. Aber Ende Oktober fiel er in solcher Masse, daß unter Beihülfe der schon ziemlich starken Kälte der Schneeweg fahrbar wurde, zur großen Freude der Liebhaber von Hundeschlitten, die von nun an das Hauptgespräch des ganzen Städtchens ausmachten. Unsere Bekannten suchten uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, stellten namentlich Schlitten in Menge zu unserer Verfügung, aber die Zeit unserer Abfahrt näherte sich, da wir die strenge Winterkälte nicht abwarten durften.

Purgas, so nennt man heftige Schneestürme, welche oft die Häuser völlig zudecken, sind hier nicht ganz selten; man ist, wenn ein solcher eingetreten ist, von oben in die Wohnungen zu steigen, genöthigt.

Am 23. November war Alles zur Abfahrt bereit, wir arbeiteten uns durch das Eis aus der kleinen Bucht hinaus, wobei die mit Sägen ausgerüsteten Leute gute Dienste leisteten. Aber der Eingang der großen Bucht war noch durch Eismassen verstopft und drohte unsere Abfahrt zu hindern. Zum Glück erhob sich in der Nacht ein tüchtiger Wind, der das Eis zerbrach und uns am 24. Morgens abzusegeln verstattete.

2. Sibirien.

Der gesammte ausgedehnte Landstrich nördlich von der untern Tunguska und westlich vom nördlichsten Theil des Jenisei bis an die Lena war bisher noch völlig unbekannt. Weder kannte man die Produkte dieser Gegenden, wenn es deren überhaupt welche gab, noch die Lage und Größe der Flüsse, noch die Bewohner. Die einzige Expedition, welche hieher gelangte, traf hier im Winter ein, in Folge einer Strandung. Im Jahre 1735, als unter der Kaiserin Anna die Nordküste von Sibirien aufgenommen werden sollte, fuhr der Lieutenant Prontschischtschew mit einer Doppelsluup die Lena hinab und aus diesem Flusse heraus nach Westen die Küste entlang. Er überwinterte am Olensk und erreichte im folgenden Jahre nicht nur die Ausmündung der Chatanga, sondern folgte der Ausdehnung der Küste nach Nordwesten, von der man damals die erste Kunde erhielt. Er litt bis zum 77° 29′ sehr vom Schwimmeise, ohne das östliche Taimyr'sche Vorgebirge umfahren zu können. Genöthigt, umzukehren, wollte er einen zweiten Winter am Olensk zubringen, starb aber, noch ehe er dorthin gelangte. Das Schiff blieb indeß da und Lieutenant Chariton Baptef setzte die angefangenen Untersuchungen mit der größten Ausdauer und unter den mannigfachsten Beschwerden fünf Jahre lang fort. Die Arbeiten zu vollenden, übernahm Hr. v. Middendorp, dessen Mittheilungen über jene unwirthbaren Wildnisse wir Nachstehendes entnehmen.

Am 23. März 1843 verließen wir Turuchansk am Jenisei, einige Meilen südlich vom Polarkreis, und eilten mit acht schwerbeladenen Schlitten dem Norden zu. Anfangs von den am Jenisei angesiedelten Russen und Jakuten geführt, verfolgten wir den Strom nur mühsam durch die zum Theil aus weiter Ferne herbeigeschafften Hunde geschleppt. Später übernahmen uns Rennthiere der Nomaden jener Gegenden, so daß wir abwechselnd von Ostjaken, jurazkischen und chantaiskischen Samojeden gelenkt, in kurzem die nahe dem 69° N. Br. auf dem rechten Ufer des Jenisei gelegene Ansiedelung Dudina erreichten. Hier mußten wir, um neue Vorbereitungen zur Fortsetzung unserer Reise zu treffen, mehrere Tage verweilen. Nach eingezogenen Erkundigungen mußten wir darauf Bedacht nehmen, uns selbst ein Boot anfertigen zu können und uns auf 7 Monate mit Proviant versehen, wodurch

unser Gepäck bedeutend vermehrt wurde. Zu diesen Schwierigkeiten gesellte sich noch das Erkranken von zweien unserer Leute. Allein, da Dolganen und Tungusen vom Novil-See mit Rennthieren herbeigekommen waren, so durften wir nicht länger zögern. Es lag uns daran, die Samojeden jenseits der Päsina noch in ihren winterlichen Aufenthaltsorten anzutreffen. Deshalb brachen wir auf und nahmen unsere Kranken in einem aus Fellen zusammengefügten Kasten mit, obgleich am 1. April die Kälte mehr als 30° Reaumur betrug.

Wir wandten uns in der Richtung nach N. N. O., trafen an der Päsina wieder Samojeden, welche uns von Zelt zu Zelt anderen Führern und frischen Rennthieren brachten, so daß wir, da wir die sonnenhellen Nächte und das ziemlich günstige Wetter benutzten, im Fluge die sogenannte awamskische Tundra durchstrichen, dann eine Tagereise lang die in die Päsina sich ergießende Dudypta bis zu ihren Quellen verfolgten und darauf gen Osten bis an das Flüßchen Boganida fortzogen, welches der Cheta und somit der Khatanga sein Wasser zuführt. Zwei in dieser Gegend angesiedelte Russen sammt den Tungusen dienten uns als Führer.

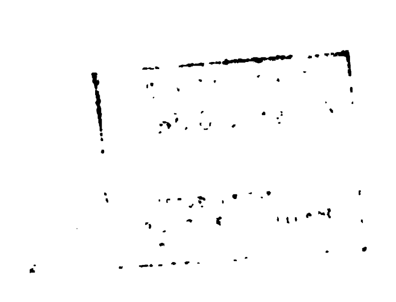
Leider kamen wir zu spät, nur eine an Rennthieren arme Samojedenhorde weilte noch hier. Ein heerdenreicher Dolganen-Crösus, auf den ich am meisten gerechnet hatte, war schon nach dem höheren Norden aufgebrochen. Da nun auch meine sämmtliche Mannschaft erkrankte, war ich genöthigt, die kleine aus vier Blockhäusern bestehende Niederlassung Korennoje Philipowskoje Simowje (71° 5′ N. Br., über 1200 Werst von Turuchansk) an der Boganida zu einem längeren Ruhepunkte einzurichten.

Ich selbst begab mich in einem leichten Schlitten auf die Reise an die Khatanga. Stromabwärts traf ich die ehrwürdigen Reste eines großen Bootes eines meiner Vorgänger, welches nun über ein Jahrhundert hier gelegen hatte. Verhältnißmäßig noch sehr gut erhalten, bewies das Tannenholz die Herkunft von der Lena, gleichwie im Bau der holländische Zuschnitt zu erkennen war. Dann besprach ich mich mit den Häuptlingen der Jakuten und Dolganen in diesen Gegenden, doch konnte ich wenig auf ihre Unterstützung rechnen. Als nun gar eine sehr bösartige Röthelepidemie, vom Anabar her die Khatanga hinaufrückend, Alles niederwarf, und ich in einzelnen Winterhütten die schrecklichste Hülflosigkeit antraf, indem sämmtliche Bewohner so krank lagen, so daß nicht Einer hätte Feuer anzünden und Wasser herbeibringen können, eilte ich zur Boganida zurück, mit dem Entschluß einen andern Weg einzuschlagen.

Schon unser Aufenthaltsort an der Boganida war sehr eintönig. Die Erzählungen der Samojeden über die Oede des höchsten Nordens verdoppelten meine Befürchtung, es werde unmöglich sein, die mir gewordenen Aufträge auszuführen. Deshalb war mir die Bereitwilligkeit meines Reisegefährten, Hrn. Br. äußerst willkommen, an der Boganida zu verweilen, während ich selbst mich den hiesigen Samojeden und Dolganen anzuschließen beschloß, die in jedem Frühjahr nördlicher zu ziehen gewohnt waren. Die Samojeden gehörten der Horde Aßja an, und behaupteten nebst den Dolganen die nördlichsten Bewohner des Taimyrlandes zu sein. Es ward abgemacht, ich solle



Nordöstliches Sibirien.



mich am 9. Mai in der Tundra am Flusse Nowaja einfinden, um mit ihnen vereint dann wo möglich bis zum Taimyr=See vorzudringen.

Mit großer Mühe und Anstrengung ward ein Boot, das zwölf Fuß im Kiel lang war, gezimmert, welches allein eine Narte (Schlitten) einnahm. Drei andere wurden mit Brennholz beladen. Drei meiner Leute und der mir beigegebene Topograph begleiteten mich. Am 7. Mai brachen wir auf. Mit 68 Rennthieren der russischen und jakutischen Ansiedler an der Boganida fuhren wir eine Tagereise weit den Fluß hinauf und schlugen dann in der großen nordischen Tundra eine nordwestliche Richtung ein. Die Epidemie, an der fast alle Anwohner an der Boganida darniederlagen, nöthigte uns, zum Lenken unserer Rennthiere Leute von der Cheta herbeizuholen, und der Tunguse selbst, der einzige kundige Führer, welcher uns bis an den Ort der Zusammenkunft mit den Samojeden zu bringen versprach, erkrankte.

Am 9. Mai hielten wir bei den steilen Uferabhängen eines Flusses, den unser nunmehriger Führer, ein Jakute, für die Nowaja erklärte. Fruchtlos durchspähte ich mit dem Fernrohr die weite Tundra, nirgends war ein Samojedenzelt zu erblicken. Ich vermuthete, wir seien zu weit nach Westen gerathen, ließ deshalb unsern Zug nach Osten fahren, und da sich noch immer kein Samojede gefunden, wurde auf einer Anhöhe ein Nothzelt aufgeschlagen. Endlich am dritten Tage trafen wir vier Zelte der Aßja=Samojeden, aber im bejammernswerthesten Zustande. Umsonst suchte ich nach den bekannten Gesichtern Derer, mit denen ich an der Boganida unterhandelt hatte. Sie seien alle todt, hieß es. Von 35 Menschen war nur Einer gesund, ein zweiter konnte das Lager verlassen, alle übrigen lagen hustend, stöhnend, röchelnd, nackt unter ihren Fellen in den Zelten. Mit Zurücklassung von sieben Todten, die sie nicht hatten beerdigen können, waren sie uns in ganz kleinen Tagereisen entgegengezogen, bis sie nicht weiter hatten kommen können. Wir befanden uns aber, nach ihrer Aussage, noch eine Tagereise von der Nowaja entfernt.

Uns gebrach es an zwei Fellwänden zu unserem Zelte. Durch die Krankheit waren die Weiber verhindert worden, die Felle zusammenzunähen. Nun überfiel uns in dem unvollkommenen Nothzelte am 15. Mai ein heftiger Frost. Nach drei Tagen folgten Stürme und Schneegestöber, wodurch wir auf unserm schlecht geschützten Lager nicht wenig von der Kälte und dem überall eindringenden Schnee litten. Wir lagen im Schnee tief vergraben, selbst des erwärmenden Thees gedachte man nicht mehr, aus Furcht sich rühren zu müssen.

Die erste kleine Tagereise legten wir am 19. Mai zurück. Am 24. fiel einige Stunden lang der erste Regen, der bald in Schnee überging. Langsam zogen wir weiter, oft waren wir genöthigt bei den Stürmen, welche unsere Schlitten dermaßen verschütteten, daß wir nur mit Hülfe von Schaufeln entdecken konnten, wo sie standen, anzuhalten. Am 28. Mai gelangten wir an die Logota, einem Zufluß des Taimyrflusses. Hier übernahm uns der Dolgane. Von nun an ward das Weiterkommen mehr und mehr durch das Erweichen des Schnees erschwert. Nur mit äußerster Anstrengung vermochten die Rennthiere die schweren Schlitten weiter zu ziehen. Wir mußten

uns begnügen, als wir am 2. Juni den Taimyrfluß erreichten, obgleich noch in großer Entfernung von seiner Mündung in die See. Mehrere Rennthiere waren unterwegs liegen geblieben und der Dolgane verließ uns treuloser Weise.

Auf einem kleinen Hügel in der Mitte des steilen Uferabhanges schlugen wir jetzt unser Zelt auf, hinter und neben uns das ganze rechte Ufer entlang die Tundra, während gen Westen und Norden in weiter Ferne jenseits des Flusses ein schroffer Gebirgszug den Gesichtskreis begrenzte. Wir richteten uns häuslich ein und fingen emsig an der Vollendung unseres Bootes zu arbeiten an, dessen Wände ich mit den Bodenbrettern unserer Narten bekleiden ließ. Bei solchem Flickwerk hatten wir freilich viel Mühe, es wasserdicht zu machen. Ich unternahm bei günstigem Wetter Ausflüge, obwohl das Blenden des Schnees weite Entfernungen unmöglich machte. Der Topograph beschäftigte sich mit der Triangulirung, zu deren Behuf die Instrumente mühsam auf Handschlitten geschleppt werden mußten.

Unterdessen stieg das Wasser fortwährend im Flusse, bis endlich am 18. Juni das Eis zum ersten Male in Bewegung gerieth und nach fünf Tagen, nachdem es mehrmals gestockt hatte, hinunterschwamm. Die regelmäßig trüben regnerischen Tage, welche mit den herrlichsten Nächten abwechselten, hatten uns schon lange den Tag mit der Nacht vertauschen lassen. Bald waren wir so weit, daß wir unser Boot vom Stapel lassen konnten. Eingedenk der vielen Schwierigkeiten, welche uns dieser Bau in der Oede unter 74° N. Br. verursacht hatte, taufte ich das Fahrzeug „Tundra." Gleich am folgenden Tage benützte ich es zu einer Reise stromaufwärts, theils um dem Ursprung von Flußgeröllen nachzuspüren, theils um meinen Leuten, von denen Einer noch niemals ein Ruder regiert hatte, Gelegenheit zu geben, sich in dieser Handthierung, sowie im Segeln, zu üben.

Eine Tagereise den Strom hinauf entdeckte ich auf einer Anhöhe, von der ich die Gegend mit dem Fernrohr übersah, daß der Fluß mehr und mehr sich vom Gebirge entferne. Ich kehrte deshalb um und fuhr in einen Arm hinein, der mich zu einem See leitete, dessen äußerstes Ende uns bis etwa auf zwei Meilen dem Fuß des Gebirges zu nahen erlaubte.

Am 4. Juli waren unsere ferneren Reisevorbereitungen beendet. Das Boot ward mit allem Nöthigen vollständig beladen und wir fuhren den Strom hinab. Nur unser alter Dollmetscher blieb zurück, er sollte den eingetretenen Zug der Lachse für einen Reise- und Herbstvorrath benutzen. Am folgenden Tage ruderten zu unserer großen Freude zwei Samojeden in ihren Kanoes heran. Wir schlugen ihrem Zelt gegenüber am linken Flußufer ein Zeltchen auf, in welchem ich den Topographen und einen Mann zurückließ, während ich selbst mit den andern, nachdem wir unsere Bootladung ausgeschifft hatten, nach unserem Hauptsitze zurückkehrte. Durch die Aussagen der Samojeden war ich überzeugt worden, daß der Taimyr-See viel weiter sein müsse, als der Dolgane mir vorgespiegelt hatte, daher es unmöglich war, fünf Mann und die übrige Bagage abgerechnet, uns mit einer einzigen Bootladung an Eß- und Brennmaterial auf längere Zeit zu versorgen. So sehr es nun unser Vordringen auch verzögerte, mußte ich mich doch zu doppelter Hin- und Rückfahrt bequemen.

Das Boot ward noch einmal beladen, der Dollmetscher nebst unserem ganzen Fischerzuge und einem großen Kanoe, das ich den Samojeden noch während der Tundrareise abgehandelt hatte, mitgenommen: so fuhren wir abermals den Strom hinab. Dieser ward nach und nach mehrere Werst breit. Wir trafen abermals Samojeden, die uns als letzten Standpunkt ihrer Horde, auf eine Landspitze verwiesen, welche jenseits eines Gewirres von Inseln liegen sollte, die eine über zwei Meilen breite Erweiterung des Flusses füllten.

Nach langem mühsamen Kämpfen mit Nordoststürmen, die fast beständig geworden zu sein schienen, erreichten wir am 10. Juli die uns von den Samojeden beschriebene Landspitze, wo wir unsere Ladung ausschifften und den Dolmetscher um Fische zu fangen, zurückließen. Ich benützte einen günstigen Sturm, der mein vortreffliches Segelboot in fast 24 Stunden zu dem Topographen zurückbrachte. Dieser nebst seinem Gehülfen und neuen Vorräthen wurde nun eingeladen, und, mit naturgeschichtlichen und anderen Untersuchungen fortwährend beschäftigt, fuhren wir jetzt mit Muße die jüngst zurückgelegte Straße abermals hinab.

Von den Höhen der Landspitze zeigten mir die Samojeden, welche der uns schon bekannten Aßja-Horde angehörten und in der That die letzten Menschen gegen Norden waren, den Taimyr-See, dessen westliches Ende vom Flusse durchströmt wird. Weiter abwärts hinderte, wie eine dunkle Sage erzählt, ein Wasserfall jede Weiterfahrt. Doch ich glaubte mich orientiren zu können, es konnte nicht mehr als 150 Werst bis zum Meere sein. Daher beschloß ich das Boot möglichst mit Vorräthen zu beladen, den Rest derselben sowie den Hauptertrag des Fischfanges, 150 Lachse, nebst Winterkleidung hier zu vergraben und mit der gesammten Mannschaft in einem Zuge das Meer aufzusuchen. Das Kanoe ward mit Netzen beladen und unserem Boote angehängt.

Beständige Nordoststürme verzögerten unsere Abfahrt. Endlich am 23. Juli machten wir uns mit Rudern auf den Weg. Bald aber waren wir genöthigt zu landen, lagen stille bis zum 26., und wurden dann bei erneuertem Versuche weiterzukommen, fast bis zu der Stelle zurückgedrängt, wo unsere Vorräthe lagen. Endlich am 27. überwanden wir die mißliche Stelle, hatten aber noch fortwährend mit contrairen Stürmen zu kämpfen, weshalb wir unserm Ziel nur langsam entgegenrückten.

Sobald der Taimyrfluß den See verlassen hat, durchschneidet er den Gebirgszug und wird hier theilweise durch steile groteske Felsmassen eingezwängt. Sein zunehmend reißendes Gefälle beförderte unsere Fahrt nicht wenig, und zwischen den mächtigen Felsenmauern wurden uns nun auch die fast immer noch aus Nordosten stürmenden Winde weniger hinderlich. Desto schlimmer erging es uns dagegen in anderer Beziehung. Statt, wie ich hoffte, überall Vorräthe an gefangenen Fischen vergraben zu können, sah ich unsere bisher überfüllten Netze mit jedem Tage leerer werden. Bald waren die Lachse, welche wir mitgenommen hatten, verzehrt, und ich mußte am 2. August an gelegener Stelle des Fischfanges wegen einen Rasttag machen. Alle Setznetze wurden in's Wasser gesenkt, die Mannschaft fischte mit dem Zugnetz, ich spürte im Gebirge wilden Rennthieren nach. Nach zwölf Zügen

hatte das Zugnetz bloß drei kleine Fische geliefert, und Rennthiere, die ich fand, ließen sich an günstiger Ortsgelegenheit nicht auf Schußweite nahe kommen.

Am 4. August fuhren wir wieder über einen kleinen See, am Abend wurde der letzte Zwieback verzehrt. Von jeder Anhöhe hoffte man das Meer zu entdecken, doch immer tauchten nur neue Felsmassen am Horizonte auf. Die Nacht vom 6. zum 7. August brachten wir in einer geräumigen Höhle zu, von welcher ich nach den Berichten früherer Reisenden vermuthen zu müssen meinte, sie sei nur noch 52 Werst vom Meer entfernt. Trotz unserer Noth und dem ersten Schneegestöber, welches heute uns an das Herannahen des Herbstes mahnte, wollte ich daher doch nicht umkehren.

Aus Mangel an Holz verzehrten wir die wenigen gefangenen Fische roh. Am folgenden Tag war zum ersten Mal das Wasser in den Pfützen gefroren, und von nun an hatten wir allnächtlich Frost. Am 9. August entdeckten wir die Spuren früherer Anwesenheit von Menschen: einen in drei Stücke zersägten Mammuthzahn, einen Holzscheit, der einem russischen Beil angehört zu haben schien, ein angekohltes Holzstückchen und den Unterkiefer von einem Pferde. Letzterer konnte nichts anders sein, als der Ueberrest eines leckeren Mahls der Jakuten.

Unverdrossen zogen wir weiter. Am folgenden Tage fanden wir ein ziemlich gut erhaltenes Mammuthskelett und zwei Stämme brauchbaren Holzes. Strom und Ebbe mit einander verbunden führten uns reißend schnell weiter. Schon dunkelte der Abend des 12. August, als ich durch mein Fernrohr einen großen Eisblock gewahrte und sogleich den schon gesunkenen Muth meiner Gefährten durch den Ausruf: unser Ziel, das Meer! wieder auffrischte. Mit neuer Kraft griffen sie zu den Rudern, Fluth und Nordwind waren uns entgegen, es bedurfte der äußersten Anstrengung. Nur mit Noth erreichten wir den Block, es war ein ungeheurer Würfel weißen Quarzes, den der Eisgang auf die Felseninsel hinaufgeschoben hatte. Auf derselben Insel aber stand ein Blockhaus, am Ufer lagen überall mächtige Stämme Treibholz umher, das Wasser war salzig und vor uns dehnte sich unbegränzt der Meerbusen.

Unsere Erwartung war also nicht betrogen, wir standen an der Schwelle des Meeres. Neubelebt und frischen Muthes stachen wir früh am nächsten Morgen in See, um wo möglich ein Vorgebirge zu erreichen, welches sich am östlichen Ufer in den Wogen spiegelte; allein es gelang uns nicht. Umsonst bemühten wir uns, eine Sandbank zu umschiffen, wodurch wir mehr und mehr nach Westen verschlagen wurden. Der Wind ward immer heftiger, gleichzeitig um einige Striche östlicher, wir mußten dem Drang der Wogen und des Windes nachgeben. Als ich endlich mit blutendem Herzen nahe dem 76° N. Br. das Steuer umwandte, um zurückzusegeln, als die überall in großer Menge um uns her auftauchenden Robben noch zu einiger Säumniß Veranlassung gaben, führten uns die Segel nur mit genauer Noth bis mehrere Werst vor die Insel, welche wir bei dem angestrengtesten Rudern doch kaum noch zu erreichen vermochten.

Nur die Furcht, meine Aufgabe im entgegengesetzten Fall nur halb zu lösen, hatte mich bisher vorwärts getrieben. Die große Entfernung, der reißende, jetzt für uns ganz ungünstige Strom ließen uns in so hoher Breite

bei schon vorgerückter Jahreszeit und den deshalb dunklen Nächten und anhaltenden Frösten, jetzt nur bei günstigem Winde noch auf eine glückliche Rückfahrt hoffen. Wenig war noch auf unsere Kräfte zu bauen, die seit der ganzen Reise schon so manche schwere Arbeit hatten ausrichten müssen. Die äußerst mangelhafte Nahrung und eine oft bis zur größten Erschöpfung getriebene Anstrengung hatten uns geschwächt, schon zeigten sich davon mannigfache böse Folgen. Häufig waren wir genöthigt im kalten Wasser zu waten, selbst bei stürmischem Wetter, wenn wir uns in den unzähligen Untiefen mit allen Segeln festgerannt hatten, oder wenn, was auch oft geschah, die weit sich ausdehnenden Schlammbänke der Ufer nicht anders als watend uns verstatteten, das trockene Gestade zu erreichen. Dazu kam, daß wir bereits seit zwei Monaten kein Zelt mehr kannten, sondern nur hinter einem auf Rudern und Stoßstangen aufgerichteten Windschutze die Nächte zubrachten. Ich mußte nothgedrungen schleunigst umkehren und trug dennoch die Ahnung eines bösen Ausganges im Herzen.

Mit einer tüchtigen Ladung Treibholz versehen, traten wir am 14. August früh unsere Rückreise an. Schon saßen überall breite Eisrinden an den Ufern des Flusses. Das Waten ward sehr beschwerlich und mißlich, das Fahrwasser hatte sich gänzlich verändert, der Spiegel des Flusses um fast einen Klafter gesunken, wir mußten nach wie vor der Untiefen wegen oft im Wasser marschiren. Zu unserem Glück blieb der Wind fest und beständig. Nur mit Hülfe stärkerer Stoßwinde bei der gleichzeitig unverhältnißmäßigen Segelfläche, die unsere Tundra führte — sie hatte außer den drei Hauptsegeln noch ein Lee- und ein Bramsegel — gelang es uns durch zwei Paar Ruder unterstützt, zwei Stromschnellen anzusteigen, die von steil hervor- und überragenden Ufern eingezwängt, unsere besten Schlepptaue an den vorspringenden scharfen Felsecken zerschnitten und das Boot wiederholt zurückgeschnellt hatten. Am 19. warf uns ein tüchtiger Windstoß, der aus einer Felsschlucht hervorbrauste, dergestalt an eine gegenüberliegende Felswand, daß der Rumpf unseres Bootes stark beschädigt wurde und das Steuer zerbrach. Frost und Nässe vereint setzten uns sammt dem Hunger stark zu. Täglich schneite es. Am 20. gelangten wir zu der Höhle, die uns bereits bekannt war, hier setzten wir unser Fahrzeug wieder, so gut es sich thun ließ, in Stand. Mit Eisrinden belegt, behängt mit Eiszapfen und von innen durch die überall eindringenden netzenden Schlacken beschwert, ging unsere Tundra jetzt sehr tief, wodurch die Fahrt immer mühseliger wurde.

Als ich am 24. August im Nordende des Taimyr-Sees mit eingerefften Segeln bei argem Sturm stark an den Wind hielt, um eine felsige Insel zu umschiffen, schlug Welle auf Welle über Bord, und das mit Wasser gefüllte Boot konnte ich nur dadurch retten, daß ich es mit vollen Segeln vor dem Winde fliegend auf eine Sandbank aufrennen ließ. Der heftige Sturm bei mehr als 2° Reaum. Kälte am Mittage verwandelte unsere völlig durchnäßten Kleider in Eisrinden. Es war kaum mehr auszuhalten. Ich war gezwungen, bis zum 28. stille zu liegen, da der Sturm unaufhörlich forttobte.

Indessen nährten uns unsere Netze, sowie auch mein Doppellauf immer kärglicher. Schon aßen wir die ekelsten Dinge, und als ich am 27., Alpenhühner suchend, von der Höhe durch das Fernrohr einen lang sich ausdeh-

nenden Silberstreifen im aufgeregten Wasser des Sees gewahrte, hieß ich die Mannschaft sich auf Alles gefaßt zu machen, denn mit dem nächsten Morgen müsse aufgebrochen werden, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter. Unser Kanoe ließ ich für den Fall des Sinkens bloß mit Gegenständen belasten, welche spezifisch leichter waren als Wasser, und hing es an das Boot. Das Wetter begünstigte uns, es ward immer stiller, die Kälte stieg auf 3° 2' R.

Die bösen Andeutungen, welche ich am vorigen Tage durch mein Fernrohr wahrgenommen zu haben glaubte, machten es mir zur Pflicht, westlich zu steuern. Wir ruderten nach dem Westufer des Sees hinüber und dann auf unserm Cours fort, bis wirklich — Eis uns den Weg versperrte. Nun suchte ich an dem Eisfelde entlang mich dem Flusse zu nähern, der jedenfalls noch offen sein mußte.

Unterdessen war völlige Windstille eingetreten, und mit Erstaunen und Bestürzung gewahrten wir, wie das eben noch von uns durchschiffte Wasser sich hinter uns mit dünnem, anschließenden Eise belegte. Die Gefahr, mitten im See einzufrieren, war augenscheinlich vorhanden. Eiligst kehrten wir um, mit dem Vorsatz eine Stelle aufzusuchen, welche wir früher bemerkt zu haben glaubten, an der nur ein schmaler Eisstreifen das Fahrwasser von der freien Wasserfläche trennte, welche sich bis an das westliche Ufer zu erstrecken schien. Durch frisch gebildete Eisrinden dringend, erreichten wir jene Stelle, und fingen nun an, uns durch das ältere Eis durchzuhauen. Nur wenige Klafter fehlten noch, als zu unserm Schrecken die südliche Hälfte des Eisfeldes sich in Bewegung setzte und uns mächtig drängte. In einem Augenblick war das Kanoe zerquetscht, es mußte eiligst gekappt werden, ebenso das Steuer. Unser Boot war in hartem Gedränge und begann Wasser zu schöpfen. Endlich gelang es uns, uns in freies Wasser hinauszuarbeiten. Von dem nachfolgenden Eise schwer bedrängt, ruderten wir in größter Eile noch etwa drei Werst bis an das westliche Ufer, bargen, kaum gelandet, in Hast die Ladung, schon drängte uns das auf dem Fuße folgende Eis. Von diesem unterstützt, zogen wir das mit Wasser gefüllte Boot an's abschüssige Ufer. Das Wasser floß hinten hinaus, unser Boot war vom Eise durchschnitten.

Mit dem Kanoe verloren wir einen kleinen Theil unserer Sammlungen, unsere Instrumente, alle unsere Netze, mehrere Geräthschaften u. dgl. mehr. Der empfindlichste Verlust war das Kanoe selbst, sein Untergang schnitt uns zugleich von den vergrabenen Vorräthen ab, so lange sich das Eis auf dem Taimyrfluß nicht festsetzte. Unsere einzige Hoffnung auf Rettung beruhte noch auf der Aussicht, am Fluß Samojeden anzutreffen.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als nun auf jede Weise fortzukommen. Wir schlugen einen großen Handschlitten zusammen und machten uns ohne Zögern am 29. auf den Weg trotz des abscheulichen Schlackenwetters. Dieses hatte auf den Gebirgen den spärlichen Schnee völlig aufgelöst. Gleich Messern hobelten die scharfen Felsblöcke überall Späne auf unsere Spur, und schon nachdem wir kaum drei Werst zurückgelegt hatten, brach der Schlitten zusammen. Wegen des Unwetters mußten wir an dieser Stelle übernachten. Die angestrengten Arbeiten im Boote, denen statt der Ruhe ermüdendes Fouragiren mit dem Gewehr folgen mußten, hatten nebst dem Hunger und den übrigen Strapatzen schon seit zwei Wochen an meiner Gesundheit genagt.

völlige Schlaflosigkeit rieb den Rest meiner Kräfte auf, so daß ich am 30sten früh in dem entscheidenden Augenblick mich gänzlich unfähig fühlte die Reise anzutreten.

Die Netze waren untergegangen, meine Erschöpfung verstopfte auch die letzte Nahrungsquelle, weil mein Gewehr dadurch außer Thätigkeit gesetzt wurde, nur der schleunigste Aufbruch mit dem geringen Vorrath konnte vielleicht noch meine Gefährten retten. Ein Nothrest an Bouillon, den ich für den äußersten Fall bei Seite gelegt hatte, ward in fünf gleiche Theile getheilt, unser wandelndes Fleischmagazin, mein völlig ausgehungerter treuer Freund, der für zoologische Zwecke eigens dressirte Hund ward abgeschlachtet, Blut und Knochenbrühe gemeinschaftlich verzehrt, das Fleisch gleichfalls vertheilt.

Ein Bündelchen Kleidungsstücke auf dem Rücken, die genannten Vorräthe in der Tasche, so brach die Mannschaft am 31. August auf. Ich blieb allein zurück in der Nähe des 75. Grades N. Br. Den Windschutz wandelte ich, so gut es anging, in eine Höhle für mich um.

Wenige Tage später, am 3. September, war der ganze See mit haltbarem Eise bedeckt, es verließ mich meine letzte Hoffnung — die Schneeammer zog gen Süden. Meine Kräfte schwanden, während drei Tagen war ich nicht im Stande aufzustehen, um mir Trinkwasser zu holen. Dann aber befand ich mich allmählig besser. Die nächsten Tage brachten jetzt mehrere der berüchtigten Schneegestöber des sibirischen Nordens. Sie vergruben mich völlig. Nachdem ich achtzehn Tage lang in diesem fatalen Zwischenzustande zwischen Verhungern und Erfrieren hingebracht hatte und vergebens auf Hülfe harrte, gewann ich die Ueberzeugung, daß meine Gefährten umgekommen sein müßten.

Ein fluglahm zurückgebliebenes Alpenhuhn diente mir zu einer erquickenden Speise. Ich faßte, obwohl sehr kraftlos, den Entschluß, die vergrabenen Vorräthe aufzusuchen. Auf einen kleinen Handschlitten packte ich Kleidungsstücke, Gewehr nebst Munition, mein Tagebuch und manches andere, was ich am wenigsten zu entbehren wünschte. Dann brach ich langsamen Ganges auf und ruhte oft. Gegen Mittag erblickte ich auf einem freien, mir wohl bekannten Abhang des Gebirges drei Punkte, welche früher nicht dort gewesen waren. Da sie sich bewegten, veränderte ich die anfangs von mir eingeschlagene Richtung. Wir näherten uns einander. Es war mein Freund, Loitschun, der Aßja-Häuptling, welcher, von einem unserer Leute geführt, mit drei Schlitten mich aufzusuchen sich auf den Weg gemacht hatte. Wegen Mangel an Rennthiermoos mußten seine Rennthiere an 150 Werst ohne Futter zurücklegen. Man kann sich denken, welch' ein freudiges Begegnen!

Nun erfuhr ich, daß meine Mannschaft, dadurch begünstigt, daß das Eis eines tief vorgreifenden Busens des Sees sie trug, schon am vierten Tage Samojeden angetroffen hatte. Die Gewalt der fortwährenden Schneegestöber hatte sie abgehalten, mir bisher zu Hülfe zu eilen, einmal sogar sie wieder zur Umkehr gezwungen, nachdem sie lange rathlos umhergeirrt waren.

Am 19. September brachten mich die treuen Samojeden in mein Zelt, wo wir uns alle glücklich, obgleich mit vielen Nachübeln unserer beschwerlichen Reise kämpfend, versammelt sahen. Das zurückgelassene Gepäck ward abgeholt, das Einpacken schleunigst besorgt, und im Geleite aller Samojeden,

welche die Rückreise antraten, wandten auch wir am 28. September dem Taimyr den Rücken.

Nach Verlauf von fünf Monaten begrüßten wir freudetrunken am 8ten October den Waldsaum, und am 9ten, nach mehr als 150 Tagen ununterbrochenen Zeltlebens, die Rauchhütte an der Boganida, die Reisegefährten und frisch gebackenes Brod. Herr Br. hatte hier eifrigst seinen Untersuchungen und mit Erfolg obgelegen. Nachdem eine Woche verstrichen, waren wir reisefertig und begannen nun unsere Rückreise auf demselben Wege, den wir im Frühjahr gekommen waren. Trotz meines Drängens und Treibens ging es jedoch so langsam, daß ich mich gezwungen sah, unseren Troß zu verlassen und mit Hunden Tag und Nacht ohne zu rasten nach Turuchansk zu eilen, wo ich noch glücklicherweise am 18. November vor Abgang der Post anlangte.

Afrika.



Afrika ist auch ein Theil der alten Veste, aber den vergangenen Geschlechtern nicht weniger räthselhaft, geheimnißvoll und unbekannt, als den gegenwärtigen. Die Alten kannten nur die Länder seiner Nordküste: das Land der Wunder, Aegypten, einen Theil der unwirthbaren libyschen Wüste, das Land der Punier ꝛc. Dem unermüdlichsten Forschergeiste, der seit Jahrtausenden schon sein Auge dorthin gewendet, dem unerschrockensten Wandermuthe ist Afrika bis auf die neueste Zeit herab unzugänglich geblieben. Der Schleier des Geheimnißvollen, der seine Höhen und Tiefen, seine Ströme und Seen, seine Wüsten und Steppen bedeckt, ist noch nicht gelüftet worden. Seitdem 1487 der Portugiese Bartholomäus Diaz die gen Süden gestreckte Spitze Afrika's umschiffte und zehn Jahre später Vasco di Gama diesen Versuch wiederholte, that man auch einen Blick in die weide- und waldreichen Gegenden des Cap und die hinter diesen gelegenen wasserlosen Hochsteppen, die Karruhs. Neuerdings haben mehrere Reisende mit verschiedenem Erfolge in das noch völlig unerforschte Innere einzudringen versucht, aber ihre Berichte liefern uns noch keineswegs einen Gesammtüberblick über den ganzen Welttheil.

Die Küsten Afrika's sind merkwürdig abgerundet, fast ganz ohne Buchten und Meereseinschnitte. Es ist ein Körper ohne Glieder, ein Torso, der auf den Fluthen des Oceans schwimmt, ohne daß diese einen wesentlichen Einfluß auf seine Gestalt auszuüben im Stande wären. Vorherrschend ein festes Land, dehnt es sich in einer Länge von 500 Meilen unterhalb der Linie des Aequators, und entbehrt jener Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Bodenumrisse, welche durch eine reiche Abwechslung von Berg und Thal, von Hochebene und Niederung auf der Oberfläche hervorgebracht werden. Wir kennen nur sein ausgedehntes Hochland im Süden, sein ungeheuer großes Tiefland im Norden, mehrere seiner vereinzelt dastehenden Gebirge, den Atlas, das Mond-, das Kong-Gebirge; viel mehr noch ist uns unbekannt geblieben. In seinen glühenden Landstrichen in der Mitte, wo die Grabhügel kühner Reisenden sich erheben, die theils dem Klima, theils dem Verrath der Mohren erlagen, schimmern hin und wieder umfangreiche Landseen, welche wahrscheinlich die Gluth der Tropensonne mildern und der Luft eine größere Feuchtigkeit mittheilen. Dennoch ist das Klima vorherrschend heiß und trocken. Afrika liegt nur innerhalb einer Zone, der des Regens, nirgends auf seinen niederen, in gleicher Höhe mit dem umfluthenden Ocean liegenden Ebenen fällt jemals Schnee; es ist verhältnißmäßig heißer als die übrigen Erdtheile, welche unter gleicher Breite liegen. Ueberdies entbehrt es einer dauernden Gleichmäßigkeit der Temperatur. Auf eine unerträglich sengende Tageshitze folgen

sehr kühle Nächte, während welcher schon nahe dem Aequator und in geringer Höhe Wasser gefriert; furchtbare Regengüsse entladen sich plötzlich und verscheuchen gewaltsam die alles Leben erstickende Dürre; entsetzliche Stürme verdrängen langwierige Windstillen. Es bleibt das Land der Räthsel und unverstandenen Gegensätze.

Zuerst machen wir einen Gang durch die Trümmer ehemaliger Größe an seinen nördlichen Gestaden, durch das Thal des Nils und durch die Wüste, sehen uns dann in den mittleren Gegenden und an den Küsten um, durchstreifen endlich seine jagdreichen Gründe im Süden.

I. Nord-Afrika.

1. Ruinen von Karthago.

Freuen wir uns, daß wir die schrecklichen, die Ringmauern von Tunes umgebenden und ihre Luft verpestenden offenen Kloaken, die schmutzige, von Grabhöfen unterbrochene, nördliche Vorstadt im Rücken haben; nun lassen wir die bewaldete nach Norden streichende Hügelkette, die in der karthagischen Geschichte wiederholt eine Rolle spielt, und das in üppigen Gärten freundlich daliegende Ariana zur Linken und halten uns etwa eine Stunde hart an dem Sumpfsee entlang, der mit nicht großen Kosten in ein so herrliches ungeheures Hafenbassin umgewandelt werden könnte, dann von diesem abbiegend durch die hier nur aus kleinen verschrumpften Bäumen bestehende Olivenpflanzung; — bald mahnen uns vereinzelte Trümmerhaufen an das Leben, das einst diesen Fleck bewegte. Wir eilen bei dem Trümmerhaufen von Ma'lka und dem übrigen Gemäuer vorbei, dann das herrliche Frucht- und Gartenland von Mirsa zur Linken lassend, gerade auf die dieses ganze Terrain beherrschende, in's Meer nach Osten vorspringende und das den Schiffern wohlbekannte Cap Carthagine bildende, malerische Anhöhe zu. Hier liegt über einem kleinen, aus saubern Häuschen bestehenden, nach Süd-West die Ebene überschauenden Orte das Grabmal des mit fanatischer Verehrung betrachteten Heiligen Bu-Said el Bekri.

Besteigen wir auch noch den auf den Grundmauern eines großen ältern, wohl aus dem Mittelalter stammenden Quaderthurmes errichteten Leuchtthurm, en madur, der weit über das Meer hin, das sich an den steil abfallenden Höhen mit lautem Geräusch bricht, dem Seefahrer das ersehnte Cap anzeigt, und von dieser Höhe, wo wir uns 425 Pariser Fuß über der Meeresfläche befinden, eröffnet sich uns ein unbeschreiblicher Anblick — eine Gegend so großartig und lieblich in ihrer üppigen Mannigfaltigkeit, wie ungeheuer wegen der an sie sich knüpfenden Erinnerungen. Wenn man sich dann an dem Eindruck des ganzen Bildes der reich bekleideten Hügel, unterbrochen von den mit Früchten aller Art prangenden Gärten, aus deren üppigem Grün

die Paläste und Schlösser der Tunesischen Großen und Europäischen Consuln in ihrem weißen Glanze hervorschimmern, dann die weiten Oelpflanzungen und dahinter Ariana; am Fuß des Höhenzuges weiter nach Süden der See, durch die Landzunge von Fum el Halk vom Meere getrennt, an seiner Rückseite Tunes, von kegelartig schroff gestalteten Felshöhen umgürtet, über die weit aus dem Süden über dem Zweihorn herüber in blauem Dunste der Sauan hervorragt, dessen Quellenerguß alte Pracht und Ueppigkeit nach eben dieser Herrscherstadt herbeiführte, und wie von hier der Bergzug in mannigfaltigen Formen sich nach dem vas Abdar hinumzieht und den prächtigen Golf mit dem hinter uns im Norden mächtig in's Meer hinausschiebenden Felszug von vas Sidi Ali el Mekki oder Cap Farina bildet: — wenn man sich an diesem Anblick geweidet hat, um auf das Einzelne zu achten, so wird man die ganze Eigenthümlichkeit der Lage Karthago's würdigen.

Auch jetzt noch, wo durch die Ausschwemmungen des Bagradas, des Medscherda der heutigen Bewohner, der nach deutlichen Spuren und bestimmten Angaben in früheren Zeiten seinen Lauf viel weiter südöstlich nahm, außerordentliche Veränderungen eingetreten sind, erkennt man die halbinselartige Natur der Oertlichkeit. Es ist ein in reicher Abwechselung sich abwelkender, nur durch niedriges Land an das Festland gebundener Hügelstreif, der sich vom Dschebel K'amart oder Dschebel Chaui, dessen Gipfel 315 Fuß die Meeresfläche überragt, im N.N.W. nach S.S.O. hinzieht, nur von einer Einsenkung unterbrochen, die jetzt mit dem anmuthigen Garten von el Mirsa bedeckt ist, hinter der das Terrain in gewellten Formen wieder aufspringt, und in der höchsten Spitze dem Cap Carthagine, worauf wir uns befinden, 393 Fuß über der Meeresfläche in's Meer vortritt. Auf dieser Halbinsel, welche jedoch in früherer Zeit eine andere Gestalt hatte als gegenwärtig, stand einst die Punische Stadt, hier aber stand auch später das Römische, Vandalische und Byzantinische Karthago, nur nicht in denselben Grenzen. Denn obgleich das Terrain der ganzen Punischen Stadt verflucht und für ewige Zeiten als unheilig zum Wiederanbau einer Stadt erklärt wurde, so betraf doch insbesondere der Fluch die Byrsa und Megara, aber auch dieser ward nicht lange beachtet. Denn die dem Zerstörer Karthago's, Scipio Aemilianus, feindliche demokratische Partei, welche bald wieder in Rom zu Ansehen gelangte, brachte es dahin, daß schon nach 24 Jahren das neue Junonia an der Stelle des alten Karthago entstand. Doch war es erst Julius Cäsar, der den Wiederaufbau emsig förderte, ohne ihn jedoch zu vollenden. Obgleich diese neue Römische Stadt ganz an der Stelle des großen selbstständigen Karthago's stand, so nahm sie doch nur einen Theil des weiten Terrains ein, diejenigen Quartiere, welche damals am bewohntesten gewesen waren. Wie das alte ward auch das neue Römische Karthago unter den Schutz des Aeskulap gestellt, und der Tempel der Coelestis (dea Coelestis) war prächtiger und ihr Cultus blühender fast mächtiger als je.

Die Ringmauer der alten Punischen Stadt umspannte die ganze Halbinsel. Sie folgte nach der Meeresseite den Umrissen der Küste, und zu diesem Theile der Befestigung gehören wohl noch die Quaderruinen im Meere an der Küste, von der Landzunge von Fum el Halk bis zum vas Sidi bu Said entlang und vor der niedrigen Küste el Mirsa. Auf der Seite, wo die Stadt mit dem Festlande zusammenhing, ist der Lauf der Ringmauer dagegen

nicht genau mehr nachzuweisen. Sie glich in ihrer geräumigen dreifachen Aufeinanderfolge und den darin enthaltenen Ställen und Magazinen für 300 Elephanten, 4000 Pferden und 24,000 Mann und dem für diese ganze Heeresmacht erforderlichen Mund- und Kriegsvorrath, einem großen befestigten Lager.

Das bedeutend kleinere Römische Karthago, welches den südlichsten Theil des alten einnahm, erhielt erst später, als bereits die Zeit seiner Blüthe vorüber, eine Schutzmauer, deren Richtung sich noch genau nach den innerhalb derselben vorhandenen Ruinen verfolgen läßt. Diese zeigen nämlich die ursprüngliche Anlage des Neubaues in großen regelmäßigen Vierecken, wovon achtundzwanzig innerhalb und zwei außerhalb der Mauer lagen. Augustus, der den Neubau weiter führte, sandte dreitausend Römische Colonisten, von denen je hundert ein solches Viereck erhielten.

Im Süden der Halbinsel lag der Hafen der Stadt, etwa tausend Schritt nördlich, wo die schmale Landzunge, den See von Tunes abschließend, sich nach dem Hafenort Fum el Halk oder la Goletta hinwendet. Er bestand aus zwei noch vorhandenen Wasserbassins, das eine südlichere etwas länger, das andere mehr rund mit einer kleinen Halbinsel darin, welche beide durch einen niedrigen Aufsprung vom Meere nach Osten getrennt sind. Sie gewährten 220 Fahrzeugen Raum und waren deshalb für die nachmals viel bedeutendere Flotte Karthago's ungenügend. Aber die Kriegsschiffe der Punier stationirten auch zur Zeit der Blüthe ihrer Macht an andern Punkten, auch erbaute man damals außerhalb der Mauern einen neuen Quai, auf dem die Kauffahrer in Sicherheit und mit Bequemlichkeit ihre Waaren abladen und zum Verkauf auslegen konnten. Seine Quaderfundamente sind noch heutigen Tages an der Südspitze, die von dem südlichen Bassin in's Meer vorspringt und auf der sich gegenwärtig eine kleine Batterie befindet, sichtbar. Dagegen finden sich bei jenen beiden Bassins durchaus keine Quaderreste, wie man nach der Beschreibung der mächtigen Quais erwarten sollte. Es ist aber auch kein Zweifel, daß gerade dieses Quartier, welches hauptsächlich die Macht der Nebenbuhlerin begründet hatte, gänzlicher Zerstörung von den Siegern preisgegeben wurde, und daß von dieser Oertlichkeit auch nach allen Veränderungen, die sie in spätern Jahrhunderten erfahren, im Mittelalter und in der neueren Zeit von Muselmännern und von Christen alles brauchbare Material, was ja vorzugsweise das Quaderwerk betraf, fortgeschafft wurde. Wie Vieles ist nicht an den verschiedensten Gestaden des Mittelmeers von den Ruinen Karthago's erbaut worden!

Die langgestreckte nur 300 Fuß breite Landzunge, die sich in der Zeiten Lauf an die nur schwache einfache Mauer, welche von der den Isthmus von Meer zu Meer durchschneidenden dreifachen Mauer sich nach dem Hafen hinumbog, verrätherisch angelagert hatte, um im letzten Augenblick verzweifelter Gegenwehr dem Erzfeind den Hauptstützpunkt erfolgreichen Angriffes darzubieten, ist offenbar der Kern der Landzunge, die sich im S. W. jener Bassins nach Fum el Halk hinzieht. Hier war im Innern der Stadt ein geräumiger Platz, der den Belagerten erlaubte, dem schon eingedrungenen Feind wohlgeordneten Widerstand entgegenzusetzen und ihn dergestalt mit Verlust wieder hinauszuwerfen.

Die Citadelle der Stadt, die Byrsa oder Bosna, welche nur durch den

großen Marktplatz vom Kriegshafen und dessen mächtiger Umgebung getrennt wurde, lag auf dem Hügel von St. Louis, dessen fast regelmäßiges, nach dem Meere zu ein wenig abgeneigtes Plateau an der höchsten Stelle 188 Pariser Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Dieser Hügel gehört gegenwärtig Frankreich, die Punische Byrsa den Parisern. Auf dem höchsten Punkte seiner Fläche ist eine Kapelle errichtet, in der das Herz des frommen Königs, Ludwig des Heiligen, schlummert, des letzten fürstlichen Kreuzritters gegen die fremdgläubigen Besitzer des heiligen Grabes, der hier am 13ten August 1270 verschied. Der Fußboden im Innern der Kapelle wird von einem recht anmuthigen Mosaik gebildet, in zierlicher schöner Zeichnung und lebhaften Farben verschiedene Gattungen Fische darstellend, welches der französische Consul in Susa, Mr. Pelissier, in den Ruinen des fischreichen Sulletta gefunden und hieher geschafft hat. Umher an den Wänden der, sich an die Kapelle klosterartig anschließenden Kammern hat man ein kleines Museum von meist in den Trümmern Karthago's, zum Theil aber auch andern, besonders in den Ruinen der alten Thysdra gefundenen Römischen Alterthümern aufgestellt, worunter sich unter andern auch einige leidlich erhaltene Statuen befinden. An den Abhängen und am Rande des Hügels sieht man noch heute viel starkes Cementgemäuer mit einigen vortretenden Carrés, welche vielleicht einen geringen Theil der Befestigungsmauer ausmachten. Stattlich muß diese Burg in der That ausgesehen haben, wie sie von ihren dreifachen Mauern umschlossen war, die sich terrassenförmig und vielleicht in verschiedenartiger Farbenpracht über einander erhoben, während über sie stolz auf hoher Basis, auf welche sechszig Stufen hinaufführten, der weit über das Meer sichtbare Tempel des Esnum, Aeskulap's, stand, der als Gott des Himmelsgewölbes würdig auch dem Himmel am nächsten seinen Sitz hatte. Er war die Schutzgottheit der Stadt, die er von seinem hohen Sitze herab beschirmte, und in seinem Tempel wurden die wichtigsten geheimen Verhandlungen des Senates, die das Wohl und Wehe des ganzen Staates betrafen, verhandelt.

Und dieser Hügel verlor nicht seine Bedeutung mit der Zerstörung der Punischen Stadt. Trotz aller Verwünschungen ward die Byrsa der Mittelpunkt, die Burg auch des Römischen Karthago's, soweit man in einer offenen Stadt von einer Burg reden kann. Hier scheint auch das praetorium gestanden zu haben, das seit Genserichs Eroberung in den Vandalischen Palast verwandelt wurde und dann wieder den Byzantinischen Statthaltern zum Aufenthalt diente.

Zu Füßen der Citadelle lag der geräumige Marktplatz mit der Curie, dem Tribunal und dem Tempel des Gottes, den die Griechen Apollon nennen, vielleicht des Baal-Hammon mit goldenem Bilde in goldenem Kapellchen. Vom Marktplatz, der zwischen dem Hügel und dem Meer gelegen war, führten die drei engen, mit sechsstöckigen Häusern eingeschlossenen Straßen, welche bei Erstürmung der Stadt Schritt für Schritt vertheidigt wurden, auf die Burg hinauf. Die mittlere stieg wohl in Treppen zu dem Tempel des Esnum hinauf, die beiden andern, für Wagen passirbar und weniger steil, schlängelten sich an den Seiten den Hügel hinan. Die erstere erhielt von dem Tempel, zu welchem sie im Römischen Karthago führte, den Namen via salutaris, vielleicht ist sie der Pfad, der eben dort vom Fuße des Hügels nach dem Meere hinabsteigt und zu beiden Seiten mit Haufen verfallenen Gemäuers bedeckt ist.

Steigen wir den Burghügel nördlich hinab, so sehen wir auf einer Unterterasse einer zu Prachtgebäuden trefflich geeigneten Plattform die Trümmer oder vielmehr die Grundmauern eines großen oblongen Gebäudes, wohl unzweifelhaft eines ansehnlichen Tempels. Man glaubt darin das berühmte Heiligthum der Cölestis wieder zu erkennen. Der Kultus dieser Göttin, „der Herrin aller Elemente, der umanfänglichen Schöpfung der Jahrhunderte, der obersten aller Gottheiten, des gleichförmigen Antlitzes aller Götter und Göttinnen" war bei den Afrikanern dergestalt eingewurzelt, daß er nicht allein im Römischen Karthago mit hochverehrtem Orakel in größtem Ansehen stand, sondern selbst in der schon christlichen Stadt neben den christlichen Ideen sich lange Zeit erhielt. Constantius erließ im Jahre 421 einen ausdrücklichen Befehl, diesen Tempel zu zerstören; bei der früheren Zerstörung unter Honorius waren nur die Altäre weggeräumt, die Erhaltung der Gebäude dagegen anbefohlen. Dieser Tempel war ein überaus prächtiges Bauwerk, und sein mit Musivarbeit und kostbaren Säulen geschmückter Hof soll mit den um ihn herliegenden Tempeln oder Kapellen untergeordneter Gottheiten einen Raum von zwei Millien eingenommen haben.

Südlich von der Byrsa liegen die Ueberreste eines Gebäudes, in welchem man ein Bad, vielleicht die thermae Gargilianae, eine der prächtigsten Bauten des späteren Karthago wieder erkennt. Hier ward an den Kalenden des Juni 411 eine Disputation zwischen Donatisten und Katholiken zur Ausgleichung der Zwistigkeiten gehalten, welche in der afrikanisch-christlichen Kirche stattfanden. Von hier ein wenig südwestlich erkennt man deutlich die Umrisse eines sehr geräumigen Circus, der bei etwas mehr als 300 Fuß Breite, deren 1600 Fuß Länge hat. Die Länge der Spina ist noch zu 1000 Fuß sichtbar, und am südöstlichen Ende, wo noch Spuren des Thors sich erhalten haben, bemerkt man die Trümmer eines viereckigen Gebäudes, vielleicht der Tribüne, von der herab der Proconsul das Zeichen zum Abrennen der Wagen gab.

Etwa siebenhundert Schritte nordöstlich vom Circus stoßen wir auf die nicht bedeutenden Spuren des Amphitheaters, das nach der Beschreibung des Edrisi von unvergleichlicher Schönheit gewesen sein soll. Sein Umkreis erhob sich in 50 Bogen aus 5 Arkaden übereinander, wenn gleich sein Längen- und Weitenmaß, etwa 300 und 100 Fuß, nicht so außerordentlich zu nennen ist. Der Schlußstein der unteren Bogenreihe war mit Sculptur geschmückt, welche vierfüßige Thiere, Vögel und Menschen in allerlei Beschäftigungen darstellte, während die vier Himmelsgegenden durch die Gestalten der Windgötter angezeigt wurden. Dieses Amphitheater ward vielleicht auch zu Naumachien benutzt, indem wir, wenn wir uns nach Norden wenden, bald an einen kleinen Kanal kommen, der uns zu den großen Wasserbehältern von Malka oder Moallakah hinführt, sogenannt, weil auf den Gewölben und zum Theil selbst in ihnen ein kleines elendes Dorf steht, das diesen Namen führt. Obgleich sich diese Wasserbehälter in sehr zerstörtem und verschüttetem Zustande befinden, so erkennt man doch noch, daß es ein ungefähres Quadrat war, welches von meist nebeneinander und einigen quer gelegten Gewölben eingenommen wurde. Eine Gruppe kleinerer Cisternen befindet sich unweit südwestlich.

An jene großen Cisternen schließt sich eins der bewunderungswürdigsten Bau-

werke Karthago's an, jene ungeheure Wasserleitung, die von dem höchsten Berge des ganzen engeren Karthagisch-Lybischen Gebietes, dem herrlichen Sauan, auf einer geraden Entfernung von acht deutschen Meilen, die aber durch die Windungen der Leitung zum wenigsten verdoppelt wird, bald die Eingeweide der Höhen in unterirdischem Laufe durchschneidend, bald weite Thäler in hohen Bogen überspannend, den klaren reichen Quell den Bewohnern der Stadt zuführte, — das Staunen der arabischen Eroberer, welche dieses Bauwerk unter die Wunder der Welt zählten. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die erwähnten großen Wasserbehälter von Malka, die außerhalb des Römischen Karthago lagen, die älteren Bauten sind, die Wasserleitung dagegen entweder von Hadrian angelegt und von Septimius Severus restaurirt oder von diesem angelegt wurde. Sie gleicht vollkommen den Römischen Wasserleitungen, die Pfeiler bestehen theils aus solidem Quaderwerk, theils aus in Quadratumschluß eingestopftem Cementwerk, die Bogen aus diesem allein. Die eigentliche Wasserröhre 2½ Fuß breit und etwa 3½ Fuß hoch, so jedoch, daß das Wasser wirklich nur bis zu einer Höhe von 3 Fuß darin geflossen zu sein scheint, ist mit trefflichem Cement überkleidet und oben gewölbt. An einigen Stellen auf dem Wege nach Udina sieht man Stücke verschiedener Arbeit, unter andern auch da, wo der Kanal unter der Erde fortläuft, in kurzen Zwischenräumen auf denselben hinabsteigende senkrechte Schachte, welche den Fundamenten runder Thürme gleich sehen, mit denen sie aber nicht zu verwechseln sind. Aehnliche Oeffnungen hat übrigens auch der hoch über den Bogen sich spannende Kanal.

Folgen wir von Malka aus O. N. O. den Spuren von Gemäuer, das sich am Rande des aufsteigenden Terrains in Krümmungen nach dem Meere hinzieht, und vielleicht der Mauer der späteren Stadt angehört, so sehen wir dort, wo dies Mauerwerk endigt, an einer nach der See absteigenden Schlucht im Meere selbst die Fundamente eines großen, vor dem übrigen Quaderwerk vorspringenden Thurmes. Wenden wir uns dagegen nach Süden, so kommen wir zu einem kleinen modernen Castell, einst Fort St. Louis genannt, welches, obgleich das neue Fort ganz aus altem Material besteht, das sich hier in weiten Linien umherlagert, offenbar der Rest eines großen Gebäudes ist.

Weiter die Mauern entlang treffen wir noch eine Gruppe von Cisternen, welche auf einem hier lieblich gewellten Hügellande ausgegraben sind. Sie bilden ein 450 Fuß langes und 116 Fuß breites Rechteck, das man der Ueberwölbung wegen auf eigenthümliche Weise vertheilte. Man legte nämlich der Ausgrabung nach 18 Gewölbe hintereinander, jedes 19½ Fuß breit, durch starke Mauern von einander getrennt, in der Mitte ihrer ganzen Länge aber durch einen in diese eingelassenen Durchgang verbunden, so daß man also durch die gesammten Gewölbe der Breite nach hindurch sehen kann. Sie haben eine Länge von 93 Fuß und sind auf beiden Seiten abgerundet. Nur das erste, von Süden an gerechnet das zehnte und achtzehnte, sind jedes 93 Fuß lang und auf beiden Seiten in gerader Linie abgeschnitten. Die so gewonnenen sechs Räume benutzte man, um runde Kuppelgewölbe zu bauen, deren die beiden in der ersten und die in der zehnten Reihe von dem 6½ Fuß breiten Gange aus, den man rund um die Gewölbe herumlegte, Zugänge haben, eben wie die langen Behälter von ihren halbkreisförmigen Enden aus durch schmale Eingänge mit ihm in Verbindung stehen. Die kleinen Kuppel-

gewölbe der achtzehnten Reihe aber sind ganz abgesondert, ohne Zugang, nur daß sie in der Kuppel eine Oeffnung haben.

Südöstlich von diesen Cisternen, ca. 200 Schritte weit, liegt ein Ruinenfeld, vielleicht eine rechteckige Area (Tempelhof, deren ungeheure Quaderpfeiler, vom nahen Meere halb zerfressen, in die Luft ragen und mächtige Quaderreste liegen umher. Es ist mit Ausschluß des Circus, das größte Gebäude in Karthago. Später scheint es ein Kloster oder doch einem kirchlichen Zweck geweiht gewesen zu sein, was es aber ursprünglich war, bleibt ungewiß. Ueber diesen Ruinen gelangen wir zu denen eines Halbkreises, wahrscheinlich die Reste eines prachtvollen Theaters, von wo in der Richtung nach Malka eine alte Straße, jetzt ein Fußsteig, führt.

Streifen wir durch das zerrissene und einst von Rinnsälen zerklüftete Gebiet der Vorstadt Megara, die erst allmählig ein Quartier der Stadt geworden zu sein scheint, wo sie dann den Namen der Neustadt „Neapolis" führte, so sehen wir am Strande des Ufers vor den lieblichen Gärten von el Mirsa, Reste von Quadergemäuer im Wasser, das man jedoch leicht für natürlichen Fels halten kann. Steigen wir noch die Höhe von Kamart hinauf, so finden wir hier einige in den Felsboden gearbeitete kleine Gräber, schwache Spuren einer Nekropolis, die hier im Norden der Stadt, der gewöhnlichen Sitte auch anderer Theile der alten Welt gemäß, gelegen war. Freilich gab es auch Gräber in dem Bereich, wo später die Römische Stadt stand, da Tertullian erzählt, daß die Bürger des späteren Karthago im Jahre 199 nach Christo, als sie bei Gelegenheit der ihnen verliehenen Pythischen Spiele ein Odeon bauten, einen ganzen Gräberhof fünfhundertjährigen Alters zerstörten und aufwühlten.

2. Löwenjagden.

Es gibt Gegenden im Sahel, wo sich der Löwe nur während des Winters aufhält, und wieder andere, wo er jahraus jahrein wohnt; zu den ersteren gehören die Gebiete der Guerbes und der Sanhadscha, zu den letztern die Umgebungen des Dorfes St. Charles, zwischen Philippeville und El-Arrusch, wo sich dieses Raubthier zuweilen am hellen Tage auf offener Heerstraße blicken läßt.

Vor mehreren Jahren begegnete der von El-Arrusch abgefahrene Eilwagen Morgens um vier Uhr einem männlichen und einem weiblichen Löwen, welche eine gewisse Strecke weit hinter einander gehend in geringer Entfernung von demselben quer über die Straße zogen, ohne daß sie die geringste Notiz von den Reisenden zu nehmen schienen, und ein anderes Mal schritt sogar einer gleich nach Sonnenuntergang unbefangen durch die Gassen des neuen, mit einer Ringmauer umgebenen Kolonistendorfes Robertville, zum großen Schrecken der Einwohner, die für gut fanden ihn ruhig gewähren zu lassen.

Noch sonderbarer ist ein Vorfall, der sich unlängst zu St. Charles ereignete. Eines Abends waren die Ochsen eines Kolonisten, welche in der Nähe seines Hauses geweidet hatten, von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, davongelaufen. Der Mann hatte sich aufgemacht um die Verlorenen aufzu-

suchen, allein die Nacht war angebrochen, ohne daß er sie aufgefunden hatte. Auf einem freien Platze hinter dem Wirthshaus des Dorfes, l'Hotel de St. Charles genannt, campirten jede Nacht zwölf Esel, welche einem hier ansässigen, an dem Bau der Straße arbeitenden Mauren gehörten. Ein Nachbar rieth dem Verlegenen eines dieser Thiere zu besteigen, um so auf eine weniger ermüdende Art sich auf's Neue nach seinen Ochsen umsehen zu können. Der Rath leuchtete diesem ein, und er begab sich deshalb nach dem besagten Pferch, wo er die Esel in ungewöhnlicher Bewegung fand, was er aber ihrem Schrecken über seine plötzliche Ankunft zuschrieb. Er näherte sich dem vordersten dieser Thiere, das ihm weniger unruhig als die übrigen zu sein schien, aber wie groß war seine Bestürzung, als sich plötzlich ein langbemähnter Löwe vor ihm aufrichtete und ihn mit fürchterlichem Knurren anfuhr! Er hatte kaum noch so viel Besinnung, sich maschinenmäßig und mit schlotternden Beinen zurückzuziehen, woran ihn auch das Ungethüm nicht hinderte, und als der davon benachrichtigte Eigenthümer mit Tagesanbruch seine Esel zu zählen kam, so fand er einen weniger, und eine große Blutlache, von welcher eine blutige Spur nach dem nahen Fluß hinabführte, zeigte hinlänglich, was aus demselben geworden sei.

Zu El-Arrusch hatte ein Sergeant auf dem Anstand einen Löwen verwundet, und war am folgenden Morgen mit einem Soldaten ausgegangen, um das Thier, das er verendet glaubte, aufzusuchen. Eine blutige Spur führte sie über Berg und Thal nach einer buschbewachsenen Vertiefung, aus welcher der verwundete Löwe hervorstürzte und mit einem Schlag seiner mächtigen Tatze den armen Soldaten unter sich warf. Der Sergeant gab Feuer und tödtete zwar den Löwen, aber auch zugleich seinen unglücklichen Gefährten.

Wenn nun der Löwe, wie wir so eben gesehen haben, sich nicht scheut, oft eine täglich von hundert Fuhrwerken befahrene Straße zu seinen Spaziergängen zu wählen, so läßt sich leicht begreifen, daß er in den schwach bevölkerten, von allem regelmäßigen Verkehr abgeschnittenen Kabylengegenden sich noch weniger geniren müsse. Seine Gänge sind aber sehr unregelmäßig, und es ist schwer, ihn zweimal an derselben Passage anzutreffen, wenn man seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort nicht kennt, da er oft in einer Nacht mehrere Meilen weit herumschweift, und sich oft gerade da zeigt, wo man ihn am wenigsten erwartet hatte.

Einst als ich mit Achmed-Abd-el-Melk in einer mit dichtem Buschwerk und feuchten Grasplätzen abwechselnden Gegend des Wed-Dschendel auf der Schnepfenjagd war, hörten wir zu drei verschiedenen Malen einen Löwen brüllen. Ich hätte darauf schwören mögen, daß sich das Thier sehr weit von uns, in dem sich nach dem Fluß absenkenden Wiesengrund befinde; Achmed aber behauptete, daß es im Gegentheil ganz nahe bei uns im Gehölz sei, und er hatte Recht, denn bald sahen wir eine schöne Löwin zu unserer Linken, über eine mit Rasen bewachsene lichte Stelle schreiten und ihren Weg nach dem Hochwald nehmen. Sie schien weder uns, noch meine Hunde, die vor uns her das Gebüsch durchsuchten, bemerkt zu haben; aber es war uns dennoch nicht ganz wohl zu Muthe, denn wir hatten beide unsere Flinten nur mit Schrot geladen, und wir athmeten erst frei, nachdem wir uns klüglich in's freie Feld zurückgezogen hatten. Ich hatte keine Lust mehr die Jagd fortzusetzen, und die Schnepfen blieben für diesen Tag in Ruhe.

Der junge Jäger versicherte mich, daß die Löwin mit diesem eigenthümlichen Gebrüll ihren Mann rufe, welcher letztere dann sicher nicht fern sei, weßwegen man am besten daran thue, sich in einem solchen Fall auf das schleunigste aus dem Staube zu machen, was wir denn auch thaten.

Das Gebiet der Kabylen war einen großen Theil des Winters über von dem Besuch der Löwen verschont geblieben, dagegen fügten dieselben im mittleren Sanhadschagebiet dem Vieh beträchtlichen Schaden zu, und es verging fast keine Nacht, in welcher nicht irgend ein Rind zerrissen ward. Meine Kabylen lachten schadenfroh darüber und meinten, die Araber seien ja reich genug, um den Verlust einer Kuh leicht verschmerzen zu können, um so mehr, da sie sich ja immer rühmten, mehr Rinder als die Kabylen Ziegen zu besitzen. Man hatte auf den langen und breiten Sumpf, der zu einem beträchtlichen See angewachsen war, als auf eine schützende, unübersetzbare Schranke gegen die Einfälle der am jenseitigen Ufer hausenden Raubthiere gezählt, allein in einer finstern Regennacht vernahm man auf einmal das früher nur aus der Ferne tönende Brüllen der gefürchteten Gäste ganz in der Nähe der Sriba (Dorf), und am andern Morgen erfuhr man von den Leuten aus dem, am obern Ende des großen Sumpfes liegenden Mel-Aruk, daß diese Nacht drei große Löwen bei ihnen vorbeigegangen waren, wie dies an dem flachen, schlammigen Rand desselben deutlich zu ersehen war. Jetzt fand man für gut, einige Sicherheitsmaßregeln zu treffen; man errichtete neue Pferche aus dicken Korkeichenästen für das Vieh, ließ die Heerde von mehreren bewaffneten Männern begleiten und trieb dieselbe früher als gewöhnlich nach Haus. Allein, als während vierzehn Tagen Alles ruhig blieb, so wurde des Löwen, der diese Zeit über das tägliche Gespräch gewesen war, nicht weiter gedacht, und es ging bald Alles wieder den gewöhnlichen Schlendrian.

In einer dunkeln, stürmischen Regennacht hatte ich mich zeitig zu Bette gelegt; ich las etwa zwei Stunden lang, und es mochte ungefähr 10 Uhr sein, als ich die Lampe auslöschte. Ich konnte aber nicht einschlafen, denn der Wind tobte mit solchem Ungestüm, daß der ganze Gurbie beständig in einer schwankenden Bewegung war, und das an einer Wand desselben aufgehängte blecherne Küchengeräth unaufhörlich zusammenklapperte. Die Hunde der Sriba, deren heiseres Gebell sich lange in das Sausen des Sturmwindes gemischt hatten, wurden jetzt auf einmal still, dagegen erhoben die meinigen, die bisher ruhig geschlafen hatten, einen fürchterlichen Lärm. Als mein Diener Thomas, der aufgestanden war, um nachzusehen, was es gäbe, die Thür öffnete, stürzten beide wie unsinnig heraus, kamen aber eben so schnell wieder zurück, und flüchteten sich mit ängstlichem Winseln in eine Ecke des Gurbie.

„Das sind mir ein Paar wackere Helden," sagte Thomas lachend, „da hat wieder einmal der schlechte Ali-Bel-Hadschi seine Stute draußen gelassen, und unsere eben so feigen als vorlauten Hunde fürchten sich vor ihr und geberden sich, als ob sie den Teufel in eigener Person gesehen hätten."

Es muß hier im Vorbeigehen bemerkt werden, daß besagter Ali-Bel-Hadschi ein fauler, saumseliger Patron war, der sein Vieh die ganze Nacht herumschweifen ließ, und deswegen nicht selten von der Dschemmah für den von demselben angerichteten Schaden zur Rechenschaft gezogen werden mußte.

Unsere Hunde fuhren indessen fort, Zeichen einer großen Unruhe von sich zu geben; ich erhob mich deswegen ebenfalls, ergriff meine Büchse, und

wir standen jetzt beide, der Knabe und ich, lautlos und mit zurückgehaltenem Athem, hinter der halbgeöffneten Thür. Es näherte sich etwas unserer Hütte, so viel war gewiß; was es aber war, vermochten wir der dichten Finsterniß halber nicht zu unterscheiden. Ein Pferd konnte es nicht sein, denn das zwischen zwei Windstößen zu unsern Ohren gelangende Geräusch war hiezu zu dumpf; immer aber vernahmen wir einen regelmäßigen, gedämpften Schritt, der von Zeit zu Zeit die kleinen, im Pfad sich befindlichen Regenpfützen auszutreten schien.

„Das ist sicher der Löwe," sagte ich leise zu meinem Jungen, „wenn es doch nur mondhell wäre, so könnte man ihm vielleicht eine Kugel am rechten Fleck anbringen."

„Ei freilich!" entgegnete Thomas mißvergnügt, „dachte ich doch, daß Sie der Kitzel stechen würde, und noch dazu in einer stockfinstern Nacht, wo man keinen Schritt weit vor seiner Nase hinsehen kann! Da wird einmal nichts daraus, das sage ich Ihnen!"

Bei diesen Worten zog er die Thür an sich, schob rasch die beiden, die Stelle der Riegel versehenden Querhölzer vor, und stemmte sich trotzig mit dem Rücken dagegen.

Das Geräusch war indessen näher gekommen; in einer Entfernung von ungefähr fünfzehn Schritten von unserer Hütte hielt es eine Minute lang inne, dann vernahmen wir es wieder in der Richtung des Eichenwäldchens hinter dem Hause, wo es sich nach und nach in der Ferne verlor.

In der Sriba war Alles todtenstill geblieben. Es vergingen 5, 10, 15 Minuten und nichts regte sich mehr. Sollten wir uns getäuscht haben? War es vielleicht nur eine Hyäne gewesen? Wir erschöpften uns noch einige Zeit in allerhand Vermuthungen und begaben uns dann wieder zu Bett. Aber Flora, meine Hündin, wollte sich nicht beruhigen und sprang mir mit flehendem Winseln in das Bett nach; es war mir unmöglich sie wegzutreiben, und ich mußte sie gewähren lassen. Der gutherzige Thomas nahm seinerseits den alten Diamant, der ebenso verzagt aussah, zu sich, und wir schlummerten bald ruhig ein.

Wir mochten noch keine zehn Minuten geschlafen haben, als wir von einem großen Lärm aufgeschreckt wurden; einige Stücke Rindvieh jagten im Galopp vor unserm Gurbie vorüber, die Ochsen im großen Pferch der Sriba brüllten kläglich, die Kühe meiner nächsten Nachbarn suchten ihren Zaun zu durchbrechen, und aus allen Hütten erschallte das laute Jo! ho! ho! ho! der Kabylen. Dazu heulten die Hunde dumpf im Innern der Gurbies, nur diejenigen Othsmens-Abd-el-Melk, jetzt das Eigenthum seiner Neffen, bellten herausfordernd in die finstere Nacht hinaus.

Im Innern der meist thürlosen Gurbies flammten jetzt nach und nach die erloschenen Feuer wieder auf; an dem Eingange derselben erblickte man die Gestalten der Männer, deren dunkle Silhouetten scharf aus dem hellbeleuchteten Hintergrund hervortraten; hinter diesen sah man die Weiber hin- und herlaufen, und aller Orten vernahm man das ängstliche Geschrei der Kinder. Unterdessen waren meine Nachbarn, Ali-Lisrad und sein Schwager Bel-Kassem, beide mit ihren Flinten bewaffnet und in großer Aufregung, zu uns heraufgekommen; sie baten mich eine Laterne anzuzünden und mit ihnen nach der Sriba zu gehen. Aus dem Hause Abd-el-Melks traten zwei Männer,

von welchen der eine ein Büschel entflammten Farrenkrautes, der andere aber einen großen Bund Reißig trug, und in einem Nu loderte eine helle Flamme auf, welche die ganze Sriba wie mit einem bengalischem Feuerschein beleuchtete; dann begaben sich dieselben nach dem Pferch, den sie von allen Seiten in Augenschein nahmen. Achmed und Seid — dies waren die beiden Männer — riefen nun nach vollendeter Besichtigung den übrigen zu, daß Alles unversehrt sei, und der Löwe wahrscheinlich eine der außerhalb des Pferches kampirenden Kühe erhascht habe.

„Ach meine Stute! meine Stute ist nicht da!“ ließ sich jetzt die weinerliche Stimme Ali-Bel-Hadschi's vernehmen; „ich hatte sie hier vor der Hütte an einen Pfahl gefesselt!“

„Ei, wer kann wissen, wo deine Stute ist,“ entgegnete ihm ein anderer; „sage nicht, daß du sie gefesselt, sondern, daß du sie wie gewöhnlich, zu fesseln vergessen hast. Und deine Fraab (Zugochsen), die sind vermuthlich bei der Stute. Nun, es kann dir gleichviel sein, ob sie draußen vor Nässe und Kälte verkommen, oder ob sie von dem Löwen verspeist worden!“

Die übrigen Männer meinten, es geschähe ihm Recht, denn es sei unerhört, daß man Pferd und Zugochsen draußen bei dem übrigen Vieh übernachten lasse; eine Kuh könne man allenfalls verschmerzen, während man nicht alle Tage zwanzig Duros für einen Ochsen bereit liegen habe. Der allgemein Getadelte wollte sich damit entschuldigen, daß seine Hütte zu klein sei, und er mit seiner Familie kaum Raum darin habe, man erwiederte ihm aber, daß der Wald nahe und das Bauholz darin nicht selten sei.

Man unterhielt das Feuer noch eine halbe Stunde lang, der durch die erste Aufregung veranlaßte Rumor legte sich nach und nach, die erschrockenen Hausthiere waren wieder ruhig geworden und die Einwohner der Sriba zogen sich in ihre Gurbies zurück.

Am andern Morgen war der Tag kaum angebrochen, als schon Alles auf den Beinen war. Eine an mehrern Orten deutlich erkennbare Fährte zeigte, daß der Löwe mitten durch die Sriba gegangen war, dann verlor sie sich unter den Fußstapfen des Viehes, und man machte daher die Runde um den ganzen Weiler, um sie weiter unten im gepflügten Feld wieder aufzufinden. An einer mit jungen Espen bewachsenen Stelle war die Erde zerstampft und mit Blut und weißen Haaren bedeckt. Von dort führte eine blutige Schleppe nach dem Ras-el-Kra (Spitze des Sumpfes); man folgte derselben ungefähr fünfhundert Schritte weit, und gelangte endlich auf einen freien Grasplatz im Dschennen-Darbar (Garten der Eschen), wo man mehrere Hunde an dem verstümmelten Kadaver eines Pferdes zerren sah. Ali-Bel-Hadschi erkannte seine unglückliche Stute schon von ferne und brach in ein lautes Jammergeschrei aus, während die übrigen Männer, statt ihn zu trösten, ihn nochmals tüchtig über seine Nachlässigkeit ausschalten. Seine beiden Fraab wurden noch an demselben Tage von einem Mann aus dem Dschennen-Dib zurückgebracht, und fünfzehn entlaufene Kühe stellten sich von selbst wieder ein.

In der Sriba unterhielt man noch einige Zeit jede Nacht ein großes Feuer; der Löwe aber kam ungeachtet dieser Sicherheitsmaßregel doch noch einige Nächte bis in die Nähe meiner Hütte, aus welcher ich ihn sogar einmal, wiewohl nur undeutlich, sehen konnte. Als der Mond wieder voll zu

werden begann, blieb er endlich aus, und man hörte ihn später wie zuvor am jenseitigen Ufer des Kra brüllen.

Obgleich die Kabylen sämmtlich große Liebhaber der Jagd sind, so ist doch diejenige der großen reißenden Thiere nur wenigen besonderen Naturen vorbehalten, welche einen Hochgenuß in den von ihren gefährlichen Unternehmungen unzertrennlichen Aufregungen finden, und die übrigen durch den Einfluß ihres Beispiels und ihres erprobten Muthes zuweilen zur Mitwirkung vermögen können.

Nun hatte ich schon lange gewünscht, einmal einen Löwen zu erlegen, und manche Nacht auf dem Anstand zugebracht, ohne meinen Zweck erreichen zu können; das Raubthier kam meistens nicht an den Ort, wo ich es erwartet hatte, oder wenn es kam, so war es nicht schußgerecht genug, oder der Schatten eines Busches hinderte mich an genauem Abkommen, von welchem meistens das Leben des Jägers abhängt. Man wird mir hier einwenden, daß ich die beste Gelegenheit dazu versäumt habe zu der Zeit, wo der Löwe fast jede Nacht in die Nähe meiner Wohnung kam; es waren aber verschiedene Gründe vorhanden, denselben in Ruhe zu lassen, worunter der vornehmste derjenige war, daß er die Zeit des Neumondes zu seinen nächtlichen Besuchen gewählt hatte, und es bei der durch fortwährende Regengüsse verdoppelten Dunkelheit der Nächte äußerst unklug gewesen wäre, einen unsichern Schuß zu wagen, da mir im Fall des Mißlingens mein Gurbie einen schlechten Schutz gegen die Rache eines so furchtbaren Gegners gewährt hätte. Es gehört ein unverzagtes Herz, heller Mondschein, ein gutgewählter Versteck und die nöthige Besonnenheit dazu, das Thier bis auf wenige Schritte herankommen zu lassen, um mit einiger Gewißheit auf einen guten Erfolg zählen zu können; die Kabylen wissen dies sehr wohl, und finden daher für gut, sich in dergleichen ungünstigen Verhältnissen blos vertheidigungsweise zu verhalten.

Ich hatte die Bewohner der verschiedenen Sribas meiner Gegend gebeten, mich wissen zu lassen, wenn je irgendwo ein Rind von einem Löwen niedergerissen würde, da ich vorhätte, mich dahin auf den Anstand zu begeben. Eines Tages beauftragte ein Mann aus dem Mel-Aruk einen gewissen Ali-Ben-Fenezar, der einen einsamen Gurbie in meiner Nachbarschaft bewohnte, mich zu ersuchen, zu ihm zu kommen, da er mich zu dem Kadaver einer am heutigen Morgen von einem Löwen getödteten Kuh führen wolle; dieser ließ sich genau den Ort beschreiben und suchte mich dann auf, nicht um sich seines Auftrages zu entledigen, sondern von mir etwas Pulver zu begehren, unter dem Vorwand, daß er am folgenden Tage die Heerde zu hüten habe, und sich daher in Betracht der Unsicherheit des Waldes gut bewaffnen müsse. Ben-Fenezar war ein arger Geizhals, und noch ein ärgerer Dieb; er hatte sich vorgenommen, die erhaltenen Nachweisungen zu benutzen, um den Löwen auf seine eigene Rechnung zu tödten, was ihm trotz seiner natürlichen Feigheit eine leichte Sache zu sein schien, da der Ort mit hohen Korkeichen bestanden war, und er leicht auf einer derselben sich einen sichern Posten zurecht machen konnte. Da er das Wagestück nicht allein unternehmen wollte, so zog er den Ghames Taieb-Ben-Seghri in das Geheimniß, und gegen Mittag sah man sie beide, erstern mit seiner langen Flinte, letztern mit einer kurzen Axt bewaffnet, ihren Weg nach dem Walde nehmen. Durch diesen feinen

Begleiter erfuhr man in der Folge den ganzen Verlauf ihres tragi-komischen Abenteuers.

Mit der Oertlichkeit vollkommen vertraut, war es den beiden Löwenjägern, die sich schon im Geist in die Prämie und in den Erlös der Haut getheilt hatten, ein Leichtes, nach den von Ben-Fenezar eingezogenen Erkundigungen den Ort aufzufinden, wo der Löwe diesen Morgen seine Mahlzeit gehalten hatte. Ihre erste Sorge war, sich in der Nähe der blutigen Ueberreste der Kuh, eine hohe schlanke Eiche auszuwählen, und sich auf den nach allen Richtungen sich kreuzenden Aesten derselben einen Sitz mit daran gebundenen Querstangen zurechtzumachen. Schon bei dieser vorläufigen Operation war es ihnen, wie sie selbst später eingestanden, nicht ganz wohl zu Muthe, da sie jeden Augenblick das grimmige Thier aus dem Gebüsch treten zu sehen erwarteten, und es wurde ihnen erst wieder leichter, als sie sich endlich in der beruhigenden Höhe von etwa dreißig Fuß über der Erde befanden.

Es war kaum eine Stunde nach Mittag, und folglich noch heller Tag, als ein dumpfes Schnauben die Ankunft des mit bangem Herzklopfen erwarteten Gastes verkündigte. Dieser machte sich unverzüglich über seinen Fraß her, und bald bewies das Knacken der zermalmten Knochen, daß er in voller Arbeit begriffen war. Ben-Fenezar zielte lange, drückte ab und fehlte. Sein Freund Taieb-Seghri wollte später behaupten, daß dem Schützen die Flinte wie ein Rohrstengel in der Hand gezittert habe, während dieser seinerseits vorgab, daß im Gegentheil das Beben seines Gefährten ihren schwankenden Sitz dermaßen erschüttert habe, daß es ihm unmöglich gewesen war, genau zu zielen.

Auf die Explosion des Feuergewehrs richtete sich der Löwe empor; sein funkelnder Blick begegnete bald demjenigen der armen Jäger. Bei ihrem Anblick stieß er ein furchtbares Gebrüll aus, das ihnen durch Mark und Bein drang, und sein Schweif peitschte seine Flanken mit Heftigkeit. Dann that er plötzlich einen verzweifelten Satz nach dem Baum, wobei er fast die ersten Aeste desselben erreichte, so daß der heldenmüthige Taieb für seine Sicherheit besorgt zu werden begann, und seinem Gefährten das gefährliche erste Stockwerk allein überlassend, wohlweislich in den Gipfel der Eiche hinaufstieg. Dort half das Gefühl der Sicherheit seiner etwas erschütterten Geistesgegenwart insoweit wieder auf, daß er seinem von Schrecken gelähmten Kameraden zurufen konnte, schnell wieder zu laden und den Feind diesmal besser auf's Korn zu nehmen, statt denselben unthätig anzustarren. Dieser Zuruf weckte Ben-Fenezar aus seiner Apathie; er stieß jetzt zwei unwiedergebbare Schimpfworte aus, wovon das eine seinem klugen Gefährten, das andere dem Löwen galt, der nach einigen vergeblichen Anstrengungen darauf verzichtete, seinen Angreifer zu erreichen und sich nun unter dem Baum niedergelegt hatte, wo er unter fortwährendem Brüllen alle Bewegungen der beiden Kabylen überwachte. Dann, obgleich noch ungehalten über Taiebs schmähliche Desertion nach den höhern Regionen, schickte Ben-Fenezar sich an, dem Rath desselben, dessen Zweckmäßigkeit nicht in Abrede zu stellen war, Folge zu leisten.

Das Laden des Gewehres war auf einem so leichten, zwischen Himmel und Erde schwebenden Gerüst keine ganz bequeme Sache, und mußte im Sitzen verrichtet werden. Der Schütze faßte mit der linken Hand den Lauf seiner Flinte nahe bei der Mündung, und er konnte so bei abwärts hängen-

dem Schaft den Inhalt seines Pulvermaßes hineingießen; als er aber den Pfropf auf die Ladung setzen wollte, entgleitete — o Mißgeschick! — der lange hölzerne Ladstock seiner zitternden Hand, und ward von dem Löwen zermalmt, noch ehe er den Boden erreicht hatte.

Was von diesem Augenblick an bis zu demjenigen ihrer Befreiung aus dieser kritischen Lage in dem Gemüth der armen Löwentödter vorgegangen, konnte ich nie genau erfahren, da sie sich vermuthlich später selbst keine klare Rechenschaft mehr davon geben konnten. Ihren eigenen Mittheilungen zufolge hatten sie sich, nachdem sie sich von der ersten Bestürzung erholt, eine gute Weile gezankt und einander wechselseitig mit den bittersten Vorwürfen überhäuft; sie sahen aber bald ein, daß es gerathener sei, zu schweigen, und sich ruhig zu verhalten, da der Löwe bei jeder ihrer Bewegungen neue, eben nicht sehr beruhigende Angriffsdemonstrationen machte. Was sie am meisten befürchteten, war, daß ihr Gegner versuchen möchte, den Baum zu erklettern, was nach den Berichten der Eingebornen, junge Löwen nicht selten, und zwar mit der größten Leichtigkeit, thun sollen. Sie stellten daher ihren Zungenkrieg ein und blieben lange regungslos sitzen, worauf sich der Löwe nach und nach besänftigte, ohne jedoch seinen Observationsposten zu verlassen; erst als es vollkommen finster geworden war, kehrte er nach dem Leichnam der Kuh zurück, und endlich verkündigte ein nicht zu verkennendes, rutschendes Geräusch, daß er für gut gefunden habe, den Rest seines Raubes an einen andern Ort zu schleppen.

Noch lange saßen die beiden Kabylen still und mit angehaltenem Athem; es blieb aber Alles ruhig und sie vernahmen nichts, als das von Zeit zu Zeit aus der fernen Sriba zu ihnen herübertönende Bellen der Hunde, das sie ohne Zweifel trübselige Vergleichungen zwischen ihrer gegenwärtigen prekären Lage und der erfreulichen Sicherheit ihrer friedlichen Hütte anstellen ließ. Nichtsdestoweniger hielten sie es für den Umständen am angemessensten, für diese Nacht dem kalten, luftigen Sitz eines Vogels vor der bequemen Schlafmatte im warmen Gurbie den Vorzug zu geben, und als sie am folgenden Morgen mit hängender Lippe und lendenlahmem Gang nach der Sriba zurückkamen, hatte Niemand die Indiskretion, sie nach ihrem gestrigen nächtlichen Treiben zu fragen. Erst einige Tage später erfuhr man die Geschichte ihrer verunglückten Löwenjagd von ihnen selbst, da sie die Beschwerden, die sie wechselseitig gegen einander zu haben glaubten, unmöglich länger auf dem Herzen behalten konnten, und das Abenteuer der beiden unternehmenden Freunde war lange ein Lieblingsthema, welches die Witzbolde des Ortes nicht ermangelten, auf's Mannigfaltigste zu variiren.

Ungefähr vierzehn Tage nach dieser Begebenheit benachrichtigten mich die am nördlichen Ufer des großen Sumpfes wohnenden Weled-Melk, daß ein Löwe, trotz der allnächtlich unterhaltenen Schreckfeuer regelmäßig jede Nacht bis in die Nähe ihres Duars komme, und ich jetzt die beste Gelegenheit hätte, demselben nachzustellen. Da es gerade Vollmond war, so versprach ich das Abenteuer zu wagen, und ließ die Aeltesten des Duars ersuchen, mir am folgenden Nachmittag ein Maulthier zum Transport meines Jagdapparates zu schicken.

Ich hatte früher von dem Kommandanten Levaillant einen Selbstschuß zum Geschenk erhalten. Der Mechanismus dieser Mordmaschine war äußerst

einfach: auf einem starken, schmalen Stück Holz war ein Flintenlauf von starkem Kaliber befestigt, gegen die Mitte des Laufes war ein mit diesem Lagerholz einen rechten Winkel bildender, anderthalb Schuh langer Stützbalken angebracht, auf welchem ein Schnellbalken von verhältnißmäßiger Länge gleich einem Brunnenschwengel in einer Kerbe spielte; das bis an das Kamin des Laufes reichende Ende dieses Schwengels war in dem Oehr eines Hammers festgekeilt, welcher beim Niederfallen das Zündhütchen zerschlug, und auf diese Weise ein Stechschloß entbehrlich machte. Die Stellung dieses Selbstschusses war eben so leicht, als sein Bau einfach war: der aufgezogene Schlagbalken stützte sich auf ein schlankes Stäbchen, dessen oberes zugespitztes Ende lose in einen Einschnitt desselben paßte, während das untere, abgerundete, etwas seitwärts auf dem Lauf ruhte, und bei der leisesten Bewegung von seinem Stützpunkt abgleiten mußte. Diese Maschine wird in einiger Entfernung von dem Paß des Thieres, das man zu tödten beabsichtigt, wagerecht auf einen eigens dazu errichteten Heerd von Erde oder Steinen gesetzt, so daß die Mündung des Laufes diesen Paß bestreicht; ein schwarzer Faden, der an dem untern Ende des Stellholzes befestigt wird, läuft über die ganze Länge des Laufes, und wird in unveränderter Richtung mit demselben quer über den Weg gespannt und auf der andern Seite an einen eingesteckten Stab gebunden. Von welcher Seite nun das Thier herkommen möge, so muß es nothwendigerweise mit der Brust den Faden anziehen, worauf der durch das Abgleiten des Stellholzes frei gewordene Hammer auf das Zündhütchen herabfällt und der Schuß in dem Augenblicke losgeht, wo sich der unmittelbar hinter dem Schulterblatt liegende Theil des Wildes der Mündung des Laufes gegenüber befindet.

Ueber die Anwendung dieser Maschine zur Erreichung meines gegenwärtigen Zweckes hatte ich meine eigene Idee, von deren Ausführung ich mir den besten Erfolg versprach.

Ich kam an dem bestimmten Tage noch zeitig genug bei den Weled-Melk an, um die nöthigen Vorkehrungen zu dem beabsichtigten Anstand treffen zu können. Der junge Amar-Bel-Hassi, Sohn des ehemaligen Scheich der Sanhadscha, der durchaus das Abenteuer mit mir bestehen wollte, obgleich ich aus mancherlei Gründen lieber allein gewesen wäre, führte mich an den Ort, wo der Löwe jede Nacht durchging; es war eine sandige Strecke des nach Bona führenden Weges, der von hier bis zu den ersten Zelten der Weled-Melk über mit Myrten und Waldhaide abwechselndes Buschland lief, und ich hatte bald eine Batterie für meinen Selbstschuß an einer hiezu tauglichen Stelle errichtet. Dem Bericht meines Gefährten zufolge kam der Löwe gewöhnlich von der Seite der Guerbes her, und man konnte seine Fährte bis in die Nähe der Weled-Melk auf dem Sand des Weges verfolgen. Da nun dieser Weg eine Hauptstraße der Araber ist, und noch spät Reisende auf demselben daherziehen konnten, so ward ausgemacht, daß sich einer von uns hundert Schritte oberhalb des quer über den Weg gespannten Stellfadens, der andere in gleicher Entfernung unterhalb desselben postiren sollte; von welcher Seite der Löwe herkommen mochte, sollte derjenige, vor dem er zunächst vorbeigehen mußte, nicht eher Feuer geben, als bis er ihn auf eine Schußweite von höchstens fünfzehn Schritten herankommen lassen; der Selbstschuß bliebe dann immer für den Fall übrig, daß das Raubthier zwischen uns beiden auf

den Weg treten und seine Richtung aufwärts oder abwärts nach dem Faden nehmen sollte. Auf diese Weise konnten wir ebenfalls verspätete Reisende von unsern Vorkehrungen in Kenntniß setzen und dieselben ermahnen die gefährliche Stelle zu umgehen.

Mit Untergang der Sonne war alles bereit; ich saß unterhalb der Mordmaschine in einer in den Sand gegrabenen, mit grünen Zweigen umsteckten Grube, Amar oberhalb derselben in einem Versteck gleicher Art.

Das Abendroth erlosch allmählig in grünlichen, immer blässer werdenden Tinten, während der Mond sich in ruhiger Pracht über den fernen Gebirgszug der Tuneser Gränze erhob; ich hatte aber diesmal wenig Sinn für die Schönheiten des Abends, denn alle meine Seelenkräfte waren auf einen einzigen Punkt concentrirt. Ich habe schon oft den Gemüthszustand eines Löwenjägers auf dem Anstand mit demjenigen eines angehenden Duellanten am Vorabend eines Zweikampfes vergleichen hören, kann aber aus eigener Erfahrung versichern, daß die Erregtheit des erstern von denjenigen des letztern himmelweit verschieden ist, und schon der Umstand, daß die sogenannte Jagd auf dieses edle Thier kein ehrlicher Zweikampf, sondern ein hinterlistiger Angriff ist, in welchem sich der Schütze seinem Feind gegenüber in allen Stücken im Vortheil befindet, reicht hin, die Unrichtigkeit dieses Vergleiches darzuthun. Bei mir war wenigstens in dieser Lage wie in andern ähnlicher Art das vorherrschende Gefühl eine gewisse peinliche Ungeduld, die in die Länge fast unerträglich würde, wenn nicht manche von einer aufgeregten Einbildungskraft begünstigte, optische und acustische Täuschungen von Zeit zu Zeit einige Abwechslung machten. Bald raschelt es im Gebüsch, man glaubt den gemessenen Tritt des Löwen zu vernehmen, und es ist — ein Ichneumon, das in kurzen Sätzen über das dürre Laub hüpft; bald kommt eine große Thiergestalt den Weg hergeschritten: vorgesehen! das ist der Löwe! die Gestalt nähert sich, wird immer kleiner und reducirt sich endlich auf einen — Schakal. Dann wieder lange, unendlich lange Pausen, während welcher die Natur wie ausgestorben scheint, kein Lüftchen weht, keine Maus regt sich, und der Jäger vernimmt keinen andern Laut, als denjenigen seines eigenen Herzschlages.

Nach Verlauf einer Stunde hörte ich den klaren Ruf meines Gefährten: »Ma t'imschi ch' menna! eghkem el trihk enta el kra! (nicht da hinaus! nimm den Weg nach dem Kra!) und schloß aus den gleich darauf eben so laut begehrten und gegebenen Erläuterungen, daß sich noch Jemand spät auf dem Weg befinde; einige Augenblicke darauf bewies mir das Plätschern eines trabenden Pferdes in den Regenlachen des untern Weges, daß der Angerufene die wohlgemeinte Warnung beherzigt habe. Es vergingen abermals zwei langweilige Stunden, während welcher ich in kurzen Zwischenräumen einen Hasen, einen Igel und einen Schakal zu sehen bekam; letzterer mußte mich gewittert haben, denn er hielt in einiger Entfernung von meinem Posten plötzlich an, schnupperte nach allen Seiten hin, und verschwand dann seitwärts im Gebüsch, während erstere unbesorgt vorüber zogen. Gegen 11 Uhr machte mich das sich nähernde Kläffen einer Hyäne aufmerksam, und ich sah dieselbe bald darauf den Weg heraufhinken; da ich aber befürchtete, sie möchte das Stellholz der Schießfalle losschnellen, so erhob ich mich und machte einige

Schritte vorwärts, um sie zum Umkehren zu bewegen, wozu sie sich auch nicht zweimal nöthigen ließ.

Es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein. Ich begann des langen Sitzens herzlich satt zu werden, um so mehr da meine Füße, obgleich in einen alten, doppelt zusammengelegten Burnuß gehüllt, ganz starr vor Kälte waren. In der Voraussetzung, daß der Löwe von der Seite der Guerbes herkommen müsse, blickte ich die meiste Zeit in dieser Richtung den Weg abwärts, da ich für den Fall, daß er wider Erwarten von der Seite des Duars herkommen sollte, meinen Gefährten dort zu seinem Empfang bereit wußte. Einmal drehete ich zufällig den Kopf nach dieser Seite hin und erblickte in einer Entfernung von ungefähr sechszig Schritten einen schönen männlichen Löwen mitten auf dem Wege stehen. Er schien unschlüssig zu sein, nach welcher Seite er sich hinwenden wolle, blickte den Weg hinauf und hinunter und gähnte dann zweimal laut auf. Während dieser wenigen Sekunden konnte ich meine erste Aufregung überwinden; ich veränderte behutsam meine Stellung, um mich auf ein Knie niederzulassen, nahm meine Büchse an die Schulter, ließ den Lauf derselben auf der durch den aus meiner Grube ausgeworfenen Sand gebildeten Brustwehr ruhen und erwartete, ziemlich gefaßt, den jetzt langsam in der Richtung meines Versteckes herabschreitenden Feind. Auf einmal fiel ein Schuß, das Meisterwerk des unseligen Amar! Mußte ihn der Schitan plagen, auf eine Distanz von mehr als 150 Schritten, zwecklos in's Blaue zu schießen!

Der Löwe blieb eine Weile wie angewurzelt stehen, erhob dann ein fürchterliches Gebrüll und eilte, mit drohend aufgerichtetem Schweife nach der Richtung hin von woher er den Schuß vernommen. Mein Herz pochte mit Ungestüm; noch eine Sekunde, und er war an dem verhängnißvollen Faden — ein Blitz und ein Knall, und das Raubthier stürzte zusammen! Bald aber raffte es sich wieder auf und verschwand, zu meinem nicht geringen Leidwesen, links im Gebüsch.

„Mezeb? (ist er todt?“) rief mir jetzt mein unübertrefflicher Wildschütz zu; ich antwortete ihm aber mit allen muselmännischen Verwünschungen, die mir in meinem Aerger beifielen, und befahl ihm sich ruhig zu verhalten und seinen Posten nicht eher zu verlassen, als bis ich ihn rufen würde. Diese Empfehlung war aber vollkommen überflüssig, da er, wie wir sogleich sehen werden, mehr als irgend einer für seine Sicherheit besorgt war.

Nachdem ich noch eine Viertelstunde ruhig sitzen geblieben war und nicht den geringsten Laut mehr vernommen hatte, rief ich ihn endlich von seinem Posten ab; er schien sich nicht sehr zu eilen, und es bedurfte einer nochmaligen Aufforderung ihn zu vermögen, mit mir zu gleicher Zeit an dem Ort, wo der Löwe gefallen war, einzutreffen, denn es wäre ihm wahrscheinlich lieber gewesen, wenn ich, im Fall das Raubthier sich noch in der Nähe befunden hätte, allein mit demselben fertig geworden wäre. Auf meine bittern Vorwürfe über seine unbegreifliche Thorheit antwortete er mir kleinlaut, daß er aus seinem Versteck den Weg nicht gut habe überblicken können und deswegen auf die einzige, unweit davon stehende Eiche gestiegen sei, von wo aus er das Thier deutlich gesehen und dasselbe viel näher geglaubt habe, als es wirklich gewesen sei.



Ein Tag in der Wüste.

Ein großer Blutfleck auf dem Boden zeigte, daß der Löwe wirklich getroffen war; da es aber in diesem Augenblick weder rathsam noch möglich war die Spur desselben zu verfolgen, so kehrten wir nach dem Duar zurück, um mit Tagesanbruch dieses mühsame Geschäft zu beginnen. Alle Männer der Weled-Melk, die im Besitz einer Flinte waren, begleiteten uns nach dem Wahlplatz, von wo aus wir die blutige Spur bald fanden, bald wieder verloren, bis sie endlich in einer Entfernung von etwa anderthalb Meilen gänzlich verschwand, und wir gegen Mittag unverrichteter Sache und todtmüde nach dem Duar zurückkehren mußten.

Acht Tage später fand ein Hirtenknabe der Guerbes, durch den Aasgeruch aufmerksam gemacht, den fast ganz von den Geiern aufgezehrten Leichnam des Löwen, und ich konnte von demselben nur den Schädel benutzen, da das übrige Skelett allzusehr beschädigt war. Der Ort wo das Thier verendet, war über drei Meilen von den Zelten der Weled-Melk entfernt.

---

3. Ein Tag in der Wüste.

Man war mit dem Aufladen des Gepäckes beinahe fertig, als unser Factotum, Mohammed, den Kopf durch die Zeltthüre steckte und uns zum Aufstehen mahnte; einige Minuten später brachte er die sehr kleine Quantität Wasser, welche zum Waschen und zur Bereitung unseres Frühstücks erübrigt werden konnte. Die Toilette wird beschleunigt und wir begeben uns an die hintere Thüre unseres Zeltes, um nachzusehen, wie es mit unsern „Wüsten-Rossen“ stünde. Jetzt stellt sich die übrige Reisegesellschaft ein und wir setzen uns zum Frühstücke nieder. Bis wir mit unserem Mahle fertig sind, fangen die andern Zelte an zu verschwinden und man trifft Anstalt, auch das unsrige folgen zu lassen; wir helfen nun den Damen in den Sattel, erforschen sorgsam den Zustand unserer Pistolen und brechen auf.

Werfen wir noch einen Blick auf unsere Lagerstätte: der Boden ist mit unserem Gepäck bedeckt; das Feuer, an welchem man unsere Eierkuchen bereitete, flackert noch schwach auf und einige Beduinen verlassen ihre Arbeit, um ihre Hände an den verglimmenden Kohlen zu wärmen. Die Kameele werden vorgeführt; wie jeden Morgen lassen die bereits beladenen und die, welchen man die Lasten auflegt, ein jammervolles Aechzen und Stöhnen hören. Der Himmel beginnt sich allmählig röther und röther zu färben, und die Sonne tritt endlich an den fernen Höhen empor. Es ist halb sechs. Eine köstliche Kühle weht uns entgegen; die Temperatur könnte nicht angenehmer, wohlthuender sein. Unser Dolmetscher, welcher bisher zurückgeblieben war, um seine letzten Befehle zu geben, galoppirt nun lustig heran und stellt sich uns in seiner gewöhnlichen heitern Laune vor, denn er gehört zu den glücklichen Sterblichen, welchen alles in dieser Welt rosenfarben erscheint. Unser Scheich reitet voraus, während das kleine Zelt der Dienerschaft sich an seiner rechten und linken Seite taktmäßig hin und her schwingt; der Zug ist nun geordnet und bewegt sich regelrecht weiter. Nach wenigen Stunden ist es mit unserer Lectüre am Ende, die Unterhaltung stockt und wir reiten unter der sengenden Sonne weiter; ein tüchtiger Turban bedeckt meinen Kopf und die

Damen schützen sich unter weiß überzogenen Regenschirmen gegen die „glühenden Pfeile des unerbittlichen Phöbus.“

Endlich kommt die Mittagsstunde heran und der Dragoman reitet mit einigen Dienern voran, um den Imbiß zu bereiten. Irgend ein Palmbaum wird zu diesem Ende aufgesucht, das kleine Zelt für uns aufgeschlagen, und nach wenigen Minuten haben wir auf Matratzen und Packdecken Platz genommen, während die Kameele, ihrer Last baar, an den dürren Gräsern rupfen; Daireh tischt seine Rebhühner, seinen Zwieback und alle Arten guter Dinge auf, die köstliche Limonade und das vortreffliche Ale nicht zu vergessen, Labungen, deren Werth man nur in der Wüste und an einem sonnenheißen Tage recht eigentlich schätzen lernt. Nach dem Imbiß erhielten wir zahlreichen Besuch, wie gewöhnlich, wenn wir in der Nähe des Stroms oder eines Beduinen-Lagers in der Wüste waren. Es waren nubische Kinder, welche von ihren schüchternen Müttern begleitet wurden und sich uns in der ganzen Schönheit der Jugend und der Grazie der Natur darstellten; diese kleinen Geschöpfe pflegten ohne alle Besorgniß oder Scheu heran zu kommen und mit uns zu spielen, obgleich sie nie vorher Menschen in europäischer Tracht gesehen hatten; auch zeigten sie eine ebenso große Vorliebe für Cairo-Zwieback und weißen Zucker, wie die besterzogenen Kinder an der Themse sie zu bethätigen pflegen.

Um 2 Uhr zieht die Karawane vor unserem Zelte vorüber. Abbas, der Dolmetscher, hoch auf seiner bunten Wollendecke sitzend und seine Pfeife schmauchend, erkundigt sich nach unsern Wünschen in Betreff des nächsten Haltes. Sobald wir uns darüber verständigt haben, sehen wir den Zug in die Luftspiegelung treten, und es kommt uns aus der Ferne vor, als bewegte er sich auf einer Wasserfläche entlang, was den Arabern vielleicht Veranlassung gab, diese Erscheinung „Wasser der Wüste“ zu nennen. Einige unserer Beduinen schliefen auf den leichter beladenen Kameelen, andere johlten und schrieen aus Leibeskräften, um den Schritt der höchst gleichmüthigen Thiere zu beschleunigen. Zuletzt sehen wir nur noch einige schwarze Punkte und der ganze Zug verschwindet am fernen Horizonte.

Nach 4 Uhr brechen auch wir wieder auf. Zwischen 3 und 4 Uhr ist die Hitze stärker als zu irgend einer andern Stunde des Tags, und wenn auch nach 4 Uhr die Luft sich ein wenig abkühlt, hat die Sonne doch noch Kraft genug, um den Reisenden fühlen zu lassen, daß er sich gegen ihre Strahlen schützen muß. Wir freuen uns daher nicht wenig, wenn wir gegen 7 Uhr unsere Zelte in der Nähe des Stroms aufgeschlagen sehen, und eine reizende Aussicht auf blaue Felsen und üppiges Gras uns entgegen lacht. Dies trifft sich aber nicht jeden Tag so; zuweilen ist unser Lagerplatz eine öde Sandstrecke, blauer Himmel und graue Wüste alles, was wir sehen, oder unter einem nackten Fels, welchen die Sonne heiß geglüht zu haben scheint; wo wir aber auch sein mögen, da ist unsre Heimath und kein Ungemach bringt uns um unsre gute Laune. Die Beduinen schlendern müssig umher oder haben sich da und dort gelagert und rauchen behaglich ihre Pfeife. Unsre Dienerschaft bereitet das Abendmahl — das ewige gedämpfte Fleisch und die stets wiederkehrende soupe à la Julienne. Der Appetit würzt jedoch das schlechteste Gericht, und daher wurden gedämpftes Fleisch und soupe à la Julienne selten verschmäht. Die Wahrheit zu sagen — an den meisten

Abenden pflegte die Ermüdung von der Tagesreise, die Neuheit der Scenerie und die Erregung, in welcher wir in Folge der stets drohenden Gefahr eines Angriffs lebten, unser anspruchloses Mahl der Art zu würzen, daß es uns genußreicher erschien, als dies wahrscheinlich der Fall gewesen wäre, wenn wir an der bestbesetzten Tafel zu Paris oder London Platz genommen hätten.

Nach dem Essen beschäftigten wir uns mit unsern Tagebüchern, trockneten Blumen, stopften Vögel aus, lasen oder plauderten, bis die Schlafstunde kam. Und dann erfreuten wir uns auf unsern harten Matratzen eines Schlafes, wie er uns weder früher noch später erquickt hat.

4. Nilfahrt von Alexandrien nach Wady Halfa.

Am Morgen des 27. November 1849 verließen wir auf dem Lloyd-Dampfer „Schild“ bald nach 8 Uhr den Hafen von Triest und gingen nach einer sechstägigen, äußerst stürmischen Ueberfahrt am Morgen des 3. December auf der Rhede von Alexandrien vor Anker. Wir waren schon während der Nacht vor dem Hafen eingetroffen, da es aber wegen der Klippen und Untiefen gefahrvoll ist, im Dunkel der Nacht in denselben einzulaufen, so hatte unser Schiff bis zum Anbruch des Tages vor dem Eingange gekreuzt.

Als wir unter der Leitung ägyptischer Piloten in den Hafen einfuhren, hingen unsere Blicke an den schlanken, kühn über die Häusermassen sich erhebenden Minarets, an den hie und da hervorragenden, zum Theil noch mit Früchten behangenen Palmen und an der im Hintergrunde einsam sich erhebenden Pompejus-Säule; bald wurden sie aber davon abgezogen und auf das rege Leben gelenkt, welches im Hafen herrschte und sich besonders um unser Schiff zu entfalten begann, sobald dasselbe vor Anker gegangen war. Denn eine Masse kleiner Boote, mit arabischen Lohndienern an Bord, umschwärmte dasselbe, deren Ruderer unter betäubendem Geschrei und Lärm sich gegenseitig von dem Schiffe wegzustoßen, und sich selbst so nahe als möglich an dasselbe heranzudrängen bemüht waren, während die Lohndiener fast immer verunglückende Versuche machten, in den schwankenden Fahrzeugen sich zu erheben, und mit den vorgehaltenen Certificaten den Angekommenen in einem bunten Gemisch verschiedener Sprachen sich als sehr gute Führer und vortreffliche Diener anzuempfehlen.

So wie man unserer vom Ufer aus ansichtig wurde, eilten nach dem Platze, wo wir aussteigen mußten, eine Anzahl Eseltreiber mit ihren Eseln und mehrere Weiber mit hohen Körben, um uns und unser Gepäck in Empfang zu nehmen. Da Alle von diesem Wunsche beseelt waren, so wurden wir durch das dadurch entstehende Gedränge am Aussteigen verhindert; da dies aber dem Bootführer zu lange dauern mochte, so ergriff er ohne Umstände eine Reisetasche und warf sie unter das Gewühl am Ufer, wodurch wir eiligst nachzuspringen veranlaßt wurden. Nachdem die leichteren Stücke unseres Gepäckes auf gleiche Weise, wie die Tasche, an das Ufer befördert worden waren, und wir sie denen, welche dieselben aufgefangen, wieder abgenommen und den von uns gewählten Trägerinnen zugetheilt hatten, ritten wir auf den uns octroyirten Eseln dem nahegelegenen Zollhause zu, wo wir,

nach Verabreichung eines ganz ungenirt geforderten Backschischs, mit großer Zuvorkommenheit behandelt und schnell abgefertigt wurden. Wir nahmen nun unsern Weg nach dem Hotel de l'Orient, am Frankenplatze gelegen, den wir durch einen Knäuel schmutziger, enger Straßen, in denen uns lange Züge beladener Kameele begegneten, nach einem Ritt von 20 bis 25 Minuten erreichten, und der uns durch seine Größe, so wie die ihn umgränzenden stattlichen Häuser, zum großen Theile Wohnungen der hier residirenden Generalconsuln, wohlthuend überraschte.

Sobald wir im Hotel Unterkommen gefunden hatten, eilten wir nach einem ägyptischen Bade (Hhammam).

Sehr erfrischt gingen wir nach dem Hotel zurück und nahmen daselbst ein, in Folge der sechstägigen Seereise sowie der wenigstens für mich damit verknüpft gewesenen Unannehmlichkeiten, sehr umfangreiches Frühstück ein.

Der warme Sonnenschein und die herrliche Frühlingsluft riefen uns, sobald dieses Geschäft abgethan war, hinaus in's Freie. Wir bestiegen Esel und entschlossen uns, zunächst die heutigen Ueberreste des alten Alexandrien zu besuchen. Ein schneller Ritt an freundlichen Villen und herrlichen Gärten vorüber, brachte uns bald an die Pompejus- oder, wie sie jetzt wohl richtiger genannt wird, Diocletianssäule; sie steht ungefähr 1800 Schritte von dem Südthore der jetzigen Stadt entfernt, auf einer mäßigen Anhöhe, rings von wüstem Lande umgeben, auf dem Fellahs ihre ärmlichen Hütten errichtet haben. Bekanntlich besteht sie aus vier Stücken, Piedestal, Basis, Schaft und Capital, und ihre totale Höhe beträgt 78, ihr Umkreis 29 Fuß; Capital und Piedestal sind von geringerer Arbeit, dagegen entzückt der 75 Fuß hohe Schaft, ein kolossaler Monolith aus syenitischem Granit, durch die Eleganz des Stiles. Leider ist dieses herrliche Denkmal verschwundener Zeiten durch moderne Barbarei auf abscheuliche Weise dadurch verunstaltet worden, daß viele Reisende ihre Namen oft in enormen Lettern mit Schwärze auf den Schaft der Säule geschrieben haben.

Von dieser Säule begaben wir uns nach den etwa 600 Schritt davon entfernten, sogenannten Nadeln der Cleopatra, jenen wohlbekannten zwei Obelisken aus syenitischem Granit, die ursprünglich zu Heliopolis standen und erst unter den Cäsarn nach Alexandrien gebracht worden sind. Nur einer steht noch aufrecht, der andere liegt ungefähr 50 Schritt vom ersteren umgestürzt, nahe bei seinem Piedestale, welches auf zwei breiten Stufen von weißem Kalkstein stand. Mohamed Ali hatte ihn den Engländern geschenkt und sich sogar erboten, ihn auf seine Kosten an Bord eines ihrer Schiffe transportiren zu lassen, doch haben sie von diesem Anerbieten keinen Gebrauch gemacht, da sie wegen des verstümmelten Zustandes des Obelisken und in der Befürchtung, daß die Seeluft die größere Anzahl der Hieroglyphen vertilgen würde, die Transportkosten nach England nicht aufwenden wollten. Die Höhe des stehenden Obelisks beträgt gegen 70, die Länge des umgestürzten ungefähr 66 Fuß.

Von hier verfügten wir uns nach den 2½ engl. Meilen westlich von der Stadt am Ufer gelegenen Katakomben, welche insbesondere wegen einer Kammer sehenswerth sind, die, im griechischen Stile gehalten, sich durch die Eleganz und Symmetrie ihrer Architektur auszeichnet. Die Zahl der Katakomben ist sehr bedeutend und fast in allen, die wir besuchten, fanden wir

Knochen und Ueberreste menschlicher Gebeine. Auf dem Wege nach den Katakomben passirt man mehrere, zum Theil unter der Meeresfläche gelegene Gräber, die man für Bäder gehalten hat und jetzt gewöhnlich als Bäder der Cleopatra bezeichnet.

So schnell als die durch ihre Treiber (Sais) fortwährend angetriebenen Esel laufen konnten, kehrten wir nun nach der Stadt in das Hotel zurück, wo wir an der Wirthstafel unsere gesammte Reisegesellschaft von Triest aus (lauter Engländer und Engländerinnen) versammelt fanden.

Am Morgen des 4. Dezember waren wir schon zu früher Zeit, wegen der im Laufe des Tages zu erwartenden Abreise, mit dem Packen unserer Koffer beschäftigt, als unser François in arabischem Costüm eintrat und uns mittheilte, daß im Mahmudieh-Kanal eine Barke zur Abreise bereit liege, die mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen eine treffliche Acquisition für die Nilreise sein würde. Angelockt durch die beredte Schilderung ritten wir sofort nach dem Ort wo die Barke lag, und fanden dieselbe unseren Wünschen und Anforderungen in jeder Beziehung so sehr entsprechend, daß wir sofort den Plan, auf den Booten der Transitverwaltung nach Cairo zu gehen, aufgaben und die Barke zu miethen beschlossen. Dem Rais (Führer der Barke), eine ächt orientalische, imposante Erscheinung, welcher unter dem Zelte auf dem Vordeck in würdevoller Ruhe seinen Tschibuk rauchte, mochte unser Wohlgefallen an seinem Fahrzeug nicht entgangen sein, und er stellte in dessen Folge einen ziemlich hohen Preis. Nach langen, durch François geführten Unterhandlungen kamen wir endlich auf 3500 Piaster Cour. für den Monat oder 110⅔ P. für den Tag mit ihm überein.

Nach der Stadt zurückgekehrt, besorgten wir besondere Einkäufe, die man, namentlich in Lebensmitteln und Wein, hier in größerer Auswahl und zu wohlfeileren Preisen als in Cairo machen kann. Die Läden und Werkstätten fränkischer Kaufleute und Handwerker befinden sich theils am Frankenplatze, theils in den angränzenden Straßen, und sie sind mit Waaren aller Art ziemlich reich ausgestattet; dagegen ist der ägyptische Bazar ziemlich unbedeutend, und wir begaben uns nur in seine enge Straße, um die für eine Reise im Orient unentbehrlichen Tschibuks zu kaufen. Die ägyptischen Häuser der Stadt gewähren einen armseligen Anblick, und nur wenige sind mit den geschnitzten Holzzierrathen geschmückt, die den cairinischen Häusern einen so eigenthümlichen Anstrich verleihen.

Nachmittags begaben wir uns an Bord und nahmen unseren Platz auf dem Dache der Barke, von wo wir die ziemlich eintönigen Ufer des Kanals, der unter Mohamed Ali im Jahre 1819 begonnen und bereits am 24. Januar 1820 dem Verkehr geöffnet wurde, und an welchem mehrere Villen gelegen sind, weit überblicken konnten.

Gegen sechs Uhr ging die Sonne unter, ein erhabenes Naturspiel, dessen Anblick uns mächtig ergriff. Langsam neigte sich der feurige Ball, durch seine letzten Strahlen die ganze Umgegend mit einem rosigen Schimmer überziehend, und als er endlich im fernen Westen hinabgesunken war, da breitete sich über die ganze Natur himmlische Ruhe aus; der Wind war erstorben, kein Wanderer ließ sich mehr blicken, und selbst die Vögel hatten ihr Nest gesucht.

Wir stiegen von unserer Warte herab und begannen nach dem Abend-

essen, welches von François mit Hülfe eines in Alexandrien engagirten Koches sehr schmackhaft zubereitet worden war, uns in der Dahabia bequem einzurichten; dieselbe gehörte dem Yarafar Bey in Bulak, einem französischen Renegaten, von welchem sie erst vor kurzem ganz nach französischem Geschmack gebaut und ausmöblirt, und an uns zum ersten Male vermiethet worden war. Von dem mindestens 20 Ellen langen Verdeck, an dessen Ende, unmittelbar unter dem Hauptmaste, der verdeckte Heerd angebracht war, führte eine Stufe in einen kleinen Vorraum, aus dem man in eine mit zehn Fenstern und Jalousien versehene Kajüte gelangte, in der zu jeder Seite ein langer Divan angebracht war. An dieses Gemach, welches zum Wohn- und Speisezimmer bestimmt wurde, reihte sich ein kleines, mit Spiegeln, einem Waschtisch und Schrank versehenes Toilettenkabinet, hinter welchem ein gleichfalls mit Diwans möblirter Salon lag, der des Abends zum Schlafzimmer umgestaltet wurde. Die Bemannung der Barke bestand aus dem Rais, einem Steuermann und 12 Matrosen.

Da der Wind mit Sonnenuntergang aufgehört hatte, so wurde die Barke von den Matrosen gezogen, so daß wir bereits gegen 12 Uhr des folgenden Tages vor den Schleusen des Kanales bei Atfeh anlangten.

Atfeh ist ein schmutziges Dorf, welches trotz des lebhaften Verkehrs, der fortwährend daselbst herrscht, sich aus seiner Armseligkeit nicht emporgehoben hat. Wir besuchten den kleinen Bazar, machten einige Einkäufe und erlangten durch reichlichen Bakschisch, daß uns die Thore des Kanals unverweilt geöffnet wurden, und so fuhren wir nach kurzem Aufenthalte in den majestätischen Strom ein, dessen erster Anblick äußerst überraschend ist.

Atfeh ziemlich gegenüber, an der Stelle des alten Metelis, liegt Fuah, welches mit seinen schlanken Minarets vom Strome aus einen malerischen Anblick gewährt. Jetzt befindet sich daselbst eine dem Pascha gehörige Tarbusch-Manufaktur. Eine leichte Brise führte uns an Fuah vorüber, doch erstarb sie bald, so daß die Barke gezogen werden mußte und wir nur langsam vorwärts kamen. Bei Sonnenuntergang legten wir am linken Ufer des Nils an.

Um unsere Mannschaft für die Anstrengungen der vergangenen Nacht zu belohnen, hatten wir ihnen in Atfeh ein Lamm gekauft, welches sie zur Abendmahlzeit zugerichtet hatten und mit großem Genusse verzehrten; der dampfende Kessel wurde auf das Verdeck gestellt, und die Mannschaft lagerte sich im Kreise um denselben, die einzelnen Stücke mit den Händen herauslangend. Nur der Rais bediente sich dabei eines Löffels, den er von Zeit zu Zeit dem zweiten Rais oder Steuermann abtrat. Nach beendigtem Mahle befanden sie sich in sehr lustiger Stimmung und sangen mehrere Lieder nach eigenen Melodien, die zwei mit der Darabukka (einer Art Trommel) und Summarah (einer Flöte), die übrigen mit Händeklatschen begleiteten. Wir setzten uns in ihre Nähe und stimmten in das Händeklatschen ein, wodurch ihre Fröhlichkeit merklich gesteigert wurde.

Man hatte uns in Alexandrien allgemein versichert, daß wir selbst im ungünstigsten Falle Bulak in 4—5 Tagen erreichen würden. Allein diese Zusicherung sollte sich als falsch erweisen, indem wir vom 7.—12. Dezember nur sehr selten günstigen Wind, meistens Windstille hatten, ja einigemal durch konträren Wind gänzlich aufgehalten wurden. Wehte einmal wenige

Stunden günstiger Wind, oder glitten wir, wenn die Barke gezogen wurde, zu nahe am Ufer hin, so fuhren wir häufig fest, und es kostete oft große Anstrengungen von Seiten der Bootsleute, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Bei solchen Vorkommnissen mußte gewöhnlich der größere Theil der Mannschaft in den Fluß springen, um mit dem Rücken die Barke unter großem Geschrei wieder loszuheben. Ereignete sich ein solcher Unfall in den ersten Morgenstunden, so entschlossen sie sich regelmäßig erst nach langem Zaudern in die kalten Fluthen zu tauchen, und oft erst, wenn der Rais nach seinem gewaltigen Stocke griff; trotzdem waren sie beständig frohen Muthes, und es verging fast kein Abend, wo sie nicht, bevor sie sich auf das Verdeck zum Schlafe streckten, zu ihrer Erholung eine Fantasia (Gesang mit Tanz) aufgeführt hätten.

Den langsamen Fortgang unserer Reise benutzten wir, um tagtäglich an das Land und auf die Jagd zu gehen. Wir verließen gewöhnlich bald nach Sonnenaufgang die Barke, durchstreiften die grünenden Fluren, die Palmenhaine und die in der Nähe der Ufer gelegenen Dörfer, und kehrten erst gegen 11 Uhr, wo die Sonne heftig zu brennen begann (oft waren um diese Zeit 28—30° R.) mit Beute beladen, nach der Barke zurück.

Einen trostlosen Eindruck machten uns auf diesen Wanderungen die ägyptischen Dörfer, welche einen sprechenden Beweis von der Armuth und dem Elend der Fellahs liefern. Die Hütten sind durchgängig von Straßenkoth gebaut, und dienen Wesen von menschlichen Formen, Kühen, Eseln und Hühnern zum gemeinschaftlichen Aufenthalte. Mitten zwischen diesen Hütten erheben sich ganze Berge von Schmutz und Unrath, auf denen zahlreiche Hunde ihr Lager aufgeschlagen haben. Oft sind auch Hütten auf diesen Hügeln errichtet, um dieselben bei dem Austritt des Nils vor der Vernichtung zu bewahren. Jeder Reisende ist zu warnen, auf seinen Ausflügen die Dörfer zu umgehen, damit er nicht mit den Hunden in Berührung kommt, auch die nackten oder wenigstens nur mit elenden Lumpen bekleideten Kinder der Fellahs vermeidet, die, sobald sie eines Fremden ansichtig werden, denselben in Schaaren mit ihrem zudringlichen „Bakschisch ya Hawadsche“ verfolgen. Ich war eines Tages ganz nahe an ein Dorf herangekommen, entdeckte zwischen den Zweigen einer Palme, die hoch über die Hütten des Dorfes emporragte, einen Falken und schoß ihn herab; kaum knallte aber das Gewehr, so entstand eine abscheuliche Verwirrung. Unzählige Tauben flogen von den Hütten auf, Hunde kamen bellend und heulend auf mich losgestürzt, und aus den anscheinend leeren Hütten kamen Frauen mit ihren schmutzigen Sprößlingen hervor, die mit dem üblichen Geschrei nach Bakschisch mich umringten, und in Gemeinschaft mit den Hunden mich über das Dorf hinaus verfolgten; ich vermied seitdem wohlweislich in unmittelbarer Nähe eines Dorfes einen Schuß zu thun. Wie armselig aber immer diese Dörfer sind, so erhebt sich doch aus jedem ein schlankes, von Palmen umgebenes Minaret, welches durch seine zierliche Bauart das Auge fesselt und von dem Anblick der traurigen Hütten abzieht.

Am Morgen des 11. Dezember kamen wir an dem am linken Ufer gelegenen Dorfe Teraneh vorüber, dessen Vordergrund eine freundliche Villa mit großem Garten bildet, und dessen Häuser einen recht gefälligen Anblick gewähren. Das Dorf verdankt seinen blühenden Zustand dem Signor Gi-

barra, welcher die ungefähr 12 Stunden von Teraneh in der Wüste gelegenen Natron-Seen von dem Pascha gepachtet hat, und die Einwohner mit dem Einsammeln und Transport des Natron beschäftigt, was denselben einen lohnenden Verdienst abwirft.

Auch am 13. Dezember mußte die Barke anfänglich noch wegen andauernder Windstille gezogen werden. Wir machten deshalb unsere gewöhnliche Excursion an das Land, und erblickten hinter dem Dorfe Werdan zum ersten Male die Spitze zweier Pyramiden. Gegen Mittag kehrten wir nach der Barke zurück, und kaum waren wir wieder an Bord, so sprang eine frische Brise auf, welche die Dahabia pfeilschnell über die aufgeregten Fluthen dahingleiten ließ. Gegen vier Uhr erreichten wir Dorf Wah el Narrieh, wo sich der Nil in den Rosetta- und Damietta-Arm theilt, und in dessen Nähe die Arbeiten zu der beabsichtigten Wasserdämmung begonnen sind.

Der Zweck dieses großartigen Baues ist, das Wasser des Nils zurückzuhalten, damit es, wenn die Ueberschwemmung aufgehört hat, zur Bewässerung des Landes verwendet werden kann, wodurch die so kostspieligen Wasserräder (Sakien) ersetzt werden sollen. Zu dem Behufe wird ein Damm quer über den Rosetta-, ein anderer über den Damietta-Arm errichtet, während mitten durch das Delta ein breiter Kanal gezogen werden soll, in welchen ebenso, wie in die beiden Nilarme, die nach den Bedürfnissen erforderliche Wassermasse durch Hülfe von Schleusen abgelassen werden wird. Beide Dämme werden massiv aus Backsteinen aufgeführt; der Rosettadamm wird aus 24 Bögen, ein jeder von 30 Fuß Breite und aus einem großen 92 Fuß breiten Mittelbogen bestehen, der Damiettadamm nur aus 16 Bögen, gleichfalls von 30 Fuß Breite und einem großen Mittelbogen. Wenn der Bau vollendet ist, sollen beide Mittelbögen, um die Hauptwassermasse durchzulassen, stets geöffnet bleiben, dagegen werden die Seitenbögen bei niedrigem Stande des Nils durch Schleusen geschlossen werden. Am Rosettadamm waren bereits sechs Bögen und eilf Pfeiler fertig; auch sind, um zu verhindern, daß die aufgehaltenen Wassermassen nicht das Ufer wegreißen, großartige Uferbauten ausgeführt worden. Mannigfache Hindernisse, äußere und in der Sache liegende, haben bisher die Vollendung des Werkes sehr verzögert, und es steht überhaupt in Frage, ob dasselbe jemals fertig werden wird.

Bei der Dämmung war die Strömung so heftig, daß wir trotz des starken Windes mehrere Arbeiter engagiren mußten, um die Barke unter einem der Bögen hinwegzuziehen. Nach dem Abendessen, welches wir heute wegen des raschen Vorwärtsgehens unserer Dahabia in sehr fröhlicher Stimmung verzehrten, setzten wir uns zu dem Rais auf das Dach, um in seiner Gesellschaft einige Pfeifen zu rauchen. Als wir einige Zeit diese Unterhaltung gepflogen hatten, deutete er plötzlich auf ein in der Ferne auftauchendes Licht und sprach: Bulak! Wir hielten es nicht für glaublich, dem ersehnten Ort so nahe zu sein und riefen eilig unsern François herbei, welcher uns indeß versicherte, daß wir, falls der Wind anhalte, nach zwei Stunden in Bulak sein würden; der Wind wehte fort, und nach 8 Uhr langten wir vor Bulak an.

Freitag, den 14. Dezember, verließen wir zeitig die Barke, um auf den von der nächsten Straßenecke Bulaks herbeigeholten Eseln nach Cairo zu eilen. Aus den engen schmutzigen Straßen der belebten Hafenstadt kamen wir bald auf die breite, von großen Akazienbäumen beschattete Allee, die nach der

Hauptstadt führt. Zu ihren Seiten grünten die Saaten, aus denen sich die Lerche singend in die Lüfte schwang, und von weitem erhoben sich aus der dunklen Häusermasse die schlanken Minarets und die Kuppeln der Moscheen. Auf der Straße herrschte bereits reges Leben, Kameelzüge, beladene Esel, Reiter auf Maulthieren und muthigen Rossen, hier und da auch einzelne Fußgänger kamen uns in buntem Gemisch entgegen. Wir ritten in Cairo's Mauern durch das Thor am Esbekiehplatze ein, und an den geschmackvollen Anlagen dieses Platzes entlang; derselbe mißt 450,000 Quadratfuß, und es sind auf ihm an verschiedenen Orten Kaffeeboutiquen angelegt, die beständig von Franken besucht sind. Mitten über den Platz führt ein breiter Weg, an jedem Ende mit einer Brücke. Wir stiegen in dem an der nördlichen Seite des Esbekiehplatzes gelegenen British Hotel ab, vertauschten es jedoch schon nach dem Frühstück mit dem einige Häuser davon entfernten, besseren Hotel d'Orient, wo auch die mehrere Tage vor uns in Cairo angekommenen Engländer und Engländerinnen abgestiegen waren.

Wir begaben uns dann nach dem nahen Bazar, wo Tuche, Kleidungsstücke, Schärpen, seidene Waaren, gestickte Stoffe, Pantoffeln, auch Säbel und Bernsteinspitzen zu haben sind. In den engen, kaum fünf Fuß breiten Gassen dieses Marktes, reiht sich Laden an Laden, die jedoch hinsichtlich der Einrichtung und Ausschmückung hinter europäischer Vorstellung zurückbleiben. Es sind zwei Fuß hoch, von dem Fußboden angerechnet, in die Häuser eingebrachte Vertiefungen, welche die Form eines Quadrates haben. Im Hintergrunde und zu beiden Seiten liegen die Waaren aufgehäuft, während im Vordergrunde auf einem Teppich, welcher einen Fuß nach der Erde heraushängt, der Verkäufer mit untergeschlagenen Beinen sitzt, gemächlich seinen Tschibuk raucht, und sich diesen Genuß von Zeit zu Zeit durch eine Tasse Kaffee erhöht, die er tropfenweise und mit Bedacht hinabschlürft. Tritt man an einen Laden heran und wählt ein Stück Waare aus, so wird man gewöhnlich eingeladen, sich auf den Teppich niederzulassen und eine Pfeife zu nehmen, damit man sich in Ruhe über den Preis einigen kann. Wir überließen den Handel unserem Dragoman und ergötzten uns unterdessen an den verschiedenen Gruppen, an den benachbarten Läden, so wie an dem bunten Gewühle auf der Straße. Während die Käufer mit den Verkäufern um den Preis der Waare feilschen, zieht Reiter auf Reiter, meist zu Esel, selten auf hohem Roß vorüber, deren Treiber die Fußgänger mit lauter Stimme mahnen, ihr Gesicht, ihren Rücken, die Hüften, die Füße u. s. w. vor den schnell daher eilenden Thieren in Sicherheit zu bringen; dem Vornehmen macht der vorauseilende Negersklave Platz, und der ihm folgende trägt den sorgsam umhüllten Tschibuk nach. Mit dem Geschrei der Eseltreiber vermischt sich das der Trödler (Dellals), die Waaren zur Versteigerung durch den Markt tragen und den dafür gebotenen Preis ausrufen, das der Wasserträger (Sakka), der wandernden Limonadeverkäufer und die bittende Stimme blinder Bettler, welche an der Hand eines Knaben, oft auch einsam, nur mit Hülfe eines Stabes durch die Straßen irren. Mitunter tauchen auch reitende Frauengestalten auf, die in ihren ungraziösen Verhüllungen den Fledermäusen gleichen.

Kaftan und Schärpe waren bald gekauft, und aus den kühlen schattigen Straßen bogen wir in die sonnigen des türkischen Bazars ein, wo die Hallen der Pfeifenhändler sich befinden. Im Bazar Miski kauften wir

Lebensmittel und Taback ein; seine breite Straße ist vor den Strahlen der Sonne durch Matten geschützt und für Wagen zugänglich, denen sowohl hier als in Alexandrien Läufer vorauseilen, um ihre Nähe durch Peitschenknall zu verkünden. Auch in diesem Bazar herrschte reges Leben, wie denn überhaupt die ganze Bevölkerung Cairo's in den Bazars zusammenfließt, theils um Geschäfte zu besorgen, theils um sich die Zeit zu vertreiben und im Schatten behaglich den Tschibuk zu rauchen. Die übrigen Straßen Cairo's, welche mit den Bazars nicht in directer Verbindung stehen, erscheinen öde und leer.

Der 15. Dezember verging unter Besorgung verschiedener Geschäfte. Am folgenden Tage ritten wir zeitig nach Bulak, mietheten noch ein kleines Ruderboot, welches an die Dahabia angehängt wurde und gingen gegen 10 Uhr unter Segel. Wir fuhren zwischen Alt-Cairo und der Insel Rhoda vorüber, und erblickten, nachdem wir letztere passirt hatten, das am westlichen Ufer gelegene Gizeh, hinter dem sich in einer Entfernung von mehreren Stunden, die nach diesem Ort benannten majestätischen Pyramiden erhoben. Im Laufe des Nachmittags bekamen wir nach einander auch die kleineren Pyramiden von Abusir, Sakarra und Daschur zu Gesicht, die, zum Theil durch Palmen verdeckt, vom Strome aus einen malerischen Anblick gewährten.

Der Wind blieb auch am 17. Dezember günstig, und wir kamen rasch vorwärts. Nachmittags erblickten wir eine am linken Ufer W. S. W. von Rigga gelegene Pyramide, welche die Araber Herem el Kebab, „die falsche Pyramide“ nennen, weil sie irriger Weise glauben, daß die Basis derselben natürlicher Felsen, nicht Mauerwerk sei.

Beim Erwachen, am 18. Morgens, glaubte ich ein Geräusch zu vernehmen, als wenn heftiger Regen auf das Dach der Barke niederschlüge; da ich mich zu täuschen meinte, so eilte ich, um Gewißheit zu erhalten, schnell nach dem ersten Zimmer, wo ich zu meiner nicht geringen Verwunderung François beschäftigt fand, das von dem Verdeck in die inneren Räume dringende Wasser auszuschöpfen. Der Himmel war ganz umzogen, und sandte so gewaltige Regenmassen herab, daß das Verdeck fast eine Hand hoch unter Wasser stand, obgleich unsere vor Kälte zitternde Mannschaft, deren Kleidung auf derartiges Wetter durchaus nicht eingerichtet war, sich nach Kräften bemühte dasselbe auszuschöpfen. Zum Glück ließ der Regen bald nach, und eine aufspringende Brise führte uns noch vor Mittag an das Gestade von Benisuef, der Hauptstadt der Provinz (Beylik) gleichen Namens, und Sitz des Gouverneurs (Mamur oder Mudir), dessen Palast sich nördlich von der Stadt befindet.

Wir legten an, um Proviant einzunehmen. Da in unserem deutschen Reisehandbuch bemerkt war, daß Benisuef sich durch einen großen, mit allen Arten von Kaufmannsgütern reich ausgestatteten Bazar auszeichne, so entschlossen wir uns, trotz des abscheulichen Wetters, unseren Dragoman in die Stadt zu begleiten. Mein Freund ging mit ihm voraus, während ich später folgte. Mit Mühe erkletterte ich das hohe, durch den Regen aufgeweichte Ufer, doch war dieser Aufstieg nur eine Vorbereitung für die Gassen, welche wir passirten, in denen der Schmutz bodenlos war, da sich an vielen Stellen förmliche Lachen gebildet hatten. Im Bazar, dessen Läden theilweise geschlossen waren, während die offenen auf keine allzugroße Auswahl von Gütern aller Art schließen ließen, traf ich mit meinem Freund und dem Dragoman zusam-

men, welcher letztere mit einem Fellah um einen Truthahn handelte. Um dieses Geschäft, welches wegen der übertriebenen Anforderungen Seitens des Besitzers des Thieres, längere Unterhandlungen erforderte, im Trockenen abzuschließen, traten wir in ein nahe gelegenes Kaffeehaus ein. Das Innere desselben war klein, niedrig und schmutzig; dem Eingang gegenüber stand der Heerd mit dem ärmlichen Apparat zum Kaffeekochen, und an den Wänden waren niedrige Sitze aus Straßenkoth aufgeworfen, welche mit Matten aus Palmenbast bedeckt waren. Wir ließen uns in der Nähe zweier Männer, die im Hintergrunde bei einem Muschelspiele saßen, nieder, und als noch François, der Matrose, der Händler mit seinem Truthahn und eine alte Bettlerin eingetreten waren, hatte das Gemach für weitere Gäste keinen Raum. Während der Zubereitung des Kaffees wurde François mit dem Fellah handelseinig, so daß wir den ungemüthlichen Aufenthalt bald wieder verlassen konnten.

Nachdem die nothwendigsten Einkäufe gemacht waren, kehrten wir unter heftigem Regen nach der Dahabia zurück, an deren Bord wir die unangenehme Entdeckung machten, daß der Wind in der Zwischenzeit umgesprungen war. Der Rais machte zwar den Versuch, die Barke ziehen zu lassen, allein wir bezahlten denselben mit Verlust des Hintermastes und eines Fensterladens, indem das Fahrzeug durch die Gewalt des Windes und Stromes gegen die am Ufer liegenden Boote angetrieben wurde. Wir legten deshalb dicht hinter Benisuef wieder an, und mußten daselbst wegen des anhaltend konträren Windes bis zum Morgen des 20. Dezember verweilen.

Dem Südwinde, der oft zum heftigen Sturme anwuchs, und die Barke so unangenehm bewegte, daß mir der Aufenthalt darauf zeitweilig verleidet wurde, war an diesem Tage Windstille gefolgt, die Barke mußte gezogen werden, und wir bewegten uns nur langsam vorwärts. Mit Sonnenuntergang erreichten wir das vier Stunden von Benisuef am östlichen Ufer gelegene Dorf Berangeh oder Brangeh, wo mehrere Hügel die Lage des einstigen Cynopolis bezeichnen sollen. Am 21. Dezember kamen wir im Laufe des Vormittags an der zwei Stunden von Berangeh entfernten Insel Bibbeh vorüber. Wir besuchten dieselbe und schossen in dem am südlichen Theile der Insel befindlichen Palmenhaine einige Turteltauben.

Gegen Mittag des 22. Dezember machte sich ein leichter Wind auf, der uns ein hübsches Stück vorwärts brachte, allein, wie gewöhnlich, schwand er mit der untergehenden Sonne, und wir mußten in der Nähe von Meghagha am östlichen Ufer anlegen. Ein wenig oberhalb dieses Dorfes, gleichfalls am rechten Ufer, ragt ein Felsen aus dem Strome empor, von den Bootsleuten „Hadschar es Salam" (Stein der Wohlfahrt) genannt, weil sie glauben, daß eine Fahrt nilabwärts nicht eher glücklich genannt werden kann, als bis man diesen Stein passirt hat. Um den mondhellen Abend zu genießen, stiegen wir an das Land und ergingen uns einige Zeit unter den hohen Palmen. Auf dem Verdeck der Barke hält man es gewöhnlich des Abends wegen der Kühle und des Thaues nicht lange aus.

Eine schon vor Sonnenaufgang aufgesprungene Brise führte uns schnell den Nil hinauf, dessen rechtes Ufer von der Insel Bibbeh, durch die nahe daran sich hinziehenden Felsenketten, so wie die zahlreichen Palmenhaine einen malerischen Anblick bietet. Gegen Mittag fuhren wir an der landeinwärts

eine Stunde vom Nil, inmitten einer reichen Ebene gelegenen Stadt Abu-Girgeh vorüber, und erblickten bald darauf einen am rechten Ufer einzeln stehenden Felsen, dessen zackige Spitzen sich aus dem von der Wüste zu ihm gewehten Sande erhoben und uns von weitem wie Ruinen erschienen.

Je mehr die Sonne sich neigte, desto schwächer wurde der Wind, bis er endlich eine kurze Strecke vor dem Dorfe Gonzahla mit Untergang der Sonne gänzlich aufhörte. Da die Barke bis dahin gezogen werden sollte, so stiegen wir an das Land, und eilten dem nur langsam vorrückenden Fahrzeuge voraus. Die Hütten des Dorfes lagen zwar unter Palmen und Akazienbäumen ganz verborgen, doch vernahmen wir bald Zeichen seiner Nähe, da Gesang und der Klang der Darabukkah uns schon von weitem entgegentönten; das erste Haus, auf welches wir stießen, war eine Mahara, eine Herberge für Reisende. Das Innere derselben war geräumiger, als das anderer Hütten, sonst aber mit nichts versehen, was dem ermüdeten Reisenden irgend eine Bequemlichkeit hätte darbieten können. Indeß wird dies von dem Araber weder erwartet, noch beansprucht. Ein jeder führt seinen Teppich oder die aus Palmenbast geflochtene Matte mit sich, um sie des Abends auf den Boden, der als Schlafstätte dient, auszubreiten; außerdem ist er gewöhnlich noch mit einem Kochgeschirr, einer Tasse und Vorrath an Kaffee versehen, welche Gegenstände, nebst Pfeife und Taback, das alleinige Reisegepäck bilden; Ställe für die Thiere der Reisenden giebt es nicht, diese campiren im Freien. In unmittelbarer Nähe der Mahara standen längs dem Ufer mehrere Kaffeeboutiquen, welche von den Leuten der am Ufer liegenden Kähne besetzt waren, die nach des Tages überstandenen Mühen fröhlich sangen und den Araki sich wacker munden ließen. Die Ankunft unserer Barke setzte unseren Wanderungen ein Ziel.

Am Morgen des 24. Dezember sahen wir im Vorübersegeln durch das Fernglas das hohe Minaret der landeinwärts am westlichen Ufer gelegenen Stadt Samalud, welches von den Fellahs als ein Meisterwerk betrachtet wird. Bei schwachem Winde nur langsam vorwärts gehend, näherten wir uns gegen Mittag dem auf dem Gipfel des Dschebel el Tair (Berg der Vögel) gelegenen Kloster der Jungfrau Maria (Sitteh Mariam el Adra), welches von Kopten bewohnt wird, deren einige, als sie unsere Barke heraufkommen sahen, von der Höhe des Berges herab in die Fluthen des Nils eilten, unter dem Geschrei: „ana Christian ya Hawadsche" an unsere Barke heranschwammen, sich an dieselbe festklammerten, und um Almosen baten. Ueberrascht durch die Erscheinung dieser schwimmenden Bettler, reichten wir ihnen einige Piaster, die sie mit dem Munde auffingen, ohne dadurch unsere Absicht, sie von der Barke zu entfernen, erfüllt zu sehen. Endlich warf François einige leere, aber mit einem Pfropfen versehene Flaschen in den Fluß, denen sie in dem Wahne, daß sie mit Araki gefüllt wären, eilig nachschwammen.

Beim Erwachen am folgenden Tage fanden wir uns vor Minieh (einer Markt-Stadt, Bender), am westlichen Ufer gelegen, Sitz eines Kaschef oder Nazir, welcher unter dem Gouverneur von Benisuef steht. Wir besuchten den im Ausbau begriffenen Palast, so wie die ziemlich vollendete Zuckerfabrik des Abbas Pascha. Oberhalb der Zuckerfabrik, unmittelbar am Flusse, finden sich über der Thüre einer Moschee einige Ueberreste römisch-griechischer Baukunst vor. Im Innern derselben stehen einige Granit- und Marmorsäulen

mit korinthischen Kapitälern, und man erzählte uns, daß einem Schafte jeden Freitag Wasser entquelle, welchem der Gläubige heilende Kraft zuschreibt. In einiger Entfernung von der Moschee erhebt sich eine im fränkischen Style aufgeführte Fabrik (Werscheh), in welcher die Zeuge zur Bekleidung der Armee gefertigt werden. Minieh gegenüber liegt das Dorf Suadih, mit einer von Mohamed Ali angelegten Rumdestillation, die unter der Verwaltung eines Eingebornen steht. Nicht weit hinter Suadih kam ein Boot auf uns zu, aus welchem zwei Männer in fränkischer Tracht uns anriefen. Es waren Deutsche, in der Fabrik zu Minieh beschäftigt. Von Minieh aus ziehen sich dicht am Ufer Zuckerrohrplantagen des Pascha hin, von denen das Rohr durch Kameele an das Ufer und von da auf Kähnen nach den Fabriken gebracht wurde.

Den 26. und 27. Dezember hatten wir günstigen Wind, welcher uns schnell an den Grotten von Beni Hassan und Schech Abady vorüber führte. Am 28. Dezember wurde die Barke anfänglich gezogen, doch mußten wir bald wegen der Heftigkeit des konträren Windes an einer Insel, unweit des ¼ Stunde vom östlichen Ufer landeinwärts gelegenen Dorfes Berkhy, liegen bleiben. Wir vertrieben uns die Zeit mit Jagen, wobei wir auf einen großen Zug Pelikane stießen, die sich bei unserem Annähern rauschend in die Lüfte erhoben.

Am 29. Dezember erhob sich vor Sonnenaufgang ein kräftiger Wind, welcher uns schon am folgenden Tage gegen Mittag vor Osiut, die Hauptstadt Ober-Aegyptens, brachte, in welchem Range sie Girgeh gefolgt ist; sie liegt eine halbe Stunde vom westlichen Ufer entfernt und das am Strome gelegene kleine Dorf El Hamra bildet ihren Hafen. Wir begaben uns sogleich nach unserer Ankunft in die Stadt, nach welcher von dem Hafen aus eine von Akazien beschattete Allee führte. Osiut (die alte Lykopolis) ist unstreitig die größte und bestgebaute Stadt im ganzen Said, und ihre Lage*) mit mehreren großen Gärten in der nächsten Umgebung, ist auf ihren Wohlstand von großem Einfluß. Die Zahl ihrer Einwohner soll sich auf 20,000 Seelen belaufen und sie enthält verschiedene Bazars, Bäder und mehrere Moscheen, von denen besonders eine durch ihr kühnes Minaret unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Nördlich von der Stadt, an einem Kanale, liegt der mit einem Wall umgebene Palast des Gouverneurs, welcher von Ibrahim Pascha, als er Gouverneur von Ober-Aegypten war, erbaut worden ist. Es sollen dazu die Ueberreste eines alten Tempels Gowel Kebir verwendet worden sein. Beim Eintritt in die Stadt überraschte uns das linker Hand unmittelbar am Thore gelegene Gerichtshaus durch sein gefälliges Aeußere; indeß fanden wir auch in der Stadt noch mehrere gute, aus Stein aufgeführte Gebäude, die wohlhabenden Einwohnern (Ebni-Beled) gehören. Die Straßen sind enge und, wie die übrigen Städte Aegyptens, ungepflastert; die Stadt ist in Districte abgetheilt, deren jeder von dem anderen durch ein Thor abgeschlossen ist. Die Bazars waren reich ausgestattet, und einige davon standen denen von Cairo in keiner Weise nach. Wir kauften Schrot, welches wir sehr theuer bezahlen mußten, und mehrere Pfeifenköpfe, welche

---

*) Osiut ist der Marktplatz für die Karawanen aus Darfur, welche durch die große Oase kommen.

in Osiut in großer Anzahl gefertigt werden; sie sind in Aegypten als die besten geschätzt und werden in großen Quantitäten nach Cairo versendet.

Nach 2 Uhr trafen wir wieder im Hafen ein und gingen sofort unter Segel. Am 2. Januar erblickten wir auf einer Sandbank das erste Krokodil; wir segelten jedoch in zu großer Entfernung vorüber, um dasselbe mit einigen Kugeln begrüßen zu können. In Kineh, wo wir am 3. eintrafen, verweilten wir nur kurze Zeit. Es liegt ½ Stunde vom östlichen Ufer, den Ruinen von Denderah gegenüber, hat jedoch keine Ueberreste des Alterthums aufzuweisen.

Am 4. Januar erreichten wir Abends gegen 10 Uhr Luxor, am neunzehnten Tage nach unserer Abreise von Cairo. Seit dem 29. Dezember waren wir fast ohne Unterbrechung gesegelt, und hatten doch nicht einen Augenblick Langeweile gefühlt. Das Grün der an den Ufern sich hinziehenden Saaten, die Palmen, welche in Ober-Aegypten schöner als in Unter-Aegypten gedeihen, die kühnen Felsen, von denen der Schall des Schusses wie Donner wiederhallt, der jeden Abend ein neues Schauspiel gewährende Untergang der Sonne und Aufgang des Mondes, alle diese Herrlichkeiten der Natur fesseln das Auge und beschäftigen den Geist.

Da der Wind im Laufe des Nachmittags in der Nähe des am linken Ufer gelegenen Dorfes Herment (dem alten Hermonthis) aufhörte, so stiegen wir an das Land, um die daselbst befindlichen Ruinen zu besuchen. Zu Hermonthis standen einst zwei von der Kleopatra erbaute Tempel, auf deren Trümmern sich jetzt arabische Bauernhütten erheben; nur acht in zwei Reihen vertheilte Säulen aus Sandstein, mit Hieroglyphen und verschiedenen Kapitälern geschmückt, sind von der Zerstörung verschont geblieben.

Am Morgen des 6. Januar langten wir zeitig vor Esneh, der alten Latopolis, an, mit der Aussicht zwei Tage an seinem Gestade zu verweilen, da die Mannschaft sich hier Brod bereiten wollte. Bald nach unserer Ankunft besuchten wir die mitten in der Stadt gelegene Tempelvorhalle, die im Jahre 1842 auf Befehl Mohamed Ali's ausgegraben worden ist. Von dem Hofe eines am Markte gelegenen Hauses führt eine Treppe in den Porticus hinab, und wie wenig er von oben zu versprechen scheint, umsomehr überrascht, wenn man hinabgestiegen ist, die Erhabenheit seines Stiles. Vierundzwanzig kolossale Säulen, in vier Reihen vertheilt und eine jede mit Hieroglyphen und verschiedenem Kapitäl geziert, tragen den Plafond, in welchen links vom Eingange ein Thierkreis eingegraben ist. Decke und Wände sind gleich den Säulen mit Hieroglyphen angefüllt, von welchen letzteren besonders einige Zeilen auf den Pilastern zu jeder Seite der ersten Säulenreihe interessant sind, welche die Namen der ägyptischen Monate enthalten. Nach Sir Gardner Wilkinson soll dieser Porticus aus der Römerzeit stammen, indem in der über dem Eingang befindlichen Widmung nur späterer Cäsaren, z. E. des Tiberius, Claudius, Germanicus und des Vespasianus Erwähnung gethan ist. Seit drei Monaten war auf Befehl Abbas Pascha's die Ausgrabung wieder im Gange, in der Hoffnung die Ueberreste des Tempels selbst zu Tage zu fördern. Die Eingänge zu zwei Gemächern hinter der westlichen Wand der Halle waren bereits vom Staube frei gemacht.

Am Morgen des 9. Januar stießen wir von Esneh ab und erreichten erst am Morgen des 12ten Assuan, die letzte Stadt Ober-Aegyptens. In

zwei Tagen hatten wir somit nur etwa 20 deutsche Meilen zurückgelegt. Bald hinter Esneh wird der Nil schmäler, die zu beiden Seiten des Flusses sich hinziehenden Bergketten nähern sich dem Ufer immer mehr, bis sie endlich bei Hagar Silsilis, wo sich die großen Sandsteinbrüche befinden, aus denen die Steine zum Bau der Tempel gebrochen wurden, ganz in denselben hinabsteigen und sein Bett zusammendrängen. Die Enge des Flusses an dieser Stelle, so wie ein von den Felsen hoch emporragender Stein mag zu der Sage Veranlassung gegeben haben, daß hier in alten Zeiten ein König den Fluß durch eine große Kette gesperrt hielt, um die Schifffahrt zu verhindern. Letztere muß zu jener Zeit bedeutender als jetzt gewesen sein, sonst würde sich jener König der Fabel die Kosten der Kette wohl erspart haben; denn jetzt sieht man mit Ausnahme einiger elenden Fischerbarken nur die aus Schilf oder Rohr in Gestalt eines spitzen Dreiecks zusammengefügten Flöße der Eingebornen, mit denen sie geschickt von einem Ufer zum andern übersetzen. Wiederholt habe ich gesehen, wie ein Eingeborner mit seinem Fahrzeuge auf der Schulter das Ufer hinabstieg, es in den Fluß warf und mit Hülfe eines aus einem Palmenzweige gefertigten Ruders leicht das andere Ufer erreichte. Von weitem gewährt es den Anblick, als würde er, auf den Wellen sitzend, über den Fluß getragen.

Nach unserer Ankunft vor Assuan beschlossen wir einen Ausflug nach dem Dorfe Schillal zu machen und von da die Insel Philä zu besuchen.

Der Weg dahin führt über eine weite, mit Sand gefüllte Ebene, die sich wohl über eine Stunde lang zwischen hohen Felsen hinzieht. Auf diesem Felde, jetzt die Wohnstätte ungewöhnlich großer Raben, befinden sich viele Grabmäler ägyptischer Schechs und Heiligen. Es sind meistens Kenotaphen, und auf den Leichensteinen erblickt man kufische Inschriften, die mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Gütigen und Allbarmherzigen“ beginnen, und dann Namen und Verwandtschaft des Verstorbenen benennen. Dieser Gottesacker ist südöstlich von einem jener berühmten Granitsteinbrüche begränzt, welche die Werkstücke zu den kolossalen Bauten der Pharaonen geliefert haben. In demselben erkennt man noch deutlich die Spuren der Meißel, Bohrer, so wie der mächtigen Keile, womit man die Blöcke losgesprengt hat; auch liegt dort ein unvollendeter Obelisk von 80 Fuß Länge und 12 Fuß Breite.

Die Ebene zieht sich allmählig zusammen, und über den Rücken einer Felsenkette führt ein schmaler Weg nach den unter Palmen verborgenen Hütten des Dorfes Schillal. Ueberraschend ist das großartige Bild, welches sich hier den Blicken des Wanderers aufthut. Uns gegenüber lag die Insel Biggeh mit ihren hohen, majestätischen Granit- und Porphyrmassen, und nördlich von ihr erhoben sich überall aus dem Flusse, ein Block kühn über den andern gelagert, so daß man sie jeden Augenblick herabrollen zu sehen erwartete, größere und kleinere Felsenberge, zwischen denen hindurch sich der Strom schäumend und tosend seinen Weg sucht.

Wir bestiegen eine nubische Barke, fuhren von einem starken Winde getrieben zwischen den Engpässen dahin und erblickten alsbald die Insel Philä (Anas el Wogus), die mit ihrer malerischen Ruine und inmitten großartiger Felsenpartien unstreitig den schönsten Punkt im ganzen Nilthal bildet. Die Insel ist klein, und die Ruinen erstrecken sich über ihren ganzen Flächenraum. Das Hauptgebäude bildet der Tempel der Isis, von Ptolemäus Philadelphus

und Arsinoe begonnen, und unter späteren Regenten vollendet. Von dem südlichen Theile der Insel aus laufen zwei Säulengänge, von denen der westliche noch 29, der östliche noch 16 theilweis wohlerhaltene Säulen zählt, bis zu dem großen Thore, zu dessen Seiten sich pyramidenartige Thürme erheben, deren äußere Wände mit den kolossalen Figuren verschiedener Könige und Königinnen geziert sind. In diesen Thürmen führen Treppen, von denen nur die im westlichen Thurm noch gangbar ist, nach mehreren mit Luken versehenen Gemächern und nach den platten Dächern, von denen man die Fälle weit übersieht. Durch das Thor, unter welchem sich eine von der französischen Armee zurückgelassene Inschrift befindet, tritt man in den Tempelvorhof, dessen östliche Colonnade sieben, die westliche neun Säulen zählt; daran schließt sich ein zweites Thor mit kleineren Thürmen als die des ersten. Es bildet den Eingang zu dem eigentlichen Tempel, der aus einer großen Halle, deren Decke von zehn kolossalen Säulen getragen wird, und drei dunklen Gemächern mit mehreren Nebenzimmern besteht. Nach der Plattform des Tempels führt von der Halle aus eine Treppe, auf welcher man zunächst in drei dunkle Räume gelangt, die zur Bewahrung der heiligen Schätze oder auch als Gefängnisse ehemals benutzt sein mögen. Die Säulen und Wände des ganzen Gebäudes sind mit Hieroglyphen und verschiedenen Sculpturen bedeckt, welche stellenweis, selbst bis auf die Farben, vortrefflich erhalten sind. Besonders zeichnen sich zwei Werke aus, wovon das eine, in einem Zimmer des Tempels, den Tod und die Auferstehung des Osiris, das andere, in dem Tempelvorhofe, die Geburt des Horus darstellt. Im Osten der Insel erheben sich die vierzehn Säulen eines viereckigen offenen Gebäudes, welches bei der Annäherung an die Fälle dem Blicke gänzlich entzogen ist, während es, wenn man stromabwärts kommt, den Gesammteffekt nicht unwesentlich erhöht. Unter diesem Gebäude, welches aus der Zeit der Ptolomäer stammen mag, beginnt ein Quai, der sich beinahe um die ganze Insel herum erstreckt. Nachdem wir auf dem Dache des ersten Tempelthores gefrühstückt hatten, kehrten wir nach Assuan zurück.

Die Häuser der Stadt, theilweis aus Stein erbaut, hatten einen recht freundlichen Anblick, auch waren die Straßen breiter und reinlicher gehalten als die anderer ägyptischer Städte, die wir bis jetzt berührt hatten. Auf dem kleinen Bazar herrschte wenig Leben, doch lockte unser Erscheinen eine Anzahl Männer, Frauen und Kinder dahin, die uns verschiedene Sachen zum Kaufe anboten. Die Männer brachten nubische Schilder, Keulen, Spieße und Messer, die Frauen zierlich geflochtene Körbchen und Schalen aus Palmenbast, und die Kinder Lebensmittel und zum großen Theil werthlose Münzen. Wir machten einige Einkäufe und kehrten gegen 4 Uhr auf die Barke zurück, vor welcher bald nach uns die Piloten mit ihrem Gefolge erschienen, um unser, so wie das inzwischen angekommene Boot eines Engländers, noch vor Sonnenuntergang über das erste Thor der Katarakte zu bringen. Gegen zwanzig Personen kamen mit starken Tauen versehen an Bord, und wir gingen alsbald, von einem starken Nordwind begünstigt, unter Segel. Schnell glitten wir an der Insel Elephantine und an den Felsenmassen, die zu beiden Seiten aus dem Strom emporragten, vorüber, und erreichten nach einer halben Stunde das sogenannte erste Thor (stromaufwärts passirt man die Fälle östlich, stromabwärts westlich von der Insel Biggeh). Sobald die starke

Strömung die Barke zurückzutreiben begann, sprangen zwei Nubier in die schäumenden Wogen und schwammen, die Tauenden im Munde, nach den benachbarten Klippen, wo sie die Taue oberhalb der Stromschnelle um emporragende Felsenblöcke schlangen. Als dies geschehen, wurde die Barke vom Deck aus unter furchtbarem Geschrei der Bootsleute glücklich über die Strömung gezogen, und wir gingen unmittelbar hinter derselben in einer kleinen Bucht vor Anker.

Als sich am andern Morgen gegen neun Uhr der Nordwind aufmachte, stießen wir ab. Wir hatten nur die Piloten an Bord, während die zum Ziehen erforderlichen Leute am zweiten Thore aufgestellt waren, um die Barken vom Lande aus über die Strömungen hinwegzuziehen; die kleinere Barke des Engländers ging voraus, und sie war bereits die Hälfte der Strömung hinauf, als plötzlich das Seil riß. Während hierdurch unter den Ziehenden, 50 bis 60 an der Zahl, eine große Niederlage angerichtet wurde, wurde die Barke von dem Strome zurückgeführt und flog, mit beiden Segeln gegen den Wind, pfeilschnell an uns vorüber. Bei dem betäubenden Geschrei, welches von allen Seiten erhoben wurde, und bei den verzweiflungsvollen Geberden der Piloten, die ihre Turbans und Kaftans zu Boden warfen, sich das Haar rauften und die Finger bißen, mußte man glauben, daß die Barke dem gewissen Untergange geweiht sei. Allein dem grauen Nubier, der ruhig am Steuer saß, gelang es, sie aus dem Strome zu wenden, so daß sie nur mit dem Vordertheile auf ein Felsenriff aufschlug, ohne erheblichen Schaden zu nehmen. Durch dieses Ereigniß, welches allerdings leicht mit der Vernichtung des Bootes hätte enden können, wuchs die Vorsicht unserer Leute. Es wurden doppelte Seile angelegt und wir kamen über die drei Strömungen, welche im Ganzen noch zu passiren waren, ohne Unfall hinweg. Trotzdem, daß der Fall des Wassers nicht sehr bedeutend ist — er beträgt im Ganzen von Assuan bis nach Rosetta ungefähr 300 Fuß — und ein starker Wind die Segel schwellte, waren doch mindestens achtzig Personen erforderlich, um unsere Barke, die freilich zu den größeren gehörte, über die letzte Stromschnelle zu ziehen. Nachdem die Barke einigermaßen wieder in Ordnung gebracht worden war, fuhren wir an Biggeh und Schillal vorüber und legten gegen 1 Uhr an der Insel Philä an.

Im Laufe des Nachmittags setzte ich nach der Insel Biggeh über. Auf den spärlichen Ueberresten eines kleinen Tempels haben sich einige nubische Familien angesiedelt, die den schmalen Streif urbaren Landes bebauen, der sich an der östlichen Küste der Insel hinzieht. Ich durchzog die Insel in verschiedenen Richtungen, und bestieg endlich einen am östlichen Ufer sich aufthürmenden Berg, von dessen höchstem Blocke ich eine weite Aussicht auf die malerische Umgegend genoß. Erst als die Sonne sich zu neigen begann, stieg ich von meiner Warte herab und kehrte nach der Barke zurück.

Am Morgen des 14. Januar traten wir unsere Reise durch Nubien nach der zweiten Katarakte an. Wir kamen an diesem Tage bis nach Merich, bereits jenseits des Wendekreises, den 15ten bis nach Sebua, den 16ten nach Korosko, den 17ten bis hinter Derr, den 18ten bis vor Ermayn, den 19ten anderthalb deutsche Meilen bis vor Abusimbel, den 20sten bis an die Insel Alfaresch, und erreichten endlich den 21sten Nachmittags gegen 2 Uhr Wady Halfa.

Sofort nach unserer Ankunft setzten wir in einem nubischen Fahrzeuge nach dem westlichen Ufer über, wo wir mit hinübergenommene Esel bestiegen und nach dem vier englische Meilen oberhalb Wady Halfa gelegenen Felsen Abusir ritten. Der Weg dahin führt durch tiefen Sand, an dem Grabe (Wely) des Schech Abdel Kader vorüber. Von dem Plateau des Abusir, in welchen die Namen vieler Reisenden eingegraben sind, hat man eine weite Aussicht über die Fälle, welche die zweite Katarakte (Batn el Hagar) bilden. In einer Ausdehnung von mehreren Meilen erheben sich aus dem Strome einzelne Felsenmassen, an Farbe und Glanz den Steinkohlen ähnlich, die den Lauf des Wassers aufhalten und so eine Reihe von Stromschnellen bilden, denen der Name von Fällen mit Unrecht beigelegt wird. Sie gewähren einen eigenthümlichen Anblick, sind aber bei weitem nicht so großartig und malerisch als die Fälle bei Assuan.

5. Unter den Kabylen.

Ich hatte auf dem Cap Filfila mit meinem jungen Freund Thomas, der bei mir zugleich den Dienst eines Kammerdieners und Koches versah, die angenehmsten Tage zugebracht, die aber leider, während der drei letzten Monate meines Aufenthaltes daselbst, durch die unberufene Dazwischenkunft eines zudringlichen Gascogners getrübt wurden. Dieser Gascogner war Niemand anders als mein Hausherr, der, durch verschiedene Processe mit seinem ehemaligen Associé an den Bettelstab gebracht, sich an einem schönen Morgen mit dem Rest seiner Habe, bestehend aus einer Matratze und einer vormals eleganten, jetzt aber hundertfältig ausgeflickten Garderobe, nebst einer alten Jagdflinte, ohne weiters bei mir einquartirte, ohne mich auch nur im geringsten zu fragen, ob mir die Sache genehm sei oder nicht. Bis jetzt hatte er mich immer glauben lassen, daß er seinen letzten Proceß gewonnen habe, und daß seine Angelegenheiten bald eine andere Gestalt annehmen würden, heute aber ward es mir nur zu klar, daß er mit seinem letzten Heller auch seinen letzten Kredit verloren habe. Wäre er ein angenehmer Gesellschafter gewesen, so hätte diese Eigenschaft mich einigermaßen für das Unangenehme seiner unberufenen Erscheinung schadlos halten können, so aber war er ohne alle Erziehung und von einer großen Unwissenheit, er regalirte mich bei jeder Mahlzeit mit den unerhörtesten Windbeuteleien, wobei er die großartigsten Pläne schmiedete und mit Hunderttausenden wie mit einem Kreuzer spielte. Er war natürlich, wie alle Gascogner, edel geboren, und wenn er mich nicht von dem alten Adel und den weitläufigen Besitzungen seiner Familie unterhielt, so gab er mir dafür zum zwanzigstenmal die Geschichte seines großen Processes zum Besten. Wenn ich den Liebenswürdigen nicht bei beiden Schultern ergreifen und ihn sans façon vor die Thür setzen wollte, so mußte ich geschehen lassen, was nicht zu ändern war, und ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß meine Abreise nach dem Sanhadjagebiet der nothgedrungenen Gastfreundschaft ein Ziel setzen werde.

Die Regenzeit war herbeigekommen, bald konnte man in jedem Zimmer des obern Stockwerkes ein Tropfbad nehmen, denn die Terrasse des dem

Schicksal seines Eigners gefolgten Hauses war in dem allerübelsten Zustand, und wir mußten uns deshalb in das Erdgeschoß flüchten, wo wir, in Ermangelung eines Kamins, das Feuer auf dem Pflaster des Stalles anzünden mußten, und uns ein erstickender Rauch bald nicht weniger Unannehmlichkeiten verursachte, als der Regen im obern Stockwerk. Ich beschloß daher, trotz Wind und Wetter, meine Abreise nicht länger aufzuschieben, und traf die Anstalten dazu um so freudiger, als sie mir das einzige Mittel darbot, des Ueberlästigen los zu werden. Ich hatte aber ohne meinen Wirth, das heißt ohne meinen Gascogner, gerechnet. Zu meinem nicht geringen Erstaunen sah ich ihn ebenfalls mit der größten Unbefangenheit seinen Bündel schnüren, und er erklärte mir kaltblütig, daß er sich noch nicht von mir trennen würde, da er sich vorgenommen habe mich nach dem Demd-Saffaf zu begleiten, wo er sein Glück mit der Wildschweinsjagd versuchen wolle, um seinen zerrütteten Finanzen etwas aufzuhelfen und sich vor Allem ein Paar neue Schuhe an die Füße zu schaffen. Wenn ich meinen Mann nicht gekannt hätte, so mußte ich ihn, des kühnen Vorsatzes wegen, sich nicht nur allein von der Jagd zu nähren, sondern auch noch eine beträchtliche Summe zurückzulegen, für einen großen Nimrod halten, ich zählte aber dieses dreist zu seinen übrigen Prahlereien, und begann wieder der frohen Hoffnung Raum zu geben, daß ihn vielleicht bald die Ueberzeugung der Unausführbarkeit seiner Riesenpläne bewegen würde den Wanderstab zu ergreifen, um sich bei irgend einem andern dummen Philanthropen meiner Art einzuschwärzen.

Der alte Marabut Brahim-Ben-Salah hatte mir, zum Behuf meiner Uebersiedelung nach dem Demd-Saffaf, seine drei Maulthiere geliehen; sein Neffe, ein erst kürzlich aus den Seba-Ruß (sieben Caps) bei Collo hier angekommener Kabyle von mittlerem Alter, Namens Ben-Amira, sollte uns dahin begleiten, und am ersten erträglichen Morgen zog unsere kleine Karawane, mit Vorräthen aller Art beladen, den Berghang hinab, um den unten im Thal beginnenden, an der Südseite des Berges hinaufziehenden Weg nach der jenseitigen Ebene einzuschlagen. Da es noch früh am Tage war, so beschloß ich erst, wenn wir auf dem Gipfel des Berges angelangt sein würden, zu frühstücken; aber mein beständig von Heißhunger geplagter Gascogner schlug schon unterwegs ein tüchtiges Stück Brod nebst einem halben gebratenen Huhn zu Faden. Bald wurde ich gewahr, daß ich mein Pulverhorn zurückgelassen; ich ersuchte deshalb meine Gefährten, während ich nach dem Hause zurückkehrte, ihren Weg weiter fortzusetzen, ich würde dann über einen zwar beschwerlicheren, aber direct auf den Berggipfel hinaufführenden Waldpfad, oben auf der Wasserscheide, mit ihnen zusammentreffen. Für jeden Fall aber ward es ausgemacht, daß der Erstangekommene die andern dort erwarten sollte.

In Zeit von drei Viertelstunden war ich bei der bezeichneten Stelle angelangt; ich wußte wohl, daß unser Maulthierzug, der einen starken Umweg zu machen hatte, unmöglich vor mir angekommen sein konnte, und setzte mich daher zur Seite des Weges auf ein Felsenstück, um nach unserer Uebereinkunft meine Reisegefährten zu erwarten. Es vergingen aber eine, zwei, drei Stunden, während welcher ich mir die Zeit so gut als möglich zu vertreiben suchte, ohne daß auch nur die geringste Spur von ihnen zu erblicken war. Zudem begann es zu regnen, und mein leerer Magen mahnte mich, daß es an

der Zeit sei an das Frühstück zu denken. Ich wußte nicht, was ich von dieser Verspätung halten sollte, und ich war einerseits geneigt zu glauben, daß unser strudelköpfige Gascogner, trotz der getroffenen Uebereinkunft, weiter gezogen sei; auf der andern Seite aber war es mir schwer anzunehmen, daß mein sonst so besonnener Thomas dies habe zugeben können. Vergebens suchte ich auf dem Wege die frischen Hufeindrücke von drei vorübergezogenen Maulthieren zu unterscheiden; bloß an einer etwas schlammigen Stelle glaubte ich die abwärts laufende Spur eines mit Nägeln beschlagenen Sohlenpaares zu erblicken; dieser Umstand bestimmte mich, meinen Weg weiter fortzusetzen, in der Hoffnung meine Reisegesellschaft unten im Bergkessel des Wed-Sabon anzutreffen. Für den möglichen Fall aber, daß dieselbe dennoch durch irgend einen Zufall zurückgehalten worden sein konnte, befestigte ich ein Blatt Papier, worauf ich mit Bleistift geschrieben, daß ich sie am Wed-Sabon erwarte, an einen überhängenden Baumast, und schritt, durch diese Vorsichtsmaßregel beruhigt, rüstig bergabwärts.

Bis jetzt hatte ich auf dem ganzen Wege keine lebende Seele angetroffen. Am Wed-Sabon aber begegnete ich einem Araber, der mit Geflügel nach Philippeville zu Markte zog. Dieser versicherte mich, auf seiner ganzen Reise keine Rumis angetroffen zu haben, äußerte aber dabei die Vermuthung, daß dieselben, während er selbst seines Weges dahinzog, in einem der an der Straße gelegenen Gurbies Schutz gegen den Regen gesucht haben könnten, und daß er ihnen in diesem Falle natürlich nicht habe begegnen können. Ich befestigte daher ein zweites Blatt an dem Eingang der Furt des Waldbaches; auf diesem Blatte forderte ich die Reisegesellschaft, falls sie je zurückgeblieben sei, auf, ihren Weg bis nach dem Demb-Saffaf fortzusetzen, wo ich sie in der Wohnung meines Bekannten, Ali-Ben-Messaud, erwarten würde.

Der Regen goß noch immer in Strömen herab; zu der Annehmlichkeit, bis auf die Haut durchnäßt zu sein, gesellte sich jetzt ein nagender Hunger, den ich mit Feldpilzen und mit einzelnen von Zeit zu Zeit angetroffenen Sandbeeren so gut als möglich zu stillen suchte. Es war unterdessen Abend geworden, und ich kam endlich bei einigen, am Wege liegenden Gurbies der Guerbes an, wo man nichts von meinen Gefährten gesehen haben wollte. Ich bat einen alten Kabylen um ein Stück Kesra (Brodkuchen); dieser aber schlug es mir höflich ab, unter dem Vorwand, daß aller Kesra am Morgen gegessen worden sei, und daß der Kuskusu erst in zwei Stunden bereitet würde. „Es ist kein anderer Gott als Gott, und Mohamed ist sein Prophet!“ rief ich jetzt entrüstet aus. „Wie! du bist Moslem, trägst einen Rosenkranz um den Hals und verweigerst einem Hungrigen einen Mundvoll Speise! Gott hat dir's gegeben, Gott kann dir's wieder nehmen! Ich sehe wohl, ihr seid Alle gute Moslemin, übt aber die vom Propheten gebotene Gastfreundschaft nur, wenn ihr eine angemessene Belohnung im Hintergrunde sehet! Hier hast du Geld, gib mir zu essen!“ Das hatte sich der alte Geizhals nicht erwartet; er sah mich eine Weile verblüfft an, und erwiederte dann mit heuchlerischer Miene: „Kein Geld! kein Geld! Gott gibt uns, damit wir wieder geben mögen! Aischa! bringe dem Mann einen Topf Buttermilch!“ Ich verschlang den Inhalt des dargebotenen russigen Topfes mit großer Gier, und als ich dem Alten mit dem gebräuchlichen „Allah ibarek fik!“ (Gott segne dich!) gedankt hatte, betrachtete er mich nochmals von unten bis oben, und

sagte mir endlich, sein sauertöpfisches Gesicht in die freundlichsten Falten legend: „Du bist gewiß Mustapha vom Berg Filfila, ein Freund unseres Kaid Hadschi-Bel-Kassem, der dir im Demb-Saffaf einen Gurbie erbauen läßt! Ich bitte dich, bleib bei mir übernacht! Es ist schon spät und die Raubthiere gehen beim Regenwetter zeitig in die Ebene herab.“ Die Voraussetzung aber, daß meine Leute dennoch vor mir im Demb-Saffaf angelangt sein konnten, ließ mich die wiederholte dringende Einladung des Alten ablehnen; ich wischte meine Kugelbüchse ab, erneuerte die Zündhütchen, und setzte meinen Weg troß der zunehmenden Dunkelheit unter fortwährenden Regenschauern fort.

Dort wo ein Seitenweg durch den finstern Hochwald nach dem Demb-Saffaf führt, war es mir rein unmöglich mich zurecht zu finden, und nach mehreren mißglückten Versuchen beschloß ich endlich, bis zum nächstliegenden Duar, den ich in der Dunkelheit zu finden hoffte, zu gehen; ich konnte dort bei dem ehemaligen Scheich übernachten und am Morgen, so früh ich wollte, in dem nur durch den großen Sumpf von den Weled-Melk getrennten Demb-Saffaf eintreffen.

Verschiedene Lichtpunkte und das Bellen der Hunde leiteten mich zu einem Duar, wo auf meinen Ruf: „Ja, Mula Dar!“ (He, Hausherr!) der Inhaber des zunächst liegenden Zeltes heraus kam. Ich erfuhr von demselben, daß der Duar des Scheich El-Hassi noch über eine halbe Meile entfernt sei, und nahm daher gern die Einladung an, bei ihm zu übernachten. Im Zelt, wo außer der Familie meines Wirthes noch ein Paar Zugochsen und ein Pferd campirten, setzte ich mich an's Feuer, um meine Kleider, so gut es anging, auf meinem Leibe trocknen zu lassen, der Hausherr, welcher, wie die meisten Araber, nur Einen Rock und Einen Gott hatte, konnte mir aus diesem einfachen Grunde nicht mit seiner Garderobe aushelfen. Der mir dargebotene Kuskusu war kalt, und konnte daher keineswegs zur Erwärmung meines Magens beitragen; ich kauerte mich dicht neben einen der Ochsen, bedeckte mich mit einem schmalen Stück von einem alten Zelttuch, und erwartete zähneklappernd das erste Krähen des Hahnes, um das Feuer wieder anzuschüren, neben dessen wohlthätiger Flamme ich dann den Anbruch des Tages geduldig abwartete.

Jetzt machte ich mich auf nach El-Hassis Duar; der alte Papa war sehr verwundert mich allein ankommen zu sehen, lachte aber über meine Befürchtungen hinsichtlich meiner Reisegefährten, und versicherte mich, daß ich dieselben ganz gewiß im Demb-Saffaf antreffen würde, da der Weg ja sicher und ihnen, außer irgend einem gewöhnlichen Reisezufall, durchaus nichts widerfahren sein könne. Er ließ mir sein Pferd satteln, und sein Sohn begleitete mich über den Sumpf, der zu einem kleinen See angeschwollen war, nach dem Demb-Saffaf, wo mein Thomas, der mit seinen Genossen kaum eine Viertelstunde vor mir daselbst eingetroffen war, mir mit einem Jubelgeschrei entgegeneilte.

Mein Gascogner war äußerst übel gelaunt. So gehe es, sagte er, wenn man Jemand allein in der Gesellschaft eines Kindes und eines dummen Kabylen reisen lasse. Ich bedeutete ihm trocken, daß dieser Jemand wenigstens vor mir voraus gehabt habe, mit dem mitgeführten Proviant seinen Hunger stillen, und mit meinen zwei guten Burnussen sich gegen den Regen schützen zu können; daß er sich aus eigenem Antrieb meinem Zug als Liebhaber ange-

schlossen, und sich folglich den von einer in dieser Jahreszeit unternommenen Reise unzertrennlichen Unannehmlichkeiten unterwerfen müsse. Hierauf nahm er maulend seine Flinte und ging dem nahen Walde zu, was mir sehr erwünscht war, da ich vor Begierde brannte, von Thomas den eigentlichen Hergang der Dinge zu erfahren.

Während ich nach dem Hause zurückgegangen war, hatten sie unserer Verabredung gemäß ihren Weg fortgesetzt, und erreichten bald den über den Berg führenden Maulthierpfad. Unterwegs machten Thomas und Ben-Amira nähere Bekanntschaft. Letzterer erzählte ganz unbefangen, daß er eines Mordes wegen, den er an einem seiner Nachbarn verübt, seine Heimath habe verlassen müssen, und daß er sich deswegen mit allen seinen Angehörigen auf das französische Gebiet geflüchtet habe, um der sonst unvermeidlichen Blutrache zu entgehen. Die Sache sei ganz unschuldig zugegangen: er habe im Walde einen schönen, wilden Olivenbaum gefunden und edle Olivenreiser darauf gepfropft; dadurch sei derselbe, nach Landes Brauch und Sitte, sein Eigenthum geworden; allein sein Nachbar habe behauptet, diesen Baum schon vor ihm gekannt zu haben, und als er denselben eines Morgens angetroffen, wie er eben daran war die Pfropfreiser davon abzureißen, so habe er ihn, vom Zorn überwältigt, wie einen Sperling herabgeschossen. Da er nun eines früher ebenfalls in der Uebereilung begangenen Mordes halber seine ganze Habe der Familie des Erschlagenen habe überlassen müssen, so wäre er diesmal außer Stand gewesen, die Dia (Blutpreis) zu entrichten, und habe deshalb mit seiner ganzen Familie nächtlicherweile auswandern müssen.

Unserem Gascogner, der keine drei Worte arabisch verstand und sich von Thomas die jüngsten Erlebnisse Ben-Amira's übersetzen ließ, ward es sehr unheimlich zu Muthe: es sei abscheulich, sagte er, daß man solche Schufte mit Feuergewehr im Lande herumziehen lasse, die Scheichs sollten von der Regierung dafür verantwortlich gemacht werden u. s. w.; wenn er es früher gewußt hätte, so hätte er nicht geduldet, daß dieser Kerl, dem die Mordlust aus den Augen herausblicke, eine Flinte mit sich führe. Ben-Amira, der nicht wußte, was er aus dem heftigen Mienenspiel des Gascogners machen sollte, öffnete seinen breiten Mund, um Thomas gleichmüthig zu fragen: „Asch galek?“ (was sagt er?); dieser antwortete ihm, daß die Sprache davon sei sich zu eilen, damit sein Herr oben auf dem Berge nicht allzu lange warten müsse.

Jetzt waren sie an einen Ort gekommen, wo ein großer Theil des Weges, vom Regen aufgeweicht, in den unten vorüberfließenden Bach gestürzt war. Das vordere der drei hintereinander hergehenden Maulthiere hatte vorsichtig die verdächtige Stelle mit den Vorderhufen untersucht, und weigerte sich jetzt bestimmt fürbaß zu gehen. Ben-Amira schlug vor in das Thal hinabzusteigen, um die gefährliche Strecke zu umgehen, was Thomas sehr zweckmäßig und vernünftig fand. Der heldenmüthige Gascogner aber widersetzte sich diesem Vorhaben aus allen Kräften. „Der abscheuliche Mensch,“ sagte er, „will uns in's Gebüsch locken. Wer weiß was er vorhat! Man kann mit diesen Dieben nicht genug auf seiner Hut sein.“ Hiermit fing er an auf das arme Maulthier loszuschlagen; dieses that einen Sprung vorwärts, der lockere Boden wich unter seinen Hufen und es kollerte mit seiner ganzen Ladung in den Bach hinab, wo das Wasser über seinen Kopf zusammenschlug.

Thomas und Ben=Amira sprangen ihm nach, und während dieser den Kopf des Thieres frei machte, zerschnitt jener die Stricke, um die Ladung an das Ufer zu ziehen. Das von seiner Last befreite Thier raffte sich auf, erklimmte das jenseitige Ufer und galoppirte in vollem Lauf nach dem am östlichen Abhang des Dschebel=Alia liegenden Duar seines Herrn zurück. Das Beispiel ist ansteckend. Statt die beiden andern Maulthiere zu halten, während seine Begleiter unten im Bach beschäftigt waren, war der Gascogner unter beständigem: ah mon Dieu! ah mon Dieu! hin und her gerannt; die Maulthiere machten derweile Kehrtum und trabten bald lustig mit Sack und Pack hinter ihrem flüchtigen Kameraden drein. Dies war die Ursache der mir gestern so unbegreiflichen Verspätung. Ben=Amira mußte nach dem Duar zurückkehren, um die Flüchtlinge wieder zurückzubringen, während Thomas mit seinem besonnenen Gefährten drei ganze Stunden lang bei dem zurückgebliebenen Gepäck Schildwache sitzen mußte. Endlich war Alles wieder in der Ordnung, und der vorsichtige Gascogner mußte sich jetzt doch bequemen, den früher besprochenen Umweg durch's Thal und durch das verdächtige Mordgebüsch zu nehmen. Es scheint aber, daß der greuliche Ben=Amira gerade bei guter Laune gewesen sein müsse, denn er brachte Niemanden um, und die Reisegesellschaft gelangte bald auf den Gipfel des Berges, wo sie mein Papier an den Bed=Sabon verwies. Als sie mich daselbst nicht fanden, schlug Ben=Amira vor, bei dem Ukaf der Guerbes, der mit ihm verwandt sei, zu übernachten. Thomas, der meinetwegen in der größten Unruhe war, hatte vergebens auf die Weiterreise gedrungen, der Kabyle zog aber einen einfachen Kuskusu in der Nähe einem gebratenen Lamm in der Ferne vor; der Gascogner war seinerseits froh, der Nothwendigkeit einer nächtlichen Fahrt mit dem gefürchteten Meuchelmörder enthoben zu sein, und die Mehrheit der Stimmen gab den Ausschlag.

Bei dem Ukaf fanden sie die beste Aufnahme und Bewirthung, und obgleich unser Gascogner unterwegs vier Mahlzeiten gehalten hatte, stand er doch nicht an, sich zu einer fünften zu bequemen, wobei er noch schließlich Thomas zu bereden suchte, Butter und Honig zum Nachtisch bei den Hausleuten auf Kredit zu nehmen, und letztere, hinsichtlich der Bezahlung, auf mich, den neuen Bewohner des Demd=Saffaf, der ja in der ganzen Gegend bekannt sei, zu verweisen. Thomas blieb aber unerbittlich, und der Lüsterne mußte für diesmal ohne Dessert schlafen gehen. Am folgenden Morgen brachen sie zeitig auf und erreichten, ohne weitere Gefährde, den Demd=Saffaf, wo sie sich einstweilen bei Ali=Ben=Messaud einquartirten, da unser künftiges Wohnhaus zwar fix und fertig, aber noch des wesentlichsten, des Daches, gewärtig war.

Jetzt war unser Jägersmann von seinem Spaziergang zurückgekommen, er hing seine Jagdtasche an einen der Thürpfosten des Gurbie, setzte sich an die Feuerstelle, worin er verdrießlich herumstörte, und ließ endlich seine Galle an den saumseligen Kabylen aus, die, trotz des geschärften Befehls des Kaid, unsern Gurbie noch nicht vollendet hatten. Ich ersuchte ihn, ein wachsames Auge auf unser Gepäck zu haben, und begab mich dann mit Thomas nach dem unterbrochenen Bau des Hauses, wo sich die Einwohner der Sriba (des Dorfes) nach und nach einfanden. Auf meine Frage, warum sie meine Wohnung nicht in der bestimmten Zeit fertig gemacht hätten, brachten sie

mancherlei einfältige Entschuldigungen vor, unter welchen diejenige, daß an dem diesseitigen Gestade des Kra's kein Rohr mehr zu finden sei, ihrer Meinung nach, die geltendste sein sollte. Die Araber jenseits des großen Kra's könnten auch etwas für mich thun, meinten sie, und das benöthigte Rohr herbeischaffen, ich solle mich darüber mit den Ulad=Melk verständigen u. s. w. Ich antwortete ihnen aber kurz und bündig, daß mich dies Alles nichts angehe und daß der Kaid, den ich heute zu besuchen gedächte, wohl Rath zu schaffen wissen würde. Damit kehrte ich ihnen den Rücken, sie ihren eigenen Reflexionen überlassend, die wahrscheinlich bald darauf hinausliefen, zum bösen Spiel gute Miene zu machen, denn einige Zeit darauf begann oben auf dem Hügel die regste Thätigkeit. Das erforderliche Material ward bald herbeigeschafft; einige flochten Stricke aus Gras und Bast, andere befestigten die Querstangen des Daches, wieder andere langten Rohr hinauf — kurz auf den Abend war der Bau vollendet. Freilich blieb mir noch manches für verschiedenartige Vorrichtungen und Bequemlichkeiten, für welche die hiesigen Kabylen wenig Sinn haben, z. B. die Reinigung des mit Scyllen und Asphodelen reichlich bewachsenen Fußbodens, die Herrichtung einer provisorischen Thür u. dergl. zu thun übrig, ich war aber seelenfroh, nur endlich so weit gekommen zu sein, und erließ den fahrlässigen Bauleuten gern das übrige.

Unser Freund Ali=Ben=Messaud hatte darauf gedrungen unser Gepäck in dem Kebusch (krugähnlichen großen Fruchtbehälter aus Latten) unterzubringen, indem er vorgab, daß es dort besser aufgehoben sei, als in dem vordern Theil des thürlosen Gurbie; eigentlich aber war es nur um seine Neugierde zu befriedigen, da bei der engen Mündung dieses Behälters das Oeffnen unserer Kisten und Päcke und das Herausnehmen der darin befindlichen Gegenstände unumgänglich war. Vielleicht hegte er auch die geheime Hoffnung, während des von einer solchen Operation unzertrennlichen Durcheinanders, im Trüben fischen zu können. Der umsichtige Thomas glaubte dadurch, daß er jedes, dem gefälligen Ali verabreichte Stück in seinen Taschenkalender einschrieb, jeder Veruntreuung vorzubeugen; nichts destoweniger fehlte eine blecherne Büchse, die zweihundert Büchsenkugeln nebst einer Auswahl von Angelhaken enthielt, beim Appel, und unser Gascogner, dem es jetzt erst einkam, daß er seine Jagdtasche zu nahe an dem Eingang aufgehängt hatte, suchte fluchend und schwörend, aber ohne Erfolg, nach seinem Pulverhorn, das ebenfalls eine kleine Ortsveränderung unternommen hatte. Da während des Einräumens immer eine Menge Neugieriger ab= und zugegangen war, so konnte man auf Niemand einen besondern Verdacht haben, und mußte daher die Sache auf sich beruhen lassen.

Der innere Raum von Ali=Ben=Messauds Wohnhütte war ziemlich beschränkt: der untere Theil derselben diente den Kälbern des Hausherrn und der Stute und dem Maulthier seines Schwagers, Bel=Kassem=Ben=Amar, zum Obdach; oben in geringer Entfernung von der Wand befanden sich drei Kebäusch (Plur. von Kebusch), hinter welchen der durch dieselben abgeschlossene kleine Raum zur Aufbewahrung verschiedener Dinge und zugleich der Dame des Hauses zum Boudoir dient. Dieser Ort ist das Allerheiligste des Hauses, wohin kein fremder Fuß vordringen, kein profanes Auge blicken darf. Der mittlere Raum enthält die Feuerstelle, neben welcher Nachts die aus den Blättern der Zwergpalme geflochtenen Matten zum Schlafen ausgebreitet

werden. Da unser Bettzeug am gestrigen Tage in's Wasser gefallen war, so mußten wir uns bequemen, neben der Familie unseres Wirthes, auf der gemeinschaftlichen Matte zu schlafen. Kein Zigeunerlager konnte ein pittoresteres Ansehen haben als unsere Schlafstelle: dicht neben der Wand lag Frau Aischa mit ihrem Säugling Amar, neben der Mutter der sechsjährige Messaud. Neben den Kindern lag Freund Ali, in seinen Burnus gehüllt, dessen Capuze er über sein Gesicht zog, dann kam Thomas, neben welchem meine eigene Person Platz fand. Den Schluß sollte unser Gascogner machen, dieser aber hatte nicht im Sinn unserem Beispiel zu folgen — Seine Hochedelgeboren mußte etwas besonderes haben — und er nahm keinen Anstand das Heiligthum hinter den Kebäusch zu verletzen, wo er sich bemühete ein Lager für sich zurecht zu machen. Diese husarenmäßige Manier mag wohl zuweilen der Ueberraschung über das Unerhörte ihr Gelingen verdanken, hier aber wurde sie nicht mit dem gewünschten Erfolg gekrönt, denn es erhob sich bald ein großer Rumor unter dem kabylischen Theil der Schlafgesellschaft: Frau Aischa schrie laut auf, ihr Mann erhob sich hastig, um den Eindringling in die gehörigen Schranken zu verweisen, und dieser mußte sich jetzt doch bequemen, die früher verschmähete Schlafstelle aufzusuchen. Er that dies mit dem Anstand eines ungezogenen Kindes, und entschlief endlich, unter bittern Glossen über die Grobheit der Kabylen, wovon jedoch letztere wenig Notiz nahmen.

Am folgenden Morgen, als wir eben unser Frühstück einzunehmen im Begriff waren, rief uns ein Flintenschuß und das mehrstimmige, von verschiedenen Seiten her ertönende Geschrei: „El Haluf! el Haluf!“ (das Wildschwein!) hinaus ins Freie. Es waren unsere Nachbarn aus der Sriba, die im nahegelegenen Dschemen=Darbar (Garten der Eschen) ein wildes Schwein aufgetrieben hatten. Die lebhafte Gesticulation der auf allen Seiten des Gebüsches postirten Schreienden und das sich nähernde Hundegebell ließen uns schließen, daß das aufgescheuchte Wild seine Richtung über das gepflügte Feld, neben der Sriba vorbei, nach dem Walde zu, nehme. Wir griffen daher schnell zu unsern Flinten; mein vor Entzücken bebender Gascogner hatte hinter einer großen alten Esche, am Rand eines breiten, mehrere Schuh tiefen Wassergrabens, Posto gefaßt, ich selbst nahm meinen Stand einige hundert Schritte weiter oben. Jetzt brach das Wildschwein aus dem Dickicht hervor und nahm seinen Weg erwarteter Maßen über das Blachfeld, aber — o des sonderbaren Anblicks! — nicht mit gewöhnlicher ungestümer Hast, sondern gemessenen Schrittes, von zwei rothhaarigen Hunden des besten Jägers der Sriba umkreist, die es bald ungestraft bei einem Ohr faßten, bald ihre Bisse in die Hinterkeulen gaben, ohne daß es dadurch im mindesten seinen Lauf zu beschleunigen sich angetrieben fühlte, noch sich auf irgend eine Art gegen die Hunde zu vertheidigen suchte. So schritt das Ungethüm, zwar langsam, aber unaufhaltbar in gerader Linie auf meinen Gascogner zu, der schon beim ersten Anblick desselben die Flinte an den Backen nahm, und endlich als es nahe genug war, abdrückte. Die Flinte versagte. Noch zweimal spannte er den Hahn, und noch zweimal vernahm man nichts als das dumpfe Abschnellen desselben auf ein todtes Zündhütchen. Indessen war das Wildschwein gravitätisch bis an den Rand des Grabens vorgeschritten, wo es wie angenagelt stehen blieb, und sich nun kaum 15 Schritte von dem unglücklichen Schützen befand. Dieser war ganz außer sich, vergebens rief ihm

der Herr der beiden Hunde ein warnendes: „Valek el keleb!“ (gib acht zu den Hunden!), zu; wüthend schlug er noch einmal an, drückte aber diesmal das Schloß des zweiten, leider nur mit Vogeldunst geladenen Laufes ab. Eine Kugel hätte übrigens bei so bewandten Umständen ganz dasselbe Resultat gehabt, denn der in der Uebereilung gethane Schuß war neben dem Ziel in den Boden gefahren. Niemand aber kann seinem Schicksal entgehen, auch nicht einmal ein wildes Schwein. Das von dem Knall erschreckte Thier sprang in den Wassergraben, wo es vergeblich einige Minuten gegen die Hunde kämpfte und von denselben bald ersäuft ward. Die einheimischen Jäger waren indeß herbeigekommen; sie zogen das Wild aus dem Graben heraus, untersuchten es von allen Seiten und fanden bald ein rundes Loch, wodurch eine kleine Kabylenkugel ihm durch den Leib gedrungen war. Sie behaupteten nun, daß dies der von Achmed-Abd-el-Melk angebrachte Schuß sei, welcher das Thier betäubt und zur Vertheidigung wie zur Flucht unfähig gemacht habe, und sie setzten boshafterweise hinzu, daß es wahrscheinlich vor Schrecken gestorben sei. Die sarkastischen Bemerkungen dieser Herren fochten aber meinen Gascogner wenig an; er eignete sich das Wildpret zu, und dies war ihm die Hauptsache. Es war ein wahres Vergnügen ihm zuzuhören: „Nummer Eins!“ rief er zufrieden aus, „wenn es so fort geht, so schieße ich leicht vier Wildschweine in der Woche; zu 50 Franken das Stück, macht gerade 200 Fr. die Woche und 800 Fr. den Monat, davon abgerechnet 80 Fr. für den Transport des Wildprets nach der Stadt, bleiben mir 720 Franken netto. Mein Bester! ich regalire, ich lasse zwei Fäßchen Wein und einen größern Kessel zur Bereitung eines guten Wildschweinskopfes kommen, und wir wollen leben wie die Fürsten!“ Ich rieth ihm aber wohlmeinend, sich erst ein Paar ganze Schuhe zu kaufen, und mit dem Uebrigen zu warten, bis er wenigstens die 720 Franken des ersten Monats einkassirt haben würde.

Die erste Schwierigkeit, die sich jetzt erhob, war einen Kabylen zu finden, der das Wildschwein auf seinem Maulthier zum Verkauf nach der Stadt bringen wollte. Hier, in der Sriba des Demd-Saffaf, predigte man tauben Ohren; unsere Nachbarn, welchen schon meine Ansiedelung in ihrem Weiler nichts weniger als erwünscht war, und welche blos die Furcht vor meinem Protector, dem Kaid, verhindert hatte, ihr Näherrecht auf das getödtete Wildpret gegen den Gascogner geltend zu machen, hatten sich das Wort gegeben, sich um keinen Preis zu dem verlangten Transport zu verstehen. Diese bestimmte Weigerung machte unsern erst noch so frohen und wortreichen Wildschützen fast wahnsinnig; mit stummer Verzweiflung sah er die goldenen Gallionen seiner Einbildung schon im Hafen scheitern, und ich mußte mich wohl dazu bequemen, einen Umweg von zwei Stunden um den Sumpf zu machen, um bei den Ulad-Melk das hier versagte Transportmittel zu suchen, wenn ich den Unglücklichen nicht in seinem Schmerz vergehen sehen wollte. Ich fand bei den Arabern jenseits des Kra's das gewünschte Maulthier, und zwar für die Kleinigkeit von 13 Franken, wozu ich noch 5 Fr. für einen besondern Treiber fügen mußte, also zusammen für 18 Franken, eine hier zu Lande unerhörte Summe, da die gewöhnliche Miethe eines Lastthiers nach Philippeville oder Bona kaum 5 Franken beträgt.

Da mir unser Gascogner die Freiheit gelassen, mit den Arabern hinsichtlich des Transportes zu unterhandeln wie ich konnte und wollte, so blieb

ihm jetzt nichts weiter zu thun übrig, als zu berechnen, wie viel ihm nach Abzug der Kosten übrig bliebe. Die Rechnung war bald gemacht; das Schwein war seiner Schätzung nach wohl 60 Franken unter Brüdern werth; 18 von 60 bleiben 42, ein noch sehr artiges Sümmchen, welches zu erwerben, ihm wenig Mühe gekostet hatte. Er schrieb seinem ehemaligen Schuster zu Philippeville einen ellenlangen Brief, in welchem er denselben ersuchte, ihm zuvörderst ein Paar Schuhe zu schicken, und dann die Güte zu haben, ihm eine Menge Leckereien zu kaufen, die unserer Speisekammer abgingen; der Ueberbringer dieses Briefes sei beauftragt, ihm den Betrag des Ganzen einzuhändigen. Vergebens bat ich ihn, mit seinen Ankäufen zu warten, bis er erst sicher sei, über die dazu benöthigte Summe verfügen zu können; er beharrte eigensinnig auf seinem Entschluß, und ich wußte weiter nichts zu thun, als einstweilen die Epistel zu unterschlagen, um ihn in seinem eigenen Interesse zu verhindern, die größte aller Thorheiten zu begehen. Was ich voraus gesehen, traf richtig ein; der Araber hatte das Wildschwein statt für 60, für 18 Franken verkauft, und dem armen Freischützen blieb nichts als die Ehre, seine Mitbürger zu Philippeville mit frischem Wildpret versorgt zu haben.

Diese erste Schlappe schlug aber seinen Muth nicht nieder. Noch einen ganzen Monat lang ging er regelmäßig Morgens und Abends auf den Anstand, verbrannte mir mein Pulver und verschoß meine Kugeln, kam aber jedesmal mit leerer Hand zurück, denn es war kein Wildschwein mehr gefällig genug, sich wie eine Maus ersäufen zu lassen. Endlich beraubte mich ein Sendschreiben seines von dem Gerichtshof ex officio ernannten Advokaten seiner angenehmen Gesellschaft; er verzichtete auf seine Jagdspekulationen, verkaufte mir seine letzte Matratze und kehrte nach Philippeville zurück, um dort sein Glück auf den muthmaßlichen günstigen Ausgang eines neuen Processes zu bauen.

Unser Gurbie war jetzt zwar so weit fertig, aber noch nicht bewohnbar, wir mußten deshalb noch zwei Tage unsere Habseligkeiten in Ali's Wohnung lassen und des Nachts daselbst schlafen. Ich benutzte diese Zeit, um den Fußboden unserer künftigen Behausung vom Unkraut zu reinigen, und den frisch aufgeschürften Lehm desselben zu einer Art von Estrich zuzuschlagen, während Thomas einen alten großen Kabylentopf in die Erde eingrub, um zur Feuerstelle zu dienen. Dann verfertigte ich zwei Bettstellen aus in die Erde eingeschlagenen, gabelförmigen Knüppeln, mit daran befestigten Querhölzern, die durch ein Flechtwerk von biegsamen Myrthenzweigen verbunden wurden, und worauf eine tüchtige Lage von trockenem Farrenkraut zum Strohsack diente. Links an dem Eingang brachte ich eine Art von Fensteröffnung an, an welcher ein Stück weißen Baumwollenzeuges die Stelle der Scheiben versah. Darunter erhob sich ein Tisch, der aus vier eingerammten Pfählen und zwei darauf von Filfila mitgebrachten Brettern bestand. In der Ecke, unfern des Tisches, brachte ich den Hundestall an, der seinen Eingang außerhalb des Gurbie hatte, über demselben einen Behälter für unsere Vorräthe, beide aus Flechtwerk von Zweigen und Schilfrohr verfertigt. An der südwestlichen schmalen Seite der Hütte entstand ein Büchergestell aus demselben Material, worauf bald meine Reisebibliothek prangte. Ein anderes Gestell für das Küchengeräth ward von Thomas an der, dem Eingang gegenüber

befindlichen Wand hergerichtet. Die Thür, die ich später aus, bei den Guerdes erkauften Schiffstrümmern zu zimmern gedachte, ward einstweilen ebenfalls aus Flechtwerk gearbeitet, und endlich bekleideten wir sämmtliche innere Wände mit Schilf und Farrenkraut, um den heftigen Winterwinden auch nicht den geringsten Durchgang zu lassen. So sah das Ding recht wohnlich aus, der Fußboden wollte zwar, der feuchten Witterung halber, lange nicht trocken werden, nichts destoweniger ließ unser Gesundheitszustand den ganzen Winter über nichts zu wünschen übrig.

Die Lage unsers Gurbie war übrigens herrlich; er erhob sich, durch ein Wäldchen von jungen Korkeichen gegen den Nordwind geschirmt, auf der obern Fläche eines Hügels, an dessen Fuß sich die Wohnungen Ali's, seines Schwagers Bel-Kassem-Ben-Amar, und des Neffen des letztern, Abdallah's-Ben-Seruäla befanden, und welche nur durch ein schmales Thälchen von dem Rest der Sriba getrennt waren. Vor meiner Thür hatte ich die prächtigste Rundsicht, die mit der Kette des Edugh begann, und an den Bergen der Uled-Mnia endigte. Die grünen Berge, welche sich über den, südwestlich von mir, die ganze Ebene bedeckenden Hochwald erhoben, trugen nicht weniger zur Schönheit der Gegend bei, und der liebliche Eindruck des Ganzen ward nur durch den Gedanken an die schädlichen Einflüsse der den Demb-Saffaf von allen Seiten umgebenden Sümpfe gestört. Jedes Ding hat seine Schattenseite, unterdessen war ein verlängerter Aufenthalt in dieser Gegend meinen Zwecken äußerst günstig, welche zu erreichen ich mich wohl, meiner Meinung nach, einigen kleinen Fieberanfällen aussetzen konnte, und der Umstand, daß mir während eines mehrjährigen Aufenthaltes in diesem Lande die endemischen Fieber nie etwas anhaben konnten, bestärkten mich in meinem Vorsatz. Ich blieb auch glücklicherweise von Krankheiten verschont.

---

6. Die Trümmer des alten Ptolemais.

Menschen und Thiere, die mich von Ben-Gasi durch das herrliche Land geleiten sollten, hatten sich zum Theil verändert. Nur meine beiden treuen Gefährten, Hamed und Salem, blieben auch fernerhin die Theilnehmer an den Mühseligkeiten der Reise. Dazu hatte ich einen ausgezeichneten Begleiter und Führer an dem, trotz seines beträchtlichen Alters noch rüstigen Scherif, einem Mann, eben so gewandt im Rath, wie tüchtig und energisch in der That. Am 8. Mai verließ ich die genannte Stadt, und als wir nun Abends in die Dunkelheit hineinzogen, durch ein meist felsiges, nur hin und wieder mit etwas Erdreich bedecktes Land, da wurden wir uns recht all der Gefahren bewußt, denen wir entgegen gingen. Nach einer Stunde schlugen wir unser Zelt für die Nacht auf. Am folgenden Morgen ging es um 6 Uhr weiter, zuerst durch eine Seiama genannte Gegend, dicht dahinter durch eine andere, Koesia genannt, worauf das harte Erdreich eine Weile von Sanddünen durchbrochen wird. Bald hernach ward die einförmige Umgebung ein wenig belebt durch den Anblick der zuerst etwa drei geographische Meilen entfernten und je weiter nach Osten, um so näher heranrückenden malerischen Bergkette, die das Plateau von Kyrene bildet, und von dem zahlreiche, wohl bewachsene

Schluchtenbette kleiner Winterströme herabsteigen. Jedoch hatten wir das Gebirge nicht stets deutlich vor uns, da das Wetter dunkel war, und zeitweise selbst bald stärkerer, bald schwächerer Regen fiel.

Um 11 Uhr hatten wir zur Linken auf einem kleinen Hügel das von einigen Steinwohnungen umgebene Grab des Sidi Suiker, darauf folgten die Ruinen eines ansehnlichen viereckigen Kastelles von ausgezeichnetem Quaderwerk, welches etwa fünfzig Fuß im Quadrat war. Im Innern befand sich ein großes Gemach, auf der einen Seite von einer schmalen Kammer, auf der andern von einem niedrigen gewölbten Gange umgeben. Weiterhin zur Linken passirten wir kleinliche Ruinen und Wohnungen, die eine Gruppe ausmachen, in der man wohl das alte Adrianopolis wiederzuerkennen hat. Kaiser Hadrian gründete diese Stadt bei Gelegenheit der neuen Bevölkerung, die er diesem Lande nach den fürchterlichen Judenkriegen 115—117 nach Chr. wiederzuführte. Dann zogen wir zur Rechten eines lang gestreckten, gegenwärtig jedoch hier trockenen Salzsees hin, der ehemals vom Meer durch eine Dünenkette getrennt, süßes Wasser geführt zu haben scheint, wodurch diese Gegend im Alterthum einen großen Vorzug vor ihrem gegenwärtigen Zustande haben mußte. Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir darauf zu ziemlich ausgedehnten, aber von trefflicher Weide sehr überwachsenen Ruinen, wo wir an einem Brunnen Rast machten und unsere Thiere grasen ließen.

Von hier an wird die Gegend bedeutend anmuthiger, vortreffliches Weideland erstreckt sich bis an den Fuß des Plateaus, dessen Entfernung vom Meer hier fast zwei Stunden sein möchte. Um 4¾ Uhr tränkten wir die Thiere bei Birsis, wo einige, von Beduinen bewohnte Steinwohnungen sich befinden, und schlugen das Zelt weiter hinein in vortrefflichem Grase auf.

Die Oertlichkeit ist bei Reichthum an Wasser, das hier in sehr guter Qualität aus mehreren Brunnen geschöpft wird, überaus fruchtbar, aber gegenwärtig fast unbebaut, nur wenige ganz vernachlässigte Gemüsegärten gewahrte ich. Während meine Leute das Abendessen bereiteten, ging ich mit meinem Scherif vorsichtig über den sumpfartigen Boden zwischen dem langen südlichen See, der hier wirklich Wasser hatte, und sich ganz bedeutend ausnahm, wie er vom Winde gepeitscht, sogar Wellen schlug, und einem kleineren nördlichen auf einen Hügel zu, um so zu zwei alten Thürmen auf den Sanddünen am Meere zu gelangen; aber wir sahen uns bald gezwungen, von unserem Vorhaben abzustehen, und nur eine Last Holz, die mein alter Gefährte meinen Leuten zuführte, war das Ergebniß unserer Wanderung.

Am nächsten Morgen, den 10 Mai, nachdem wir um 4½ Uhr aufgebrochen waren, wurde die Ebene, durch die wir unsere Reise fortsetzten, mit dem üppigsten Gebüsch von Jasmin, Myrthen und andern Gesträuchen dicht bekleidet, worin sich eine große Menge von Rebhühnern aufhielt. Um 6 Uhr erreichten wir Bu-Dscherra, und machten eine Stunde später Halt bei einem niedlichen, an die imposanten Mauern des alten Taucheira angelehnten Gärtchen, dem einzigen in dieser Landschaft, die einst so reich an Pflanzungen aller Art war, mit einigen hohen, schon belaubten Bäumen, welche die freie, mit Korn hier bebaute Ebene weithin überragten, um die Ruinen dieser Stadt näher in Augenschein zu nehmen.

Taucheira, heutzutage Tokrah, war zwar keine in der Geschichte des Alterthums berühmte Stadt, dennoch zeigen die Ruinen ihrer Ringmauern,

daß sie ein nicht unbedeutender und wohlbewohnter Ort war. Auf einem Umfang von 3500 Schritten zählt die Mauer 26 viereckige Thürme, die ein Beweis für die Befestigung der Stadt sind. Später scheint noch am südwestlichen Winkel und an einem Theile der südlichen Seite eine Außenmauer ohne Thürme angelegt worden zu sein. Der festeste Punkt war wahrscheinlich die Nordostecke, wo man bei einem in die Mauer mitaufgenommenen Steinbruch die Ruinen einer Citadelle sieht. Die Hauptstraße, welche die beiden Thore in gerader Linie verbindet, und andere Straßen im Norden, die ziemlich parallel mit ersterer laufen, kann man noch sehen, eben so wie die Ueberreste von mehreren Säulengebäuden. Nicht unbedeutend ist die Nekropolis der Stadt, aber die Grabkammern sind sehr einfach, zum Theil selbst überaus roh. Mehrere sind gänzlich von Sand verschüttet, die offenen dagegen meistens von den Beduinen bewohnt oder doch benutzt; einige tragen Spuren roher Malereien mit christlichen Gegenständen.

Nachmittags 2 Uhr verließen wir Tokrah, um noch am Abend eine andere, bei weitem größere, aber gegenwärtig noch ödere Stadt zu erreichen, das große Ptolemais. Der ganze Weg dorthin war über alle Maaßen malerisch, und die Ebene, die hier allerdings schon bedeutend schmaler wird, großen Theils angebaut. Nun traten auch die herrlichen, reich mit Wald bekleideten, mannigfach geformten Bergabhänge nahe genug, um die volle Wirkung ihrer Schönheit über die Landschaft zu verbreiten. Wir kamen wiederholt an Trümmern vorüber, welche theils ehemaligen Ortschaften, theils Befestigungen, theils Gräbern angehörten, die aber sämmtlich, ihrer Lage und ihrem Aussehen nach, Zeugniß von dem erstaunlichen Anbau und der starken Bevölkerung dieser Gegend im Alterthum ablegten. Die Berge traten mit ihren prächtigen Formen immer näher heran, und gegen 7 Uhr passirten wir das jetzt trockene, lieblich gewundene, mit Oleander und Jasmin bekränzte Bett eines Bergstroms, und dicht dahinter in den Steingruben von Ptolemais nahmen wir, wenn auch nicht ohne Besorgniß, unser Quartier. Denn die Beduinen, die ihre Wohnungen in den Abhängen und Schluchten des Gebirges zu haben scheinen, von denen sie nur zeitweilig herabsteigen, und die gegenwärtig an mehreren Stellen Korn zu schneiden beschäftigt waren, hatten sich durch gellendes Schrillern, das laut von den Bergen wiederhallte, Zeichen gegeben. Besonders war der Scherif besorgt, und als wir in der eigenthümlich gestalteten und mit mannigfach geformten, großen und kleinen, jetzt wieder mit üppiger Vegetation bekleideten Steingruben, ausgearbeiteten Nekropolis ankamen, aus der wie ein mächtiger Thurm ein auf vereinzeltem Felssockel hoch errichtetes, stattliches Grabmal hervorragt, suchte er ängstlich nach einem leidlich sicheren Winkel, wo wir in einigem Schutz uns lagern könnten, und wollte zuerst garnicht zugeben, daß das Zelt aufgeschlagen würde, bis wir es östlich von dem bezeichneten Grabmonumente, in den Winkel eines Steinbruchs anlehnten.

Am folgenden Morgen machte ich mich sogleich auf, um diese Todtenstadt, die in ihrem Gesammtbild, Unordnung mit Ordnung und wilde Naturschönheit mit den geregelten Schöpfungen der Kunst verbindend, einen höchst eigenthümlichen Eindruck hervorbringt, genauer zu untersuchen. Ich wandte mich zuerst zu dem prächtigen Grabmal nach Westen zurück, und fand es sehr reich gegliedert. Nur seine Basis ist aus dem Fels gehauen, sein Kör-

per aber ist aus Quaderwerk in römisch-dorischem Stile aufgebaut, der Eingang hat die Eigenthümlichkeit einer durch stets weiter vorspringende Steine in scharfen Winkel gebildeten Bedachung. Das Grab selbst bildet beinahe ein Viereck. Das Innere ist kunstvoll und für eine zahlreiche Familie angeordnet; es zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die mittlere offen und auf der Oberfläche des Felsens mit drei Grabnischen versehen, den Verbindungsgang zwischen den Seitenabtheilungen bildet, die je fünf Grabnischen in drei über einander geordneten Reihen haben. Nur mit Mühe gelangte man auf das Dach hinauf, auf das früher eine Treppe geführt zu haben scheint. Nach vorn war es mit Halbsäulen geziert, nach dem Meere zu mit Pilastern, die jedoch mit der Wand bis auf die untere Hälfte weggebrochen sind. Hier sieht man auf dem einen Pilaster, schwach geschrieben, eine kleine, aber unverständliche Inschrift. Weiter westlich auf einem in derselben Steingrube freistehenden Felssockel steht ein ähnliches, minder prächtiges und weniger gut erhaltenes Grabmal, und weiterhin ein anderes, das in einem jetzt zerborstenen, frei dastehenden Felsblock ausgearbeitet war. Umher sind einfachere Grabkammern in den Seitenwänden der Steingruben, die zuweilen benutzt sind, um einen regelmäßig abgehauenen großen Eingangshof vor denselben zu bilden, eine Einrichtung, die nicht passender für die Bedürfnisse der heutigen Beduinen hätte getroffen werden können, welche, wenn sie hieherkommen, sich selbst in die Felsenkammern und ihre Heerden in die Vorhöfe einquartieren.

Als ich die Nekropolis in Augenschein genommen, zog ich an vielen zertrümmerten Sarkophagen vorbei nach der etwa 20 Minuten östlich entlegenen Stadt, passirte an anderen Steingruben vorbeireitend nach 10 Minuten die tiefe Schlucht eines kleinen Uadi, worüber im Alterthum eine Querbrücke führte, und ritt dann auf das, uns schon aus der Ferne mit seinen beiden noch zu ziemlicher Höhe erhaltenen Bastionen entgegenragende westliche Thor zu, das den besten Ueberblick über das ganze Terrain der Stadt gewährt, wie sie sich vom Fuß der wunderbar schön geformten Berghöhen allmählig zum Meeresspiegel hinabzieht. Hierauf postirte ich meine kleine Karawane ziemlich mitten in der Stadt, da ich bei den dringenden Abmahnungen meines eben so verständigen wie muthigen Scherif nicht daran denken konnte, die nächste Nacht hier zu bleiben, und streifte selbst mit einem meiner Leute umher — eine im höchsten Grade lästige Promenade, da drei bis vier Fuß hohe, stachlige, jetzt schon ausgetrocknete Goldblumen das ganze, dicht mit Ruinen besäete Gebiet der Stadt bedecken.

Mein erster Gang in der Trümmerstätte dieser Handelsstadt führte mich an's Meer hinab, etwa in der Mitte der Breite der Stadt. Das ganze Ufer entlang zeigte sich entschieden mittelalterliches Gemäuer, das mich nach Westen begleitete, an die für solche Stadt allerdings kleine Hafenbucht, die durch ein aus niedrigem sandigen Saume inselhaft hoch aufspringendes, ausgezacktes, breites Vorgebirge und einige, durch einen Molo mit dem Festlande in Verbindung gesetzte Felsinseln gebildet wird, und ein Bassin von etwa 800—900 Fuß Länge von S. S. O. nach N. N. W., wohin es sich öffnet, und von etwa 400 Fuß Breite bildet. Umher fand ich wieder durchaus mittelalterliches Gemäuer und von demselben Charakter auch das auf der Höhe des felsigen Vorgebirges erbaute Fort. Unzweifelhaft alt ist dagegen die Ringmauer der Stadt, die hier etwas östlich noch ungefähr 12 Fuß

Höhe bei 8 Fuß Dicke hat. Auf dem an ihr angehäuften Sande fortgehend, bemerkte ich im Westen mit dem Ufer, das hier mit einer westlich vorspringenden Spitze eine weite offene Bucht bildet, parallel sich hinziehend, eine lange starke Mauer, welche wenig aus dem Sande hervorragte und von dem aus Quermauern sich erstreckten, die nach dem Meere zu längliche Räume einschließen. Leider ist dies Werk sehr verschüttet, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß es Schiffswerften waren, und jedenfalls lag es außer dem Plane der alten Stadt, da es sonst in die Ringmauer mitaufgenommen sein würde. Im Süden zeigen sich Spuren leichter Befestigungen, welche vielleicht zugleich die Straße beschützten, die sich hier ziemlich parallel mit dem Meeresstrande in der Richtung nach den Steingruben hinzieht.

So großartig das Bild der Gegend im Ganzen ist, so trübselig ist im Innern der Anblick der Ruinen. Hier stellt sich uns in der von Quellwasser ganz verwahrlosten Stadt zuerst die große Terrasse dar, kenntlich an den drei hoch emporragenden Jonischen Säulen. Sie sammelte das Regenwasser in die unter ihr befindlichen, in zwei Reihen angelegten und durch engere Quergewölbe miteinander verbundenen Cisternen, welche beinahe 100 Fuß in's Gevierte groß waren. Wozu die Säulen dienten, ist zweifelhaft; sie sind späteren Ursprungs, eben so wie die großen Korinthischen Säulen, welche in der Richtung nach N. O. am Boden liegen, vielleicht der Königshalle angehörten und aus der Zeit nach Hadrian stammen. Außer diesen Ruinen sieht man noch hier zwei in keiner Hinsicht bemerkenswerthe Theater, und nach Osten ein ungeheures Gebäude, das einen durchaus kasernenhaften Charakter hat, wie denn auch die in seine nördliche Façade eingebauten drei große Inschrifttafeln, welche die vom Kaiser Anastasius gebotenen Einrichtungen in der öffentlichen Verwaltung, besonders in Bezug auf das Militär, enthalten, dem Gebäude diese Bestimmung anzuweisen scheinen. Wenn man von diesen Trümmern nach Osten fortgeht und die Ruinen der Ringmauer auf dieser Seite passirt, so findet man noch die romantischen Reste einer in einer Bogenspannung sich wölbenden Brücke über die liebliche Schlucht des Bergstroms, aber jetzt wenigstens zieht sich hier kein für beladene Kameele und Pferde leicht gangbarer Weg am Meere weiter, an das die Abhänge der Berge stets näher hinantreten.

Um 3 Uhr Nachmittags verließen wir die Ruinen und wandten uns nach Südwesten zurück, indem wir allmählig durch das Gebüsch vom früheren Wege abwichen. Als wir nach etwa einer halben Stunde an die vom Gebirge herabsteigende, ansehnlich tiefe Schlucht des Uadi-Situn gekommen waren, wandten wir uns an ihrer linken Seite auf schmalem romantischem Pfade aufwärts ins Gebirge, und waren bald von den mit Zwergoliven, Lorbeer, Myrthen und anderen niedrigen Gesträuchen wild bewachsenen Felswänden der Schlucht eingeschlossen, und unheimlich großartig ward die Landschaft, herrlich der Rückblick über die von beiden Felswänden eingerahmte, sich gemach an's blaue weite Meer absenkende Ebene. Aber man konnte sie nur einzelne Augenblicke genießen, da der rauhe und steile, sich um Bäume, Gebüsche und Klippen hinumwindende Felspfad die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Auch währte es nicht gar lange, bis auf glatt ansteigender, schmal am Abgrund sich hinwindender Felsplatte mein Pferd mit mir stürzte; noch eben glücklich kam ich davon. Sicherer traten die Kameele

auf, mit ihren anschmiegenden muskulösen Fußsohlen, wie ich auch später auf noch viel schlechteren Felswegen die Erfahrung machte, daß die Kameele auf den Füßen blieben, wo Pferd und Maulthier ein Mal über das andere stürzte.

Nach etwas mehr als einer Stunde mühseligen Steigens erreichten wir die erste kahle Höhe, und hatten einen weiten Ueberblick über diese zerrissene Hochebene. Hier sahen wir mehrere von Beduinen zu Wohnungen benutzte Felshöhlen, und ritten dann durch treffliches, gegenwärtig jedoch nur zum Theil bebautes Land, wo das Korn erst der Erndte entgegenreifte, während wir es am Tage vorher auf dem Küstenstrich schon hatten binden sehen. Dann betraten wir wieder bald buschiges, bald mehr offenes, aber insgesammt unangebautes Land, und ohne Pfad dahinreitend, geriethen wir bald in eine mit Busch bekleidete Senkung, nicht tief genug, um Thal genannt zu werden, wo unsere Thiere oft plötzlich in tiefe Löcher einsanken. Dann gegen 6 Uhr Abends erfreute uns wieder der Anblick menschlichen Daseins; ein kleines Beduinenlager lag hart an unserer Linken, zu dem gerade eine ansehnliche Ziegenheerde heimkehrte. Dies mahnte auch uns an unser Nachtlager, und wir strebten rascher vorwärts, um noch diesen Abend die Ruinen von Barka zu erreichen, die uns einen sicheren Schlupfwinkel und Wasser versprachen. So traten wir erfreut hinaus in die weite, herrliche, von Bergreihen eingeschlossene Ebene el Merdschah, welche 4—5 Stunden lang und etwa 1½ breit ist. Jedoch gemahnt vom vorsichtigen Scherif, versahen wir uns erst aus der baumreichen Waldgegend mit etwas Brennholz zur Bereitung des Abendschmauses, und eilten dann rastlos an dem westlichen niedrigeren Höhenzug entlang nach S. S. O., von wo sich uns bald sanfte Hügel als das Ziel unserer Tagereise zeigten. Abend 8 Uhr war schon vorüber, als wir unser Zelt im tiefen Kraut des nördlichen Wasserbassins der alten Libyschen Metropole, so versteckt wie möglich, aufschlugen.

Erst im arabischen Mittelalter gelangte Barka zu einiger Bedeutung, obwohl es schon seit uralter Zeit in dieser reichen Ebene angelegt sein mag. Die Ruinen aber, die sich noch heutzutage hier finden, sind zwar sehr ausgebreitet, allein weil das Material aus Backstein, zum großen Theil wohl ungebranntem, bestand, außerordentlich verwittert, dazu dicht mit hohem Grase bewachsen und jedenfalls nur die der jüngeren Stadt, welche mit dem Verfall des Islam zusammensank. Außer den Trümmern eines großen Kastelles ließen sich noch die von drei großen Wasserreservoirs gewahren, von denen das eine, von etwa 50 Fuß Tiefe, noch ziemlich gut erhalten dalag.

II. Süd-Afrika.

1. Jagdausflüge in Süd-Afrika.

Am 16. März segelte ich von Bombay ab, um mich nach dem Cap der guten Hoffnung zu begeben. Unter meinen Reisegefährten war William, ein Civilbeamter, der, nachdem ich ihm meinen Plan mitgetheilt hatte, so weit als möglich in das Innere von Afrika einzudringen, sogleich einwilligte, mich zu begleiten.

Gewöhnlich dauert die Ueberfahrt sechs Wochen, wir brauchten deren eilf, und erreichten Simons Bai erst am 31. Mai. In der Capstadt waren unsere Vorbereitungen zur Reise bald besorgt. Ich hatte mein Zelt, Pulver und Hausgeräth aus Indien mitgebracht, und mit einem neugeworbenen Diener für meine Person, einem Diener meines Reisegefährten und einem neuen Rock für den gefürchteten Häuptling Mosolekatzi, schifften wir uns am 2. Juli auf einem kleinen Schooner nach Algoa Bai ein. Das Wetter war ungünstig, statt nach drei Tagen, welche die Fahrt gewöhnlich ausmacht, erreichten wir erst nach acht Tagen St. François Bai und liefen am folgenden Tage in den Hafen Port Elizabeth ein.

Die Lage der Stadt ist schlecht gewählt, doch ist die Niederlassung im Steigen. Der Boden der Umgegend besteht aus sandigem Lehm, und bringt ohne Bewässerung schöne Waizen- und Gerstenernten hervor, da die Nähe der See hinreichend Feuchtigkeit gewährt. Wir verweilten hier eine Woche, um Pferde zu kaufen, die, wie man uns sagte, hier sehr schön und in großer Menge gezogen würden. Aber der Krieg hatte Alles verschlungen, und mit Mühe gelang es uns, zwei elender Thiere habhaft zu werden. Dagegen erhielten wir einen bequemen Reisewagen von 17 Fuß Länge und einen Zug von zwölf kräftigen Ochsen. Einen zweiten Wagen mietheten wir von einem lustigen Irländer Jack Buttler, der uns nach Grahams Town begleiten wollte. Mein Diener Richard übernahm das Amt eines Kochs, dann traten wir unsere Reise nach der letztgenannten Stadt an.

Unterwegs pflegten wir mit Tagesanbruch aufzustehen, frühstückten um 9 oder 10 Uhr, oder sobald wir Wasser erhalten konnten und reisten dann so lange fort, bis wir einen zum Nachtlager passenden Ort fanden. Hier wurden die Ochsen einige Stunden lang auf die Weide geschickt, auf mehreren Plätzen des Lagers Feuer angezündet und die Köche in Arbeit gesetzt. Das Mahl ward mit Kaffee oder Thee hinuntergespült, was übrig blieb erhielten die Diener, und Jeder richtete sich so gut er konnte unter den Wagen oder doch in deren Nähe zum Schlaf ein, wobei die Eroberung der besseren Plätze nicht selten zu Stößen und Drängen, zuweilen sogar zu offnem Kampfe Anlaß gab.

Auf diese Weise erstiegen wir das Zwartkop-Gebirge auf einem steilen und schwierigen Pfade schon in der ersten Nacht, und lagerten uns in der Nähe eines großen Waldes von blühenden Aloe-Bäumen. Von da führte der Weg an 100 engl. Meilen durch eine verlassene, verheerte Gegend, in der

wir, außer einigen Branntweinhäusern, nur zwei Wirthshäuser antrafen, das erste am Sonntagsfluß, das zweite am Buschmannsberge. In keinem aber fanden wir Brod oder Futter für unsere Thiere, denn das Land trug nicht einen Grashalm, und unser armes verhungertes Vieh glich täglich mehr lebenden Skeletten. Häufige und starke Regen erschwerten uns sehr das Fortkommen. Auch hatten wir öfter Reiffrost und litten sehr von der Kälte. Sieben Meilen von Grahams Town, das wir am siebenten Tage erreichten, brach unser Packwagen, der in ein tiefes Loch fiel, wobei leider unser Töpfergeschirr zertrümmert wurde.

In Grahams Town, welches etwa 650 engl. Meilen von der Capstadt am Cowiefluß liegt, kauften wir noch zwei Pferde und erhielten einen Hottentotten zum Führer, Andries Africander, der fünfmal bereits im Gebiet des Mosolekatzi gewesen war, und das Englische und die Sitschuanasprache ziemlich geläufig sprach. Dabei rühmte er sich, ein trefflicher Schütz, ein unerschrockener Elephantenjäger und vollendeter Wagenlenker zu sein, war aber in Wirklichkeit von diesem allen das Gegentheil.

Am 26. setzten wir unsere Reise mit einem nach Sommerset, halbwegs von Graaff-Reinet, rückkehrenden Wagen fort. Als wir eine Meile gefahren waren, entlief uns eins der zuletzt gekauften Pferde, und wurde erst am Thor von Grahams Town wieder eingefangen. Zehn Meilen weiter brachte die Sorglosigkeit unseres trefflichen Andries unseren Wagen so tief in ein dichtes Gebüsch, daß er mit Aexten herausgehauen werden mußte, und unterdessen entlieh der dicke gutmüthige Besitzer des Wagens eins unserer Pferde, um eine Banknote zu suchen, von der er sich einbildete, er habe sie fallen lassen. Erst mitten in der Nacht kehrte er mit dem todtmüden Pferde zurück und fand jetzt zu unserm nicht geringen Aerger, das verloren geglaubte Papier in seiner Westentasche.

Das Land glich hier den schon durchzogenen Gegenden an Unfruchtbarkeit, doch sahen wir mehrere kleine Heerden von Springböcken, von denen ich drei tödtete, und kamen am Abend des 29. in der Hütte unseres Wagenbesitzers auf dem Gute von Mynheer de Klerk an. Hier rasteten wir den folgenden Tag, um eine Jagd auf Perlhühner zu unternehmen, welche hier in großer Menge sich aufhalten. Sie liegen truppweise in dem langen Grase und im Unterholze, und erheben sich, wenn sie aufgejagt werden, wie die Fasanen bis hoch über die Gipfel der Bäume. Am 31. endlich gelangten wir nach Sommerset am kleinen Fischfluß. Ich gerieth beim Durchschwimmen des Stroms plötzlich in Treibsand, und hätte beinahe mein Pferd verloren. Durch eine glückliche Wendung ward es jedoch noch gerettet.

Einen Wagen für unser Gepäck vermochten wir in Sommerset nicht aufzutreiben, daher wir es dort zurücklassen mußten, damit es uns bei erster Gelegenheit nachgeschickt werden könnte.

Es war finstere Nacht, als wir die gefährlichen Abhänge von Bruintjes Hoogte hinter uns hatten, und in einer elenden Hütte Erlaubniß erhielten, unser durftiges ermüdetes Pferd abspannen zu dürfen. Ein heftiger unangenehmer Wind jagte uns zeitig zu Bett, noch ehe wir, wie gewöhnlich, unsere Ochsen an die Räder des Wagens angebunden hatten. Am anderen Morgen waren sie nirgends zu finden. Allein es ergab sich bald, daß unser diebischer Wirth sie auf die Seite gebracht hatte, und da das Versprechen einer Beloh-

nung wenig Eindruck auf ihn machte, so geschah es zu unserer großen Freude, daß am dritten Tage ein Feldcornet ankam, dessen Ansehen es gelang, uns wieder zu unserm Eigenthum zu verhelfen.

Am 6. Abends nach mühseliger Weiterreise langten wir in Graaff-Reinet an. Das malerisch gelegene kleine Dorf, welches fast ganz vom Sonntagsfluß umflossen wird, gewährte einen seltsamen Anblick, als wir am andern Morgen zum Fenster hinaussahen. Die Straßen waren mit Schnee bedeckt, während die Gartenhecken von Quittenbäumen und die Alleen von Orangebäumen sich unter der Last reifer Früchte beugten.

Von hier aus nahm eigentlich unsere Expedition in's Innere ihren Anfang, daher wir nun unser in Sommerset zurückgelassenes Gepäck holen ließen. Allein zu unserm großen Verdruß kam der hingeschickte Karren leer zurück und mit der Nachricht, das Gepäck sei von Würmern und Ratten völlig aufgezehrt. Wir mußten nun die Kosten des Wagens tragen, der vergeblich hingefahren war, dazu neue Einkäufe machen. Wir versahen uns mit Empfehlungsschreiben an einige Griquahäuptlinge, mietheten noch sechs Hottentotten und verließen am 1. September Graaff-Reinet. Leider bewiesen sich die Hottentotten sehr lässig, es waren Trunkenbolde, die ihre Pflichten vernachlässigten und sich rebellisch gegen unsere Befehle betrugen.

Der Regen, der bei unserer Abreise nur drohte, ergoß sich nun in Strömen, und machte uns wenig Hoffnung für eine glückliche Reise. Je tiefer wir in das Gebirge des eigentlichen Sneeuwberg eindrangen, desto unfreundlicher ward die Witterung, Schnee, Kälte und schwere Nebel umgaben uns, mehrere Pferde entliefen, als wir uns ihrer früheren Weidegegend näherten, und als wir nun unsere Diener aussandten, sie wieder einzufangen, blieb der eine ganz weg, ein anderer kehrte zwar zurück, hatte aber eins unserer besten Pferde so völlig zu Schanden geritten, daß wir es während der ganzen Reise nicht mehr brauchen konnten. Als wir die Sneeuwberge im Rücken hatten, trafen wir bei einem verlassenen Hofe einen alten Kaffer, der Dacca (wilden Hanf) rauchte, woran die Eingebornen besonderes Vergnügen haben. Vor der Thür einer zerfallenen Hütte saß er, zog den gefährlichen Dampf durch Wasser aus einem Büffelhorn in langen Zügen ein, worauf ein heftiger Husten und eine wahnsinnähnliche Betäubung erfolgte. Dann sprang er auf, warf seine Kleider ab und rannte einem wilden Thiere gleich hinaus in die Ebene.

Am 5. Sept. kamen wir nach dem Vogelthal, wo am andern Morgen alle Bäche gefroren waren und Schnee die ganze Gegend bedeckte. Hier sahen wir die ersten Gnu, diese seltsamen Thiere, deren Wildheit bei dem eigenthümlichen Bau ihres Körpers einen fast komischen Eindruck macht. Wir schossen drei derselben. Zwei Tage später waren wir in Boksfontein und eilten ohne Aufenthalt nach den sogenannten Sieben Brunnen weiter. Hier war das Land buchstäblich weiß von Springböcken, Tausende bedeckten die Ebene. Die Trekbokken, wie die Colonisten diese Antilopen nennen, sind wohl die fruchtbarsten Thiere; zahllos, wie Heuschrecken, stürzen sie sich auf die weiten Fluren der Ansiedler, wenn anhaltende Dürre sie aus den Wüsten des inneren Landes heraustreibt. Löwen hat man mitten in ihren dichtgedrängten Haufen eingepreßt gesehen, und ganze Heerden Schafe werden durch sie wie von einem reißenden Strome fortgerissen. Die mit reifer Frucht pran-

genden Felder stehen nach einer einzigen Nacht verödet, wenn eine Heerde dieser Thiere darüber gezogen ist, und dem Landwirthe bleibt nichts übrig, als anderswo Futter für seine Heerden zu suchen.

Nach drei langweiligen Tagemärschen kamen wir zur Wohnung des Grenz-Feldcommandanten, dessen Besitzungen von dem Nu-Gariep, einem der beiden Hauptarme des großen Orangeflusses begrenzt werden. Drei unserer Ochsen brachen hier aus Mangel an Wasser und gehöriger Nahrung zusammen, und wir mußten sie ihrem Schicksal überlassen.

Der Feldcommandant nahm uns anfangs sehr kalt auf. Wir übergaben ihm das Empfehlungsschreiben der Regierung, das er aber nicht zu entziffern vermochte. Seine Frau mußte ihm helfen, und nachdem sie es gelesen, trug sie uns ein Abendessen auf. Vorher aber machte ein Sklave die Runde im Zimmer mit einem mit Wasser gefüllten Gefäß, welches er uns und den Familiengliedern zum Fußwaschen anbot. Doch lehnten wir es ab, da wir bemerkten, daß dasselbe Wasser für Alle diente, und das Tischtuch nach Beendigung der Ceremonie als Handtuch angewendet wurde. Nach einem kurzen Tischgebet, welches einer der Söhne hinter dem Stuhl des Vaters eher sang als sprach, gab der Feldcommandant das Zeichen zum Angriff und ging selbst mit kräftigem Beispiel voran. Um 9 Uhr aber verließ er uns mit dem kurzen Bescheid, daß er im Begriff sei, zu Bette zu gehen.

Am andern Morgen handelten wir mit ihm wegen hundert Stück seiner Schafe, er überließ uns am Ende jedoch nur 60. Da sie sich jenseits des Flusses befanden, war es keine geringe Mühe sie herüberzubringen. Dreizehn Menschen bemühten sich vergebens, die Sache in's Werk zu setzen, bis endlich einer von den Söhnen des Commandanten eine große schwarze Ziege in's Wasser brachte, welcher die ganze Heerde folgte.

Hier war die Grenze der Civilisation, darüber hinaus lag ein dürres, ungastliches Land, welches von Buschmännern bewohnt wird, die Jedermanns Feinde sind, und von Jedermann feindlich behandelt werden. Von hier bis nach Kuruman, eine Entfernung von 200 engl. Meilen, verminderte sich die Zahl unserer Ochsen täglich in Folge der Dürre, die jede Spur der Vegetation verwischt hatte. Am Tage war es unerträglich heiß, des Nachts durchdringend kalt, und wir fanden oft am Morgen das Land mit Rauhreif bedeckt, während täuschende Luftspiegelungen uns von weitem große, ausgedehnte Seen zeigten, die bei unserer Annäherung in Nichts verschwammen und nur den Durst immer heftiger erregten.

Am vierten Tage erreichten wir den herrlichen Orangefluß und glaubten uns plötzlich in ein Feenland versetzt. Der Anblick dieses majestätischen Flusses, der eine Breite von 300 Yards hat, erfüllte uns auf's Neue mit Muth und Lust zur Fortsetzung unserer Reise. Das Uebersetzen war sehr ergötzlich. Wegen der Tiefe des Wassers waren wir genöthigt, eine erhöhte Plattform innerhalb der Wagen zu machen, auf die wir unser Gepäck legten. Die doppelte Reihe von Ochsen, welche den Lauf des Stromes beinahe hemmte, die gewaltsamen Gebehrden der Treiber und das sonderbare Benehmen der Diener, welche bald watend, bald schwimmend das leichtere Gepäck hinübertrugen, und die ledigen Pferde und die Schafe vorwärts drängten — das Alles zusammen bildete eine Scene, die ich so bald nicht vergessen werde. Ehe wir Campbellsdorp, eine Missionsstation, erreichten, hatten wir das seltsame

Schauspiel, wie ein Trupp Corannas zu Fuß einen Strauß jagten, was ihnen bei ihrer unglaublichen Behendigkeit bisweilen gelingt.

Wir näherten uns jetzt dem Gebiet des allgemein gefürchteten Häuptlings Mosolekatzi, der mit den ausgewanderten Boers in feindlichen Verhältnissen lebte. Sein Vater ward aus seinem Gebiete durch einen benachbarten Stamm verdrängt, und begab sich zu Tschaka, dem Zulu-Häuptling, dem er bis an seinen Tod diente. Der Sohn Mosolekatzi erwarb sich gleichfalls die Gunst des Tschaka und erhielt mit der Zeit einen bedeutenden militärischen Posten, nebst der Aufsicht über zahlreiche Heerden. Da lehnte er sich gegen seinen Herrn auf, floh mit seinen Leuten und seiner Beute nach Norden, vereinigte sich mit mehreren anderen Stämmen, welche das Land bewohnten, und wurde bald so mächtig, daß sein Name der Schrecken der ganzen Umgegend ward. Endlich wählte er das Land an den Quellen des Molopo- und Moriqua-Flusses zu seinem dauernden Aufenthalt.

Zu diesem Manne machten wir uns am 29. Sept. auf den Weg. Die Gegend war dürr und gleichförmig, das Wetter unerträglich heiß; um so angenehmer war es uns, in Motito, wo wir Abends ankamen, zwei junge liebenswürdige Franzosen anzutreffen, den Missionar und seine Frau, welche uns mit Zuvorkommenheit aufnahmen.

Früh am nächsten Tage waren unsere Wagen von Betschuanen umschwärmt, welche Häute zum Verkauf anboten. Unter Allen machte sich besonders Makura, der Batlapi-Häuptling, bemerklich, eine stattliche Person, mit entschieden abschreckenden Gesichtszügen. Wir boten ihm Manches an und ließen die Schnupftabacksdose herumgehen; doch statt unserm zuvorkommenden Betragen zu entsprechen, schienen sie Lust zum Zank zu haben, besonders als sie bemerkten, daß wir über den Preis ihrer Waaren genügend unterrichtet waren. Da wir sahen, daß wir zu keinem Handel kamen, schlossen wir unsern Laden und wollten fortgehen, als auf ein von Makura gegebenes Zeichen, ein langer stämmiger Wilder sich auf ein Trinkgeschirr stürzte und erklärte, er werde es als Entschädigung für den, dem Zaun seines Feldes zugefügten Schaden behalten. Taub gegen unsere Vorstellungen, wollte er schon mit seiner Beute davongehen, als Einer unserer Begleiter es ihm entriß, und es seinem rechten Eigenthümer zuwarf. Unterdessen setzte sich ein Anderer gemächlich auf die Wagendeichsel und wollte nicht weggehen, obwohl er höflich gebeten ward, Platz für die Ochsen zu machen, welche angespannt werden sollten. Daher hielt ich es jetzt für rathsam, zu persönlicher Gewalt zu schreiten. Das erbitterte ihn aber so, daß er auf mich losstürzte und seine Waffen schwang. Das Geschrei war fürchterlich, das Getümmel nahm zu, und die Geberhrden unserer Gegner wurden so drohend, daß wir die Mündungen von zwei bis drei Flinten aus dem Wagen steckten und auf sie zielten — worauf sie sich sogleich zerstreuten und uns unsere Reise fortsetzen ließen. Zwar machten sie noch einen Versuch, uns zu schrecken, und fast wäre ihnen das bei unseren Leuten gelungen, indem sie den Wagenführern erzählten, Mosolekatzi habe eben einen Haufen Boers erschlagen. Allein der Rum, über den die Erschreckten zufällig geriethen, ließ sie bald ihres Schreckens vergessen, und wir setzten ungestört unsere Reise fort.

Am anderen Morgen hatte sich die Gegend sehr zu ihrem Vortheil verändert und nach einer Stunde Weges erreichten wir Klein-Tschui, einen aus-

gedehnten Salzsee, an dem große Massen von Straußen und Springböcken sich fanden, die von dem sauren Gras angelockt wurden, das hier in Menge wächst, und unseren Thieren den Appetit freilich nicht stillte. Schon hatten diese seit 36 Stunden nichts zu trinken gehabt, und wir entschlossen uns, die Nacht hindurch zu reisen, um schneller an einen Wasserort zu kommen, als zwei von unseren Pferden, die des Landes sehr kundig waren, plötzlich fortgaloppirten. Wir folgten ihnen, und bald verkündete das Geschrei von Wasservögeln uns die Nähe des ersehnten Elements. Alles stürzte mit heißer Gier ihm entgegen, Thiere und Menschen, und die Ochsen konnten nicht schnell genug aus ihrem Joch gespannt werden, dann stürzten sie sich in das freilich jetzt sumpfig gewordene Wasser.

Die Bewohner dieser Gegenden, welche in kleinen Gemeinden ohne Heerden, nur von Heuschrecken und den Thieren leben, die der Zufall ihnen in die Hände führt, umschwärmten, angelockt von unserer Jagdbeute, welche hier reichlich ausfiel, unsere kleine Karawane. Mit Heißhunger stürzten sie sich auf das gefällte Wild, saugten begierig das Blut, schmierten das Fett auf ihre Leiber und ließen selbst die Eingeweide nicht übrig. Doch konnten sie die Beute selten ungestört verzehren, da auch Hyänen und Schakals und zahllose Schwärme hungriger Geier sie ihnen streitig machten. Indeß war die Zahl dieser Betschuanen nur geringe, wir reisten mehrere Tage lang, ohne einen Menschen anzutreffen, ein Umstand, der mich in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Am Morgen des 9. Oktober, als unsere Wagen auf dem Wege zum Flusse Meritsane, unserem nächsten Nachtlager, sich befanden, machte ich mich auf, einen Trupp gefleckter Gnus zu verfolgen; dieser begegnete einem zweiten und einem dritten, eine ungeheure Heerde Zebras und Hartebeests schloß sich ihnen an, und die Masse verhinderte ihre Flucht so, daß ich ganz behaglich abstieg, meine Flinte mehrere Male abschoß und eine große Menge Wild erlegte. Mitten in dem Haufen der Fliehenden konnte ich nicht müde werden, dieses Spiel fortzusetzen, bis mein Pferd plötzlich still stand und unfähig war weiter zu gehen. In diesem Augenblick bemerkte ich, daß ich meinen Taschen-Compaß verloren hatte, und da ich ihn nicht gerne aufgeben wollte, stieg ich ab, ließ mein Pferd grasen und ging mehrere Meilen zurück, doch ohne Erfolg. Die Hufspuren meines Pferdes verloren sich endlich in denen der Heerden, welche über die Ebene getrabt waren, und ich mußte zu meinem Pferde zurückkehren. Aus einer kleinen Skizze des Landes, welche ich bei mir trug, glaubte ich entnehmen zu können, daß ich mich nordöstlich wenden müsse, um zum Meritsane zu kommen, und nachdem ich mein ermüdetes Roß fast den ganzen Tag hinter mir hergezogen hatte, kam ich bei manchen Dörfern vorüber, aber von Menschen und menschlichen Niederlassungen fand ich keine Spur. Ich schoß ein Hartebeest, in der Hoffnung, der Geruch des Fleisches solle die Betschuanen herbeiziehen — allein vergeblich, die Geier waren die einzigen, welche in Menge herabstürzten. Auf manchen Bäumen bemerkte ich große Strohdächer, welche den Heuhaufen nicht unähnlich waren, wie sie die Bewohner des Landes aus Furcht vor den Löwen zu errichten pflegen. Ich stieg hinauf, weil ich hoffte, wenigstens ein Gefäß mit Wasser zu finden, und sah, daß es nur große Gemeindehäuser der Kernbeißer waren, deren Konstruktion ich bisher nur sehr unvollständig kannte. Schon neigte

sich der Tag, als große Heerden Strauße, die alle nach einer Richtung liefen, die Nähe des Wassers anzeigten. Bald kam ich auf einen Weg, auf dem die Fußstapfen von Frauen und Kindern sichtbar wurden, und nicht lange darauf erreichte ich einen fast ausgetrockneten Fluß, der von Osten nach Westen floß, und in welchem ich den zu erkennen glaubte, den ich suchte.

Wer nie einen ganzen heißen Tag lang Durst gelitten hat, kann sich meine Freude nicht vorstellen, die der Anblick des schlammigen Wassers erregte. Gestärkt und erfrischt bestieg ich mein Pferd, das hier ebenfalls seine Kräfte wieder gefunden hatte, und eilte den Fluß entlang, um wo möglich noch vor Einbruch der Dunkelheit die Wagen zu entdecken. Ich überschritt den Fluß und bahnte mir mit Mühe einen Weg durch das dichte Gestrüpp, doch die Nacht überfiel mich, und ich mußte mich entschließen, hier den Morgen abzuwarten. Ein großes Feuer sollte mir Schutz gegen die Löwen geben, deren Gebrüll die Ebene erfüllte; meinem Pferde band ich die Füße zusammen, damit es sich nicht verlaufe, und schlief endlich gegen drei Uhr Morgens ein.

Als ich erwachte, war mein erster Gedanke mein Pferd. Ich blickte um mich und da ich es nicht fand, selbst bei einer näheren Durchsuchung des Gebüsches keine Spur von ihm sah, glaubte ich, es sei eine Beute der Löwen geworden. Schon wollte ich das Suchen aufgeben, als ich am Flusse seine Fußspuren entdeckte, und es bald darauf in einer Vertiefung am Flusse ruhig grasen sah. Die nächtliche Rast hatte ihm seine Kräfte völlig wiedergegeben, und ich setzte meine Reise längs dem Flusse, den ich überschritt, fort. Eine kleine Strecke weiter störte ich einen Löwen auf, der langsam davonging, indem er von Zeit zu Zeit stehen blieb und über seine Achsel sah, während er gemächlich das gegenüberliegende Ufer erstieg. Nach Verlauf einer halben Stunde befand ich mich am Ende eines dichten Gestrüppes und sogleich sah ich den Fahrweg. Da ich aber keine frischen Spuren entdecken konnte, wandte ich mich nach Süden, und nachdem ich sieben oder acht Meilen in der Richtung des Siklagole fortgeritten war, bemerkte ich zu meiner unaussprechlichen Freude die Wagen, welche mitten in der Ebene unter einem großen Baum aufgefahren standen. Das Abfeuern meiner Büchse in einiger Entfernung hatte meine Gefährten von meiner Ankunft schon in Kenntniß gesetzt und sie von der Besorgniß befreit, die sie über mein Schicksal hegen mußten. Eine Schale Kaffee wurde mir sogleich gereicht, und schmeckte mir, wie man denken kann, nach zwanzigstündigem Fasten ganz vortrefflich.

Der Siklagole und der Meritsane entspringen in der niedrigen Gebirgskette, Kunuana genannt, weit gegen Osten von den Punkten, wo wir sie überschritten; fast in gleicher Entfernung im Westen zusammentreffend, ergießen sie sich in den Molopo. Wir hielten hier einen Tag, um uns den Freuden der Jagd hinzugeben. Ungeheure Massen von Quaggas und gefleckten Gnus, deren Zahl ich auf 15,000 schätzte, wurden aufgejagt. Das Geräusch ihrer Hufen glich dem furchtbaren Toben eines Gewittersturms, und die purpurrothen Sassaybys und glänzend roth und gelben Hartebeests, die ihre bunten Farben darunter mischten, die langen Hälse der Strauße, die gleich Thürmen aus dieser wandelnden Thiermauer hervorragten, gaben ein Gemälde, das zu beschreiben jede Feder zu schwach ist. Hart hinter uns folgten die Wilden, tödteten mit einem Stoß in's Rückgrat die verwundeten Thiere und bedeckten

sie mit Zweigen, um sie vor den Geiern zu schützen, die gleich schwarzen Punkten in unerreichbarer Höhe über uns schwebten und wie der Blitz herabschossen, sobald unsere Büchsen knallten. Als wir weiter gingen, bemerkten wir unter dem Schatten eines Baumes zwei seltsame Gestalten, die wir sogleich für zwei Elennthiere erkannten, welche von den Wilden mit dem jauchzenden Zuruf „Impuso, Impuso!“ begrüßt wurden. Ich erlegte das eine dieser schönen Thiere und wollte mich eben daran machen es abzuzeichnen, als die Wilden herbeieilten und mit lärmender gieriger Fröhlichkeit ihm das Blut auszusaugen anfingen.

Die Gestalt dieser Antilope gleicht sehr dem eines gut gehaltenen Ochsen von Gugerat, sie werden oft 2000 Pfund schwer. Der Kopf ist leicht und anmuthig gebaut und trägt ein Paar herrlicher Hörner, welche spiralförmig nach hinten gebogen und gegen zwei Fuß lang sind. Ihre Farbe wechselt mit dem Alter. Manchmal sind sie schwarzbraun, dann wieder aschgrau mit einem gelblichen Anflug, mitunter sogar weißlich. Das Fleisch wird in Afrika sehr geschätzt und hat den Geschmack von Rindfleisch, nur daß es zarter und feiner ist als dieses.

In der folgenden Nacht wurden wir durch ein ungewöhnliches Getümmel aus dem Schlafe geweckt. Von panischem Schrecken ergriffen stürzte unser ganzer Viehstand aus dem Gehäge auf die Ebene. Die Nacht war außerordentlich finster und alle Feuer waren ausgegangen. Unsere Leute schrien und tobten, die Hottentotten schossen nach allen Richtungen, und als wir ein Licht anzündeten, bemerkten wir, daß drei Löwen in das Gehäge gedrungen waren und zwei Schafe erwürgt hatten. Die Pferde kamen nach einer Weile von selbst wieder, und bei Tagesanbruch schickten wir die Hottentotten aus, die Ochsen und Schafe hereinzubringen. Die Wilden brachten uns die Schafe, aber die Ochsen, meinten die Hottentotten, seien nur mit Pferden einzuholen, da sie wohl nicht stehen würden, bis sie in Kuruman wären. Da wir ihnen keine Pferde und Munition geben wollten, versagten sie uns den Dienst und später erfuhren wir, daß es eine abgeredete Sache war, uns mit soviel Beute, als sie erlangen könnten, zu verlassen und in die Kolonie zurückzukehren. Am Nachmittage gingen wir über den Fluß und lagerten auf dem Gipfel eines Hügels, um uns gegen einen zweiten Ueberfall der Löwen zu sichern, und gegen Abend brachten uns unsere Freunde, die Batlapi, die Ochsen, die sie zwölf Meilen davon getroffen hatten. Sie wurden mit Taback und einem Feuerzeug belohnt. Ein Pferd, das uns entlaufen war, bekamen wir nicht wieder, es war, wie wir später erfuhren, nach dem Hofe in New-Hantam, wo es aufgezogen worden, 500 englische Meilen weit, zurückgekehrt.

Auch am folgenden Tage, wo wir unsere Reise fortsetzten, ergötzten wir uns mit der Jagd des Hartebeests und Sassabys, deren Häute ihrer Weichheit und schönen Farbe wegen von den Wilden gern als Mantel gebraucht werden. Am Abend erreichten wir den Fluß Molopo, die westliche Gränze von dem Gebiet des Mosolikatzi, dessen breites seichtes Bett voll Moorgrund nur in der Mitte einen tiefen zehn Yards breiten Strom hat und völlig mit hohem Schilf überwachsen ist. Wir überschritten ihn noch an demselben Abend, wurden aber in der Nacht von den Flußpferden, die hier außerordentlich häufig sind, beunruhigt. Am 17ten endlich erbot sich Andries voraus nach Mosega

zu reiten und unsere Ankunft dem Könige zu melden, was wir gern annahmen. Die Nacht war regnicht und stürmisch gewesen und die Löwen hatten unsere Thiere zu wiederholten Malen aufgeschreckt — nur mit Mühe hatten wir sie zusammengehalten; — aber der Morgen war heiter, nichts hinderte die Fortsetzung unserer Reise, und um 4 Uhr des Nachmittags hielten wir am Fluß Mimori, fünf Meilen von Mosega. Eine Reihe von Seen zur linken Seite unseres Lagers enthielt eine Heerde Büffel. Ihre furchtbaren Köpfe ragten gleich Felsmassen aus dem mit Schilf bewachsenen Wasser hervor, während ihr ganzer übriger Körper sich unter dem Wasser befand. Ich verwundete einen und suchte ihn zu hetzen, aber der scharfsteinige Felsboden zerschnitt die unbeschlagenen Hufe meines Pferdes, das ich ganz lahm nach dem Wagen zurückbrachte.

Noch an demselben Abend wurden wir durch die Ankunft von vier Kriegern aus Mosega überrascht, welche von dem Vicegouverneur eine freundliche Einladung überbrachten. Hoch gewachsen, wohlgebaut und von regelmäßigen Gesichtszügen übertrafen sie bei weitem alle Stämme, die wir bisher gesehen. Ihre Köpfe waren geschoren und hatten nur einen ovalen an der Kopfhaut befestigten Ring. Eine breite Oeffnung in ihren Ohrläppchen enthält eine kleine Schnupftabacksdose aus Kürbiß. Ihr Anzug bestand aus einem ledernen Gürtel mit einigen Streifen Katzenfell vorn und hinten, und jeder war mit zwei kurzen Wurfspießen und einem knorrigen Stocke zum Werfen bewaffnet. Wir hießen sie herzlich willkommen bei unserm Abendbrod und überließen es ihnen später, sich am Flusse ein bequemes Lager zu suchen. Mit Tagesanbruch brachen wir am folgenden Morgen auf und begegneten auf einer Anhöhe dem Statthalter Mosolikatzis, einer langen athletischen Gestalt von gebietendem Ansehen, der jedoch auf dem linken Auge blind war. Eine allgemeine Begrüßung fand jetzt statt, dann ging die Dose im Kreise herum — denn so wenig die Bewohner des Landes Freunde vom Rauchen sind, so leidenschaftlich lieben sie das Schnupfen.

Unter dem Zusammenströmen einer zahllosen Menge von Frauen und Kindern zogen wir in Mosega ein und begaben uns in das Missionshaus. Hier sagte man uns, daß der König seine Wohnung fünfzig Meilen weiter nach einem Kraal verlegt habe, gegen Fremde aber nichts weniger wie wohlgesinnt sei. Wir waren aber bereits zu weit vorgedrungen, als daß wir uns hätten entschließen können jetzt zurückzubleiben. Als daher auch Boten von dem Könige ankamen, welche uns zur möglichsten Eile antrieben, da der König sehr begierig sei uns zu sehen, brachen wir am 22sten mit den fröhlichsten Hoffnungen von Mosega auf. Nur fühlten wir uns dadurch etwas herabgestimmt, daß die Wilden, welche uns die Einladung des Königs gebracht hatten, sich eher als Spione denn als Führer betrugen und uns und unser Gepäck unter strenger Kontrole hielten.

Die Gegend wurde immer gebirgiger und die Dornenhecken, welche in Menge nach allen Richtungen hin angelegt waren, um Wild zu fangen, machten unsern Weg sehr beschwerlich. Auf diesem unebenen steinigten Boden stürzte ich bei der Verfolgung eines Sassayby, zerschlug mein Knie und meinen Ellenbogen, und was mir am empfindlichsten war, dazu unheilbar, zerbrach den Schaft meiner liebsten Büchse. Es war schon spät und ziemlich dunkel, ehe wir an dem von unsern Führern zum Nachtlager bestimmten Ort

ankamen, und kaum hatten wir die Ochsen ausgespannt, als ein fürchterliches Gewitter losbrach, das fast die ganze Nacht fortdauerte. Der Morgen war heiter und ruhig, und doch wollten uns unsere Führer nach dem Frühstück abhalten unsere Reise fortzusetzen, indem sie behaupteten, der König wolle uns hier treffen. Ich trieb aber vorwärts, und nachdem ein Herold in der Matabili-Sprache, unter heftigen krampfhaften Gebehrden, das Lob seines Herrn, des Königs gesungen oder vielmehr gebrüllt hatte, daß die Berge wiederhallten, eilten wir weiter. Auf diesem Wege sah ich auch die erste Fährte einer Giraffe, die größte maß 11 Zoll in der Länge, war von der Gestalt eines Rechtecks, nach vorn spitzig, nach hinten abgerundet. Unser Nachtlager schlugen wir zwei Stunden von der Residenz des Königs auf.

Am 24. October zogen wir, von zahllosen Massen Eingeborner umgeben und begleitet von zwei Magnaten des Reichs, einem alten Krieger, von freundlichem ehrwürdigen Aeußern und einem jüngeren Manne von weit weniger einnehmenden Zügen, in die Residenz des Königs, Kaplain, einem elenden Dörfchen, ein. Kaum waren die Ochsen ausgespannt, als des Königs Page, Mohanycom, herbeikam, der nicht wie die übrigen seines Haares beraubt war und einen Mund hatte, der sich buchstäblich von einem Ohr bis zum andern erstreckte. Er besichtigte Alles mit ernstem Schweigen und sagte, der König werde sogleich kommen, um uns zu sehen. Da dies aber nicht geschah und wir aus der Ungewißheit über die Aufnahme, welche uns bevorstand, befreit sein wollten, schickten wir nach einiger Zeit unsern Dolmetscher, Bala, fort und ließen ihm sagen, daß wir bereit seien ihn zu empfangen. Nach Verlauf von fünf Minuten verkündete das Geschrei und Jauchzen der Menge und das Brüllen der Herolde, die seinen Ruhm priesen, die Annäherung Mosolekatzi's.

Die Züge des Herrschers, obgleich voll Argwohn und Hinterlist, sind keineswegs unangenehm. Seine Gestalt ist lang, gut gebaut, seine Manieren sind würdevoll und zurückhaltend, und das scharfe schnelle Auge, seine Fragen und seine vorsichtigen, berechneten Antworten zeigen seine Fähigkeit eine so wilde blutdürstige Nation zu beherrschen. Er schien über vierzig Jahr alt und war ganz bartlos; sein haarloser Kopf trug den Issigoks, einen länglich runden Kranz von Haaren mit drei grünen Papageienfedern geschmückt, zwei hinten und vorn eine dritte in horizontaler Lage. Nachdem er Andries und die übrigen Hottentotten als alte Bekannte begrüßt hatte, sah er sich die Geschenke an, die wir für ihn mitgebracht hatten und konnte sich nicht enthalten seine lebhafte Freude darüber auszusprechen. Er ließ sich in unserem Beisein ankleiden und setzte sich mit großer Würde nieder, um die Erfrischungen zu genießen, die ihm angeboten wurden. Da er aber sah, daß wir etwas anderes hatten, nämlich unseren Thee, so schob er plötzlich sein Gefäß mit Bier fort und ergriff meine Tasse, die er mit großer Gier leerte.

Mit großer Mühe erlangten wir von ihm die Erlaubniß den Vaalfluß entlang zurückkehren zu dürfen. Erst nachdem wir ihm, außer vielen andern Dingen, auch ein Zelt geschenkt hatten, gab er seine Zustimmung. Als dies Zelt aufgeschlagen war, zog er einen großen Rock an, setzte eine rothe Nachtmütze auf seinen Kopf, ließ zwei Wachslichter anzünden und vor sich hinstellen, und nahm dann in würdiger Haltung auf einem umgekehrten Kürbiß Platz, dessen Inhalt an Bier er erst eben vorher ausgeschlürft hatte. Nur mit Mühe

unterdrückte ich den Reiz zum Lachen, und nachdem ich dem Könige zu seinem neuen Eigenthum Glück gewünscht und ihn erinnert hatte, daß wir am folgenden Morgen abreisen würden, kehrte ich nach unseren Wagen zurück.

Alles war zu unserer Abreise vorbereitet, als am Morgen des 26. October der König mit seinem Hofe kam, uns einen Abschiedsbesuch zu machen. Da die Stühle schon eingepackt waren, führten wir ihn nach einem Bette, doch im Begriff diesen Ehrensitz zu besteigen, sah er eine Kiste, die meine Kleider enthielt; sie öffnen, seine Hand hineinstrecken und ein Paar dicke Jagdschuhe herausnehmen, war das Werk eines Augenblicks, und ich mußte, auf die Gefahr hin barfuß in die Kolonie zurückzukehren, sie ihm abtreten, da sie ihm unglücklicherweise vollkommen paßten. Dafür verehrte er mir einen Mantel von Wieselfell, den er mir selbst mit den Worten einhändigte, „ich sehe sehr erfroren aus." Wir dagegen schenkten ihm noch einen persischen Teppich, und während er vom Wagen herabstieg, um ihn näher zu besehen, wurden schnell die Ochsen vorgelegt, und darauf fing eine große Abschiedsscene an, indem der König seine Hand ausstreckte, und er, wie alle seine Begleiter, uns zuriefen: „Fellow! Fellow! Fellow!" und die Umstehenden ihr gewöhnliches „Heijah!" schrien. Als Führer gab uns Mosolikatzi seinen Pagen Mohanycom mit, der zu unserem Beistand noch den Häuptling Lingap an der äußersten Gränze des Gebiets aufrufen sollte.

Und so hatten wir in einer Zeit, wo er die ausgewanderten Boers vernichten ließ und also gegen jeden Weißen Verdacht hegen mußte, durch ein kluges, festes Betragen das Wohlwollen dieses Mannes errungen, dessen gewaltthätiges, tyrannisches Verfahren selbst gegen mehrere Angehörige der Kolonie ihn zum Gegenstand des Abscheus gemacht hatte. Hier muß ich aber zugleich hinzufügen, daß in den wenigen Fällen, wo er gegen Europäer tyrannisch verfahren, diese seinen Zorn zuerst gereizt hatten. Seine Unterthanen sind ihm mit Enthusiasmus ergeben und verehren ihn fast wie einen Gott. Auch wagt kein Soldat, der seine Pflicht nicht gethan, sich dem König zu zeigen. Greift ein Löwe seine Heerde an, so ist sein Tod oder der der Hüter der Heerden die nothwendige Folge. Nur mit Assagaien und Schild bewaffnet stürzen sie auf den Räuber, und lassen nicht eher ab vom Gefecht, bis sie seinen Kopf und seine Füße ihrem königlichen Herrn überbringen können; wie viel Menschen in diesem ungleichen Kampfe umkommen, das kümmert sie nicht. Die Attribute der königlichen Würde sind die Benennung „der edle Elephant" — Niemand darf in Gegenwart des Königs dieses Thiers erwähnen, — und das Recht allein fett sein zu dürfen. Die Matabili besitzen keine Pferde; alle die von Zeit zu Zeit von den Griquas und anderen Stämmen genommen worden sind, erlagen bald der Seuche, die selbst die Ochsen zuweilen in allen Theilen Südafrika's in den ersten Monaten des Jahres ergreift. Sie soll durch das junge Gras entstehen, das nach dem ersten Regen aufsprießt, und dessen Genuß den Lungen der Thiere schadet. Wer es kann, schickt daher auch in dieser Zeit sein Vieh in die höheren Districte, um es zu erhalten.

Wir gelangten ohne bedeutende Hindernisse, ausgenommen daß ich bei der Verfolgung der ersten Giraffe, die ich sah, mit meinem Pferde stürzte, und meine gute Büchse zum zweitenmal am Schafte zerbrach, an den Fluß Tolaak, wo wir den Sohn Mosolikatzi's trafen, einen Knaben von 14 bis

15 Jahren, und an den Fluß Simalakate, wo das Zusammentreffen mit dem Kriegerhaufen, welcher unter Kalipi's Führung die Boers vernichtet hatte, uns in eine ziemlich drohende Gefahr brachte.

Wir hatten uns zum Frühstück in einem herrlichen Mimosahain gelagert, und setzten unsere Reise gegen Mittag fort auf einem Wege, der durch eine Gebirgsschlucht uns durch ein ausgezeichnet reiches und fruchtbares Land führte, dicht mit grünen Savannen und Dörfchen besäet, um welche große Heerden von Rindvieh weideten. Diese waren mit bewaffneten Hirten umgeben, und wir erstaunten anfangs, als wir die Ochsen mit allen Zeichen der Freude um unsere Wagen sich versammeln sahen, als wenn ihr Erscheinen ihnen vertraute Gegenstände in's Gedächtniß riefe. Bald erklärte sich das Räthsel, als einige Hundert Matabilikrieger erschienen, und wir wußten jetzt, daß diese Heerden von den unglücklichen Auswanderern genommen sein mußten. Unser Führer Mohanycom hatte uns kurz vorher verlassen, um in einem etwas entfernten Kraal dem Häuptling Lingap des Königs Befehle zu bringen, und so entbehrten wir seines Beistandes gerade in einem Augenblicke, wo wir seiner am meisten bedurften. Denn die Krieger, die keinen ihres Stammes bei unseren Wagen sahen und eben von einem Kampfe zurückkehrten, versammelten sich augenscheinlich in der Hoffnung, eine sichere Beute zu finden, um unsere Wagen. Unsere Hottentotten waren in Todesangst, und Andries, der allein mit seiner Kenntniß der Sprache uns hätte helfen können und sollen, zeigte nicht die mindeste Lust dazu. Unsere Lage wurde immer kritischer. Schon stiegen Einige in die Wagen und durchsuchten ihren Inhalt, während Andere mit verlangenden Blicken nach den Schafen und Rindern sahen, als glücklicherweise Einer der schwarzbraunen Wilden Andries ergriff und ihn in seiner Ruhe störte. Die Todesangst brachte ihm die Sprache, und kaum hatte er in abgebrochenen Worten uns für die vom König geehrten Gäste erklärt, als die ungestümen Haufen eben so demüthig und unterwürfig wurden, als sie vorher drohend und wild gewesen waren. Sie baten ehrfurchtsvoll um Taback und Glaskugeln und ließen uns ruhig unseres Weges ziehen.

Bald kamen wir in ein schönes Thal, in welchem neun von Mosolikatzi's Hauptkraals lagen, um die herum zahllose Rinderheerden weideten. Aus einem dieser Dörfer, der letzten Matabili-Station auf dieser Seite, kam uns Mohanycom entgegen, mit ihm der Häuptling Lingap und ein ganzes Heer von Frauen, die uns alle mit den Worten begrüßten: „Dahka bono, Oui!“ „Ich sehe euch, gebt uns Schnupftaback!“ Nachdem wir eine kleine Anhöhe hinangestiegen, kamen wir in einen großen, ausgedehnten Wald, der von einer ungeheuern Menge von Hartebeests, Sassaybys, Gnus und Quaggas belebt war; auch bemerkten wir hier die ersten Spuren von Elephanten, nämlich mit den Wurzeln herausgerissene Mimosabäume, starke Aeste, die, von ihren Stämmen abgebrochen, über dem Wege lagen und Hunderte von tiefen Löchern, welche von den Füßen dieser riesigen Thiere dem vom Regen erweichten Boden eingedrückt waren. Am Flusse Bagobone, in einer wildromantischen Gegend, schlugen wir für die Nacht unser Lager auf. Die Caschan-Gebirge stiegen zu beiden Seiten in kühnen, majestätischen Massen auf, ein üppiges Grün bedeckte sie und den Boden rings um uns her, und während ich meiner Jagdleidenschaft nachging, störte ich mehrere Löwen auf.

Fast wäre ich in dem hohen Grase über einen weggefallen; betroffen über den neuen Anblick zogen sie sich tiefer in den Wald zurück.

Als wir uns später zum Abendessen versammelt hatten, gab uns Lingap einen Bericht über seine Heldenthaten zum Besten, die er bei der Vernichtung des Holländers Erasmus verrichtet hatte, und genoß in der Erinnerung noch einmal das Vergnügen, das er empfunden hatte, als sein Speer in das weiße Fleisch eingedrungen sei. Er ward so vergnügt, besonders als er nach Herzenslust hatte schnupfen dürfen, daß er uns ein Lied vorbrüllte, wobei sein Gesicht sich zum Entsetzlichen umgestaltete. Als später noch mehrere seiner Freunde dazu kamen, begannen sie einen Kriegsgesang und tanzten und heulten, bis sie ganz erschöpft waren. Der Tanz bestand anfangs nur in einer langsamen Bewegung der Füße, die den Takt zum Gesange angaben, doch je wärmer die Tänzer wurden, desto schneller und heftiger wurden ihre Bewegungen, und Springen, Stampfen, Laufen und Biegen des Körpers folgten sich so schnell, daß das Auge nicht mehr das Einzelne unterscheiden konnte.

Während wir die Wagen nach dem Orte vorausgehen ließen, wo wir die Elephanten zu finden hofften, ging ich mit Lingap auf die Jagd nach Wasserböcken, von denen ich drei Stück schoß. Diese Antilopenart ist von der Größe eines Esels, hat borstiges Haar, das fast gespaltenem Fischbein gleicht, ist von stattlichem Ansehen, mit glänzenden großen Augen, gewichtigen drei Fuß langen, geringelten weißen Hörnern, die fast senkrecht auf dem Kopfe stehen, während nur die Spitzen sich nach der Stirn zuneigen. Auch haben diese Thiere am Halse eine Mähne. Das Weibchen ist kleiner und hornlos. Am Flußufer bemerkte ich das Skelett eines Elephanten, als Lingap plötzlich stehen blieb und mit seinem Assagai einige Schritte vor sich zeigend, mir das Wort „Sao“ zuflüsterte. Sogleich sah ich vor mir drei schlafende Löwinnen. Sich hinter sein Schild bergend, gab der Häuptling mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich schießen sollte, ich that es und sprang sogleich hinter einen Baum, der mich völlig deckte. Aufgeschreckt durch dieses ungestüme Wecken, brüllten die drei Damen laut auf und eilten in die dichteren Gebüsche, während wir so schnell als möglich nach der entgegengesetzten Richtung forteilten. Wenige Minuten darauf hörten wir einige Flintenschüsse, und ein wüthendes Rhinoceros, von dem das Blut in Strömen herabfloß, stürzte die Anhöhe herab, die wir eben erstiegen. Rings um uns war kein Busch oder Baum, hinter dem wir uns hätten verbergen können, so warf ich ihm meine Mütze entgegen, während Lingap an seinen Schild schlug und mit seiner Stentorstimme aufschrie, so daß das erboste Thier davon eilte. Ich schickte ihm einige Kugeln nach, und unsere Hottentotten gaben ihm eine andere Ladung, die es zu Boden streckte. Doch schalt ich jene derb, daß sie unsere Wagen verlassen hatten und drohte, ihnen in Zukunft keine Munition mehr zu reichen.

Nach einem dreistündigen Marsch zwischen den Caschangebirgen kamen wir an den Fluß Uli, wo wir übernachteten, und am folgenden Morgen durchzogen wir ein ausgebreitetes Thal, voll Ruinen verlassener Kraals, die vor den verheerenden Kriegen Mosolekatzi's einem friedlichen, glücklichen Volke zum Aufenthalte dienten. Ueberall sahen wir Spuren der Elephanten, doch, obgleich ein riesenhafter Wilder vom Stamme der Baquaina, der uns begeg-

nete, sich erbot, uns ihnen entgegenzuführen, so war doch auch sein Bemühen vergeblich, und nachdem wir den ganzen Tag in den Gebirgen umhergelaufen waren und uns mit einigen Büffeln und Rhinocerossen begnügt hatten, suchten wir am Abend unsere Wagen wieder auf, zu denen Myriaden von Geiern uns den Weg zeigten. Man kann sich nichts Ekelhafteres denken, als den Anblick, den die Wilden uns jetzt darboten. Vollgestopft, daß sie kaum athmen konnten, und mit Blut, Fett und Koth aus den Eingeweiden beschmiert, saßen sie regungslos um die Reste der Thiere herum und sogen das Mark aus den Knochen, während ihre ausgehungerten Hunde sich vom Abfall nährten und vom reichlichen Fraße aufgeschwollene Geier auf den umstehenden Bäumen hockten. Die Sonne ging in Regenwolken unter, und in der Nacht, die mit undurchdringlicher Finsterniß uns umgab, weckte uns ein heftiges Gewitter, das aber seine größte Wuth in den Bergen austobte. Am folgenden Morgen fanden wir, daß die Ochsen aus ihrem Zwinger gebrochen waren, und während einige unserer Hottentotten ihnen nachgeschickt wurden, gingen wir in die Berge auf die Büffeljagd, setzten aber, als am Nachmittag die Ochsen zurückgebracht wurden, unsere Reise weiter fort. Doch noch waren wir nicht weit gekommen, als die schwüle Hitze des Tages, die durch keinen Lufthauch gemindert wurde, und schwere, schwarze Wolken, die am Horizont heraufzogen, uns nöthigten, einen Schutz gegen herannahendes Unwetter zu suchen. Wir schlugen daher unser Lager auf einer Anhöhe im Schutz einer steinernen Einzäunung auf, deren Eingang wir nur zu verschließen brauchten, um unseres Viehstandes sicher zu sein. Kaum waren wir damit fertig, als auch eins der fürchterlichsten Gewitter, das ich jemals erlebt habe, losbrach. Die betäubenden Donnerschläge, bald näher, bald ferner, doch niemals ganz aufhörend, der Regen, der in Strömen herabgoß und bald das weite Land unter uns in einen See verwandelte, die mächtigen Feuer, die vom Himmel fielen und nur auf Augenblicke das tiefe Dunkel erhellten — Alles vereinigte sich, die Nacht zur schrecklichsten zu machen, die ich erlebte. Unsere Ochsen und Pferde standen bis an die Knie im Wasser, und unsere Leute, deren Wagen, nicht so fest wie der unsrige, dem Regen freien Eingang bot, machten am Morgen nach der im kalten Bad durchwachten Nacht sehr verdrießliche Gesichter. Eine Stunde vor Tagesanbruch ließ die Wuth des Ungewitters nach, und mit dem Aufgang der Sonne heiterte sich der Himmel wieder auf. Ich ging mit einigen meiner Hottentotten aus, um den Weg durch's Gebirge zu untersuchen, fand ihn aber für die Wagen ganz unfahrbar, da es nur ein enger, von senkrechten Felsen eingeschlossener Durchgang war, zwischen denen der Santfluß durchströmt, um den Lingkling zu erreichen.

Von der höchsten Spitze sahen wir mehrere Büffelheerden, und beim Herabsteigen fanden wir auch die Fährte eines ungeheuern Elephanten, der eine Stunde zuvor hier gegangen war. Es ist bekannt, daß man aus dem Maaße der Fußstapfen die Größe dieses Thieres errathen kann, indem man ihren Umfang doppelt nimmt, und so fand ich, daß dieser 12 Fuß gemessen hatte — das größte Maaß wohl, welches der Elephant in Afrika erreicht.

Wir folgten der Spur über den Santfluß, der sich jetzt bedeutend gesenkt hatte, und als wir sahen, daß sie östlich längs der Gebirgskette hinging, holten wir aus unserem Lager Pferde und Schießbedarf, ließen die Wagen nach einem bestimmten Punkte vorausgehen und verfolgten von Neuem

jene Spur. Nachdem sie uns acht Meilen weit über steinigte Hügel, schattige, doch zerstörte, Waldungen und wehende Grasfelder geführt hatte, kamen wir endlich zu einer Anzahl grasreicher Hügel, die von Bächen durchschnitten und mit kleinen Baumgruppen besetzt waren, wo wir außer den Verheerungen der Elephanten auch eine große Heerde dieser langgesuchten Thiere fanden. Unsere Hottentotten waren hocherfreut über diesen Anblick und Andries so aufgeregt, daß er mit aufgerissenen Augen und bebenden Lippen da stand und kaum die Worte zu stottern vermochte: „Daar stand de Olifant.“ Mohanycom und Lingap wurden sogleich abgeschickt, die Heerde in das Thal zurückzutreiben, welches wir langsam, geräuschlos und gegen den Wind hinaufritten, und als wir ungefähr 150 Schritte weit, von ihnen unbemerkt, fortgekommen waren, banden wir unsere Pferde an und nahmen in einem alten steinernen Kraal eine gute Stellung ein. Das Geschrei der Wilden, die jetzt auf der Höhe ankamen, und das Rasseln mit ihren Schildern brachten die ungeheuren Thiere uns entgegen bis auf zehn Schritt von unserem Hinterhalte. Die Heerde bestand aus neun Weibchen mit großen Zähnen. Wir wählten das schönste und feuerten fünf Kugeln auf dasselbe ab. Es strauchelte, kam zu sich, stieß einen durchdringenden Klageton aus und eilte mit den übrigen den nahen Berg mit unglaublicher Geschwindigkeit hinauf, wobei es die ungeheuren, fächergleichen Ohren nach Maaßgabe der Schnelligkeit bewegte. Wir bestiegen sogleich unsere Pferde, und da die scharfen, losen Steine den Füßen der verwundeten Elephantin nicht zusagten, hatten wir sie bald eingeholt. Das Blut floß in Strömen von ihr fort, mit aufgehobenem Rüssel stürzte sie wüthend auf uns los, und erst nach wiederholten Schüssen streckte eine Kugel in's Gehirn sie todt zu Boden, der dabei von ihrem Fall erdröhnte.

Als wir uns von dieser aufregenden Scene abwandten, fanden wir, daß sich ein zweites, von nackten, steinigen Hügeln umgebenes und von einer dünn bewachsenen Schlucht durchschnittenes Thal vor uns öffnete. Hier lag ein großartiges, herrliches Panorama zu unseren Füßen, das nicht zu beschreiben ist. Die ganze Landschaft war im eigentlichen Sinne des Worts mit wilden Elephanten bedeckt. Es konnten kaum weniger als 300 in unserem Gesichtskreise sein. Jede Höhe, jeder grüne Hügel war mit Gruppen von ihnen wie besäet, während in dem Thale unten eine dichte, graue Masse sich hin und her bewegte, und ihre kolossalen Gestalten auf Augenblicke lang durch Bäume verdeckt wurden, die sie mit Riesenkraft verstümmelten; dann traten sie wieder majestätisch in die offenen Flächen heraus, in ihren Rüsseln Baumzweige tragend, mit denen sie sich träge vor den Fliegen beschützten. Der Hintergrund war mit einer beschränkten Aussicht auf die blaue Gebirgskette begränzt, die hier einen sehr klippenreichen Anblick bot, und vollendete auf diese Art ein eben so entzückendes als erhabenes Gemälde.

Unsere Annäherung geschah immer noch gegen den Wind, daher unbemerkt, bis die Heerde, die wir hinter uns gelassen, plötzlich erschien und den Berg hinabeilte, um sich der Hauptheerde anzuschließen, und so dicht an uns vorbeikam, daß wir der Versuchung zum Schießen nicht widerstehen konnten — freilich ohne Erfolg. Wir ließen unsere Pferde auf der Höhe, stellten uns dann an einem Orte auf, von dem wir das bewaldete Defilé gut übersahen und schickten Andries fort, die Elephanten so nahe als mög-

lich an uns vorbeizutreiben, damit wir sehen konnten, ob kein männliches Thier dabei sei. Im trägen Schritt kamen sie heran, blieben von Zeit zu Zeit unter einem schattigen Baume, 15 Yards von uns, stehen, fächelten sich langsam mit ihren ungeheuren Ohren und bliesen mit ihrem Rüssel die Fliegen von sich, wobei sie jenen schwachen und eigenthümlichen Laut hören ließen, der bei dem indischen Elephanten so gewöhnlich ist. Es waren lauter Weibchen, die meisten von ihnen Mütter, denen ihre kleinen, seltsam gestalteten Jungen folgten, jedes dicht hinter der Mutter und alle ihre Handlungen nachahmend. Aus unserer Stellung hätten wir so viele schießen können, als wir gewollt hätten, da ihre Köpfe häufig uns zugewandt und wir ihnen so nahe waren, daß eine einzige Kugel in's Gehirn für jedes hingereicht hätte. Doch während wir noch zögerten, pfiff plötzlich eine Kugel dicht bei dem Ohr meines Reisegefährten vorbei und brachte die ganze Heerde zur Flucht. Wir hatten kaum Zeit, hinter einen Baum zu flüchten, so war schon eine Gesellschaft von zwanzig Thieren, mit verschiedenen Kleinen in ihrer Mitte, dicht bei uns, laut trompetend mit aufgereckten Rüsseln und im eiligsten Schritt. Ich lehnte meine Büchse gegen den Baum, zielte über die Schulter des ersten Thieres und es fiel sogleich zu Boden. Eine andere starke Abtheilung kam jetzt in unseren Rücken, und wir wurden genöthigt, uns von Baum zu Baum zu retten, häufig über die scharfen Steine stolpernd, denn immer neue Abtheilungen des Feindes kamen heran. Diese Scene komischer Verwirrung dauerte indessen nicht lange; wir näherten uns dem zu Boden gestreckten Thiere, und machten seinem Todeskampf durch einen Schuß in die Stirn ein Ende. Andries kam jetzt in sehr fröhlicher Laune über sein treffliches Werk heran und schoß sein Gewehr mit großer Seelenruhe auf den Leichnam ab, unter dem Vorwande, das Thier habe mit den Schenkeln gezuckt. Sein Zweck war augenscheinlich, den Sieg sich zuzuschreiben. Denn indem er seinen Finger in die Oeffnung steckte, die meine vierlöthige Kugel gemacht hatte, erklärte er sich mit der bescheidensten Zuversicht als den Urheber der That, übersah aber dabei, daß das Thier die Todeswunde von der Seite erhalten, die ihm gerade abgewendet war.

Auf unserem Wege nach dem Lager, dessen Lage wir, wegen der kürzlichen Ueberschwemmung, nicht sicher angeben konnten, kamen wir wieder bei drei anderen großen Heerden Elephanten vorüber. Eine derselben stand gerade in unserem Weg; wir griffen sie daher an und verfolgten die flüchtige wohl eine Meile weit über lose Steine. Man hat viel von der Anhänglichkeit der Elephanten an ihre Jungen gesprochen, doch weder hier, noch bei einer andern Gelegenheit sahen wir sie die geringste Fürsorge für sie tragen. Im Gegentheil ließen sie ihre Jungen für sich selbst sorgen, und Mohanycom und Lingap stachen eines mit ihren Assagaien nieder und brachten uns seinen Schwanz. Einen andern weiblichen Elephanten erlegten wir, als wir eine Anhöhe erstiegen, und bemerkten jetzt 500 Yards von uns unser Lager. Die ganze Heerde brach durch unser Lager und richtete große Verwirrung unter unsern Dienern und den Ochsen an, doch ereignete sich kein weiterer Unfall, und wir waren es ganz zufrieden, als wir uns bald bei unseren Wagen befanden.

Während der Nacht entlud sich ein neues Gewitter, nicht weniger heftig, als das vorige, und das Geschrei der wilden Elephanten, die dicht an unser

Lager kamen und das Brüllen des Donners erregten die Ochsen so gewaltig, daß sie aus dem Kraal brachen und Sicherheit in der Wüste suchten.

Es regnete immer noch heftig, als der Tag graute, doch bald nach Sonnenaufgang heiterte sich der Himmel auf und begleitet von Leuten, die mit Aexten bewaffnet waren, gingen wir aus, um dem getödteten Elephanten die Zähne auszubrechen. Der Boden war außerordentlich aufgeweicht und nur mit Mühe konnten wir vorwärts schreiten, da unsere Füße bis an die Knöchel in Morast versanken. Das benutzte ein aufgestörtes Rhinoceros, das hinter einer alten Steinwand auf uns losstürzte, und da drei Flinten wegen der Feuchtigkeit versagten, war es fast mitten unter uns, ehe es mir gelang, es durch einen Schuß in's Auge zu Boden zu strecken.

Nicht Ein Elephant war da zu sehen, wo wir gestern Hunderte getroffen hatten. Doch als wir uns dem Orte näherten, wo der gestern getödtete Elephant noch lag, bemerkten wir ein Junges, das, kaum 3½ Fuß hoch, mit kläglichem Geschrei um das gefallene Thier herumlief. Es war durchaus nicht furchtsam, erkannte uns mit Freuden wieder, legte seinen kleinen Rüssel um unsere Füße und suchte durch tausend Sprünge, die ihm bei seiner Schwerfälligkeit gar seltsam anstanden, sein Vergnügen zu erkennen zu geben, uns wieder zu sehen. Es folgte uns zu seiner Mutter, die zu einer unförmlichen Größe aufgeschwollen und von einer Schaar Geier umringt war, welche mit erzwungener Geduld seine Auflösung abwarteten, da sie das Fell mit ihren Krallen und Schnäbeln nicht zu durchdringen vermochten und alle weicheren Theile schon verzehrt hatten. Das Trauern des kleinen Thieres um seine Mutter wurde wirklich schmerzlich und ich gestehe, daß mich mein gestriger Schuß gereuete. Es folgte uns, da seine Mutter kein Lebenszeichen mehr gab, in das Lager, starb aber, aller Sorge ungeachtet, nach wenigen Tagen, ebenso wie zwei andere, die wir später fingen.

Der Tag schloß sich wieder mit einem Gewitter, das zweimal ging und zweimal in der Nacht wiederkehrte. Die Flüsse, die den Tag über sich gesenkt hatten, schwollen wieder an, und statt des Trompetens der Elephanten hörten wir das Geheul einer Legion Schakals zur Nachtmusik. Ein lauter Schrei eines dieser Thiere, der sich durch den Aufruhr der Elemente in den Bergen hören ließ, gab das Zeichen zum allgemeinen Chorus, und die hundert Stimmen dieser vierfüßigen Sänger brachten unsere Schafe so sehr aus aller Fassung, daß sie durch die Verzäunung brachen, ohne daß wir im Stande waren, sie daran zu hindern.

Trotz des schlechten Weges verlegten wir unseren Lagerplatz einige Meilen weiter östlich, um den Elephanten näher zu sein. Alle Bergwasser waren angeschwollen, doch konnten sie unsere Wagen nicht aufhalten. Als wir weiter gingen, bemerkten wir einige Elephanten mit der Behendigkeit von Gemsen bis zum Gipfel die Gebirgskette hinaufklettern, an der wir hinzogen. Sobald wir hielten, ging ich allein aus und stieg einen engen, von Thieren ausgetretenen Pfad aufwärts, der in eine Waldung führte, welche eine breite Schlucht erfüllte. Außerhalb derselben stand ein mächtiger männlicher Elephant, seinen Rüssel um seine Zähne gewickelt und, die Bewegung seiner ungeheuren Ohren abgerechnet, völlig regungslos wie eine Statue. Ich band mein Pferd an einen Baum, kroch still hinter einen Steinblock und zielte nach seiner Stirn. Die Erde bebte unter der Last des ungeheuren Thiers,



Löwen-Jagd.

als es, von meiner Kugel getroffen, schwerfällig niedersank und mit einem tiefen Stöhnen sein Leben ausathmete. Seine Höhe betrug 11½ Fuß und seine Zähue maßen mehr als 7 Fuß in der Länge. Der Wiederhall meines Schusses, wie er durch Berg und Thal sich wiederholte, machte, daß mein Pferd sich losriß und davonlief, und ein ganzer Schwarm schweinsköpfiger Affen aus ihrer Waldeinsamkeit hervorbrach, die mit ihren lächerlichen Gebehrden mir zu lautem Lachen Veranlassung gaben. Es dauerte lange, ehe ich mein Pferd wiederfand, und als ich endlich nach beschwerlichem Marsche mein Lager erreichte, war die Nacht schon angebrochen.

Der Neumond brachte wo möglich noch mehr Regen, und die Löwen wollten das Unwetter benutzen und in unser Gehäge eindringen. Als wir um 9 Uhr des Morgens die Vorhänge unseres Wagens zurückschoben, um zu sehen, ob das Wetter nicht heller werden wollte, bemerkten wir drei Löwen, die sich hundert Schritte davon in der Ebene hingelegt hatten und unsere Ochsen erwarteten. Wir griffen schnell nach unseren Büchsen, aber sie versagten; unsere Hottentotten sprangen einer nach dem andern aus dem Packwagen und legten die Flinten auf die unwillkommenen Besucher an, und so zogen sie ab, setzten sich jedoch in geringer Entfernung wieder fest. Das Pulver wurde nun nicht geschont und bei dem ersten Feuer stürzte einer der größten zu Boden, dem zwei Kugeln zugleich die Hirnschale zerschmettert hatten. Die andern legten ihren Schweif auf den Rücken und sprangen in das Dickicht. Eine halbe Stunde darauf ließ sich eine andere Löwenstimme am Fuße des Gebirges hören, und vom Wagen aus konnten wir bemerken, daß ein Löwe, in wüthender Bewegung seinen Schwanz hin und her schlagend, längs dem Gebirge hineilte, gerade auf John los, der dort die Schafe hütete. Alles griff nach den Waffen und eilte zu Hülfe, indem wir dem Manne zuriefen auf seiner Hut zu sein; aber ohne Notiz von ihm zu nehmen, verschwand das Ungeheuer, brüllend und seinen Schweif schlagend, in dem Nebel.

Je weiter wir auf unseren Jagdzügen vordrangen, desto mehr bedauerten wir, daß wir uns hatten überreden lassen, keine Hufeisen und kein Korn für unsere Pferde mitzunehmen, da unsere Existenz und die unserer Begleiter fast einzig von dem Erfolg unserer Jagden abhing und dieser Erfolg nur durch gute Pferde zu erreichen war. Die sechszehn Pferde aber, die wir mitgenommen, waren, weil sie täglich und auch von den Hottentotten gebraucht wurden, um das entlaufene Vieh einzubringen und von diesen selten anders als aufgeritten zurückgebracht wurden, jetzt in einem so jämmerlichen Zustande, daß wir sie nur durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Pflege einigermaßen bei leiblichen Kräften erhalten konnten. Uebrigens waren sie sehr gutartig, gewöhnten sich bald an die Wagen, daß wir sie ruhig des Nachts weiden lassen konnten, und blieben meist fest auf dem Platze stehen, wo wir sie verlassen, wenn wir auf der Jagd zuweilen abstiegen.

Unser nächstes Ziel brachte uns zu den Quellen des Uri oder Limpopo-Flusses, dem Gariep in Mosolekatzi's Besitzungen, der, von vielen Zuströmungen aus den Caschangebirgen genährt, wie durch Zauberei als mächtiger Strom hervortritt und nachdem er seine tiefen, ruhigen Wasser durch das Gebirge gerollt hat, sich nach Norden wendet. Hier ergötzte uns besonders die Jagd auf Flußpferde, die im Limpopo in ausnehmend großer Anzahl zu

finden sind, und die Herrschaft des Flusses mit dem Krokodile theilen. Während der Nacht hörten wir sie häufig schnaubend und wiehernd ihre Spiele im Wasser treiben, und sahen sie nicht selten im Mondschein aus dem Schilfe hervorsteigen und in der Ebene weiden. Doch nie entfernen sie sich weit vom Flusse, zu dem sie bei dem geringsten Geräusch ihre Zuflucht nehmen. Zu tödten sind sie nur durch einen Schuß hinter das Ohr oder in's Auge, das etwas hervorsteht, wie das Dachfenster an einem holländischen Hause, denn die Haut von 1 ½ Zoll Dicke ist für Kugeln undurchdringlich. Ihr Fleisch wird von den Kolonisten mit Recht zu den Leckerbissen gezählt; es gleicht im Geschmack dem Schweinefleisch und ist sehr fett. Aus der Haut werden die Sjamboks, elastischen Peitschen, dieses nothwendigste aller Hausgeräthe eines holländischen Pflanzers gemacht, und ihre Zähne sind dem Elfenbein an Werth gleich.

Jetzt nahm das Land wirklich das Aussehen einer großen Menagerie an, und namentlich überstieg die unendliche Menge von Rhinocerossen allen Glauben. Fast aus jedem Busche schaute ein Kopf hervor, sobald wir das Lager aufschlagen wollten, und oft machten sie uns hartnäckig das Feld streitig. Im Freien verlor dieses Thier keine Gelegenheit, uns zu belästigen, — oft stießen sie mich am Ellenbogen, wenn ich eben auf ein anderes Thier schießen wollte, und verfolgten unsere Pferde mit unermüdlichem und komischem Eifer, indem sie, die Nase dicht am Boden, einen zimperlichen Gang annahmen, der einem so unförmlichen und gewichtigen Thiere sehr seltsam anstand, und dabei einen Laut von sich gaben, der zwischen Grunzen und unterdrücktem Pfeifen die Mitte hält. Das Gehirn dieses Thiers liegt hinter seinem Horn in einer Vertiefung, daher wohl seine geringe Intelligenz; und obgleich leicht zu heftigem Zorne gereizt, sind seine Angriffe bald zu vermeiden, da der Kreis seines Gesichts sehr beschränkt ist. — Auch wilde Büffel waren häufig vom Wagen aus zu sehen, und als ich eines Morgens einen engen Hohlweg hinaufritt, sah ich mich plötzlich einer großen Heerde dieser furchtbaren Thiere gegenüber. Da ich mich nicht wenden konnte, würden sie über mich weggegangen sein, hätte mein Pferd nicht versucht, die steilen Seitenwände des Weges hinaufzuklettern, von dessen Spitze ich auf den Führer des Trupps, einen ungeheuern Stier, feuerte, und als er fiel, marschirte die ganze Heerde über ihn in ihrer wilden Flucht hinweg.

Die Pflanzenwelt schmückte mit vielen neuen und interessanten Formen die Ufer des Limpopo, doch immer noch war die hohe Akazie die hervorragendste Zierde, die sich aus den dichtbewachsenen Gebüschen erhebt, mit denen beide Ufer hie und da besetzt sind. Die anmuthigsten Sänger und mancherlei Antilopenarten bewohnen diese Waldeinsamkeiten; das zierliche Pallah mit seinen verwickelten und nach außen gebogenen Hörnern, dessen Füße mit einem starkhaarigen Kissen versehen sind, die ihm das Ansehen eines beflügelten Merkurs geben; der majestätische Wasserbock, die rothgraue Antilope, welche die höheren Berggegenden am Limpopo bewohnt, und die Größe eines großen Pferdes hat, mit aufrechtstehender Mähne, langen Eselsohren und starken, einem krummen Säbel ähnlichen, rückwärts gebogenen Hörnern, mit denen sie ihren Gegner anfällt, wenn sie ihm nicht mehr entfliehen kann; und das königliche, die Einsamkeit suchende Kudu, traten uns hier mit den gewöhnlichen Thieren, Gnu, Quagga, Hartebeest und anderen

zum ersten Mal in Masse entgegen, und ließen uns immer neues Vergnügen in der Jagd finden.

Da die Gegend immer rauher und unzugänglicher für die Wagen wurde, mußten wir uns entschließen, bei der Verfolgung einer Elephantenheerde weiter östlich vom Limpopo, unsere Wagen zurückzulassen und zu Pferde den Weg zu unternehmen. Dies war auch deshalb nöthig, da unsere Führer uns nicht weiter gegen Osten vordringen lassen wollten, aus Furcht, wie sie sagten, vor Dingaans Feindseligkeiten. Wir setzten also über den Fluß, gingen zu Pferde um das Gebirg und langten am Ende des zweiten Tages am Fuße der höchsten Spitze an, wo die Quellen des Bekane und Umpeban den Ort der letzten großen Schlacht zwischen Mosolekatzi und Dingaan bezeichnen, in welcher jener völlig geschlagen wurde. Die Flüsse vereinigen sich bald mit einander, und fallen weit gegen Norden vom Gebirge in den Limpopo, wo das Land immer rauher wird. Gegen Süden ist es offen und eben, mit einzelnen Waldstrichen besetzt, doch trotz der schwarzen Erde schwindet mehr und mehr die Vegetation. Uebrigens sind die Caschanberge, wenn auch die höchsten in Südafrika, nicht so hoch, als man glauben sollte, da der Boden sich stufenweise erhebt. Weiter nach Delagoa zu bemerkten wir ein anderes hohes Gebirge, das die Eroberungen Mosolekatzi's auf dieser Seite beschränken soll. Hier war es, wo der Führer der ersten Auswanderer aus der Kolonie, Louis Triechard, sich lange aufhielt, an den Ufern eines Flusses, den die Eingebornen zu einem Nebenflusse des Limpopo machen, dessen Ursprung und Lauf aber bis jetzt nicht bestimmt ist, andere Reisende, namentlich Brookhorst, der vom Vaalflusse hierher kam, geben Bestimmungen an, die auf einen Binnensee schließen lassen.

Nach einigen Tagen, die ausschließlich der Jagd gewidmet waren, und wo der Himmel unser Zelt und das Wasser des Stroms unsere Stärkung war, kehrten wir zu unseren Wagen zurück und setzten unsern Weg gegen Norden in das Land der Bakone oder Baquaina fort, wohin wir am 15ten November kamen. Der Weg war äußerst ungünstig für die Wagen, denn das Land erhob sich nach und nach zum Gebirge, das die Eingebornen Mural nennen, und welches, besonders zur Regenzeit, von einer Bremse besucht wird, deren Stich dem Rindvieh sehr gefährlich ist. Wir verloren zwei unserer Ochsen und mußten uns aus dem Bereich des Flusses ziehen. Mehrere Male wurde unser Packwagen umgeworfen, und das eine Mal nicht ohne unseren Sertanten und den Thermometer fast unbrauchbar zu machen. Am vierten Tage nach dem Uebergang über die Gebirge lagerten wir am Flusse Machachochan, in dessen Nähe 1831 Barend Barends' Griquas die große Niederlage erlitten hatten. Ein kegelförmiger Berg, den man von allen Seiten her in großer Entfernung sehen kann, bezeichnet den Fleck, und ringsum ist das Land dicht mit Menschen- und Pferdeknochen besäet.

Viele Tage waren verflossen, seit wir Giraffen und noch dazu in geringer Anzahl und unter den ungünstigsten Umständen gesehen hatten. Das Blut lief mir daher gleich Quecksilber durch die Adern, als ich am Morgen des 19ten an einem Mimosawalde zweiunddreißig dieser Thiere vor mir sah. Sie waren nur hundert Schritte von mir, doch enthielt ich mich des Feuerns, um sie in der Nähe zu sehen und zu erlegen. Die Hottentotten, die ich mit mir auf meinen Pferden mitgenommen hatte, waren, wie gewöhnlich, bis auf

Einen fortgegangen, der mich begleitete, und als sich ein Rhinoceros mir in den Weg stellte, ließ ich auch diesen zurück, damit er das Thier beschäftige, und jagte in vollem Galopp den beim Knall des Gewehrs in grotesker Flucht davoneilenden Thieren nach, deren froschähnliches Hüpfen mein Pferd bald weit dahinten ließ. Nach einiger Zeit entdeckte ich sie am Ufer eines kleinen Flusses außer Athem, und befand mich bald in ihrer Nähe. Ich schoß nach dem Männchen, doch es achtete meiner Kugeln wenig, und erst nach dem siebzehnten Schusse neigte es seinen zierlichen Kopf und sank zu Boden. Es maß von den Vorderhufen bis zum Kopf 18 Fuß, und ich verwandte zwei Stunden, es gehörig zu zeichnen. Während dem war mein Pferd davongelaufen, und ehe ich es mit Hülfe Mohanycoms und eines andern Hottentotten, die ich traf, wiederfand, war es spät geworden, und da wir uns auf dem Rückwege verirrten, ward es Nacht, ehe wir zu den Wagen kamen.

Die Giraffe ist kein gewöhnliches Thier, selbst in seinem Vaterlande ist es nicht zahlreich. Wir fanden sie selten, ohne sie mühsam zu suchen, und nie mehr als höchstens fünfunddreißig an einem Tage. Ihr Gesicht, Gehör, Geruch sind scharf und fein, und die Augen sind so eingerichtet, daß sie zugleich vor und hinter sich sehen können; auch die Zunge hat eine außerordentliche Beweglichkeit und Ausdehnbarkeit, so daß sie sich fast wie ein Rüssel brauchen läßt. Dies ist besonders nöthig, da der lange Hals nur sieben Gelenke hat und sich nicht nach Belieben bewegen kann. Die Giraffe gibt keinen Ton von sich; beide Geschlechter haben behaarte Hörner, die Farbe der Haut wird mit dem Alter bei dem Männchen dunkler, bleibt aber bei dem Weibchen hell, fast dem Gelben sich nähernd. Ihr Aufenthalt scheint nur auf die Gegenden beschränkt, wo der Mimosabaum wächst, dessen Blätter, junge Schößlinge und Blüthen ihre gewöhnliche Nahrung sind.

So immer weiter gegen Norden steuernd, näherten wir uns dem Zusammenflusse des Limpopo und Mariqua, wo die Gegend immer öder, die Bäume immer weniger und das Wild immer seltener wurde. Da unsere Erkundigungen über das Land nur schwierig zu einiger Befriedigung führten, entschlossen wir uns zur Rückkehr. Sobald dieser Entschluß unseren Führern bekannt ward, suchten sie uns auf alle Weise davon abzubringen und uns zu überreden, bis zu dem großen See vorzudringen, dessen Dasein zuerst von Dr. Smith außer Zweifel gestellt worden. Zwei Eingeborne, die sich zu Führern anboten, versicherten, es sei nur noch ein Weg von zwei Monden; doch wir trauten ihren Bestimmungen nicht, fürchteten unsern Urlaub zu überschreiten und wandten uns südlich. Dies schien ein Zeichen für unsere Führer, uns auf alle Weise mit Beschwerden und Hindernissen lästig zu werden, indem sie meinten, wir müßten nach den Caschanbergen zurückkehren. Endlich kamen noch vier Matabili-Krieger von Kapain, die uns vom König den Befehl brachten, sogleich nach den Caschanbergen zurückzukehren, wo sein Minister Um Nombate uns seine weiteren Befehle eröffnen würde. Widerstrebend gehorchten wir, und wirklich frühzeitig schon am nächsten Morgen näherte sich diese wichtige Person mit einem großen Gefolge und drei elenden Ochsen. Wir waren sehr begierig, die Befehle des Königs zu hören, doch unsre Neugier ward erst dann befriedigt, als der Abgesandte mit seinen Leuten gesättigt war. Jetzt eröffnete er uns, daß der König ein Percussionsgewehr von uns wünsche. Wir versprachen es ihm zu schicken, wenn wir am Vaalflusse

unsere Führer entlassen hätten, und nach gegenseitigem Schnupftabacknehmen und Geschenken trennten wir uns wieder, indem wir unsern Weg weiter nach Süden fortsetzten, doch nicht ganz ohne Schwierigkeiten. Bald riß das große Tau, an dem die Ochsen zogen, und mußte durch ein aus Büffelhaut schnell gefertigtes ersetzt werden, ein andermal verwundete sich ein Hottentotte aus Unvorsichtigkeit mit seiner eigenen Flinte, und die Elephanten wurden so zahlreich, daß sie oft uns den Boden streitig machten und wir in fortwährendem Kampfe mit ihnen unsre Reise fortsetzten.

Doch eine Freude war mir noch vorbehalten. Am 13. Dezember war ich mit einer schwerfälligen, altmodischen Flinte, die ich als Aushülfe von einem Freunde erhalten hatte, auf die Jagd gegangen, da meine Büchse durch einen abermaligen Fall wieder zerbrochen war. Wir setzten einem verwundeten Elephanten nach, als meine Aufmerksamkeit auf dunkelfarbige Antilopen gelenkt wurde, die in ziemlicher Anzahl in einem Seitenthale weideten. Ich hatte sie noch nie gesehen und muthmaßte, es könne wohl eine besondere Gattung sein; doch meine Flinte versagte dreimal, und ehe ich wieder von dem Wagen meine Büchse holte, war jede Spur von ihnen verloren. Drei Tage lang suchte ich sie auf und hatte fast schon die Hoffnung aufgegeben, als ich sie in einem steinigten Thale wieder erblickte und einen schönen Bock erlegte. Diese Art ist wirklich noch nicht von Naturforschern beschrieben. Sie hat flache, gegen 3 Fuß lange Hörner, die halbmondförmig nach hinten gebogen sind, eine buschigte schwarze Mähne reicht von den kastanienbraunen Ohren bis auf die Mitte des Rückens, der Schwanz ist lang und voll, die glänzend schwarze Farbe des größern Theils des Körpers kontrastirt anmuthig mit einem schneeweißen Gesicht und Unterleib; seine Größe ist die eines mittleren Pferdes. Sorgfältig brachte ich das Exemplar in die Kapstadt, ließ es von einem mir bekannten französischen Naturforscher ausstopfen und schickte es nach England.

Da unsere Begleiter, die Diener des Königs, mit jedem Tage unwilliger wurden uns zu führen, entschlossen wir uns, weil der größere Theil unserer Wünsche erreicht war, auf dem Weg über den Vaal in die Kolonie zurückzukehren. Dieser Entschluß erregte allerseits große Freude, namentlich bei den Hottentotten, die sich nach ihrer Heimath und ihren Trinkhäusern sehnten.

Am Mittag des 16. Dezember sagten wir daher den bezaubernden Wäldern von Caschan Lebewohl und überschritten, nach Süden gewendet, eine kleine Bergreihe, die einzige, die uns von den ausgedehnten Ebenen des Vaal trennte. Ein ganz anderes Land empfing uns nun, als wir bisher gesehen, und namentlich büßten wir die Nachlässigkeit, unsere Wasserkrüge nicht gefüllt zu haben, da die reichen Gewässer des Berglandes uns dessen enthoben hatten, bitter durch einen Tag und eine Nacht voll heftigen Durstes. Wir begrüßten deshalb mit um so größerer Freude den schönen Chonapas, dessen voller, tiefer Strom sich zwischen dichtem Geröhricht hinschlängelt und von Flußpferden häufig besucht wird. Von hier aus, sagten unsre Führer, seien es nur noch zwei Tagereisen bis an den Vaal-Fluß, den wir recht gut ohne sie erreichen könnten; sie verlangten sodann die Geschenke für den König und für sich und wollten uns verlassen. Nachdem wir Bitten und Drohungen vergeblich versucht hatten, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, mußten wir ihnen den Willen thun, legten aber keine Flinte für den König bei, da wir

noch nicht am Vaal seien, und ziemlich unzufrieden und murrend über unsere Unfreigebigkeit zogen sie ab.

Langsam und stets auf unserer Hut fuhren wir den Chonapas entlang, bei jeder fernen zweideutigen Erscheinung eines Angriffs gewärtig. Doch die Eingebornen flohen vor unserem Anblick schon von weitem, und wir erreichten ohne Unfall am 20sten die Grenze der Besitzungen Mosolekatzi's, den Vaal, der, fast der Delagoa-Bai gegenüber, etwa drei Grade westlich von dem Hafen, entspringt, und seinen Hauptstrom, den Gariep oder großen Orangefluß 250 geographische Meilen unterhalb seines Zusammenflusses mit dem Chonapas erreicht. Wir folgten seinem Laufe nach Süden; als wir aber den Nama-Gari überschritten hatten, einen seiner Nebenflüsse, blieb uns zur Richtung unseres Weges nichts als der Kompaß, und wie am Anfang unserer Reise wurde die Spärlichkeit des Wassers unsre größte Plage. Ein Zufall wäre mir bald sehr verderblich geworden. Am Weihnachtstage war wie gewöhnlich unsere peinlichste Sorge Wasser aufzusuchen, und wir waren glücklich genug, nach einiger Zeit eine schilfbewachsene Quelle zu finden, deren Wasser jedoch durch einen Kalkniederschlag sehr bitter war; zugleich erkannten die Hottentotten aus einer hier liegenden zerbrochenen Axe, daß die Wagenspuren von Holländern herrührten und wir ihnen folgen könnten; — um unsere Zufriedenheit vollkommen zu machen, ging ich, einige Bleesbocks (weißköpfige Antilopen) zu schießen, die unweit vor uns an mehreren natürlichen Salzlacken sich erfreuten. Ein Hügel von der Form eines Tannenzapfens sollte mir behülflich sein, die Wagen wiederzufinden. Schon hatte ich eine Menge geschossen und mehreren ihr schönes Fell abgezogen, als ich an die Rückkehr dachte. Aber ich kannte das Land nicht mehr; die Einförmigkeit der Gegend hinderte jedes Zurechtfinden, ich hatte meine Richtung völlig verloren. Meine Schritte zurückzufinden, war nicht möglich, da sie sich unter der Masse der Antilopenspuren verloren. Zuweilen, wie zum Hohn, erschien mir ein einsames Quagga, durch die Luftspiegelung tausendmal vergrößert, wie das weiße Zelt eines Wagens; doch die bitterste Täuschung folgte meiner Freude über diese unverhoffte Entdeckung. Ein anderes Mal erschien eine Gruppe zwerghafter Buschweiber, die unter einer Heerde von Bleesböcken wanderten, durch denselben Spiegel, als unsre Diener mit dem Rindvieh. Ich eilte hinzu — und sie flohen und schnatterten wie Affen. Immer heftiger suchte ich, gefoltert von Durst und Ermattung, immer unendlicher dehnte sich die Ebene vor mir aus. Endlich gegen Ende des Tages wurden drei tafelförmige Berge sichtbar, die ich vor meiner Irrfahrt schon gesehen. Ich erhielt dadurch wenigstens die tröstende Gewißheit, daß ich in derselben Richtung mich befände. Ich eilte weiter und stärkte mich vor Einbruch der Nacht mit einem Schluck des klarsten Wassers aus einem kleinen, westlich sich hinwindenden Flusse, dessen Ufer mit Schilf und Zwergweiden bedeckt und durch die Fußstapfen mehrerer Löwen bezeichnet waren.

Die Ermattung des Körpers nimmt den Empfindungen ihre Kraft; ich sah diese Spuren ohne besondere Besorgniß. Da ich die Tafelberge weit südwestlich erblickte, so mußte ich den Weg unserer Wagen schon überschritten haben, und ich eilte so viel als möglich dem Laufe des Flusses nach. Doch da die Nacht einfiel, bereitete ich mich, unter freiem Himmel zu übernachten. Der Himmel war wolkig und in der Ferne zuckten Blitzstrahlen und rollte

der Donner. Plötzlich, wie ich eifrig horche, ob keine Peitsche knallt oder ein Flintenschuß mir ein Signal gibt, steigt zu meiner unaussprechlichen Freude ein lebhaftes Feuer am Flusse auf. Wohl schien es mir seltsam, daß die Wagen dort sein sollten, wo ich erst kurz vorher gewesen, doch die schmeichelnde Hoffnung trieb mich auf und nach dem Fleck, wo ich zu meinem nicht geringen Leidwesen einen Trupp Buschmänner fand, die ein gefallenes Thier zerrissen und verzehrten. Leise zog ich mich wieder zurück, um mich ihnen nicht zu verrathen. Erst gegen Mitternacht wagte ich ein Feuer anzuzünden, dann legte ich mich nieder zu schlafen. Am andern Morgen strömte der Regen vom Himmel und durchnäßt, kalt und krampfhaft erhob ich mich aus meinem Wasserbett. Alle Hoffnung, die Spur der Wagen zu finden, war jetzt verloren, denn in dem rothen Lehmboden hatte der Regen sie gänzlich verwischt. So verfolgte ich den Fluß weiter gegen Westen und nachdem ich im Laufe dieses zweiten Tages meiner Trübsal bei Aufsuchung eines Wasserbeckens in eine 6 Fuß tiefe Fallgrube gerathen war, und mich nur mit Mühe aus ihr herausgearbeitet hatte, kam ich endlich bei Sonnenuntergang an einen Hügel, wo ich zur Nachtruhe eine trockene Höhle fand. Die Nacht war sternhell und klar, und ich dachte schlaflos mit Ernst daran, wie ich allein die Grenzen der Kolonie mit meinem Pferde erreichen möchte. Mit Schießbedarf war ich hinreichend versehen, und so glaubte ich, wenn kein Mangel an Wild eintrete, die 200 engl. Meilen glücklich zurückzulegen, die mich von New-Hantam trennen konnten.

Dessenungeachtet unternahm ich es am andern Morgen noch einmal, die Wagen zu suchen, indem ich einen Kreis gegen Nord und West durchstreifen wollte. Um mein Pferd zu schonen, ging ich meist zu Fuß und siehe, gegen Mittag erkannte ich die schilfbewachsene Quelle, an der wir am Weihnachtstag gefrühstückt hatten. Ich warf mich in den Sattel und eilte hin — auch die Wagenspuren waren deutlich sichtbar und ich folgte ihnen sorgsam. Bald begegnete ich einer Horde Betschuanen, die ich durch eine zerbrochene Cigarre und die abgeschnittenen Metallknöpfe meines Rocks gewann, und von denen ich durch Zeichen erfuhr, daß ich auf der rechten Spur wäre. Begleitet von ihnen erreichte ich auch nach Verlauf einer Stunde die Wagen und meine Gefährten, die mich schon verloren gegeben hatten.

Dieser unangenehme Zufall und der fortdauernde Mangel an Wasser und Feuerung waren nicht die einzigen Unannehmlichkeiten, die uns jetzt heimsuchten. Ueberfälle von Hyänen, beschwerliche Durchfahrten durch die kleinen Flüsse, die den Weg durchkreuzten, heiße Winde und Ungewitter mit heftigem Hagelschlag waren fast unsere täglichen Begleiter. Nach und nach hörte das Flachland auf und Thal und Hügel wechselten anmuthig ab, als wir uns den Wittebergen näherten. Hier traf uns aber der härteste Schlag, den wir auf unserem abenteuerlichen Wege zu erdulden hatten.

Wir waren in dem Lande der Buschmänner und ungewiß über ihre Gesinnung gegen uns, gingen wir nur vorsichtig weiter. Schon hatten wir mehrere dieser Höhlenbewohner getroffen und versucht, uns durch Geschenke in gutes Vernehmen mit ihnen zu setzen. Am 3. Januar hielten wir unter einem Berge, von welchem sogleich eine Menge Buschweiber auf uns zukamen, und da eine von ihnen geläufig Holländisch sprach, so erfuhren wir, daß einige Tagereisen weiter ein holländischer Ansiedler sich aufhielte. In der

Nacht entstand ein Getümmel, als wenn Löwen in der Nähe seien, und Andries erhielt die Wache bei unsern Stieren; doch er schlief und am andern Morgen waren unsere Thiere nirgends zu sehen. Die Hottentotten zeigten wenig Lust sie aufzusuchen, und als ich mich endlich, nachdem mehrere mit leeren Händen wieder zurückgekommen waren, selbst auf den Weg mache, erfahre ich zu meinem Schrecken von Andries, der mir entgegengekommen, daß die Ochsen sich in den Händen der Buschmänner befänden, die ihn höhnend aufgefordert, sie vom Berge herabzuholen, wenn er das Herz dazu hätte. Vergeblich war meine Aufforderung, mit mir, bewaffnet wie wir waren, die Räuber zu überfallen — er wagte es nicht, und wider meinen Willen mußte ich zu unserem Lager zurück. Doch entschlossen wir uns, sie noch in der Nacht aufzusuchen. Wohl schlichen wir uns, mein Reisegefährte, ich und fünf unserer Hottentotten, leise an ihr Lager, aber der anbrechende Tag zeigte uns das Nest leer und neunzehn unserer stämmigsten Ochsen schändlich ermordet. Vergebens durchsuchten wir jeden Winkel, jede Höhle, nur halb verhungerte Hunde irrten umher, oder nagten an dem vom Gift der Buschmannspfeile hoch aufgeschwollenen Kadavern, und als wir nun unsere noch übrig gebliebenen Zugthiere musterten, blieben uns nur noch sechs.

Glücklicherweise erinnerten wir uns, daß das eine der Buschweiber von einem Boer gesprochen, der zwei Tagereisen von uns entfernt sein sollte. Zwar durften wir gerade kein besonderes Vertrauen in ihre Aussage haben, doch machte ich mich mit zwei unserer Diener auf, ihn aufzusuchen, oder, wenn diese Nachricht sich als trügerisch erweisen sollte, bis zur Kolonie zu gehen und von dort frische Zugthiere zu besorgen. Es war schwer, unter unseren Pferden drei einigermaßen für diese Expedition taugliche herauszufinden. Ich wählte die besten und begann meine Untersuchungsreise. Mehrmals getäuscht durch Quagga's und Elennthiere, die ich für Schafe und Rinder hielt, stieg ich endlich auf eine der Höhen, an deren Fuß wir hinritten und entdeckte mit Hülfe meines Fernglases endlich zu meiner nicht geringen Freude wirkliche Schafe. Vierzig holländische Kolonisten lagerten mit allen ihren Freunden und Vettern am Ufer des Calf-Flusses; ihr Anführer war Christian Breck. Meine erste Frage, als er aus seinem Zelte, die Pfeife im Munde, mir entgegentrat, war, wieviel Tagereisen es noch bis zum großen Flusse sei. Doch ehe er mir antwortete, mußte ich ein strenges Examen über mein Alter, Namen, Wohnort, Beruf, Bestimmung und Familiengeschichte bestehen. Damit zufriedengestellt, führte er mich zu seiner Frau, die mich demselben Examen unterwarf und mir erst dann eine Schüssel Hammelknochen, in Essig schwimmend, vorsetzen ließ. Mein Antrag, unsere Wagen mit einigem Gespann ihrer Ochsen herbeibringen zu lassen, fand nur erst dann geneigtes Gehör, als ich von einem Geschenk von Thee und Schnupftaback sprach. Sein Sohn erhielt den Auftrag, mit zwei Gespannen, denen sich noch andere anschlossen, unsern Wagen zu Hülfe zu kommen, und groß, wie sich jeder einbilden kann, war meiner Reisegefährten Freude, als ich so schnell wiederkehrte.

Hier blieben wir einige Tage, denn unsere Absicht, unsern Verlust an Ochsen zu ersetzen und die Last unserer Wagen soviel als möglich zu erleichtern, durch Kauf oder Tausch, war nicht leicht auszuführen. Auf Tausch ließen sie sich gar nicht ein und wir mußten endlich mit baarem Gelde die

Ochsen bezahlen, die wir brauchten — glücklicherweise hatten wir noch 250 Dollars — und soviel zu verkaufen suchen als möglich, was aber freilich nur sehr langsam von Statten ging. Mit seltsamen Augen aber betrachteten sie uns, als wir ihnen unsern Besuch in dem Gebiete Mosolekatzi's erzählten und durch unsere mitgebrachten Trophäen bestätigten. Denn wenn sie ihn auch öffentlich herzlich verachteten, so war doch ihr Interesse nicht weniger groß, Näheres durch unseren Besuch von seinem Leben und Staate zu hören, da sie eben die Rückkunft eines Kommando's aus seinem Gebiete zurückerwarteten.

Am 11. Januar setzten wir mit leichtem Beutel (es blieben uns gerade noch 10 Schilling) unsere Reise weiter fort. Noch immer hatten wir einen weiten Weg bis zur Kolonialgrenze, doch wir waren jetzt auf einem betretenen Fahrweg, was uns seit Monden nicht geschehen war. Noch am selben Vormittag begegneten wir einem Boer von Beaufort, der sehen wollte, wie es den Auswanderern ergehen würde, ehe er sich ihnen anschlösse. Als wir ihm sagten, wo wir herkämen, rief er verwundert aus: „Wie habt ihr es angefangen, daß euch die Kaffern mit heiler Haut davongelassen haben?“ Und wohl war es ein Gegenstand der Verwunderung für alle, die nicht einsahen, daß ein Unterschied ist zwischen einem Jagdzug, der die Wilden mit Geschenken sich befreundet und einer Kolonie, die sich uneingeladen neue Wohnsitze sucht. Noch verloren wir auf unserem Wege unsere Schafe, die scheu geworden und von den Buschmännern aufgefangen worden waren.

Endlich nach manchen Fährlichkeiten erreichten wir den großen Fluß, dessen hoher Wasserstand uns einige Tage vom Uebergange in die Kolonie abhielt, da Andries, im Schooße seiner Familie, die Nothwendigkeit nicht einsah, uns das Dasein einer Fähre zu melden, bis ihn selbst die Langeweile zu plagen anfing. Dieser Uebergang dauerte einen ganzen Tag, da die Wagen auseinandergenommen und jedes Schaf einzeln auf die Fähre gebracht werden mußte, und hier verloren wir noch den letzten Ochsen, der uns auf unserem Zuge begleitet hatte: er ertrank im Flusse.

Groß war das Staunen unserer Kapfreunde, als wir wohlbehalten wieder anlangten, denn man hatte uns schon Alle unter den Händen der Matabili sterben lassen; weniger groß war die Freude der Anverwandten unserer Hottentotten, die da meinten, die Todten seien wieder erstanden, und sich bereits darein gefunden hatten, die Vermißten für immer aufgeben zu müssen.

III. Mittel-Afrika.

1. Die Gestade des Quorraflusses.

Die Reise von den Mündungen des Quorra bis nach Ibn, eine Entfernung von fast hundert engl. Meilen, dauerte zehn Tage. Der Anblick des Flusses in diesem Theil seines Laufes giebt keine rechte Vorstellung von seiner wirklichen Größe, denn die ganze Strecke ist angeschwemmtes Land und bildet das eigentliche Delta des Quorra, der wenige Meilen oberhalb Ibn sich in viele Arme theilt und das Land mit seinen stehenden Wassern durchschneidet, eine nothwendige Folge des geringen Steigens und Fallens an der Küste. Die Wasser strömen endlich in zweiundzwanzig Mündungen aus, welche eine Strecke von fast 180 Meilen Küstenland einnehmen.

Anfangs kündigt fast nichts als Mangrove-Bäume, die im Wasser wachsen, die Nähe des Landes an, weiterhin erscheinen verkrüppelte Palmen und Gesträuche, die Ufer werden fester, hie und da kleine Flecke, welche mit Platanen bepflanzt sind und nach 23 Meilen sahen wir sogar ein kleines Dorf, das erste, welches wir antrafen. Die Natur prangte in üppiger Fruchtbarkeit, namentlich waren Palmen häufig. Von jetztan wurden auch die Dörfer zahlreicher und größer. Die Bewohner empfingen uns freundlich und machten uns kleine Geschenke an Lebensmittel. Nur ein einziger Ort widersetzte sich uns, und ward deshalb zerstört.

Der Fluß, der an der Küste kaum 200 Yards breit ist, erweitert sich mehr und mehr; je höher man in das Land hineinkommt. Bei Ibn hat er eine Breite von nicht weniger als tausend Yards. Als wir uns dem Platze näherten, kam uns des Königs Bruder mit acht großen Kriegscanoes entgegen; doch näherte er sich uns nicht, bis wir den alten Pasco, der früher ihm schon bekannt geworden war, zu ihm geschickt hatten. Dieser schloß einen Vertrag ab, wonach der König uns zwei Stiere, zehn Schafe und sechshundert Yams liefern, und dann in die Rechte der von den Engländern begünstigten Nationen treten sollte.

Bei unserer Ankunft beeilten wir uns, dem Häuptling sofort einen Besuch zu machen. Wir näherten uns mit so viel Pomp und Glanz, als wir aufbieten konnten, umgeben von einer zahllosen Menge von Canoes in allen Größen, dem Lande, welches von einer unabsehbaren Menschenmenge dicht angefüllt war. Nachdem wir mit unserer schwimmenden Escorte anderthalb Meilen gerudert hatten, landeten wir und gingen unter einem ungeheuren Zusammenlaufe der Menge, die uns die freie Aussicht in's Land wehrte, durch grüne Wiesengründe, malerischen Baumgruppen und bei manchen viereckigen oder länglichen Häusern vorüber, welche die beiden Seiten eines Hafens bildeten, während die anderen Seiten durch Pallisaden aus den Aesten der Palmbäumen geschlossen wurden. Die Thorwege waren mit Menschen angefüllt, die Frauen liefen schreiend davon, als sie sich von uns bemerkt sahen.

Je weiter wir kamen, desto häufiger wurden die Häuser, die aber stets von einander getrennt waren durch Gärten und Kokospalmen; endlich gelang-

ten wir an einen großen offenen Raum oder Platz, in dessen Mitte eine kleine Hütte stand. Ich hielt es für das Haus der Zusammenkunft, doch war es nicht für uns bestimmt. Lange niedrige Gebäude mit Strohdächern nahmen zwei Seiten des Platzes ein, an den andern standen herrliche Bäume, welche einen erquickenden Schatten auf die Menge warfen. Man führte uns zu dem Gebäude auf der linken Seite, das der bewohnte Theil des Palastes zu sein schien. Das Vestibüle war mit einer roh gearbeiteten hölzernen Figur geziert, die wahrscheinlich eine weibliche Gestalt vorstellen sollte und in hoher Verehrung gehalten wurde. Denn sie war über und über mit rother Erde bedeckt, welche die frommen Verehrer anwarfen. Von hier wurden wir durch zwei lange leere Hofräume und scheunenartige Gemächer nach einem kleinen Hofe geführt, der zum Theil von einer strohbedeckten Verandah umgeben war. Die Menge, die mit uns eingetreten, war sehr groß und die Hitze zum Ersticken, doch setzte man, um uns zu kühlen, große Fächer von Ochsenhaut in Bewegung.

Boden und Wand der Verandah waren frisch mit Thon belegt, der noch feucht und deshalb nachgiebig war; auf ersterem lagen Matten für die vornehmsten Personen ausgebreitet. Aus demselben Stoff war der Thron gemacht, auf dem ein Kissen lag, über das eine große Leopardenhaut gelegt war. Vorn an der Ecke der Verandah stand zur rechten Hand eine groteske, aus Holz geschnitzte Figur, ungefähr zwei Fuß hoch, welche in einer Hand ein Schwert, in der anderen einen kleinen Elephantenzahn hielt. Links stand Etwas, von dem wir nicht errathen konnten, was es sei. Es glich einem ungeheuren, runden, flachen Korbnadelkissen, und war wahrscheinlich sehr verehrt. Am Eingange dieses Thronsaales bemerkte ich ein großes Kupfergefäß, welches die Gestalt eines Sarkophags hatte, aber sehr verbogen und beschädigt war. Der Hof stand voll Menschen, deren Rang und Stand, da sie sämmtlich unbekleidet waren, wir nur aus ihrem Betragen wahrnehmen konnten. Mir gegenüber war in der Wand eine Oeffnung, in der sich mehrere Frauen und Sklavinnen des Königs, nebst einer Anzahl von schreienden Kindern befanden.

Nachdem Alles geordnet war, erschien der König Obi durch eine kleine, aus Weidenzweigen geflochtene Thür, grüßte uns Alle und nahm auf seinem Thron Platz. Er war etwa 35 Jahr alt, lang und leicht gebaut, und von einnehmendem Aeußeren. Er trug einen Rock und enganliegende Beinkleider von rothem Flanell, auf dem Kopf eine kegelförmige Mütze und war mit allerlei Zierrath reichlich behangen. Um den Hals und die Knöchel trug er Korallenschnüre.

Da unser Besuch nur eine Höflichkeit war, so verabschiedeten wir uns bald wieder. Der König begleitete uns bis nach den Booten, und unter der Escorte von mehreren tausend Menschen kamen wir nach dem Landungsplatze und von dort ziemlich erschöpft auf unser Schiff zurück.

Nach wenigen Tagen erwiederte Obi unseren Besuch, und erschien im Geleite so vieler Personen auf unserem Schiffe, daß wir, obwohl wir so Viele wie möglich abhielten, doch nicht mehr Herr auf dem Fahrzeug blieben. Mit großer Neugier besah der König alle Theile des Schiffes, wurde mit seiner Gesellschaft von uns bewirthet und mit einem militairischen Anzuge beschenkt, der ihm viel Freude machte. Er verließ uns sehr wohl gelaunt.

Nachdem wir darauf einen Tanz von Eingebornen mit angesehen hatten, der weder durch Anmuth der Bewegungen, noch durch angenehme Musik uns erfreute, bereiteten wir uns zur Abfahrt in's Innere des Landes vor und lichteten am 9. November die Anker.

Bald nachdem wir Ibn verlassen hatten, befanden wir uns in dem Haupttheil des Quorra, der hier in majestätischer Breite hinfließt, obgleich er so mit Inseln besetzt ist, daß wir ihn nur mit großer Schwierigkeit beschiffen konnten. Jenseits des Delta wurde das Land besser und mit großem Vergnügen sahen wir, sich in der Ferne ein Hochland erheben. Auch die Eingebornen haben hier ein besseres Aussehen, als die in den Sumpfniederungen des Flusses. Mehrere Häuptlinge kamen an Bord und schienen sich über unsere Ankunft zu freuen. Doch zur Schwierigkeit der Schifffahrt gesellte sich noch ein größeres Uebel. Es überfiel uns ein bösartiges Fieber, das in kurzer Zeit den größten Theil der Mannschaft unserer beiden Schiffe hinwegraffte. Namentlich traf dieses Schicksal diejenigen, welche nicht auf dem Verdeck geblieben waren.

Der König von Attah betrug sich hier sehr ungastfreundlich gegen uns, er schlug jeden Verkehr mit uns aus, und verbot sogar seinen Unterthanen bei Todesstrafe, uns Lebensmittel zu bringen. Mehrere Kriegscanoes umschwärmten uns, so daß wir stets zum Kampfe gerüstet sein mußten. Zwar schickte uns der König wiederholt Boten, welche seine feindselige Absichten widerrufen sollten, aber es blieb nichtsdestoweniger bei seinen Verboten. Sogar den Bergbewohnern, welche uns noch eine Zeitlang mit Lebensmitteln versorgt hatten, untersagte er dies für die Zukunft.

Nachdem wir eine Zeitlang an diesen Ufern zugebracht und ein Theil der Reisegesellschaft uns verlassen hatte, um den bösartigen Einflüssen des Klimas zu entgehen, ergriff ich eine sich mir darbietende Gelegenheit mit Vergnügen, um meinen Aufenthalt zu wechseln und einen Ausflug nach Kattam Karaft zu machen. Ich bestieg daher das große Boot, welches für solche Reisen bestimmt, deshalb mit einer Art Haus auf dem hintern Deck versehen war. Dieser Verschlag war an beiden Seiten geschlossen, an beiden Enden aber offen, und bot einen bequemen, wenn auch um Mittag fast unerträglich heißen Aufenthalt dar. Die Gegend war sehr schön, der Fluß mit Inseln und Sandbänken reich versehen, welche aber bald vom Wasser überfluthet wurden, da der Fluß reißend anschwoll. An den Ufern lagen schöne Waldungen, hinter denen sich Gebirge erhoben, die an manchen Stellen schroff aus dem Flusse emporstiegen. Die Vegetation in dieser Jahreszeit war so üppig, daß man nicht gewahren konnte, aus welcher Art von Gestein die Gebirge bestanden. Doch hatten sie, wie es schien, eine Höhe von ungefähr 1200 Fuß und einen sanften Abhang, welcher mit einer senkrechten Felsspitze von 30 bis 40 Fuß Höhe wie mit einem ungeheuren Fort gekrönt war. Obgleich die Entfernung nur 20 engl. Meilen betrug, mußten wir doch eine Nacht auf einer der Sandbänke zubringen, wo wir vielleicht von Alligatoren hätten überfallen werden können. Die Eingebornen, welche mich begleiteten, mußten das indeß nicht besorgen, denn sie lagen schnarchend auf dem Boden der Bank.

In Adasah, einem Dorfe auf dem linken Ufer des Quorra und dem Hafen von Kattam Karaft kamen wir am folgenden Morgen um 10 Uhr an.

Die Bewohner dieses Ortes waren in großer Aufregung, viele Canoes mit Leuten und Gütern angefüllt, kamen vom gegenüberliegenden Ufer hergerudert. Alles deutete auf eine dringende Gefahr, doch konnte ich nicht errathen, welche, bis mir einige flüchtige Eingebornen erzählten, die Bergbewohner seien aus dem Oberlande herabgekommen, hätten alle Bewohner der Niederungen, die nicht fliehen konnten, gefangen genommen, ihre Dörfer und Niederlassungen am rechten Flußufer zerstört und verbrannt. Wer ein Canoe besaß, nahm seine Zuflucht auf die Sandbänke in der Mitte des Flusses, wo ich große Massen mit leidenschaftlichen Gebehrden hin- und herlaufen sah, da sie Zeuge der Zerstörung ihrer Dörfer sein mußten, von denen fünf zu gleicher Zeit in kurzer Entfernung von einander brannten. Mit meinem Fernglase konnte ich am andern Morgen eine Abtheilung der Plünderer aufgestellt sehen. Das arme Volk von Abasah war über meine Ankunft sehr erfreut, denn sie setzten in die Gegenwart zweier Weißen mehr Vertrauen, als selbst in die Zwischenkunft eines Flusses, obwohl ihre Feinde eine Abneigung gegen jede Art von Schifffahrt hatten, und den Fluß nicht überschritten haben würden, selbst wenn sie die Mittel dazu gehabt hätten, die ihnen jetzt von den Flüchtigen genommen worden waren. Darauf machte ich sie aufmerksam, um mich so ihrer zudringlichen Bitte zu entledigen, zu ihrem Schutze bei ihnen zu bleiben. Sobald ich einen Boten bekam, schickte ich ihn an den König von Kattam Karafi, um ihn von meinem beabsichtigten Besuche in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, mir ein Pferd zu schicken, was er sogleich that und durch den Boten mir sagen ließ, er sei sehr begierig mich zu sehen.

Zeitig am Nachmittage verließ ich das Dorf, um mich nach der Hauptstadt zu begeben. Der Weg führte bald in einen schönen Wald, in dem ich zwei Meilen weit fortritt, und den kühlen Schatten, welchen die prächtigen Bäume und das dichte Unterholz warfen, sehr angenehm fand. Nur war der Weg an manchen Stellen sehr beschwerlich durch die umgestürzten Baumstämme und die stacheligen Zweige einer Art Palme, welche häufig meine Kleider zerriß und zuweilen selbst mir die Haut verletzte. Beim Austritt aus dem Walde stieg ich eine anmuthig sich erhebende Ebene hinauf, auf der eine Meile weiter die Stadt Kattam Karafi gelegen ist. Der erste Theil der Ebene war mit indianischem Korn bebaut, das in sehr gedeihlichem Stande war; doch nur ein kleiner Theil des Landes trug Spuren menschlichen Fleißes, obgleich die Fruchtbarkeit des Bodens aus der üppigen freien Vegetation zu erkennen war.

Einige Zeit ritt ich an Mauern hin, die in einem traurigen Zustande der Zerstörung sich befanden, da im verflossenen Jahre die Bergbewohner sie zum Theil niedergestürzt hatten, als sie auf dieser Seite des Flusses einen Raubzug ausführten. Doch auch der Zahn der Zeit findet leichte Arbeit an Lehmwänden, besonders wenn das Strohdach, das die Befestigungen gewöhnlich bedeckt, nicht unterhalten wird. Die Räuber nahmen die Stadt durch Ueberfall ein, brannten den größern Theil nieder, und führten des Königs Eigenthum und einen großen Theil seiner Unterthanen mit sich fort. Daher befindet er sich jetzt in einem so hülflosen Zustande, daß sie, wenn sie Lust haben, ihre Plünderungen, ohne Furcht auf Widerstand zu stoßen, wiederholen können. Das ist ihre gewöhnliche Politik. Die so zu Boden getretenen Nationen um sie her werden fast zu Depots von Sklaven, aus denen sie,

was sie bedürfen, entnehmen, wenn die Lust nach Abenteuern und Kampf sie nicht reizt, neue Gelegenheit zu Raub und Zerstörung aufzusuchen.

Als ich die Stadt durch eine Oeffnung betreten hatte, welche ehemals wohl ein Thor gewesen sein mochte, kam ich durch den größeren Theil der noch stehenden Stadt, durch enge und gewundene Straßen nach dem nördlichen Eingange, jenseits welches in einer lieblichen Gegend ein kleines Dorf liegt, das nur von dem Haussa=Volk bewohnt ist. Ich war hier nach meiner Ankunft von dem scharfen Ritte anfangs so ermüdet, daß ich dem Könige nicht gleich einen Besuch machte, sondern mich entschuldigen ließ. Doch lockte mich später die Kühle des Abends und die Schönheit des Wetters zu einem kleinen Spaziergange in's Freie. Das Land ist hier von wenig Werth und zugleich so fruchtbar, daß es dem Landmanne die Mühe des Anbauens erspart. Auch suchen sie im Ackerbau keinesweges die Quelle ihres Reichthums, welche so ergiebig fließen würde, wenn sie sie gehörig zu würdigen wüßten. Ihren Haupterwerb suchen sie auf den Sklavenmärkten, wodurch jeder Fortschritt in der Kultur gehindert wird. Zwar ist die Sklaverei im Privatleben nicht hart und drückend für die unteren Volksklassen, sie werden behandelt, wie in andern Ländern die Dienstboten. Oft erheben sie sich zu den höchsten Staatsämtern, und die Freien sehen ohne Mißgunst auf sie hin. So sehr bildet die Sklaverei die Grundlage der gesellschaftlichen Verfassung im Innern Afrika's, daß ihre Aufhebung und ihre Ersetzung durch freie Arbeit erst in einer ziemlich fernen Zeit wird eintreten können.

Diese Gedanken beschäftigten mich auf meinem einsamen Spaziergange, als ich den vernachlässigten Zustand dieses schönen Landes und die Zeugen der Zerstörung in den Ruinen eines so großen Theiles der Stadt sah, die ihrer Lage nach sehr blühend werden könnte. Sie liegt auf einer flachen Erhöhung von schönen Waldungen umgeben und am Eingange eines reizenden Thals zwischen zwei Pfeilern des Gebirges, das bei der Vereinigung der beiden Flüsse endet. Halbweges an diesem hinauf sind Klippen, welche aus einem röthlichen Stein bestehen. In der Ebene lagen große Stücke Eisenstein. Durch das kleine Thal fließt ein Flüßchen, das ich bei meiner Herreise überschritt, und mit dem Quorra bei Adasah zusammenfallen soll. Von dieser hochliegenden Ebene hat man eine herrliche Aussicht den Fluß ab= und aufwärts. Derselbe ist in jeder Richtung von Gebirgen umschlossen, die, wenn sie an Gestalt und Höhe noch mannigfaltiger wären, die Gegend wahrhaft schön machen würden.

Früh am folgenden Morgen kam des Königs Dollmetscher mich zu Sr. Majestät zu geleiten. Ich hatte aber eine schlechte Nacht gehabt, da mich ein Heer von Moskitos verfolgt hatte, und da ich besorgte, die Unterredung möchte etwas lange währen, beschloß ich, mich zuvor durch ein gutes Frühstück zu stärken. So mußte der Dollmetscher etwas warten, und sah mit Erstaunen meinen Bewegungen mit Messer und Gabel zu. Nicht weniger verwunderte er sich, als er mich bei der Aufnahme der Ortslänge mit dem Sextanten handthieren sah.

Endlich machten wir uns mit feierlichen, abgemessenen Schritten auf den Weg. Mein Führer schritt mit einem Stabe voran und bahnte mir den Weg durch die andringende gaffende Menge. Vor dem Eingang zum königlichen Palast, der zum Theil ebenfalls in Trümmern lag, ließ er mich im Schatten

eines Raumes warten, wo eine Menge kriegerischer Gestalten mich umgab, die mich mit neugierigen Blicken musterten. Als ich eine Viertelstunde hier gewartet hatte, hörte ich das leise Klingeln einer Glocke und sah den König durch eine Seitenpforte in einen innern Hofraum treten, wohin auch die Hofleute und Krieger, endlich ich selbst, gerufen wurden.

Unsere Unterredung war nicht sehr weitläuftig. Nach den üblichen Begrüßungen legte ich ihm den Plan vor, mit ihm in Tauschhandel zu treten; wir hätten Alles, was er und seine Unterthanen bedürften, und verlangten dagegen von ihnen als Zahlungsmittel Elfenbein. Als er aber von Bezahlen hörte, fing er an über seine Armuth zu klagen, und sagte: die Bergbewohner hätten ihm Nichts gelassen, doch wolle er in alle seine Hauptstädte umherschicken, um Elfenbein zu sammeln. Darauf bat ich ihn um Pferde und einen Paß nach Toto, einer großen und wichtigen Stadt, die anderthalb Tagereisen entfernt lag. Allein obwohl auch diese mir der König anfangs zusagte, so meinte er doch nachher, alle seine Pferde seien im Kriege.

Während dieser Audienz ward eine große Kalebasse Bier aufgetragen, doch auf die Warnung meines Führers netzte ich nur die Lippen und der König, der es bemerkte, war nicht unzufrieden damit, daß auch ich enthaltsam sei, wie seine Religion es ihm vorschreibe. Von Zeit zu Zeit ließen sich in einem benachbarten Hofe die Töne einer Flöte und einer Tam-tam vernehmen, unzusammenhängend und wie sie der Zufall hervorbrachte, doch außerordentlich sanft und klagend. Ich beschenkte den König mit einigen glänzenden Kleinigkeiten, die ihm viel Vergnügen machten, und zog mich dann zurück, unzufrieden damit, daß ich keine Pferde nach Toto erhalten konnte. Ich verlangte ein Pferd, um nach Adasah zurückzukehren, erhielt aber auch dorthin keins, sondern nur die Antwort, sie seien alle im Kriege. Da aber die Entfernung nur geringe war, entschloß ich mich, zu Fuß zurückzukehren, nahm noch einige Träger für das Gepäck an und verließ die Hauptstadt um 1 Uhr Nachmittags.

Als ich über den Markt schritt, kam mir der König mit großem Gefolge entgegen. Anfangs glaubte ich, er wolle mich gewaltsam am Fortgehen hindern, doch war das Zusammentreffen nur zufällig, und nachdem er vergeblich mich bei sich zu behalten versucht hatte, entfernte ich mich. Aber war der Weg zu Pferde schon beschwerlich gewesen, so war er es noch weit mehr zu Fuß, obgleich er ziemlich gebahnt war durch die hin- und herziehenden Marktleute, welche ihre Lasten auf den Köpfen trugen. Wir begegneten meistens Frauen, die alle ehrerbietig am Wege stehen blieben, um uns vorbeizulassen, einige, die nicht so schwer beladen waren, knieten sogar nieder. Auch berittene Krieger, von Dienern zu Fuß begleitet, die Bogen und große Köcher mit Pfeilen und Bündel von Speeren trugen, kamen uns entgegen, doch Roß und Mann schienen mit Kleidern, Waffen und Talismanen zu sehr bedeckt, um recht geschickt zur Flucht oder zum Gefecht zu sein. Sie grüßten mich sehr freundlich und zogen ihre Pferde am Wege zurück, um uns Raum zu lassen. Jetzt glaubte ich dem König wohl, daß er keine Pferde habe, doch mußte entweder seine Reiterei sehr geringe sein oder die Krieger zogen vor, einzeln auf Abenteuer auszugehen, um ihren persönlichen Muth zu zeigen. Der Weg windet sich sehr, doch ist die Richtung von Kattam Karafi nach

Abasah meistentheils südwestlich, die Entfernung im Gehen schien mir dieselbe, nämlich 3 Meilen.

Fast unmittelbar nach unserer Ankunft entstand plötzlich das Geschrei unter den Bewohnern des Dorfes: „Der Krieg kommt!“ Sie geriethen in die größte Verwirrung und flohen nach allen Richtungen, da sie nicht wußten, woher die Gefahr komme. Die wenigen Canoes waren schnell bis zum Sinken überfüllt, und selbst unser Boot war so voll von Schutz- und Hülfesuchenden, daß wir uns nicht rühren konnten. Da ich einige Waaren und Schießpulver bei dem Häuptling des Dorfes niedergelegt hatte, eilte ich, diese Sachen in Sicherheit zu bringen. Ich fand den alten Mann ganz ruhig in seiner Hütte, weil er das Gerücht für unbegründet hielt, wie es sich auch bald auswies. Eben so schnell wie der Uebergang zum Entsetzen und zur Flucht gewesen war, kehrte nun Ruhe und Heiterkeit wieder, sobald sich die Grundlosigkeit des Gerüchtes zeigte.

Die Bergbewohner greifen selten offen an, sondern fallen auf Nebenwegen und durch Gebüsche plötzlich auf ihre Opfer. Bei dieser Gelegenheit aber kamen sie in solcher Anzahl, daß das furchtbare Gerücht von ihrer Ankunft ihnen vorausging, ohne jedoch einen Versuch zu erregen, sich ihnen zu widersetzen, da dies dem Dorfe unheilbringend gewesen sein würde. Man hatte die Folgen des Widerstandes schon einmal erfahren. Die Anwesenheit einer einzigen Muskete hatte einst alle mit solchem Muth erfüllt, daß sie es wagten, sich zur Wehre zu setzen. Wirklich genügte auch jetzt ein einziger Schuß, die Vorhut in die Flucht zu jagen. Als aber die Hauptmacht ankam, erlagen die Kühnen der Masse, und keiner von den Bewohnern entging dem Schwerte.

Sobald der Schrecken sich gelegt hatte, schifften wir uns ein und kamen um Mitternacht wieder an Bord unserer Schiffe, wo wir Alles fanden, wie wir es verlassen hatten. Unsere Versuche, mit den Bergvölkern in Handelsverkehr zu treten, blieben fruchtlos, was wir indeß nicht zu bereuen hatten, da wir später ihre feindlichen Absichten wider uns erfuhren. Sie würden nur unsere Schiffe geplündert und zerstört haben.

---

2. Elmina.

Die Küste von Guinea stellt man sich gewöhnlich ganz anders vor, als sie wirklich ist. Man meint, hier unter dem Aequator in der glühenden Sonne Afrika's müsse Alles verbrennen und versengen, daher einen trüben, öden Anblick gewähren. Dies ist aber keineswegs der Fall. Das Meer hat überall malerische Buchten gebildet, bis an welche sich das üppigste Laubwerk, die reichste Tropen-Vegetation, mit dem nur dieser eigenthümlichen tiefen Kolorit, flaches Hügelland überziehend, erstreckt. Ein schmaler, mit hellgelbem glänzenden Kies bedeckter Streifen bildet den Strand, der das Meer und die Pflanzengruppen am Festlande scheidet. Die Grenzen der einzelnen Buchten bilden meistens kleine, aus röthlichen Felsen bestehende Vorgebirge. Elmina insbesondere überraschte uns durch seine reizend schöne Lage.

Die Bucht, an der es liegt, ist besonders groß; ihr Durchmesser von Elmina nach Cap Coast Castle beträgt etwa zwei Stunden. Hart an dem,

daselbst felsigen Strand erhebt sich stolz auf Felsen das von den Portugiesen erbaute, von den Holländern 1637 den 29. August eroberte, und von diesen vergrößerte Fort St. George; rechts davon, von vorn gesehen, mündet ein Fluß, und weiter rechts von diesem, etwas von der Küste entfernt, thront auf einem ziemlich isolirten Hügel das von den Holländern erbaute Fort St. Jago. Zwischen diesen beiden Forts, rechts und links vom Strande und auch den Fluß aufwärts, über den eine kleine Brücke führt, breitet sich die Stadt Elmina aus, mit etwa 15—20,000 Einwohnern, welche allerdings den Anblick einer europäischen Stadt nicht darbietet; denn die Häuser sind sämmtlich mit Stroh oder Palmblättern gedeckt, und die Straßen oder vielmehr Gassen ziemlich eng und winklich, jedoch reinlich gehalten, die Häuser sind gut und dauerhaft, meist von Stein, zum Theil auch von Lehm, worin die Neger eine besondere Fertigkeit zu bauen besitzen, errichtet. Zwischen den Negerhäusern, und besonders rechts am Strande (von der See aus gesehen), erheben sich die einzelnen Häuser der Kaufleute und Beamten; diese sind massiv und wie meistens in den Tropengegenden, mit flachen Dächern, Gallerien und Terrassen, so wie mit Jalousien, zum Theil recht geschmackvoll gebaut. Zwischen der Häuserreihe rechts am Strande, in dem hart gegenüberliegenden St. Jago erstreckt sich eine Allee von sogenannten Parasolbäumen, die vielleicht zu dem Platanengeschlechte gehören, welche einen artigen Spaziergang abgiebt.

Herrlich, ja unbeschreiblich sind die verschiedenen Aussichten, welche man von dem Fort St. George, sowie von seinen Batterien und Bastionen aus auf die Stadt und Umgegend hat. Von der großen Seebatterie aus übersieht man das Meer, welches in nimmer rastendem Spiel auf die Felsen des Forts anstürmt, und mit brüllendem, dem Kanonendonner ähnlichem Getöse, hohe Wellen und Schaum, wie Wasserstaub, in dem sich die Sonnenstrahlen oft in den schönsten Regenbogenfarben brechen, in die Höhe schleudernd, dieses zu verschlingen droht — ein Anblick, welcher nie ermüdet und stets mit gleichem Interesse fesselt. Von der Seebatterie aus zieht sich links herum eine Gallerie, auf der die meisten der Beamtenwohnungen liegen; sie gewährt die Aussicht zum Theil auf das Meer, auf die Mündung des Flusses, auf einen und zwar den vordern wie den sich an der Küste hinziehenden Theil der Stadt, dann auf den, in einem Halbkreis sich bis Cap Coast Castle, welches man in der Entfernung sieht, hinziehenden und in der reizenden Mannigfaltigkeit einer tropischen Vegetation prangenden Strand. Hieher war es, wohin ich nie ermüdend, fast jeden Morgen meines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Elmina mit immer gleichem Interesse zu dem meiner harrenden Schauspiel gezogen ward. Dieses Schauspiel, eben so schön und eigenthümlich in seiner Art, war der Uebergang der Nacht zum Tag, der Sonnenaufgang und der kurze Zeit darauf erfolgende Auszug der Fischercanoes. Man glaube ja nicht, daß der Uebergang der Nacht zum Tage so fast unbemerklich von Statten gehe als bei uns; o nein, dies ist keineswegs der Fall. So gemüthlich und angenehm bei uns auch die Dämmerstunde sein mag, und auch wirklich ist, so verdanken wir dem Mangel oder vielmehr der Kürze derselben hier doch manches Schöne. Man braucht früh nur 20 Minuten oder ½ Stunde vor Sonnenaufgang herauszutreten, und man findet den Himmel immer noch in all seiner Sternenpracht erglänzend, eine Pracht, welche sich nicht beschreiben,

nur sehen, anstaunen läßt, und gerade früh, — wenigstens sah ich dies in der jetzigen Jahreszeit — um so reizender, als sich da dem trunkenen Auge die nur hier sichtbaren Sternbilder mit den unserer Zone eignen und hier erst später heraufkommenden zeigen. Während nun alles noch Nacht und nur von dem Sternenlichte erhellt ist, bemerkt man auf einmal im Osten einen lichten Streifen, und nicht lange, vielleicht in 10 Minuten, steigt die Sonne als blutrothe Scheibe aus der dichten, auf der See lagernden Dunstschicht empor, das Sternengefunkel ist verschwunden und nur die Gestirne erster Größe verweilen zögernd noch eine kurze Zeit. Mit dem Licht erscheint auch das Leben wieder, und unbemerkbar, ja überraschend ertönt mit einem Male das Durcheinander der Stimmen aus dem Walde, der Stadt und von dem Strande.

Hat die Sonne eine gewisse Höhe erreicht, ungefähr nach ½ Stunde, so ziehen die Einwohner der Stadt auf den Fischfang in das Meer hinaus, und es währt nicht lange, so wimmelt dieses wahrhaft von einer unzählbaren Menge von Canoes, die zu diesem Behufe, nämlich dem des Fischfangs, nicht groß, vielleicht nur 15—18 Fuß lang und 2—3 Fuß breit sind, und in denen sich die Eingebornen so tief in das Meer wagen, daß sie oft das Land aus dem Gesichte verlieren. Doch giebt es auch größere Canoes, besonders die dem Gouvernement gehörigen, welche 40—50 Fuß lang und verhältnißmäßig breit sind. Prächtig ist es, den Kampf dieser Canoes mit den großen Wellen beim Hinausfahren aus dem Flusse zu sehen; mit Mühe ist es vielleicht über eine solche hinweg, schnell kommt eine zweite und treibt es, die Spitze hoch oben und das Ende tief im Wasser, pfeilschnell wieder weit zurück, oder wirft es, zumal bei der Ebbe, auf eine Sandbank vor der Mündung des Flusses; denn der Strand ist da, wo er nicht aus Felsen besteht, flach, und selbst da, wo er von Felsen gebildet wird, nicht tief, höchstens fünf Faden, so daß größere Schiffe ¼, ½ Stunde von der Küste ankern müssen, um die erforderliche Tiefe, in dieser Entfernung oft nur zwanzig Faden, zu behalten. Oft auch wird ein Fischercanoe durch derartige Wellen umgeworfen, was die Neger aber nicht beunruhigt; sie schwimmen sehr gut, und denken in einem solchen Falle nur daran, das Canoe wieder aufzurichten und die Sachen aus demselben aufzufischen. So hemmend diese starke Brandung beim Hinausfahren ist, so fördernd ist sie beim Hereinfahren, und erstaunlich ist es, mit welcher eminenten Schnelligkeit so eine Welle ein Canoe, mit der Spitze tief unten und dem Ende hoch oben auf dem Wasserrücken, vorwärts jagt.

Rechts von der Seebatterie führt eine Gallerie nach der geräumigen Generalsbatterie, welche vor dem Speisesaal hinläuft und ein hübscher Platz zum Spazierengehen ist. Von hier aus hat man den vollen Blick auf die Stadt und das gegenüberliegende Fort St. Jago, sowie über erstere hinaus auf das Meer. Dieses Bild giebt den vorigen an Schönheit nichts nach, gewinnt aber noch durch eine Beimengung des Idyllischen. So wenig die Stadt mit ihren Strohdächern und nur zu oft schmutzigem Aeußern an und für sich das Auge zu fesseln vermag, so verweilt dieses doch gern auf dem Ganzen — hie und da ragt eine Kokospalme hervor, da und dort ein Haus eines Kaufmannes, links und im linken Hintergrunde das Meer, rechts das ritterliche St. Jago und dazwischen, hinter dieses sich herumschlängelnd und in dem unendlichen, hübsches Hügelland überziehenden und den rechten Hin-

tergrund bildenden üppigen Wald sich verlierend, der Fluß. Tritt man rechts weiter hervor an die Brüstung, so kann man auch dessen Mündung und den Strand, auf dem zunächst der Stadt eine Heerde nicht allzu großen Rindviehs weidet, noch sehen. Unmittelbar am Fuße des Forts St. George, da wo man von der Zugbrücke in die Stadt tritt, ist deren Marktplatz, und hier ergötzen sich die Einwohner alle Tage bis spät in die Nacht mit freilich nicht melodischem Gesang, Tanz oder sehr lebhaftem Gespräch, so daß man meinen sollte, sie hätten alle Tage Sonntag, was im Grunde auch der Fall ist.

---

3. Reise durch das Land Adel.

Unsere Abreise von Ambabo, einer Küstenstadt am indischen Meere, war auf den 15. September festgesetzt. Ich mußte aus meinem Gepäck kleinere Ballen machen, und deren Gewicht und Umfang der Stärke der Kameele anpassen. Die Kameele in Adel sind nämlich schwach und von einer weit kleineren Race als in Egypten. Man läßt sie nie mehr als zwei bis dritthalb Centner tragen, und beladet sie auch auf andere Weise als in letzterem Lande. In Egypten legt man ihnen auf den Höcker eine Art von Kissen, damit die Last sie nicht so drücke; in Adel hingegen vertritt die Stelle des Kissens eine bloße Palmenmatte. Die Art, wie die Waaren an den Seiten des Kameels vertheilt werden, ist übrigens sehr sinnreich und erhält durch seine höchst pitoreske Art ein noch viel seltsameres Aussehen. Zwei, je anderthalb Metres lange und armsdicke Pfähle, die dergestalt über's Kreuz gelegt und durch Stricke fest zusammengebunden sind, daß sie einen offenen Winkel bilden, dessen Schenkel sich ein wenig über den Scheitel hinaus verlängern, werden auf die beiden Höckern des Dromedars, die man zuvor mit Palmblättern bedeckt, aufgelegt. An diesen vier Pfählen entlang befestigt man nun mit starken Stricken die Säcke, Kisten und Packen in der Art, daß die beiden Reihen in Gleichgewicht miteinander sind. Die so befestigte und an dem Höcker gleichsam angehängte Last fällt nun, zwei schweren Flügeln ähnlich, an den Seiten des Thieres herab.

Am 15. Morgens begannen die Beduinen nach und nach abzuziehen. Zum Vereinigungspunkt für die Karawane hatte man Dulule bestimmt, einen drei Meilen südlich von Ambabo gelegenen Punkt, wo sich drei Brunnen mit grünlichem Wasser befinden. Ibrahim Chema, welcher die Karawane organisirt hatte und ihr Anführer sein sollte, der Ras el Kalifet, wie die Araber sagen, wurde bis zum Abend in Ambabo zurückgehalten. Ich blieb bei ihm. Endlich setzten auch wir uns, gerade mit Sonnenuntergang, in Marsch. Die Einwohner des Dörfchens, welche uns auf einige Entfernung das Geleite gaben, beteten, ehe sie schieden noch zuvor einmal mit Ibrahim Chema. Der alte Beduine sprach das Gesicht in der Richtung nach Mekka gewandt, die heiligen Sprüche inmitten seiner mit untergeschlagenen Beinen herumsitzenden Verwandten und Freunde. Nachdem das Gebet beendigt war, erhob er sich und nahm mit aller Gravität eines ächten Muselmanns Abschied von der kleinen Truppe, worauf wir uns nach Dulule auf den Weg machten, wo wir die Nacht zubrachten.

Am folgenden Tage brach die Karawane endlich in der That auf. Indeß waren noch mehrere andere Beduinen hinzugekommen, so daß sich die Stärke derselben jetzt auf 60 Menschen und 140 Kameele belief. Von den letzteren waren, außer den meinigen, nur sehr wenige beladen; die andern sollten an den Ufern eines etwa 12 Meilen entfernten Salzsees Salz aufnehmen, das man nach Schoa bringen wollte. Ich glaube sogar sagen zu dürfen, ohne mich dabei dem Verdacht auszusetzen, als wolle ich durch die Uebertreibung meiner ausgestandenen Strapazen mein Verdienst erhöhen, daß es wenig Reisen giebt, die für Körper und Geist ermüdender, dabei gefährlicher und einförmiger sind, als die in den Wüsten des Landes Adel. Das Land Adel, das man, um vom indischen Meere nach Schoa zu gelangen, auf einer Linie von 130 Meilen Weges, zu dessen Zurücklegung man einen vollen Monat braucht, durchzieht, ist eine von Nordost gegen Südwest abfallende Berglandschaft, die vulkanischen Ursprungs und über alle Begriffe zerrissen und zerklüftet ist. Nirgends auf der Welt giebt es so viele erloschene Krater und solche weitverbreitete Lavamassen. Wenn die Alten diese Gegend gekannt hätten, so würden sie den Schauplatz der Kriege der Titanen gegen die Götter und die feurigen Werkstätten der Cyklopen nicht nach Sicilien verlegt haben. Kein befeuchtendes Gewässer benetzt die glühendheißen Klüfte, dieses durch unterirdische Feuer zerrissenen und durch die tropische Sonne verbrannten Bodens. Ja man findet hier nicht einmal, mit Ausnahme sehr weniger Beispiele, in dem Bau und Gruppirung der Felsenmassen jene bald bizarren, bald majestätischen Formen, die, mögen sie nun schrecklich wild oder erhaben sein, doch jenen Stempel imponirender Größe oder malerischer Eigenthümlichkeit an sich tragen, welchen Berglandschaften gewöhnlich haben. Hier herrscht überall nur einförmige Mittelmäßigkeit, fast immer Hügel mit wenig steilen Abhängen, langen Rücken, auf denen sich kleine Kegelspitzen erheben, lauter erloschene Mündungen von Vulkanen, denen die ungeheuren und dicken Lavalagen entströmt sind. Denke man sich hierzu noch eine röthliche und düstere Färbung, Folge der geologischen Verhältnisse; stelle man sich ferner die Beleuchtung durch die Strahlen der tropischen Sonne vor, welche die Umrisse so sehr scharf abschneidet, und man wird sich einen Begriff von dieser traurigen Landschaft machen können, die in ihrer beispiellosen Unfruchtbarkeit dem Auge auch nicht einen Gegenstand bietet, auf dem es mit Wohlgefallen ruhen möchte.

Wenn man Dululle verläßt, hat man noch einige Zeit den Golf zur Seite, sobald man aber von dem Meer sich entfernt, verwickelt man sich in einen Engpaß, der sich zwischen zwei senkrecht wie Mauern sich erhebenden Wänden öffnet. Beim Ausgange, den man auf einem nicht sehr steilen Wege erreicht, verengt sich der gangbare Pfad und zieht sich im Zickzack zwischen Felsen hin. Einige Mimosen hängen hier mit ihren magern Aesten über den Weg herein und werden von den Kameelen während des Vorüberziehens mit leckerer Gefräßigkeit entblättert. Hat man eine kleine Bergfläche überschritten, so betritt man einen steileren und noch beschwerlicheren Engpaß; Basalt- und Granitblöcke verwunden hier jeden Augenblick die Füße der Kameele, und entreißen ihnen ein dumpfes Gebrüll. Bald konnten unsere Thiere nur noch einzeln hintereinander hergehen, der Pfad wurde so steil und die Kameele kletterten mit so viel Mühe an diesem Felsen hinauf, daß ich fürchtete, daß-

jenige, hinter welchem ich mich befand, jeden Augenblick den Abhang hinunterstürzen zu sehen. Ich begab mich deshalb an die Spitze, und in der That verloren wir hier auch ein Kameel, welches das Bein brach. Der Unstern wollte, daß es gerade dasjenige sein mußte, auf welchem sich mein Daguerreotyp befand. Die Danakilen wußten sich indeß bald über diesen Verlust zu trösten, indem sie das gefallene Thier zerlegten und dann verzehrten; allein ich bedauerte noch lange mein zerbrochenes Daguerreotyp.

Ohne weitere Unfälle erreichten wir den Salzsee, von den Danakilen Mel el Assal genannt, der ihren größten Naturreichthum ausmacht. Dieser See, ein außerordentliches geologisches Phänomen, stellt eine der aller trostlosesten Landschaften dar, welche man im Lande Adel trifft. Von dem Ursprung der Gießbäche aus, welche sich in ihn ergießen, sieht man sein todtes Gewässer sich in einem runden, mehrere Meilen im Durchmesser haltenden Becken ausdehnen, um das eine ununterbrochene Kette vulkanischer Berge eine traurige Randeinfassung bildet. An den Wänden dieses Kessels nun setzt die das Wasser schon seit Jahrhunderten aussaugende Sonnenhitze die natürliche Salzkrystallisation ab. Dieses Mineral faßt die grünliche Oberfläche des Sees mit einer weißen, einen Kilometer breiten Kruste ein, die fest genug ist, um die Kameele einer Karawane tragen zu können. An dem Rande dieses zweiten Ufers schwimmen große zwölfeckige Salzstücke, welche die krystallisirte Kruste breiter machen und sich zuletzt ganz mit ihr verbinden. Ein weißlicher, fünfzig Fuß hoher Streifen, der die den See einfassenden Berge bedeckt, zeigt sonder Zweifel den ursprünglichen Wasserspiegel an, und giebt einen Maßstab für die Ausdünstung und Krystallisation des Wassers. Am hellen Tage, unter einem glühenden Himmel, ist der Anblick dieses eigentlich todten, regungslos da liegenden Meeres, das sich langsam verdichtet und allmälig fest wird, ein wahrhaft schauerlicher, und nicht wohl wird man ein zweites Gewässer treffen, das wie dieses, von allen Schiffen verlassen, durch eine vulkanische Revolution gleichsam gefangen genommen, sich ungestraft den schleppenden Hufschlag des Dromedars gefallen läßt.

Die Beduinen unserer Karawane brauchten zwei Tage dazu, um ihre Kameele mit Salz zu beladen, und fünf oder sechs Meilen weit zogen wir ziemlich nahe am See hin. Wir waren so am äußersten südlichen Ende des Sees angelangt, als wir in ein Thal kamen, wo sich drei kleine Krater öffneten, die durch vier Abhänge von einander getrennt sind, deren obere Schichten aus zelliger Lava bestehen.

Unsere erste Station, nachdem wir dieses Thal verlassen, war nahe bei der Quelle des salzigen Gewässers von Gongonta und unweit des Eingangs in einem zwischen zwei Bergen eingezwängten Paß, wo ein glasartiger, bräunlicher Trachyt, der Schieferdiorit und ein löcheriger und zerspaltener Granitgneiß in schrägen Schichten aufeinander lagern. Die Nähe von Gongonta ward uns durch eine zwei bis drei Metres hohe Schieferfläche angezeigt, welche die Straße senkrecht durchschneidet und von weitem für eine von Menschenhänden errichtete Mauer gehalten werden könnte.

Beim Eingang des Passes zeigten mir die Beduinen zwei Gräber, in denen zwei an dieser Stelle ermordete englische Soldaten liegen. Ein wenig weiter weg ist die Grabstätte eines dritten Opfers dieser Art, das seine Verwundungen um mehrere Stunden überlebt hatte. Alle drei Monumente be-

stehen aus bescheidenen Pyramiden, die man durch Aufhäufung von Steinen herstellte. Um den Beduinen zu zeigen, welche Sympathie das Schicksal dieser Unglücklichen mir einflöße, las ich einige Steine zusammen und legte sie andächtig auf diese traurigen Denkmäler. Man nannte mir den, welcher diese abscheulichen Mordthaten verübte, er heißt Homet-Soboreyto und wohnt auf dem Berge Gaudda, unweit von Ambabo. Einer seiner Verwandten, Mohamet-Soboreyto, hatte an zwei in Tuscharra sich aufhaltenden Engländern schon ein ähnliches Verbrechen begangen gehabt, und dieses Beispiel reizte Homet zu der gleichen That auf, die durch den Umstand, daß diese Verbrechen nur die Folge einer Art von höllischen Ehrgefühls waren, sich nur noch um desto abscheulicher herausstellt. Sie hatten sonst keine der Beweggründe, die den Mördern sonst den Dolch gewöhnlich in die Hand geben. Bei meiner Rückkunft nach Schoa lernte ich später diese Elenden selbst kennen.

Auch Hr. Harris hat diese bedauernswerthe Episode seiner Expedition berichtet. Er war mit seiner Karawane in dem Paß von Gorgano gelagert. Die Beschaffenheit des Bodens hatte es ihm nicht erlaubt, regelmäßige Vertheidigungsanstalten gegen einen nächtlichen Ueberfall zu treffen. Seine Pferde hatte er inmitten in der Schlucht aufgestellt; auf der nördlichen Seite des Abhangs schliefen die Soldaten seiner europäischen Eskorte, und die Offiziere hielten ihre Beiwache am Fuße der südlichen Seite; eine starke Abtheilung von Danakilen war weiter vorgeschoben und eine europäische Schildwache beging die Front des Lagers. In dieser Stellung brachte man eine Nacht zu. Die Hitze, welche noch in dem Boden war, und auch nicht durch den leisesten Luftzug gemildert wurde, machte sie zwar drückend, doch verging sie ruhig. Am folgenden Abend traf man dieselben Anstalten wieder, der Tag war wieder brennend heiß gewesen. Eine Stunde vor Mitternacht fing sich ein heftiger und lang anhaltender Stoß des Sirocco unter gellendem Gepfeif und schauerlichem Geheul in dem Engpaß, der sich mit einer Staubwolke anfüllte; zu gleicher Zeit fielen einige schwere Regentropfen nieder. Sodann wurde aber Alles wieder ruhig, und über dem Gefilde, auf welchem Todesstille lag, erhob sich strahlend der Mond. Gegen zwei Uhr läßt sich plötzlich wieder ein wilder Schrei hören; jedermann erwacht, steht instinktmäßig auf und nimmt, in Erwartung des unsichtbaren Feindes, sein Gewehr und seine Waffen zur Hand. Der Major Harris bringt mit Mühe seine Soldaten zusammen, die sich in Unordnung um den Generalstab drängen. Er führt sie nach dem Punkte, von wo der Schmerzensschrei ausgegangen war; man findet hier einen Sergeanten und einen Korporal in ihrem Blute gebadet und in den letzten Todeszuckungen liegend. Dem einen war die Hauptpulsader durchschnitten, den andern hatte ein Dolchstich in's Herz getroffen. An der Seite der beiden Leichname wand sich ein Portugiese vom Gefolge der Gesandtschaft mit aufgeschlitztem Bauche und heraushängenden Eingeweiden.

In dem Augenblick, wo man den Schreckensruf vernommen, hatte man zwei Schatten sich in dem Engpaß fortschleichen und in den Krümmungen des Weges verschwinden sehen. Die Danakilen, welche Speer und Schild ergriffen hatten, wollten sich zu ihrer Verfolgung aufmachen, allein trotz dem, daß der Mond hell schien, konnte man sie nicht mehr in den Klüften des Felsens entdecken, in welche sie sich geflüchtet hatten.

Man gewann bald die Ueberzeugung, daß diesem Morden keine Absicht

des Raubes zu Grunde lag. Sie waren nur des Ruhmes wegen begangen worden, welcher im Lande Adel mit einem Morde verbunden ist. Wer einen Menschen tödtet, erwirbt sich nämlich bei diesen rohen Völkerschaften den Ruf eines Kriegers; er erhält dadurch das Recht, in seine mit Talg beschmierten Haare eine weiße Straußenfeder stecken, ein kupfernes Armband tragen und seine Waffen mit einigen silbernen Zierrathen versehen zu dürfen. Es ist übrigens ganz einerlei, ob er seinen Dolch in das Blut eines wehrlosen Reisenden getaucht, oder seinen Feind im offenen Kampfe mit seiner Lanze erlegt, der Ruhm ist stets derselbe, und die Meuchelmörder, welche verräthischerweise drei englische Soldaten mitten unter ihren schlafenden Kameraden umgebracht, dürfen sich etwas darauf zu gute thun, und werden von ihren Landsleuten ohne Zweifel als Krieger von seltener Unerschrockenheit betrachtet.

Der Anblick der Gräber der englischen Soldaten, die Erzählungen der Beduinen über ihren Tod, der beinahe schon in's Reich der Legende gehörte, ließen mich eben nicht sehr freudige Betrachtungen über mich selbst und meine Verhältnisse anstellen. Die Engländer, welche zu dreißig waren, und deren zwar kleine, aber bis an die Zähne bewaffnete Truppe, es leicht mit einer bedeutenden Anzahl der Kabylen Adel's hätte aufnehmen können, hatten die Mörder nicht abzuschrecken vermocht, und so fragte ich mich denn mit einer peinlichen Angst, ob ich, der ich mich mitten in dieser öden Wüste und unter diesen Wilden allein befand, und darauf angewiesen war, alle meine geistigen und körperlichen Kräfte aus mir selbst zu schöpfen, wohl für meine Sicherheit das zu thun vermöchte, was dreißig Menschen nicht für drei ihrer Gefährten hatten thun können?

Von Gongonta aus schlugen wir unser nächstes Lager in Allulli auf, und erwarteten hier die Beduinen, welche an dem Salzsee länger verweilt hatten als wir und seither zurückgeblieben waren. Die traurige Katastrophe, deren Wahrzeichen ich vor kurzem gesehen, war für mich eine fürchterliche Lehre; sie sagte mir, daß gerade zur Zeit des Haltens, zur Stunde der Ruhe, mir die größte Gefahr drohe, wodurch sich meine Unruhe natürlich immer mehr steigerte. Während des Marsches hatte ich, offen gestanden, durchaus keine Furcht; ich wußte die sicher treffenden Pistolen in meinem Gürtel, und auf meiner Schulter hing ein vierläufiges Gewehr, das ich mir in Paris gekauft hatte und das den Beduinen schreckliche Angst einjagte. Sie nannten es Afrit, den Teufel. Feuerwaffen haben überhaupt eine magische Kraft über sie, und die wußte ich zu benützen. Sie glauben, daß man aus einem Gewehr so viele Schüsse thun könne, als man nur wolle, und ich hütete mich wohl, ihnen diesen Irrthum zu benehmen, weßwegen ich auch meine Feuerwaffen nie vor ihnen lud. Eben so glaubten sie, als sie bemerkten, daß ich mich mit der Pistole oder dem Gewehr in der Hand herumdrehte, daß ich durch diese Bewegung der Kugel einen kreisförmigen Flug geben und so alle Personen um mich herum tödten könne. Sobald ich ihnen sagte, daß ich jetzt Feuer geben werde, warfen sie sich alsbald auf den Boden, indem sie schrieen: „Allah, il cheitan!“ Gott! jetzt kommt der Teufel! So blieben sie zu meinen Füßen liegen, bis ich ihnen sagte, daß ich niemand umbringen wolle. Mein breiter Hut, mein Sombrero aus grauem Filz, war für sie ein Gegenstand nicht minder ergötzlicher als falscher Furcht. Don Quixote hielt eine Barbierschüssel für eine Pickelhaube, die Beduinen aber stellten sich vor, mein

Hut sei ein Schild. „Ja," sagte ich zu ihnen, „ich befestige ihn an meinen Arm, wenn ich angegriffen werde, allein so lange ich nichts zu fürchten habe, bediene ich mich desselben, um meinen Kopf gegen die Sonnenstrahlen zu schützen."

Man ersieht hieraus, daß mir am Tage die Mittel durchaus nicht gebrachen, mir Achtung zu verschaffen, allein Nachts schlief die magische Macht der Waffen mit mir ein, und da ich keine Schildwache zu meinem Schutze hatte, so konnte die Kühnheit der Beduinen diesen Augenblick sehr leicht zu einem Anschlag gegen mich benützen. Deshalb faßte ich den Entschluß, mir des Nachts selbst als Schildwache zu dienen, d. h. nicht zu schlafen. Zu diesem Zweck traf ich folgende Zeiteintheilung. Gewöhnlich machen sich die Karawanen sehr früh Morgens auf den Weg, und erst gegen zwölf oder zwei Uhr des Nachmittags wieder Halt. Dann bildet man, wenn die Beschaffenheit des Bodens dieses gestattet, aus den abgeladenen Waaren einen Kreis, in dessen Mitte man die Kameele stellt; die Beduinen bereiten nun das Mahl, ordnen das Gepäck wieder, füttern ihre Thiere oder setzen sich zusammen und plaudern. Ich für meinen Theil recognoscirte zuerst das Terrain, machte in die nächste Umgebung des Lagers geologische Excursionen und stellte meine thermometrischen, barometrischen und magnetischen Beobachtungen an. Bei meiner Rückkunft breitete ich an dem Orte, welchen ich zu meinem Lager ersehen, einen Teppich aus, spannte über denselben eine Palmenmatte her, so daß diese eine Art Zelt bildete, und schlief nun in aller Ruhe und Sicherheit, mein Gewehr und meine Pistolen zur Seite, ein, denn den Tag über und inmitten der ganzen vollauf beschäftigten Karawane hatte ich nichts zu fürchten. Der Beduine, welcher mir als Koch diente, meinen Reis kochte, und die von mir unterwegs geschossenen Gazellen und Haselhühner briet, hatte Befehl, mich mit Sonnenuntergang zu wecken. Dann aß ich und brachte die Nacht inmitten der bei ihren Waaren schlafenden Beduinen theils mit Kaffeetrinken, theils mit Rauchen, immer aber wachend zu.

Bis Gaubade, so heißt nämlich eine Station, wo man zu jeder Zeit Wasser findet, begegnete mir kein Unfall. Seit wir von Alluli weg waren, hatten wir oft Wassermangel gehabt, und seither zwanzig Meilen des abscheulichsten Wegs gemacht. Man beschloß deshalb, in Gaubade zwei Tage zu bleiben, um den Kameelen gehörige Zeit zum Ausruhen zu gönnen. Am folgenden Morgen in aller Frühe nahm ich meine Boussole und begab mich in ein nicht weit von unserem Lager befindliches Mimosenwäldchen. Ich hatte zwei Gründe, indem ich so weit abseits ging: die Nähe des geringsten eisernen Gegenstandes stört nämlich die magnetischen Beobachtungen; um diese nun ungehindert machen zu können, entfernte ich mich nicht allein von den Beduinen, welche ihre Lanzen niemals aus der Hand legen, sondern nahm auch selbst keine Waffen mit. Außerdem war ich auch froh, daß ich mich der mißtrauischen Neugierde der Danakilen entziehen konnte. Konnte ich mich ihren Blicken nicht entziehen, so wählte ich gewöhnlich die Zeit des Gebets zu meinen Operationen, und machte ihnen dann vor, ich suche mit meinen Instrumenten die für diese religiöse Ceremonie vorgeschriebene Zeit zu ermitteln, sonst hätten sie geglaubt, ich wolle Zauberei gegen sie ausüben. Ich setzte diesmal meine Beobachtungen lange fort; dieselben nahmen meine Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch, als die Bestimmung der perpendikulären

Fläche beim magnetischen Meridian immer mit vielen Schwierigkeiten für mich verbunden gewesen war, und ich nun bemerkte, daß ich mich dem magnetischen Aequator nähere. Eine volle Viertelstunde, ehe ich zu Ende war, hörte ich die Beduinen meiner Karawane, die sich beinahe heiser nach mir schrieen, da sie mich aus dem Gesicht verloren hatten und nicht wußten, was aus mir geworden sei. Endlich war ich fertig, hatte mein Instrument bereits wieder in das Kästchen gethan, und wollte mich eben fortbegeben, als ich die Vögel hinter mir schreien hörte; ich wende mich um und sehe drei Beduinen vom Stamm Modeito, die sich leise nähern, die Lanze zum Werfen bereit haltend. Wie schon bemerkt, hatte ich keine Waffe mit mir genommen, um meine Beobachtungen nicht dadurch zu stören. Ich stellte das Kästchen, in welchem sich das Instrument befand, auf den Boden, kehrte mich gerade gegen die Danakilen um, und betrachtete sie mit gekreuzten Armen. Ich weiß nicht, was meine Augen und meine Stellung Abschreckendes für sie hatten, oder ob mein Kästchen ihnen Furcht einflößte, kurz, sie machten sich schnell davon und waren bald im Gehölz verschwunden. Wie ich nach dem Lager zurückkam, nahm ich meine Flinte und meine Pistolen, in der Absicht, sie zu verfolgen, allein ich suchte sie vergeblich, sie zeigten sich nicht mehr.

Am 9. October kamen wir in der Station Omer Guluf, eilf Meilen von Gaubade entfernt, an. Es lagerte hier bereits ein Stamm in der Entfernung von einigen hundert Schritten von dem Platz, wo wir unser Lager aufschlagen wollten. Die Nacht war schon weit vorgerückt und ich wachte noch rauchend nach meiner Gewohnheit, indem ich mit einem gewissen Vergnügen dem entfernten Rollen des Donners zuhörte und mit einiger Ungeduld den Sturm erwartete, denn seit meiner Abreise von Ambabo hatte es nicht mehr geregnet. Während ich nach den verstärkten Donnerschlägen das Fortschreiten des Gewitters bemaß, sah ich beim plötzlichen Schein eines Blitzes sechs schwarze Schatten in der Nähe der herumliegenden Kameele; mehrere Blitze folgten ohne Unterbrechung, und so konnte ich bemerken, wie diese Gestalten sich näher heranschlichen, indem sie sich bald niederlegten und dann wieder auf dem Boden fortkrochen. Es waren Somalis; sie kamen wahrscheinlich, um zwei Somalis von einem andern Stamme zu ermorden, denn sie schlichen nach dem Orte hin, wo diese lagen. Einer von diesen erwachte durch das Geräusch, welches sie machten, allein er hatte noch nicht Zeit gehabt, einen Angstschrei zu thun, als ich auch schon eine meiner Pistolen in die Luft abfeuerte. Auf den Schuß erhoben sich alle Kameele, indem sie mit ihren Hufen auf den Felsen stampften. Die Meuchler nahmen die Flucht, und da sie nun keine Vorsicht mehr anzuwenden brauchten, um die Leute der Karawane nicht zu erwecken, so traten sie in ihrem Laufe die noch schlafenden Danakilen mit Füßen. Bald waren alle Beduinen auf den Beinen, griffen nach Schild und Lanze und fragten schreiend, woher Gefahr drohe. Indessen hatte sich der Sturm immer mehr genähert und der Donner rollte in gewaltigen Schlägen. Menschen und Thiere liefen bunt durcheinander und diese Verwirrung vermehrte noch die Angst. Endlich gelang es mir doch, meine Nachbarn zu beruhigen, und nachdem der größte Schrecken vorüber war, sah jeder nach seinen Waaren. Mehrere Gegenstände, vier Stücke blaue Leinwand, sechs Lanzen, vier Schilde und zwei Dolchmesser waren gestohlen worden.

Am 12. October machten wir uns wieder auf den Weg und hatten weiter keine Unannehmlichkeiten mehr bis zur Ankunft in Kilalu, dem nächsten, fünfzehn Meilen von Omar Guluf entfernten Stationsort. Allein hier erhielten wir eine nicht sehr angenehme Nachricht. Beduinen, welche wir hier antrafen, sagten uns nämlich, daß es auf dem ganzen Wege von Kilalu bis nach Klein-Maro kein Wasser mehr gebe, d. h. daß wir vierundzwanzig Meilen machen und mehrere Tage ohne Wasser bleiben müßten und zwar bei einer sengenden Hitze. Diese Beduinen erzählten uns ferner, daß die englische Expedition acht Tage in Klein-Maro zu verweilen sich genöthigt gesehen habe und während der Zeit durch mehrere Häuptlinge beunruhigt worden sei. Major Harris hatte vergebens versucht, sie durch Geschenke zu gewinnen; er brachte sie nicht eher vom Halse und machte sich nicht bälder freie Bahn, als bis er eine Kanone unter sie abfeuern ließ. Die Beduinen, welche zum erstenmal den fürchterlichen Knall hörten, flohen nun erschreckt.

Wir blieben einen Tag in Kilalu, um die Kameele ausruhen und nach Lust trinken zu lassen. Der kleine Fluß Kilalu, der erste, welchen man auf diesem Wege trifft, hatte eben seinen höchsten Wasserstand. Nachdem wir unsere Schläuche gefüllt, traten wir um 6 Uhr Abends unsere Reise wieder an, indem wir wegen der großen Hitze die ganze Nacht hindurch marschirten, den Tag aber zur Ruhe benutzten. Erst am Morgen des vierten Tages kamen wir in Klein-Maro an.

Ich war weit entfernt, einen solchen Anblick zu erwarten, wie er sich mir hier darbot, denn während meines ganzen Aufenthaltes im Lande Adel hatte ich nichts so Belebtes und doch zugleich Trauriges gesehen. Das Wasser, welches man hier findet, bildet nämlich ein ungeheures, eine halbe Meile im Umfang haltendes Bassin, eine Pfütze, in welcher sich alles aus den benachbarten Thälern ablaufende Regenwasser sammelt. Bei unserer Ankunft daselbst tränkten gerade mehrere hundert Eingeborne, die aus acht Meilen im Umkreis hier zusammengekommen waren, ihre eigenen zahlreichen Heerden und versorgten sich selbst mit Wasser. Es mochten wohl an 50,000 Stück Vieh beisammen sein, ein lärmendes Gewühl von Kameelen, Ochsen, Schafen und Ziegen. Die dürftigen Thiere gingen in die kaum anderthalb Fuß tiefe Pfütze hinein. Auch die Beduinenweiber kamen herbeigelaufen und stritten sich gierig um dies schlammige, grünliche, fauliche, durch das Hineintappen der Thiere noch mehr getrübte und durch ihre Excremente verunreinigte Wasser. Und die Beduinen zankten sich schreiend, gestikulirend und mit erhobener Lanze, um ihre Thiere zuerst an die häßliche Schwemme zu bringen. Außerdem nahm das Wasser durch diesen ungeheuren Verbrauch und die immerwährende Ausdünstung mit einer Raschheit ab, welche die Herzen dieser Wilden mit Verzweiflung erfüllte. Mitten in dem Sumpf erhoben sich einige mit dem frischesten Grün belaubte und von prachtvoll gefiederten Vögeln bewohnte Bäume, welche erstere, hin- und herfliegend, ihren seltsamen Gesang mit dem Geschrei der Beduinen vermischten, gleichsam als wollten sie Theil an dem Streite nehmen.

Am folgenden Morgen beluden die Beduinen ihre Kameele vor Tagesanbruch wieder. In dem Augenblick, wo die Karawane sich in Marsch setzte, kam ein Häuptling, Agaio, der mir früher Geld abgefordert hatte, jetzt aber kam, um mir ein Geschenk zu machen. Er brachte ein mit Milch

beladenes Kameel mit; ich nahm diese Gabe auch mit unendlichem Vergnügen an und theilte die Milch unter meine Gefährten aus. Während der Zeit unterhielt sich Agaio mit dem Anführer der Karawane. Ibrahim Chema rieth ihm ohne Zweifel, seine Geldforderungen nicht zu erneuern; denn als ich ihm seine leeren Gefäße zurückgab, bat er mich um die Baumwollenzeuge. Ich gab mir die Miene, als ob ich ihm durch deren Ueberlassung eine außerordentliche Gunst erweise, und so schieden wir als ziemlich gute Freunde.

Noch am selben Tage machten wir zu Groß-Maro Halt. Hier war durch einen vulkanischen Ausbruch ein natürliches Becken gebildet worden, das sich zur Regenzeit mit Wasser füllt und dann ein kleiner See wird, so daß die benachbarten Stämme von der einen Regenzeit zur andern stets hinreichend für sich und ihre Heerden mit Wasser versehen sind. Man trifft deshalb hier auch immer Beduinen von allenthalben her. Die Beschaffenheit des Bodens bietet hier dem Geologen viel Merkwürdiges dar. Man sieht eine Menge erloschener Vulkane, von denen der höchste, zwei Meilen weiter nördlich gelegen, Ayalu heißt und fast gleich hoch mit dem Vesuv und beinahe eben so beschaffen ist. Nahe dabei steht ein zweiter, Habida genannt, dessen Zusammensinken durch häufigere Ausbrüche veranlaßt worden ist. Am Fuße dieses Berges sollen sich, wie die Beduinen versichern, Ruinen befinden, welche verdienten besucht zu werden: es sollen Ueberreste cyklopischer Gebäude, aus ungeheuren gehauenen Steinen bestehende Grundmauern und ebenso in Stein ausgeführte Cisternen sein. Einige weitere Vulkane, deren Namen ich behalten habe, heißen Maudda und Komeh; allein es würde zu gefährlich sein, sie untersuchen zu wollen, da sie im Gebiet der Modeitos oder Hassen-Maras, der wildesten Völkerschaft im Lande Adel, liegen.

Am nächsten Tage lagerten wir zu Vorduba, im Gebiet des Stammes Takahileh, wo mehrere Häuptlinge auf unsere Ankunft warteten. Das Gerücht, daß ich dem Agaio ein Stück Zeug geschenkt habe, hatte sie herbeigelockt, und sie wollten nun Alle gleichermaßen beschenkt sein. Omar Bata, der Häuptling der Takahiden, machte mir zuerst ein Geschenk und zwar mit zwei Ochsen und einer großen Quantität Milch. Dafür gab ich ihm drei Stücke Baumwollenzeug, zwei Stücke blaue Leinwand, mehrere kleine Spiegel, Messer, Scheeren und ein wenig Taback. Ein solches Geschenk war für Omar Bata ein kleines Vermögen, auch hütete er sich wohl, den andern Häuptlingen etwas davon zu sagen. Ich gab aber dennoch jedem von ihnen ein Stück Baumwollenzeug, wofür sie mir ihre Dankbarkeit noch lange durch Zeichen meiner Bewunderung zollten. Mehrere dieser Häuptlinge wollten mich zurückgeleiten, als ich Borduba verließ; da mir ihre Eskorte jedoch unnütz war, so dankte ich ihnen dafür. Sie trennten sich demzufolge von der Karawane, indem sie mich versicherten, daß sie meine edelmüthige Freigebigkeit nicht so bald vergessen würden.

Wir naheten uns jetzt den Gränzen des Landes Adel und waren nur noch drei Tagereisen entfernt vom Hawasch, dem großen Fluß, welcher das Reich Schoa von Südwest nach Nordost durchströmt und seine äußerste Gränze gegen das Land Adel bildet. Bald nachdem wir die letzten Hügel der vulkanischen Region überstiegen hatten, wo mehr Lava aufgehäuft ist, als ich in den Umgebungen der Vulkane Italiens und Siciliens zusammen sah, betraten wir eine im üppigsten Grün prangende Ebene, welche die Beduinen

zu einem der reichsten Striche der Erde umwandlen könnten, wenn ihre unverbesserliche Faulheit sie nicht an das indolente und nomadische Leben fesselte. Schoa zeichnete sich im Hintergrunde des Horizonts und gerade vor uns die hohe Bergkette, welche die Einfassung der Hochebene von Schoa bildet, in blauen Linien am tiefen Azur des Himmels ab. Nach einer vierwöchigen Reise in der Wüste hieß sie sehen, sie beinahe erreicht haben. Allein meine Ungeduld vergrößerte sich in dem Maaße, als wir uns näherten. Ich fühlte jene fieberhafte Aufregung, die uns in dem Augenblick erfaßt, wo wir in Besitz dessen gelangen, nach dem wir lange gestrebt. Als mich nur noch eine Entfernung von vier Stunden vom Hawasch trennte, schwang ich mich auf ein Maulthier und eilte der Karawane voraus, um zuerst an den Ufern dieses Flusses anzukommen. Nur ein Einwohner von Tuschurra begleitete mich dahin.

Wir waren schon ziemlich weit voran, als ich deutliche Spuren von Elephantentritten bemerkte. Ich machte meinen Gefährten darauf aufmerksam. Dieser stieg ab, um sie mehr in der Nähe zu betrachten, denn die Beduinen können, wenn sie Spuren von Menschen oder Thieren sehen, alsbald mit wunderbarer Sicherheit sagen, seit wie lange dieselben schon gemacht worden sind. Der Meinige behauptete, daß die fraglichen Fußstapfen erst seit dem Morgen seien und daß wir den Elephanten wahrscheinlich an den Ufern des Flusses treffen würden, wohin er ohne Zweifel zum Trinken gegangen sei. Mein Gewehr und meine Pistolen waren mit Kugeln geladen; ich setzte frische Zündhütchen auf und dann setzten wir unseren Weg weiter fort, indem wir der Fährte folgten. Der Beduine hatte sich nicht getäuscht; wir bemerkten den Elephanten unweit des Flusses. Er war von monströser Höhe und Dicke und wandte uns den Rücken zu, indem er die Knospen eines Bäumchens verzehrte, die er sehr vorsichtig mit seinem Rüssel abbrach. Als wir nur noch etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt waren, stieg ich ab, übergab mein Maulthier dem Tuschurri, der es seinerseits für klüger hielt, sitzen zu bleiben, und näherte mich dann so still wie möglich dem ungeheuern Thier. Meine Absicht war, es in das Ohr zu schießen, wenn es mich nahe genug hätte herankommen lassen. Ich war auch in der That nur noch zwanzig Schritte von ihm entfernt, als mein Feigling von einem Tuschurri die Maulthiere umwandte, um zur Flucht bereit zu sein, sobald irgend wie Gefahr einträte. Ich weiß nicht, hörte der Elephant die Bewegung der Maulthiere oder mich, er wandte sich um und alsbald sprengte der Tuschurri mit verhängtem Zügel auf und davon, indem er auch mein Maulthier mit fortnahm. Glücklicherweise jagte dem Elephanten entweder das hierdurch verursachte Geräusch oder mein Anblick Furcht ein, so daß auch er so schnell wie möglich mit erhobenem Rüssel und Schweif in größter Eile entfloh. Um ihn zu noch größerer Eile zu veranlassen, sandte ich ihm zwei Kugeln nach; er machte zwei ungeheure Sprünge und bald hatte ich ihn aus dem Gesicht verloren. Als der Tuschurri meine zwei Schüsse hörte, kehrte er um, überzeugt davon, daß ich den Elephanten getödtet habe. Er fragte mich, wo er gefallen sei. „Nicht weit von hier,“ gab ich ihm zur Antwort und führte ihn zugleich an den Ort, wo das Thier die zwei ungeheuern Sprünge gemacht hatte. Wir sahen hier in der That auch Blutspuren. Der Beduine sagte mir nun mit zuversichtlichem Tone: „er ist todt“ und sprengte alsbald im Galopp davon,

indem er mir diesmal aber doch mein Maulthier zurückließ, um unserer Karawane meine vermeintliche That mitzutheilen. Ich für meinen Theil bestieg ruhig mein Maulthier wieder und ritt nach dem Flusse zurück, um dort die Karawane zu erwarten. Ich war nicht wenig überrascht, als ich etwa fünfzig Beduinen athemlos herbeikommen sah, die mich umringten und einen wilden Gesang anstimmten, in welchem sie mich den Krieger der Krieger und den Helden unter den Jägern nannten. Diese Musik begleiteten sie mit Fußstampfen, Springen und Verdrehungen, so daß sie bald in Schweiß gebadet waren. Nachdem sie sich heiser geschrien und müde gestampft hatten, wollten sie von mir nach dem Orte geführt sein, wo sich der Elephant befinde. Ich entschuldigte mich mit meiner Müdigkeit, doch sagte ich ihnen, daß derjenige, welcher ihnen die Nachricht gebracht, sie eben so gut hinführen könne. Nun zogen sie mit dem Feigling von einem Tuschurri an der Spitze, aus, um den Elephanten aufzusuchen und kamen erst gegen Mitternacht wieder zurück, ohne ihn übrigens weder todt noch lebendig gefunden zu haben.

Der Hawasch hatte gerade einen sehr hohen Wasserstand, so daß uns der Uebergang über den Fluß mehrere Tage hinwegnahm. Die Waaren wurden auf Flößen von einem Ufer zum andern geschafft. Diese Flöße waren an lange Stricke gebunden, die an beiden Ufern festgebunden wurden und so die ersteren in der Richtung hielten. Nebenher schwammen mehrere Männer, die ihren Gang beschleunigten und bei der Ankunft am andern Ufer die Effekten abluden, während wieder andere die Thiere über den Fluß hinüberschafften. Alles war thätig und das ganze Geschäft wurde mit der größten Heiterkeit abgemacht, die auch durch keinen Unfall getrübt wurde. Ich maß hier die Höhe des Hawasch mit dem Barometer.

Hat man den Fluß überschritten, so zieht man längs einiger kleinen Seen, Leado genannt, hin, in denen es sehr viele Krokodile und Hippopotame gibt. Ich hoffte, mehrere derselben erlegen zu können, allein unglücklicherweise hatte durch die letzten Ueberschwemmungen des Hawasch der Wasserstand in diesen Seen so zugenommen, daß die Amphibien dadurch geschützt wurden. Ich feuerte auf einige Hippopotame, von denen man kaum ihre ungeheure Schnauze über dem Wasser bemerkte, aus weiter Entfernung einige Schüsse ab, ohne jedoch zu treffen. Wahrscheinlich hätte ich diese unfruchtbare Jagd hartnäckig fortgesetzt, wenn mich nicht einige Beduinen aufgesucht hätten. Sie kamen voll Schrecken herbeigelaufen, um mir zu sagen, daß die Leute unserer Karawane im Begriff ständen, sich mit Beduinen vom Stamm Gindaso zu schlagen, da die letzteren sie plündern wollten. Ich eilte auf diese Nachricht hin augenblicklich nach dem Kampfplatz. Die beiden Truppen hatten übrigens noch nichts weiter gethan, als gegenseitig sich in Schlachtordnung gestellt und einander beleidigende Ausforderungen zugeschrien, die gewöhnliche Einleitung zum Kampf in diesen Gegenden. Bei meiner Ankunft auf dem Schlachtfelde schoß ich eine Pistole in die Luft ab und augenblicklich warfen sich die beiden Horden, wie durch einen elektrischen Schlag gleich erschrocken auf den Boden. Ich konnte mich nicht enthalten laut aufzulachen, als ich sah, wie ich die Wildheit und den Muth einiger hundert Beduinen durch meine Pistolen in der Gewalt hatte. Ich sagte den Leuten der Karawane, sie möchten aufstehen, und ihrem Beispiel folgten auch die Beduinen. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken etwas erholt hatten, fingen sie zwar wieder an Dro-

hungen gegen uns auszustoßen, doch ein zweiter Schuß hatte wieder die nämliche Wirkung wie der erste. Nach einigen Augenblicken erhoben sie sich wieder und waren zwar still und unbeweglich, zogen sich aber auch nicht zurück; nun schoß ich alle vier Läufe meiner Flinte nach einander ab, und zwar immer in die Luft. Jetzt hielten sie aber nicht weiter Stand, sondern flohen so schnell, als ihre Beine sie tragen konnten. Nachdem sie uns aus dem Gesichte waren, erklärte man mir den Grund ihres Angriffs. Ein Verwandter Abdoeta's, des ersten Kriegers unserer Karawane, hatte früher einmal einen Beduinen von diesem Stamm getödtet. Als die Beduinen nun erfuhren, daß sich ein Verwandter des Mörders ihrem Gebiete nähere, beschlossen sie, an ihm Rache zu nehmen. Ibrahim Chema hatte, nach seiner gewohnten Feigheit, sich gleich beim Beginn des Kampfes in einem nahen Walde versteckt; nachdem die Gefahr aber vorüber war, kam er ganz still wieder herbeigeschlichen, in der Meinung, man habe seine Flucht nicht bemerkt. Doch Abdoeta hatte ihn gesehen. Er ging auf ihn zu und redete ihn voll Verachtung folgendermaßen an: „Du bist ein Neghis (Feigling), doch ich hatte dich nicht nöthig, um mich zu vertheidigen, Rochet und ich waren stark genug, um diese Räuberbande zu verjagen. Wenn wir es Alle so gemacht hätten wie du, wo wären jetzt dein Sattel und deine Kameele?“ Dies war unser letztes Abenteuer in der Wüste. Wir verließen jetzt die Ufer des Hawasch und vier Tage später befanden wir uns an der Gränze von Schoa, in Denemali.

Denemali ist nämlich das Zollthor des Königreichs von Saleh Sallasi. Hier werden den aus dem Lande Adel kommenden Karawanen ihre Waaren untersucht und diese mit einem Zoll von je einem Zehntel aller vorhandenen Gegenstände, selbst der Talaris, belegt. Wir blieben zwei Tage in Denemali und am 30. October, gerade anderthalb Monate, nachdem ich Ambabo verlassen, kam ich nach Farreh, dem ersten Dorfe der Provinz Efat. Hier war in Wahrheit meine Reise mit den Adels zu Ende, denn nun zerstreute sich die Karawane und ich trennte mich von meinen Reisegefährten. Man kann sich wohl denken, daß dieses Scheiden meinem Herzen keine allzu tiefen Wunden schlug!

Amerika.



Amerika *) entfaltet vor unsern Blicken eine „neue Welt“, daher es noch oft mit diesem Namen benannt wird. Drei Jahrhunderte haben den Zauber der Neuheit von diesem Welttheil nicht abstreifen können, der obgleich besser gekannt und genauer durchforscht, als das mit Wüsten ummauerte Afrika und selbst mehrere Theile des Innern von Asien, uns noch immer eine „neue Welt“ erscheint. Dennoch ist nicht anzunehmen, daß diese Erdveste später aus den Wassern emporgestiegen sei, als das Festland der alten Welt. Die ganze Erdkugel scheint gleichzeitig dieselben Umwälzungen erlitten zu haben, welche die Bildung der gegenwärtigen Gestalt ihrer Oberfläche herbeiführten. Man beobachtet dieselbe Lagerung der Gebirgsschichten in Amerika wie in Europa, der Granit der Anden von Peru ist wahrscheinlich in demselben Zeitraum entstanden, in welchem der Granit der Schweizer Alpen hervortrat. Ebenso ist es durch nichts bewiesen, daß das Dasein der Menschen viel neuer in Amerika sei, als auf den übrigen Erdtheilen.

Unter allen Erdtheilen ist Amerika in der Richtung von Norden nach Süden am längsten gestreckt; eine gerade Linie von der Elsons-Spitze im Norden bis zum Cap Forward im Süden würde 1870 Meilen lang sein. Es liegt auf der nördlichen und auf der südlichen Halbkugel, innerhalb aller Zonen der Erde mit Ausnahme der südlichen kalten. Kein anderer Welttheil nähert sich mehr dem Südpol, nur Asien liegt noch dem Nordpol näher als Amerika. Gleichwie die alte Welt aus einer europäisch-asiatischen und einer afrikanischen Festlandshälfte besteht, die beide durch die Landenge von Suez getrennt und zusammengehalten werden, zerfällt Amerika in eine Nord- und eine Südhälfte, zwischen denen der Isthmus von Panama Scheidewand und Verbindungsbrücke bildet. Nord-Amerika liegt überwiegend innerhalb der gemäßigten Zone, Süd-Amerika innerhalb der heißen; beide Hälften, insbesondere die letztere, nähern sich der Dreiecks-Gestalt. Nord-Amerika ist ziemlich reich mit Halbinseln ausgestattet, ähnlich dem östlich von ihm gelegenen Europa, Süd-Amerika dagegen ebenso einförmig und massenhaft gestaltet, wie das gegenüberliegende Afrika. Beide Hälften der neuen Welt aber haben eine gleiche natürliche Beschaffenheit, es findet kein Gegensatz zwischen ihnen statt, wie der zwischen Morgenland und Abendland in der alten Welt. Die Gestalt der Oberfläche ist auf beiden Hälften außerordentlich einfach: das Hochland ist eine einzige Kette von Gebirgen und Hochebenen, welche in ihrer ganzen Erstreckung der Westküste folgt; das Tiefland besteht aus zwei Ebenen, die eine dehnt sich vom mexikanischen Golf bis zum nördlichen Eismeer, die

*) Wir bedienen uns hier meistens der Worte Anderer.

andere von den Gebirgen von Caracas bis Patagonien; aus dem Tieflande und dem Antillen-Meere erheben sich am atlantischen Ocean die Apalachen, die Kette der hohen Antillen, das Massengebirge von Parime und das Hochland von Brasilien. Die Anden der beiden Amerika fallen schroff gegen das Meer und die Ebene ab, und schon an ihrem Fuße beginnt das Tiefland. Die Hochländer der Anden sind wenig von einander verschieden; die Ebenen sind ohne Steppen und Wälder, welche den Reisenden viele Tagereisen lang den nämlichen Anblick gewähren und werden nur von sieben Strömen bewässert, die sämmtlich von dem Hochlande nach Osten fließen. Amerika mit seinen mächtigen Gebirgsketten, seinen gewaltigen Strömen, seinen ungeheuren Ebenen und seiner verhältnißmäßig nur geringen Bevölkerung ist gleichsam eine große Einöde, welche bloß zur Entfaltung der Natur, zur Entwicklung des Pflanzenlebens und für das Thierreich bestimmt zu sein scheint; die Menschen verschwinden fast in dieser wilden an riesenhaften Gestaltungen und Kräften überreichen Natur. Hier finden sich die ausgedehntesten Urwaldungen der Erde, Bäume erreichen die gigantische Höhe von 150 bis 180 Fuß, Stauden und Sträucher, die man als solche in Europa kennt, werden in den Tropengegenden Amerika's zu Bäumen; an Mannigfaltigkeit Kraft und Fülle wird der Pflanzenwuchs von dem keines andern Erdtheils übertroffen. Ueberdies besitzt Amerika in seinen gewaltigen Strömen und zahlreichen großen Seen und Morästen besonders im Norden die größten Massen süßen Wassers; hat nicht nur die meisten, sondern auch die thätigsten und höchsten Vulkane, ausschließlich auf der Westseite, die größten Ebenen, die Pampas und Llanos im Süden, die Savannen und Prairien im Norden, endlich wenn auch nicht Wüsten, wie Afrika, doch die größten Einöden auf der ganzen Erde. Es ist ein in allen seinen Verhältnissen großartiger und imposanter Welttheil.

Den am meisten angebauten und civilisirtesten Theil von Nord-Amerika, seine Ostküste, führen wir uns zuerst vor und schreiten dann durch das breite Thal des Mississippi hinüber zu den Westgestaden, worauf wir uns noch in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten und in den der Cultur noch ferner gelegenen Gegenden umsehen. Hernach machen wir eine Wanderung durch Mittel-Amerika, von wo wir uns, nach kurzem Verweilen, nach Süd-Amerika begeben, dessen großartigste Naturscenen wir in mannigfachen Gemälden an uns vorübergehen lassen.

I. Nord-Amerika.

1. Von New-York nach dem Niagara-Fall.

In New-York dreht sich Alles um See und Schiffe. Dennoch darf man die Ausflüge auf's Land nicht vernachlässigen, gerade weil sie die prächtige Stadt mit ihrem Hafen stets wieder von neuen Gesichtspunkten zeigen. Ein Kranz von Vorstädten umgibt New-York auf den umliegenden Inseln und Landzungen, Dampfschiffe und Dampffähren stellen die vollständigste Verbindung mit Brooklyn und Williamsburgh auf Long-Island, mit Jersey-City und Hoboken auf dem Festlande des Staats von New-Jersey und mit Staten-Island am Ausgang des Hafens her. Es ist schwer zu sagen, welcher dieser Punkte der schönste ist und noch schwerer die Beschreibung der Scenerie, die in der Welt wohl nicht ihres Gleichen hat: die majestätische Häuserwelt der Stadt, von einem Mastenwalde umgeben, die lachenden Anhöhen des Ufers von Long-Island mit den freundlichen Städtchen und Landhäusern, auf der andern Seite die waldreichen Ufer des Hudson mit der senkrechten Basaltwand der Palisades, alles sich in der prächtigen Wasserfläche spiegelnd und darüber ein herrlicher dunkelblauer Himmel; mit Vorliebe aber verweilt immer das Auge bei den Schiffen, die mit Segeln überladen in den schönen sicheren Hafen einziehen. Der Anblick eines noch so stattlichen Dampfschiffes kommt der ruhigen Majestät des Segelschiffes nicht gleich, aber erstere beleben wiederum die Scene, indem sie, die Fluth rasch durchschneidend, zierlich gebaut und in lebhaften Farben glänzend, aus zwei ungeheuren Schloten lange Rauchsäulen emporsteigen lassen. Schleppdampfschiffe mit ihren geräuschvollen Hochdruckmaschinen ziehen, wie schwer athmend unter der Last des Kauffahrers, der mit Tauen dicht an sie befestigt ist, daher, schon in ihren dunklen Farben ein Contrast gegen die buntbemalten Dampfer, die leicht und fröhlich zwischen den verschiedenen Ufern ihren Weg suchen. Wer diesen Anblick des Hafens von New-York einmal oder gar wie ich wochenlang wiederholt genossen hat, dem muß diese Herrlichkeit unvergeßlich bleiben, und die Sehnsucht sie noch einmal wiedersehen zu dürfen, wird ihn manchmal beschleichen.

Mein tägliches Vergnügen war in einem amerikanischen Wägelchen, das man selbst lenkt, mit dem einen oder anderen Bekannten die Gegend zu durchstreifen. Begünstigt durch das unvergleichlich zähe Holz des Hickory-Nußbaums hat die amerikanische Wagenbaukunst Gefährte von außerordentlicher Leichtigkeit hergestellt, so daß es Wagen von nur 40 Pfund Schwere gibt. Man hat gewöhnlich vierräderige zweisitzige Wagen, vor die ein Pferd gespannt ist. Mit einem so leichten Gefährte ist es möglich, Entdeckungsreisen zu unternehmen und sich auf wilde Wege zu wagen. Begegnete mir es doch einmal in Charleston, daß ich allein ausgefahren war und einem Weg auf einem schmalen Damm folgte, bis ich an ein verschlossenes Thor kam. Da Niemand auf mein Rufen öffnete und der Damm zu schmal war, um zu wenden, spannte ich mein Pferd aus, nahm den Wagen ohne weiteres in die Arme

und drehte ihn auf dem Platze herum, so daß ich wieder zurückfahren konnte, von wo ich gekommen war.

Manhattan-Island und das nahe Festland, wo es an schönen Kunststraßen nicht fehlt, bieten die schönste Gelegenheit zu Ausflügen, rechts oder links hat man dann immer einen Blick auf Wasser und Schiffe und am Wege freundliche Landhäuser. Letztere sind meist von Holz gebaut oder wenigstens mit hölzernen Verandahs auf allen Seiten und allen Stockwerken umgeben. Diese sind den amerikanischen Villen eigenthümlich und erhöhen außerordentlich den Genuß der freien Luft und der schönen Natur. In vielen dieser Landhäuser bekommt man für Geld und gute Worte Erfrischungen, ohne daß es gerade Wirthshäuser sind, wie denn überhaupt in dem commerziellen Amerika der Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer, Gast und Wirth weit freier und zwangloser ist als bei uns. Mit Anbruch des Abends kehrt man in die Stadt zurück, meist mit botanischen Schätzen überladen, welche ich oft in ungeheuren Bündeln heimtrug. Eine eigenthümliche Sitte herrscht unter den Spatzierfahrern auf diesem Wege mit dem ersten besten Vorüberfahrenden sich in eine Wettfahrt einzulassen. Der Wetteifer, besonders in der Schnelle zur möglichsten Zeitersparniß ist ein so entschiedener Charakterzug des Yankeethums, daß dies kaum befremdet. Sogar bis in Broadway setzen sich diese Wettrennen fort, mitten im Gedränge der schwerfälligen Omnibus, zwischen denen man mit augenscheinlicher Gefahr zerquetscht zu werden, sich in seinem leichten Wagen hindurchdrängt.

Die eigenthümlich construirten Dampffähren, welche vorn und hinten gleich gebaut sind und deshalb ohne zu wenden jedesmal gerade an das Land anlegen und so wieder abstoßen können, brachten uns so oft wir wollten mit sammt unserem Wagen nach Long-Island oder nach Jersey-City. Die Umgebung des letzteren freundlichen Landstädtchens ist schon etwas wilder, als andere Theile der nahen Umgebung von New-York. Es sind viele Grundstücke, zu größeren Gütern gehörig, auf denen zwar kein Urwald mehr, denn die alten Stämme sind längst gefällt, aber doch noch regellos wachsendes Gestrüpp und Baumwerk steht. Eine solche rohe Bewirthschaftung des Grundes und Bodens in der Nähe einer großen Stadt ist in Amerika gewöhnlich. Vielleicht ist Philadelphia die einzige größere Stadt, in deren Umgebung sich so etwas nicht findet.

Wenn ich in diese Wälder anfangs ein Gewehr mitbrachte, so folgte ich dem allgemeinen Irrthum jagdlustiger Deutschen, welche hier ein Paradies in dieser Hinsicht erwarten. Es ist aber von Wild keine Spur, kaum daß einzelne harmlose Vögel der allgemeinen Jagdfreiheit entronnen sind.

Unterhaltend waren die Ausflüge auf Long-Island, entlang dem Sund, der nach dieser Insel benannt ist und jenseits am freien Seeufer. Doch ist die Landschaft hier weniger reich an Farben und Abwechslung und der Boden flach. Unvergeßlich aber wird mir eine Fahrt auf Long-Island bleiben, da wir uns in einer finsteren Nacht verspätet und beinahe verirrt hatten, plötzlich aber durch das Geräusch eines Eisenbahnzuges, der offenbar auf uns zukam, aufgeschreckt wurden. Es war stockdunkel, und da bei den amerikanischen Eisenbahnen kein Wegübergang durch Barrieren oder Bahnwärter gesichert ist, so konnte es leicht sein, daß die Kreuzung in unserer unmittelbaren Nähe war, und schon diese Möglichkeit war genügend, ein Gefühl

großer Unbehaglichkeit hervorzurufen. Doch waren wir zur Unthätigkeit gezwungen, denn wir wußten nicht, ob wir vorwärts oder rückwärts ausweichen sollten, um die verhängnißvolle Stelle zu vermeiden. Zu unserer großen Erleichterung sauste das Ungethüm alsbald in leidlicher Entfernung an uns vorüber.

Zu einem Ausfluge nach Paterson in New-Jersey verlockte mich der Ruf des 70 Fuß hohen Falles des Passaicflusses. Leider war bei dem niedrigen Wasserstande von dem Fall nichts zu sehen, zumal der Fluß auch noch den prosaischen Beruf hat, durch einen Kanal, der oberhalb des Falles das Wasser aufnimmt, Maschinenwerke in Bewegung zu setzen. Dafür entschädigte mich der Genuß ländlicher Stille, das Wirthshaus liegt in der romantischen Umgebung von Felsen und Wald wie ein niedliches Kartenhaus; der Ort ist viel besucht, man sieht oft wagehalsige Kinder von dem 50 Fuß hohen Felsen herab in's Wasser springen. Hier sah ich einen gefangenen Seeadler, bekanntlich das Wappenthier der Vereinigten Staaten, und eine Strumpfbandschlange, ein schönes 3 Fuß langes unschuldiges Thier, die man häufig zu zähmen pflegt. Zum ersten Mal wurde mir hier auch der Anblick einer Prairie zu Theil, die zwar nur einen beschränkten Fleck einnahm, jedoch nicht der Eigenthümlichkeiten eines freien blumenreichen Teppichs ohne Gesträuch entbehrte. Freudiger aber als alles dies begrüßte ich, wie das Hereinragen einer besseren Welt, wildwachsende Cactus mit rundlichen platten Blättern, die auf felsigem Boden freilich niedrig und kümmerlich genug stehen. Diese und die in jenen Breiten keineswegs seltenen Kolibris, welche den Schwärmern gleich von Blume zu Blume schwirren und vor den einzelnen Blüthen längere Zeit sich schwebend erhalten, sind die einzigen Wahrzeichen, daß man sich in einem warmen, den Tropen näheren Klima befindet; die reichere Entfaltung der übrigen Natur wird durch die strengen Winter zurückgehalten.

Endlich gedenke ich noch eines Ausflugs nach Providence, der Hauptstadt des kleinen Staats Rhode-Island. Man verfolgt den Weg direct nach Boston, indem man zunächst eine Strecke von 93 englischen Meilen auf Long-Island mit der Eisenbahn zurücklegt. Auf dieser Bahn macht man 30 englische oder 6 deutsche Meilen in der Stunde, was die größte Geschwindigkeit war, mit der ich in der Union gefahren bin. Von Greenport setzt man mit einem Dampfschiff über den Long-Island Sound und am jenseitigen Ufer in Stonington beginnt wieder die Eisenbahn. Die Landschaft auf letzterer Strecke, am Ufer einer schönen Bai, ist etwas kahl und was Providence selbst betrifft, so hat es ebenso wenig wie die meisten kleineren Städte Amerika's etwas besonderes Eigenthümliches in seinem Aeußern: dieselbe einförmige Nettigkeit und Neuheit, der Weihe der Geschichte entbehrend, dieselben hölzernen oder backsteinernen Häuser in weitläuftigen Straßen gereiht, nette Kirchen in englischem Typus mit spitzen Thürmen und öffentliche Gebäude in mehr oder minder fehlerloser Nachahmung antiker Vorbilder.

Die Reise nach den Niagara-Fällen, obgleich 443 englische oder an 100 deutsche Meilen weit, ist durch Dampfboote und Eisenbahnen so sehr erleichtert, daß ich es unternehmen konnte, sie als einen Abstecher von New-York zu behandeln. Ich schiffte mich sonach am 2. October auf dem Dampfboot Empire zur Fahrt den Hudson hinauf ein. Dieser unvergleichliche Strom

mit den blühenden und reichen Städten an seinen Ufern, ist von Dampfbooten und Segelfahrzeugen im höchsten Grade belebt, und auch der ganze Verkehr nach dem Nordwesten ging — damals wenigstens — über diese Wasserstraße bis Albany. So machen, außer zahlreichen Lokalbooten, mehrere größere Dampfboote alltäglich diesen Weg mit Hunderten von Passagieren beladen. Die Empire war unter allen Booten das stolzeste und wohl das größte schwimmende Gebäude, Noah's Arche ausgenommen, welches menschliche Betriebsamkeit jemals zusammengesetzt hat. Sie war nicht weniger als 330 Fuß lang, 62 Fuß in Allem breit, hatte Maschinen von 600 Pferdekraft, Räder, die im Durchmesser 32½ und in der Breite 12½ Fuß maßen. Dabei sind diese ungeheuren Boote ganz eigenthümlich gebaut und wirklich einer Arche ähnlicher als einem Schiffe. Alles ist für Aufnahme vieler Passagiere berechnet, die Maschinen liegen auf dem Verdeck in dem Räderkasten und arbeiten jede für sich, zwei ungeheure Schlote neben einander gehören jeder zu einer Maschine. Bei den meisten amerikanischen Dampfschiffen ragt der Balancier hoch über Deck empor und sein Arbeiten nimmt sich seltsam aus. Durch diese Einrichtung ist natürlich im Raum eine Menge Platz gewonnen; derselbe besteht aus einer langen Flucht von Kajüten oder Sälen, in welchen 400 bis 500 Menschen zu Tische sitzen können. Ueber dem Verdeck erhebt sich ein zweites, das auf Säulen ruht, welches abermals eine Masse Menschen aufnimmt. Es läuft bis vor die Radkasten und dort dem Schnabel des Bootes weit näher als dem Steuerruder sitzt der Steuermann in einem engen Häuschen hoch erhaben und lenkt mittelst langer Ketten das Schiff. Natürlich könnte er von dem sonst üblichen Standpunkte den Koloß garnicht übersehen. Statt der Masten sind als Zierrathen aufrecht stehende rundgehobelte Balken mit großen goldenen Knöpfen angebracht, das ganze Boot ist schneeweiß angestrichen, kurz einem gewöhnlichen Fahrzeug so unähnlich wie möglich. An Bord fehlt die unerläßliche Bar nicht, an der sich die Passagiere trinkend und unterhaltend begegnen, sogar eine Barbierstube ist an Bord und die sonstigen Bequemlichkeiten lassen nichts zu wünschen übrig. Bei dem lebhaften Verkehr kann es nicht fehlen, daß zuweilen eine starke Concurrenz auftaucht, da es Concessionen und Privilegien wie bei uns, in Amerika nicht gibt. Wenn sich dann so eine starke Rivalität gebildet hat, so findet ein gegenseitiges Herunterbieten statt, das für das Publikum zwar sehr ersprießlich ist, aber die Kräfte der Rivalen bis auf's Aeußerste erschöpft, bis Einer ruinirt ist und das Feld räumt. Kurz vor der Zeit, ehe ich in Amerika war, bestand ein solcher Wetteifer, daß die Capitaine, auf dem Radkasten stehend, das Publikum einluden und sich förmlich Dollar für Dollar abboten, bis der Eine erklärte, er nehme die Passagiere umsonst mit. Alles strömte natürlich nach seinem Schiff, als in der Brust des Andern ein heroischer Entschluß reifte. Mit einem Fluche rief er: »Well and I'll give the tea in!« bot dem Publikum außer freier Fahrt noch freien Thee obendrein und überwand durch diese großartige Aufopferung seinen Gegner vollständig.

Von New-York nach Troy jenseits Albany, eine Entfernung von 150 engl. Meilen, legte das Dampfboot in 10 bis 12 Stunden zurück. Der Hudson ist indeß so schön, daß man sich auch eine langsamere Fahrt gern würde gefallen lassen. Er ist zwar seiner Länge nach einer der unbedeutendsten Ströme in den Vereinigten Staaten, aber nahe seiner Mündung ist er

viel breiter, und bei Albany nach kurzem Laufe viel schmaler als der Rhein. Seine Schönheit besteht in der Abwechslung von wilder und lachender Landschaft, in den seeartigen Erweiterungen, die er bildet, nachdem er sich aus kühnen Felspartien hervorgewunden und dem prächtigen frischen Urwald an seinen Ufern. Gleich, wenn man den Hafen von New-York verläßt, fesseln die Blicke schroffe Felswände, die sogenannten Palisades, ungeheure Basaltsäulen, welche bis zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß senkrecht aufsteigen. Bei der herrlichen Partie, Tappan Sea genannt, erweitert sich der Strom zu einer sehr ausgedehnten Wasserfläche, die von scharfgeschnittenen Bergformen umgeben ist. Hier liegt Singsing, das große Staatsgefängniß, welches aus weißlichem Marmor erbaut ist, in der vielleicht schönsten Gegend des ganzen Flußthales. Bald erreicht man Anthony's Nose, einen, wenn man will, allerdings nasenförmigen Felsen, der sich schroff in's Flußbett hineinschiebt; dann folgt auf dem rechten Ufer auf einer Anhöhe, von Bergen und Schluchten umgeben, Westpoint, die bekannte Militairakademie der Vereinigten Staaten, und Kosciusko's Denkmal schimmert uns entgegen. Die Erweiterung des Thals bei Windsor ist abermals eine herrliche Partie, bald aber wird der Fluß wieder schmaler, wir passiren die bis zu 3800 Fuß hohen Catskill-Berge, einen Landstrich von hochberühmter Schönheit und erreichen bald die Stelle, 120 engl. Meilen von der Mündung, wo der Hudson für seefähige Fahrzeuge aufhört schiffbar zu sein. Bis dahin waren diese einmastigen Schiffe mit ihren weißen Segeln eine Hauptzierde des Flusses. Nach Albany zu nimmt Breite und Tiefe des Flusses, sowie die wilde Schönheit der Gegend zusehends ab. Albany liegt, wie so manche Stadt der Vereinigten Staaten, z. B. Boston, Baltimore, am Wasser auf einer sanften Anhöhe, die von einem öffentlichen Gebäude mit stattlicher Kuppel gekrönt wird. Unsere Fahrt erstreckte sich bis Troy, welches noch 6 engl. Meilen weiter liegt; wir gelangten also auf dieser Fahrt in eine jener amerikanischen Gegenden, wo die klassischen Namen vorherrschen, daneben englische oder überhaupt europäische mit indischen abwechseln.

Es ist nicht leicht auf amerikanischen Dampfschiffen Bekanntschaften anzuknüpfen, der Yankee im engeren Sinne, der Amerikaner der östlichen und der mittleren Staaten ist als Reisegefährte schweigsam und gegen Fremde zurückhaltend. Nur diesmal war unsere Reisegesellschaft ein wenig außergewöhnlich lebhaft, es war nämlich die Präsidentenwahl vor der Thür, und das politische Treiben der Parteien im besten Gange. Die Stichworte Clay und Polk, die Namen der Präsidentschafts-Candidaten, ließen sich überall vernehmen, die Parteimassen schaarten sich zusammen, und nicht lange dauerte es, als auch mich drei Männer in artiger Weise, aber mit wichtiger Amtsmiene nach meinem politischen Glaubensbekenntniß fragten. Ich erwiederte, ich sei ein Fremder und unbekannt mit den Verhältnissen des Landes. Allein mit dieser Antwort waren sie nicht zufrieden, sondern rückten mir mit der Frage näher, für wen ich wohl glaubte, daß ich mich entscheiden würde, wenn ich zu stimmen hätte, für Clay oder für Polk? Unbedenklich entgegnete ich: „Well then, I think I should go for Clay.“ Sichtlich befriedigt notirte einer der Frager meine Entscheidung in sein Taschenbuch, und darauf zogen sie weiter. Später hörte ich, daß es herkömmlich ist, bei herannahender Präsidentenwahl allenthalben Stimmen zu sammeln, auch auf den Dampfschiffen,

um nach solchen unsicheren Resultaten den wirklichen Erfolg im Voraus abzuschätzen, und in den Zeitungen damit groß zu thun.

Diese politische Aufregung brachte einiges Leben in unsere Schiffsgesellschaft, und machte die Fahrt unterhaltend, die ohnehin auf dem prächtigen großen Boote, das mit der Gewalt seiner mächtigen Maschine vorwärts eilte, sehr angenehm war. Was hilft aber Größe, Schönheit und Pferdekraft, wenn man mitten in seiner ruhmreichen Laufbahn auf die kläglichste Weise im Schlamm stecken bleibt! Dieses unrühmliche Ereigniß befiel uns eine halbe Stunde unterhalb Albany. Alle Passagiere wurden aufgeboten zu helfen und zu ziehen, um das Schiff flott zu machen. Aber vergebens, und wir hätten die Nacht auf unserer schönen Empire zubringen müssen, wofür unser Reiseziel Troy, das ist Troja, und die ungeheure Empire als trojanisches Pferd ein übles Omen abgaben, wenn uns nicht ein kleines bescheidenes Dampfboot, kaum ein Dritttheil so groß als unser Prachtschiff, zu Hülfe gekommen wäre. Passagiere und Effekten wurden schlecht und recht auf dem kleinen Boot untergebracht, wobei nicht viel fehlte, daß auch dies kleine Fahrzeug unter dieser ungewohnten Last stecken geblieben wäre. Doch ging alles gut, und die bedeutend erleichterte Empire ward auch wieder flott und folgte uns. Wie es zu gehen pflegt, waren wir durch dieses kleine Mißgeschick alle in die heiterste Laune versetzt, und somit doppelt empfänglich für die wahrhaft komischen Scenen, die nun folgten.

In Albany hatten nämlich an diesem Tage die Locofocos oder Demokraten ein Massmeeting, eine große Volksversammlung, auf freiem Felde gehalten, und es flog nun eine ganze Flottille von großen und kleinen Dampfbooten, über und über mit Flaggen und Laub bestockt, und überfüllt mit obendrein sämmtlich betrunkenen Passagieren an uns vorüber, mit furchtbarem Halloh und Geschrei, das wir aber — unser Schiff war whiggistisch — vornehm ignorirten. Dabei hatten wir unsere besondere Schadenfreude daran, wie sie auch die verlassene Empire, die ganz beschämt hinter uns herzog, salutirten, und die aufwartenden Neger, die einzigen Personen, welche an Bord geblieben waren, mit tiefen Verbeugungen dankten, dazu die Schiffsglocken eifrig läuteten. Das ganze Ufer war in Aufruhr, Flaggen, Böllerschüsse, Geheul aller Art, was immer zunahm, je näher wir nach Albany kamen, wo man vor lauter Lärmen nicht mehr wußte, wo man war. Besonders machte uns eine Kanone viel zu schaffen, die mit unermüdlichem Eifer fortwährend auf uns abgeschossen wurde. Zum Glück konnten wir stets merken, wenn sie abgefeuert werden sollte, weil dann der ganze Hause trefflicher Kanoniere davonlief. Auf unser ohnehin überfülltes Boot kamen nun noch einige betrunkene Locofocos, die uns sehr zur Last waren, und wir waren froh, mit Einbruch der Nacht in Troy anzukommen.

Troy oder Troja, am Fuße der Berge Ida und Olymp gelegen, hat die klassischen Traditionen, die sich an seinen Namen knüpfen bewahrt, und die Trojaner leben in Feindschaft mit den Albaniern schon um des Handelsneides willen. So war denn auch Troy whiggistisch aus Opposition, und statt zur Ruhe zu kommen, fielen wir hier in eine Festlichkeit der Whigs, die, wohl bescheidener, aber doch noch lärmend genug war, und unsern schon überdies aufgeregten Nerven keine Ruhe für die Nacht vergönnte. Den

waren die Wirthshäuser überfüllt, man bot uns einen Theil eines Saals als Schlafstätte an.

Am 3. früh setzten wir über den Fluß, um die Reise nach Westen anzutreten. Die Hauptlinie der Eisenbahn, welche in Albany beginnt, erreichten wir erst bei Schenectady, wohin wir theilweise längs dem Mohawe-Flusse und dem großen Erie-Canal, der von Albany nach dem Erie-See bei Buffalo sich erstreckt, gelangten. Dort war an dem Verbindungspunkte beider Eisenbahnen ein großes Getümmel, und man merkte, daß man sich auf einer großen Verkehrslinie befand. Hier ließ sich daher so ganz der Charakter des amerikanischen Eisenbahnwesens, sowie der Landschaft auffassen. Es liegt in der Natur der Sache, daß in diesem neucultivirten Lande eine große Einförmigkeit im Aeußeren der Ansiedelungen und bebauten Strecken stattfindet, wiewohl damit keinesweges dieser Scenerie das Romantische und in den Einzelnheiten Abwechselnde abgesprochen werden soll.

Von Zeit zu Zeit erblickt man ein freundliches amerikanisches Landstädtchen, wo meist noch die heitere Bauart von Holz vorherrscht. In diese Städte führt die Eisenbahn oft mitten hinein, und man erfreut sich an dem netten reinlichen Ansehen der Häuser, den breiten Straßen, den Bäumen und Alleen in denselben. Der Reichthum an Kirchen und Thürmen, der dem Bilde so vortheilhaft, ist überall in den Vereinigten Staaten groß. Ist es nicht ein Städtchen, so sind es einzelne, aber doch eine Gruppe bildende Ansiedelungen, bei denen in weitem Umkreis der Wald gerodet und durch fruchtbare Felder verdrängt ist. Die letzteren sind sorgfältig umzäunt, eben so wie ein Theil des Waldes, denn in diesen weidet das Vieh, und es soll sich weder verlieren, noch in die Felder einbrechen. Bald folgt eine Strecke wirklichen Urwalds, dichte Gruppen von Bäumen und Gesträuchen jeden Alters, vom ehrwürdigen Stammvater bis zu den schwanken Reisern, die an seinem Fuße emporsprossen. Alles wächst aus dem Humus der vorigen Generation in größter Ueppigkeit hervor, und daneben stehen sterbende und abgestorbene Bäume mitten zwischen dem kräftigsten Leben. Kaum für das Auge, geschweige denn für den menschlichen Fuß ist dies Gewirre durchdringbar. Gerade dies Regellose in dem Wuchs, die Verschiedenheit im Alter der neben einander stehenden Bäume und die reiche Fruchtbarkeit, die keinen Zoll breit Boden unbenutzt läßt, die innige Verbindung des Lebens mit der Verwesung des Alten bilden die Merkmale des Urwaldes. Sein Anblick gewährt ewige Abwechslung, auch wenn er noch so weit den Weg begleitet. Dazwischen wieder ragen ein einsames Blockhaus und die rohesten Einrichtungen die Locomotive mit Wasser zu speisen. Ein paar Neger versehen dies Amt, auch haben sie Holzstöße aufgehäuft, welche zur Feuerung bestimmt sind. Während diese rohe Niederlassung im Sumpf, das wahre Bild der Unwirthlichkeit ist und den Reisenden mit unbehaglichen Gedanken an Fieber und Elend erfüllt, hat die eigentliche Ansiedelung, auch wenn sie noch so bescheiden ist, immer etwas Freundliches. Selbst das Blockhaus, aus horizontal auf einander geschichteten, in den Ecken verschränkten Stämmen erbaut, mit einem steinernen Schlot am einen Ende, macht einen zwar sehr ländlichen, aber doch heiteren Eindruck. Der Ansiedler von seinen Feldern umgeben, hat dem Urwald schon ein namhaftes Stück abgewonnen, und genießt nun die Ernte des überreichen Bodens. Ein seltsames, in hohem Grade eigenthümliches Wahrzeichen der

Neuheit der Ansiedelungen sind die einzelnen Stümpfe der mächtigsten Stämme, welche noch mitten zwischen dem sauber cultivirten Lande stehen geblieben sind; ihre Ausrottung wäre zu mühselig und zeitraubend, und man läßt sie verfaulen; inzwischen stehen sie als bedeutungsvolle Erinnerungszeichen der schweren Arbeit der Urbarmachung da. Zuweilen trifft man auch die Ueberreste einer verunglückten Ansiedelung, auf dem verwilderten Platze stehen noch die steinernen Schlote, während das hölzerne Gebäude vielleicht abgebrannt oder weggefault ist.

Indem auf diesen ganzen Strecken dicht an der Grenze des menschlichen Fleißes, sei es eine Niederlassung oder eben nur der Bahndamm, der hohe Urwald beginnt, entsteht jener merkwürdigste Zug amerikanischer Scenerie, daß man im Innern des Landes eigentlich nur da eine Landschaft antrifft, wo entweder höhere Berge sich über den Wald erheben und wiederum einen freien Blick hinüber verstatten, oder Gewässer eine natürliche, nicht geradlinige Begrenzung des Waldes hervorbringen. Selbst mittelgroße Städte pflegen diese Einförmigkeit zu theilen, da die Grenzen immer steif durch Wald bestimmt sind, und die Baumzucht innerhalb des Weichbildes wenig besagen will. Einzelne schöne Bäume, als Zierde der Landschaft, als Schutz oder Wahrzeichen der Wohnung bei der Ausrodung zu schonen, daran denkt in Amerika Niemand. Es mag wohl sein, daß der Ansiedler, wie unser deutscher Bauer, da ihn die Arbeit im Freien festhält, seine Erholung im Hause sucht und ein Laubdach nicht zu schätzen weiß.

Unser Weg führte über Amsterdam und Francfort nach Utika, wo ich die Eisenbahn verließ, um die 14 engl. Meilen nordwärts gelegenen Trenton-Falls zu besuchen, Wasserfälle des West-Canada-Creek, welcher sich nicht in den nahen Ontario-See, sondern in den Mohawc, einen Nebenfluß des Hudson, ergießt. Ich erreichte Utika am Abend, fand ein behagliches Unterkommen in einem bequemen Gasthofe, und ging am nächsten Morgen bei dem abscheulichsten Regenwetter nach den Fällen, um sie doch gesehen zu haben, obwohl ich auf allen Genuß verzichten mußte. Der Fluß hat hier in zwei engl. Meilen über 300 Fuß Fall. Der obere Fall stürzt 20 Fuß senkrecht, und ist von sehr bedeutender Breite; es folgt Cascade auf Cascade, im Ganzen sechs, welche durch längere Strecken von Stromschnellen unterbrochen sind. Die ganze Folge der Fälle liegt in einer tiefen Schlucht, deren Felsenufer mehrere hundert Fuß darüber sich erheben und von Wald gekrönt sind. Man sieht, wie die Gewalt der Fälle die Schluchten immer tiefer ausgehöhlt hat. Bei guter Witterung und Beleuchtung, und besonders, wenn er sehr angeschwollen ist, muß der Fall sehr prachtvoll sein, und steht jedenfalls insofern in erster Linie, als es der Fall eines wasserreichen Flusses, nicht eines mageren Alpenbaches ist, wie die übertrieben gepriesenen Schweizer Wasserfälle.

Am nächsten Morgen begann wieder die Dampffahrt durch den Urwald und die Ansiedelungen über Rom, Syracus, Auburn, Waterloo, Genf, Canandaigua nach Rochester. Dies ward am Abend erreicht. Es ist eine blühende Stadt, die nahe am Ontario-See liegt, in den dort der Genessenfluß mündet. Die Fälle desselben bei Rochester sind von berühmter Schönheit; meine Ungeduld aber, am nächsten Tage den Niagarafall zu erreichen, war zu groß, als daß ich um ihretwillen einen Aufenthalt mir hätte gestatten mögen. Ich war daher am folgenden Morgen um 8 Uhr wieder auf der

Eisenbahn, welche nach Buffalo zunächst durch die freundlichen Straßen von Rochester führt. Weiterhin geht es über Batavia und Attika, dann nach Buffalo, welches wohl schon eine Bevölkerung von 40,000 Seelen haben mag. Hier endigen jene zwei wichtigsten Verkehrslinien Kanal und Eisenbahn und die Schiffe des Erie=Sees befördern von dort weiter. Die Stadt liegt sehr freundlich am Ende des Sees, den wir aus dem Gasthof überblickten; vor den Fenstern stand auch bereits auf gut amerikanisch mitten in der Straße die Lokomotive, welche den Zug gegen Abend nach dem Städtchen Niagara führen sollte. Die Entfernung beträgt 22 engl. Meilen, die man in zwei Stunden zurücklegt. Anfangs hatte man einen herrlichen Blick auf den See und den Niagarafluß, an dem wir entlang fuhren, theilweise führt die Bahn durch den wilden Wald. Es war leider schon Nacht, als wir ankamen und kein Mondschein, der noch einen Gang nach dem ersehnten Naturschauspiel möglich gemacht hätte. Nur das weithin hörbare Brausen des Falles vernahm man auch in unserem Wirthshause.

Der Niagarastrom ist bekanntlich der Kanal, welcher das östliche Ende des Erie=Sees mit dem westlichen Theil des Ontario=Sees verbindet und letzterem die Wassermasse der oberen Seen zuführt, welche wiederum als St. Lorenzostrom sich in's atlantische Meer ergießt. Der Niagara durchströmt fast gerade von Süden nach Norden eine Strecke von 36 engl. Meilen, wovon 22 auf die Strecke oberhalb, 14 auf die unterhalb der Fälle kommen, und ist zugleich der Grenzstrom gegen Canada. Oberhalb umschließt er noch eine große Insel, Grand Island, und hat einen keineswegs raschen Lauf, so daß noch zwei engl. Meilen oberhalb bei Chippewa Dampfschiffe anlegen. Erst eine Meile oberhalb beginnt er reißender zu strömen und nimmt seine Richtung gerade auf Goat Island, eine lange schmale Insel, welche den Strom theilt, so daß er rechts einen engern, äußerst reißenden Kanal mit dem Ufer der Vereinigten Staaten bildet, und in gerader Linie 1000 Fuß breit in die Tiefe stürzt, links ebenfalls dicht an Goat Island seinen Fall hat, aber durch die viel weitere Entfernung des canadischen Ufers, welches sich in einem weiten Bogen herumzieht, hier in einer viel größeren Breite. Indem dieser Fall mit seinem äußeren linken Flügel weiter vorragt, bildet sich eine Art Hufeisen, dessen Sehne über 2000 Fuß, die Umfangslinie aber weit mehr beträgt. Dieser Fall ist der sogenannte Hufeisenfall, jener wird schlechtweg der amerikanische Fall genannt. Ersterer hat eine Höhe von 158 Fuß, letzterer von 164 Fuß, wie wenigstens behauptet wird. Für das Auge haben sie jedenfalls eine gleiche Höhe. Während oberhalb der Fluß die Richtung gerade auf den amerikanischen Fall hatte, und insofern der Hufeisenfall oder wenigstens dessen linke Seite als Nebensache erschien, bildet von unten gesehen der Hufeisenfall den Hauptfall, aus welchem heraus der Fluß weiter zu strömen scheint, wo dann der amerikanische Fall über das Ufer des neuen Flußbettes hinüberstürzt, in einem rechten Winkel mit der Sehne des Hufeisens und parallel mit dem Flußbett. Dieses, welches unmittelbar oberhalb eine Stunde weit war, wozu hauptsächlich die Ausbuchtung nach dem canadischen Ufer beiträgt, verengt sich jetzt auf etwa 1350 Fuß, der Strom aber, welcher unmittelbar über dem Fall 20 Fuß Tiefe hatte, hat unterhalb 250 Fuß, und mag noch weit tiefer an der unnahbaren Stelle sein, wo das Wasser senkrecht herabfällt. Die Ufer behalten die Höhe der Ufer oberhalb, und bil=

den eine Schlucht mit fast senkrechten Wänden bis drei engl. Meilen unterhalb, wo ein ungeheurer Wirbel, der kesselförmig von Felsen umgeben ist, den Strom aufnimmt und fast im rechten Winkel wieder entläßt. Vier Meilen von dort wird er wieder schiffbar und eilt immer noch sehr aufgeregt und von hohen Ufern eingeschlossen, dem Ontario-See zu. Das Gefälle vom Falle selbst, bis zu dem Wiederbeginn der Schifffahrt, sieben engl. Meilen, beträgt 101 Fuß. Für die einzelnen Maaße im Obigen will ich nicht einstehen, doch sind sie guten Quellen entnommen.

Der Missionar, Pater Hennepin, entdeckte zuerst im Jahr 1679 die Fälle, und giebt eine recht treue Zeichnung aus der Vogelperspective davon, von welcher Facsimile's verkauft werden. Die Höhe schätzt er auf 600 Fuß.

Um zu den Fällen so zu gelangen, daß der erste Eindruck ein recht günstiger ist, pflegt man den Weg nach Goat Island einzuschlagen. Eine Brücke ist über die reißende Stromschnelle kunstvoll geführt, indem man geflochtene Rahmen mit Steingeröll versenkt und so die Pfeiler gewonnen hat, auf welche Balken gelegt sind. Der Blick auf die Stromschnelle und auf einige kleine Inseln dazwischen ist herrlich, und da man hier nur ein engeres Bild vor Augen hat, auf welches die Macht der Fälle nicht erdrückend wirkt, so giebt man sich der Beschauung mit Freuden hin. Die Inselchen ganz mit Lebensbäumen bewachsen, die rings um den Uferrand über das Wasser überlehnen, erscheinen wie Trophäen der hier in ihrer ganzen Glorie waltenden Natur, dazwischen schäumt und braust die Fluth dem nahen Absturz des amerikanischen Falles zu. Auf Goat Island soll man sich nun rechts wenden und einen Ueberblick über beide Fälle gewinnen. Vortheilhafter ist aber ein Blick von dem Thurme, der in kühner Weise gerade an das Ende des Hufeisenfalles, und zwar mitten im Wasser gebaut ist. Keine Beschreibung kann den überwältigenden Eindruck versinnlichen, den der Sturz dieser Wassermassen, der Aufruhr des Schaumes und Staubes in der Tiefe, das betäubende Brausen und Dröhnen hervorbringen, und gerade deshalb möchte ich dem Leser, der vielleicht einmal das Weltwunder besuchen wird, den Rath ertheilen, wo möglich vom canadischen Ufer den ersten Anblick zu suchen. Das Gefühl der Uebertäubung ist kein wohlthuendes, und man ist auf der amerikanischen Seite den Fällen zu nahe, um diesem zu entgehen, oder überhaupt einen Ueberblick gewinnen zu können. Dort aber sieht man die beiden Fälle sich gegenüber, das Bild trägt den Charakter ruhiger Hoheit und läßt den unbefangenen Genuß zu, während das Verweilen in dem Getöse und dem Nebel unbehaglich und beängstigend wird. So groß aber ist der Eindruck, daß, als ich nach mehrtägigem Aufenthalt, und also schon daran gewöhnt, im Gespräch unerwartet bei einer Biegung des Weges den Anblick der Fälle bekam, mir buchstäblich das Wort im Munde erstarb. Trotz der Mächtigkeit der Fälle ist doch der Eindruck nicht der der Gewaltsamkeit. Sie haben die besondere Schönheit, daß das Wasser, ohne Cascade, in einem Guß die ganze Höhe hinabfällt, in der That mehr gleitet als stürzt. Wie eine glänzend helle Wand von Wasser stellt sich namentlich der amerikanische Fall dar, und die Beleuchtung derselben, mit einem herrlichen blauen Himmel darüber und dem dunkelgrünen Wasser in der Tiefe, ist entzückend schön. Es ist wahrhaft schade, daß die zwei Fälle, deren jeder des Rufes, den sie nun gemeinsam haben, völlig würdig ist, zum Vergleich auffordern, welcher der schönste sei.

Sie sind einander zu ähnlich und doch nicht ähnlich genug, daß dieser Vergleich nicht immer ungünstig ausfallen müßte.

Eine besonders große Schönheit der Scenerie ist die, daß man sich auf einem Plateau, dem Niveau des Flusses vor dem Falle gleich, befindet, und daß das Wasser selbst sich augenscheinlich diese tiefe und breite Schlucht gewählt hat, durch die es jetzt unterhalb des Flusses dahinbraust. Kundige meinen, daß die Fälle sich von Jahr zu Jahr, oder sagen wir lieber, von Jahrtausend zu Jahrtausend zurückgezogen haben, daß vor Alters der Ontario vielleicht ein höheres Niveau hatte, und daß erst mit seinem durch einen Durchbruch veranlaßten Fall der Niagarastrom in den See mittelst eines Wasserfalles gelangte, welcher Wasserfall seitdem, indem er nach und nach das Gestein zersetze, immer mehr zurückweiche und jene Schlucht hinter sich lasse.

Acht Tage lang gönnte ich mir den Genuß des herrlichen Anblicks, und ich kann versichern, daß mich das Gefühl, ein hohes unverdientes Glück zu genießen, nicht verließ. Gleich am ersten Tage entsagte ich dem amerikanischen Ufer und siedelte mich in Cliftonhouse auf der Höhe des Ufers auf der Canadaseite an, wo ich das Panorama der beiden Fälle aus meinem Fenster übersah, wahrlich ein Privilegium, um das ich zu beneiden war. Das Gebäude, obwohl sehr ansehnlich, war theilweise von Holz gebaut, und nicht nur Thüren und Fenster, sondern alles Hausgeräthe war in fortwährender schütternder Bewegung von der Macht der Fälle: kein Wunder, wenn fünfzehn Millionen Cubikfuß Wasser jede Minute in die Tiefe stürzen. Es war schon etwas spät im Jahr, und das Haus daher nicht mehr sehr besucht. Diese unendlich großartige Natur duldet auch nicht viel menschliche Umgebung, wenn sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbaren soll. Ohnehin wird dem Reisenden, der sich zu belehren sucht, das fortwährende Beobachten von Menschen und Sitten leicht zur Arbeit, d. h. zur Last, und ich war glücklich, mich einmal nur dem Naturgenuß hingeben und mich von der Unruhe der letzten Wochen erholen zu können.

Mein nächster Ausflug von ein paar hundert Schritten galt dem Table Rock, einem tafelförmigen Felsenvorsprung, dicht am äußersten Ende des Hufeisenfalles auf der canadischen Seite, von wo man den besten Blick auf diesen Fall hat, ohne in dem Grade, wie gegenüber, eingeengt zu sein. Die Zeitungen bringen neuerdings Nachrichten von dem Einsturz eines großen Felsens am Niagarafall. Vielleicht ist es der Table Rock, dem schon längst dies Ende prophezeit wurde, denn er hing über der Fluth, der fortdauernden Wirkung des Wasserstaubes ausgesetzt. Tausende haben auf ihm gestanden und die Möglichkeit seines baldigen Einsturzes wohl meist kalten Blutes besprochen.

Neben dem Table Rock ist ein Etablissement, wo man wasserdichte Anzüge bekommen kann, um „hinter den Hufeisenfall“ zu gehen. Man zieht alle üblichen Kleider aus, versieht sich mit einem wollenen Hemde, Wachstuch-Beinkleidern und Mantel, schweren Schuhen und steigt zunächst eine hölzerne Treppe hinab zum Ufer des Wasserbeckens, in das der Fall stürzt. Der Führer hieß mich ihn am Rockschooß zu fassen, und so zog er mich auf einen schmalen, in den Felsen gearbeiteten, zum wesentlichen Theil wohl natürlichen Fußpfad, der dem fast senkrechten Felsen, über den der Fall stürzt, abgewonnen ist. Rechts hat man die Felswand, links etwa 20 Fuß unter sich das Becken, in das die unendliche Wassermasse sich ergießt, und neben sich diese

selbst, ich meine, etwa 20 Fuß entfernt von der Felswand. Das Getöse und der Luftdruck ist vollkommen betäubend, der schlüpfrige Pfad ist zum Theil nur 1½ Fuß breit, und der Felsen hängt oft so über, daß man mit dem Kopfe anstößt; der leichteste Fehltritt ist rettungsloser Untergang. Früher waren Ketten entlang dem Pfade angebracht, aber sie sind weggenommen. Plötzlich erklärt dann der Führer, man sei am Ende, weiter gehe es nicht, und man kehrt um, ohne das Geringste gesehen zu haben, durch und durch naß von dem herabstürzenden Wasser und mit dem beschämenden Bekenntniß, sein Leben aus bloßer Eitelkeit auf eine unverantwortliche nutzlose Weise auf's Spiel gesetzt zu haben.

Am Cliftonhouse ist eine zwar etwas bewegte, aber gefahrlose Ueberfahrt über den Strom, und man landet fast im untern Ende des amerikanischen Falles. Um diese Fahrt zu vermeiden, die wegen des Herabsteigens und Wiederheraufsteigens von Ufer zu Ufer gar umständlich und für ängstliche Leute unbehaglich ist, vielleicht auch um des wirklichen Verkehrs willen, ist eine Kettenbrücke vor wenigen Jahren erbaut worden, welche 800 Fuß Spannung und eine Höhe von 230 Fuß über dem Fluß haben soll.

Mich und noch einen Gast in Cliftonhouse überredete ein Fährmann, ein kräftiger junger Engländer, zu einem Wagestück eigner Art. Er versprach uns nämlich, uns mit einem zweiten Ruderer nach dem Hufeisenfall, und wo möglich innerhalb des Hufeisens zu bringen. Gesagt, gethan. Jeder der Bootleute nahm zwei Ruder, und sie brachten uns zuerst an der Front des amerikanischen Falles vorüber nach dem Hufeisen. Der Andrang der Wellen, die Brandung an den Felsblöcken, die hier herabgestürzt waren und am Fuß des Falles lagen, war furchtbar, das durch die Macht des Falles in die Tiefe gedrückte Wasser bildete Wirbel an Wirbel, die unsere Ruderer mit großer Geschicklichkeit benutzten, um sich durch sie fördern zu lassen. Der Blick auf die Wassermasse des Falles von unten und aus dieser Nähe war herrlich, zuletzt begrüßte er uns aber mit einem tüchtigen Schauer. Wir gelangten nun unterhalb Goat Island, wo zwischen den beiden Fällen das Wasser außerordentlich ruhig war. Der eine Ruderer, der nur gewohnt war, bis zu diesem übrigens nicht unrühmlichen Ziele vorzubringen, wollte nicht weiter; unser Führer setzte es jedoch auf unsern Wunsch durch, uns um die Spitze des Felsens, auf dem oben am Hufeisenfall der Thurm steht, auch wirklich innerhalb des Falles zu bringen. Es gelang aber nicht, ohne die augenscheinlichste Gefahr, daß unser Boot von den regellos von allen Seiten herandringenden Wellen, die hereinschlugen, und uns ganz durchnäßten, umgeworfen oder von den Wirbeln ergriffen und, wer weiß, wohin geschleudert und versenkt würde. Denn diese Wirbel vermögen, auch einen Gegenstand dem Falle näher zu spülen, und gerade in der Unregelmäßigkeit der Wellen liegt die Schwierigkeit für den Ruderer, der selbst hohen Wellen in offener See ohne Gefahr folgen oder selbst trotzen mag, so lange sie nur von einer Seite kommen. In diesem außerordentlichen Moment suchte ich mein kaltes Blut möglichst zu behalten und die Situation zu beobachten. Zu sehen war hier nichts mehr, da uns dichter Nebel einhüllte, das Brausen und Lärmen des Wassers war unbeschreiblich. Besonders habe ich aber den Eindruck festgehalten, daß alles Wasser neben uns mit erbsengroßen Luftblasen gefüllt war; das ist die Luft, welche durch den Druck des Falles mit herunter ge-

wirbelt wird. Unser rüstiger Schiffer, der keine Furcht kannte, hielt aus, so lange er konnte, als er weiteres Vordringen für unmöglich hielt, wandte er plötzlich den Kahn, und in wenigen Augenblicken waren wir die Strecke, welche zurückzulegen uns wohl eine halbe Stunde gekostet hatte, wieder heruntergeschleudert. Das bestandene Abenteuer freute uns nicht wenig, da wir die Ueberzeugung hegen durften, daß kein Sterblicher weiter vorgedrungen.

Unser Fährmann hatte, wie es schien, nach dieser Expedition einen Gefallen an uns gefunden, und schlug uns deshalb noch eine andere Tour vor, die zwar nicht gefährlich sein, aber doch das gewöhnliche Maaß der Rüstigkeit übersteigen sollte. Es war ein Gang nach dem Whirlpool, dem großen Wirbel, drei engl. Meilen unterhalb des Falles, wovon die erste Meile zu Wasser zurückgelegt werden sollte, der Rest am Wasser entlang, da der Strom dort, nahe am Wirbel, zu reißend und gefährlich wird. Angesichts einer so kurzen Tour, hielten wir es nicht einmal der Mühe werth, mehr als ein gewöhnliches leichtes Frühstück zu uns zu nehmen, und da ich schon manches Dickicht durchbrochen und auf manchen Felsen geklettert bin, so schien mir dies Unternehmen von geringer Bedeutung? Aber ich werde an dasselbe denken, so lange ich lebe, denn solche Schwierigkeiten des Fortkommens und solche Strapatzen obendrein noch bei schmerzlichem Hunger sind mir, dem Himmel sei Dank! nicht wieder vorgekommen. Unser Führer und Verführer erwartete uns am Landungsplatze, und der Kahn brachte uns mit der raschen Strömung bald so weit, daß es hohe Zeit war zu landen, so lange wir noch dem Wasser zu widerstehen vermochten. Der Anblick des Wassers ist auf dieser Strecke, und selbst mehr oberhalb ziemlich ruhig, die Bewegung ist nur bemerkbar durch das Schwanken des Bootes, und die tiefe Aufregung verräth sich besonders durch den Schlamm, der auf der Oberfläche hingleitet. Die Ufer, welche nahe dem Fall fast senkrecht und nackt sind, sind unterhalb bis an's Wasser dicht bewachsen, besonders von Lebensbäumen, aber auch mit Laubholz. Durch diesen Wald sollten wir am Wasser hin den kurzen Weg von zwei englischen Meilen, kaum dreiviertel Stunden, zurücklegen; wir brauchten dazu sechs volle Stunden unsäglicher Anstrengung. Man denke sich einen Urwald, den vielleicht nie ein menschlicher Fuß, gewiß nie eine Art heimgesucht hat, dicht verwachsen, der Boden aus Dammerde bestehend, in die wir bei jedem Tritt bis an den Leib hineintraten. Ganze Stämme, die in diesem sich ewig aus sich selbst verjüngenden Walde von Kultur ungestört waren, lagen scheinbar noch unversehrt im Dickicht. Trat man dann auf einen solchen vielleicht fußdicken Stamm, so knickte er morsch zusammen, kurz, man war in ein Allerheiligstes der noch unberührten Natur geführt, von dem man sich kein Bild zu machen im Stande ist. Oft wehrten uns Felsen, die in den Strom hineinragten, den Fortschritt, und diese mußten dann mühselig überstiegen werden, denn sie watend oder auch schwimmend zu umgehen, dazu war der Strom viel zu reißend. So brauchten wir einmal über eine halbe Stunde, um einen Punkt zu erreichen, der kaum zehn Schritte vor uns lag. Saure wilde Weinbeeren, die sich da fanden, waren uns eine köstliche Erquickung, ohne die wir verschmachtet wären.

So sehr wir geneigt waren, die ganze Tour zu verwünschen, so war doch die Scenerie unendlich großartig. Dasselbe felsige und bewaldete Ufer, wie das unsrige, lag uns gegenüber, und dazwischen der immer enger zusam-

mengedrängte wild tosende Strom. Eine Hauptzierde des rechten Ufers ist der Manitoufelsen, Felsen „des großen Geistes“ in indianischer Sprachweise, in dieser majestätisch wilden Umgebung allerdings nicht unwerth, dem Naturmenschen wie eine göttliche Stätte zu erscheinen. Bald hernach mündet der Strom in jenen runden, von hohen felsigen Bergen umgebenen Kessel, in dem er sich in reißendem Wirbel herumtreibt, um beinahe in rechtem Winkel mit dem Einfluß wieder heraus und durch eben so enge steile Ufer in der Richtung des Ontario-Sees weiter zu strömen. Diese wilde schauerliche Scene läßt keine Beschreibung zu, sie ist aber eines Besuches so werth, wie diese Fälle selbst. Der Eindruck wird noch erhöht durch die Sage, daß Alles, was der Fall mit hinabreißt, Baumstämme, Boote, lebende Wesen, erst hier wieder zum Vorschein kommt. Das ist nun nicht genau richtig, doch trifft es oft ein, und der Wirbel gewährt überhaupt das Bild, als ob hier erst die empörten Wassermassen, die nach dem Sturz anscheinend glatt dahinflossen, sich austobten, um unterhalb wieder eine ruhigere Strömung anzunehmen. Noch eine Stunde, die siebente, mühsamen Kletterns und wir waren auf der Höhe bei einer Ansiedelung. Mit wüthendem Hunger stürzten wir uns alle drei auf einige unreife Aepfel, die hier im Garten unter den Bäumen lagen und verschlangen sie. Seit sieben Stunden der größten Anstrengung, und nach einem ungenügenden Frühstück war dieser Heißhunger natürlich. Aber weniger natürlich war es, daß wir auf dieses hin, das Einzige, was die gastfreien Bewohner uns bieten konnten, Milch und Butterbrod, den Aepfeln zugesellten, und am wenigsten natürlich, daß diese Mahlzeit uns nicht schadete. Nachdem wir uns einigermaßen erholt hatten, traten wir, da es schon dämmerig war, den anderthalbstündigen Rückweg nach Cliftonhouse auf gebahnter Straße an und erreichten es nicht wenig zerschlagen. Dort hatte man geglaubt, wir seien verunglückt, zumal Unglücksfälle am Niagara nichts ganz Seltenes sind, worüber zum Theil haarsträubende Geschichten erzählt werden, deren Glaubwürdigkeit nicht in Frage steht.

Ich hatte die halsbrechenden und beschwerlichen Touren herzlich satt und beschloß, die übrigen Tage recht in Behaglichkeit zu genießen. Zum Genuß braucht man auch in der That nichts, als die herrlichen Fälle im Auge, hier und dort herumzustreifen und sich in ihren Anblick zu vertiefen. An jedem Ufer befindet sich ein Camera obscura, wo man zur Abwechslung das Bild auch einmal eingerahmt und verkleinert betrachten kann. Vor mehreren Jahren erregte hier ein Mann Aufsehen, Namens Françis Abbot, der zwei Jahre als Einsiedler und Menschenfeind an den Fällen lebte, weshalb er „der Einsiedler der Fälle“ genannt wurde. Er ging nur Nachts aus und wanderte dann sorglos auf den gefährlichsten Wegen umher. Er wusch sich nicht, spielte Guitarre, dichtete, hinterließ aber nichts Schriftliches und ertrank beim Baden. Dies Stückchen Romantik kommt den nüchternen Amerikanern sehr gelegen; sie haben es verstanden, es zu Gunsten ihres Geldbeutels bestens auszubeuten.

Von dem Thurm am Hufeisenfall beobachtete ich einmal in dem aufwirbelnden Staube einen Regenbogen von 240 Grad, ein seltsamer und schöner Anblick. Prächtig muß im Winter die Eiszapfenbildung und der Sturz der Eisschollen über den Fall sein, sonst ist aber ein Winteraufenthalt in diesen Breiten Amerika's, noch dazu an den Seen, wenig einladend. Wenn

der Wind vom Erie-See herweht, soll der Strom oft sehr schnell um 6 bis 12 Fuß steigen, das Wasser sieht aber dann trübe und garstig aus. Ich habe an einem Baum auf Goat Island Spuren des Wassers 8 Fuß über dem damaligen Wasserspiegel beobachtet.

Halbe Tage lang schlenderte ich, die Flinte auf dem Rücken, allein in den Wäldern herum und genoß das prächtige Herbstwetter, die über alle Beschreibung schöne bunte Färbung der amerikanischen Wälder, welche durch den Reichthum an verschiedenen Holzarten eine Abwechslung in der Schattirung erhält, die man kaum in kleinem Maaßstabe bei uns in schön angelegten Parks, welche namentlich auch amerikanische Eichen und Ahorn enthalten, sehen kann. Ich pflegte querfeldein zu ziehen, das Land ist dort so viel cultivirt, daß man nicht Gefahr läuft, zu verirren. In den zum Eigenthum abgezäunten Wäldern weidete das Vieh in halber Freiheit, die Schweine besonders, die sich bei der Eichel-, Nuß- und Kastanienmast sehr wohl befinden, glotzten den Vorübergehenden halb scheu, halb trotzig an und eilten vorüber in's Dickicht. In diesen Wäldern schoß ich manchen Vogel, deren Bälge ein Naturalienhändler an den Fällen mir geschickt zurecht machte. Ich konnte aber nicht der Raben habhaft werden, die jene Wälder in ungeheuren Flügen und mit einem Krächzen, das in der Ferne dem Kläffen einer Meute Hunde gleicht, durchziehen. Sie sind so listig, wie bei uns, und wenn man sich noch so genau merkt, wo sich sie niedergelassen haben, so erspäht man doch keine, und wenn dann einer nach dem andern abfliegt, wird man erst inne, daß sie an Stellen versteckt waren, wo man es garnicht möglich hielt.

Eine andere Excursion machte ich an den beiden Ufern des Stromes vom Falle an bis zu dem Orte, wo die Schifffahrt wieder ihren Anfang nimmt. Man gelangt auf einem sehr romantischen Wege auf der amerikanischen Seite hinab nach Lewistown, setzt mittelst einer von Pferden getriebenen Fähre über den auch hier noch sehr wilden Strom und erreicht den canadischen Ort Queenstown. Die ganze Umgebung des Niagara ist bis in die neuere Zeit der Schauplatz kriegerischer Ereignisse gewesen. Während des Feldzuges von 1812 bis 15 zwischen England und Amerika starb der britische General Brock auf den Höhen von Queenstown den Heldentod. Man errichtete auf seinem Grabe, an einem herrlichen, den Ontario-See beherrschenden Punkte, eine Säule als Denkmal, welche einen hervorragenden Zug in der Landschaft bildet. Ein canadischer Rebell, Namens Lett, faßte im Jahr 1840 aus Rachsucht den Plan, dieses nationale Denkmal zu zerstören, und legte eine Mine im Postamente an, um es in die Luft zu sprengen. Aber der Schaft, der für eine Treppe ausgehöhlten Säule, wirkte wie eine Kanone, die Treppenstufen wurden herausgeschleudert, und die Säule blieb, wenn auch geborsten und schwer beschädigt, aufrecht stehen. Auf dem Rückwege von Queenstown nach Cliftonhouse sind förmliche Bestände von Lebensbäumen an den Bergabhängen, jedoch nicht so dicht, daß nicht die einzelnen Exemplare sich zu einem schönen pyramidalen Wuchs hätten entwickeln können. Wo ich in amerikanischen Wäldern Bestände gesehen habe, war es immer Nadelholz.

Die Indianer, die nördlicher wohnen, kommen doch auch manchmal bis zu den Fällen, namentlich um ihre Jagdbeute feil zu bieten. Außer einem Seeadler sah ich bei einer solchen Gelegenheit ein paar prächtige Schneeeulen,

einen dreifarbigen Fuchs, eine Anzahl Waschbären, ein Stinkthier. Besonders interessirte mich aber eine junge Bärenfamilie, schwarze amerikanische Bären, einen Sommer alt und so groß und pelzreich wie ein Pudel. Zwei von diesen kaufte ich, ließ sie nachher von New-York nach Europa führen und fand sie nach meiner Rückkehr in Deutschland dort vor. Es waren aus den beiden Pudelchen wackere Gesellen, mit prächtigem schwarzen Fell geworden, und so zahm, daß ich in ihre Behälter hineingehen konnte und sie mir den Zucker aus der Hand fraßen. Später war es mir vergönnt, die Thiere dem Großherzog von Hessen verehren zu dürfen, und sie bewohnten seitdem einen eigens erbauten Zwinger im Schloßgraben zu Darmstadt, zum Vergnügen des Publikums und zum Heil der Marktweiber, von denen die Vorübergehenden Aepfel für die Bären kaufen.

Mit diesem merkwürdigen Bärenkauf schließe ich meine Erlebnisse am Niagara. Mit schwerem Herzen verließ ich am 14. Oktober Nachmittags die Fälle und fuhr auf einer Pferdebahn bis Chippewa am canadischen Ufer, zwei engl. Meilen oberhalb, von wo ein Dampfboot uns in drei Stunden nach Buffalo brachte.

---

2. Dampfschifffahrt von Cincinnati nach St. Louis.

Es mochte fast Mitternacht sein, als ich mit einem jungen Deutschen, der mich bis tief in den Westen hinein begleiten wollte, auf das Schiff kam, das in der Nacht noch abgehen sollte. Unter einem ganzen Schwarm von Flüchen, den uns die schwarze und farbige Dienerschaft nachschickte — die Leute schliefen in ihre Decken gehüllt auf dem Fußboden der großen Kajüte — erreichten wir über Arme und Beine der Schläfer stolpernd, unser Schiffskämmerchen. Wir hatten es uns nahe am Radkasten gewählt, weil dort die Muskitovorhänge noch rein und unzerrissen waren, denn die Kajüten bleiben dort, wenn das Schiff nicht zu voll ist, leer, da in der Mitte des Schiffes das Geräusch der Maschine am stärksten ist, dafür empfindet man dort auch am wenigsten dessen Schwanken.

Am Morgen weckte mich einmal wieder die Schiffsglocke. Da ich mich etwas verspätet, mußte ich am zweiten Frühstücke Platz nehmen, das der Dienerschaft gehört, und kam zwischen fünf Indianern zu sitzen; sie stammten vom obern Missouri, und waren auf Kosten der Regierung ein Jahr in einer Schule bei Washington gewesen. Die jungen Leute benahmen sich still und anständig, aber die Kleidung der Weißen saß ihnen auch jetzt noch so windschief, als wenn sie ihnen nicht gehörte. Auf dem Verdeck und der Werfte war alles schon in Thätigkeit. Die lieblichen Hügelzüge auf der Kentuckyseite, die ich so oft durchstrichen, umhüllte noch ein bläulicher Dunst, noch einmal sah ich in Cincinnati's mit Baumgrün besetzte Straßen hinein, noch einmal flogen meine Blicke den Ohio hinauf zu jenem Landhause, wo ich so manchen stillen Abend glücklich gewesen war, im Garten unter Blüthenduft und unter dem Funkeln von tausend Feuerfliegen. Das Schiff schwamm bereits mitten im breiten, gelben Ohio. Bei dem wehmüthigen Gedanken, daß ich auf diesem Erdflecke so viele theure Menschen, so viele brave Freunde

verließ, die ich wohl niemals wiedersehe, war es doch ein köstliches Gefühl, endlich wieder frei und der Arbeit los zu sein.

Noch ein paar Stunden unterhalb Cincinnati blieben die Ufer belebt von Städtchen und hübschen Häusern. Der Ballhill, auf dessen weinbekränzten Höhen wir herrliche Tage genossen hatten, winkte uns noch herüber, dann sahen wir nur noch dunkle Blockhäuser und Waldung, in welche der Fluß einriß und die Baumwurzeln entblößte. Es verbreitete sich über das Schiff jene amerikanische Stille und Ruhe, welche dem Naturgenuß so ungemein günstig ist, aber die Fröhlichkeit der Gesellschaft niederdrückt. Im Innern des Schiffes wird es dann langweilig, die Damen schaukeln und schlummern an der einen Seite des langen Saales, am andern trinken rohe Bursche, in der Mitte sitzen wortkarge Leute mit Dollarsgesichtern. Die armen Indianer zogen sich meist in ein Eckchen draußen zurück, man sah sie mit verächtlichen Blicken an, und fand es nicht passend, daß ich mich mit ihnen unterhielt; sie werden im Grunde noch jetzt nicht viel besser als bei uns Zigeuner angesehen.

Nichts war so angenehm, als vom Zeltdach beschattet ganz vorn im Schiffe, die Füße nach Amerikanerart über die Brüstung gelehnt, Stunden lang zu sitzen und auf die Strömungen und Wälder zu schauen. Ich sog mit vollen Zügen die würzige Luft ein und lauschte auf das Rollen und Flüstern von Wald und Berg, man dämmert dabei ein bischen ein, aber wacht alle Augenblick angenehm erfrischt wieder auf. Als der volle Mond aufging, wurde es so heimisch lebendig in den Windungen der Flußthäler, welche in den Ohio einmünden, und das Schiff flog so schnell über die glänzenden Wellen, daß die Sternbilder, welche im Wasser wiederblinkten, an den Flanken gleichsam vorüberschossen.

Die erste Nacht lagen wir still, weil nach und nach das Flußbett von Nebel dicht überfüllt wurde; am Morgen löste er sich auf in weiße Wölkchen, welche eine Weile über dem Wasser hin und her, und dann an den Seitenhöhen emporflatterten. Es zeigten sich jetzt die Uferlehnen steil, völlig einsam und mit Wald bedeckt, der Ohio lag dazwischen wie ein gelber See in hohen Ufern. Erst am Abend, als wir Louisville vorbei waren, zeigte der Ohio das klare Wasser, das ihm den Namen des schönen Flusses erworben hat.

In der eben genannten Hauptstadt Kentucky's konnten wir uns den größten Theil des Tages aufhalten, weil das Schiff unterdessen langsam durch den Kanal fuhr. Da in Amerika jedes Unternehmen schnell durch Zeitungen und mündliche Berichte bekannt wird, so traf ich in Louisville mehrere Landsleute, die mich freundlich bewillkommneten. Zu-Abend waren wir noch in einer westphälischen Familie, in welcher es wirklich heimatlich war. Aber wohin man sah und hörte, wie viel schmerzliche Entbehrungen dessen, was im Vaterlande Einem so lieb und natürlich ist, starrten uns hier entgegen. Wie viele ehrenwerthe deutsche Männer und Frauen waren in dieser einen Stadt zusammengedrängt, und für den Verlust, den das Vaterland in ihnen erlitt, fehlte der Trost, daß sie hier glücklich seien.

Wir fuhren Abends zu der Stelle, wo der Kanal wieder in den Fluß geht. Dieser Kanal ist drei Meilen lang und kostet den Kapitänen eine große Abgabe; nur bei Hochwasser können sie über den Fall des Flusses fahren, zu dessen Umgehung der Kanal nöthig wurde. Der Ohio hat übrigens nur diese eine böse Stelle, sonst ist er ein überall sanfter und gefälliger Fluß, und auch

von schiffsmörderischen Baumstämmen frei gemacht, nur hängt ihm die schlimme Unart an, zu Zeiten im Jahre plötzlich so zu fallen, daß er Wochen lang kein Schiff trägt. Wir warteten am Ufer eine geraume Zeit, und ich merkte auf einmal, daß von der scharfen Sonnengluth, welche vom Wasser wiederschien, mir Gesicht und Hände verbrannt waren, und es that mir noch mehrere Tage wehe. Endlich sahen wir unser Indianerhäuflein und bald auch die Schiffsmasten durch die Bäume kommen. Mit uns wartete auch eine Anzahl Amerikanerinnen, welche offenbar nicht den gebildeten Ständen angehörten, aber es war keine einzige darunter, die nicht städtisch im Benehmen und Kleidung gewesen wäre.

Die Nacht wurde scharf gefahren, am Morgen leuchtete der Fluß spiegelglatt und mattgrün. Dieser dritte Reisetag war der schönste. Es wehte fortwährend ein frischer Windzug über die langgewundenen Seen, in denen sich der Fluß ergoß; man sah die Nebenströme weit hinauf, mehrere vereinigten sich mit dem Ohio, welche auf lange Strecken hin schiffbar sind, wie der Tennesse und Wabash. Auf dem Tennesse wurden Dampfboote gezimmert von Bäumen, die nahe an der Werfte standen; der Wald warf seinen Schatten über ein gelbes Schiffsgerippe. Die Ufer des Ohio wurden nun niedrig und dichtbewachsen, häufig aber zeigten sie auch meilenlang eine felsige Breitseite mit seltsamen Höhlen und Felsbildungen. Auf den Vorsprüngen, und namentlich an den Flußmündungen kamen dann und wann Ortschaften mit weißen Häusern, öfter aber Blockhütten, umgeben von dürren, noch stehenden Bäumen und von einer gelben Kornfläche, welche in das Waldgrün eingeschnitten schien. Aber Anblicke dieser Art blieben im Ganzen selten, übermächtig war der Eindruck der Wildniß, jedoch verlor sie selten einen sanften und lieblichen Charakter. Wir fuhren auch wohl durch stattlich bebuschte Inseln, die ein gelber Strand umsäumte. Das Waldgewoge auf mehreren davon konnte nicht parkartiger sein; oft sah ich in Baumgänge hinein, welche hoch und regelrecht von der Natur gewölbt waren. Außer auf Dampfschiffen, welche uns begegneten, sahen wir den ganzen Tag wenig lebende Wesen, Canadagänse und Fischadler ausgenommen. Die Adler strichen in Zügen über das Wasser oder die Waldung hin, oder sie saßen wie im Schlaf auf einer Schlammbank. Wer darauf geschossen hätte, wäre übel angekommen, die Amerikaner führen ja ebenfalls einen Adler im Wappen. Einmal, als wir nahe am Ufer vorbeikamen, sah ich einen ertrunkenen Hirsch, der halb aus Schlamm und Wasser hervorragte.

Am Vormittag dieses Tages brach etwas an der Maschine, und wir fuhren nun mit nur einem Rade weiter. Ob die Geschichte vorher bedacht war, weiß ich nicht, genug, den Passagieren wurde am Ende der Fahrt eine prunkende Schrift zum Unterzeichnen vorgelegt, welche später in den Zeitungen florirte; es wurde darin dem Kapitain gedankt, daß er uns, trotz des einen Rades, doch noch am fünften Tage nach St. Louis gebracht habe.

Nach dem Abendessen veranstalteten einige Damen, da das Schiff so leise über die Gewässer glitt, oben auf dem Verdecke einen Gottesdienst. Er begann mit einigen Kapiteln aus dem alten Testament. Nach der Vorlesung hielt eine ältere Dame ein langes Gebet, das halb Predigt war, theils Reminiscenz aus der Bibel und Erbauungsbüchern, theils verständige Betrachtung. Der Schlußsatz der Ansprache an uns war: das steht in der Bibel,

und die Bibel ist Gottes Wort. Als das Gebet zu Ende war, blieb ich noch im Gespräch mit einigen Virginierinnen. Sie reisten ganz allein einige hundert Meilen weit in den Westen hinein zu ihren Männern und Brüdern, welche dort in einsamer Prairie die neue Heimstätte der Familie aufgerichtet hatten. Es geschahen die curiosesten Fragen an mich, auch über die Einrichtungen der Küche und der Häuser bei verschiedenen Völkern. Ein Deutscher, den sie für einen Gelehrten halten, muß nach der Meinung vieler Amerikaner von allen Angelegenheiten unter und auf dem Monde etwas wissen. Diese Lernbegierde, welche sich über alle heimlichen und offenbaren Dinge der Welt ausdehnt, verläßt die Amerikanerinnen niemals, vielleicht ist sie auch nicht ganz unschuldig daran, daß ein beträchtlicher Theil des Volkes hier zu Lande fortwährend auf der Wanderung ist, von einer Secte und Kirche zur andern.

Wie wir uns dem Ausflusse des Ohio näherten, wurde der Fluß breiter, seine Ufer niedrig und unglaublich einförmig, bald konnte man auch weite Sumpfstrecken überblicken. Auf der Landspitze zwischen dem Ohio und Mississippi, oberhalb der Mündung, legten wir an vor Cairo. Der ganze Ueberrest dieser Stadt bestand in ein paar jämmerlichen Hütten und einem langen grauen Gasthause, dessen obere Ladenreihe verschlossen war, ringsum pesthauchender Sumpf, aus dem die Bäume mit niederhangenden Flechten voll gelben Koths, wüst hervorsahen. Verschiedentlich hatte man auf diesem Platze, der zum Handel garnicht prächtiger liegen konnte, Fuß zu fassen versucht, man wollte auch die Landspitze, um die Schifffahrt abzukürzen, durch einen Kanal abschneiden, aber Millionen auf Millionen wurden hineingesteckt, die Menschen starben jedesmal gleich zu Hunderten weg. Bei Hochwasser war Cairo mehrere Meilen weit von Wasser umzingelt, und wenn dieses von dem sehr niedrigen Lande zurücktrat, dann stieg gleich der Fieberqualm auf. Ich freute mich, als wir den schaurigen Ort verließen und in den Mississippi hinaussteuerten.

Die Einfahrt in den Mississippi bietet durchaus nichts Majestätisches, man blickt auf eine breite Wasserfläche, umsäumt von niedrig scheinendem Walde; aber bald hört man das Strudeln und Rauschen der Wellen und merkt an dem heftigen Zittern des Schiffs und dem Keuchen und Stoßen der Maschine, daß es wider mächtigere Fluthen kämpft. Das klare Wasser des Ohio geht wie ein Keil mit scharfgeschnittenen Rändern in den Mississippi hinein, man sieht deutlich wie es sich gegen die Kothwellen wehrt. Ich hatte von den letztern schon gehört, aber begriff noch jetzt kaum, wie der „Vater der Gewässer“ so gar schmutzig sein könne. Aber eben waren wir in diese ekelhafte Fluth hinein, als sie auch schon in zwanzig Gläsern umher gegeben und mit Leidenschaft getrunken wurde, ich glaube, mancher Amerikaner würde es für eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn man das „heilsame“ Mississippiwasser zu ängstlich filtriren wollte. Bald machten wir auch mit Snags und Sawyers Bekanntschaft, den scharfen Baumstämmen, welche so beißlustig dem Schiffe entgegen aus dem Wasser sehen oder sich heimtückisch unter dessen Oberfläche verbergen, um sich auf einmal dem Schiffe in den Bauch zu bohren.

Aber die erste Nacht auf dem Mississippi war voll wilder Erhabenheit. Der Mondglanz lag über den hellgrauen weiten Gewässern, die Maschine

stöhnte und wühlte fort und fort, der Wind zischte im Tauwerk und knarrte um die Rauchschlote, aus denen die Funken fuhren wie Feuerfliegen, und rollte dann dumpf durch die endlosen Urwälder. Aber das alles machte die tiefe Stille, die Oede nur furchtbarer. Hie und da zeigte sich am Ufer ein grauer Punkt, ob Felsen oder Hütten, war nicht zu unterscheiden. Es blitzte auch wohl in der Ferne ein Dampfschiff auf, brauste uns wie ein feurig Ungethüm, da der Glutofen im Unterdeck ganz frei steht, entgegen und vorüber mit rauschenden Fluthen; und dann war alles wieder so still und öde, außer dem Wellenklatschen und dem Rasseln des Schiffs. Ich konnte dieser finstern Zauberwelt gar nicht Herr werden, es war schon drei Uhr Morgens, als mich der Nachtthau nöthigte, die trockene Kajüte aufzusuchen.

Als ich am Vormittage wieder auf das Verdeck kam, waren die Ufer hügeliger und mannigfaltiger. Die Ortschaften mit den gelben Maisfeldern wurden zahlreicher, Felsenlager sahen hoch durch die Bäume, aber alles blieb wie verloren in der Größe des Flusses. Der schönste Anblick war nahe hinter Grandtown, wo eine helle Waldhöhe, zu beiden Seiten Felsenblöcke, aufstieg. Die Sandsteinmassen, welche im Flusse, manchmal hoch über dem Wasser, stehen, sind zu seltsamen Formen ausgewaschen, und haben ebenso seltsame Namen, wie „Teufels Theetisch“ und „Teufels Backofen“. Diese Benennungen rühren her von den alten Hinterwäldlern, welche oft genug diese Felsen im Fahrwasser mögen verwünscht haben, als sie noch allein mit ihren langen Flachbooten den Mississippi hinunter fuhren. Immerfort trieben mächtige Baumstämme mit Wurzelscheiben und dürren Astkronen den Strom hinab, der Steuermann hatte genug zu thun, ihnen auszuweichen; noch mehr Noth macht ihm, daß das Fahrwasser sich so häufig ändert. Der Strom reißt hier Strecken Landes vom Ufer ab und schwemmt sie dort oder in seiner Mitte wieder ab, im Schlamm schlägt dann bald eine Art Pappeln auf und befestigt den Grund. Später erheben sich auf den so gebildeten Inseln die stolzen Waldbüsche; viel häufiger aber werden sie schon früher wieder weggerissen. Oft konnte man tief in die Wälder hinein die Sümpfe und den Schlamm der Ueberschwemmungen sehen, welche der große Fluß alljährlich so weit ausschüttet. Wege am Ufer sind da ganz unmöglich, und wenn sie mit den größten Kosten geschaffen wären, würde sie der Strom vielleicht schon im nächsten Jahre sammt dem Lande wegreißen. Weil die Gewalt des Stromes so mächtig ist, brauchen die Schiffe zur Bergfahrt starke Maschinen und rasseln deshalb auch so arg, in der Regel sind sie in ein paar Jahren aufgebraucht. Und trotzdem ist die Fahrt so billig, daß ich von Cincinnati bis St. Louis, die ganz gute Tafel eingerechnet, nur zehn Dollars zahlte. Es gab Wochen, wo die Dampfschiffe von Cincinnati bis New-Orleans für Kost und Fahrt den Tag nicht mehr als einen Dollar nahmen, gerade so viel als man in Gasthöfen mittleren Ranges für den Tag bezahlte. Diese Billigkeit ist nur möglich durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel und durch die Menge der Reisenden und der Kaufmannsgüter.

Die Strecke von Cairo bis St. Louis, nur 190 englische Meilen, ist bekanntlich noch jetzt viel gefährlicher als eine Reise über den ganzen Ocean, sie hatte allein im Jahre vorher sechsunddreißig Dampfschiffe eingeschluckt, diejenigen nicht mitgezählt, welche in die Luft sprangen. Daher hatte man auch für verschiedene Stellen schaurige Namen von Hölle und Teufeln ent-

lehnt; eine hieß der Schiffskirchhof — wie manche Leiche mag da unten liegen, umhüllt von Schlamm des Missisippi. Zwei Schiffe mit Taucherglocken waren beschäftigt noch etwas von den versunkenen Schätzen wieder aufzufischen, das untergetauchte Menschenleben konnte man freilich nicht wieder auffischen.

Ist man ein paar Tage auf diesen Gewässern gefahren, so fühlt man sich erleichtert, wenn Einem endlich das stattliche St. Louis in einer Ausdehnung von ein paar Meilen vom hohen Ufer herüberglänzt. Bei dem Abgehen aus dem Schiffe machte ich noch eine sonderbare Bekanntschaft. Es hatte die Reise ein langer Herr in dem unvermeidlichen Frackrock mitgemacht, der den altadeligen Namen Livingston trug; unter den wenigen Worten, welche ich mit ihm gewechselt hatte, war mir aufgefallen, daß auch die Nachkömmlinge so reicher und berühmter Familien so vollständig yankeesirten. Und wer war es? Ursprünglich ein deutscher Jude, Namens Löwenstein, aus der Gegend meiner Heimath, seit einem Dutzend Jahren Kleiderhändler in einem der Raubnester am untern Missisippi. Der Mann hatte wirklich nicht bloß im Namen die täuschendste Umwandlung in einen rechten Amerikaner fertig gebracht, auch Gesichtszüge, Sprache, Haltung waren vollständig yankeesirt, ohne daß er selbst es sich recht bewußt war. Den Namen hatte er sich aber nicht selbst gegeben, seine Nachbaren hatten ihn so genannt und er zuletzt nur auf diesen Namen gehört; die englisch sprechenden Amerikaner sind nämlich gewohnt, einen deutschen Namen gleich ihrer Zunge bequem zu machen, und wenn sie ihn nicht übersetzen können, doch auf das Närrischste zu verunstalten. Aehnliche Umwandlungen von Natur und Charakter habe ich häufig in Amerika bemerkt, Manche behaupteten, das Gesicht jedes Einwanderers bekomme schon nach drei Jahren etwas anderes im Ausdruck. In dieser Beziehung sind in Amerika interessante Naturstudien noch erst zu machen.

---

3. St. Louis.

Die Cincinnatier nennen ihre Stadt die Königin des Westens; ein Amerikaner aber muß den andern übertrumpfen, also spricht man in St. Louis von der Kaiserin des Westens. Den Kaisermantel wird die Stadt zwar noch lange nicht umthun, in ihren langen Häusergassen ist nichts bemerkenswerth, als daß die ältern Häuser recht solide und die neuern nach der einförmigen Backsteinmode gebaut sind; aber einen Kaiserscepter hat St. Louis in Händen. Es beherrscht das ganze ungeheure Missisippithal, ein Reich so weit, so erfüllt von natürlichem Reichthum, so durchzogen von den Lebensarterien der Flüsse, wie es kaum noch ein anderes Gebiet auf dem Erdballe gibt. St. Louis ist der Stapelplatz für den ganzen Missouri, den Illinois und obern Missisippi, es empfängt von dort all' die unerschöpflichen Landeserzeugnisse und sendet ihnen wieder hinauf, was ihm an Waaren vom Ohio und untern Missisippi zugebracht wird. Daher die unabsehliche Reihe von Dampfschiffen, welche längs der Werfte das eine am andern liegen, daher das unaufhörliche Gewühl bei der Landung von Waarenkarren, Handlangern und Geschäftsleuten. Ueber fünfhundert Dampfschiffe befahren schon jetzt den

Mississippi und schaffen für St. Louis eine Zukunft, deren Reichthum sich erst nur andeuten läßt. Die Stadt gibt sich daher noch einen schönen Namen „Metropolis des Westens“; das klingt auch nicht übel und ohne einen wohlaufgeputzten bombastischen Namen geht's in Amerika einmal nicht ab.

St. Louis hat vor den meisten amerikanischen Städten voraus, daß es sich schon von weitem stattlich darstellt am blanken Wasserspiegel. Die Stadt liegt nämlich mit ihren weißen Häusern am hohen Prairierande, zu dessen Füßen der weite Mississippi fluthet. Sieht man vom Dampfschiff die Höhe hinauf, auf der die Häuser stehen, so macht man sich einen Begriff von den ungeheuren Wassermassen, welche im Frühjahr und Herbst den Strom herniederkommen, denn bis da oben in's erste Stockwerk der Häuser stieg die Ueberschwemmung vor ein paar Jahren. Tritt man in die Stadt hinein, so muß man sich erst durch enge schwüle Gassen durcharbeiten, dann sieht man feste wohnliche Häuser mit Trottoirs davor, Plätze, Kirchen und Stadtgebäude, welche wenigstens noch nicht arg amerikanisirt sind. Die Stadt hat etwas Europäisches, sie ist nicht so altstädtisch und schmutzig wie Neuorleans, nicht so amerikanisch und sauber wie Cincinnati. Noch mehr merkt man an ihren Einwohnern, daß das Yankeethum hier noch nicht wuchert, wenn gleich es sich schon fest eingefressen hat. Man findet europäische Bildung und Behaglichkeit vereint mit dem rastlosen Handelsgeiste der Yankee's, unter welchen bekanntlich mancher an der Stelle des Herzens ein gaffendes Geldbeutelchen trägt.

Die Franzosen, deren Vorfahren vor jetzt etwa neunzig Jahren hier sich eine Zuflucht befestigten, verschwinden mit jedem Jahre mehr in der Bevölkerung. Wie in Neuorleans und Montreal wissen sie sich des überallhin dringenden Amerikanerthums bloß dadurch zu erwehren, daß sie sich in immer engere Familienkreise zurückziehen. In den Mittelklassen der Bevölkerung sind sie nur noch wenig zu bemerken, dagegen zählen zu ihnen eine Anzahl der reichsten alten Familien, und unter den ärmeren Klassen hält sich hier und da noch ein Rest von Halbfranzosen zusammen. Unfähig ihr Leben zu erweitern, halten die letztern an der alten Sitte fest, mit wilder Jagd auf den weiten Flüssen und Prairien das zu verdienen, was sie in ihren kleinen Hütten wieder verprassen. Eine Vorstadt, welche früher hauptsächlich von solchen Leuten bewohnt wurde, hat noch den Namen Vide Poche (leere Tasche), weil bei ihnen, wenige Wochen im Jahre ausgenommen, Schmalhans Küchenmeister ist. Ihrer werden aber von Jahr zu Jahr weniger. Es vermögen überhaupt wenige Volksarten dem Amerikanerthum zu widerstehen, es zersetzt sie und saugt sie auf.

Auf jene altfranzösischen reichen Familien, bei denen Feinheit, Rechtlichkeit und eine eigene Art von Selbstgefühl zu Hause, stützt sich auch vorzüglich der Katholicismus, der auch hier unter den Deutschen zwar die meisten ehrlichen Bekenner hat, aber ihre Nationalität noch mehr als anderswo sich unter die französische und irländische beugen läßt. Mit New-York und Cincinnati ist St. Louis eine Hauptstätte des Katholicismus in den Vereinigten Staaten. Die Gymnasien und milden Anstalten der Katholiken überragen hier weit die der protestantischen Amerikaner, und die Jesuiten üben fein und in der Stille eine so entschiedene politische Macht, daß jedes Parteihaupt sie

sich gern zu Freunden hält. Ihr Einfluß auf die Wahlen zu den ersten Aemtern im Staate wie in der Stadt ist recht wohl merklich.

Die Deutschen bilden in St. Louis einen sehr ansehnlichen Theil der Bevölkerung; gedrängt wohnen sie jedoch nur rings um den Kern der Stadt. In dieser kann man nämlich dieselben Abtheilungen unterscheiden, wie in den andern großen Städten der Vereinigten Staaten. Am Flusse ist ein finsterer Stadttheil, ein Durcheinander von hohen Waarenhäusern, schlechten Kneipen und Handwerkerbuden; dazwischen finden sich wirklich scheußliche Höhlen, wo das Gesindel seine Schlupfwinkel hat — es ist, als wenn die schmutzigen Zimmer darin noch nach Blut röchen. Aber hier bei dem Landungsplatze und in der Nähe ist des Tags über das Handelsgewühl, welches der Stadt Leben und Gedeihen gibt. Hinter diesem nicht einladenden Häusergürtel folgen ein paar breite Straßen, besetzt mit schönen Häusern; dort wohnen die angesehensten Familien. Gewöhnlich haben sie auch noch eine Straße oder einen Abschnitt vor diesem Stadttheile, welche als besonders vornehm gelten. Entweder die breiteste mittlere Straße mit den glänzenden Läden oder sonst eine in der Nähe dient dann auch zum täglichen Spaziergange der feinen Welt. Höher hinauf, jedoch noch in dem angesehenen Stadttheile, liegt der Markt, er bildet aber in der Regel einen Uebergang zu den weniger vornehmen Straßen. Um diesen Stadtkern dehnen sich dann die ärmlicheren Stadttheile aus, wo der Bauplatz noch nicht so hoch im Preise ist und die Deutschen sich ansiedeln; da gibt es ganze Straßen hinter einander, wo fast nur Deutsche wohnen. In St. Louis haben sie sich noch weiter am Flusse hinauf angebaut, eine Vorstadt dort heißt Neu-Bremen. Je weiter die Häuser in das freie Feld hineintreten, desto seltener werden die Backsteinhäuser, desto häufiger die Holzhütten, bis dann nach einigem Zwischenraum die Gärten mit den niedlichen Sommerhäusern der Reichen beginnen.

Doch in St. Louis wohnt auch in den reichsten Stadttheilen eine ziemliche Anzahl von Deutschen, bedeutender als in einer andern amerikanischen Stadt. Die Hauptstadt von Missouri war schon seit Anfang der dreißiger Jahre ein Sammelplatz für Deutsche aus den gebildeteren Ständen. Viele kamen dort zu Reichthum und Ansehen, und sie üben einen höchst wohlthätigen Einfluß aus zum Besten der freien humanen Bildung und Gesittung, nur halten sie sich bei ihrer nationalen Bescheidenheit auch hier gewöhnlich in zweiter Linie. Unter sich aber zerfallen sie, wenigstens der Regel nach, in kleine Kreise, je nach religiöser und politischer Uebereinstimmung, unter denen nicht selten lebhafte Fehde ist; man unterscheidet leicht den jüngern Ankömmling von dem ältern. Wenn der erste frische Eindruck, den das amerikanische Volk mit seinem durch alle Schichten verbreiteten mittleren Wohlstande und nicht minder allgemeiner mittlerer Bildung, mit seiner rastlosen Thätigkeit, seiner politischen Freiheit auf den Europäer macht, verwischt ist durch das vielfach Peinliche, was der Hochmuth und die Unwissenheit, das einseitige frostige Wesen der Amerikaner in ihm erregt, so fühlt sich der Ankömmling leicht abgestoßen von all dem amerikanischen Treiben, er rennt dagegen an und klammert sich an deutsche Sitte, Sprache und Wissenschaft. Aber unwillkürlich zieht auch ihn nach und nach das amerikanische Leben entweder in seine Strudel hinein, oder es ermattet ihn; im ersten Falle wird er häufig ein erboster Deutschverächter, im zweiten sucht er vergebens in der Zurück-

gezogenheit Ruhe und Befriedigung. Mag er seine Fenster und Thüren noch so fest vor dem amerikanischen Treiben verschließen, es hilft nichts, es dringt doch durch zahllose Oeffnungen hinein und stößt und prickelt in einem fort. —

Ich will nun einen Tag in St. Louis beschreiben, wie ich dort mehrere hatte. Das Frühstück kann dort der Reisende auf amerikanische Weise reichlich, aber auch nach deutscher Weise gut zubereitet und zugleich in freundlicher Gesellschaft haben. Es gibt in St. Louis anständige deutsche Kosthäuser, wo man statt des wirklich hastigen Abfütterns unter fremden, freßbegierigen Leuten, wie in den amerikanischen Gasthäusern Brauch ist, sich behaglich zu Tische setzt und sich unterhalten kann. Es findet sich hier immer ein Stückchen von gebildeten Landsleuten, und man tauscht Erlebnisse und Erfahrungen in der alten und neuen Welt aus. Die nach Amerika kommen, sind nicht die regelmäßigen Leute, die ihren sichern Amts- oder Geschäftsgang zu Hause gehen, sondern solche, die etwas mehr erlebten, und man trifft in Amerika häufig solche beisammen, welche man in Deutschland in den verschiedensten Kreisen und Gebieten zu suchen hätte. Nach dem Frühstück begab ich mich gern auf den Markt oder zum Landungsplatz. Das ist köstlich in Amerika, daß es eine solche Fülle von schönen Tagen hat, wo der Himmel so strahlend blau und die Luft so hell ist. Da erscheint alles farbiger, lebenvoller, und man überblickt das Rennen und Wogen gleich ganze Straßen hinunter. Auf dem Markte steht ein Reichthum von Thier- und Pflanzengerichten aus, roh oder schon zubereitet für Küche und Tisch. Die Schwarzen und Farbigen sind hier in einem Sklavenstaate, von dem man übrigens sonst wenig merkt, höflicher als anderswo. Hin und wieder geht vielleicht auch ein Indianer stolzen Hauptes vorüber, sein Anstandsgefühl gebietet dem armen Schelm, seine Neugier im Zaume zu halten, als kümmerte ihn die ganze Umgebung nicht. Nach zehn Jahren wird man keinen Indianer auf dem Markte von St. Louis mehr sehen, wo sein Anblick auch jetzt schon selten geworden ist. Unter den einkaufenden Frauen und ausstehenden Farmern hört man ein Deutsch von allen Mundarten, jedoch spricht der Plattdeutsche Hochdeutsch vermischt mit Englischem. Das Ochsengespann mit langer Peitsche regierend, in Strohhut und kurzer Jacke, fährt auch Mancher herbei, dessen Hand auf deutschen Hochschulen den blanken Schläger geführt hat. Es war mir immer, als dürfte ich solchen nicht vorwitzig in's Gesicht sehen, es lag etwas wie Entsagung oder mehr darin. Man geht weiter, zum Landungsplatze. Welche Menge von Dampfbooten, wie rauchen und husten die Schlote; als wäre die Werfte ihr Bienenstock, so schwärmen sie aus und ein. Immer wieder sieht man mit Interesse die aufgehäuften, wohlbekannten Waaren, die Blei- und Kupferkarren, die Häute und Schmalzkisten, die verschiedenen Hölzer, die Mehl- und Zuckertonnen, die Reis- und Kaffeesäcke, die Taback- und Baumwollballen. Man muß sich vorsehen, daß man nicht zerstoßen oder überfahren wird. Auffällig sind die Gruppen von Flatbootsmännern und Hinterwäldlern, lange, kräftige Gesellen, halb in Leder, „halb Pferd, halb Alligator“, die den Mississippi mit ihren flachen Booten durchpflügen, die tiefen Wälder lichten und den Bär bezwingen. Es ist eine ganz eigene Art von Menschen, schweigsam und von rauhen Manieren, aber kernig und voll unerschütterlichen Selbstgefühls.

Doch die Morgenfrische ist schnell vorbei, die Sonne glüht herunter und vom Boden erhebt sich Staub und schwüle Luft. Man entflieht ihr, wenn man über den Strom hinüberfährt zur waldgrünen Illinoisseite. Immer wirft der Strom hohe rauschende Fluthen auf, und dahinter die gelbschäumenden Strudel; die Gewässer sind schlammig, aber darüber hin weht es frisch und kühlend. Auf der Fähre standen die Ochsenwagen des Vormittags gewöhnlich so dicht aufgefahren, daß sich die Thiere mit den weit auseinander stehenden Hörnern berührten. Der Fußboden hatte viele Löcher, man sah das Wasser an mehrern Stellen darunter schäumen; indessen es ging unbekümmert weiter, wenn auch mit Dampf, doch lange nicht so schnell als ich erst dachte, ich merkte daran die Breite des Flusses. Drüben am Ufer warteten gewöhnlich Viehheerden und die zahllose Menge von großen und kleinen Wagen, beladen mit Korn, Holz, Obst, Gemüse, Geflügel, Eiern, Honig, Baumzucker u. drgl.; der Farmer steht sich am besten, der die kleinen Erzeugnisse der Landwirthschaft alle drei Tage zu Markte bringen kann. Das helle Wasser vom obern Mississippi hat noch hier vor den gelben Schlammfluthen des Missouri, mit dem es sich etwa fünf Stunden weiter oben vereinigen muß, so viel Abscheu, daß am Illinoisufer man im Wasser noch einen wenigstens nicht ganz unklaren Streifen bemerken kann. An eine Verzierung oder Einfassung der Landungsstelle ist noch gar nicht zu denken, das ist alles noch so wie die Natur es gemacht hat; der Amerikaner denkt gar nicht daran, daß dergleichen bequemer oder geschmackvoller gemacht werden könnte, er ist es von den ersten Ansiedlungen nicht anders gewohnt gewesen, der einwandernde Europäer aber hat kein Geld für Verbesserungen. Nur wenige Schritte vom Ufer, und man ist zwischen Bäumen und Ranken, die des Menschen Hand nicht gepflanzt hat, es ist noch immer ein Rest von dem Dunkeln, Naturgewaltigen des Urwalds da. Schon jenseits der Alleghanies fällt es dem Fremden so eigen auf, daß die ungezähmte Natur noch überall das Menschenwerk dicht umwogt; hier im Westen ist sie noch viel mächtiger, die Menschen haben sich eben erst punkt- oder höchstens strichweise in die wilde Natur hineingesiedelt.

Bald nach Mittag wird es stiller in der Stadt, die Schwüle lagert in den Straßen; dann war nichts besser, als wenn man noch eine befreundete Familie erreichte, welche weiter hinauf dicht am Flusse wohnte. Der Ruhe zu pflegen auf dem Balcon bei gutem Kaffee, der in Amerika gar nicht häufig ist, die Blicke über das Stromgewoge schweifen zu lassen, mit kurzem, nicht spannenden Gespräch — dabei hatte man niemals Langeweile. Wurde es kühler, so standen bei den Pferdevermiethern immer Reitpferde bereit, schlecht zur Parade, aber gut zum Rennen. Ein Ritt auf die freie Prairie hinaus, wenn es nicht mehr so heiß ist, gehört zum Angenehmsten, was man in St. Louis haben kann. Die Stadt liegt auf einer Hochprairie, und hat man die letzten Häuser hinter sich, dann empfängt Einen gleich das Helle und Luftige, was die Prairie so anziehend macht. Das Auge fliegt durch so helle, grüne Weiten; was in der Ferne sich bewegt, interessirt gleich, deshalb bleibt man erst lange Zeit angeregt, ehe sich das Gefühl der Oede einstellt. Hin und wieder kommt man an Farmen vorbei, die sich zierlich, fast schweizerisch ausnehmen. Auf dem Rückweg wird vor einem deutschen Biergarten abgestiegen, es sind ihrer mehrere da und einige vortrefflich eingerichtet. In einem

war eine wirklich sehenswerthe, weitgewundene Höhle, welche einen ausgezeichneten Felsenkeller abgab. Klüfte und plötzliche trichterartige Vertiefungen trifft man viele auf dieser Prairie. Man muß den St. Louis-Deutschen nachrühmen, sie verstehen es, das amerikanisch souveraine Mannesgefühl mit deutscher Behaglichkeit zu vereinigen; diesen angenehmen Eindruck hat man auch in ihren Biergärten.

Nach der Rückkehr in die Stadt hat man eben noch Zeit sich umzukleiden. Die kurze Dämmerung belebt dicht die Straßen, dann ist es auf einmal Nacht, und die Tausende von Glühwürmern sprühen auf. Man besucht eine der vielen Versammlungen, welche öffentlich über Stadt- und Schulsachen, allgemeine politische Angelegenheiten oder über sonst irgend Wissens- und Lernenswerthes gehalten werden. Dann trank ich gern noch bei einem deutschen Freunde, der still bloß seinen Geschäften und der Betrachtung lebte, eine Tasse Thee und hörte da Vieles über deutsches Leben hüben und drüben. Ach es sind mehr traurige Erinnerungen als Hoffnungsfreude! Ich habe aber immer gefunden, daß bei den Deutschen, welche in's Amerikanerthum nicht mit Kopf und Füßen zugleich hineinsprangen, die Häuslichkeit am freundlichsten war. Vielleicht besuchte man dann noch auf kurze Zeit eine der amerikanischen Familien, welche Abends regelmäßig größere Gesellschaft bei sich sehen, zu Whist, etwas Musik und wenig abwechselnder Unterhaltung; hin und wieder kam auch wohl ein Tänzchen vor.

Es ist 11 Uhr, man tritt auf die Straße, alles ist stockdunkel; die Straßen sind merkwürdig leer, der Mississippi braust mächtig herüber. Man sollte es eigentlich nicht thun, es ist gefährlich, sich aus den vornehmern breiten Straßen zum Flusse hinabzuwagen. Indessen man ist fremd, man kümmert sich nicht um die unheimlichen Gestalten, die hie und da vorüberhuschen. Der Mississippi rauscht immer gewaltiger, einige Kneipen am Flusse sind noch erhellt und mit allerlei Gesindel ausstaffirt, man hält sich jedoch in respektvoller Entfernung davon. Da schallt Geschrei dort, ein Schuß fällt, auf die Straße und fort stürzt ein Haufen roher Bursche, hinter ihnen her vielleicht ein paar Polizeimänner. Wieder ist eine Unthat geschehen, Revolvers (Drehpistolen) und Bowiemesser waren gleich zur Hand; ob die Rache des Gesetzes den Frevler trifft, ist mehr als zweifelhaft. Kommen doch bei Tage hier Scenen auf den Straßen vor, welche in Europa eine Stadt mit Entsetzen erfüllen würden, hier aber wogt das amerikanische Leben bald wieder darüber hin und man denkt nicht weiter daran. In den paar Tagen, welche ich in St. Louis war, wurden mehrere Damen am hellen Tage beraubt, Herren angefallen und niedergeschlagen; ein Polizeimann schoß einen fliehenden Burschen auf der Stelle nieder, und wer kümmerte sich erst um all die Einbrüche und Mordthaten, die des Nachts geschehen. St. Louis hat stärker als die meisten andern amerikanischen Großstädte seine Bande Rowdies, Burschen, welche aus Spielen und Saufen, Dieberei und Ränken und jeder Art von Rohheit und Frevel ein Handwerk machen. Sie treiben sich auf und ab in den Städten am Mississippi, bald lassen sie hier, bald dort sich zahlreicher spüren: St. Louis bleibt ihr Stammort, jedes Dampfschiff führt sie ihm wieder zu. Wer aus den Vereinigten Staaten diese Banden, welche recht eigentlich aus den eingebornen, verkommenen Söhnen sich ansammeln, herausfegen könnte, müßte mehr als ein Herkules sein. Mit Rowdies,

Fieber und Humbug muß sich der Europäer einmal abfinden, wenn er in den Vereinigten Staaten sich heimisch fühlen will.

4. Ein Abenteuer im Oregon-Bezirk.

Die große Verbreitung, welche der Pelzhandel in den nördlichen Landen Nordamerika's hat, ist bekannt, ebenso das gefährliche Leben der Jäger und Beamteten der großen Handelsgesellschaften, das sie auf ihren Wanderungen zur Erlangung genauerer Kenntniß der Bestände ihrer Herren führen. Vor einigen Jahren trat Hr. Roß Cox in den Dienst einer großen Handelsgesellschaft zur Betreibung des Pelzhandels in den Landstrichen welche der Columbia durchströmt — nördlich von Californien — man dachte damals noch an kein Gold — und in der Mitte des Monats August erlebte er ein Abenteuer, das wir in seinen eigenen Worten wiedergeben wollen. Zuvörderst müssen wir in Kürze mittheilen, daß sich Hr. Cox eines Abends um auszuruhen, in einiger Entfernung von seiner Reisegesellschaft niederlegte, die, ohne zu wissen, daß er zurückgeblieben war, bald darauf den Platz verließ.

Als ich nun, erzählt Hr. Cox, Abends gegen fünf Uhr aus dem Schlaf erwachte, war alles ringsumher still und ruhig wie das Grab. Ich eilte nach dem Ort, wo wir Halt gemacht hatten — es war kein Mensch mehr zu finden. Von da rannte ich nach dem Platz, wo wir Feuer angemacht hatten — alle waren verschwunden: von meinen Reisegenossen, lauter Indianern, so wie von ihren Pferden war keine Spur mehr zu entdecken. Die Angst, die mich jetzt überfiel, ist unbeschreiblich. Ich rief so laut ich konnte nach allen Richtungen, so daß mir die Stimme versagte; ich blickte verzweifelt ringsum überall hin — und mußte endlich die erschreckliche Wahrheit erkennen, daß ich allein geblieben war, ganz und gar verlassen in einem wüsten Lande, ohne Pferd, ohne Waffen und fast auch ohne Kleider.

Gleichwohl blieb mir nichts übrig als die Richtung auszuspüren, welche meine Gesellschaft eingeschlagen hatte, und ich ging daher ohne Zeitverlust, aber mit klopfendem Herzen an das Werk, um die Spur der Reisenden zu suchen. Es glückte mir ziemlich bald: am nordöstlichen Ende des Thales fand ich die Abdrücke der Pferdehufe, denen ich vorsichtig folgte, bis sie in der Nähe einiger niedrigen Hügel, auf einem steinigten Grunde, völlig unsichtbar wurden. Ich erklomm hierauf den höchsten dieser Hügel, von wo ich eine Aussicht viele Meilen im Umkreise herum hatte, allein weit und breit war kein menschliches Wesen, keine menschliche Wohnung zu sehen. Schon war der Abend angebrochen, und mit der Düsterheit begann auch der schwere Nachtthau zu fallen. Meine ganze Kleidung bestand aus einem linnenen Hemde und linnenen Hosen, so wie einem Paar bereits halb zerfetzter ledernen Mocassins (indianischer Schuhe). Ungefähr eine Stunde vor dem Frühstück hatte ich der Wärme halber meinen Rock ausgezogen und auf eines der Packpferde gelegt, wo ich ihn bis zum Abend lassen wollte; einer der Indianer hatte mein Gewehr unter seine Aufsicht genommen, und ich hatte selbst meinen Hut verloren; denn als ich erwachte, hatte ich ihn in der Angst meines Herzens liegen gelassen, und war nun schon zu weit gegangen, um noch

daran denken zu können, an meinen frühern Ruheplatz zurückzukehren. In einiger Entfernung linker Hand entdeckte ich gleichwohl einen mit hohem Gras bedeckten Ort, wohin ich mich sofort begab, und so viel Gras abriß als nöthig war, um mir eine gute Lagerstätte zu bereiten; auf dieselbe Weise deckte ich mich auch zu, und festes Vertrauen auf die Vorsehung setzend fiel ich bald in Schlaf. Doch war er von keiner langen Dauer, denn die ganze Nacht über ward ich durch schreckliche Träume von vergifteten Pfeilen, Klapperschlangen und feindlichen Indianern gequält.

Am folgenden Morgen, den 18. August, stand ich, sobald das Tageslicht graute, auf. Ich war naß, von Frost durchschauert und unwohl geworden; dessen ungeachtet verlor ich keinen Augenblick der kostbaren Zeit und machte mich sofort auf den Weg, in östlicher Richtung, beinahe parallel mit den Hügeln. Im Laufe des Tags kam ich an verschiedenen kleinen Wasserplätzen vorbei, die stark von wilden Vögeln besucht waren. Im Allgemeinen war das Land flach, der Grund lose und steinigt, und mit langem Grase bewachsen, das aber fast überall von den Eingebornen auf ihren Jagdpartien abgebrannt war, und die kurzen scharfen Halme waren mir im Gehen sehr hinderlich.

Ich hatte jetzt bereits eine nördliche Richtung eingeschlagen, und spät Abends entdeckte ich in der Entfernung von ungefähr einer starken Viertelstunde zwei Reiter, die ich an ihrer Kleidung für zu unserer Abtheilung gehörende Leute erkannte. Ich erkannte, daß sie beschäftigt waren, mich zu suchen, und beeilte mich einen kleinen Hügel zu ersteigen und ihnen, so viel Mühe es mich auch kostete, mit meiner bereits erschöpften Stimme zu rufen. Allein meine Stimme erreichte ihr Ohr nicht, und sie ritten weiter. Ich zog hierauf mein Hemd aus, das ich mit ungestümem und verzweifelndem Gebahren über meinem Haupte in den Lüften schwenkte, und dabei aus vollem Halse schrie. Es war vergebens — sie ritten weiter. Ich folgte ihnen in derselben Richtung mit wunden Füßen, und Verzweiflung beflügelte meine Schritte. Ueber Stock und Stein, durch Dornen und Gebüsch flog ich dahin wie ein gescheuchtes Reh, aber ohne bessern Erfolg als zuvor; denn als ich endlich einen Punkt erreichte, wo ich zum mindesten die Spur der Reiter zu finden hoffte, gewahrte ich wieder nichts, als die einsame Wüste und die schnell einfallende Düsterheit.

Seit Mittag des vorigen Tages hatte ich nichts gegessen, und ich warf mich, erschöpft durch Hunger und Müdigkeit, auf das Gras hin, als ich aufgeschreckt ward durch ein leises Geräusch gerade hinter meinem Rücken. Ich drehte mich um, und entdeckte eine große Klapperschlange, die in der Abendkühle Erquickung schöpfte. Ich sprang augenblicklich einen Schritt zurück, und die Schlange blieb ungestört wo sie war. Ich suchte nun nach einem großen Stein, kehrte vorsichtig nach dem Platze zurück, und nachdem ich sorgfältig gezielt, zerschmetterte ich dem Thiere den Kopf mit dem schweren Stein.

„Diese Tagereise hatte meiner Fußbekleidung vollends den Garaus gemacht: die dünnen Sohlen waren bereits voller Löcher, und meine Füße aufgeschwollen und blutrünstig. Gleichwohl war es hohe Zeit mich nach einem Nachtlager umzusehen, und mit vieler Mühe richtete ich mir eine Lagerstätte her, gerade wie Abends zuvor, mit Gras und Riet. Das Abreißen des Gra-

ses aber war mir theuer zu stehen gekommen, da ich meine Finger dergestalt dabei zerschnitt, daß ich die Hände kaum mehr gebrauchen und schlechterdings kein Glied davon mehr rühren konnte und die heftigsten Schmerzen litt.

Am Morgen des 19. August stand ich vor Tagesanbruch wieder auf, und setzte meine Wanderung den ganzen Tag in östlicher Richtung fort. Anfangs litt ich viel vom Hunger, allein nach einem Marsch von einigen Meilen und einem Trunk herrlichen frischen Wassers war ich wieder einigermaßen erquickt. Das Land blieb immer noch flach, mit abgebranntem Gras, Sand und Kies, das meinen Füßen gewaltig weh that. Die brennende Sonne nöthigte mich, mir inmitten des Tages einige Stunden Rast zu gönnen, und ich verwendete diese Zeit mit vielen vergeblichen Bemühungen mir eine Art von Hut aus Ried und Gras zu verfertigen. Es war mir als ob mein Gehirn in der glühenden Hitze im buchstäblichen Sinne des Worts verbrenne. Auch hatte ich in diesen beiden Tagen keinerlei Arten von Früchten gefunden, und war sonach bereits 48 Stunden ohne einige andere Erquickung als hie und da einen Schluck Wasser gewesen. Ich fühlte, daß ich sehr schwach wurde, und um meine Qual zu vermehren, brachte ich diese Nacht an dem Ufer eines Sees zu, der buchstäblich mit wilden Enten und Gänsen und anderem Geflügel bedeckt war, die aber alle außer meinem Bereich blieben. Mit einer Taschenpistole hätte ich mir ein überreichliches Mahl verschaffen können, und vielleicht sogar mit einem glücklichen Steinwurf, wenn ich die Kraft dazu gehabt hätte. Ich mußte mich sonach wieder mit einem hungrigen Magen niederlegen, und der unglückliche Zustand meiner Hände hinderte mich selbst am Abreißen des Grases um mich zuzudecken und einigermaßen gegen den schweren Nachtthau zu schützen.

Am folgenden Tage, den 20. August, richtete ich meine Schritte nordostwärts, durch einen Landstrich, der angenehm abwechselte mit Bäumen, Gesträuchen und Wasser. Ich sah wieder eine große Menge wilder Gänse, Enten, Kraniche, Kibitze und Sperlinge, außerdem viele Falken und andere Raubvögel, und auch, in einiger Entfernung, inmitten einer Baumgruppe, etwa zwanzig Rehe. Dieses Gebüsch bestand vornehmlich aus Tannen, Ceder- und wilden Kirschenbäumen, nebst Dorngesträuch, kleinen Weiden und Geißblatt. Im Grase gab es viele Klapper- und andere Schlangen, so wie auch Eidechsen und Heuschrecken von besonderer Größe. Letztere hielten mich in beständiger Angst, und schreckten mich stets auf's Neue durch die Aehnlichkeit des Geräusches, das sie mittelst ihrer harten, hornartigen Flügel hervorbringen, mit dem Gerassel, das die Klapperschlange macht, wenn sie im Begriffe steht ihren Feind anzugreifen. Heute hatte ich sehr viel vom Hunger zu leiden, und ich war genöthigt hin und wieder etwas Gras zu kauen, was mir auch einigermaßen Erleichterung verschaffte. Abends spät erreichte ich das Ufer eines Sees, der mehr als eine halbe Stunde lang und eine starke Viertelstunde breit war. Die Ufer waren sehr steil, und mit großen Bäumen von allerlei Art bewachsen. Zwei schöne Bäche aus Norden und Nordosten flossen darin, und in dem klaren Wasser sah ich sehr viele Fische, die für mich ebenso unerreichbar waren wie die Vögel. Doch fand ich auch eine erstaunliche Menge wilder Kirschen, die gerade reif waren, und mir eine herrliche Mahlzeit lieferten.

Ich legte mich am Ufer, dicht an der Mündung des größten Baches,

nieder, allein während der ganzen Nacht konnte ich keine Ruhe finden wegen des Geheuls der Wölfe und Bären in meiner unmittelbaren Nähe, was mich um so mehr in Angst versetzte, als ich in der tiefen Dunkelheit durchaus nicht sehen konnte, wo die Gefahr am drohendsten war.

Morgens den 21sten entdeckte ich mir gerade gegenüber, am andern Ufer des Flusses, den Eingang in eine Höhle, woraus, wie ich jetzt begriff, die Serenade des vorigen Abends erklungen war. Ich beschloß nun kleine Abstecher von einem oder zwei Tagen nach verschiedenen Richtungen hin zu unternehmen, um wo möglich einige frische Spuren von Reisenden zu entdecken, und, wenn mir dies nicht glückte, stets an den See zurückzukehren, wo ich mit Sicherheit darauf rechnen konnte, frisches Wasser und wilde Kirschen in Fülle zu finden. Ich unternahm meinen ersten Ausflug in südlicher Richtung, durch einen öden Landstrich, der ganz und gar ohne Wasser und blos mit hohem Gras bedeckt war. Ich bewaffnete mich nun mit einem langen Stock, mittelst dessen ich im Laufe des Tages mehrere Klapperschlangen tödtete. Da es mir gleichwohl nicht glückte einige Spuren von Menschen zu entdecken, kehrte ich Abends hungrig und durstig nach dem See zurück, und suchte meinen gestrigen Lagerplatz wieder auf. Ich sammelte einen großen Haufen Steine aus dem Flußbett, und eben als ich mich niederlegen wollte, gewahrte ich einen großen Wolf, der aus der Höhle an der gegenüberliegenden Seite zum Vorschein kam. Da ich glaubte, es werde besser sein, ihm zu zeigen, daß ich keine Furcht vor ihm hege, als zu warten bis er den Muth in sich fühle über's Wasser zu kommen, so warf ich mit den größten Steinen, die ich aufheben konnte, nach ihm, und traf ihn endlich mit einem derselben, worauf er heulend und erschreckt mir den Rücken wandte und entfloh. Eine Zeitlang harrte ich ängstlich auf seine Rückkehr, allein die Ermattung überwältigte mich bald gänzlich, und ich verfiel in Schlaf, ward aber gleichwohl durch dasselbe ängstigende Geschrei wie die vorige Nacht darin gestört. Ich blieb daher wach, bis der Tag anbrach und Alles umher verstummte.

Meine Kleider waren durch den schweren Thau durch und durch naß geworden, und ich zog sie aus, um sie auf einem großen Stein zu trocknen. Sobald dies geschehen, und ich einige wilde Früchte gepflückt hatte, machte ich mich auf die Beine und schlug eine östliche Richtung ein, um abermals eine Probe zu machen, ob ich nichts entdecken könne. Ich ging über zwei kleine Bäche und befand mich wieder in einem mit Buschwerk bedeckten Landstrich, der besonders reich an Dornsträuchern war, welche meine Füße erschrecklich quälten, und mich, sobald ich wieder, nach einem vergeblichen Tagmarsche, an den See zurückgekehrt war, zwangen meine Beinkleider abzuschneiden und meine Füße damit zu verbinden. Der Wolf erschien während der Nacht nicht wieder, aber ich hörte doch das Gebrüll verschiedener wilder Thiere in meiner Nähe, obwohl stets am jenseitigen Ufer des Flusses.

Am Morgen des 23sten war ich bereits vor Sonnenaufgang auf dem Wege. Ich schlug eine nördliche Richtung ein, und beschloß ohne Noth nicht mehr an den See zurückzukehren. Im Verlaufe des Tages gewahrte ich einige Spuren von Wanderern, was meinen Muth sehr erhöhte. Ich legte mich gegen Abend an einem Bache nieder, wo ich mir aus wilden Früchten wiederum eine Mahlzeit bereitete. Am 24sten fühlte ich mich auf's Neue

sehr schwach und muthlos, auch litt ich aus Mangel an Wasser entsetzlich, da ich den ganzen Tag, mit Ausnahme einer stinkenden Pfütze an zwei Plätzen, die fast eingetrocknet waren, keinen Tropfen finden konnte. Kurz nach Sonnenuntergang entdeckte ich jedoch wieder ein Bächlein, in dessen Nähe ich, sobald ich durch Trinken und Baden einigermaßen erquickt war, mein Nachtlager nahm.

Nach der Höhe der Sonne zu urtheilen, war es am folgenden Tage bereits neun oder zehn Uhr geworden, als ich erwachte. Ich mußte mich nun bis an die Kniee entblößen, um neue Binden für meine Füße zu machen, und da ich keine Früchte finden konnte, war ich genöthigt, nachdem ich einen Schluck Wasser zu mir genommen, mit leerem Magen meine Wanderung fortzusetzen. Der Hunger machte mir viel zu schaffen, denn ich fand den ganzen Tag über nichts Eßbares, und ward allein durch die Entdeckung weiterer Spuren von Wanderern, die mir den Beweis lieferten, daß ich mich in einigermaßen besuchten Gegenden befinde, auf den Beinen gehalten. Ich dachte durchaus nicht daran, in wessen Hände ich gerathen könnte; so viel schien mir gewiß, daß, sobald ich auf mehr Menschen träfe, ich auf alles gefaßt sein müsse.

Um die Schrecknisse dieses Tages zu vermehren, fand ich wieder nichts zu essen, und als ich mich endlich niederlegen wollte, entdeckte ich unter einem großen Stein, den ich zum Kopfkissen gebrauchen wollte, ein ganzes Nest Klapperschlangen, die zu vernichten es mich einige Zeit und Mühe kostete. Es war ein schrecklicher Augenblick; ich war ganz und gar muthlos geworden und wurde die ganze Nacht hindurch von Träumen gequält.

„Und doch fühlte ich mich am folgenden Tage, bereits am 26sten, neu gestärkt und erquickt durch ein paar Stunden Ruhe, die ich gegen Morgen genoß. Im Verlaufe dieses Morgens ward ich zu wiederholtenmalen zum Besten gehalten durch die Entdeckung langen Riedgrases, unter welchem ich Wasser zu finden hoffte, um meinen brennenden Durst zu löschen. Scharfe Steine und lange Dornen erschwerten meinen Marsch je länger, je mehr, und ich stand mehr als einmal auf dem Punkte mich niederzulegen und alle Hoffnung der Rettung aufzugeben. Gleichwohl verließ ich gegen vier Uhr Nachmittags das offene Feld, und befand mich in einem Gebüsch, wo ich bald auf's Angenehmste überrascht wurde durch das Rauschen eines Wasserfalls in geringer Entfernung von mir. Ich beeilte mich so viel als möglich, um dahin zu kommen, und erreichte binnen wenigen Augenblicken die steilen Ufer eines großen Baches, der gerade über einigen Felsen dahin strömte und das hellste Wasser hatte. Ohne an meine Schwäche zu denken, blos begierig die labenden Wellen zu erreichen, sprang ich hinein, und ward durch das Ungestüm des Wassers dergestalt fortgerissen, daß ich nur durch den überhangenden Ast eines großen Baumes die Möglichkeit fand, mich wieder aus dem Strome zu retten, in dem ich unfehlbar, wie wenig tief er auch war, in meinem entkräfteten Zustand ertrunken wäre. In der Nähe fand ich wieder eine Menge wilder Früchte, und fühlte mich für den Augenblick wesentlich glücklicher, als man sich einbilden kann.

Nachdem ich dem Himmel für diese Erquickung gedankt, sah ich mich nach einem Ruheplatz um, und fand bald, ganz in der Nähe, den hohlen Stamm eines Tannenbaums, den der Blitz gefällt hatte. Ich untersuchte

vorsichtig, ob keine giftigen Schlangen oder Insekten in der Höhle sich verbargen, legte einiges Blätterwerk hinein, kroch dann selbst in die Höhlung, deckte mich mit einigen größern Stücken Baumrinde zu, und schlief ein. Meine Ruhe war jedoch abermals von keiner langen Dauer, denn die Stimme eines Bären, dicht an meinen Ohren, weckte mich sehr bald. Das Thier hatte die Stücke Baumrinde bereits weggezogen, und schnüffelte mit seiner Nase im buchstäblichen Sinne an meinem Leibe herum, überlegend wie es mich am besten aus der Höhle vertreiben könne, da die Oeffnung so eng war, daß der Bär mich mit seinen Pfoten nicht umfassen konnte. Ich sprang mit gewaltigem Angstschrei auf, griff nach meinem Stock und schrie so laut ich vermochte. Der Bär wich einige Schritte zurück, kehrte aber bald zu einem neuen Angriff wieder um. Ich jedoch, da ich mich einem so mächtigen Feind nicht gewachsen fühlte, hatte den geeigneten Augenblick wahrgenommen um die Flucht zu ergreifen, und einen Baum zu erklimmen, der in der Nähe stand. Kaum war ich zwanzig Fuß vom Boden, als der Bär mit einer Schnelligkeit mir nachzuklimmen anfing, die mich einen Augenblick an meiner Rettung verzweifeln ließ. Ich erreichte aber glücklicherweise einen dünnen Ast, der kaum stark genug war mich zu tragen, und mich so weit als möglich hinaufwagend, wartete ich den Bären ab, der, wie ich wohl wußte, es nicht wagte auf dieses Aestchen zu kommen. Mit meinem Stock, den ich noch in der Hand hielt, schlug ich ihn, so oft sich Gelegenheit darbot, stets auf den Kopf und auf die Pfoten, und wüthend und brüllend mußte er endlich vom Angriff abstehen. Der Bär stieg sonach wieder hinab, nahm Besitz von dem Schlafplatze aus dem er mich vertrieben hatte, und legte sich still zur Ruhe nieder. Ich meinerseits suchte nun ebenfalls herabzukommen und der Wachsamkeit des Thieres zu entrinnen; allein jede Bewegung, die ich machte, weckte die Bestie auf, die knurrend mich anstierte und sich dann wieder zum Schlaf hinstreckte. Ich war sonach genöthigt die ganze Nacht über auf dem Baume zu bleiben, und band mich, so gut ich konnte, mit meinem Hals- und Sacktuch an die Aeste fest, weil ich fürchtete sonst im Schlafe herabzufallen.

Am folgenden Morgen, den 27sten, verließ der Bär kurz nach Anbruch des Tages seine Schlafstätte, und ging aus seinen Imbiß zu suchen. Nachdem ich einige Zeit aufgemerkt, um zu sehen, ob er auf der Lauer lag, stieg ich vom Baume herab, und setzte meine Wanderung in nordöstlicher Richtung wieder fort. Binnen wenigen Stunden aber war alle meine Angst und Sorge, wie meine Schwäche und Ermattung, vergessen, denn ich entdeckte einen geregelten Pfad mit ganz frischen Spuren von Wanderern und Pferden. Dieser Pfad führte durch ein reizendes Gebüsch, worin ich eine Menge Rehe sah. Abends gegen sechs Uhr erreichte ich eine Stelle, wo die Nacht zuvor eine Gesellschaft zugebracht haben mußte. Rund um ein großes Feuer, das noch brannte, lagen die Ueberbleibsel halb abgenagter Knochen von Hühnern, Enten und andern Vögeln, die ich auf's sorgfältigste aufhob und sammelte. Zu meinem Glück war wenig Fleisch daran, denn sonst hätte ich, in meinem erschöpften Zustand, durch Unmäßigkeit leicht meine Gesundheit sehr gefährden können; indeß ließ ich mir mein nüchternes Mahl trefflich schmecken, fachte das Feuer wieder an, und legte mich nieder, in der Ueberzeugung, daß ich nun gerettet sei. Das Feuer schreckte die wilden Thiere ab, und ich

genoß einer ungestörten Ruhe. Morgens jedoch stand ich früh auf, und folgte wiederum zwei Tage lang dem Wege durch das Gebüsch, während welcher Zeit ich ausschließlich von wilden Früchten leben mußte. Ich hatte meine Hosen fast ganz zerrissen, um meine Füße damit zu verbinden, und mit Ausnahme meines Hemdes war ich nun völlig nackt. Jeden Augenblick aber schienen die Spuren der Pferdehufe frischer zu werden, und dies gab mir neuen Muth.

Am 30sten Abends erreichte ich einen Punkt, wo sich verschiedene Wege kreuzten; ich erstieg eine Anhöhe um die Gegend in Augenschein zu nehmen, allein es war schon so dunkel, daß ich nichts entdecken konnte. Ich kehrte sonach auf den Weg in's Gebüsch zurück, und wollte mich eben niederlegen, als ich in der Ferne das Gewieher eines Pferdes zu hören glaubte. Ich horchte mit klopfendem Herzen, und ward bald überzeugt, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Ich ging einige Schritte weiter, und sah zu meiner Freude in einer hübschen Grasfläche am gegenüberliegenden Ufer eines kleinen Stromes einige schöne Pferde weiden. Es kostete mich einige Mühe über das Wasser zu kommen, und das jenseitige steile Ufer desselben zu erklimmen. Allein meine Leiden waren nun zu Ende. Eine kleine Rauchwolke erhob sich aus der Hütte, worin sich zwei indianische Weiber befanden, die sogleich die Flucht ergriffen, als sie mich näher kommen sahen. Einen Augenblick lang ward ich wieder erschreckt bei dem Gedanken, ich könnte unter feindliche Eingeborne gerathen sein; allein meine Furcht ward bald beseitigt bei den Indianern, die sich mir auf's Freundlichste näherten, meinen erschöpften Zustand erkannten, mich sogleich in ihre Arme schlossen und mich in ihre Wohnung trugen. Meine Füße wurden alsbald gewaschen und mit frischen Kräutern verbunden; ein Salm ward über dem Feuer gebraten, und da ich die Sprache des Stammes kannte, welchem diese Indianer angehörten, so war ich bald in lebhafter Unterhaltung mit meinen Bewirthern, mit denen ich, noch vor Schlafengehen, das Uebereinkommen schloß, mich nach der ungefähr 50 Stunden entfernten Station der Compagnie zu geleiten."

---

5. Von New-Orleans nach Galveston und Indianola.

Am 28. September fuhren wir auf dem kleinen Dampfer „Meriko" Morgens 9 Uhr bei klarem wolkenlosen Himmel von New-Orleans ab, und konnten uns auf dem Verdeck fast ununterbrochen einer angenehmen kühlen Brise erfreuen. Uns voran den Mississippi hinunter war der große und schöne Dampfer Winfield Scott, auf dem wir vor kurzer Zeit von New-Orleans hergekommen waren, und der jetzt wieder eben dahin zurückging. So eintönig die Scenerie längs den beiden Ufern des nordamerikanischen Stromriesen sein mag, die Ueppigkeit des Wachsthums sowohl der Bäume, als der Riedflächen und der darein gelagerten Zuckerplantagen, vor allem aber der unermeßliche Maaßstab, in welchem die Natur hier Alles anlegte, und noch täglich und stündlich darin fortarbeitet, verwischen jeden Eindruck von Einförmigkeit gründlich bei Jedem, der anders Sinn für derlei Schön-

heiten hat. Auf verschiedenen Punkten sahen wir heute am bewaldeten Horizonte dichte mächtige Rauchsäulen aufsteigen, wahrscheinlich die Zeichen von Schilfbränden; dieselben mit den Augen in die Höhe zu verfolgen, war mir von Interesse, da sie aufsteigend in nicht sehr großer Höhe dichte weiße Wolkenschichten bildeten. Während des ganzen Laufs abwärts ließ sich auch an der Landschaft und ihren Einzelheiten das allmähliche Untertauchen des trockenen Landes nach dem Stromdelta und nach dem Golf zu genau wahrnehmen. Den Uebergang bildeten die unabsehbaren Flächen schwimmenden Sandes, welche mit Rohr und Ried oder Partien von Sumpfcypressen bestanden, theils Zweige der Strommündungen, theils sogenannte Seen mit klarem Wasser einschließen. Unter anderem Wassergeflügel fiel mir Nachmittags ein mächtiger Zug großer Vögel auf, die schwer und satt bald in langer offener Reihe, bald im Dreieck, ihren Führer an der Spitze, dahin flogen. Sie gehörten ohne Zweifel in die interessante Familie der Schwimmfüßler; der Schnabel derselben war dick, roth oder orangefarben, das Gefieder auf dem Rücken weiß und auf den Flügeln schwarz oder dunkelgrau. Während des Flugs hielten sie den Hals nach Art der Reiher zurückgezogen, die Füße schienen entweder kurz oder sie waren auch eingezogen. Sie flogen über den Strom und ließen sich auf der dunkelblauen Fläche eines der nahen Seen nieder, deren ich vorhin erwähnte.

Gegen Abend beobachtete ich über eine Stunde lang die Erscheinungen einer Fata Morgana. Außer einem über den wahren Horizont gehobenen lichter scheinenden Wasserhorizont, hinter welchem die Wipfel von Bäumen und Gehölzen auftauchten, sich in verschiedenen Gestaltungen verziehend, war es ein mächtiger Dampfer, welcher auf die Entfernung von vielleicht einer geographischen Meile sichtbar war und anscheinend stromaufwärts uns entgegen steuerte. Das einzige war sonderbar dabei, daß sein Kiel keine deutliche klare Form zeigte, wohl aber seine beiden Rauchfänge, aus denen selbst durch das Fernrohr aufsteigender Rauch wahrzunehmen war. Nach einiger Zeit nahm dieses Fahrzeug seinen Lauf hinter eine tief in den Strom hineinragende dichtbewaldete Landspitze und ward unsichtbar, bis es etwa ½ Stunde nachher wieder in Sicht kam. Es erschien jetzt deutlicher, aber kleiner; auch der Stromspiegel, auf dem es daher schwamm, war schmaler, und jener oben bezeichnete zweite Horizont dem wahren unteren näher gebracht. Ich war nun gewiß, daß sich diese Erscheinung jedenfalls zuvor unter dem Einfluß der Luftspiegelung befunden haben mußte. Daß dies auch eben jetzt noch der Fall war, bestätigte sich dadurch, daß noch immer kein deutlicher Kiel wahrzunehmen war, und als dieses endlich geschah, so konnte ich aus der Form desselben nicht klug werden. Bald trennten sich nämlich die beiden Rauchfänge und es schien sich der ganze Körper zu theilen, als wären es zwei Fahrzeuge, dicht neben einander laufend, etwa nach der Art, wie häufig zu sehen ist, wenn ein Segelschiff von einem daran gehängten Dampfer gegen den Wind oder Strom bugsirt wird; bald war die Erscheinung wieder wie ein größeres Boot mit einem Mast und einem Rauchfang. Am auffallendsten erschien aber der Kiel, dessen Gestalt sich oft verdrei- und vervierfachte und dessen Einzeltheile immer in Würfelgestalt erschienen. Dieses Spiel mochte etwa ¼ Stunde gedauert haben, als es plötzlich mit sammt seinem Gegenstande meinen Blicken entschwand; dieses plötzliche Verschwinden

gehört ebenso zum Ganzen, weshalb ich, meinen Standpunkt behauptend, das Fernrohr nicht aus der Hand gab. Nun erschien es wieder neben sechs bis sieben hohen Cypressen oder pyramidalen Pappeln halb im Duft der Ferne verloren, doch etwas höher als die eben bezeichneten Bäume. An den Raaen ließen sich nach und nach deutlich schwarze Punkte wahrnehmen, denn jetzt waren auch zwei Masten deutlich zu erkennen. Es war kein Zweifel mehr, auf den Raaen waren Matrosen beschäftigt; die Zahl derselben nahm zu, während der Kiel des Fahrzeugs beharrlich undeutlich blieb, ja auf Augenblicke gar nicht zu sehen war. Die Sonne war indessen himmter, es fing an zu dunkeln und nach und nach enthüllte sich die Wahrheit aus der ganzen wechselvollen Täuschung. Der Gegenstand war nämlich ein aus Masten und Raaen zusammengestellter Triangel, der, wo er stand, die Stelle eines Leuchtthurms zu versehen hatte. Die in den Raaen beschäftigte Mannschaft war aber nichts anderes, als die luftigen, in die Höhe gezogenen Baumwipfel eines noch unter dem Horizont verborgenen Gehölzes. Dieses Zauberspiel hatte nun einem herrlichen Mondschein-Abend Platz gemacht, der den ganzen Tag über wehende Ostwind hatte sich gelegt und es war jetzt vollkommen windstille. Unser schwimmendes Mexico drang munter und rüstig hinunter nach Süden und wendete bald in einer der westlichen Mündungen nach dem Golf zu, vorsichtig Untiefen, schwimmendes Land und Treibholzlager im Auge haltend. Abends bemerkte ich einige wenige Sternschnuppen.

Am folgenden Morgen früh 6 Uhr läutete die Glocke; es war zu einer Art Vorfrühstück in Form einer Schale Kaffee. Die Sonne war eben im Begriff am klaren wolkenlosen Himmel aufzugehen, und unser Mexico nahm mit dieser fast einen und denselben Kurs. Das Meerwasser war dunkelgrün, woraus ich schloß, daß wir nicht mehr fern von der Küste sein mußten. Vom Bugspriet hinunter sah ich einen Fisch ruhig heranschwimmend, bis ihn der Lärm der Wasserräder erschreckte und schnell senkrecht hinab in die Tiefe jagte. Er war 3—3½ Fuß lang und von sehr blasser Farbe, vielleicht fleischfarb, wenn mich das Wasser nicht betrog. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags begegneten wir einem Dampfer nördlich von uns; nach Größe und Bauart glich er dem unsrigen. Eben um Mittag setzte sich ein Seefalke auf die Spitze des Mainmastes, nachdem er denselben prüfend mehrmals umkreist hatte. Er hatte sich einen Fisch mitgebracht, den er auf einem luftigen Sitz verzehrte, ohne auf den Lärm unter ihm auf dem Deck des „Mexico“ zu achten. Kopf und Hals waren weiß, ebenso der Bauch; der Rücken war wie gleichfalls die ganze Oberhaut dunkelbraun gesprenkelt. Von der Wurzel des schwarzen Schnabels aus lief über die Augen und bis tief über die Hälfte des Halses hinab ein schmaler schwarzer Streifen, der sich endlich verbreiterte und sich am untern Theil des Nackens schloß. Er mochte etwa ¾ Stunden lang die Dampffahrt mitgemacht haben, als ihn Einer der Schiffsoffiziere herunterschoß; der arme Schelm fiel über Bord und ward so bald, einen Fisch im Magen, selbst ein Mahl für Fische. Heute mir und morgen dir, das ist der Weltlauf! Später gegen Abend kam ein zweiter Falke derselben Art und setzte sich wieder auf dieselbe Mastspitze, wo der erste seinen Platz genommen hatte; ich hatte kaum Zeit ihn näher zu betrachten, da krachte es und der Arme hing ohnmächtig, tödtlich getroffen an einer Leine, die seine Fänge umkrallt hielten. Das Blut rann wie aus der geschlagenen Ader

eines größeren Thieres aufs Verdeck herab. Ein zweiter Schuß jagte ihm eine Kugel in den Leib und er stürzte todt herab; der Schütze war ein alter Graukopf, unter dessen Stirne selbst zwei Falkenaugen blitzten. In der Hand zwei Pistolen besah er das Opfer seiner Schußfertigkeit und überließ es, ohne weitere Worte zu verlieren, den Blicken der Neugierigen an Deck. Die beiden Kugelschüsse waren in der That aller Ehre werth, nicht aber die That selbst. Sie war für mich nur ein zweckloses zerstörungssüchtiges Morden, welches dem Herzen des Thäters nicht eben viel Ehre machte.

Ich machte diesen Abend eine Bemerkung, welche mir bis jetzt ganz neu geblieben war. Der halbe Mond stand prachtvoll leuchtend über der dunklen See und überall schnitt sich der dunklere Horizont des Wassers von der lichteren Atmosphäre scharf ab; nur zwischen dem Mondball selbst und jenem breiten Silberstreifen, den dieser gerade über dem Wasserspiegel nach dem Sehpunkt des Beschauers zu machte, erhob sich senkrecht vom Wasserhorizont aufsteigend, ein dunkler unbeleuchteter Luftkegel. So lange der Mond hoch stand, hatte es das Ansehen, als ob unter demselben eine so geformte Wetterwolke herabhinge. Mit dem Sinken des Mondes ward dieser Kegel immer schmaler und schmaler, bis er zuletzt ganz auf den Wasserhorizont herabsank, wie das Mondlicht nach und nach schwächer wurde und sich endlich völlig im trüben Dunstkreis über dem Horizonte verbarg. So viel ich durch meine Beschauung verstehen konnte, beruhte die ganze Erscheinung auf einer optischen Täuschung des Auges. Kaum war dieses Schauspiel mit dem untergegangenen Monde zu Ende, so hatte ich im Norden ein anderes; ich bemerkte da eine mächtige rothe Lohe, den Widerschein von Feuer. Die Erscheinung eines solchen trügt bei Nacht, und Entfernungen lassen sich kaum ermessen. Diese Helle hatte indessen eine so mächtige Ausdehnung, daß ich fast eher geneigt war, sie für ein Nordlicht als für den Wiederschein eines Prairiebrandes zu halten, wie sie wohl um diese Jahreszeit westlich vom Mississippi häufig zu sehen sind. Außerdem hatte ich in den letzten 24 Stunden sehr viel von Luftspiegelungen und dergleichen täuschenden Erscheinungen wahrgenommen, so daß ich aus diesem Feuerschein um so weniger klug werden konnte, als er sich bald darauf allmählig verlor; es währte im Ganzen etwa eine halbe Stunde. Manchmal schien es, als ob vom Horizont herauf drei bis vier blasse Lichtstrahlen nach dem Zenith hinaufschößen.

Der Wind hatte sich diesen Abend gedreht und es häuften sich Federwolken um den Horizont, so daß ich dachte, wir würden morgen Regen bekommen.

Der Morgen am 30. September war, wenn auch nicht ganz klar, doch frisch und heiter, und nach Sonnenaufgang vertheilten sich alle Wolken. Das Seewasser verlor nach und nach von seiner Durchsichtigkeit, und im Norden kam baumbewachsenes Flachland in Sicht; es war die Küste von Texas, viel verschrieen, aber in neuerer Zeit mehr und mehr von Bedeutung. Seevögel aller Art naheten sich, das Wasser bekam nach und nach eine trübe gelbgrüne Farbe, kurz wir waren nahe den Bänken und in der Nähe von Galveston. Die Einfahrt in den Hafen dieses Platzes ist, so wie die ganze Küste der Golfländer zwischen den Mündungen des Rio Bravo del Norte und des Mississippi, gefährlich, und erfordert einen guten Lootsen, den für diesmal der Kapitain an Bord selbst machte. Unser Mexico hatte sich durch

ein wirkliches Labyrinth von Bänken zu winden, fortwährend seichtes Wasser sondirend. Die Tiefe des Wassers ist für einen erfahrenen Seemann schon in der Luft und auf der Oberfläche der Wassers zu lesen. Je mehr nämlich Schwalben, Möwen, Reiher, Pelikane, Kraniche und dergleichen Luft- und Wasserschiffer über dem Spiegel des Wassers wahrzunehmen sind, desto geringer ist gewiß seine Tiefe. Es hat dies seinen natürlichen Grund darin, daß alle lebenden organischen Wesen an das Feste unseres Erdballs, sei es über oder unter dem Wasser, gebunden sind. An Riffen, Klippen, seichten Küsten und nackten Bänken finden diese, dürftig genug und jahraus jahrein von Fastenspeisen lebend, ihre Nahrung. Je leichter diese zu finden ist, desto gewisser ist also auf seichtes Wasser zu schließen.

Auf einigen Bänken, an denen wir vorüberkamen, saßen ganze Heerden großer pelikanartiger Vögel, deren Identität ich übrigens aus der Ferne eben so wenig ausmachen könnte, als die in weiten Reihen um jene geschaarten kleineren und größeren Vögel. Alle zusammen boten eine vollständige reichhaltige naturgeschichtliche Auslese von Wat- und Schwimmvögeln, den geschicktesten Tauchern und Schwimmern, welche ohne Zweifel diese öden Küsten bewohnen.

Galveston erscheint dem Auge des Ankommenden fast so auf dem Meere schwimmend, wie Venedig; die Feenkönigin der Adria hat aber namentlich bei halbwegs näherer Betrachtung auch gar nichts mit demselben gemein. Da liegt flach und gemein ein von breiten Straßen rechtwinkelig durchkreuztes Barracken- und Budenlager für die nächsten Bedürfnisse des Handels, der Schifffahrt und Krämerei, auf trostlosen Sand gebettet.

Der Dampfer Mexico hatte bald angelegt, theils um von seinen Passagieren und seinem Cargo auszuladen, theils wieder andere einzunehmen. Wie aus halber Ferne bietet Galveston auch in der Nähe keinen besonderen Anblick. In den Straßen zwischen den Quadraten und Oblongen von Bretterbuden und Holzbarracken, oft in größerem Maaßstab, und lächerlich genug in antikem Lapidarstyl hölzern ausgeführt, sind noch wenig Trottoirs zu sehen, und diese sind zumeist nichts weiter als ein Paar neben einander gelegte Balken. Bei trockenem Wetter ist in den Straßen fortzukommen eine förmliche Arbeit, da der Fuß bis über die Knöchel in den dürren Sand sinkt. Die Bevölkerung ist, wie sich leicht denken läßt, gleich einer Meersandanlagerung ein buntestes Gemenge von Racen und Nationalitäten, welches dem Reisenden in die Augen fällt, noch ehe er den Fuß an's Land setzt. Fette Neger, als Karrenführer und Lastträger, hagere Mexicaner beschaulich die Cigarette zwischen den Lippen und den Fingerspitzen, oder ein dürrer spindelbeiniger Yankee, die eine Wange voll mit Kautabak, die Hände in die Taschen gesteckt und nur mit den Augen nach allen Seiten hin thätig; stämmige Texaner, Reiter und Spieler gleich Mexicanern, Jäger gleich einem Kentuckier, und entweder listig und verschlagen wie ein Yankee, oder gerade und derb wie ein Mann aus dem Westen an den Ufern der großen Seen; ferner Irländer laut und lachend oder stößig und fluchend, aber leicht auf die Bedürfnisse von Fremden eingehend, und endlich auch die nirgends fehlenden Deutschen, in solchen Plätzen nicht immer vom besten Wasser und mit schnell angenommener, oft frecher Formlosigkeit sich an alle frisch ankommenden Landsleute drängend, um sie schleunigst in ihren deutschen Verein einzuführen, ihnen

auf Verlangen das einzige und beste Bierhaus zu zeigen, und sie wie immer auf das neue Vaterland und die Vorzüge der Stadt und ihrer näheren und weiteren Umgebung aufmerksam zu machen. Dies sind ungefähr die, welche sich laut und lärmend bei Ankunft eines Schiffs auf die Hafendämme drängen, und nach denen allerdings nicht ausschließlich auf die ganze Bevölkerung eines solchen Platzes geschlossen werden darf.

Nachdem ich die Straßen dieser jungen Stadt durchwandert hatte, besah ich mir deren Küstenseite, besonders um der Pflanzenwelt willen. Jahreszeit und Oertlichkeit ließen freilich nicht viel Merkenswerthes zu und außer einigen Cassien, wovon die eine einen schönen sattgrünen Strauch mit großen gelben Blumen bildete, war nicht viel in die Augen Fälliges. Wie kurz immer eine Seefahrt, und wie arm auch eine Flora sein mag, sie ergötzt das Auge eines Jeden, vom Meerwasser aus betrachtet, bestünde sie auch in nichts als Algen, Fuken und Sargassen.

Abends vier Uhr verließ der Dampfer Mexico sein Werft und strich wieder, ebenso vorsichtig wie er hereingekommen, durch die gefährlichen Bai-Labyrinthe hinaus. Mit Sonnenuntergang befanden wir uns bereits auf freierem Fahrwasser an der Küste des Golfs, zwischen der Galveston- und Lavaccabay. Ein prachtvoller Mondschein-Abend ersetzte alles andere, was sich vielleicht als merkwürdig hätte begeben können.

Am nächsten Tage Morgens zwischen 6 und 7 Uhr fanden wir uns ganz nahe der Küste, welche nach kurzer Zeit bald auf verschiedenen Punkten in Sicht kam, aber auch so wie in der Nähe von Galveston, mehr als ein Gebilde der Fata Morgana darbietend. Die Einfahrt durch El Paso Cavallo am Port gleiches Namens vorüber, scheint noch gefährlicher zu sein, als die bei Galveston. Beide stehen unter dem fortgesetzten Einfluß zweier mächtigen Elementarkräfte, denen die Küste von Texas Gestalt und Beschaffenheit verdankt, und welche noch Jahrhunderte lang in derselben Weise fortarbeitend der Schifffahrt und somit dem Handel dieses Landes kein günstiges Horoskop stellen. Die Gewalt der süßen, fließenden Wasser von den kahlen Bergregionen im Norden des Landes dem Golf zuströmend, führt unaufhörlich unermeßliche Massen von Thon, Kalk und reinem kieselartigen Sand herab, wie es eben die Natur der Länder mit sich bringt, durch welche jene Wasserströme meerwärts ziehen. Andererseits ist es der Golfstrom, der, die Gewalt der Landwasser brechend, keine freie Ablagerung in die blauen Meerestiefen zuläßt, weshalb auch das süße Wasser längs dieser ganzen Küste länger unvermischt bleibt, während sich das Angeschwemmte der Flüsse wie ein riesiger Bänke- und Dünenwall am Festlande hinzieht, und oft auf weite Entfernungen in Länge und Breite von diesem durch Baien getrennt wird. Diese natürlichen Flußwasserbecken haben nur einen mit Ebbe und Fluth wechselnden Abfluß, wodurch der Druck der Wassersäulen in den verschiedenen Flüssen ungemein gehemmt wird; dies hat dann überdem die Bildung einer Menge kleinerer und größerer Bankeilande zur Folge. Diese sind mehr oder weniger über dem Wasserspiegel erhoben oder untergetaucht, und von ihrer Gefährlichkeit weiß jeder Schiffer zu erzählen, so wie auch verlorene Schiffe und Wracke solche Thatsachen genügend bekräftigen. Es ließe sich also dieser flache Küstenstrich als wahres Land der Dämmerung bezeichnen, welches seinen Schöpfungsmorgen erst angetreten hat; dasselbe ist es auch mit der

Kultur und Civilisation auf seiner Oberfläche. Alles sah bis jetzt nur erste Lichtstrahlen, und ist auch hin und wieder jugendliche, entwicklungsfähige Kraft sichtbar, so sind es nur Keime und einzelne Sprossen, die aus dem chaotischen Niveau dieses jungen Bodens emporstreben. Noch hat Alles jene trübe Färbung gewaltiger Herrschaft der Zerstörung, jener dunklen Zwillingstochter der Natur, die immer und ewig mit ihrer Schwester Zeugung das Scepter über alle Welt der Materie theilt.

Vorüber an einem kleinen Eiland, das den Namen Pelikan-Island führte, gelangten wir endlich gegen 9 Uhr Vormittags an die Seite eines alten, seeunfähigen Wracks, an dem der Name Portland von Wind und Wetter schon halb unleserlich gemacht war, um ihn nach und nach aus der Liste der Seefahrer zu streichen und ihn der Vergessenheit zu übergeben. Der alte, seines Takelschmucks beraubte Dampfer versah hier als Lichtschiff die Stelle eines Leuchtthurms.

Wir wurden hier in aller Eile sammt dem leichteren Passagiergepäck an Bord eines kleinen Lootsenbootes gepackt, und segelten bald etwa fünf Meilen weit tiefer in die Bai nach den Gestaden von Indianola zu. Die Fahrt war so unangenehm als man sich's denken kann, da wir keinerlei Schutz gegen die Gluth der Golfsonne und kaum Platz zum Stehen, geschweige zum Sitzen oder Hocken hatten. Indessen kamen wir glücklich auf's Trockene, d. h. auf die lange, lange Landungsbrücke von Indianola, welches, wie es scheint, überall von Untiefen umgeben, kaum andere Ursache zu einer Hafenbegründung hat, als daß vielleicht andere Punkte noch weniger geeignet sind, um an Land zu kommen.

Unmittelbar um diesen Port ist die Küste noch armseliger an Vegetation als um Galveston. Der Boden besteht hier fast einzig aus weißgebleichten Muscheltrümmern, welche der Wogenschlag der See hier aufgeworfen.

So waren wir denn hier auf dem dürren, bleichen Muschelsand eines kleinen texanischen Hafen angelangt, nachdem der Barometer unserer Bequemlichkeiten gradweise tiefer und tiefer an seiner Scala herabgesunken war. Dachte ich die ganze Seereise zurück, so glich sie dem Verlassen einer schönen volkreichen Stadt, wo ich noch kurz vorher allen Luxus und bunten Lärm gesehen und mitgemacht hatte. In New-Orleans angelangt, hatten wir das höchste Maaß schon hinter uns, denn diese Stadt scheint in Wahrheit nur für eine gewisse Zeit im Jahr schön zu sein. Dies ist im Winter der Fall, während es im Sommer kaum mit sich selbst verglichen werden kann. An Bord des Dampfers Mexico waren Raum und Leben viel beschränkter, wir waren in den Außenwerken und Vorstädten der großen Union, wo Straßen und Kommunikationsmittel bei weitem nicht mehr den Glanz und die Herrlichkeit der inneren Seite der Stadt darbieten. Die Straßen einsamer, die Gebäude ärmlicher, sich noch nicht sehr über den Boden erhebend, bezeugt die Küste von Texas mit seinen kleinen Seehäfen und gefährlichen Baien, und namentlich die Einsamkeit ihrer Gewässer, daß sich der Reisende hier schon weit von den Hauptstraßen und Plätzen des großen Weltverkehrs befindet. Hierüber nachzudenken, hatte ich in Indianola genug Zeit während 24 Stunden, die ich hier zu verbringen hatte.

6. Milwaukee und Farmerleben in Wisconsin.

Es war Sonntag, als ich nach zweitägiger Fahrt auf dem Michigansee endlich in der Stadt Milwaukee landete. Wegen der Seichtigkeit und Versandung der Flußmündung, die den Hafen für die Segelschiffe bildet, legen die Dampfer in einiger Entfernung vom Ufer an einem Bretterdamm an, der auf eingerammten Balken stehend, ziemlich weit in den See hinausgeht. Die einbrechende Abenddämmerung vergönnte uns nur einen flüchtigen Blick auf die Stadt, deren Ausdehnung bei so kurzer Existenz nicht wenig überrascht. Unter allen Städten der Union ist dieser Hafen von Wisconsin am schnellsten emporgeblüht, wie eine vergleichende Uebersicht der Zahlenverhältnisse der Bevölkerung sämmtlicher Städte beweist. Auch die Größe und Schönheit der Häusermasse auf dem Hügel von der Seeseite gesehen, setzt den Ankömmling in Verwunderung. Zu solchen Erstlingsbetrachtungen hatte ich freilich nicht lange Zeit, da unser „Propeller" seine Fahrt nach Chicago fortsetzte, und die irischen Kärrner sich zudringlich auf das Schiff drängten, um des Reisegepäcks sich zu bemächtigen. Dieses Metier wollen die Irländer für sich ausschließlich in Anspruch nehmen, und gönnen den deutschen Lastträgern ungerne ihren kleinen Verdienst. Als ich trotz ihrer Zudringlichkeit mit meinem Reisegefährten den einzigen deutschen Karren miethete, der von der Stadt gekommen war, verfolgten uns die Irländer eine gute Strecke mit Hohn und Schimpfreden gegen die „Dutchmen" und zuletzt mit Steinwürfen. Unsere deutschen Kärrner aber zeigten sich den frechen Iren gegenüber ziemlich ängstlich und schüchtern. Der erste Eindruck unserer Landung war nicht geeignet, von dem „stolzen Selbstbewußtsein" der Deutschen für einen günstigen Begriff zu erhalten.

Unser Absteigequartier nahmen wir im „deutschen Hause", bei Hrn. Wettstein, wo man für 4 Dollars wöchentlich ein gutes Zimmer, reinliches Bett und eine vortreffliche deutsche Kost findet. Es ist nicht nur das beste deutsche Gasthaus von Milwaukee, sondern von ganz Wisconsin, und wahrscheinlich von der ganzen Union. Der Wirth ist ein stattlicher, welterfahrener und sehr redseliger Mann, der früher Kaufmann war, und als solcher unglücklich speculirte. Er rühmt sich selbst, schon manchen deutschen Fürsten in seinem Hotel bewirthet zu haben und ist ein eifriger Whig. Seiner guten Rindsbraten, schmackhaften Puddinge und vortrefflichen Betten wegen hat er den meisten Zuspruch von wohlhabenderen Deutschen. In den übrigen deutschen Gasthäusern der Stadt lebt man bescheidener und billiger zum Preise von 2½ bis 3 Dollars wöchentlich. Milwaukee macht in Bezug auf Wohlhabenheit überhaupt eine angenehme Ausnahme von den größeren Städten der Vereinigten Staaten. Das Leben ist hier im Allgemeinen nicht kostspieliger als in den billigen Gegenden Europa's.

Am folgenden Morgen machte ich einen Spaziergang durch die Stadt und bestieg einen der Hügel an der Südseite des Thales, wo das Auge einen vollkommenen Ueberblick der Stadt Milwaukee und ihrer nächsten Umgebung hat. Die Lage ist, wenn nicht eben malerisch, doch recht freundlich im Thale an beiden Ufern des Milwaukeeflusses, mit dem sich hier das Menomoneeflüßchen vereinigt. Der größere Theil der Häuser steht am linken Ufer und

zieht sich nordwärts nach der sanft geneigten Anhöhe bis zu dem Seegestade hinauf, welches bis gegen 100 Fuß über die Fläche des Michiganbeckens emporsteigt. Der untere Stadttheil steht auf einem ausgefüllten Moraste; die Reste des Sumpfes, kleine Teiche mit Schilf und Rohr bewachsen, sind hier noch inmitten des ziemlich unregelmäßig gruppirten Häuserchaos sichtbar. Hohe stattliche Gebäude stehen mit kleinen Hütten und elenden Bretterhäuschen bunt durcheinander; dagegen bietet die Hauptstraße, welche die Stadt in ihrer vollen Länge durchschneidet, die sogenannte East-Water-Street zwei solche Häuserreihen, aus soliden Backsteinen hübsch und geschmackvoll gebaut, mit vielen Kaufläden, welche mit Waaren überfüllt sind.

Die Deutschen bewohnen den unteren Stadttheil im Thale, gerade da, wo die morastigen Umgebungen im Hochsommer und Herbst die schädlichsten Miasmen verbreiten. Von den Kaufleuten der East-Water-Street, die an diesen ungesundesten Stadttheil grenzt, sind zwar neun Zehntheile Amerikaner, aber fast alle Reicheren haben hier zwar ihre Stores und Geschäftsstuben, wo sie während des Tages sich aufhalten, wohnen dagegen auf dem sanften Abfall der nördlichen Anhöhe in gesünderer Atmosphäre. Mit ihnen sind hier einige reich gewordene Irländer, die bei der Gleichheit der Sprache sich weit schneller als die Deutschen yankeeisiren, gemischt. Fast die Hälfte dieser Häuser im wohlhabenderen Stadttheil zeigt äußerlich so viel Eleganz und Luxus, und im Innern so viel Comfort, wie die Häuser irgend einer der größeren Städte Deutschlands. Die nächsten Umgebungen von Frankfurt und Hamburg haben kaum hübschere Landhäuser aufzuweisen als der sanfte Höhenrücken am Milwaukee-River, wo vor 17 Jahren nur Wald und Wildniß war. Niedliche Gärtchen mit zierlichen Eisengittern, umgeben hier fast all' die schöneren Wohnungen. Eine besondere Vorliebe haben die Amerikaner für Balcone, die sich mitunter rings um das ganze Gebäude ziehen, und den Bewohnern den Genuß der frischen Luft und einer heiteren Aussicht gönnen.

Höher oben als die reichen Amerikaner, wohnen die armen Irländer in einer Reihe von kleinen und ärmlichen Häusern, zunächst dem steilen Seeufer. Die Luft ist da leichter und kühler, und Fieberepidemien herrschen seltener oben, während im untern Stadttheil an warmen Abenden die Atmosphäre von eigenthümlicher Schwere und Dichtigkeit, unbehaglich und appetitstörend ist. Ein besonders merkwürdiger Umstand ist die Scheidung der verschiedenen Nationalitäten in verschiedenen Stadtquartieren, obwohl bereits seit der Begründung der Stadt die Einwanderung der Amerikaner, Deutschen und Irländer eine ziemlich gleichmäßige war.

Auch eine bedeutende Anzahl von Kirchen hat sich hier wie durch Zauber erhoben. Für Sammlungen von Kirchenbauten im Westen, gleichviel von welcher Konfession, fehlen nie die Unterschriften reicher Kapitalisten und Kaufleute der Städte des Ostens, namentlich von Boston und New-York; durch ihre Beiträge sind die meisten Kirchen der protestantischen Secten entstanden. Die Katholiken, welche verhältnißmäßig noch zahlreichere und großartigere Kirchenbauten in all' den neuaufsprießenden Städten des Staates Wisconsin unternommen, haben die nöthigen Summen meist durch Wochensammlungen im Lande selbst aufgebracht. Selbst der ärmste irische Schlucker läßt sich von seinem Beichtvater nicht unschwer zu einem Wochenbeitrag von 1—2 Cents für jedes Mitglied seiner Familie bewegen; das kann er ja leicht vom Tag-

lohn abbrechen, wenn er nur ein paar Gläser Whiskey weniger trinkt. Auf diesem Weg aber lassen sich in ein bis zwei Jahren gewaltige Summen zusammenbringen. Ueberdies ist in Europa gesammelt worden, namentlich in Lyon, und der Bau der Kathedrale auf der schönsten Stelle der nördlichen Höhe mit einem imposanten Thurm in gothischem Styl steigt seitdem rasch empor und bildet das stolzeste Gebäude, den Schmuck der Stadt Milwaukee.

Milwaukee ist vielleicht die einzige von allen größeren Städten Nordamerika's, die ein gutes Stück von jenem gemüthlich deutschen Charakter hat, den man nicht einmal in Cincinnati und St. Louis, wo die Deutschen trotz ihrer größeren Zahl mehr gespalten sind und der amerikanischen Lebensweise sich mehr genähert haben, wiederfindet. Dieses gemüthliche Gepräge schimmert hier überall durch, gibt der Physiognomie der Stadt selbst einen freundlicheren und wohlthuenderen Anstrich, und hat selbst die amerikanische Gesellschaft etwas angesteckt, deren steifer und eisiger Ton durch den Einfluß des deutschen Wesens ein klein wenig aufthaute.

Unter den gewöhnlichen Abendgästen im deutschen Hause fiel mir ein kleiner Mann von feiner Physiognomie auf, in deren Zügen eine eigenthümliche Mischung von Schlauheit und Bonhomie lag. Er trug lange, altdeutsche Haare, und hatte unter einer hohen Stirne zwei freundliche Augen, aus denen mehr Geist herausblitzte, als der kleine Mann in seiner Konversation selbst merken ließ. Seine Manieren wie der Inhalt mancher seiner Erzählungen verriethen einen feinen Weltmann, der seine Beobachtungen und Erfahrungen in den aristokratischen Kreisen der Gesellschaft gemacht. Niemand kennt seinen wahren Namen. Nur soviel weiß man, daß er in seiner Heimath angeblich dort begraben worden. Seine Familie hatte ihn nämlich, da er ein unverbesserlicher Spieler war, und sie nach mehreren Katastrophen fürchtete, Unehre von ihm zu erleben, mit Geldmitteln heimlich nach Amerika spedirt, unter der Bedingung, daß er seinen Namen ändern und nie wieder etwas von sich hören lasse. Den Verwandten und Bekannten aber hatte man seinen Tod angesagt, und einen leeren Sarg in die Familiengruft eingesenkt, über welcher ein stolzes Marmormonument mit altmodischem Wappen sich erhebt. So weit hat der geheimnißvolle Mann selbst einmal in einer heiteren weinseligen Stunde die Geschichte seiner Vergangenheit den Freunden der neuen Welt verrathen. Gegenwärtig ist sein Leben musterhaft ordentlich, und er weiß sich redlich durch Lectionengeben zu ernähren. Nur der alten Passion für das Kartenblatt hat er nicht ganz entsagen können.

Unser Herbstaufenthalt in Milwaukee fiel in die Zeit jener politischen Kämpfe, welche in Amerika jeder Präsidentenwahl vorangehen. Es war für uns von besonderem Interesse, die Theilnahme, welche die Deutschen von Wisconsin an der Politik nehmen, zu beobachten. Im Monate Oktober 1852 hatte die Agitation ihren Höhepunkt erreicht. Nur wenige Wochen waren noch bis zum verhängnißvollen Tag zu zählen, wo die Würfel für den einen oder den anderen Kandidaten entscheiden sollten, in dessen Händen die Besetzung von vielen tausend Beamtenstellen liegt. Für den Whigcandidaten trat nur ein kleines deutsches Häuflein offen in die Schranken. Sie hielten ihre Versammlung in dem höhern Stadttheil. Unter ihnen figurirten nicht nur die meisten reicheren Kapitalisten und Großhändler, sondern auch viele Irländer der niedersten Klasse. In den Meetings der Whigs trommelten die

letzteren mit Händen und Füßen kräftigen Beifall, selbst wenn deutsche Reden gehalten wurden, von denen sie nichts verstanden.

Bei den Demokraten auf dem Marktplatze, dem deutschen Hause gegenüber, ging es lustiger zu. Lärmende Musik füllte die Redepausen aus. Das ziemlich bescheidene Lokal konnte das Auditorium nicht fassen, welches gewöhnlich bis auf die Straße heraus stand. Deutsche Reden hörte ich selten. Den Amerikanern war es unschwer anzumerken, wie peinlich ihnen das fremde nationale Element bei der Theilnahme in ihren politischen Kämpfen besonders dann war, wenn es sich in einem Idiom offenbarte, von dem sie kein Wort verstanden. Aber man schonte die Deutschen freilich, weil jede Partei ihre Stimmen zu gewinnen suchte. Nach beendigter Wahl kommen die alten Schimpfnamen alsbald wieder zum Vorschein.

Die Whigs hatten ihren Hickorybaum mit dem Waschbären und dem Sternenbanner der Union trotz der Herbstregen glücklich aufgepflanzt. Den Demokraten war bei derselben Operation der hohe Freiheitsbaum zwei Mal umgefallen und zerbrochen; darüber triumphirten die Whigs, die eine böse Vorbedeutung für ihre Gegner darin zu erblicken glaubten. Am 26. September endlich gelang es auch den Demokraten, ihren kolossalen Freiheitsbaum mit dem Vogel auf der Spitze glücklich auf die Beine zu bringen. Böllerschüsse, Jubelgeschrei und Paukenschlag begrüßten den auferstandenen Riesen. Zugleich gab die Ankunft von vier reizenden Hauptpartisanen der Demokratie, der Partei einen ungeheuren Schwung; die demokratische Halle war zu klein für die Versammlung. Die Reden wurden im großen Saale des Markthauses gehalten.

Die schönen warmen Septembertage waren zu Ausflügen günstig. Mein Wunsch, nach dem Landaufenthalt in den östlichen Staaten auch das Farmerleben des Westens einmal kennen zu lernen, ließ mich das Anerbieten meines Wirths, der kurz nach meiner Ankunft einen Ausflug nach der Farm des alten L. machte, dankbar annehmen. Wir fuhren über den Fluß in südwestlicher Richtung erst durch das Thal, dann in einer weiten Fläche voll schöner Laubwälder. Verschiedene Eichenarten, Zuckerahorn, Sycomoren, Buchen, Linden, Hickory und andere Nußarten bildeten die vorherrschenden Bäume; Nadelholz fehlte ganz. Der Wald wechselte hie und da mit geklärtem Boden, aus dessen Wiesen und Feldern die kurzen Stumpfe der umgehauenen alten Baumstämme noch hervorschauten. Nette einstöckige Farmhäuschen mit grünen Läden an den weißen Mauern, wechselten mit plumpen und einfachen Blockhäusern, die noch die rohe Naturfarbe trugen. Die Mehrzahl der Farmen, an denen wir vorüberkamen, waren von Deutschen bewohnt. Nächst ihnen sind die Irländer hier am zahlreichsten auf dem Lande angesiedelt. Die Amerikaner bilden die Minderzahl, haben aber die schönsten Farmen und die bequemsten Landhäuser, weil sie mit mehr Geld in das Land kamen, als die Deutschen und Irländer.

Wir fanden bei dem alten biedern L. freundliche Aufnahme. Sein einstöckiges Farmhäuschen ziert eine Veranda oder offene Gallerie gleich den Bauernhäuschen in Canada. Er führte uns in ein ganz hübsch eingerichtetes Zimmer, wo ein ledernes Sopha und Schaukelstuhl, ein hübsches eisernes Oefchen, ein kolossaler Wandschrank, eine große Hänguhr und Bilder mit Familienportraits an den Wänden von einem gewissen Farmercomfort zeugten,

obwohl der alte Herr ganz allein sein Land bestellte und seine bejahrte Ehehälfte allein dem Hause und der Küche vorstand. Der alte L. hatte zwar rüstige Söhne, die aber die vortheilhaftere Ansiedlung in der Stadt vorzogen, und als Handwerker schneller zu Vermögen kamen. Während unsere Reisegefährten sich an dem, was Speisekammer und Keller des alten L. vermochte, gütlich thaten, spatzierte ich mit dem greisen Farmer selbst durch Feld und Wiese, und ließ mir die Leiden und Freuden seines einsamen Lebens erzählen.

Wenn ein deutscher Bauer in einem schon vorgerückten Lebensalter nach einer westlichen Wildniß sich versetzt, so ist die alte Gewohnheit und das alte Vorurtheil, welches er von der Heimath mitgebracht, gewöhnlich sein schlimmster Feind und das schwerste Hinderniß seines raschen Fortkommens. Er ist vielleicht fleißiger und beharrlicher, sparsamer und genügsamer als sein amerikanischer Nachbar, und kann doch viel schwerer als dieser zu einigem Wohlstand kommen. Kein Stand der Gesellschaft ist bekanntlich den Neuerungen abholder wie der Bauernstand, keiner trennt sich so schwer von der Weise, der Sitte und den alten Vorurtheilen der Väter. In jungen Jahren findet sich der Ansiedler noch eher in die Verhältnisse seiner neuen Heimath zurecht. Sein Charakter ist noch geschmeidiger, sein Kopf lernfähiger. Der alte Bauer aber bringt einen sehr harten Schädel mit, und gewöhnt sich nur sehr langsam und äußerst ungerne an die neuen Methoden der Bodenwirthschaft. Erfahrungen und Verlüste helfen freilich allmählig den Eigensinn besiegen, und machen auch den starrsten Kopf für Beispiel und Rath praktischer Nachbarn empfänglicher. Wer seine amerikanische Lehrzeit glücklich durchgemacht hat, und zu einigem Wohlstand gekommen ist, erzählt dann scherzend oder bedauernd von den Dummheiten, die er in den ersten Jahren begangen und der Hartnäckigkeit, womit er an seinen alten Gewohnheiten so lange festgehalten, bis ihn der Schaden curirt hat.

Auch der greise L. mußte schmerzliches Lehrgeld zahlen, bis er durch persönliche Erfahrung sich überzeugte, auf welche Art und Weise die Landwirthschaft hier zu treiben, den Verhältnissen am passendsten und dem Farmer am einträglichsten sei. Eine nachhaltige Portion von Geschmeidigkeit ist hier jedem Charakter zu wünschen, denn die lokalen Verhältnisse selbst ändern sich oft und vielfach in neuen Staaten, wo der Werth der Agriculturprodukte so sehr von dem nächsten Markt abhängt, wo der Anbau von Saamenfrüchten oder Knollen- und Gartengewächsen, der früher einträglich war, vielleicht plötzlich wieder dem ergiebigeren Anbau von Futter- oder Handelspflanzen weichen muß, weil mit den abwechselnden Populationsverhältnissen auch die Verkehrswege und der Marktabsatz sich geändert haben können.

In der Farm des Hrn. L. gediehen auf einem mit Mergel leicht gemischten Sandboden Roggen und Kartoffeln besser als Waizen und türkisch Korn. Mehr noch als die Feldfrüchte trug ihm die Heuernte ein, da ein Theil seines Gütchens ziemlich feuchten Boden hatte, und das Heu in Milwaukee verhältnißmäßig weit höher bezahlt wird als die Frucht. Nachdem der alte L. früher mit Feldbau viel Schweiß vergossen und doch nicht viel mehr als sein Auskommen gewonnen hatte, fand er es endlich für vortheilhaft, seine Felder in Wiesen umzuwandeln. Aus 6 Acres Wiesen zog er jetzt die Summe von 300 Dollars.

Als vor acht Jahren Hr. L. in dieser Gegend sich niederließ, war das

Land selbst in der Nähe der Fluß- und Seeufer noch überaus billig zu haben. Durch Beharrlichkeit und Sparsamkeit war es ihm gelungen, statt des ursprünglichen Blockhauses das hübsche, zierliche Farmhäuschen, in dem er uns jetzt empfing, unter Dach zu bringen und freundlich einzurichten. Der vergangenen schweren Tage, in welchen er mit Noth und Entbehrungen zu kämpfen gehabt, und wo ihn gar manchmal das Heimweh befallen, gedachte der alte Mann mit gutmüthigem Humor. Beides war nun längst überstanden, die Noth wie das Heimweh. Er hatte sich an das neue Land gewöhnt, und den Boden liebgewonnen, den er als Wildniß betreten, mit der Axt geklärt und zu einer fruchtbaren Pflanzung umgewandelt hatte. Um ihn war das wilde und einsame Land freundlich bevölkert worden; die düsteren Eichenwälder waren unter den Axthieben nachrückender Ansiedler krachend zusammengestürzt und Farmhäuser allenthalben wie Pilze aus den lichten Stellen hervorgeschossen. Gärten und Wiesen, Waizen- und Maisfelder verdrängten stellenweise den einförmigen Laubwald. Die Nachbarn sind dem Neuling gerne behülflich. Wer sein erstes Blockhaus baut, findet in der Regel freundliche Hände, deren Beistand ihm in wenigen Tagen ein nothdürftiges Unterkommen sichert, bis er dann nach und nach selbst so viel Zeit und Geld gewinnt, sein Häuschen zu vergrößern und zu verschönern.

Jeden Fleck, den der alte Farmer mit eigener Hand urbar gemacht, betrachtete er jetzt mit Liebe und einer gewissen Behaglichkeit, und wußte da und dort eine kleine Erzählung anzufügen über allerlei Ereignisse, welche sich im Anfang seiner Niederlassung um ihn zugetragen. Damals waren auch die Indianer noch nicht so weit vom Michigansee entfernt, und ihre wilden, bemalten Gestalten erschreckten gar manchmal den friedlichen Settler, obwohl sich keine blutigen Erinnerungen an diese Begegnung knüpften. Auch wilde Thiere waren damals noch häufiger, und der virginische Hirsch war noch nicht scheu und zeigte sich oft in der Nähe der Farmen. Wölfe schleppten manche von den schönen spanischen Zuchthämmeln fort, welche die amerikanischen Settler von Osten eingeführt, und Bären und Füchse wurden häufig in den Fallen gefangen. Alle diese Kinder des Waldes sind jetzt weiter westlich gezogen. Nach den Rothhäuten, sagt man, verschwinden gewöhnlich die Wölfe zuerst, dann die Bären und Luchse, dann die Damhirsche; Büffel hatte man auch zur Zeit der ersten Ansiedlungen in den Prairien von Wisconsin nicht gesehen, eben so wenig den Bison, dessen nächste Weidereviere etwa 200 engl. Meilen nordwestlich von den Missisippifällen bei St. Anthony sind.

Wir nahmen unter dankbarem Händedruck Abschied von dem greisen Farmer, in dessen Gestalt und Gesichtszügen mehrere Besucher eine ferne Aehnlichkeit mit seinem berühmten Ahnherrn, dem Reformator, finden wollten, insofern die Portraits, die wir von letzterem besitzen, getreu sind. Auf mich, wie auf einige meiner Reisegefährten, welche die Absicht hatten, in Wisconsin sich anzukaufen, hatte dieser erste Besuch einer westlichen Farm einen durchaus wohlthuenden Eindruck gemacht. Wo sich bei vollkommener Rüstigkeit des Körpers auch materieller Segen, mäßiger Wohlstand, Zufriedenheit und heiterer Sinn zusammen finden, da ist das Glück eines so freien und edlen Standes, wie der eines amerikanischen Farmers, in der That ein beneidenswerthes und herrliches.

Wenige Tage nach meinem Ausfluge zur Farm des alten L. besuchte ich auch die Farm des Dr. F., die einige Meilen weiter seitwärts von der Chaussee gelegen ist. Der Besitzer ist der gebildetste Arzt von Milwaukee, ein viel erfahrener Weltmann, der mit bedeutenden Kenntnissen und einem ganz ungewöhnlichen Kunsttalent tiefe Gemüthlichkeit und innige Liebe zur Natur verbindet. Er selbst bewohnt die Stadt der einträglichen Praxis und der Kunstliebe wegen, für welche er im dortigen Musikverein alle Anregung findet. Zuweilen zieht ihn aber doch eine mächtige Sehnsucht wieder in den stillen Busch hinaus, wo seine Familie weit einsamer als der alte L. und an einer minder gesunden Stelle wohnt. Die Frau Doctorin hatte bessere Tage gekannt, sich aber gleichwohl mit heiterer Resignation in die neue Lage ergeben. Die Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, hatten wacker mit Hand angelegt, das kleine Gütchen emporzubringen. Das Häuschen sah freilich noch äußerst einfach aus, und hatte nicht das Comfort des allergewöhnlichsten deutschen Bauernhofes. In dem Gemüsegärtchen, in den Maisfeldern, in dem ganzen Anbau, der das Häuschen umgab, merkte man wohl, daß hier kein praktischer Landwirth, sondern einer jener Farmer, die man spottweise die Lateiner heißt, gebildete Männer, welche persönliche Abneigung gegen die Zustände Europa's und ein etwas zu idealer Begriff von dem freien und poetischen Prairie- und Urwaldleben Amerika's nach dem Westen geführt, diese Ansiedlung gegründet und eingerichtet hatte. Sie hatte aber gerade von dieser Seite als Gegenbild zur Farm des greisen L. besonderes Interesse für mich. Dr. F. hatte sich, wie andere gebildete europamüde Emigranten, den Stand und das Leben eines Farmers im Westen leichter und idealer gedacht. Wer zu Hause die Landwirthschaft nur als Dilettant zum Zeitvertreib und Vergnügen getrieben, und nicht vom Ertrag seines Gutes leben mußte, hat keinen Begriff von den prosaischen Mühseligkeiten und Entbehrungen eines amerikanischen Ansiedlers in der ersten Zeit seiner Niederlassung in einer Wildniß, wo noch Alles zu schaffen ist. Alle gelegentlich gesammelten ökonomischen Kenntnisse hatten den gelehrten Doctorfarmer und seine Kollegen doch vor zahllosen Mißgriffen und Unfällen nicht zu bewahren vermocht. Da war der Roggen nicht frühe oder auch nicht trocken genug eingesäet worden, oder man hatte den Boden für die Maissaat nicht gehörig gelockert und eine schlechte Stelle dafür gewählt, oder die Kartoffeln waren zu nahe gesteckt, oder die geernteten waren auf dem Felde nicht erst abgetrocknet worden, ehe sie in das Haus zur Aufbewahrung kamen. Der späte Anfang des Sommers, die empfindlichen Nachtfröste im Monat Mai, wenn der Nordwestwind weht und die kalte Temperatur aus den beschneiten Plateaus der Rocky-Mountains nach den Ebenen am Missisippi und Michigansee führt, endlich die gewöhnliche Dürre der Sommer, sind die dem Landbauer unangenehmsten Eigenschaften des Klima's von Wisconsin. Bei der späten Aussaat der Sommerfrüchte und der frühen Reife unter einer anhaltend heißen Julisonne, häufen sich die Arbeiten in den Sommermonaten außerordentlich. Die zahlreichste Farmerfamilie kann nicht Hände genug aufbieten, um Alles selbst zu besorgen, und ist wenigstens in der Zeit der Ernte und des Heumachens genöthigt, zur Miethe fremder Arme, gegen hohen Taglohn, die Zuflucht zu nehmen. Ueberdies tritt schon gegen Ende Augusts empfindlicher Futtermangel ein, und das Vieh, das in der magern Weide des nächsten

Waldes nicht mehr hinreichend zu fressen findet, macht alle Anstrengungen, in das Grün der Gärten oder umzäunten Felder einzubringen.

Jeder, der ein Buch über Amerika gelesen, kennt die hier bräuchliche Art der Umzäunung, bei welcher Querbalken oder Stämme im Zwischenraum von 1—2 Fuß horizontal über einander befestigt werden. Die Amerikaner nennen diese Zäune Fencen, ein Name, der auch unter den Deutschen das Bürgerrecht erhalten hat, und in den meisten Beschreibungen des amerikanischen Farmerlebens gebraucht wird. Die Anlage solcher Fencen ist auf ausgedehnten Landgütern mühsam und ziemlich kostspielig, auch ist sie selten hinreichend solid, um die Saaten gegen das einbrechende Vieh zu schützen. Fast in jeder kleinen Heerde giebt es unter den Ochsen besonders robuste und unternehmende Individuen, die sogenannten „Fencenbrecher.“ Es sind nicht nur freßlustige und unersättliche, sondern auch tückische und schadenfrohe, ganz unverbesserliche Subjecte, welche das milde Gemüth eines „Lateinfarmers“ auf eine gar harte Probe stellen, und schon manche sparsame und Ordnung liebende Farmerin der Desperation nahe gebracht haben.

Kühn und vertrauensvoll auf die Stärke seiner Hörner und die Härte seines Schädels, schreitet der Fencenbrecher an der Spitze eines Gefolges von delicateren Gentlemen und Ladies der Heerde, die ohne den rüstigen Vormann solches Wagniß garnicht unternehmen und lieber mit dem magern Futter, das stellenweise der abgeweidete Wald oder die versengte Prairie bietet, sich begnügen würden. In geordneter Reihe, als gelte es eine Bresche zu stürmen, geht die Heerde plötzlich, wie durch heimliches Einverständniß vorbereitet, auf die Fence los. Der starke Ochsengeneral stößt seine Hörner gegen die Querbalken, wie der römische Sturmbock gegen die Mauer einer belagerten Stadt. Er wiederholt die Stöße, verwickelt oft seine Hörner, hebt, zerrt und hilft mit der ganzen Wucht seines plumpen Körpers nach, während ihm die schwächern Ochsen entweder beistehen oder mit den Kühen aufmunternd brüllen. Trotz ihrer sprüchwörtlichen Dummheit wissen diese Thiere den verwundbarsten Theil der Umzäunung gewöhnlich recht gescheidt herauszufinden. Bietet dieselbe zu viel Widerstand, so wechseln sie die Stelle und wiederholen den Versuch von Neuem. Endlich wanken doch irgendwo die Aeste, noch ein kräftiger Stoß und das Hinderniß ist gesprengt, die Balken stürzen, die Fence bricht ein. Der siegreiche Ochs schreitet stolz hinüber und empfängt seinen Lohn zuerst durch das vergnügte Beifallbrüllen seiner gehörnten Brüder und Schwestern, alsdann durch die fette Weide in dem erstürmten grünen Revier, und zuletzt durch eine tüchtige Tracht Prügel, die ihm die herbeieilenden Farmer, Söhne und Knechte, freigebigst auf die scheckige Haut spenden.

Eine solche Katastrophe hatte bei Dr. F. gerade am Tage meines Besuchs stattgefunden; das über Nacht eingebrochene Vieh hatte nicht nur auf dem Felde, sondern auch unter den besten Gemüsepflanzen, die unter den fürsorgenden Händen der Frau Doctorin so schön empor gewachsen, schonungslos gehaust. Als die Kinder des Morgens das Unheil wahrgenommen, waren die Bäuche der gierigen Wiederkäuer bereits bis zum Zerplatzen voll. Der scheckige Fencenbrecher, dessen vier Leibesspeisekammern, nämlich Pansen, Netzmagen, Psalter und Laabmagen vom leckersten Futter strotzten, hatte seine breite Gestalt dicht unter den Garteneingang aufgepflanzt und brüllte den Farmkindern wie zum Hohn entgegen. Wenn man noch so entfernt von

Schadenfreude ist, hat man doch einige Mühe, während des Vernehmens einer solchen Farmerlebensepisode das laute Lachen zu unterdrücken. Der Schaden war nun einmal geschehen, und die wackere Doctorsfamilie beschaute mit Resignation die angerichteten Verheerungen. Die Fence wurde restaurirt und das Vieh nach einem entfernten Sumpfe getrieben, wo die Sommerhitze noch einige grüne Halme übrig gelassen. Die Familie aber empfing nichtsdestoweniger den fremden Gast mit Artigkeit und heiterer Miene. Man erquickte sich an dem etwas kühlen Septembertage mit einem ganz trinkbaren Glas Rothwein, und verspeiste vergnügt die beiden Buschhühner, welche Max und Peter, der Sohn des Hauses und der Sohn des Nachbarn, Tags zuvor am Saume des Waldes geschossen. Die Thaten des Fencenbrechers aber, sammt andern Geschichten und Mysterien aus dem Farmerleben, lieferte der Tischunterhaltung den besten Redestoff.

Es war ein gar liebliches Familienbild im Blockhäuschen des Lateinerfarmers. Der Doctor war einer jener glücklichen Erzähler, dessen Redseligkeit die Zuhörer nie ermüdet, und der seinem Namen Ehre machend, das Ohr wie das Herz an sich zu fesseln verstand. In der Scheune des Doctors stand noch die elegante Chaise mit vortrefflichen Stahlfedern und weichen Polstern, in der er sonst täglich mit zwei flinken Pferden durch die Straßen der Residenz, in welcher er Arzt war, kutschirte. Er wollte sich von diesem bequemen Wagen nicht trennen, und bezahlte dafür die theure Fracht über den Ocean, die Flüsse und Seen, obwohl das Wägelchen auf den Landstraßen Wisconsins, wo die knorrigen Wurzeln und Rumpfe abgeschlagener Baumstämme noch allenthalben auf den Waldwegen hervorragen, und ein sehr festes Fuhrwerk nöthig ist, geringen Nutzen hatte. Was unter diesen lieben Leuten mich am meisten rührte und erfreute, war die Zufriedenheit, trotz einem äußerlich nichts weniger als glänzenden Wechsel der Tage. Selbst zur Zeit, als er mit seiner ganzen Familie, des fremden Klima's und der anstrengenden Arbeiten ungewohnt, schwer am Wechselfieber litt und wochenlang darnieder lag, war der zufriedene Sinn und der gemüthliche Humor der treue Gefährte und Schutzgenius des Hauses. Die Eltern waren ergebungsvoll, die Kinder lustig, wenn die Fieberanfälle nur ein paar Tage aufhörten. Kamen bei dem Doctor Momente der tiefen Niedergeschlagenheit, so ermuthigte ihn die treffliche Gattin, und wußte alle freundlichen Seiten des stillen, freien und friedlichen Farmerlebens hervorzuheben. Die Kinder kamen jubelnd in das Zimmer gesprungen, so oft vom Stall oder Hühnerhof eine interessante Neuigkeit zu melden war. Ein buntscheckiges Kalb, ein artiges Zicklein, das die nützliche Farmermenagerie vermehrte, eine Gluckhenne, die ihre Eier in die hohlen Bäume des Waldes zu verbergen und gegen die Brütezeit zu verschwinden pflegt, war plötzlich mit einer ganzen piepsenden Familie zum Vorschein gekommen, eine Gans, die im Stalle gebrütet, kam mit den Kleinen herangewatschelt. Solche kleine Ereignisse der Farm boten täglich Stoff zur Unterhaltung und zur Würze eines Lebens, dem es bei allem Ungemach und Sorgen, bei allem Jammer und Aerger, welche begangene Mißgriffe, Fehlernten und Fencenbrecher verursachten, doch auch nicht an idyllischen Freuden fehlt.

Wenn bei großer Körperschwäche in Folge fortgesetzten Fieberleidens die Anfälle von Schwermuth nicht weichen wollten, wenn in den langen Winter-

abenden selbst Göthe und die „Alten“ im Wandschrank nicht hinreichenden Trost und Zeitvertreib gewährten, dann nahm der Doctor seine letzte Zuflucht zur Violine, die er mit Meisterhand spielte. Den Tönen der Saite mußten Kummer und Sorge weichen. Auch das Fieber hörte allmählig auf, da der Körper sich zuletzt an Klima, Farmerküche und schwere Arbeit gewöhnte. Und selbst in den trübsten Stunden, wenn er oder seine Gattin sich fragten: ob sie den geschehenen Schritt bereuten, ob sie sich zurücksehnten nach der Residenz unter eine blasirte, glänzende und gemüthsarme Gesellschaft, unter den Zwang der Mode und Etikette, in öffentliche Zustände, welche zwar Manche für eine Nothwendigkeit zur Vermeidung größerer Uebel halten, die aber gleichwohl Keinen befriedigen und erfreuen — da sagten sie immer ein entschiedenes Nein. Die sorgenvolle, aber nicht freudenleere Gegenwart hatte noch immer mehr Reiz für sie als die schaale Vergangenheit. Die Kinder aber fühlten sich ganz glücklich; das junge Volk findet sich immer so viel schneller und leichter in den neuen Verhältnissen der neuen Welt zurecht, als die Alten.

Fünf englische Meilen östlich von des Doctors Farm wohnt ganz nahe dem Seeufer eine eben so interessante, gebildete deutsche Farmerfamilie, die ich einige Wochen später kennen lernte und besuchte. Herr S. hat sich dort eine recht hübsche Besitzung gekauft, und betreibt den Landbau mit seinen beiden Söhnen eigentlich mehr zum Vergnügen, als zum Erwerb. Der älteste Sohn ist gleichfalls ein ausgezeichneter Musiker und bekleidete sogar einige Zeit eine Capellmeisterstelle. Er übt die Kunst auch lediglich zum Zeitvertreib, wenn er nach vollbrachter Arbeit auf Feld und Wiese einer geistigen Anregung bedarf. Da er verschiedene Instrumente mit großer Fertigkeit spielt, würde er in jeder Stadt eine allgemeine künstlerische Beschäftigung finden. Familienverhältnisse und eine eigenthümliche Neigung des Charakters zur Einsamkeit bestimmten ihn alle derartigen Anerbietungen zurückzuweisen. Amerikanische Nachbarn, welche den alten Herrn S. zuweilen besuchen, um von landwirthschaftlichen Geschäften zu plaudern, sind nicht wenig überrascht, wenn sie den jungen Mann, den sie vor einer Stunde noch hinter dem Pfluge hergehen oder Sense und Heugabel auf der Wiese schwingen sahen, nun im kleinen Salon mit der Violine oder der Guitarre in der Hand oder an dem Pianoforte sitzen sehen, wo er mit überraschender Kunstfertigkeit die schwierigsten Partien deutscher Tonschöpfungen spielt.

Eine vollkommen eingerichtete amerikanische Farm, welche ich in der Nachbarschaft des Herrn S. besuchte, war zum Verkaufe ausgeboten. Der Eigenthümer, Mr. Steward, ein Mann von ächten Yankeemanieren, war trotz der wunderschönen Lage seines Landgutes am hohen Seeufer, in gesunder Luft und mit freier Aussicht auf die Bucht von Milwaukee, mit einer schmalen, aber prächtigen Waldzone im Westen, der Landwirthschaft, die so viel mühsamer zu betreiben und doch lange nicht so einträglich ist, wie der Handel, satt geworden. Nie sah ich vorher oder später in Amerika eine Farm, deren Ankauf lockender war. Bei einem Flächeninhalt von 43 Acres war nur etwa ein Drittheil geklärt. Roggen, Hafer und Kartoffeln gedeihen auf dem leichten, mit Kalkmergel untermischten Sandboden, der hier das hohe Ufer des Michigansees bildet, vortrefflich; der Mais zeigte ziemlich schwere Kolben. Am Rande des Waldes auf einem ziemlich gut bewässerten Boden, stand eine

saftige Wiese, auf welcher das Timotheusgras, der Wiesenfuchsschwanz, der Lolch, Schwingel- und Knäuelgras mit Klee untermischt, in jener kräftigen Fülle wuchsen, die mich an die gutgedüngten und gewässerten Wiesen in den Schweizer Juragegenden erinnerten. Die Baumarten und die kräftigen Stämme des Waldes ließen auf einen sehr fruchtbaren Boden schließen. Die ganze eingerichtete Farm, mit Inbegriff des Wohnhäuschens, aller Ackergeräthschaften und des schönen Viehs, bot der Amerikaner zu dem sehr mäßigen Preis von 1300 Dollars aus. Bei den steigenden Landpreisen in solcher Nähe der Stadt ist dieses Gütchen in zehn Jahren wahrscheinlich das Doppelte werth. Es wurden mir später noch anderwärts Farmen zu Kauf angeboten, doch fand ich keine, welche mit der Annehmlichkeit einer gesunden und heitern Lage, mit der Fruchtbarkeit des Bodens und der nahen Nachbarschaft der Stadt zugleich verhältnißmäßig so billig war.

Ganz in der Nähe dieser amerikanischen Farm hat sich eine deutsche Brüder- und Schwesterngemeinde aus Altbayern niedergelassen. Der Schutzpatron dieser Laienbrüderschaft, welche unter der Leitung von Kapuzinern gebildet wurde, ist der heilige Franziscus. Liebe zu einem einfachen, einsamen und doch geselligen Leben, sowie jene Sehnsucht nach der Ferne, die dem deutschen Gemüth zu allen Zeiten eigenthümlich war, da seine geschäftige Phantasie gewöhnlich in der Fremde das zu finden wähnt, was sie zu Hause entbehrt, führte diese Leute nach Amerika. Zwei Priester standen dieser Brüderschaft vor, sorgten nicht bloß für die Seele, sondern auch für das materielle Gedeihen der kleinen Kolonie, suchten ganz nahe dem Seeufer in stiller Waldeinsamkeit ein allerliebstes Plätzchen aus und besorgten den Bau des hölzernen Kirchleins und der einfachen Wohnungen für die Laienbrüder und Schwestern. Beide starben aber bald darauf an der Cholera. Die Brüderschaft, deren vollständiger Gütergemeinschaft der religiöse Charakter der Kolonie eine gewisse Weihe gab, löste sich auch nach dem Verluste ihrer Seelsorger nicht auf und gedieh auch ohne sie leiblich und geistig recht ordentlich. Als ich das „bayerische Kloster“, wie es die deutschen Farmer der Gegend nennen, im September 1852 besuchte, waren noch drei Laienbrüder und acht Schwestern von der ursprünglichen Gemeinde übrig. Sie wohnten in getrennten Häusern. Das Brüderhaus war ganz nahe dem Kirchlein und jeder Bruder war Inhaber einer zwar kleinen und bescheidenen, aber dabei reinlichen und bequemen Zelle. Das Schwesternhaus steht ein paar hundert Schritte davon entfernt, westlich vom See und der Landstraße, ist zwar ebenfalls ganz einfach, aber doch etwas hübscher und freundlicher eingerichtet. Die Brüder und Schwestern sind nicht durch ein religiöses Gelübde auf Lebenslang oder auf eine gewisse Zeit gebunden, sondern jeder hat vollkommene Freiheit sich von der Gemeinde zu trennen, wenn und wo er Lust hat. Nur ist der Austretende nicht befugt, das kleine Kapital, welches er anfänglich eingeschossen, zurückzufordern, dasselbe verbleibt contractmäßig der Gemeinde.

Das Grundeigenthum dieser religiös-communistischen Kolonie besteht aus 60 Acres Landes, wovon erst 15 Acres geklärt sind und das übrige noch von dichtem, üppigem Waldwuchs bedeckt ist. Roggen, Waizen, Mais und Kartoffeln gedeihen hier vortrefflich, und von einer ungemein fetten und feuchten Wiese, die sich in einiger Tiefe dem Rande des Waldes entlang hinzieht, wurde viel Heu geerntet. Auch der nahe Wald hatte zwischen den

schönen Stämmen von Ahorn, Eichen, Eschen, Horn- und Wallnußbäumen noch grünes Futter genug, da es auch in der Nähe nicht an Wasser fehlte, und dem robusten Klostervieh sah man es an, wie wohl es ihm hier war. Es gab auch hier einmal ausnahmsweise unter den Ochsen keinen „Fencenbrecher“, und der guten Brüderschaft vom heiligen Franziscus war damit ein wesentliches Farmerkreuz erspart.

Zu besonderem Wohlstand sind diese Leute noch nicht gekommen, aber sie haben doch schon ihr hinreichendes Auskommen, und leben, bei allerdings schwerer und anstrengender Arbeit, einfach, genügsam und glücklich. Die Brüder, welche sich durch keine besondere Tracht auszeichneten, schienen mir recht gutmüthige und harmlose Leute zu sein, denen jedoch höhere Bildung fehlte. Die Schwestern haben eine gleichförmige schwarze Tracht, die mehr an das Klösterliche erinnert, als ihr Benehmen. Sie arbeiten auch auf dem Felde, fahren häufig in die Stadt und verkaufen dort Gemüse und Kartoffeln. Das Heimweh war bei diesen guten Leuten glücklich überstanden. Sie wünschten keine Aenderung ihres bescheidenen Looses, äußerten sich recht zufrieden und dankten dem heil. Franziscus, daß er sie nicht nur glücklich nach der neuen Welt geleitet, sondern auch hier ihre kleine Kolonie in seinen besonderen Schutz genommen habe.

Was mir nebst dem saubern Kirchlein, der Eintracht und Zufriedenheit der Brüder und Schwestern und ihrer Liebe für den heil. Franziscus in dieser altbayerischen Ansiedlung am besten gefiel, war die hübsche Lage. Die seligen Priester, welche die Kolonie hierher geführt, hatten sicherlich Liebe zur Natur und Sinn für landschaftliche Schönheit. Nur wenige Schritte führten vom Kloster zum Wald, wo Drosseln sangen und amerikanische Goldhähnchen sich auf den Zweigen wiegten und graue Eichhörnchen neugierig und zutraulich dem Waldwanderer sich näherten, und gestreifte Ziesel oder Erdeichhörnchen in den possierlichsten Bewegungen auf den Fencenstangen hüpften. Auf der entgegengesetzten Seite führt ein kleiner Spaziergang nach dem hohen Seegestade, wo eine schöne Aussicht nach der Scenerie der Bucht. Die amphitheatralische Gruppirung des obern Stadttheils von Milwaukee gewährt einerseits vom grünen Halbkranz der Wälder umsäumt, andererseits von dem feuchten und immer beweglichen Element bespült, ein ziemlich malerisches Bild. Die Uferdecoration ist von hier aus gesehen weniger monoton als anderwärts. Auch die vielen ab- und zufahrenden Segelschiffe, Steamers und Propellers beleben das Landschaftsbild. Der große Michigansee mit seinen bläulichgrünen, durchsichtig klaren Fluthen, die selbst im Sommer fast immer von Winden bewegt sind und in sanfter oder wildbrausender Brandung an das Ufer schlagen, nimmt sich in seiner unübersehbaren Größe von dieser Stelle gesehen besonders majestätisch aus. Er hat hier ganz die landschaftliche Wirkung des Meeres in einem Golfbilde, nur ist sein Wasser viel klarer und seine Farbe viel schöner.

7. New-Orleans.

Die Lage der Hauptstadt von Louisiana an linken Ufer des Mississippi, der schon unterhalb Baton Rouge eine mehr östliche als südliche Hauptrichtung nimmt, ist nichts weniger als malerisch. Die Häuser stehen auf einer durch Ausfüllung trocken gelegten Ebene, welche bei dem regelmäßigen Anschwellen des Stromes im Frühjahr einige Fuß unter dem Niveau des Wassers ist und nur durch künstliche Erddämme gegen den Hereinbruch der Fluthen geschützt wird. Es ist für die zahlreichen Bewohner einer großen Stadt ein sonderbares Gefühl, die Wassermasse eines so verheerenden und mächtigen Stromes wie ein Damoklesschwert immer dräuend über sich zu sehen. Doch hat sich die Bevölkerung nachgerade daran gewöhnt und tröstet sich bei der Betrachtung, daß die verheerenden Absichten des Flußgottes seit den letzten Jahrzehenten mehr dem rechten Ufer gelten, wo er bedeutende Strecken vom Lande wegriß.

Kein Berg von mäßiger Höhe überragt die Stadt; nicht einmal ein bescheidener Hügel gab zu dem Versuch einer amphitheatralischen Gruppirung der schöneren Gebäude Anlaß, die es lediglich ihrem Architekten und dem Maurer verdanken, wenn sie eine etwas stolzere Figur als die Masse spielen, mit der sie die gleiche Basis, eine traurige Morastebene, gemein haben. Um eine Uebersicht von New-Orleans zu gewinnen, müßte man die höchsten Kirchthürme oder den Luftballon besteigen. Von da würde man das sehr ausgedehnte Panorama einer Stadt genießen, welche im Winter voll des geschäftigsten Lebens und Treibens, im Sommer ziemlich still und dazu äußerst schwül und langweilig ist, nur sehr wenig monumentale Zierden aufzuweisen, und in einer trostlosen Umgebung voll düsterer unzugänglicher Sumpfwälder nicht einen einzigen leidlichen Spaziergang hat. Etwas mehr malerisches Leben und frohen Eindruck gewährt nur der Anblick des Mississippi. Derselbe hat hier zwar lange nicht mehr die imposante Breite wie zwischen Memphis und Vicksburg, da weiter südlich ein großer Theil des Wassers sich durch sogenannte Bayou's oder Flußarme vom Haupttritt trennt, und direkte den Weg nach dem amerikanischen Golf einschlägt. Er ist hier auch seinem Rivalen, dem majestätischen St. Lorenz im Norden, der gerade gegen das Ende seines Laufes immer breiter und schöner wird, an Wassermasse und Uferscenerie durchaus nicht ebenbürtig, immerhin aber ein mächtiger Strom, etwas breiter als der Rhein bei Köln, ohne Inseln, ohne Sandbänke, ohne Untiefen. An seinen Ufern gewährt aber die hier fast unabsehbare Reihe von Schiffsmassen und castellartigen Flußdampfern ein sehr buntes Schauspiel, und mitten unter rollenden Baumwollballen und Zuckerfässern tummelt sich eine geschäftige, schwarz und weiß gefärbte Volksmasse.

Wie alle Mississippi-Städte dehnt sich auch New-Orleans mehr in der Länge als in der Breite aus. Die bedeutendsten Straßen mit den schönsten Kaufläden und Magazinen laufen mit dem Strome parallel. Die breiteste Straße aber, die Kanal-Street, welche den alten französischen Stadttheil vom amerikanischen trennt, nimmt die entgegengesetzte Richtung. Das Geschäftsleben ist auf die schöne St. Charles-Street und die umgebenden Straßen zumeist beschränkt. Hier wohnen die reichsten Baumwollhändler und Schiffs-

rheder oder haben hier wenigstens ihre Geschäftsstuben. Auch Kaffeehäuser und Trinkstuben sind hier am belebtesten und einträglichsten. Zwei prachtvolle Gasthäuser erheben sich einander gegenüber. St. Charles-Hotel, mit einer Doppelreihe von Marmorsäulen, ist dem Aeußern nach vielleicht der prachtvollste Gasthof der Welt. Die Kanal-Street und der Lafayette Square bezeichnen die beiden Endpunkte der Hauptbewegung in Bezug auf Geschäfte und Vergnügen. Von hier an wird es stiller. Man sieht am Tage nicht mehr die auf- und abrennenden Mäkler und Clerks in so dichter Zahl mit Baumwollgedanken im Kopfe. Mit dem reichen Gasgeflimmer der brillantesten Kaufläden und Trinkstuben verstummt weiter östlich und westlich auch das Geräusch der Kegelbahnen, das Orgeln und das Trompetenblasen der Kuriositäten-Kabinette, Kunstreitergesellschaften und ähnlichen Speculanten auf die Vergnügungssucht und den Geldbeutel der Bevölkerung, welche trotz der enorm theuren Miethe in der St. Charles-Street vorzugsweise ihr fliegendes Quartier aufschlagen.

An der Stelle dieses amerikanischen Stadttheils, der jetzt der erste und reichste Distrikt ist und die schönsten Gebäude besitzt, lag vor dreißig Jahren ein öder Sumpf. Männer, welche noch in der Blüthe der Jahre stehen, erinnern sich, auf demselben Platze, den heute das großartige St. Charles-Hotel mit seinen Riesensäulen einnimmt, Sumpfschnepfen und wilde Enten geschossen zu haben. Die Kanal-Street bezeichnete damals das westliche Ende der Stadt. Die französischen Kreolen bildeten die vorwiegende Zahl und den reichsten Theil der Bevölkerung. Handel und Schifffahrt waren im Vergleich zur Gegenwart fast unbedeutend.

Der sogenannte französische Stadttheil oder der zweite Distrikt zeigt bei geradlinigen regelmäßig gezogenen Straßen weder so große, schöne und schmucke Häuser, noch so reich assortirte Kaufläden, noch ein so rühriges Geschäftsleben. Die hübschern Häuser sind auch hier meist im Besitze von Amerikanern. Das St. Louis-Hotel, bei weitem das stattlichste Gebäude des französischen Quartiers, wurde von amerikanischem Gelde auf Actien gebaut und dient zugleich als Gasthof und als Börsengebäude. Unter der hohen Kuppel seiner mit Säulen umgebenen Rotunde finden auch die öffentlichen Sklavenverkäufe statt.

Unter den Kirchen ist kaum eine der Beschreibung werth. Die katholische Kathedrale St. Louis ist ein modernes Gebäude, in den Jahren 1792 bis 1794 in einem schlechten, durchaus verunglückten Style gebaut; sie bildet die Hauptfaçade des Jackson-Square, dem Mississippi gegenüber. Die beiden andern Façaden dieses ziemlich hübschen und sonnigen Platzes, der im gitterumschlossenen Viereck muschelbestreute trockne Wege, ein mageres Rasenstück zum Spiele der Jugend, eiserne Sitzbänke und Rosenstauden, die immer Blüthen tragen, einschließt, bilden die gleichförmigen hohen Privatwohnhäuser mit Verandahs oder Gallerien eingefaßt, welche eine sehr reiche Kreolin auf Spekulation erbaute, aber bei der beträchtlichen Entfernung des Platzes vom Business-Centrum schlechte Geschäfte damit machte. Nächst der traurigen Kathedrale ist die St. Patrickskirche unweit des Lafayette-Platzes, deren Bau in gothischem Style über 100,000 Dollars gekostet, eines erwähnenden Wortes werth; sie kann aber durchaus keinen Vergleich mit den herrlichen gothischen Domen in Deutschland, England und Frankreich aushalten. Es gibt

außerdem noch viele katholische Gotteshäuser, sowie Kirchen aller hervorragenden protestantischen Konfessionen in New-Orleans. Keine verdient als Bauwerk einer besondern Erwähnung; die größte derselben ist die Episcopalkirche an der Kanal-Street. Im Bau begriffen ist die neue Jesuitenkirche, die einzige unsers Wissens in Nordamerika, welche durch den zierlichen maurischen Styl nach dem Vorbild der Alhambra und einiger der alten Moscheen Südspaniens ihre Wirkung auf die Phantasie der Andächtigen versuchen wird. Der Bauplan ist von einem Mitglied der Gesellschaft Jesu entworfen, welcher sich lange in den mit maurischen Denkmälern reich gesegneten Städten Andalusiens und Nordafrika's aufgehalten.

Große und sehr geräumige Gebäude sind die verschiedenen Hospitäler, welche auch ihrer inneren vortrefflichen Einrichtung wegen eine nähere Einsicht fremder Besucher wohl verdienen. Darunter ist das Charity-Hospital, dessen Bau 1779 begonnen und 1786 beendigt wurde und über 150,000 Dollars gekostet haben soll, das hervorragendste. Aeußerlich noch schöner, aber minder geräumig und nicht so reich dotirt ist das Marine-Hospital im gothischen Styl am rechten Stromufer, der Stadt New-Orleans gegenüber; der Bau kostete 130,000 Dollars und steht erst seit zwanzig Jahren. Noch neueren Datums ist die Maison de Santé. Für alle dergleichen mildthätige und gemeinnützige Anstalten und Bauwerke hatte man in New-Orleans von jeher eine offene Hand, und reiche Spenden von Privatleuten wetteiferten darin mit den freigebigen Dotationen, welche der Stadtrath zu ähnlichen Zwecken auf Kosten der Gemeinde bewilligte — freilich damit aber auch den Grund zu den Stadtschulden legte, deren Zinsenbestreitung gegenwärtig die Väter der Stadt in gewaltige Verlegenheit setzt, und die vielen drückenden Steuern veranlaßt, mit welchen zur Zeit unsers Aufenthaltes in den Wintermonaten 1853 sogar der ehrenwerthe Handwerkerstand — ein unerhörter Fall in den Stadt-Annalen der Union — bedroht wurde.

Die Municipal-Halle bildet das Hauptgebäude am Lafayette-Platz, in jonischem Styl, mit einer Vorhalle von Granitsäulen, auf welche die Amerikaner, ganz so wie die Russen in Petersburg, bei ihren öffentlichen Gebäuden wahrhaft versessen sind, obwohl diese Bauform durchaus nicht immer dem Zweck der Gebäude und der Bequemlichkeit anpaßt. Hier befindet sich neben dem Polizeigericht und dem Saal für öffentliche Verhandlungen auch die einzige, durch Privatbeiträge begründete größere Bibliothek mit einem sehr schönen, geräumigen und bequemen Lesezimmer.

New-Orleans ist eine noch ziemlich moderne Stadt. Die ersten Häuser wurden unter der französischen Herrschaft in der Louisiana 1718 erbaut. Schon im folgenden Jahre 1719 trat der Mississippi verheerend über seine Ufer und die neuerbauten Wohnungen wurden weggeschwemmt. Drei Jahre später wurde der Versuch durch Delorme erneuert. Die Bevölkerung im Jahre 1723 belief sich nicht über zweihundert. In demselben Jahre kamen die ersten deutschen Emigranten den Mississippi hinauf bis nach New-Orleans. Die Regierung bewilligte ihnen einen kleinen Uferstrich, 35 englische Meilen oberhalb der Stadt zur Niederlassung. Noch jetzt führt die dortige Gegend den Namen „German Coast“. Im Jahre 1727 ließen sich die ersten Jesuiten in New-Orleans nieder. Ihr Kloster stand am untern Theile der Vorstadt St. Mary. Als durch die päbstliche Bulle im Jahre 1763 die Jesuiten aus

den meisten katholischen Ländern Europa's vertrieben wurden, verließen sie auch die Louisiana.

Die Ansiedler am untern Mississippi hatten inzwischen Zuwachs erhalten durch die französischen Auswanderer aus Canada und Nova Scotia, welche dort nicht mehr bleiben wollten, als das Land in Folge einer Niederlage unter den Mauern von Quebec ganz unter englische Herrschaft kam. Ein Theil dieser Emigranten ließ sich in New-Orleans, ein anderer Theil weiter nordwestlich oberhalb der deutschen Kolonie nieder. Die französische Einwanderung stockte, als das herrliche Mississippithal 1763 von Frankreich an Spanien abgetreten und von letzterer Macht 1769 definitiv in Besitz genommen wurde. Spanische Emigranten kamen gleichwohl nur in sehr geringer Zahl an, und die herrschende Sprache der Louisiana blieb die französische.

Das Klima von New-Orleans scheint damals ungeachtet des sumpfigen Grundes nicht sehr gefährlich gewesen zu sein. Die mörderische Seuche, die seitdem periodisch wüthet und hier so viele Tausende schon in das feuchte Grab stürzte, erschien zum erstenmal im Jahre 1769, und man behauptet, daß sie durch ein brittisches Schiff von den Küsten Afrika's mit einer Ladung Negersklaven eingeführt worden sei. Das gelbe Fieber ist seitdem nicht mehr vom untern Mississippi verschwunden, und wenn es in manchem Sommer auch gelinde auftritt, so kehrt in gewissen Perioden der mörderische Charakter der Epidemie doch immer wieder. Die wohlhabenden Bewohner von New-Orleans thun zwar ihr Möglichstes, den Verdacht eines bösartigen Klima's von ihrer Stadt abzuwälzen, in der Besorgniß, daß die Angst vor dem gelben Fieber dem Handel schade und die Niederlassung vieler Fremden verhindere. Die Todtenregister und die Kirchhöfe dagegen zeugen schauerlich genug von der Wahrheit. Die Armen sind freilich hier wie überall am meisten gefährdet, da sie in den ungesundesten Stadttheilen und dichter beisammen wohnen, schlechtere Nahrung haben und den Miasmen der heißen Monate nicht entfliehen können wie die Reichen, welche die ganze Sommerzeit vom Anfang Junius bis Ende September in den gesunden Badeorten an den sandigen Ufern des Golfs von Mexico zuzubringen pflegen.

Die erste Gesellschaft amerikanischer Kaufleute ließ sich mit Einwilligung der spanischen Regierung 1795 in New-Orleans nieder. Die Spanier blieben aber die Herren und die französischen Kreolen die Grundbesitzer, und sahen nicht ohne Mißvergnügen die anglo-amerikanischen Gäste in ihrer Mitte mit ihrem überlegenen Handelsgeiste und kaltem, praktischem Verstande. Erst als die spanische Herrschaft in der Louisiana, welche 32 Jahre gedauert, mit der Rückgabe der Kolonie an Frankreich endigte und der große Napoleon, eingeschüchtert durch Jeffersons mannhafte Erklärungen, die Louisiana gegen Geldentschädigung an die Vereinigten Staaten abtrat, erfolgte der Anfang jenes staunenswürdigen Aufschwungs, der ohne den Krebsschaden der Sklaverei ein noch viel mächtigerer geworden wäre und vielleicht den Glanz und Reichthum der nordöstlichen Staaten verdunkelt hätte.

Es befanden sich damals nur wenige armselige öffentliche Gebäude in New-Orleans. Der größte Theil des Bodens, auf dem jetzt der amerikanische Stadttheil steht, war im Besitz eines mäßig bemittelten Kreolen, Namens Gravier, der heute mehr Geld haben könnte als der alte Krösus, wenn er, den Gang der Dinge ahnend, seine Grundstücke einige Jahrzehente länger

behalten hätte. Durch die Uebersiedlung vieler Amerikaner aus den Neu-England-Staaten nach Louisiana kam nicht nur in den Großhandel, den die französischen Kreolen nie verstanden haben, ein vorher nicht gesehenes Leben, sondern auch die Production von Baumwolle, Zucker, Taback und Reis in den Theilen des Landes, welche in den fruchtbaren Alluvialebenen der verschiedenen Bayous gelegen, erhielt durch die Einwanderung der Kapitalien und den kräftigen Unternehmungsgeist der Yankees einen neuen Impuls. Ernte und Ausfuhr haben sich innerhalb weniger Jahre verzehnfacht; die Bevölkerung nahm reißend zu. Viele Gegenden seitwärts vom Hauptstrome, die unter französischer und spanischer Herrschaft brach gelegen, liefern gegenwärtig die schönste Baumwolle und die reichsten Zuckerernten. Mr. Henne, ein ehrwürdiger amerikanischer Pflanzer, dem wir diese interessante Mittheilungen über den Kulturzustand des Landes verdanken, versicherte uns, daß er 1801 mit dem ersten Baumwollballen, der aus den Umgebungen von Natchez exportirt worden, die Reise nach New-Orleans gemacht. Jetzt sind die Uferlandschaften des Missisippi in dortiger Gegend mit unabsehbaren Baumwollpflanzungen bedeckt, und die Ausfuhr nach New-Orleans im Laufe des Jahres 1852 bis 1853 wurde auf 1½ Millionen Ballen geschätzt. Die von den Baumwollenpflanzern eingenommene Bodenfläche im Staat Louisiana betrug im Jahr 1850 nahebei 2,400,000 Acres. Die Kultur des Zuckerrohrs kam weit später in Aufschwung, und ist zwar weit einträglicher, in Folge eines Schutzzolls von 40 Procent gegen den westindischen Zucker, aber auch auf weit engere Gränzen eingeengt wegen des Frostes, der die nördlichen Gegenden der Louisiana jeden Winter bedroht. Ungefähr den gleichen Bodenraum nimmt die Kultur des Reises ein.

Unter allen Städten der Union hatte New-Orleans von der Gründung der Stadt bis auf den heutigen Tag die gemischteste Bevölkerung. Die Zählung von 1850 gibt 119,461 Seelen an. Im Jahr 1853 wurde die Bevölkerung auf beiläufig 140,000 geschätzt. Keine Nationalität überwiegt hier bedeutend an Zahl. Genaue statistische Angaben über die verschiedenen Nationalelemente der Bevölkerung sind nicht vorhanden; man schätzt die französischen Kreolen auf 40,000, die Irländer 35,000, die eigentlichen eingebornen Amerikaner nur 25,000; Spanier sind keinenfalls über 6000 vorhanden, Italiener nur einige Hunderte. Die Zahl der Deutschen wurde mit Inbegriff der Ortschaften Algier und Friedheim am rechten Stromufer auf 20 bis 24,000 geschätzt.

Die französischen Kreolen, früher der wohlhabendste und tonangebende Bevölkerungstheil nicht nur von New-Orleans, sondern von der ganzen Louisiana, verlieren gegen die englisch redende Bevölkerung mehr und mehr an Boden, an politischem Einfluß, an gesellschaftlicher Bedeutung und — an Geld. Sie werden aus den schönern und belebtern Straßen, ganz so wie in Montreal und Quebec, mit jedem Jahre mehr nach den ärmeren und schmutzigeren Stadttheilen zurückgedrängt. Auf dem Lande gibt es noch ziemlich viele reiche Pflanzer, die französisch sprechen; aber auch sie spüren bereits empfindlich die Konkurrenz mit den praktischen Anglo-Amerikanern, welche viele Pflanzungen und brachliegende Grundstücke von den Kreolen angekauft haben.

Die Amerikaner haben im Ganzen den Handel und den meisten Grundbesitz in Händen; im Ausfuhrhandel konkurriren mehrere sehr reiche deutsche

Häuser vollkommen ebenbürtig mit ihnen, der sehr einträgliche Baumwollenhandel ist sogar größtentheils Monopol der deutschen Großhändler. Auch der Zuckerhandel ist größtentheils in den Händen der Amerikaner, da dieses Product in den Vereinigten Staaten selbst verzehrt wird. Dasselbe läßt sich von fast allen inländischen Konsumtionsartikeln sagen. Die Schiffsladungen mit Getreide und Schlachtvieh, die aus den nordwestlichen Staaten auf dem Mississippi herabkommen, gehen im Großhandel fast ausschließlich durch amerikanische Hände; selbst der Detailhandel ist zum größten Theil im Besitz der Amerikaner.

Die deutsche Bevölkerung erfreut sich hier im Ganzen einer ziemlichen Wohlhabenheit. Eine große Menge von fleißigen Handwerkern sind durch Geduld und Sparsamkeit zu Geld und Besitz gekommen. Der größere Theil der reinlichen und schmucken Häuschen von Lafayette, das etwas weiter stromaufwärts den westlichen Anhang von New-Orleans bildet, ist im Besitz der Deutschen. In den meisten Professionen konkurriren sie mit den Amerikanern völlig ebenbürtig, sobald sie diesen nach einigen Jahren die fabrikmäßige Arbeitsmethode und sonstigen Kniffe und Pfiffe abgelernt haben.

Wären alle Deutsche gleich bei der Landung mit der englischen Sprache vertraut, so würde ihnen die Konkurrenz ungleich leichter werden. Denn wenn sie auch hinter ihren amerikanischen Zunftgenossen in Bezug auf Schnelligkeit des Arbeitens und Geschicklichkeit im Verkauf zurückstehen, so übertreffen sie dieselben hingegen durch nachhaltigeren Fleiß, durch Solidität der Arbeit und durch häusliche Sparsamkeit. Manche Professionen z. B. Fleischer und Zuckerbäcker, sind zum größeren Theil in den Händen der Deutschen. An Schneidern, Schuhmachern, Schreinern, Sattlern gibt es wenigstens im Verhältniß der Bevölkerungszahl mehr Deutsche als Amerikaner und Irländer. Freilich ist auch die Zahl der Armen und Besitzlosen ziemlich groß unter den Deutschen. Viele arbeiten auf den Schiffen, andere sieht man häufig mitten unter Negersklaven und Irländern Baumwollballen wälzen und Zuckerfässer rollen. Der Lohn ist indessen selbst für diese rohe Arbeit ziemlich hoch und wird nicht nach dem Tag, sondern nach der Zahl der Ballen bezahlt, die der Handlanger nach der Baumwollpresse oder von dem Wagen nach den Schiffen wälzt. Ein sehr fleißiger Arbeiter kann sich mit dieser Beschäftigung bis 1½ Dollars täglich und darüber verdienen. Freilich ist die Arbeit bei so viel Staub und Sonnengluth auch sehr mühsam und anstrengend.

Eine bedeutende Zahl der ärmsten Deutschen ist in den Wäldern der Umgegend als Holzfäller beschäftigt. Die meisten kampiren dort in selbstgebauten Hütten und besuchen ihre Familien nur des Sonntags oder nur bei anhaltendem Regen. Die Arbeit ist bei der Härte des Holzes sehr mühsam, und wer hier einen Dollar täglich verdienen will, muß nicht nur sehr robuste Knochen haben, sondern auch die amerikanische Art, die ziemlich lange Uebung erfordert, zu schwingen verstehen. In einigen Wäldern werden nur Eichen und Storarbäume, in andern nur die Sumpfcypresse geschlagen. Viele beschäftigen sich in diesen Wäldern auch mit dem Einsammeln und dem Trocknen des Matratzenfutters, das aus den gekräuselten, tief herabhängenden Haaren einer eigenthümlichen, höchst sonderbaren Schlingpflanze, von den Kreolen „Barbe Espagnole“ genannt, bereitet wird. Die gesammelten Pflanzen werden dicht zusammengedrängt acht bis vierzehn Tage in ein Wasserbehälter

gelegt und mit Brettern überdeckt. Während des Fäulungsprocesses ändern sie ihre Farbe, werden statt mattgrau, wie im lebenden Zustande, grün und zuletzt schwarz. Man trocknet sie dann an der Sonne und sie haben ganz die Eigenschaften der Roßhaare. Eine mäßige Masse dieser Vegetabilien wird mit einem halben Dollar bezahlt, und bei Fleiß und geschickter Behandlung kann sich ein Sammler täglich 1½ Dollar verdienen. Wir haben diese deutschen Holzfäller und Tillandsia-Sammler in den Sumpfwäldern an beiden Ufern des Mississippi öfters besucht. Sie hatten nicht nur viele Schlangen, worunter manche giftige Arten, sondern auch die noch weit schlimmeren Plaggeister der Mosquitos — eine Benennung, die man hier allen stechenden Fliegen und Schnacken ohne Unterschied gibt — zu nächsten Nachbarn und Mitbewohnern des Waldes. Auch Alligatoren gab es in der Nähe, die aber den weißen Menschen gar nicht angreifen, sondern nur hier und da ihre Bosheit an den Negern auslassen sollen. Im Frühling hat dieses Waldleben manche Reize. Die Temperatur ist mild, aus dem Boden steigen noch nicht die bösartigen Miasmen auf, welche den Aufenthalt im Spätsommer hier so gefährlich machen. Im Sommer ist der Aufenthalt mehr noch des Ungeziefers, als der Hitze wegen ganz unausstehlich, und wer nicht mit einer sehr dicken Haut gesegnet ist, läuft dann in der Regel davon und sucht sich anderwärts sein Brod zu verdienen. Eine erwähnenswerthe Erscheinung, die man fast durch alle deutschen Niederlassungen in Amerika findet, ist, daß selbst unter diesen deutschen Waldbewohnern, die in ihrer Einsamkeit auf brüderliches Zusammenleben und Verträglichkeit doch besonders angewiesen scheinen, häufig eine Trennung nach den Stämmen und Mundarten stattfindet. Namentlich halten sich auch hier die Plattdeutschen von ihren hochdeutschredenden Landsleuten getrennt, unterstützen einander sehr brüderlich beim Fällen der Bäume, arbeiten und ruhen, essen und schlafen beisammen und — plaudern immer plattdeutsch!

Der spanische Bevölkerungstheil ist unbedeutend. Gewisse Zweige des Detailhandels, z. B. der Verkauf der Südfrüchte, ist größtentheils in ihren Händen. Indianer wohnen nicht in der Stadt, kommen aber in ihre Baumwolldecken eingehüllt mit struppigen, lang herabhängenden Haaren und bartlosen weibischen Gesichtern aus der Landschaft häufig auf Besuch, um geschossenes Wild, lebendige Thiere, Flechtwerk, Stickereien u. drgl. zu verkaufen. Die freien Neger bilden einen kleinen Theil der schwarzen Bevölkerung. Sie sind meist Methodisten, haben ihre eigenen Kirchen, ihre Prediger und Schulmeister, die in der Regel Mulatten sind. Die Auswanderungen freier Neger von Louisiana nach Liberia, der von den Amerikanern gegründeten Negerkolonie an der Westküste Afrika's, dauern fort. Wir sahen im Monat Januar ein solches Schiff unter Segel gehen. Die schwarzen Passagiere hatten ernste, trübe, wehmüthige Mienen und schienen nicht ohne bitterste Gefühle aus einem Lande zu scheiden, wo selbst der freie und reiche Neger keine behagliche Existenz, nur Demüthigung und Verachtung von Seite einer Rasse findet, die mit ihrer weißen Farbe von der Natur das Recht erhalten zu haben glaubt, den schwarzen Mitmenschen, der wenn nicht an geistigen Fähigkeiten, doch an Gemüth und Gutmüthigkeit ihn weit übertrifft, ganz in der Weise zu behandeln, wie das alte Sparta seine Heloten.

8. Durch Texas, von Houston nach Neu-Braunfels.

Am Nachmittage des 23. Januar traten wir unsere Reise an. Der Zug bestand aus zwei mit Kaufmannsgütern beladenen Wagen, der eine mit vier, der andere mit zwei Pferden bespannt, welche einem Hrn. Z. zugehörten, der die Beförderung derselben, nebst einer Anzahl Personen, gegen Vergütung übernommen hatte. Die letzteren waren drei deutsche Bauern, ein ehemaliger preußischer Fähnrich, ein früherer Zögling der Kadettenschule in Wien und Hr. Z., der ehemals in Griechenland Straßenbauten geleitet hatte, ein geborner Baier. Ich selbst war zu Pferde, und hatte dadurch den Vortheil, mich nach Belieben mehr oder weniger von dem Zuge entfernen zu können.

Man hatte uns des lange anhaltenden bisherigen Regenwetters wegen schlechte Wege, wenigstens bis zum Brazos, vorausgesagt. Diese Prophezeihungen fanden wir in reichlichem Maaße bestätigt. Gleich beim Austritt aus dem Orte sahen wir die weite, ganz ebene Houston-Prairie, wie einen Sumpf vor uns liegen. Große Wasserpfützen folgten eine auf die andere, und an einigen Stellen standen sogar größere Flächen unter Wasser. Das lange Gras war gelb und dürre. Auch die hier und dort zerstreuten Baumgruppen gewährten bei ihrer völligen Entlaubtheit kaum eine angenehme Abwechselung. Mühsam und im Schritte zogen unsere Pferde die tief einsinkenden Wagen fort. Von Zeit zu Zeit blieben auch die Wagen ganz stecken, und dann bedurfte es der Hülfe und des Antreibens der Thiere durch alle Mitglieder des Zuges, um das Gefährte wieder flott zu machen. So rückten wir langsam fort und die Dunkelheit brach herein, ohne daß das Ende der Prairie, oder auch nur ein trockenes Plätzchen zum Niederlegen zu erblicken war. Ungeduldig über das langsame Fortrücken der Wagen, ritt ich ihnen endlich voraus, und nachdem ich wohl eine Stunde in der Dunkelheit dem kaum noch zu erkennenden Wege gefolgt war und fast die Hoffnung aufgegeben hatte, für die Nacht eine andere Lagerstätte als den Sumpf zu haben, zeigte sich in der Entfernung ein Feuer, das die Nähe von Menschen in Aussicht stellte. Bald darauf ließ sich Schellengeläute weidender Zuchtochsen hören und gleich darauf, eine kleine Anhöhe hinauf reitend, fand ich bei einem großen Feuer unter Bäumen eine Gruppe Männer gelagert; mehrere Wagen, von der eigenthümlichen kahnförmigen Gestalt, wie sie in ganz Nord-Amerika zum Fortschaffen von Waaren und Früchten gebräuchlich sind, standen in ihrer Nähe. Es waren amerikanische Farmer vom Colorado, welche Mais nach Houston brachten. Nach gegenseitiger Begrüßung forderten sie mich freundlich auf, mich zu ihnen zu lagern. Ich sattelte daher mein Pferd ab, und setzte mich zu ihnen an das wohl unterhaltene Feuer. Sie hatten bereits ihre eigene Abendmahlzeit gehalten, ertheilten aber sogleich einem Negerjungen den Auftrag, einige Stücke Speck für mich zu braten und ein paar Bataten in der Asche zu rösten. Dieser Auftrag wurde in kurzer Zeit ausgeführt, und da außerdem noch Maisbrod übrig geblieben war, auch die große, am Feuer stehende blecherne Kaffeekanne noch Kaffee in Menge enthielt, so hatte ich eine Mahlzeit, die mir, der ich in der Prairie schon jede Hoffnung, überhaupt noch etwas an diesem Abend zu essen zu bekommen, aufgegeben hatte, ganz vortrefflich erschien.

Nach der Mahlzeit breitete ich meine wollenen Satteldecken am Feuer aus, und begann mit meinen neuen Bekannten zu plaudern. Sie sagten mir, daß die Stelle, wo wir uns befanden, nur noch etwa neun englische Meilen von Houston entfernt sei und häufig als der erste Lagerplatz von den Fuhrwerken, die von Houston nach San Felipe am Brazos gehen, benutzt werde.

Erst nach zwei Stunden kam endlich auch einer unserer Wagen an; der andere war im Moraste stecken geblieben, und man hatte beschlossen, erst am folgenden Morgen, wenn die ermüdeten Zugthiere sich erholt haben würden, denselben nachzuholen.

Schon mit Tagesanbruch ließen am folgenden Morgen die Amerikaner ihre Ochsen durch den Negerjungen zusammen treiben, während sie selbst das ebenfalls wieder aus Speck, Maisbrod und Kaffee bestehende Frühstück bereiteten. Die Ochsen wurden angespannt — vier Joch vor jeden Wagen — und unter ermunterndem Zuruf an das gehörnte Zugvieh setzte sich der Zug in Bewegung.

Nach dem Aufbruch der Amerikaner wurden auch wir bald marschfertig. Es stand uns ein ganz ähnliches Tagewerk wie am vorhergehenden Tage bevor. Eine ausgedehnte, ebene, nur in weiten Abständen durch Flecken von lichter Eichwaldung unterbrochene Prairie, die halb unter Wasser stand, lag vor uns. Wir rückten langsam darin fort, in langen Zwischenräumen kamen wir an einzelnen, ziemlich ärmlich aussehenden Gehöften (Farms) vorbei. Am Nachmittag erreichten wir ein größeres und besser aussehendes Gehöft, und hier führte der Weg nach San Felipe über den Buffallo Bayou. Dieser letztere — in der trockenen Jahreszeit ein seichtes Gewässer — war jedoch dermaaßen angeschwollen, daß nicht daran zu denken war, ihn mit den Wagen zu passiren. Es blieb uns nichts anderes übrig, als einen weiten Umweg zu machen und den Fluß zu umgehen. Hiebei konnten wir gar keiner Wegspur mehr folgen, sondern wir zogen geradezu querfeldein. Die Nacht überraschte uns in einer offenen nassen Prairie, wo kein Stückchen Holz vorhanden war, um ein Feuer anzuzünden. Das letztere würde außerdem wegen des in Strömen fallenden Regens unmöglich gewesen sein. So begnügten wir uns, die Pferde an die Wagen zu binden, und legten uns dann, für dieses Mal das Nachtessen überschlagend, unter die Wagen auf den nassen Boden nieder. Mit Anbruch des folgenden Tages verließen wir diese unwirthbare Stätte, und sobald wir eine trockene Stelle mit einigen Bäumen in der Nähe erreichten, wurde Halt gemacht und ein Frühstück von Kaffee, Maisbrod und gebratenem Speck bereitet, welches die gesunkenen Lebensgeister wieder völlig auffrischte.

In der Ferne war jetzt ein langer, ununterbrochener Waldsaum zu sehen, es war die Uferwaldung des Brazos, welche wir am Nachmittage erreichten. Längs des Randes gegen die Prairie hin wurden, halb unter Bäumen versteckt, mehrere Pflanzungen sichtbar. Die erste derselben, welche wir erreichten, war eine recht stattliche Anlage. Unter der breiten Gallerie des einstöckigen Wohnhauses stand der wohlhäbig aussehende Eigenthümer. Hinter dem Wohnhause lag eine Reihe kleiner, aus unbehauenen Baumstämmen erbauten Blockhäuser. Dies waren die Wohnungen der Neger, deren etwa sechszig zu dieser Pflanzung gehörten. Wir kauften hier Mais und Futter

für unsere Pferde. Letzteres sind die vor dem völligen Reifen der Stengel gepflückten und dann getrockneten Blätter des Mais, welche ein vortreffliches Pferdefutter abgeben. Dann zogen wir weiter und zwar am Saume des Waldes hin gegen Norden, um so den Weg nach San Felipe, den wir am Buffalo Bayou hatten verlassen müssen, wieder zu erreichen. Der Boden war hier sandig und trocken, auch fing er hier zuerst an, sich in flachen Anschwellungen zu erheben. Am ganzen folgenden Tage führte der Weg durch ein angenehmes Hügelland, wobei wir immer die offene Prairie zur Rechten, und den zusammenhängenden Wald der Brazos-Ufer zur Linken hatten. In Abständen von drei bis vier engl. Meilen bekamen wir einzelne Farms zu sehen, die meistens recht anmuthig auf den Anhöhen von Bäumen umgeben, angelegt waren. Schon am Nachmittag erreichten wir den Punkt, wo der Weg von Houston nach San Felipe in die Waldung der Brazos-Ufer eintritt, wagten jedoch nicht mehr, für heute darin vorzudringen, da wir im voraus wußten, daß uns dort bedeutende Schwierigkeiten für das Fortschaffen unserer Wagen erwarteten.

Alle Flüsse des niedern Texas haben eine breite, völlig ebene und meistens dicht bewaldete Thalsohle (Bottom), welche durch die Ueberschwemmungen der Flüsse selbst gebildet, aus einem tiefen und fruchtbaren Alluvialboden bestehen und meistens im Frühjahre auch den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Der Bottom des Brazos hatte in der Nähe von San Felipe eine Breite von 7 engl. Meilen, was etwa derjenigen der Mississippi-Thalsohle bei St. Louis gleich kommt. Das reichste und fruchtbarste Land für Baumwollen-, Zucker- und Maisbau gleich geeignet, was Texas aufzuweisen hat, liegt in diesem Brazos-Bottom namentlich unterhalb San Felipe. Aber freilich erfordert es auch große Anstrengungen, den Boden von dem mächtigen Waldwuchs zu entblößen und außerdem sind die verhaßten Wechselfieber hier recht eigentlich zu Hause. Die Passage des Brazos-Bottoms mit Fuhrwerk in der nassen Jahreszeit ist sehr beschwerlich, wie auch wir erfuhren. Gleich beim Eintritt in den Wald wurde der Weg in einem tiefen, schwarzen Schlamme fast grundlos, dabei standen häufige Baumstümpfe mitten im Wege, die in jedem Augenblick das Zerbrechen des Wagens herbeizuführen drohten. Wohl zwanzig Mal blieben die Wagen ganz im Schlamme stecken. Dann mußten die Zugthiere beider Wagen vor dem einen vereinigt werden, um ihn wieder flott zu machen. Ja häufig war es auch so unmöglich ihn fortzubewegen und dann mußte der Wagen völlig abgeladen werden. Fünf Male wurde diese Arbeit des Abladens sämmtlicher Sachen an diesem Tage wiederholt. Als am Abend die gänzliche Ermüdung von Menschen und Thieren Halt zu machen gebot, hatten wir eine Strecke von 6 engl. Meilen zurückgelegt und befanden uns noch eine Meile vom Flusse entfernt.

Mir selbst gab dies langsame Fortschreiten Gelegenheit, die üppige Waldvegetation mit Muße zu betrachten. Die höchsten und mächtigsten Bäume sind hier wie im Flußthale des Mississippi die Sycomoren oder Platanen und eine Pappelart, deren Samen in weiße Wolle eingehüllt liegen, daher die Amerikaner sie Cottonwood nennen. Daneben sind die Wallnußarten, mehrere Eichen und Ulmen vorherrschend. Sehr häufig ist auch der von Amerikanern Hackberry genannte Baum, der eine bedeutende Größe erreicht. Die Schlingpflanzen, welche hier schon eine viel bedeutendere Rolle

als in den Waldungen der nördlichen Staaten spielen, sind fast ganz auf die Bottoms beschränkt. Weinreben von der Dicke eines Mannesschenkels sind wie ungeheure Ankertaue von dem Erdboden nach den höchsten Zweigen der Bäume angespannt. Dem Epheu gleich, mit kleinen Wurzelfasern sich anheftend, steigt eine Sumah-Art hoch an den Stämmen hinauf und neben ihr umschlingt die schön rothblühende Bignonie die Bäume. Die Tillandsien bilden ihre langen Gehänge vorzüglich in den Bottomwaldungen, außerhalb derselben erscheinen sie nur hier und dort, meistens an feuchten Stellen.

Das Holz in den Prairien bilden besonders ein paar Eichenarten, Ulmen und einige Buchenarten. Die Bäume erreichen hier keine bedeutende Größe, wenigstens kommen sie den Bäumen unserer deutschen Wälder nicht gleich. Die immergrüne Lebenseiche, welche einzeln oder in kleinen Gruppen vorkommt, steht an Größe und kräftigem Wuchse hinter unserer deutschen Eiche zurück, doch ist sie mit ihrem dunkelgrünen, glänzenden Laube und dem knorrigen Stamme ein schöner Baum, von ihrer Nützlichkeit und Wichtigkeit für den Schiffbau gar nicht zu reden. In den Bottoms sieht man sie nur selten.

Am andern Morgen hatten wir nur noch eine kurze Strecke bis zum Brazos. Wir standen plötzlich an dem steilen, dreißig bis vierzig Fuß hohen und aus gelbem Lehm bestehenden Ufer dieses Flusses, der seine gelben, schlammigen Fluthen in einem engen Bette fortwälzt. Er schien mir an Breite und Wassermenge etwa solchen Flüssen zweiter Größe wie der Werra und der Sieg gleichzukommen. Auf dem andern Ufer, welches gleich viel höher ansteigt als das linke, auf dem wir uns befanden, zeigten sich die Häuser von San Felipe. Ein Fahrboot setzte uns und unsere Wagen über, wobei nur das Herabfahren des steilen Ufers auf der einen und das Herauffahren auf der andern Seite einige Schwierigkeit machte.

Die Stadt San Felipe de Austin, die auf allen Karten von Texas mit großen Buchstaben verzeichnet steht, ist eine Vereinigung von fünf oder sechs elenden, halb verfallenen Block- und Bretterhäusern. Das eine davon ist ein Kaufmannsladen und zugleich Schnapsschenke. Vor und in dieser war ein halbes Dutzend Männer bemerkbar, die dem Branntwein häufig zusprachen und in ihren hageren Gestalten und blassen Gesichtern die deutlichen Beweise des übermäßigen Branntweingenusses und des Fiebers an sich trugen. Sonst war keinerlei Thätigkeit oder Leben wahrzunehmen, und wir freuten uns, als wir den unheimlichen, öden Ort im Rücken hatten. Früher soll San Felipe 600 Einwohner gehabt haben, als sich aber in dem letzten Kriege der Texaner mit Mexiko das texanische Heer vor den Mexikanern zurückzog, befahl der Oberbefehlshaber des erstern die Stadt niederzubrennen, damit sie nicht ein Stützpunkt für die Mexikaner werde. Seitdem hat der Ort sich nicht wieder erheben können, woran wohl besonders auch die ungesunde Lage Schuld sein mag, die ihrerseits wieder durch die Nähe des meilenbreiten Bottom des Brazos, in welchem die Zersetzung einer ungeheuren Masse von Pflanzenstoffen ohne Unterbrechung vor sich geht, bedingt ist.

Wären wir der gewöhnlichen Straße gefolgt, so hätte uns diese über den Flecken Industry und die deutschen Ansiedelungen am Cummins Creek nach La Grange geführt. Allein der Führer unseres Zuges, ungeduldig geworden durch unser bisher so langsames Fortschreiten, beschloß, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, einen der Karte nach allerdings kürzeren

Weg zu wählen, nämlich den über den Flecken Columbus am Colorado, ohne freilich von den Schwierigkeiten oder Hindernissen, die etwa auf demselben vorhanden sein möchten, irgend eine Kunde zu haben. Demnach zogen wir in die Prairie hinein, die gleich hinter San Felipe anfängt und sich, ohne irgend eine Unterbrechung durch Wald und mit wellenförmiger Erhebung des Bodens, viele Meilen weit nach Westen hin erstreckt. Wir kamen an verschiedenen Rudeln weidender Hirsche vorbei, ohne daß es uns gelang einen davon zu erlegen, da in der offenen Prairie eine unbemerkte Annäherung an dieselben nicht möglich war. Für die Nacht war uns diesmal ein schlechtes Lager beschieden, die Dunkelheit überraschte uns in der offenen Prairie und zugleich strömte ein so heftiger Regen herab, daß es nicht möglich war ein Feuer anzuzünden. Wir suchten uns unter den Wagen, so gut es anging, zu schützen.

Am andern Morgen hatte sich das Wetter aufgeklärt und wir zogen durch die baumlose Prairie weiter. Gegen Mittag kamen wir an einen Fluß, den großen Bernard (Big Bernard) der durch den Regen der letzten Nacht bedeutend angeschwollen war. Deßungeachtet fuhr der am schwersten beladene Wagen sogleich in den Fluß hinein. Gerade in der Mitte, wo das Wasser den Pferden bis über den Bauch ging, verweigerten plötzlich zwei der Thiere ihre Dienste und machten Miene sich im Wasser niederzulegen. Die beiden Bauern, welche darauf saßen, sprangen, als sie die für Menschen und Fuhrwerk drohende Gefahr erkannten, ab und versuchten die Pferde von dem Wagen los zu machen. Dieses gelang ihnen nach einiger Anstrengung und sie kehrten mit den Pferden an das diesseitige Ufer zurück, wo wir übrigen uns noch befanden. In diesem Augenblicke begann eine Scene, deren tragisch-komischen Eindruck ich Zeitlebens nicht vergessen werde.

Herr Z. der Eigenthümer des Fuhrwerkes und der damit beladenen Kaufmannsgüter, gewährte, als er den Wagen in der Mitte des Flusses stehen sah mit der Aussicht ihn im nächsten Augenblicke durch den Strom fortgeführt zu sehen, ein Bild des Schreckens und der Verzweiflung, das zugleich unbeschreiblich komisch war. An und für sich schon eine ziemlich seltsame Persönlichkeit mit groben markirten Zügen, ganz kahlem Scheitel und einer Brille auf der Nase, angethan mit weiten leinenen, in den Stiefeln steckenden Pluderhosen und einer kurzen grauen Jacke, lief er jetzt händeringend und sein Geschick, das ihn nach Texas geführt hatte, verfluchend, im höchsten Affekt am Ufer auf und ab. Endlich jedoch ermannte er sich, warf Jacke und Pluderhosen von sich, ging, nur die Brille aufbehaltend, in den Fluß und begann die einzelnen Kisten abzuladen und an das jenseitige Ufer zu tragen. Da er hiebei gleich darauf Unterstützung erhielt, wurde die Abladung nach einiger Zeit bewerkstelligt, auch der leere Wagen glücklich an's Ufer gezogen. Der andere leichte Wagen passirte den Fluß ohne Fährlichkeit. Am andern Ufer wurden die Kisten geöffnet und alle durchnäßten Gegenstände, namentlich Tücher, Baumwollenwaaren u. a. m. auf dem sandigen Ufer zum Trocknen ausgebreitet. Da inzwischen ein warmer Sonnenstrahl sich einstellte, auch der durch das Wasser angerichtete Schaden bei genauerer Besichtigung sich nicht als sehr bedeutend herausstellte, so kehrte die heitere Laune bald wieder. Die warmen Sonnenstrahlen trockneten schnell alle feuchtgewordenen Sachen und schon nach einer Stunde konnten wir wieder

aufbrechen und zogen dann noch den ganzen Nachmittag durch eine offene Prairie. Fast überall auf dem ganzen Wege von San Felipe her war das Gras bis zur Wurzel abgebrannt. So weit das Auge reichte, erstreckte sich das einförmige Schwarz des Bodens. Die einzigen lebenden Wesen, deren wir ansichtig wurden, waren ein paar einzelne Hirsche, welche die zarten, hin und wieder schon zwischen den abgebrannten Stoppeln hervorsprießenden, frischen, grünen Halme abweideten, und einige Prairiehühner, die aus einem Streifen langen, gelben Grases, welcher durch die Feuchtigkeit des Bodens vor dem allgemeinen Brande verschont geblieben war, bei unserer Annäherung emporflatterten.

Erst gegen Abend erreichten wir in einem lichten Eichengehölz das Ende dieser weiten Prairie, die sich wohl 30 engl. Meilen breit zwischen hier und San Felipe ausdehnt. Ein Lagerplatz mit gutem Wasser in der Nähe wurde schnell aufgefunden und nach eingenommenem Abendessen streckten wir uns, ohne uns die Mühe zu nehmen, ein Zelt aufzuschlagen, neben das Feuer hin, da die milde Luft und der herrlich glänzende Sternenhimmel eine weitere Bedeckung unnöthig zu machen schien. Gegen Mitternacht wurden wir jedoch durch schwere, auf das Gesicht fallende Regentropfen aus sanftem Schlafe in sehr unfreundlicher Weise aufgeweckt. Ein heftiges Gewitter mit Blitz und Donner war im Begriff sich über uns zu entladen und wir hatten kaum noch Zeit, mit unsern wollenen Decken unter und in dem Wagen, so gut es gehen wollte, Schutz zu suchen, als ein furchtbarer Platzregen losbrach.

Der folgende Tag brachte uns durch eine sehr unfruchtbare, daher nicht angebaute Gegend bis nach Columbus. Zwei englische Meilen vor dieser Niederlassung bekamen wir das erste Haus, seitdem wir San Felipe verlassen, zu sehen. Es gehörte zu einem kleinen Gehöfte ohne Neger und wir kauften hier einige Hühner, Eier und Mais. Auch bot man uns Wolfsfelle an von selbsterlegten Thieren, die hier sehr häufig sein sollen; namentlich behauptete der Farmer, er habe schon manches Schwein durch diese Raubthiere verloren.

Gleich hinter dem Gehöfte fing der Bottom des Colorado an, der hier nur etwa 1½ engl. Meilen breit ist. Zwischen den hohen Bäumen unter denen die mächtigen Sykomoren oder Platanen vor allen hervorragen, ist der Boden mit fast undurchdringlich dicht stehendem, bis 15 Fuß hohem Rohr bewachsen, welches wir noch nicht so hoch gesehen hatten. Der Colorado selbst strömt hier in einem engen tiefen Bette mit gelbem schlammigen Wasser reißend fort. In Bezug auf die Wassermenge ist er etwa unserer deutschen Weser in ihrem mittleren Laufe zu vergleichen. Eine Fähre brachte uns hinüber und nachdem wir das steile, dreißig Fuß hohe Lehmufer herangestiegen waren, befanden wir uns in dem Flecken Columbus, bei dem an der entgegengesetzten Seite die Prairie wieder beginnt.

Columbus macht einen freundlichen Eindruck. Die von 18 bis 20 Familien bewohnten hölzernen Häuser, alle mit einer breiten Gallerie versehen, liegen anmuthig im Schatten alter Lebenseichen zerstreut. Auch fehlen dem Orte die unvermeidlichen Erfordernisse einer texanischen Stadt nicht. Ich zählte drei Kaufläden, zwei Wirthshäuser und eine Schmiede. Dennoch schien der Ort nicht im Zunehmen und Aufblühen begriffen, denn nirgends sah man neue Gebäude aufführen.

Am folgenden Tage waren wir schon mehrere Meilen in der Richtung von Gonzalos über Columbus hinaus, als durch eine ungeschickte Lenkung einer unserer Wagen gegen einen Baumstumpf stieß und die Achse zerbrach. Man mußte, so ungern es auch geschah, sich doch entschließen zur Ausbesserung nach Columbus zurückzukehren. Als wir dort ankamen, fanden wir den Ort in großer Aufregung. In der Nähe der beiden Wirthshäuser sahen wir eine Menge Pferde an den herabhängenden Zweigen der Lebenseichen angebunden und in der Vorhalle der Wirthshäuser standen Haufen von Männer, die sich anscheinend in sehr erregter Unterhaltung befanden. Den Grund davon erfuhren wir sogleich. Es hatte so eben ein Pferderennen stattgefunden und das Ergebniß des Rennens bildete den Gegenstand des lebhaften Gespräches. Auch hier, wie in England, herrscht die Vorliebe für Wettrennen, bei denen die Wetten oft die Hauptsache sind, denn die Einsätze belaufen sich mitunter bis zu 500 Dollars.

Wir hatten einige Mühe den Schmidt des Ortes, welcher an der Unterhaltung in dem einen Wirthshause einer der thätigsten Theilnehmer war und in der Hitze der Rede ein Glas Whisky nach dem andern zu sich nahm, dahin zu bestimmen, daß er seinen hippologischen Discussionen für den Augenblick entsagte und sich der Heilung des Schadens, den unser Fuhrwerk erlitten hatte, widmete. Nachdem er sich aber einmal an das Werk begeben hatte, arbeitete er mit der Schnelligkeit und Energie des amerikanischen Arbeiters und nach Verlauf von einigen Stunden war die zerbrochene Achse wieder hergestellt. In Folge dieses Aufenthaltes kamen wir jedoch nur vier engl. Meilen über Columbus hinaus und machten in einem lichten Eichengehölz an einer Stelle Halt, wo schon ein paar Amerikaner mit mehreren nach Houston bestimmten Wagen mit Baumwolle gelagert hatten. Bei einem vortrefflichen Feuer, in dessen zweckmäßiger Anlage und Unterhaltung die Texaner eine besondere Geschicklichkeit haben, brachten wir noch mehrere Stunden mit den amerikanischen Fuhrleuten plaudernd zu. Das Glockengeläute der weidenden Zugochsen ertönte dabei in der Ferne.

Am folgenden Tage kamen wir zuerst durch einen mehrere Meilen breiten Wald von Pfosteneichen, welche auf den ersten Blick, namentlich im Winter, wenn sie entlaubt sind, eine auffallende Aehnlichkeit mit einem künstlich angepflanzten, 60—80jährigen deutschen Eichenbestande haben. Der Wachsthum der Bäume ist nämlich dem unserer deutschen Eichen sehr ähnlich, jedoch weniger kräftig, noch sind die Stämme fast alle einander ziemlich gleich an Stärke und sehr dicke Stämme kommen nicht dazwischen vor. Endlich ist jede andere Baumart, was sonst in Nordamerika nicht der Fall zu sein pflegt, ausgeschlossen, einzelne Wallnußbäume ausgenommen. Jede Art von Unterholz fehlt, und der Boden, worauf die Pfosteneiche wächst, ist meistens nur mittelmäßig, häufig sehr unfruchtbar, namentlich sind Ablagerungen von Kies und Sand, welche im mittleren Texas breite Gürtel bilden und für den Anbau fast gar nicht taugen, von dieser Baumart bedeckt. Sie liefert das geeignetste Material zum Bau der Blockhäuser, da die Stämme meistens gerade sind und, auf nicht zu schlechtem Boden, auch die erforderliche Dicke von 3/4 bis 1 Fuß erreichen. Ebenfalls ist diese Eiche für Fencen oder Einzäumungen der Felder sehr brauchbar, da sich die Stämme leicht in lange Scheite oder Riegel spalten lassen.

Gegen Mittag kamen wir zu einem Gehöft, wo wir zur Bereitung einer einfachen Mahlzeit einen kurzen Halt machten. Der ehemalige preußische Fähndrich kaufte hier von einem zu der Farm gehörenden Neger das Fell eines Cuguars für ½ Dollar, um es zur Satteldecke zu gebrauchen. Jenseits dieses Hauses begann wieder die offene Prairie, deren Boden sich jetzt in immer höheren Wellen oder flachen Hügeln erhob. An den Stellen, wo einzelne Lebenseichen, die im Wuchse unsern Obstbäumen ähnlich sind, zwischen dem langen gelben Grase zerstreut waren, erinnerte die Landschaft mich recht lebhaft an Gegenden im südlichen Deutschland, wo Obstbäume zwischen den reifenden Saatfeldern stehen.

Wir übernachteten im Bottom eines kleinen Flusses Navidad. Und ein schmaler Streifen Holz zog sich den Fluß entlang und am folgenden Tage führten uns einige undeutliche, halb verwischte Wagenspuren wieder in die offene Prairie. Uns begegneten sehr viele Hirsche in Rudel von 50 bis 60 Stück; einmal trafen wir sogar einen Haufen von wenigstens 150 Stück, welche wie eine Viehheerde vor uns grasten. Es wollte uns übrigens nicht gelingen, eins dieser Thiere zu erlegen, da man sich auf der völlig offenen Ebene keinem unbemerkt nähern konnte.

Unser Nachtlager fiel heute in die ödeste, wildeste Gegend, die wir bisher noch durchzogen hatten. Es war dies auf dem rechten Ufer eines kleinen Flusses der Lavacca, zugleich am Fuße des Big Hill, einer Hügelreihe, welche die bedeutendste Erhebung in diesem ganzen mittlern Theile von Texas ist und wohl über 500 Fuß ansteigen mag. Die Wölfe unterhielten, während der Nacht in geringer Entfernung von unserer Lagerstätte, ein beständiges Geheul.

Hier bekam ich auch die ersten Opuntien zu sehen, die uns von nun an auf dem ganzen ferneren Wege begleiteten. Sie bilden mit ihren 12 Zoll langen, eiförmigen Blättern oder Stengelgliedern 4 Fuß hohe Stauden. Am andern Morgen erstiegen wir zuerst die ebenfalls völlig kahle Höhe des Big Hill, wo sich uns eine weite Aussicht eröffnete. Nach Westen und Süden dehnt sich, so weit das Auge reicht, niedriges Waldland, im Nordwesten erkennt man am Horizont die ersten Berge mit schärfer geschnittenen Umrissen. Auf der Höhe dieser Berge standen Bänke, aus Feuersteingerölle und einzelnen Stücken verkieselten Holzes, die durch ein kalkiges Bindemittel verbunden waren, zu Tage. Mehrere Meilen weit führte unser Weg auf dem Scheitel dieser Hügelreihe fort, bis er sich auf der andern Seite hinabsenkte und dann bald in einen dichten Eichenwald eintrat. Kurz nachher mündete er in eine, wie es schien, ziemlich stark befahrene Straße, welche La Grange mit Gonzales verbindet. Hier trafen wir wieder mehrere Gehöfte, welche zum Theil von übergesiedelten Deutschen angelegt und bewohnt waren.

Am Abend lagerten wir uns ein paar engl. Meilen vor Gonzales, diesseits einer Eichenwaldung, nachdem wir zuvor ein kleines Gewässer, den Pfirsichbach, überschritten hatten, der jetzt kaum so viel Wasser enthielt, um unsere Füße zu benetzen, obgleich er, nach Art der meisten andern Flüsse in Texas, durch Regengüsse zwanzig bis dreißig Fuß hoch anschwillt und dann jede Verbindung für mehrere Tage unterbricht.

Gonzales, wohin wir schon früh am nächsten Morgen kamen, besteht aus 30 bis 40 ziemlich elenden und verfallen aussehenden hölzernen Häusern,

welche über eine ausgedehnte, völlig ebene Fläche zerstreut liegen. In einiger Entfernung zieht sich ein langer, gerader Waldsaum, der Rand des Guadalupe-Bottoms. Im Flecken gab es weder Kaffee noch Zucker, nur schlechten Branntwein; dagegen war der Frühling bereits (am 3. Febr.) in voller Pracht angebrochen, Pfirsich- und Kastanienbäume standen in schönster Blüthe.

Dem Laufe des Guadalupe-Flusses folgend, setzten wir unsere Reise fort; theils ging der Weg durch ein fruchtbares Thal, theils über niedrige, meistens aus Kies und Sand bestehende Hügel und überall in kurzen Zwischenräumen von 1 bis 3 engl. Meilen lagen Farms zerstreut und nachdem wir noch einmal eine Nacht in einem derselben zugebracht hatten, brachte uns der folgende Tag an das Ziel unserer Reise. Am Nachmittage passirten wir den Flecken Saguin und traten dann in eine offene Prairie, die sich vor uns und zu unserer Rechten mit wellenförmig anschwellendem Boden und ohne allen Baumwuchs, soweit das Auge reichte, ausdehnte. Zu unserer Linken floß bedeutend tiefer und durch einen schmalen Streifen Wald bezeichnet, die Guadalupe. Jenseits des Flusses breitete sich gleichfalls eine Prairie. Nachdem der Abend schon angebrochen, langten wir bei der Fähre nach Neu-Braunfels an. Das Fährboot befand sich auf der andern Seite und wir gaben daher mit einem zu diesem Zwecke an einem alten Baum hängenden Horn das Zeichen, daß wir übergesetzt zu sein wünschten. Nachdem unser Ruf mehrere Male unbeantwortet geblieben war, rief man uns endlich vom jenseitigen Ufer zu, daß wir uns bis zum folgenden Morgen gedulden müßten, da der Fluß zu hoch und reißend sei, um zur Nachtzeit das Uebersetzen wagen zu können. So unerfreulich die Nachricht war, so mußten wir uns doch darin finden und statt, wie wir gehofft hatten, schon diese Nacht unter Dach und Fach zu schlafen, mußten wir bei kaltem Nordsturm und Regen im Freien zubringen, was um so unbehaglicher war, als wir drüben in solcher Nähe das schützende Obdach wußten. Doch auch dies war überstanden und als der Morgen anbrach, erschien das erwünschte Fährboot und brachte uns nach Neu-Braunfels. Wir hatten die etwa 250 engl. Meilen von Houston bis hieher in beinahe 17 Tagen zurückgelegt, während ein Reiter dazu 6 bis 7 Tage und die seitdem eingerichtete Fahrpost, bei der ein regelmäßiger Wechsel der Pferde stattfindet, 3½ Tage gebraucht.

Die Stadt, welche wir nach so manchen Mühseligkeiten glücklich erreichten, hat eine höchst anmuthige Lage und sicherlich hätte im ganzen westlichen Texas kein schönerer, passenderer Punkt für eine neue Ansiedelung gefunden werden können. Sie liegt auf einer kleinen etwa ½ engl. Meile breiten und 1½ engl. Meilen langen, baumlosen Ebene, welche gegen Süden durch sanft ansteigende Hügel, gegen Osten durch den Guadalupefluß, gegen Norden und Nordwesten durch den Comal-Bach begrenzt wird. Ueber den Letzteren hinaus steigt in geringer Entfernung ein steiler etwa 400 Fuß hoher Bergabhang, der sich in nordöstlicher Richtung auch auf dem andern Ufer des Guadalupe fortzieht und durch den schroffen Abfall und scharfen Umriß sich sehr bestimmt vor allen den niedrigen, sanft gerundeten Hügeln, welche man, wenn man von Houston quer durch das Land reist, zu sehen bekommt, unterscheidet. Ein dichter Wald bekleidet diesen Bergabhang, die Bäume zeigen jedoch nicht das saftige Grün der Bottom-Waldungen, sondern eine dunkel olivengrüne Farbe. Es sind sogenannte Cedern, welche im niederen Texas

immer nur einzeln zwischen andern Waldbäumen stehen und nirgends für sich allein einen zusammenhängenden Wald bilden.

Der Guadalupe, welcher östlich an der Stadt vorbeifließt, ist ein etwa 30 Schritte breiter, wasserreicher Fluß, welcher bei bedeutendem Gefälle rasch und stürmisch über ein felsiges Bette hinströmt. Ganz ungleich den Flüssen und Bächen im niedern Theil des Landes, hat das Wasser eine Reinheit und Klarheit, wie kaum die klarsten Alpenbäche sie zeigen. Ein schmaler Waldstreifen faßt den Fluß auf beiden Seiten ein, der sich oberhalb der Stadt mit dem Comal vereinigt, welcher gleichfalls reich an Wasser ist und durch Klarheit seiner Wellen und üppige Bewaldung seiner Ufer den Guadalupe übertrifft. Ganz nahe bei der Stadt fließen der Comal-Spring und Comal-Creek zusammen und bilden den Comal; jener, ein außerordentlich schöner Bach, hat kaum ½ engl. Meile entfernt seine Quellen, dieser dagegen träge und trübe dahinfließend entspringt etwa 10 engl. Meilen südwestlich von Neu-Braunfels. Die Stadt selbst oder der Flecken ist nach einem ganz regelmäßigen Plane angelegt, daher alle Straßen sich in rechten Winkeln kreuzen und die Hauptstraßen auf einem viereckigen freien Platze, dem Marktplatze, zusammenlaufen. Die Häuser sind indeß ganz verschieden gebaut nach dem Geschmacke und Bedürfniß der Besitzer.

---

9. Hinterwäldler von Ostkentucky.

Schon war die Dämmerung hereingebrochen und wir wußten nicht, wo hinaus wir uns wenden sollten. Glücklicherweise stand ein Wegweiser am Wege. Allein bei einem Haar hätte uns dieser die eben nicht sehr vergnügliche Neckerei angethan, uns in kalter mondloser Nacht auf eine Straße zu weisen, wo unser müdes Pferd und unser hungriges Selbst die nächste Herberge, wenn überhaupt, nicht vor dem kommenden Morgen erreicht hätten. Ein neckischer Kobold oder ein ungezogener Junge hatte den Arm, der nach Falmouth zeigte, wo wir diese Nacht Quartier zu machen gedachten, nach einem südlicher führenden Fahrgleise gedreht, und so waren wir schon auf dem besten Wege die irrenden Ritter zu spielen, als unser guter Stern uns noch zu rechter Zeit einen Reiter entgegenführte, der wahrscheinlich von allzu reichlich genossenen Spirituosen begeistert, mit lautem Halloh und Hurrah aus einem Seitenpfade den Berg herabgesprengt kam und uns auf unsere Fragen in ausführlichster Weise die rechte Straße beschrieb.

„Clear to the left, down the mainest plainest road“ hatte die Hauptregel seiner Instruction gelautet, und so fanden wir uns denn, obschon die Dunkelheit des Waldes unter den sich kreuzenden und abzweigenden Gleisen kaum eines nur zu entdecken gestattete, ein paar Stunden später an der Fence und der großen weißen Buche im Thale, die uns als erstes Merkzeichen genannt worden waren. Hundegebell, das von verschiedenen Seiten beantwortet wurde, zeigte die Nähe einer Ortschaft an, und nachdem wir durch das halb trockene Bett des südlichen Armes des Licking gefahren, deuteten die erleuchteten Fenster einer Methodistenkirche uns die Stelle an, wo Falmouth liegt. Hier ließen uns ein gutes Abendessen und respektable Federbetten die

ausgestandene Unbehaglichkeit vergessen, und ich hatte hier zum erstenmal das Vergnügen, von Sklaven bedient zu werden.

Als die Sonne des nächsten Morgens in's Thal sah, hatte unser Rößlein sich schon auf die Höhe des steilen Berges hinauf gearbeitet, über den die Straße nach Cynthiana sich windet, um dann in einen tiefen Waldgrund und von diesem über ein halb Dutzend andere Hügel und Berge zu klettern. Die Bevölkerung ist hier noch sehr dünn. Selten begegnete uns ein Mensch, nur dann und wann tauchte eine neuerbaute Blockhütte aus dem Gezweig, das, so weit das Auge reichte, graubraun, trist und trostlos die Landschaft bedeckte. Die unheimliche Stille des Forstes wurde meilenweit durch nichts, als durch das eintönige Geschrei eines Spechts, oder durch das Aufflattern von Buzzards unterbrochen, die unser Nahen von einem Aase aufstörte. Zuweilen ließ sich der Hammer eines Faßbinders vernehmen, der hier Tonnen für Cincinnati's Schweineschlächtereien baute, hier und dort auch der Schall einer Holzaxt und das Knacken und Krachen der von ihr gefällten Bäume, häufiger noch das Kob-kob-kob von Roßhirten und das melancholische Bu-u-gi, mit dem der Farmer seine borstigen Pfleglinge, den Hauptreichthum aller Haushaltungen im Westen, zur morgendlichen Maisfütterung aus dem Walde lockt. Das indianische Korn hatte hier ein dürftiges Aussehen, auch der Baumwuchs versprach nicht viel, und unermeßliches Brombeeren- und langstachlichtes Akaziengebüsch wucherte allenthalben auf dem geklärten Lande. Den in Ohio über Gebühr und Begriff häufigen Stechapfel bemerkte ich indeß nicht oft, eben so selten aber auch fanden sich Stengel des Eisenkrauts, das hier als ein Merkmal guten Weidelandes angesehen wird. Kein Wunder demnach, wenn sich die Auswanderung von Ost nach West diesen Gegenden weniger zugewendet hat.

Unser Mittagsmahl, das wir in einem einsamen Blockhause am Rande eines tiefen, steinigen Grundes einnahmen, erinnerte uns recht eigentlich, daß wir uns im Lande der Corncracker befanden. Wie die Einwohner Ohio's nämlich vom Volkswitze den Spitznamen Buckeys, die Hinterwäldler Indiana's den Titel Hushers, das Volk des „Prairiestaates“ Illinois die seltsame Bezeichnung Sukers erhalten haben, so heißt der Kentuckier scherzhaft der Corncracker, und das Essen, das wir von hier ab erhielten, rechtfertigte diesen Namen manchmal mehr als uns lieb war. Für heute bestand es außer dem unvermeidlichen Kaffee, der hier die Suppe zu vertreten scheint, und den eingemachten Früchten, welche selbst in der ärmlichsten Haushaltung nicht vermißt werden, aus lauter Dingen, die ursprünglich „Corn“, d. h. Mais gewesen waren. Wir hatten den Maiskuchen, den der Kentuckier des Jahres dreimal dreihundertfünfundsechzigmal auf seinem Tische dampfen sieht, und dem seine Hauswirthin der Abwechslung halber warme Maisbrödchen beizugeben pflegt; wir aßen Schweinsrippchen, und was ist das hiesige Schwein anders als eine gewisse Quantität Maiskolben, die sich in Fleisch und Fett, Knochen und Borstenhaut verwandelt haben und nun grunzend auf vier Füßen herumlaufen? Wir schlossen dieses Patriarchendiner endlich mit einem Zuge aus der am Tische herumgehenden Flasche, und siehe da, auch der Whisky wird aus Mais gebrannt!

Einige Meilen von Cynthiana wurden Wald und Feld besser, und schöne Farmen kündigten uns an, daß wir uns dem östlichen Ende des Pa-

radieses von Kentucky näherten. Cynthiana selbst ist ein hübsches Städtchen mit 900 Einwohnern. Es liegt in einem weiten, fruchtbaren Thale und hat recht gute Aussichten auf ein schnelles Wachsthum. Wir fragten nach dem besten Gasthofe, und trafen ein Hotel, wo man ganz erträgliche Fortschritte in der Civilisation gemacht hatte. Man kannte hier selbst die Erfindung der Lichtscheeren, während die guten Leute in Falmouth sich nach der Sitte ihrer würdigen Väter noch eines Taschenmessers zum Abkneipen der Schnuppen ihrer Talgkerzen bedient hatten. Unser Schlafzimmer ferner hatte nicht bloß Teppiche und Rouleaux, sondern — wie staunten wir — sogar einen Ofen aufzuweisen, in dem man, um den Unterschied zwischen hier und andern Tavernen dieser Gegenden zur Großartigkeit zu steigern, ungeheißen ein lustiges Feuer angemacht hatte. Endlich aber erblickten unsere Augen, als sie sich am Morgen aufthaten, an der Thür zwei Paare beinahe blank gewichster Stiefel, mit denen Jim, der wollköpfige Hausknecht, uns eine um so freudigere Ueberraschung bereitet hatte, als dergleichen in Amerika fast nur in Hotels ersten Ranges zuweilen vorkommt. Zu der Bequemlichkeit, die ein eigener Waschapparat gewährt, hatte man sich freilich noch nicht emporzuschwingen vermocht, und wir mußten deßhalb hinunter in den Hof an die allgemeine Schwemmanstalt und an das in ächt demokratischer Weise allen Gesichtern gemeinsame Handtuch; nicht zu vergessen, daß auch jene freudige Ueberraschung durch den Anblick gepflegter Stiefel sich bei näherer Besichtigung in eine unangenehme verwandelte, da Niggerchen Jim, an derartige Außerordentlichkeiten wahrscheinlich nicht gewöhnt, die Fußbekleidung der verschiedenen Gentlemen und Boys verwechselt und so einen heillosen Wirrwarr angestiftet hatte. Von allen Gängen und Treppen sah man, als die Frühstücksglocke ertönte, fluchende Einstiefel gehinkt kommen, und hätte der böse Feind alle die „hell damn bloody eyes“ erhören dürfen, die Master Jim auf den Hals fuhren, der arme Sünder wäre auf der Stelle stockblind geworden.

Der Gasthof war außerordentlich voll, und dies erinnert mich an eine Scene, die für das Verständniß amerikanischen Treibens charakteristisch ist, zu deren Schilderung ich aber zum vorhergehenden Abende zurückkehren muß. Als wir nämlich in den Barroom traten, fanden wir den Schenktisch und den Ofen von einer Masse lärmenden Volkes belagert, welche der so eben abgehaltene Circuit Court (reisende Gerichtshof) nach der Hauptstadt von Harrison County geführt hatte. Es waren Farmer, die sich in ihrer Freude über einen gewonnenen Prozeß übergütlich thaten, junge Advokaten, welchen ein zweifelsohne gerechter Stolz auf ihre Reden ein Glas über's andere einschenken ließ, Gerichtspersonen, die es ohne alle Amtsmiene duldeten, daß gute Freunde oder einstige Pflegebefohlene sie traktirten, und andere „wilde Bursche“, wie sie der Wirth uns flüsternd bezeichnete. Ein Kerl, den wir unterwegs bei zwei Grad Kälte unter seinem Gaule schlafend gefunden, der aber später, allerhand Mißtöne ausstoßend, an uns vorbeigaloppirt war, daß der Straßenkoth über ihm zusammenspritzte, tanzte nach dem Gebrumm einer Maultrommel, die ein rothköpfiger, langbeiniger Schlingel auf dem Schenktische sitzend mit Virtuosität spielte. Andere übten mit heiser geschrieenen Kehlen ein neues Negerlied ein, und noch andere legten ihre fröhliche Stimmung auf die ungezwungene Weise der Thierwelt, d. h. durch ein einfaches Gebrüll, an den Tag. Ein Tanzmeister benutzte die Launen der Leute, be-

nen überaus wohl zu Muthe zu sein schien, um durch Herumreichen einer Subscriptionsliste Eleven zu sammeln. Da plötzlich ließ sich auf der Straße draußen ein dumpfes Hurrah vernehmen, es kam näher, es wurde lauter, und herein quoll ein Menschenhaufe, an der Spitze einen jungen Mann in schwarzem Frack und weißem Ueberzieher, der von einigen rüden Gesellen geführt wurde, und bei dessen gerötheten Augen, schlaffen Zügen und zerknickten Vatermördern ich zuerst auf die Vermuthung gerieth, er habe seiner Constitution zu tiefe Blicke in die Brandyflasche zugemuthet. Dem war indessen nicht so, denn kaum hatte sich der Jubel, der ihn begleitete und empfing, etwas gelegt, so stieg er auf einen Stuhl, klemmte den Hut, der ihm trotzig in der Stirne gesessen, unter den linken Arm und begann eine Rede, die ich, da ihre charakteristischen Wendungen sich dem Gedächtnisse ungemein fest einprägten, fast wörtlich behielt, und die ich deßhalb so glücklich bin, als eine Probe der Art, wie man zum amerikanischen „Volke" sprechen muß, in ihren erbaulichsten Punkten mittheilen zu können. Ich bemerke nur noch, daß die Ursache zu dieser curiosen Spottgeburt aus Bombast und Rohheit darin lag, daß kurz vorher ein englisches Kriegsschiff auf ein amerikanisches Fahrzeug gefeuert hatte, weshalb die Weisheit etlicher Yankeeblätter einen großen Krieg prophezeite.

„Fellow citizens and horses!" *) hob der Redner, den die Gedanken wie gelenkige Ratten durch den Kopf huschten, mit einem näselnden Pathos an, während er ein halbzerlesenes Zeitungsblatt entfaltete. „Hier steht's Schwarz auf Weiß — Großbritannien will Krieg. Und ich sage, Jungens, Hurrah, es soll ihn haben. (Wändeerschütterndes Hurrah!) Mitbürger und Rosse! Ich wende mich an Euer Gefühl, ja, und an Eure Ehre. Ich bin der Meinung, daß wir nicht lange mehr trödeln, sondern ohne uns mit weiteren Complimenten aufzuhalten, der Welt proclamiren, die Dynastie John Bull hat in Amerika aufgehört zu regieren. Wir müssen den brittischen Löwen kopfüber kopfunter aus den ewigen Gränzmarken dieses westlichen Continents hier hinausschleudern. Hurrah für die Einverleibung Canada's! (Trommelfellzerquälendes Hurrah!) — Wir müssen das Ding mit Haut und Haar haben, und sollten wir darum im Menschenblute bis an die Knie waten, heruntergerissen muß es werden von den Hörnern John Bulls. Wir müssen's — ich wiederhole, wir müssen's, und hätten wir die Streitart der Rache bis an den Stiel in Johnnys beknülltes Gehirn zu treiben. Wo ist das Possum **), in dessen kleiner Seele diese Empfindungen nicht wiederhallten? (Große Kunstpause) — Nirgends nicht und nirgends gewesen! Könntet Ihr und ich, könnte nicht Jeder von uns den Wolf in der menschlichen Natur wecken, daß er aufspringt und den ganzen Bettel Alt-Englands zu packen kriegt und ihn unter's Wasser zieht, daß ihn nicht einmal die Ebbe mehr sehen läßt? Yes, Siree! — Jedweder Bürger dieses unseres unbändigen Landes, von der Eule auf dem Stechapfelstumpfe bis hinauf zum Präsidenten in seinem großen Armstuhle stimmt für diese alldurchdonnernde und freiheitfördernde Maßregel. Lasse man diese glorreichen Ideen sich nur erst hübsch ordentlich

*) Old Horse ein oft gebrauchter Schmeichelname unter den Hinterwäldern.

**) Opossum und Rakoon (Waschbär) werden vom Volkshumor oft als Bezeichnung von Personen angewendet, ohne daß damit ein besonderer Sinn verbunden würde.

in den Hirnkasten der Vereinigten Staaten stopfen, und Ihr sollt finden, ob nicht ein erdbebenartiges Beifallsgeschrei, das aus sechsundzwanzig Millionen Gummi-Lungen bricht, die ganze Welt erzittern läßt — den Zenith zerschmettert — und selbst die Eisberge an den Polen über'n Haufen schmeißt. (Effectvolle Probe dieses Geschreis in einem Hurrah) — Ich sage Euch, diesseits des Millenniums gibt es nichts, was unsern ewigen Institutionen gliche, noch läßt sich auf dem Antlitze der ganzen Terrafirma auch nur der tausendste Theil eines halben Dutzend civilisirter Wesen zusammenkratzen, die sich so gut wie wir darauf verstünden, diese Institutionen zu verbreiten und zu vertheidigen. Denn wo ist hier der Junge, der nicht bis zu drei Vierteln seines letzten Blutstropfens für sein Vaterland fechten wollte, und ging's ihm dabei bis an den Hals, ja, und lief's ihm bis über den Halskragen hinein? — Was ist England? — Ach geht mir doch! — kaum der Rede werth! Uncle Sam wird sich's noch einmal als Schnupftuch nehmen, sich die Nase 'neinzuschnäuzen, wenn er den Schnupfen hat. Wir müssen die Drachen des Kriegs aufwecken, da hilft kein Fackeln und Federlesen. Nehmen wir den Handel nur erst mal ernstlich in die Hand, alle die Jungen Uncle Sams mit einander, so will ich kein zweibeiniges Krokodil sein, wenn der Spaten des Yankees nicht ein Loch so tief wie die Ewigkeit in's Universum sticht, und wenn wir nicht alle Fettaugen auf der Oberfläche der Welt auf den Boden der Brühschüssel versenken, bis die letzte Posaune der Auferstehung verblasen ist. Ist das aber vollbracht, so wird man den brüllenden Riesenadler der Freiheit mit seinen Flügeln über beiden Hälften des Erdballs wedeln sehen, gleich einem großen Kikerikihahn, der auf dem Rande einer Pöckelfleischtonne kräht. Ja ich weiß, Ihr seid allesammt gespornt und gestiefelt zum Angriff. Alles, was Euch noth thut, ist eine feurige Kohle auf Eure andächtigen Häupter, um das Pulverfaß auffliegen zu lassen. Mir däucht, das Blitzen Eurer Augen heute Abend läßt Blut und Donner ahnen; nur nehmt Euch in Acht, daß der Muth Euch nicht von der Pfanne brennt. Wenn Ihr aber alle Eure Pflicht und Schuldigkeit thut in der nahenden Krisis, so werdet Ihr dem fetten John Bull wenigstens die Tabaksjauche der Entschlossenheit in die Glotzen spucken, bis er den schwarzen Staar hat, wofern Ihr ihn nicht gar beim Schweife packen und hinausschlenkern könnt über die Gränzen alles menschlichen Gedenkens. Auf — wohlauf, Jungens von Altkentucky! Hurrah! Laßt den Schrei der Rache jeden Winkel und jedes Astloch Nordamerika's durchdringen (cannibalisches Hurrah), von der letzten Spitze der arktischen Regionen bis hinunter zur Meerenge von Gibraltar. Canada und die Vereinigten Staaten auf immer! Erzeugt mit Kriegsgeschrei — geboren in Blutvergießen — gewiegt im Donner der Geschütze und auferzogen in Glorie und Majestät!"

Ein Gewitter von Hurrahs folgte dieser hinterwäldlerischen Kreuzzugspredigt. Ein schwüler Schnappsdunst, den begeisterten Kehlen entquollen, brütete unheilschwanger im Zimmer, und hätte irgend Jemand, z. B. der Tanzmeister, der im Aerger über diese Störung in seinem Geschäfte dazu wohl Lust spüren konnte, sich eine Sylbe des Zweifels oder Widerspruchs in Bezug auf die „glorreichen Ideen" des Redners erlaubt, sicherlich wäre den Hurrahboys der Muth heute Abend „von der Pfanne gebrannt", und dem

Donner der Lungen und dem Blitzen der Augen hätte sich ein Regen blutiger Nasen beigesellt.

Wir hegten kein Verlangen, mehr zu sehen und zu hören, und so begaben wir uns auf unser Zimmer, dessen unverschließbare Thür wir mit dem Sattelgurte zubanden, um uns vor unwillkommenen Bettkameraden zu sichern, die sich einem hier zu Lande, wie überall in diesem Reiche der Freiheit und Ungezogenheit, mit der naivsten Ungenirtheit aufdrängen. Unten aber dauerte das Lärmen und Toben fort, während im Hinterhause die „Nigger“ des Etablissements ein methodistisches Abendlied sangen.

Am nächsten Tage reisten wir weiter, ohne uns an das Regen- und Graupelwetter zu kehren, welches uns, als wir die Stadt kaum verlassen hatten, entgegenprasselte, und über welches wir etliche Meilen weit durch eine recht leidliche Chaussee getröstet wurden. Das Land ist hier allerwärts gut angebaut und der Wald so weit geklärt, daß man an vielen Orten die Fencen schon von Steinen zu bauen anfängt. Der Mais wird über acht Fuß hoch, auf schönen Wiesen weiden Heerden von Pferden und Maulthieren, welche letztere als Fohlen von Missouri eingeführt und später nach dem tieferen Süden verkauft werden. Ueberall begegneten uns Reiter, die buntfarbigen Leggings (Gamaschen) um die Beine gewickelt, mit einem einzigen Sporn ihren Gaul regierend, den breitkrämpigen weißen Filzhut durch einen blauen oder rothen Großvater-Regenschirm schützend. Auch Damen zu Pferde waren nichts Seltenes, und zwar sahen manche komisch genug aus, wenn sie in modischer Tracht, den Säugling vor der Brust und einen kleinen Schwarzen als Ehrenwächter oder Pagen hinter sich im landesüblichen Bummeltrabe an uns vorbeitrollirten. Am zahlreichsten vertreten aber war unter den uns Begegnenden das Geschlecht Hams, und fast schien es, als ob hier mehr schwarze und gelbe, als weiße Menschen wohnten. So gelangten wir gegen 10 Uhr Morgens nach Ruddles Mills, einem kleinen Orte, der aus einem jener alten Gränzforts entstanden ist, deren Umgebung der Schauplatz so vieler Indianerschlachten war, und gegen Mittag erreichten wir das freundliche Millersburgh, ein Städtchen, das an der großen Heerstraße von Maysville nach Lexington liegt, und an dessen Brücke eine Menge geputzter Farbiger herumlungerte, während sich auf der Straße auch nicht ein einziges weißes Gesicht blicken ließ. Hier waren wir in einer der fruchtbarsten Gegenden Kentucky's, die darum auch zu den am frühesten angesiedelten gehört. Die Farmen dieses Striches, und besonders die älteren, die man an ihren steinernen Hauptgebäuden erkennt, haben hier meist die Gestalt von Amphitheatern. Die Häuser liegen am Fuße der Hügel, deren Gipfel die Gränze des Landes bilden, das die Besitzung ausmacht, eine Erscheinung, die sich daraus erklärt, daß man in früherer Zeit, wo an künstliche Vermessung noch nicht gedacht wurde, die von der Natur gebotenen Gränzen zur Bestimmung des Mein und Dein benutzte. In den hügeligen Theilen Ohio's, z. B. an der Straße von Cincinnati nach Hamilton und am Wege von Dayton nach Covington, ist dies seltener der Fall, indem hier die zu den Farmen gehörigen Gebäude weit malerischer auf der Höhe sich erheben. Der Kentuckier aber zieht jene Anlage vor, weil, wie ein Reiter, mit dem wir eine Weile Schritt hielten, meinte, die Bequemlichkeit damit verbunden ist, „that everything comes to the house down hill.“

Zwei Meilen von Millersburgh steht Thormortons Inn, ein elegantes, mit einem hier von uns nicht erwarteten Comfort ausgestattetes Gasthaus, wo wir zu Mittag speisten. Als wir in den Hof einfuhren, stieg, vom Wirthe vor die Thür begleitet, ein hagerer, weißgelockter Mann in schwarzem Frack und weißem Halstuche eben in seinen Wagen. Mir war als hätte ich das faltige Gesicht mit den strengen Zügen schon irgendwo gesehen, allein wir hatten andere Interessen, als daß ich dem Unbekannten, den ich für einen Geistlichen hielt, mehr als einen flüchtigen Blick gewidmet hätte. Wie bedauerte ich's, als der Wagen nach Maysville zu fortrollte, und der Wirth sich nun zu uns wendete, ohne Zweifel erstaunt über unsere Gleichgültigkeit, hastig fragte: „Kannten Sie ihn denn nicht?“ — „Nein, wahrhaftig nicht, denn wir sind fremd hier.“ — „Hm! Nun, es war Henry Clay, der größte Mann unseres Jahrhunderts — meiner Meinung nach,“ versetzte er sich besinnend hinzu.

Der vergötterte Führer der Whigpartei war auf dem Wege von seinem Landsitze Ashland bei Lexington nach der Bundesstadt, wo die Congreßsitzungen soeben wieder beginnen sollten, und es war Schade, daß wir nicht ein paar Stunden früher eingetroffen waren. Allein was wir auf diese Weise verloren, wurde uns zum Theil durch den Wirth ersetzt, der, wie wir schon in den ersten zehn Minuten wußten, ein Verwandter Washingtons, ein gewaltiger Whig und einer der originellsten Käuze war, die ich in dieser Heimath der Originale gesehen. Er empfing uns vollkommen wie Freunde, erzählte uns, während das Essen bereitet wurde, am flackernden Feuer des schönumpflasterten, mit einem durchbrochenen Messinggeländer eingefaßten und mit weißem Marmor umrahmten Kamins Geschichten von seinem großen Oheim, pries in hohen Worten die gute alte Zeit, wo es keine Prediger der Sklavenemancipation und keine Eisenbahnen gegeben, theilte uns eine Biographie seines Lieblings und Busenfreundes Clay mit, der an der Tapetenwand des Sittingrooms gleich neben dem Bilde Old Georges hing, schimpfte und klagte über den Norden, redete sich in Entrüstung über Ohio und Cincinnati, von wo man die Neger zum Fortlaufen verführe, und ließ nicht einmal Nordkentucky, wo wir herkamen, für voll gelten. Mit einem Worte, es war ein alter Herr von der ergötzlichsten Sorte, dem man tagelang hätte zuhören können, ohne Mißbehagen und Langeweile zu empfinden, und hinter seiner Rauhheit und Seltsamkeit verbarg sich eine gediegene Noblesse, wie man sie in den atlantischen Staaten und im Westen vielen Leuten wünschen könnte, wie sie aber unter diesen südlichen Whigs eben keine Seltenheit sein soll.

Ungern folgten wir der Uhr, die uns dringend anrieth, das gastfreundliche Haus zu verlassen, wenn wir diesen Tag noch die uns aufgegebene Strecke zurücklegen wollten, und wieder ging's nun über Berg und Thal, steinige Bäche und fette Gründe entlang, durch Wald und Wald und abermals Wald. Die Nacht blieben wir in einem kleinen Gasthause bei Moorfield, zu dem wir uns in der Rabenfinsterniß durch den Creek eines moosigen Thales und dann durch den unergründlichen Koth einer jener Straßen emporarbeiteten, wie sie hier zum Unterschiede von den Chausseen passend genug Dirtroads genannt werden. Am andern Morgen erreichten wir Sharpsburg, und als nach einer mühseligen Fahrt von neun Meilen der Abend dämmerte,

schaute uns mit weißen lachenden Häuserchen und Thürmchen vom hohen Berge herab Owingsville, das vorläufige Ziel unserer Reise, entgegen.

Hier nämlich wohnte Major S., der Eigenthümer des Landes, auf dem mein Reisegefährte, Westfeld, seine Kolonie anzulegen gedachte, und von hier aus sollten die weiteren Excursionen in Begleitung des Ersteren als Führers unternommen werden. Glücklicherweise trafen wir ihn daheim, und er zeigte sich sogleich bereit, etliche Tage mit uns der Besichtigung seiner Ländereien zu widmen. Er war ein nicht weniger interessanter Charakter als der Wirth in Millersburgh. In mancher Hinsicht diesem ähnlich, war er gleichwohl von weit edlerem Gepräge. Würdig ohne steif, fromm ohne bigott zu sein, eine Natur, in der sich Milde und Strenge auf angenehme Weise paarten, vereinigte er mit diesen Eigenschaften die Bildung, den Witz, die Selbstbeherrschung und das gesellschaftliche Talent eines vollkommenen Gentleman. Dazu kam ein Herz für die kernige Vergangenheit seiner Heimath und ein offener Sinn für alte Tüchtigkeit, Reinheit und Rechtlichkeit, sowie ein treffliches Gedächtniß für die Sitten und Thaten dieser geliebten Vorzeit.

Am Morgen des zweiten December brachen wir von Owingsville auf, um das umliegende Land zu besichtigen. Der Major hatte uns noch ein Pferd besorgt, auf dem ich mein Heil versuchen sollte, und das Reitzeug für unsern Gaul hatten wir im Wagen mitgebracht. Ein feiner Regen sprühte hernieder, als wir den steilen Berg hinter Owingsville hinabritten, aber bald hellte sich das Wetter auf, und aus dem Nebeldunste traten schwarze Waldhügel und über ihnen graue, seltsam geformte Bergspitzen, Bienenkörben und Zuckerhüten ähnelnd, hervor. Es war eine ungemein wilde Gegend, deren tiefe, finsterblickende Einsamkeit meilenweit von keiner Menschenwohnung unterbrochen wurde. Wir ritten durch einen klaren Bach und durch einen zweiten, dessen bläulich gefärbtes Wasser uns bis an die Bügel ging, bogen um verschiedene Hügel und kamen endlich auf eine mehr befahrene Straße, die nach einem Eisenwerke führte. Hier stand ein altes, von Rauch und Wetter geschwärztes Holzhaus, zweistöckig auf steinerner Unterlage, zu beiden Seiten von hohen, an der ganzen Wand aufgemauerten Schornsteinen überragt. Eigenthümliche Gedanken erweckte es, als der Major uns sagte, hier habe Ludwig Philipp eine Zeit lang in der Verborgenheit gelebt.

Hinter dem Hause hinaufreitend waren wir nach kurzer Zeit wieder mitten im dichten Walde, der sich nicht eher öffnete, als bis wir hart vor Olympian Springs, einem beliebten Badeorte des Westens, waren. Derselbe liegt in einem tiefen und ziemlich weiten Thale, dessen fette Wiesen es einst zum Rendezvous der Büffelheerden machten, die vor fünfzig Jahren Kentucky durchschweiften, und besteht aus einigen kegelschubartig gebauten weißen Holzhäusern mit etwas Gartenanlage. In der unmittelbaren Umgebung befinden sich mehrere Farmen, deren Gebiet von einem Bache durchschlängelt wird. Diesem letzteren folgend, gelangten wir in ein düsteres Nebenthal, das zu beiden Seiten von bewaldeten Bergen eingeschlossen war, und in dem mich das Mißgeschick traf, daß der Sattelgurt platzte und ich langsam in den weichen Schmutz des Weges herniederglitt, zu großem Schrecken der Begleiter, der sich jedoch, als man sah, wie sanft ich gebettet war, in Wohlgefallen auflöste. Meinen Gaul hatte ich trotz seiner Bocksprünge fest-

gehalten, der Schaden wurde von Westfeld mit Hülfe eines hölzernen Pfriems, den ein Fenzriegel hergeben mußte, und eines Stücks Bindfaden nothdürftig ausgebessert, und lustigen Sinnes trabten wir weiter, bis uns endlich das Stöhnen einer Dampfmaschine und das Schnauben einer Brettsäge die Nähe der Eagles Mill, unseres heutigen Ziels, verkündigte. Wir waren schon eine Stunde auf dem Lande des Majors, und durch das, was wir bisher davon gesehen, hatte es sich uns nicht eben dringend empfohlen. Dem Jagdfreunde konnte es gefallen, denn mehrmals waren Hirsche über den Weg gesprungen und Puter gehört worden. Dem Landwirthe aber konnten die neuangelegten Farmen mit ihrem schwächlichen Vieh und ihrem kärglichen Mais keine günstige Meinung erwecken.

Es mochte Mittag sein, als wir vor der Umzäunung abstiegen, innerhalb welcher die Dampfbrettmühle mit ihren Nebengebäuden sich erhebt. Dieselbe gehört dem Major eigenthümlich zu, und so wurden wir von den Bewohnern des kleinen weißen Wohnhauses mit Freundlichkeit und Respekt zugleich empfangen, und selbst die Hunde, welche zuerst ein wüthendes Gebell erhoben hatten, benahmen sich, als sie den Gebieter erkannt, mit Gebührlichkeit gegen ihn und seine Gäste. S. verkauft von hier jährlich für 3000 Dollars Bretter und Pfosten, und beschäftigte damals beim Betrieb der Werke und der damit verbundenen Haushaltung vier männliche und zwei weibliche Sklaven, die in einem Hintergebäude wohnten und unter der Aufsicht eines Factors standen. Der letztere, ein Yankee aus dem Nordosten des Neuyork-Staates, lebte mit seiner Frau, einer heitern Französin aus Canada, ein ziemlich behagliches Leben, dem weder ein guter Tisch, noch genügende Lectüre abgingen, das aber trotzdem bei dem wortkargen, verdrießlichen Charakter des Gemahls und bei dem Mangel an Kindern den Winter hindurch, wo dieser Grund bis zu völliger Unzugänglichkeit einschneit, ungemein langweilig sein muß. Mrs. Colburn hatte uns für die neue Zufuhr an Büchern, die unser Führer lächelnd aus den Taschen seines langschößigen blauen Rocks hervorzog, ein köstliches Essen zurecht gemacht, bei dem es der Entschuldigung, daß die Butter fehle, durchaus nicht bedurft hätte. Das Innere des Blockhauses mit seinen altväterischen Möbeln und blendend weißen Betten, vorzüglich aber mit seinen beiden mächtigen Kaminen war ein Bild heitern Behagens, welches durch die vorhergegangene beschwerliche Reitlection für mich doppelt erquicklich wurde.

Der Major unterhielt uns mit Erzählungen von Helden und Heldenthaten aus der Vorzeit Kentucky's. Dabei wurde auch Ludwig Wetzels gedacht, und der Major wußte ein paar Sagen von dem furchtbaren Indianerjäger sehr hübsch vorzutragen. Ich theile sie hier mit, um den Lesern die Natur dieses Walddämons in ihrer Entstehung und in ihrer ganzen Wildheit zu zeigen.

Wetzels Vater war einer der frühesten Ansiedler am Ohio gewesen, indem er die Unbesonnenheit gehabt, sich, während der Indianerkrieg am heißesten wüthete, bei Wheeling in Nordvirginien niederzulassen. Er bezahlte seine Tollkühnheit mit dem Leben, denn kaum hatte er sich in seiner Blockhütte nothdürftig eingerichtet, so erschienen eines Abends, als zwei seiner vier Söhne abwesend waren, die Rothhäute, erschossen und scalpirten den alten Mann, zündeten das Haus an und schleppten Ludwig, der damals 13 Jahre

alt war, und seinen jüngern Bruder Jakob als Gefangene mit sich fort. Beim Angriffe hatte eine Kugel den ältern Knaben an der Brust verwundet, was ihn jedoch nicht hinderte, auf die Flucht zu denken. Zu dieser fand sich bald Gelegenheit, da die Wilden ihre gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, Gefangene vor Schlafengehen anzubinden, wegen des jugendlichen Alters der Brüder, nicht anwendeten. Schon in der zweiten Nacht, wo der Zug am Biglick in Ohio lagerte, entwischten beide. Nachdem sie ein paar hundert Schritte gemacht, setzten sie sich auf einen umgefallenen Baum, um sich über die beste Art, weiter zu kommen, zu berathen. „Weißt du was,“ sagte nach kurzem Besinnen Ludwig, „barfuß geht das Ding nicht, ich will darum zurückkehren und für jeden von uns ein Paar Mocassins holen.“ Gedacht und gethan. Sie saßen noch ein Weilchen, da versetzte Ludwig: „Jetzt gehab dich ruhig. Ich laufe noch einmal hin und nehme eines ihrer Gewehre, und dann wollen wir uns fort machen.“ Auch dieses Wagstück wurde glücklich ausgeführt, und nun eilten die Brüder fort, so schnell sie vermochten. Zwar noch Kinder, waren sie doch noch klug genug, ihren Pfad durch den Wald in der Richtung, in der sie gekommen, zu finden, auch war der Mond günstig, sie auf die rechte Spur zu leiten. Aber bald auch hatten sie die Indianer, die sie vermißt, hart auf den Fersen, und mit genauer Noth entgingen Ludwig und Jakob ihren Verfolgern dadurch, daß sie sich in das Dickicht verbargen und dieses Manöver wiederholten, als sie die Nachsetzenden zurückkommen hörten. Am nächsten Tage bauten die Knaben sich ein Floß, mit dem sie über den Ohio fuhren und glücklich in Wheeling anlangten.

Als die Wetzels zu Männern aufwuchsen — „und unsere Hinterwäldlerbuben halten sich,“ schaltete der Major ein, „für Männer, sobald sie groß genug sind, eine Büchse abschießen zu können“ — schwuren sie einen feierlichen Eid, den Tod ihres Vaters zu rächen, und nicht eher Frieden mit den Rothhäuten zu machen, als bis ihre Hand zum Schwingen des Tomahawks zu schwach und ihr Auge zu blöde sei, um einen sichern Schuß zu thun. Was die andern drei gethan, ist nicht bekannt, Ludwig Wetzel aber löste sein Gelübde mit mehr als hundert Scalpen. Mord ward der Zweck seines Lebens, und da die Natur ihn mit einem athletischen Körper begabt hatte, unterbrach ihn jahrelang kein Stärkerer in der Ausübung seines schrecklichen Handwerks. Sein Gedächtniß lebt noch im Munde vieler Leute, und ich traf auf der Weiterreise noch einen alten Mann, der ihn persönlich gekannt haben wollte. Er war fast 6 Fuß hoch, von breiten Schultern und gewölbter Brust. Sein Gesicht war braun wie das eines Indianers, Pockennarben entstellten seine Züge, und die Haare, die er wie Simson lang wachsen ließ, hingen ihm wie eine dunkle Büffelmähne bis auf die Kniekehlen herab. Seine schwarzen Augen sollen, wenn er zornig wurde, einen schrecklichen Blick geschossen haben, bei dem selbst Beherzte ein Schauder überlaufen habe. „In gemischter Gesellschaft,“ beschrieb ihn mein Gewährsmann, „war er ein Bursche von wenig Worten, unter Freunden ein lustiger Gesell, nie aber rühmte er sich seiner Thaten, sondern der Tod eines Indianers durch seine Hand schien ihm nicht mehr zu gelten, als die Erlegung eines Hirschbocks oder Puterhahns.“

Von den vielen Sagen, die im Munde des Volkes über ihn cursiren, sei es uns gestattet, unserm Major, der sie von einem Bekannten Wetzels

hatte, noch eine nachzuerzählen. Um das Jahr 1790 verfolgte Kapitain Mac Mahon mit 20 Mann einen Trupp Indianer, die auf dem virginischen Ufer des Ohio verschiedene Räubereien verübt hatten, über den Fluß bis in die Gegend von Muskingum. Hier berichteten die Kundschafter, welche dem Streifkorps vorausgingen, daß sie den Feind entdeckt, daß derselbe ihnen jedoch an Zahl bei weitem überlegen sei. Hierauf wurde Kriegsrath gehalten, und der Beschluß gefaßt, sich zurückzuziehen. Wetzel, der während der Berathung, seine Büchse über die Schenkel gelegt und den Tomahawk in der Hand, ohne seine Stimme abzugeben, auf einem Baumstamme gesessen hatte, rührte sich nicht, als die Kameraden sich zur Heimkehr anschickten, und als der Führer des Zugs ihn fragte, ob er denn nicht mitgehen wollte, lautete die trotzige Antwort: er wäre ausgezogen, Indianer zu jagen, sie wären jetzt gefunden, und er hätte keine Lust, umzukehren wie ein Narr, der sich hinterm Ohr kratze. Er hole sich entweder einen Scalp oder ließe sich seinen abziehen, ehe er seiner Wege ging. Dabei blieb's, und alle Vorstellungen, die man ihm machte, waren so fruchtlos, als ob man zu einem Stock oder Stein geredet hätte. Wetzels hartnäckiger, eigenwilliger Sinn war von der Art, daß er fast nie guten Rath annahm, und so sah man sich genöthigt, ihn in der Wildniß, umgeben von wachsamen Feinden, sich selbst zu überlassen, obschon man ihn deshalb nicht verloren zu geben brauchte; denn wenn sein Blutdurst ihn auch mit der Wuth eines Wahnsinnigen in die Gefahr rennen ließ, so besaß er doch neben der grimmigen Kühnheit des Löwen in gleichem Grade die Schlauheit und Gewandtheit des Fuchses. Als seine Freunde verschwunden waren, nahm er seine Decke auf, warf das Gewehr über die Schulter und schlug den Weg nach einer andern Gegend des Landes ein, indem er von seinem guten Glück hoffte, es werde ihn die Gelegenheit finden lassen, die er suchte. Er vermied die größern Flüsse, wo gewöhnlich stärkere Feindesschaaren lagerten. Er glitt mit dem geräuschlosen Tritt eines Gespenstes und mit dem scharfen Späherblicke eines Adlers durch die Wälder, bis er am Ende des zweiten Tages aus einem buschigen Grunde Rauch aufwirbeln sah. Leise schlich er sich auf das Feuer zu, wo er zwei Decken und einen kleinen kupfernen Kessel fand, ein Zeichen, daß zu der Lagerstätte nur zwei Indianer gehörten. Er verbarg sich in dem dichten Gebüsche, und als die Sonne unterging, erschien einer der Wilden, schürte das Feuer und machte sich an die Bereitung des Abendessens. Bald darauf stellte sich der andere ein, sie speisten, und nach Vollendung ihres Mahles sangen sie und erzählten sich lustige Geschichten, über welche sie in lautes Gelächter ausbrachen. Wenig ließen die armen Burschen sich träumen, daß der grimmige Tod in Ludwig Wetzels Gestalt keine dreißig Schritte von ihnen mordbrütend lauerte. Gegen 10 Uhr schlug der eine Indianer seine Decke um sich, und ging, das Gewehr auf der Schulter und einen Feuerbrand zum Schutz gegen die Muskitos in der Hand, hinweg, wahrscheinlich um an irgend einer Quelle dem Wilde aufzupassen. Wetzel, den dies nicht wenig verdroß, da er seine Falle so gut gestellt zu haben meinte, daß er die Scalps der Beiden sich schon am Gürtel hängen sah, wartete und wartete auf die Rückkehr des Jägers, bis der Tag zu grauen begann. Schon zirpten und schmetterten die Vögel der nahen Sonne entgegen, als er sich, um nicht auch das andere Opfer zu verlieren, aufraffte, auf das Lager zuschlich und dem zurückgebliebenen Indianer, der

in tiefem Schlafe begraben war, mit kundiger Schlächterhand sein Messer in's Herz bohrte. Der Unglückliche zuckte zusammen, stieß ein kurzes Gestöhn aus und verschied auf der Stelle. Wetzel zog ihm kaltblütig die Kopfhaut ab und ging seines Weges, um neue Opfer zu suchen. Er kam an den Muskingum und fand ein anderes Indianerlager, wo vier Rothhäute ihr Hauptquartier für die Herbstjagd aufgeschlagen hatten. Wetzel überlegte sich erst, ob es thunlich sei, eine solche Ueberzahl anzugreifen, gelangte aber endlich zu dem Entschlusse, seinem Glücke zu vertrauen und einen Ueberfall zu wagen, sobald die Feinde, die in dieser späten Jahreszeit keine Gefahr fürchteten, sich dem Schlummer überlassen hätten. Um Mitternacht glaubte er sie fest eingeschlafen, und die Büchse in der einen Hand, die Axt in der andern, schritt er auf das Lager zu. Als er sich näherte, war das Feuer fast erloschen, doch leuchtete es noch hinreichend hell, um ihn die einzelnen Gestalten seiner Feinde erkennen zu lassen. Mit kalter Ueberlegung stand Wetzel eine Zeit lang über ihnen, dann lehnte er sein Gewehr an einen Baum, entschlossen, sich des Tomahawks und des Messers zu bedienen, die sicher waren, ihr Ziel zu treffen, wenn ein nerviger Arm sie schwang. „Welch ein grausiges, entsetzliches Bild," fuhr der Erzähler fort, „ihn zu sehen, wie er sich vorwärts beugt über die bewußtlos Athmenden, wie er einen Augenblick zögert und zielt, wie dann das Eisen herniederfährt in den Schädel des einen Schläfers, wie es die Hirnschale des andern zerschmettert, und wie es mit zwei Hieben den dritten fällt, der erschrocken aufgesprungen ist, während der vierte, Decke und Waffen im Stiche lassend, mit schnellem Fuße in den Wald entflieht." —

Die ungeheuren Scheite, mit denen ein Schwarzer von Zeit zu Zeit das Kaminfeuer genährt hatte, waren während dieser Unterhaltung zu Kohlen zusammen gesunken, und unser Halbkreis, der sich vor der sengenden Flamme mehr und mehr erweitert hatte, war wieder enger und enger geworden. Mr. Colburn begann nicht mißzuverstehende Zeichen von Schlaftrunkenheit zu äußern, und so schien es Zeit, sich zu Bette zu verfügen. So endete der erste Tag unter den Hinterwäldlern des Gebirgs.

Der nächste Morgen wurde einer Besichtigung des Landes, wie die Kolonie angelegt werden sollte, gewidmet. Wir durchstreiften das Thal, in dem die Mühle liegt, und fanden die Sohle desselben mit weißen, rothen, schwarzen, gelben und spanischen Eichen, einzelnen Buchen, Hickorys und Wallnußbäumen bestanden, zwischen denen sich hier und da fußdicke, kerzengerade Magnolien oder Gurkenbäume erhoben, deren laubige Kronen im Sommer mit prächtigen weißen Kelchblumen von 6—8 Zoll Durchmesser geschmückt sind. Der Boden war mit verschiedenen Grasarten, worunter das als Viehfutter hochgeschätzte Blue Graß, theilweise aber auch mit Steinen bedeckt, welche von dem Bache, der sich durch den Grund windet, aufgewühlt oder von den Sandsteinklippen, welche mit Nadelholz bewachsen, die Höhen krönen, herabgerollt waren. Besser noch waren die Bänke, welche am Thalrande, hart unter diesen Klippen sich hinzogen, und zwischen achtzig und hundert Fuß breit, den reichsten Boden und einen riesenhaften Baumwuchs zeigten, worunter vorzüglich der schwarze Wallnuß und der Zuckerahorn vertreten waren. Ich maß einen Baumkoloß von der erstgenannten Art und fand einen Umfang von 15½ Fuß, während der säulenartige Stamm von der Wurzel bis zum Beginn des Gezweigs leicht vierundzwanzig Ellen hoch sein

konnte. Unter den Felsbrocken, welche herum lagen, bemerkten wir zahlreiche Spuren eines sehr gehaltreichen Eisensteins, und als wir über den Bergkamm in eine andere Senkung hinabstiegen, wies der Major uns am Fuße der Klippen, die sich wie eine senkrechte Mauer von 50—70 Ellen erheben, ein Lager von Steinkohlen, das ziemlich mächtig zu Tage stand. In den nächstfolgenden Tagen machten wir, durch schönes Wetter begünstigt, noch verschiedene Ausflüge zu Fuße, und lernten, von dem Major eingeführt, noch manche mehr oder minder eigenthümliche Charaktere kennen.

Auf der einen dieser Wanderungen durch das Waldgebirge, die ich in Begleitung eines jungen Menschen aus der Nachbarschaft antrat, welcher beim Fällen und Rollen der Stämme für die Mühle beschäftigt war, blieb ich die Nacht außen, während der Major und Westfeld, die sich einer andern Gegend zugewendet hatten, zu rechter Zeit in's Hauptquartier zurück gekommen waren.

Mein Begleiter war ein schweigsamer Mensch, und unser Weg lief in der Richtung auf die Gränze des anstoßenden Montgomery County durch eine fast ununterbrochene, für Wagen und Reiter durchaus undurchdringliche Wildniß. Nur in den Thälern und Kesseln fanden sich Spuren von Anbau, und selbst diese waren sehr neu. Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt, bemerkte ich, in einen Grund hinabsteigend, neben dem sich einer der oben erwähnten zuckerhutförmigen Berggipfel erhob, auf einer Rodung etliche Hütten, die ich anfangs für ein Dörfchen hielt, ein Irrthum, den mein Führer berichtigte, indem er mir sagte, es sei ein Methodistenlager, wo die Bewohner der Umgegend im Sommer ihre Gottesdienste feierten. Diese Versammlungen werden anderswo in Zelten abgehalten; da diese sich jedoch hier schwer transportiren lassen und außerdem Geld kosten, haben die Mountaineers es vorgezogen, sie durch Hütten, die jahraus jahrein stehen bleiben, zu ersetzen. Ich vermochte meinen Begleiter zu einem Umwege nach dieser einsamen, jetzt grabesstillen Gottesstätte im Urwalde. Keine Seele war darin zu erblicken. Es war ein Viereck von 18 kleinen Häusern, und der eingeschlossene Raum, auf dem sich die Kohlenreste mehrerer großen Küchenfeuer bemerken ließen, mochte 150 Schritte lang und etwas über die Hälfte davon breit sein. Die Hütten waren nicht viel geräumiger als unsere Jahrmarktsbuden, und ihre Dächer senkten sich nach hinten, einige nur hatten Fenster, aber ohne Scheiben. An der einen schmalen Seite des Parallelogramms erhob sich, beschattet von einer riesenhaften Eiche, auf vier Säulen eine Ueberdachung, etwa 40 Fuß breit und 24 tief, in welcher sich eine rohe Kanzel und vor derselben ein oben abgeschälter Baumstamm, der als Bußbank diente, befanden. Weiterhin lagen noch mehrere dergleichen Stämme, zum Theil mit verdorrten Brombeerranken überwachsen — wahrscheinlich als Kirchenstühle gebraucht. Das Ganze machte, bei aller Rohheit der Form, einen feierlichen Eindruck. Die rings im dunkeln Forste faulenden Stümpfe sind ein stummes, aber eindringliches Memento mori; die fallenden Blätter, die der Wind wer weiß wohin fegt, ein Bild des menschlichen Lebens, ohne den Trost der Religion; die tiefe Melancholie der Scenerie ein trefflicher Hintergrund für die lichte, himmlisch lichte Christusgestalt, die der Prediger mit der Verheißung: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen,“ von der Rechten des Vaters herabruft. Gewiß, hier waltet ächte

Andacht, und ich hege keinen Zweifel, daß hier aufrichtiger gebetet wird, als in der weißmarmornen Grace Church des New-Yorker Broadways, diesem Tempel der vornehmen Pharisäer, der wie ein gothisches Alabaster-Uhrgehäuse aussieht, und aus dem man hinausgewiesen wird, wenn man für das Recht, den lieben Gott in guter Gesellschaft anbeten zu dürfen, nicht einen Schilling auf den silbernen Teller legt, den der Kirchendiener herumreicht.

Die wenigen Ansiedler hier und noch mehr die in den weiter südöstlich sich streckenden Thälern können nur verkaufen, was, wie sie sagen, selbst zu Markte läuft, d. h. Rinder, Schweine und Schafe. Für letztere sind die Waldweiden vortrefflich, und es möchte sich wohl lohnen, die Schafzucht zur Erzeugung gröberer Wollsorten hier im Großen zu betreiben, vorausgesetzt, daß zuerst etwas für Anlegung passabler Straßen geschehe. Ackerbau wird bei der Schwierigkeit der Kommunikation nur zur Deckung des eigenen Bedarfs getrieben, und die Felder zeigen fast nur Mais und hier und da auf höher liegenden Stellen einige Stücke Waizen und Buchwaizen.

Um die Mittagszeit kamen wir auf einen Fahrweg, der uns zu einem Blockhause im Thale brachte. Dies war seit einigen Jahren die Heimath meines Führers, und er hatte die Gelegenheit benutzt, seinen Eltern einen Besuch abzustatten. Die um das Haus und seine Nebengebäude aufgerichtete Fence hatte keine Thür, und so mußten wir darüber klettern. Eine graue Bracke bellte die Bewohner heraus, und wir wurden von der Hausmutter, einer kleinen magern Frau, herzlich willkommen geheißen. Es war eine ärmliche Hütte, aber die Leute hatten sich in den vier Jahren, seit sie vom Big Sandy in Virginien hieher gezogen, nicht bloß zehn Acres geklärt, sondern auch im Innern ganz erträglich eingerichtet, und ihr Stübchen bewies, wie viel Sinn für Sauberkeit und Ordnung selbst unter ungünstigen Verhältnissen zu leisten vermag. Die wenigen Geräthschaften waren mit Geschmack aufgestellt, und sorgsam von Staub und Schmutz frei gehalten. In den beiden Ecken, dem Kamine gegenüber, standen hohe breite Himmelbetten mit schneeweißen Vorhängen und schmucken bunten Decken, letztere im Westen Quilt genannt und aus weißem Baumwollenzeuge gefertigt, das mit Watte gefüllt und mit vielfarbigen Flicken in Form von Blumen benäht wird. In einem Winkel neben der Feuerstelle war ein Schränkchen mit Tassen, Tellern und anderem Geschirr, und in einem vierten saß, an dem eichenen Familientisch gelehnt, die mit Mocassins bekleideten Füße nach der Flamme gestreckt, ein ehrwürdiger Greis. Er war von athletischem Bau und schaute mit so ausdrucksvollen und majestätischen Zügen in die Welt, daß er das Modell zu einem Jupiterbilde hätte abgeben können, hätte er nicht Taback gekaut und den häßlichen braunen Saft unaufhörlich im Bogenschusse nach den brennenden Scheiten gespritzt. Es war der Großvater der Familie. Seine Tochter, die Mutter des Hauses, kauerte sich, nachdem sie uns Stühle gesetzt, an's Feuer, um das Essen zu vollenden, wobei sie sich bei ihrem Sohne fleißig nach Neuigkeiten von jenseits der Berge erkundigte. Neben dem alten Mann stand an der Wand eine lange Büchse, und zwischen seinen Knieen hielt er einen starken, oben gekrümmten Stab, aus einem geschälten Hickoryzweige gemacht. Er sprach nach der üblichen Begrüßungsformel zunächst nichts; nach einer Weile aber, während welcher er mich aufmerksam betrachtet hatte, sagte er, in die Tasche greifend: „Chaw, Stranger?“ — eine Frage, mit

der man im Hinterwalde statt des in der Stadt gebräuchlichen: „Fine weather, Sir!“ nicht selten das Gespräch eröffnen hört. Ich lehnte den damit angebotenen Kautaback ab, mich dadurch entschuldigend, daß man in meiner Heimath daran nicht gewöhnt sei, und daraus entspann sich ein lebhaftes Gespräch über allerhand Gegenstände, das erst unterbrochen wurde, als die Frau durch eine blecherne Trompete den abwesenden übrigen Familiengliedern das Signal gegeben hatte, daß die Mittagsmahlzeit bereit sei. Bald darauf kamen sie an — der Hausherr, ein hoher, kräftiger Vierziger, ein Sohn und zwei Töchter, alle gesund und stark, obwohl mehr oder minder von Pockennarben entstellt — und nach freundlicher Begrüßung setzten wir uns zu Tische. Die Speisen, welche der Großvater mit einem Gebete einweihte, waren schmackhaft, und der mit köstlichem Rahm gemischte und mit Ahornzucker versüßte Kaffee ließ kaum etwas zu wünschen übrig.

Nach dem Essen besah ich mir die Umgebung des Hauses, wobei der Greis mich begleitete. Ich bemerkte jetzt, daß er hinkte, und auf meine Frage nach der Ursache dieses Gebrechens, erfuhr ich, daß es ein alter Schaden sei, von einer Kugel herrührend, die ihm bei Harrisons Feldzug gegen Proctor, die Indianer Tekumsehs in die Hüfte geschossen hatten, und die er nicht im Stande gewesen war, zu finden. Eine zweite, die ihm auch lange im Fleische gesessen, war von ihm vor etlichen Jahren nach einem angestrengten Ritte entdeckt, und ohne langes Besinnen mit dem Rasirmesser herausgeschnitten worden. Neben dem Wohnhause befand sich, durch eine Ueberdachung mit diesem verbunden, eine kleinere Blockhütte, worin von den Frauen die Stoffe gewebt wurden, mit denen die gesammte Familie sich kleidete. Eine Strecke davon wieherte in einem Stalle, der eigentlich passender ein Bohlenkäfig zu nennen war, das Pferd des Farmers, ein rauhhaariger Pony, und eine Strecke weiter, zwischen einem neu angelegten Pfirsichgarten und einem Maisfelde, kamen wir an eine Scheune, d. h. an ein Viereck von über einander geschichteten, an den Ecken eingekerbten Baumstämmen, ohne Thür und Dach, in dessen innern Raum, der etwa 12 Quadratfuß messen mochte, die jetzt im Felde mit Maispflücken beschäftigten Leute, Massen der lichtgelben Kolben warfen. Ist eine solche ureinfache Scheuer gefüllt, so bedeckt man sie mit Stroh oder Brettern, und das Getreide hält sich, da der stete Luftzug durch die Ritzen keine Feuchtigkeit aufkommen läßt, ziemlich gut darin. Die Arbeit des Pflückens und Ausschälens ging den Leuten ungemein von Händen. Ich versuchte zu helfen und erntete Lob, obgleich ich nicht den dritten Theil so schnell zu Stande brachte als jene, und es bald genug aufgeben mußte, da die scharfen Blätter mir die Hände verwundeten.

Etliche hundert Schritte von hier war eine neue Niederlassung gegründet worden, deren Blockhütte, eben erst fertig geworden, in kurzem eine der beiden Töchter der Familie, deren Gast ich war, als junge Hausfrau aufnehmen sollte. Mit Errichtung dieser Wohnungen geht es hier unglaublich schnell, denn selten bedarf man mehr als drei bis vier Tage, um eine solche herzustellen. Das Verfahren ist dabei folgendes: es wird zunächst ein passender Ort, der vor allem nicht feucht ist, ausgewählt und dann ein Tag bestimmt, an welchem unter dem Beistande der Nachbarn zur Beschaffung des Baumaterials vorgeschritten werden soll. Dieses liefert, mit Ausnahme weniger Nägel, der Platz selbst in seinen Bäumen, welche die praktisch construirte

amerikanische Art in so viel Stunden fällt und für den Zweck, dem sie dienen sollen, zurechthaut, als ein deutsches Beil Tage dazu brauchen würde. Ein Mann mit einem Gespann Pferde oder Ochsen schleppt sie zur Stelle und legt sie an den Enden und Seiten des Vierecks, auf welchem das Gebäude erstehen soll, handgerecht nieder. Der folgende Morgen versammelt die Bauleute zum Richten und Heben. Zu diesem Zwecke werden zunächst vier Corner-men erlesen, welche die herbeigeschleppten Stämme einkerben und in einander fügen, indeß die übrigen sie aufeinanderlegen. Sobald die erste Lage befestigt ist, werden die Tragebalken und Bretter der Diele hineingepaßt, und wenn die Wände die beabsichtigte Höhe erreicht haben, haut oder sägt man einen drei Fuß weiten Eingang und in die eine schmale Seite des Vierecks den Platz hinein, wo das Kamin angebracht werden soll. Das letztere wird unten von Feldsteinen und Mörtel, oben aber gewöhnlich von Holzstücken, die man mit Lehm verbindet, zusammengebaut und steht zuweilen ziemlich windschief und gebrechlich aus. Das meist sehr wenig gesenkte Dach springt, bei einigen dieser Hütten nach der Front, bei andern hinten, zu einer kleinen Verandah vor.

Damit ist das Haus des Hinterwäldlers vollendet, und der dritte Tag wird nur noch auf Legung einer Stubendecke, auf Verklebung der Ritzen und Fugen, wozu man hier Kalk nimmt, und auf Anfertigung einer Thür, die aber selten ein Schloß, sondern meist nur eine Klinke hat, verwendet. Wo die Leute nicht wohlhabend genug sind, sich die buntgemalten Stühle und die polirten Säulen und Wände zu einem Gurtbette anzuschaffen, welche Cincinnati's Fabriken jetzt für einen billigen Preis selbst nach den entferntesten Gegenden liefern, müssen Axt und Schnitzmesser dem neuen Haushalte außer einem Tische auch einige dreibeinige Sessel, einen Schaukelstuhl, der unbedingtes Erforderniß ist, und eine Bettstelle schaffen. Die letztere ist ein wahrer Triumph der Einfachheit. Man steckt einen gabelförmigen Ast mit seinem untern Ende in die Flur und legt durch die Zinken eine Stange, welche mit der Spitze, die nicht auf der Gabel ruht, in die Ritze der gegenüber befindlichen Wand geschoben wird und so den unteren Rand der Bettstelle bildet. Ueber diese Stange placirt man eine zweite, welche bis in die zu Häupten ragende und das obere Ende des Bettes abgebende Wand läuft. Darüber werden die Bretter befestigt, die als Boden dienen, und die Lagerstätte des Hausbewohners ist fertig und bedarf, um ihm zu genügen, nur noch der mit Maisstroh gefüllten Matratze und einiger Tücher und Decken.

Die übrigen Nachmittagsstunden brachte ich in Gesellschaft des alten Jupiter zu, dem ich die See und Newyork, besonders aber Cincinnati beschreiben mußte, dessen er sich noch ganz wohl als eines Forts mit etlichen dreißig Blockhütten erinnerte, während es jetzt mehr als dreimal so viel Kirchen hat. Er hatte von Dampfschiffen reden hören, nie aber ein solches Wunderding gesehen, und als ich ihm gar von den Telegraphenlinien erzählte, mit deren Hülfe man in einer Minute seine Gedanken vom Ohio bis nach den Seen hinauf mittheilen könnte, schaute er mich ungläubig an, und das Wort „Humbug“ schien sich ihm auf die Zunge drängen zu wollen. In den Angelegenheiten aber, die seiner Sphäre näher waren, entwickelte er ein reichliches Theil gesunden Menschenverstandes, und mehr als einmal wurde ich durch die Schärfe seiner Urtheile und durch treffende Vergleiche überrascht.

Die Stunden nach dem Abendessen füllten Jagdgeschichten und ähnliche Erzählungen des Alten und seines Sohnes aus, und der letztere zeigte mir das Fell eines gewaltigen Bären, den er vor einigen Wochen in einem Wäldchen von Hickory- und Wallnußbäumen, das man von der Thür aus sehen konnte, erlegt hatte. Das Loch, das die Kugel gemacht, bewies, daß der Schütze gerade in's Herz getroffen hatte. Als es Schlafenszeit wurde, führte der junge Mann, der mich hergeleitet hatte, mich in die vorhin erwähnte Weberwerkstatt, wo wir ein sauberes Bett für uns beide fanden und des Nachts eine schöne Gelegenheit hatten, durch die Ritzen der Wand astronomische Beobachtungen anzustellen.

Der grauende Morgen sah uns auf den Beinen, und nachdem ich mich von den wackern Leuten verabschiedet, machten wir uns auf den Rückweg, auf den uns der Hausherr eine Strecke das Geleite gab. „Sie waren willkommen, Fremdling," sagte er auf meinen Dank für freundliche Aufnahme. „Hoffe, Sie werden wieder vorsprechen, wenn Sie Ihr Weg hierher führt."

Die Eagles Mill war auf dem nächsten Wege, den wir jetzt einschlugen, von hier nicht weiter als neun englische Meilen entfernt, und so traf ich noch zu rechter Zeit dort ein, um den auf heute festgesetzten Aufbruch nach dem besseren Striche der Ländereien des Majors nicht über das Maß der Geduld zu verzögern. Gegen 10 Uhr verließen wir, nämlich Westfeld, der Major und ich, diesmal wieder zu Pferde, die Mühle und ritten den Grund nach dem Bade zurück. Hier aber lenkten wir von der Straße, die nach Owingsville führt, rechts ab, da unser Ziel der Licking und Morgan County war. Zuerst nahm uns ein enges dunkles Buchenthal auf, Murder Branch, der Mordgrund, genannt, weil hier dereinst die Indianer mehrere Frauen, die sie aus einer Niederlassung geraubt, ermordet hatten, um durch sie in ihrer Flucht vor den sie verfolgenden, vom Vater des Majors angeführten Männern nicht länger behindert zu sein. Von hier kletterten unsere Gäule über einen steilen Berg in ein anderes Thal hinunter, in welchem einer der tausendmaltausend Beaver Creeks Amerika's murmelte, und welches sich nach einer Weile zu einem weiten, wohlangebauten Kessel ausbreitete. Aus diesem bogen wir abermals in eine Senkung des unendlich zerissenen Landes, um bald abermals an der Seite eines steilen Berges hinaufreiten zu müssen. Auf dem Pfade gings schmal und gefährlich genug zu, besonders für einen Reiter der, wie ich heute, seine zweite Reitlection hatte. Derselbe, ein bloßer Fußweg, war nämlich links von einer Schlucht begränzt, wo in einer Tiefe von 20 Klaftern dunkelblau, auf weißem Kalksteinbette der Creek floß, und ein falscher Tritt meines Pferdes hätte zu einem verhängnißvollen Sturze führen können, eine Aussicht, bei der ich allerdings meine Füße lieber auf dem Erdboden als in den Steigbügeln gehabt hätte.

An einer Farm hatte sich uns ein Reiter angeschlossen, der einen ledernen Kugelbeutel und ein Pulverhorn umhängen hatte und eine lange Büchse auf der Schulter trug. Er begleitete uns über den Bergkamm in einen zweiten Kessel hinab, wo wir hinter einem großen Blockhause mehrere andere Schützen versammelt fanden. Wir stiegen mit ihm ab und banden unsere Pferde an einen Zaun: der Major, um der hier wohnenden Familie einen kurzen Besuch zu machen, wir, um dem Scheibenschießen, das eben beginnen sollte, ein Weilchen zuzuschauen. Die Gesellschaft bestand aus zehn jungen

Männern, sammt und sonders lange, gut gewachsene Leute. Sie hatten an einem halb verkohlten Baumstumpfe, der aus dem geklärten Felde emporragte, eine viereckige Scheibe aufgestellt, in deren Mitte man einen dreizölligen Nagel zu etwa zwei Dritteln seiner Länge hineingeschlagen hatte, und die Kunst bestand darin, diesen so zu treffen, daß er wie auf einen wohlgezielten Hammerschlag bis an den Kopf in das Brett fuhr. Ein Schuß, der ihn biegt, gilt weniger, ein solcher, der ihn gar nicht berührt, wird ausgelacht. Die Distanz von der Fence, auf welche man das Gewehr auflegte, bis zur Scheibe mochte 50 Schritte betragen. Auffallend war die geringe Menge Pulver, die man zum Laden verwendete, denn keinen sah ich mehr nehmen als hinreichte, die in die linke Hand gelegte kleine Kugel nothdürftig zu bedecken, und man sagte mir, daß es selbst auf eine Entfernung von 100 Yards keiner größern Quantität bedürfe. Der Erfolg bewies die Richtigkeit dieser Behauptung, denn schon der zweite Schuß trieb den Nagel in die Scheibe. Das schien als nichts Außerordentliches zu gelten, den noch lagen ein halbes Duzend Nägel bereit, und Westfeld bemerkte später, daß durchschnittlich von drei Schüssen einer in dieser Weise zu treffen pflege. Diejenigen, welchen dies gelingt, halten, wenn alle gefeuert haben, ein zweites Rennen unter sich, und sobald man sich durch dieses über den Sieger klar geworden ist, wird ihm der Betrag der Einlagen, gewöhnlich eine Kleinigkeit, ausgehändigt, und die Gesellschaft läßt sich von ihm dafür mit Whisky oder Brandy traktiren.

Wir waren jetzt auf dem Lande, welches der Major uns als vorzüglich gelobt hatte, und Westfeld erklärte sich mit demselben zufrieden. Auf den Bänken, welche die Höhen zeigten, war ein trefflicher Waizenboden, im Thale waren wir gewiß, zwischen dem Flusse und dem Fuße der Berge die schwerste schwarze Pflanzenerde zu finden, die Abhänge endlich konnten gute Schafweiden abgeben. Außerdem eigneten sich die geschützten Gründe und Senkungen zum Pfirsichbau, wie uns denn der Major mitten in der Wildniß einen alten Obstgarten wies, den vor Jahren ein Bursche angepflanzt hatte, welcher sich hieher zurückgezogen, um sich einem beschaulichen Einsiedlerleben und nebenbei dem Schweinediebstahl zu widmen — ein Handwerk, das dem Raubritter endlich durch die Nachbarn gelegt worden war.

Eine andere Merkwürdigkeit dieser Gegend ist eine große Höhle, die sich möglicherweise sehr tief in den Berg hinein erstreckt, bis jetzt aber nur 400 Schritt weit untersucht worden ist. Das Gestein, in dem sie sich befindet, ist eine Kalkart, die Höhe ihres Gewölbes mag 7 Fuß, ihre Weite 12 bis 14 Fuß sein, und es ergießt sich aus ihr ein klarer Bach. Von einer Blockhütte, die der Major in der Nähe des Eingangs hatte errichten lassen, lagen nur noch etliche halbverkohlte Stämme herum. Wie das Feuer ausgekommen war, ließ sich nicht errathen.

Von hier ritten wir durch ein Dickicht, welches jeder deutsche Reiter für entschieden undurchdringlich erklärt hätte, die Zügel um den Sattelknopf geschlungen, die Ruthen und Ranken mit beiden Händen auseinanderbiegend, bald hier, bald da von einem zurückschnellenden Zweige gepeitscht oder gestochen, in einen dunkeln Grund hinein, wo beim Hinaufklimmen aus einer Vertiefung mein Pferd Sattel und Reiter noch einmal verlor, und endlich waren wir am Ufer des Licking, der hier ein schöner klarer Fluß von 30

bis 35 Fuß Breite und durchschnittlich sechs Fuß Tiefe ist. Bald auch zeigte sich eine Lichtung, und auf derselben eine Blockhütte. Ein Stück weiter stand eine zweite, welche nebst den sie umgebenden Feldern ein gewisser Mr. Trombo gepachtet hatte. Hier zu übernachten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Hütte enthielt nicht mehr als eine Stube, und dieses war für den Hausherrn, seinen Bruder, seine lange, hagere, schwarzäugige Frau und sechs Kinder, nebst eben so viel Hühnern, welche eben einen Besuch abstatteten, schon viel zu klein. Außerdem schienen die Leute sehr arm zu sein, und so brachen wir nach kurzem Aufenthalt in der düstern, unwirthlichen Wohnung wieder auf, um durch eine Furth im Licking nach dem gegenüberliegenden Morgan County auszuwandern. Hier arbeiteten wir uns bei einbrechender Dunkelheit über einen Bergkamm nach einem weiten Thale mit schönen Farmen, durchströmt von der Nordgabel des Licking, in welcher mir die Tücke meines Pferdes oder die Gewissenlosigkeit Westfelds, der den Sattel nicht gehörig festgeschnallt hatte, oder irgend ein Nix, der den Anblick eines schlechten Reiters nicht ertragen konnte, (beileibe nicht mein eigenes Ungeschick!) ein unfreiwilliges Bad bereitete, das jedoch trotz der kalten Jahreszeit, Dank einer guten Natur und einem halbstündigen Ritte im scharfen Trabe, keine nachtheiligen Folgen hatte.

Dieser Sturz war übrigens die letzte Rate des Lehrgeldes, welches ich zu zahlen hatte. Den folgenden Tag, wo wir von unserm Nachtquartier, dem Blockhause eines gewissen Mr. Pieron oder Pears, bis nach Owingsville, eine Strecke von 24 englischen Meilen, in etwas über vierthalb Stunden ritten, kam nichts dergleichen mehr vor, und etwas zerrüttelt und lendenlahm zwar, aber doch mit ganzem Gebein konnte ich des Abends einer Vorstellung beiwohnen, wo eine Gesellschaft fahrender Künstler und Künstlerinnen durch abscheulichen Gesang und noch weit abscheulicheres Spiel das kunstsinnige Publikum des wackern Owingsville zu einer Hekatombe schallender Bravos veranlaßte.

So hatten wir denn unsern Ausflug in das Waldgebirge des Licking glücklich ausgeführt, und selbst der Zweck, dem er gegolten, war nicht unerreicht geblieben. Westfeld trat in nähere Verhandlungen mit dem Major, die am folgenden Morgen zum Abschluß gediehen. Der Abschied von unserm alten Major war ein sehr herzlicher, und immer werde ich sein Bild in meinem Gedächtnisse unter Denen bewahren, welche mich die von Deutschland mitgebrachten, durch mancherlei Erfahrungen im Osten bestätigten Vorurtheile über die Amerikaner im Westen vergessen und dem Volke im Stillen abbitten ließen.

Unsern Rückweg nahmen wir über Poplar Plains, Flemingsburgh und Maysville, eine der fruchtbarsten Gegenden in Kentucky. Das Land, zuerst noch ziemlich bergig und waldig, senkt sich weiter nach Norden zu einer sanft gewellten Fläche, auf welcher fette Maisfelder mit andern wechseln, wo man Hanf, Waizen und, wenn ich recht hörte, auch Hopfen baut. Die zahlreichen Obstgärten lassen nach dem Alter ihrer Bäume schließen, daß die hiesigen Farmen zu den am frühesten gegründeten gehören, und Vieh von guter Race, Häuser von Ziegeln, leider aber auch wieder eine Menge von Negersklaven vom dunkelsten Schwarz bis zum lichtesten Braun, erzählen von dem Reich-

thume des Landes, in dessen Röhricht einst Kundschafter Kenton die erste Blockhütte in Nordkentucky erbaute.

In Poplar Plains wohnten wir einem seltsamen Schauspiele bei. Schon an den Bäumen am Wege dahin hatten wir die schriftliche Anzeige gelesen, daß Dienstag den 9. December beim Pferdeverleiher N. N. eine Auction von Negern stattfinden sollte, und unser Brauner hatte die Gefälligkeit uns zur rechten Zeit bis vor den Gasthof zu bringen, neben welchem diese Operation vor sich ging.

Wir trafen eine sehr gemischte Gesellschaft vor der Thür versammelt, Hüte von allen Sorten und Schattirungen, Gesichter darunter, die alle möglichen Charaktere repräsentirten. Die meisten schienen gewöhnliche Farmer zu sein, doch fanden sich auch einige Physiognomien dabei, die ich für Sklavenhändler hätte halten mögen. Man besprach sich in Gruppen und würzte die lebhafte Rede mit Flüchen und Schwören, die beim gemeinen Amerikaner so reichlich zu hören sind, daß es mich zuweilen bedünken wollte, als ob sie ihm die Stelle von großen Anfangsbuchstaben und Interpunktionszeichen zu vertreten hätten. Man spaßte und lachte, rauchte und kaute, man spuckte kunstvoll in die Weite und schnäuzte sich mit lobenswerther Sparsamkeit in die Finger, um dann mit dem Taschentuche nachzuhelfen. Das loszuschlagende Schwarzfleisch wartete indeß in einem Winkel hinter der Thür geduldig des Auctionators, der sein Schicksal bestimmen sollte. Es waren, um geschäftlich zu reden, fünf oder eigentlich sechs Stück, eine alte Mulattin mit zitternden Händen und fast zahnlos, zwei junge Neger von kräftigem Baue und beinahe ebenholzschwarz, endlich ein Mann von etwa dreißig Jahren und eine Frau mit einem Säuglinge. Die Alte und die beiden Knaben schienen sich ihren Mienen und Gebärden nach keine Gedanken über ihre Zukunft zu machen. Die Erstere war in den Baumwollenplantagen des Südens, vor denen sich die Schwarzen Kentucky's mit gutem Grunde wie vor der Hölle fürchten, nicht zu brauchen, hatte also Hoffnung hier zu bleiben, wo man seine Neger mit seltenen Ausnahmen menschlich, wenn auch nicht als Menschen behandelt. Die beiden Bursche aber kannten entweder die schreckliche Bedeutung der Redensart, „down river“ verkauft zu werden, noch nicht, oder sie ergaben sich stumpfsinnig in's Unvermeidliche. Anders war es mit den beiden übrigen Erwachsenen, die, wie wir hörten, ein Ehepaar waren, und denen der verhängnißvolle Hammer des Auctionators die Trennungsstunde auf Nimmerwiedersehen schlagen konnte. Sie saßen neben einander und hielten sich umfaßt, als wollten sie nicht von einander lassen, und das arme Weib vergoß eine Fluth von Thränen. Ein dicker Kerl in einem lichtblauen Düsselrocke, dessen rothes, gedunsenes Gesicht wie eine Runkelrübe aus einem Zaune weiß- und gelbgestreifter Vatermörder schaute, drängte sich zwischen uns durch, um die ausgestellte Waare zu mustern. Er machte sich zuerst an die Knaben. Sie mußten aufstehen, ihre Arme zeigen, sich wie Gäule den Mund aufsperren lassen, sich bücken, in die Höhe springen und ein Stück laufen. Der Mann, die Frau und das Kind wurden einer ähnlichen Untersuchung unterworfen.

„Ach, daß uns Jemand zusammen kaufte!“ hörte ich die Frau wimmern. — Der Mann schüttelte trüben Blickes den Kopf. — Sie zupfte mich am Rocke und warf ihre großen dunkeln Augen so verzweiflungsvoll, so

flehentlich, so unbeschreiblich schmerzensreich bald auf mich, bald auf Westfeld, daß ihr Gesicht mich noch heute wie ein Gespenst verfolgt.

„Ich höre, Sie wollen die beiden zusammen verkaufen," sagte eine Stimme neben mir. — „Wollen sehen," erwiederte der Dicke." „Ich eines-theils biete nur auf die Jungen und das Weibsbild." — „Wie, auf die Alte?" — „Denke nicht daran. Das alte Gerippe mag der Tod nicht mal haben. Nein, die Junge will ich, verstehen Sie." Und dabei blinzelte er mit dem linken Auge und schoß einen Strahl Tabaksjauche auf Klafterlänge in die Straße hinaus. — „Aber sie wird 'nen höllischen Spektakel machen, wenn's an's Abschiednehmen von ihrem Kerl geht — und dann das Kind?" — „Natürlich wird sie das. Aber das gibt sich Alles. Meine Nigger haben's gut bei mir. Ich ziehe sie mit Sanftmuth, und außerdem, was das Kind betrifft, so krieg' ich es um eine Kleinigkeit dazu. — Will's schon wieder loswerden," setzte er sich besinnend hinzu, und wieder spritzte er eine Salve Tabakssaft in die Weite.

Ich hatte schon zu viel gesehen und gehört, um der eigentlichen Auction beiwohnen zu können, die jetzt beginnen sollte. Auch Freund Westfeld hatte sich stärkere Nerven zugetraut, und wir gestanden uns gegenseitig, daß uns die Luft des Barrooms, in den wir traten, um den Ausgang des ekelhaften Handels abzuwarten, trotz ihres Whiskygeruches, in Vergleich mit der angstschwülen Atmosphäre des Auctionslokales, wie Himmelsäther schmeckte. Eine ängstliche Viertelstunde verfloß, während welcher wir deutlich das plärrende Wiederholen der gethanenen Gebote von Seiten des Auctionators und noch deutlicher den Hammer fallen hörten, welcher die Todesstunde des Glückes von zwei menschlichen Wesen schlug. Endlich, nach langer Pause folgte der letzte Schlag, und bald darauf kam der Händler mit den beiden jungen Negern herein, um ihnen Fußeisen anzulegen, und, wie er verdrießlich knurrte, sich mit einem guten Schlucke über den Aerger zu trösten, daß die Frau ihm weggefischt worden war.

Der Barkeeper fragte, wer sie erstanden habe.

„Ach so einer von den Geldsäcken (big boxes) aus Mason drüben hat sie mit sammt ihrem Wechselbalge. Möchte wissen, wie er die zwölfhundert Dollars rauskriegen will, die sie ihm kostet?" Wir erfuhren beim Einsteigen in den Wagen, daß der Käufer der glücklich den Klauen des Händlers Entrissenen im Rufe eines milden Herrn stehe, und daß ihr Gatte in einen nicht allzu entfernten Gasthof als Kellner gekommen sei.

Die Fahrt von Maysville, dessen Straßen wir mit dem abscheulichsten Specköldufte parfümirt fanden, nach Cincinnati hinab, bot nichts Bemerkenswerthes, denn der dicke Nebel, welcher unser Dampfboot die Nacht hindurch und selbst einen Theil des Morgens einhüllte, hätte uns selbst dann nichts bemerken lassen, wenn unsere Ermüdung uns nicht bis zur Frühstücksglocke in's Bett gebannt hätte.

---

10. Washington.

Die vierzig englischen Meilen von Baltimore nach Washington fuhr ich in anderthalb Stunden. Der Wagen rasselte, die Schienen zischten und schrien, die Räder sprangen auf und ab, aber immer ging es reißend vorwärts. Zudem war es dunkler Abend, und ich konnte die Bilder von dem nicht los werden, was ich schon an zerlöcherten Brücken und aufstehenden Schienen auf amerikanischen Eisenbahnen gesehen hatte. Man wird zwar in Amerika sehr bald gleichgültig gegen sein bischen Menschenleben, aber diesmal freute ich mich doch, als wir glücklich in Washington waren.

Daß diese Stadt seltsam aussieht, ist bekannt. Ueberblickt man sie von der Höhe des Capitols, so ragen hier und dort, weit von einander, Staatsgebäude auf, hoch und machtvoll, als wären sie für Riesen gebaut, und dazwischen in den meilenlangen Straßen sucht das Auge zwischen kleinen Häusern und Schuppen oder in weiten Häuserlücken umher. Es stehen dort zwar genug stattliche Wohnhäuser, aber sie verschwinden ganz gegen die Größe der Staatsgebäude und in der Weite der Straßen und Plätze. Das Ganze nimmt sich aus, als habe man sich nach einer Feuersbrunst eben dürftig wieder angesiedelt, und sei nur erst mit den paar großen Häusern fertig geworden, zum Zeichen, was die ganze Stadt werden solle. Diese wird aber unfertig bleiben, der Handel, auf dessen Goldströme sicher gerechnet wurde, hat sie links liegen lassen, und Könige, die Residenzen schaffen, gibt es in Amerika nicht. Die Stadt macht den Eindruck des Großartigen und Unvollendeten; die Amerikaner nennen sie „die Stadt der weiten Alleen“, und damit zu sagen, es gäbe mehr Straßen dort als Häuser.

Was aber an Staatsgebäuden steht, das ist alles majestätisch aufgerichtet, würdig der Größe des Bundesstaats, der weite Länder und Meere beherrscht. Eine stolzere Säulenhalle als vor dem Schatzkammergebäude gibt es aber nur noch in den Ruinen der griechisch-sicilischen Städte. Das Capitol ist eines der prachtvollsten Bauwerke auf der Welt; im Einzelnen stört zwar, namentlich in den Aufsätzen der Seitenflügel, manches Unharmonische, aber das Ganze hat ein stolzes und gewaltiges Ansehen, und man hätte dafür keine gebietendere Anhöhe finden können, als die auf der es steht. Aus den Fenstern der Kongreßsäle streift das Auge über dunkle Waldhöhen und über die spärlich bebaute Küste weg auf die glänzende Bai. Von der Kuppel des Capitols ist die Aussicht besonders herrlich. Am Abend, wenn die felsige, halböde Küstenlandschaft durch die dunkeln Schatten noch einsamer wird und nur das Abendroth noch auf den Gewässern funkelt, überschleicht den Beschauer ein Gefühl von Größe und Wehmuth. Die frische Aussicht auf die Bai aber, welche man von allen Höhepunkten der Stadt hat, bleibt den ganzen Tag reizend. Wasser, Waldgrün, Himmelsbläue erhält das Herz heiter, und die reine Luft, welche von der See herüber weht, die Brust gesund. Indessen ist auch Washington bei großer Sommerhitze mit Fiebern heimgesucht.

Das Innere des Capitols ist bei weitem nicht so hell und hoch, als man es sich draußen vorstellt, der untere Theil scheint zu Gruftkapellen angelegt. Die Säle der Senatoren und Repräsentanten sind kostbar, aber doch behaglich eingerichtet; jedes Mitglied hat seinen eigenen Schreibepult mit

Kasten und Schloß vor sich. Es sieht dort etwas verbraucht aus, wie den meisten öffentlichen Räumen, wo Amerikaner wirthschaften. Die Gal[illegible] der Zuschauer ist verhältnißmäßig enge gegen den Raum für die Be[illegible] erstatter der Zeitungen; diese sollen ja dem ganzen Volke alles treulich wi[illegible] geben, selbst die unermeßlich langen Reden, welche hier Ohren und Si[illegible] ermüden. Vor den Augen haben die Vertreter des Volkes Bildnisse der [illegible] tigen Ereignisse und Persönlichkeiten im Feld und Parlament, auf welche die nationale Größe gründet. Die Portraits auf Oberst Trumbulls Sch[illegible] gemälde sehen Einen an, als wenn sie lebten; sie sollen wirklich treu sein, Oberst hatte miterlebt, was er darstellte. Da ihm aber Stellung und [illegible] druck der einzelnen Personen vorgeschrieben wurde, gleich wie Leute, die der Kunst wenig verstehen, zum Maler sagen, „lieber Maler, mache [illegible] so war auch an künstlerische Auffassung nicht zu denken. Es geht durch die Kunstwerke, welche man in Washington sieht, der stolze Gedanke: [illegible] sind die freien Männer von ganz Amerika. Was aber den Kunstwer[illegible] trifft, so kann man beinahe sagen: nur was Nichtamerikaner gemacht ha[illegible] ist gut. Die amerikanischen Künstler hängen ihren Arbeiten stets etwas [illegible] schönes, Seltsames an, was oft zum Lachen reizt.

So findet sich auch an dem Capitol und den meisten übrigen Ge[illegible] gebäuden in Washington etwas Curioses, was die Harmonie stört, [illegible] übersieht es jedoch vor dem mächtigen Eindruck, den das Ganze macht. [illegible] aber wird jeder Fremdling, wenn ihm solche Baumgethüme entgegen[illegible] wie das backtortenartig aufgewundene Gebäude des großen Smithson[illegible] Instituts, oder die Kastenform des Generalpostamts, das ist jedenfalls [illegible] amerikanisch. Noch mehr spaßhaftes Unglück verfolgte die einheimischen [illegible] bei ihren Statuen. Die Amerikaner hatten vom Jupiter gehört; nun [illegible] sie doch einen Jupiter für sich allein haben, also wurde der gute Washington, der sich nicht über das Maaß eines wahrhaft edeln, verständigen, [illegible] den Mannes erhebt, zum Privat-Jupiter, Domestic Jupiter neme [illegible] Greenough setzte ihn nun nach dem Vorbilde des olympischen Jupiter [illegible] colossaler Ausdehnung auf einen Sessel, aber nicht in einen Tempel, [illegible] in den Park. Der weiße Marmor ist sehr schön, aber nicht viel besse[illegible] handelt, als hätten unsere Künstler untern Ranges aus Sandstein eine [illegible] Gartenfigur zugehauen. Washington reicht mit der Rechten ein Schwert [illegible] dar und weist mit der Linken zum Himmel, als wollte er sagen: [illegible] nehmet das Schwert und Gottes Rache trifft euch, wenn ihr es [illegible] brauchet.“ Das kann man sich allenfalls aus der Ferne gesehen dabei [illegible] ken, obgleich man auch da nicht recht begreift, warum Washington [illegible] lich so viel lächelt. Auf der großen Treppe zum Capitol steht Colum[illegible] Der Seeheld macht einen Seiltänzersatz, indem er mit einem Hurrah [illegible] kleine Kugel in die Höhe hebt, welche die gefundene zweite Erdhälfte [illegible] stellen soll. Nun aber schleicht sich noch eine Indianerin um ihn herum [illegible] sagte sie: „Gott behüte uns vor einem solchen Menschen.“ Sie ha[illegible] förmlich verdrehten Leib und sieht von hinten ganz abscheulich aus. [illegible] gleichen Zeug ist noch vielerlei aufgestellt. Wenn die Amerikaner [illegible] einige Generationen hindurch von den Zuflüssen europäischer Bildung abgeschnitten wären, so würde sich unzweifelhaft bei ihnen eine Kun[illegible] entwickeln, welche den Indianern viel näher stände, als den Griechen.

Das Gerichtshaus in Washington war damals vollgedrängt von Zuhörern: es wurde ein allgemein interessanter Prozeß verhandelt. Die Sache dauerte mehrere Tage und zog eine große Menge an, welche, ohne einen Augenblick die Ruhe und Würde des Gerichtshofes zu stören, den Verhandlungen lauschte. Ich vertiefte mich unterdessen in die mancherlei Schätze des Patentamtes, welche in einem Gebäude von reinen Formen aufgestellt sind. Bunt durcheinander zeigen sich hier die Modelle zu all den Maschinen und Industrieerzeugnissen, für welche die Erfinder sich eilig ein Patent aus Washington holen, und wäre es auch nur eine neue Art von Rattenfallen. Ein besserer Raum als der Modellkammer ist dem sogenannten Nationalmuseum gewidmet. In diesem findet man zu Vergnügen und Belehrung etwas von allen merkwürdigen und hübschen Sachen auf der Erde. Da sind zuerst Glaskasten mit dem Geschmeide englischer Königinnen, kostbare Säbel und Flinten, welche Admiräle und Präsidenten von orientalischen Fürsten erhielten und der Verfassung gemäß hier abgaben, Washingtons Oberfeldherrnbestallung und die Urschriften von Staatsverträgen mit amerikanischen und europäischen Mächten, an denen man die Staatssiegel und die Unterschriften bekannter Könige und Minister vergleichen kann. Das Merkwürdigste unter diesen war die Urschrift der Unabhängigkeitserklärung. Man schrieb damals nicht sehr fein in Amerika, und sieht noch an den halbverblichenen Schriftzügen der Unterzeichner, wie bedächtig und wohlbewußt, von welch ungeheuren Folgen ihr Schritt sei, sie ihren Namen schrieben. Freilich als zum erstenmal die öffentliche Unabhängigkeitserklärung im Congresse gefordert wurde, schwitzten viele vor innerer Seelenangst, wie man aus den Berichten damaliger Zeit noch deutlich entnehmen kann; aber der Mannesstolz stählt sich im Kampfe. Dann sind ferner da eine Menge indianischer Merkwürdigkeiten, Schädel, Götzen, Waffen und Putzsachen. In seinen Göttern und in seines Leibes Ausstaffirung legt jedes Volk zuerst an den Tag, was es in seinem Sinne am liebsten sein möchte; der Neuseeländer drückt darin sein häßlich Gefräßiges, der Malaie sein Katzen- und Tigerartiges aus, der nordamerikanische Wilde schätzt Eigenschaften der vorzüglichern Raubthiere, die Indianer des stillen Oceans zeigen sich als ein freundliches und geschicktes Völkchen. Auch einige hübsche Nachbildungen italienischer Madonnen sind im Saale aufgehängt; besonders gefiel mir eine mit dem ruhenden Kinde, man sieht den weichen Schlaf über sein Gesicht fließen. Ein deutscher Künstler, Pettrich, hat ein paar nicht schlechte Bildsäulen hingestellt; die von Washington ist unter den zahllosen Bildnissen dieses Vaters der Freistaaten noch einige der wenigen, welche von vernünftiger Auffassung zeugen; freilich mußte auch hier der edle Feldherr seinen Mantel hinter sich ausbreiten, als stände er in einer großen Seemuschel.

Doch zurück zu denjenigen Menschen, welche jetzt in der Bundeshauptstadt Washington leben. Congreß und Präsident sind die ersten Anziehungspunkte. Des Präsidenten Amtswohnung, das weiße Haus, zeigt sich einfach und freundlich, aber nicht ohne Würde. Es gleicht der Wohnung eines vornehmen Mannes, der in edlern Genüssen und in ausgewählter Gesellschaft lebt.

Uniformen und Thürsteher sieht man in Washington fast gar nicht. Auch auf der Werfte der Kriegsmarine gingen die Aufsichtsbeamten in ge-

wöhnlicher, manchmal zerlumpter Kleidung; aber dennoch merkt man in Washington bald, daß es ein Regierungssitz ist. Die Wagen rollen reich bespannt und mit hübsch gekleideten Kutschern; nicht blos die Schwarzen, auch die Weißen sind höflicher als anderswo, und statt der rastlos drängenden Geschäftsleute sieht man hier eine Menge sorgfältig gekleideter Männer, welche scheinbar nichts zu thun haben. In Washington brandet das amerikanische Leben, welches so weite Wellen schlägt; die Staatsgeschäfte wie die Vergnügungen, die Leidenschaften wie die Kämpfe haben hier einen großartigen Zuschnitt. Mit demselben Ungestüm, demselben Unternehmungsgeist, die der Amerikaner im Handel zeigt, werden hier die Staatssachen betrieben, sie sind eben nur Geschäftsstreiche im Großen. Wer einmal im Congreß sitzt, kann mit seiner Stimme und seinem Einflusse ansehnliche Geldgeschäfte machen. Zu Anfang der Sitzungen stellt sich auch ein Heer von Aemterjägern und andere ein, welche hier ihren Vortheil suchen. Die Stellenjägerei kann in der Welt nicht ärger sein als in Washington, weil eben weder Geburt noch Examen noch langer Dienst Anrechte zu einem Amte geben. Wer aber Dollars hat, hat Freunde. Bezeichnend ist auch folgendes: die Congreßmitglieder lassen sich in den Sitzungen von Pagen bedienen, diese sind artig gekleidete Knaben aus den vornehmern Familien der Stadt, gewiß ein hübsches Ehrenamt, wenn die Knaben nicht auch täglich einen Dollar dafür nähmen. Der einflußreichste Deutsche in Washington, zugleich einer der geistvollsten Publicisten in Amerika, öffnete mir in seinem Zimmer zum Spaß seinen großen Wandschrank, mit Erstaunen sah ich darin eine ganze Apotheke von allerlei gebrannten Wassern. Die Repräsentanten und Senatoren, namentlich aus den Südstaaten, liebten dergleichen im Vorbeigehen bei einem guten Freunde zu nehmen, der dann gesprächsweise allerlei Nützliches hörte.

Die großartige Oeffentlichkeit, welche in Amerika herrscht, die Spannung, mit der Alle jedem Charakter oder Ereigniß von Belange folgen, sind natürlich in Washington erst recht an der Tagesordnung, dort wo die gescheidtesten Köpfe aus dem ganzen Lande zusammenströmen, wo immer auf einer Bühne gehandelt wird, nach welcher das ganze Volk hinschaut. Der Witz geht hier nicht auf leisen Socken, sondern ihm antwortet ein tausendfacher Widerhall, die Intrigue schleicht nicht wie eine Katze im Dunkeln, sondern sie springt aus ihrem Versteck, wie ein Tiger auf seine Beute. Wird aber Einer aus dem Sattel gehoben, so folgt ihm noch ein homerisches Gelächter.

Die europäischen Diplomaten haben ihre Wohnungen in dem stillen, hübsch gelegenen Georgetown, eine halbe Stunde von der Stadt, am frischen Potomak. Dort bietet sich den ganzen Fluß hinauf eine Fülle von Ansichten, welche einen eigenthümlich wilden Reiz haben. Die Ufer des Flusses sind Felshügel, meist nackt oder nur mit kurzem Gehölz bedeckt, das breite klare Gewässer schäumt um die Felsvorsprünge oder um die Blöcke, welche in seinem Bette liegen. Etwa drei Stunden weiter hinauf sind die Fälle des Potomak; der Fluß schießt breit hinunter, in mehreren einzelnen Fällen schäumend, von denen einige bei dreißig Fuß hoch sind. Um die Schifffahrt möglich zu machen, ist mit großen Kosten ein Kanal nebenher geführt, von dem bei Georgetown ein Arm auf einer Brücke über das breite steinige Bette des Flusses geleitet ist. Von dem Leben und Treiben aber auf den Kanälen im

Neuyorkstaat oder auch nur in Pennsylvanien war hier wenig zu sehen, Fluß und Kanal schienen recht einsam. Auf dem Potomak trieben sich ganze Schaaren von jenen wilden Enten, welche Canvaß Black Ducks heißen und, ihres köstlichen, unübertrefflichen Geschmacks wegen, in Menge selbst nach Europa versandt werden. Alle diese amerikanischen Seestädte sind für den Feinschmecker ein Paradies, und Washington möchte darin wohl gleich nach Neu-York kommen. Auf der Straße, welche jenseits des Potomak nach Virginien hinein führt, begegnete mir ein Frachtfuhrmann, der eine Brille und ein Bärtchen trug und deutsche Studentenlieder sang; im Chor der Universitätsbrüder hatte er einst wohl nicht daran gedacht, daß die Erinnerungen aus dem Commersbuche ihm einst den Weg am Potamak in diesem Aufzuge erheitern würden. Uebrigens hatte er sich in sein Geschick ergeben, war schon weit im Lande umhergekommen und würde mir noch Manches erzählt haben, wenn nur seine Pferde hätten still halten wollen, diese aber verstanden nur amerikanische Flüche und Hiebe. Auf der Marinewerfte in Washington waren mir zwei keineswegs nett gekleidete Handlanger gezeigt, welche deutsche Officiere gewesen sein sollten, der eine schien dem Branntweinsgift bereits unrettbar verfallen zu sein. Solch deutsches Elend begegnet einem in Amerika auf allen Wegen und Stegen.

In Georgetown, so nahe bei Washington, ist ein Jesuitenhaus und ein Nonnenkloster; obgleich schon lange im besten Gedeihen, scheinen sie ihrer Blüthezeit erst entgegenzugehen. Von der Höhe des Jesuitenhauses sind die Aussichten höchst anziehend. Das Thal hinab glänzt der breite Fluß zwischen grünen Inseln und Ufern, in der Ferne ziehen dunkle Höhen, stromaufwärts öffnet sich ein dunkles tiefes Flußthal mit hübschen Hügeln und Ufervertiefungen hinter einander. Auch einen Weinberg sieht man, der in guten Jahren seine siebenhundert Gallonen ziemlichen Getränks den Jesuiten abgeben soll. Dieser waren sieben, drei darunter Priester, in ihrem Gymnasium fast anderthalbhundert Kostschüler, deren jeder nur 150 Dollars zahlte. Die Knaben saßen in den Klassen rings um ihren Lehrer, der in seiner Jesuitenkleidung mit der viereckigen Mütze recht väterlich aussah. Die Namen der Klassen, die Unterrichtsweise, die Klassiker mit den ausgemerzten anstößigen Stellen, kurz die ganze Einrichtung war auf ein Haar sowie früher in den Jesuitenschulen in Deutschland. Die Zucht ist strenge, die Schüler schliefen und studirten in großen Sälen zusammen, dort jeder hinter seinem Vorhange, hier jeder an seinem Pult. Erlaubniß zum Ausgehen wurde nur alle vierzehn Tage ertheilt; wenn sie öffentlich zusammen erschienen, waren sie alle gleich gekleidet in blauem Tuch. Museum, Sternwarte und Bibliothek der Anstalt waren bereits mit dem Nothwendigsten versehen. Auf dem Museum sah ich eine Medaille, auf welcher die Herzogin von Berry der Muttergottes ein weinendes Kind, Heinrich V., darbrachte mit der Unterschrift: „beschirme die Hoffnung und den Schutz Frankreichs.“ Unter den Schülern waren auch viele Nichtkatholiken — kein Wunder, da in den Vereinigten Staaten Anstalten so selten sind, welche sich im strengen und regelmäßigen Lehrplan mit den Jesuitenschulen messen könnten. Was könnte dort nicht ein deutsches Gymnasium leisten? Noch aber stehen seinem Gedeihen zu viele Hindernisse im Wege.

Auffallend war mir aber bei meinen Streifereien um Washington, daß die Gegend lange nicht so belebt und angebaut ist, wie in den nördlicheren Staaten. Im Felde liegen eine Menge ärmlicher Hütten, aus welchen Neger in Lumpen hervortreten und demüthig schon von weitem grüßen. Aus dem Benehmen der meisten darunter blickt ein unverwüstlicher Zug von Affennatur hervor. Bei manchem riesenhaften Kerl muß man sich wundern, welch kleiner geistiger Funken diese Fleisch- und Knochenmasse durchirrt. Ebenso unverkennbar aber, wie der Anbau des Landes ärmlicher wird, werden die Menschen geselliger und offener, sobald man von Pennsylvanien nach Maryland und Virginien hinein kommt. Man fühlt, hier wird leichter und heiterer gelebt, es ist nicht mehr das strenge rastlose Arbeiten wie in den nördlicheren und mittleren Staaten, nicht das scharfe Selbstgefühl, welches dort bei Jedem, selbst bei dem Farbigen, seine Kanten zeigt.

---

11. Der Champlain- und Georgs-See.

Vermont! Staat der grünen Berge, so heißt der mittlere der vier nördlichsten unter den Vereinigten Staaten, ein schöner Name und keinen passenderen hätte man finden können. Der Staat besteht aus Berggruppen, hier ein Haufen und dort ein Haufen, und jedesmal liegen weite bebaute Thäler dazwischen. Und diese Berge haben ein auffallend helles Grün, schon von weitem erkennt man sie daran, bis über ihre Gipfel wogt und rauscht der frische grüne Wald. An diesen Bergen steht auch noch gutes Wild, Jeder kann jagen, und seine Büchse findet immer noch ein Stück Rothwild. Denn, eine Merkwürdigkeit in Amerika, das Gesetz gewährt im Staate Vermont dem Rothwild eine Hegezeit. Den Farmern in andern Staaten kommt ein solches Gesetz vor wie ein unerträglicher Eingriff in's Eigenthum; was ich auf meinem Grundstücke finde, denken sie, das gehört mir, und das kann Keiner mir wieder nehmen. Dafür wird es auch nicht mehr lange dauern, daß sie keinen Hirschkopf mehr zu sehen bekommen; die grünen einsamen Berge von Vermont aber werden vielleicht noch hundert Jahre und darüber einen hübschen Stand von Rothwild hegen. Das schönste aber in diesem Staate sind seine Seen, auf deren immer klarem Spiegel sich die Bergränder abzeichnen. Der bedeutendste dieser Seen ist der Champlain und fast so herrlich wie ein See im Hochgebirge. Wunderbare Schönheit aber entfaltet der benachbarte Georgssee. Des Reisenden Erinnerung wandert gern nach diesen Plätzen zurück, man hat ja in dem weiten Gebiete der Vereinigten Staaten verhältnißmäßig so wenige Stellen, denen die Natur den ewigen Stempel der Schönheit und Erhabenheit aufgedrückt hat.

Die Brust des Amerikaners aber bebt freudig, wenn er den Namen Champlain hört. Er denkt nicht an den Naturzauber des See's, sondern an die Thaten, welche sich an seinen Gestaden und auf seinen Wellen begaben. In den Kriegen mit England war dort stets ein Tummelplatz der Streifcorps. Gegen eine europäische Schlacht und die Summe von Heldenthaten, welche sie verschlingt, nahmen sich zwar die meisten Kriegsvorfälle in Amerika wie kleine Scharmützel aus; aber es ist das Zeichen eines jugendlichen

und strebenden Volkes, daß es sich so genau auch die kleinen Glanzpunkte seiner Geschichte merkt.

Der Champlainsee hat nach dem St. Lorenz hin einen Ausfluß, welcher vielerlei Namen hat und gewöhnlich St. John oder Sorelstrom heißt. Sowie man Vermont sich nähert, nimmt dieser Strom an Breite zu, und da erst eine Landzunge sich zwischen die beiden Seebuchten im Norden tief hineinstreckt und darauf in derselben Richtung gestreckte Inseln einander folgen, so gelangt man auf den See, während man noch immer auf einer Strombreite zu sein glaubt; nur das Wasser ist klarer und ruhiger. Die Nähe der Vereinigten Staaten scheint solchen Einfluß auszuüben, daß Felder und Wohnungen der Canadier nahe der Gränze ein freundlicheres Aussehen haben. Da zahllose Landzungen in den See hineingehen, so kommt man alle Augenblicke in ein neues Wasserbecken mit neuen Windungen der Ufer. Da wo letztere oder die Inseln enger zusammenrücken, sieht man die Felsen in allen Farben, am meisten grünroth und blau, und oben darauf dichtes Nadelholz, auf dessen dichtem Gezweig der Schnee sich kräuselt.

Die Berge erhuben sich rings in prächtigen Massen, aber sie blieben zu fern, als daß man sie das Gestade des See's hätte nennen können. Es war etwa wie wenn man auf dem Rhein die Vogesen und den Schwarzwald sieht. Ein höchst mannigfaltiger Pflanzenwuchs entfaltete sich schon an der obern Hälfte des See's, breitblättrige Sumpfpflanzen und hoch darüber riesige Sykomoren mit hangenden Schling- und Flechtgewächsen, auf den Inseln und Ufertheilen farbiges Moos, blühende Ginster, Struppeleichen und Zwergtannen, auf einigen Punkten stolze Gruppen von schöngeschwungenen Waldbäumen und finstern hochragenden Tannen und Fichten. Südlicher hinab hörte der Schnee auf, und Berge und Waldungen traten näher zum Ufer. Alles war überhaucht von den feurigen Farben des amerikanischen Herbstes, und ich genoß auf diesen Seen ein paar Herbsttage so schön, als sie irgendwo auf der Welt zu haben sind. Bei uns nehmen die Bäume, wenn die Winterschauer sich nähern, eine bleiche traurige Farbe des Verwelkens an, nur wenn die Sonne recht kräftig durch unsere alten Eichen-, Buchen- und Birkenwaldungen oder auf Kastanienbäume im Herbste strahlt, erweckt sie hier und da braunes und rothes Glänzen längs der Baumwipfel. In Amerika aber scheinen die Blätter noch zu viele Säfte zu haben, und wenn die kalten Nachtfröste sie zu schnell überfallen, dann verdichtet sich das Leben in ihnen, ehe es verschwindet, zur stärksten Farbe, zum Roth. Als wären blutige Wolken über die Wälder gezogen und als spiegelte sich die Sonne in Millionen rother Thautröpfchen, so sieht es aus. Die amerikanischen Maler haben es sich viele Farbe kosten lassen, jenes eigenthümliche Wälderroth ihres Landes treulich darzustellen. Aber man kann sich auch vorstellen, welche rothe Kleckfereien diese Anfänger in der Malerkunst liefern. Indessen kann man nicht zweifeln, daß ein tüchtiger Maler auch das eigenthümliche Rothglänzen der amerikanischen Wälder geistvoll auffassen und ohne grelle Töne wiedergeben kann.

Allerliebst nehmen sich die Städtchen aus, welche vom Seeufer ansteigen. Sie sind so säuberlich weiß und der Seespiegel ist so hell, daß es aussieht, als wollten sie sich in ihren Feierkleidern im Spiegel beschauen. Der tiefen Ruhe, welche auf dem See herrscht, thun diese Ortschaften keinen Ein-

trag. Die Wasservögel, die Reiher, Kraniche und Wasserhühner schlichen durch die Sumpfpflanzen und Binsen am Ufer, auf den Felsspitzen saßen unbeweglich die Habichte und Fischadler oder schwammen hoch in der Luft. Auch ein Schuß, der dann und wann aus den Felsen zum See niederhallte, störte die Ruhe nicht. Nur einmal wurde der Frieden der Natur auf eine groteske Weise unterbrochen. Wir fuhren unter einem Felsen hin, dessen Dach mit kurzem Grase bedeckt, abschüssig in den Wald lief. Auf einmal brach grunzend und schreiend eine Heerde Schweine aus den Bäumen hervor, machte wie bedonnert am Felsrande Halt, und suchte nun durch die lächerlichsten Bewegungen die Wendung wieder nach dem Walde zu gewinnen. Zweien mißglückte es und sie polterten schreiend in's Wasser. Der Jäger, welcher die bewaldeten Bergufer durchstreift, wird oft die Schinkenthierchen verwünschen, sie grunzen und stören überall, und können laufen wie Hunde. So lange die Amerikaner noch in den Wäldern stecken, werden sie immer von Schweinen umringt sein. Je gebildeter ein Volk ist, desto mehr verschwinden bei ihm die Schweine und leider auch die Wälder. Ich hatte auf meinen Wanderungen in Amerika das Schweinefleisch bald übersatt. Schon in England, wo der ewige Ham (Schinken) gekocht oder gebraten, gebraten oder gekocht, Einem nicht vom Tische kommt, hatte ich einen Vorschmack davon, und ich mußte noch oft an einen alten Italiener denken, der mir in London sagte: „Schneiden Sie mich auf, denn ich halb schon bin Schweinefleisch."

Nachmittags hörten wir eine Stunde lang in den Bergen Baum auf Baum niederkrachen; es waren Wallnußbäume, welche man, um das Nußsammeln bequem zu haben, gleich niederhaut. Die herrlichsten Bäume müssen deßhalb in den Grund. Wo ein Baum liegt, denken die Leute, kann auch noch ein anderer liegen. Noch sind freilich die schönen Nußbäume in diesen Wäldern zahllos, aber wenn diese Waldverwüstung so fortgeht, werden sie doch mit der Zeit aufhören, und dann hören auch die Nüsse auf. Doch daran denkt der gewöhnliche Amerikaner nicht. Indianer und Waldbäume vertilgt er schonungslos, als wenn er einen angeerbten Haß dagegen hätte.

Burlington ist der Glanzpunkt und nicht blos die lebhafteste Stadt am See. Ein Gewirr von Caps und Landzungen streckt sich vor und um die Stadt in den See, und als wenn noch nicht wasserumflossenes Land genug da wäre, prunken auch noch zahllose Felsinseln mit prächtigen Fichten, die hoch in die Lüfte streben. Da der See mit seinen Zu- und Abflüssen einen so ansehnlichen Landstrich durchschneidet, hält er auch seine eigenen Handelsfahrzeuge. Es sind kleine, feste Boote mit dreieckigem Segel, aber auch zugleich für Ruder eingerichtet. Burlington ist nun der Stapelplatz für die Umgegend, von da gehen die Produkte und Waaren entweder durch den Champlain und Sorel zum St. Lorenz, oder ebenfalls zu Wasser über Whitehall auf dem Kanal bis Albany, wo sie der Hudson aufnimmt. Mit den neuen Häusern in Burlington waren auch neue Kirchen im Entstehen.

Wenn das Dampfboot von Burlington wieder in den See hinauswendet, hat man zum erstenmal offenes Wasser von gehöriger Weite vor sich, aber nach einiger Zeit vereinigt sich der See wieder zu einem breiten Flusse. Die Berge rücken jetzt näher, und bei Crownpoint bilden sie eines der er-

habensten Landschaftsbilder. Ringsum steigen sie an wie ein Amphitheater von ungeheurer Ausdehnung, ihre Zacken hoch oben in der Wolkenhöhe tief eingeschnitten wie eine Krone. Bald darauf glänzen über den See die weißen Basteien von Ticonderoga; näher gekommen sieht man, daß die Festung in Ruinen liegt. Aber so wie sie jetzt ist in ihrer Verlassenheit, die noch stehenden Mauern und Thürme mit Schießscharten, überdeckt von Schutt und Gestrüpp, die Wälle überschattet von hohen Akazien, gewährt sie einen düsterschönen, zumal in Amerika seltenen Anblick. Ticonderoga's Wälle wurden vor Zeiten mit vielem Blut begossen: die Engländer machten sich auf langem Umwege eine Bahn bis zum gegenüberliegenden Berg Defiance, brachten Kanonen hinauf und schossen die Festung zusammen. Auch auf dem Independenceberg und andern nahen Bergen, so wie bei Crownpoint und Plattsburg sieht man noch Reste von Batteriewällen und kleinen Forts, die Zeugen, wie viel Schweiß und Blut einst in diesen Buchten und Engpässen vergossen wurde. Auf dem See lieferten sich die Flottillen von kleinen Kriegsfahrzeugen ebenfalls heftige Kämpfe, und die Amerikaner, welche dabei ganz in ihrem Elemente waren, verrichteten bewunderungswürdige Thaten.

Bei Ticonderoga verließ ich das Dampfschiff. Es war niedlich eingerichtet und hatte gute Tafel, es brachte die Reisenden von St. John hierher, bei einer Fahrt von 4 Stunden am ersten Abend und dann noch einen ganzen Tag, für einen halben Dollar; das geschah, um ein anderes Dampfschiff mattzulegen. Von Ticonderoga geht ein tiefer Durchlaß des Champlain zum Georgssee, das Wasser stürzt sich schäumend hinab, die Felsen ringsum prangen in allerlei Farben und Waldgrün. Wer an den Georgssee kommt, kann sich des machtvollen Eindrucks nicht erwehren, den auf ihn die eigenthümlich wilde Größe und Schönheit des See's macht. Das Wasser ist so wundervoll klar, daß man die Fische und Muscheln tief auf seinem Grunde sieht, und die kleinste Blüthe und rothe Beere, welche an den Felsen hängt, mit jedem Blättchen sich in ihm abspiegelt. Die Gebirge aber erheben sich ringsum hoch und ernst, eine Felswand ist auf die andere, ein Pik über den andern gethürmt, durchbrochen von finstern Schluchten, weithin bedeckt von wallenden Wäldern. Wer auf der Reise von München nach Innsbruck die stille Majestät des Achensee geschaut hat, der wird am Georgssee im Staate Newyork etwas Aehnliches wieder finden. In diesem spiegeln sich zwar nicht die Hochalpen des ewigen Schnee's, aber tausend Fuß hohe Gebirge in seltsamen Spitzen und Zacken, und glatte ungeheure Felshänge und zahllose Waldbüsche auf felsigen Eilanden. Eine erhabene Trauer liegt über den See ausgegossen, und prachtvoll war das Farbenprangen der Wälder, als die Sonne nahe daran war, mit ihren Strahlen hinter die Bergkuppen zu versinken. Feste dichte Schatten fielen über die Berge, es flimmerte dazwischen bläulich oder dunkelröthlich, so weit die Schatten reichten, unmittelbar an diesen aber glänzte und funkelte der weite Waldmantel des Gebirges vom tiefsten Dunkelroth bis zum brennenden Gold.

Caldwell am Ende des See's wimmelte von Gästen aus dem nahen Bade Saratoga; denn wer dürfte dort es wagen, sich der Mode, einen Ausflug an den Georgssee zu machen, zu entziehen? In Saratoga sieht man nicht allein die Langeweile handgreiflich, sondern es scheint dort auch zum

guten Ton zu gehören, Langeweile zur Schau zu tragen. Die Gesellschaft in Saratoga hat allerdings etwas Vornehmkühles, aber darin bestand auch hauptsächlich das Aristokratische, alles Uebrige schien mir weder sehr fein noch besonders glanzvoll zu sein. Gewiß haben auch die Gäste von Saratoga den frühern wilden Namen „Huricansee“ in den fashionablen „Georgssee“ verwandelt. In der Umgegend sind noch mehrere klare Seen wie Diamanten ausgestreut in die grünen Wälder, und man kann darauf rechnen, sie jeden Sommer belebt zu sehen.

---

12. Indianische Teufel und Bären.

In den tiefen Schlupfwinkeln der amerikanischen Wälder gibt es ein Thier, augenscheinlich eine Pantherart, das seiner Wildheit wegen sehr bezeichnend der „indianische Teufel“, in der Indianersprache „Lunk Soos“ genannt wird, der Schrecken der Indianer und das einzige Thier in Neu-England, das sie fürchten. Ihr mögt vom Elenn, vom Bären und selbst vom Wolfe sprechen, und der rothe Mann ist stets bereit, sie zu jagen und den Kampf mit ihnen zu bestehen. Sobald Ihr aber den Gegenstand seiner Furcht nennt, wird er bedeutungsvoll das Haupt schütteln und ausrufen: „Er ganz ein Teufel!“

Einem Manne, Namens Smith, begegnete das folgende Abenteuer beim Zusammentreffen mit einem dieser Thiere, während er auf dem Wege war, zu einer Gesellschaft zu stoßen, die im Walde mit Holzfällen beschäftigt war.

Er hatte fast schon den Lagerplatz erreicht, als er plötzlich auf eine jener wilden Bestien stieß. Es war keine Aussicht zu entrinnen, auch blieb ihm keine Zeit zur Ueberlegung, wie er am besten sich vertheidigen oder sich flüchten könne. Da er keine Waffen oder sonstige Vertheidigungsmittel hatte, folgte er, vielleicht zu seinem Unglück, in dieser wirklich furchtbaren Lage, dem ersten Impuls, und sprang auf einen kleinen Baum in der Nähe. Kaum hatte er ihn aber erstiegen, als die verzweifelte Bestie, durch Hunger vielleicht noch wüthender gemacht, auf ihn sprang und seinen Hinterfuß faßte. Smith, dem der Fuß arg zerbissen war, war so glücklich, den Schuh abzustreifen, der in den Zähnen des Thieres festsaß. Im Augenblick, als er sich frei fühlte, sprang er nach einem etwas sicherern Platz. Die Bestie aber kletterte zu gleicher Zeit auf einen andern, etwa 10 Fuß entfernten dicken Baum, bis sie mit ihrem Opfer in gleicher Höhe war. Von dort stürzte sie sich auf ihn und schlug ihre Zähne in seine Waden. So hing sie, bis das Fleisch, zu schwach, das Gewicht zu tragen, nachgab und sie wieder auf den Boden fiel, wobei ein Stück Fleisch in ihrem Rachen hängen blieb. Gierig verschlang sie ihre Beute, kletterte dann abermals auf den Baum und stürzte sich wieder auf Smith. Auf diese Art wiederholte sie fortwährend ihre Angriffe und riß das Fleisch stückweis von seinen Beinen. Während dieser martervollen Operationen gelang es Smith, einen Zweig von dem Baume abzuschneiden, und sein Taschenmesser daran zu binden. Mit dieser

Waffe nun konnte er seinen Feind bei jedem Sprunge empfangen. Es gelang ihm auf diese Art, ihn so schwer zu verwunden, daß er endlich seine Angriffe aufgab und im dichten Walde verschwand.

Während des Kampfes hatte Smith mit äußerster Anstrengung nach seinen Gefährten geschrieen, die, wie er hoffte, im Bereich seiner Stimme sein mußten. Er wurde wirklich gehört, und nach kurzer Zeit kamen mehrere von der Gesellschaft auf dem Platze an, aber zu spät, um ihn von dem furchtbaren Zweikampf retten zu können. Der Anblick war schaudererregend. Die Kleider waren ihm nicht allein vom Leibe gerissen, sondern das Fleisch buchstäblich von den Beinen geschält, so daß Knochen und Sehnen bloß lagen. Nur mit der größten Schwierigkeit konnte er vom Baum herunter kommen. Erschöpft vom Blutverlust, überwältigt vom Schreck und von der Anstrengung, sank er zu Boden und fiel augenblicklich in Ohnmacht. Die Anwendung von Schnee brachte ihn zum Bewußtsein zurück. Von Stangen und Zweigen wurde eine Bahre gemacht, auf der man ihn zum Lager brachte, dort wurden zunächst seine Wunden, so gut es die Umstände erlaubten, gewaschen und verbunden, worauf man ihn sobald als möglich zur nächsten Ansiedlung brachte und für ärztliche Hülfe sorgte. Nach einem langen Krankenlager genas er allmälig wieder von seinen Wunden, behielt aber furchtbare Narben und nicht wieder herzustellende Verletzungen. Solche verzweifelte Begegnungen sind indeß sehr selten, weniger blutige jedoch kommen häufiger vor.

Bei einer Gelegenheit spürten wir eins dieser Thiere auf, an einem Platze, wo wir Tages vorher gearbeitet hatten. Dem Anschein nach hatte es etwas Auffallendes an einem seiner Füße, das uns eine gewöhnliche Stahlfalle zu sein schien. Zwei Männer holten eine Flinte aus dem Lager und brachen dann zu seiner Verfolgung auf. Sie folgten ihm drei Tage, bevor sie es einholten. An einer Stelle ihres Weges maßen sie einen Sprung von 15 Fuß, den das Thier auf ein Kaninchen gemacht hatte. Nach dem zurückgelegten Wege, den die Bestie einschlug, war es augenscheinlich, daß sie die Verfolgung merkte und derselben zu entgehen wünschte. Am dritten Tage bekamen sie das Ungethüm zum erstenmal wieder zu Gesicht. Es gab den Rückzug auf und wandte sich gegen sie. Ueberzeugt, daß sie nur einen Schuß würden thun können, bis es sich auf sie stürzte, ließen sie es sehr nahe kommen, um ihr Ziel sicher zu nehmen. Der Wald wiederhallte von dem Schuß; der Schuß hatte gewirkt, aber nichts desto weniger folgte noch ein wüthender Kampf. Der Schnee flog auf, während das wüthende Gebrüll und das Gekreisch der Zähne des Thieres sich mit dem Gerassel der Falle und dem Echo der gewaltigen Schläge mischte, die mit dem Flintenkolben auf seinen Kopf geführt wurden, der Kolben zersplitterte, aber auch das Ungethüm verendete bei dem letzten Schlage.

Kein Thier giebt es bei uns, — so erzählt ein Ansiedler in Amerika — mit dem wir so häufig Kämpfe bestehen, als mit den gewöhnlichen schwarzen Bären. Ihre gewaltige Kraft, die Geschicklichkeit, mit der sie Schläge auffangen und selbst ein Werkzeug der Hand des Angreifers entwinden, so wie die Zähigkeit ihres Lebens, macht sie in der That zu furchtbaren Gegnern. Durch ihre Diebsschliche haben sie uns bisweilen unterhalten, aber eben so oft ernstlich in Verlegenheit gesetzt. Bei einer Gelegenheit folgte uns ein solcher Bär während verschiedener Tage auf unserm Wege den Fluß hinauf,

er schien eben so geneigt, Unheil anzurichten, als zu rauben. Die erste Bekanntschaft machten wir mit ihm, während wir an der Mündung eines kleinen Flusses lagerten, dessen Bette wir durch Wegschaffung großer Felsstücke, die das Flößen verhinderten, zu verbessern suchten. Unser Lager war nur für eine Nachtruhe bestimmt, daher alle unsre Güter unbeschützt waren. Während der Nacht, als wir schliefen, kam er auf unsern Lagerplatz und suchte sich von der Bagage ein Bündel aus, das alle Winterkleider eines der Unsrigen, Schuhe, Barbierzeug u. s. w. enthielt.

Seine Neugier war zu groß, um ihm zu gestatten, das Packet erst weit fortzubringen, bevor er seinen Inhalt untersuchte, und nie hat wohl ein Zoll-Inspektor oder ein Konstabler eine gründlichere Durchsuchung angestellt. Verzollung der Waaren wurde für unzulässig gehalten; sie wurden für Kontrebande erklärt und folglich konfiscirt. Die Kleider wurden in Fetzen zerrissen, ein Paar starke rindslederne Schuhe wurden ausgekaut und vernichtet. Auch das Rasirmesser entging seiner Untersuchung nicht. Wir wissen nicht, ob er versuchte, sich zu rasiren, aber er versuchte seine Schmackhaftigkeit, indem er das Heft auskaute.

Von diesem Platz gingen wir einige Meilen weiter den Fluß hinauf. Wir wollten dort einen Damm bauen, um das Wasser aufzustauen und dadurch eine gute Wasseransammlung zum Frühlingsflößen zu bekommen. Da diese Arbeit etwas langwieriger war, bauten wir ein Lager von größerer Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit. Einige Abende nach unserer Ansiedlung an diesem Punkte hörten wir, während wir alle im Lager waren, etwas draußen am Dach sich bewegen, wo ein Zehn-Gallonenfaß mit Syrup stand. Fast vermutheten wir, es sei ein Witz von Einem von uns; als wir uns aber umsahen, fehlte keiner von der Gesellschaft.

Da wir nun mit größerer Sicherheit auf den Charakter unsers Besuches schließen konnten, ergriffen wir einige Feuerbrände und stürzten hinaus wie ein gestörtes Ameisenvolk, wo wir dann fanden, daß wir um ein Fäßchen Syrup ärmer waren. Als wir in der Richtung des retirirenden Diebes folgten, fanden wir das Fäßchen in der Entfernung weniger Ruthen, wo es auf dem einen Boden stand, während der andere ausgeschlagen war. Augenscheinlich hatte er ein Festmahl beabsichtigt, aber eingeschüchtert durch die Feuerbrände und das Hallohmachen, sich schleunigst in sein heimathliches Lager zurückgezogen, indeß nur, wie wir sehen werden, um einen neuen Diebstahl zu versuchen. Etwa zwei Stunden später, als Alles still war, hörten wir wieder ein Schnauben im Thorhofe, ähnlich dem eines Schweines, das im Küchenabfall wühlt. Das Krachen des Lagerthors zeigte uns deutlich genug, Braun sei wieder da, und fühlte sich eben so wohl zu Hause bei uns, wie ein Hofhund.

Wir besaßen eine Flinte, hatten aber unvorsichtigerweise unsere Munition an einem andern Aufbewahrungsort gelassen, ungefähr hundert Ruthen entfernt. Entschlossen, ihn für seine Unverschämtheit im Fall eines andern Besuchs zu züchtigen, steckten wir die Laternen an und holten die Munition in's Lager.

Die Flinte wurde nun mit Pulver und zwei Kugeln geladen, und ein Stück aus dem Lagerthor genommen. Wir warteten einige Zeit auf seine Rückkehr, gingen aber alle wieder hinein, da wir nichts weiter von ihm

hörten. Gegen 12 Uhr Nachts machte er uns seinen dritten Besuch im Thorhofe wie zuvor, gerade in Front des Lagers, so daß er sehr gut zum Schuß stand. Einer kroch leise zum Thor, steckte die Mündung der Flinte durch die vorbereitete Oeffnung und visirte über den Lauf nach einem nur 39 Fuß entfernten Gegenstand. Eine leichte Bewegung am Drücker, ein Blitz, ein Knall und der Wald erzitterte vom Wiederhall des Schusses, der unsern Braun in ungeschicktem Galopp von dannen trieb. Der starke Strom warmen Blutes auf den Holzspänen war ein Beweis, daß der bleierne Bote seine Schuldigkeit gethan. Ein Theil seiner Augen war weggeschossen und lag auf dem Boden, ein Beweis, daß er tödtlich verwundet war und nicht weit mehr laufen konnte. Wir nahmen so viele Feuerbrände als wir finden konnten, einige Aexte und die wiedergeladene Flinte, und setzten ihm alle zusammen nach, halb nackt, wie wir eben aus dem Bett gestiegen waren. Die ganze Bande in diesem Aufzuge, das Halloh, die Feuerbrände, Alles machte den Eindruck einer „wilden Jagd."

Geleitet in der Verfolgung durch die krachenden Zweige und das Rasseln der Blätter, liefen wir ihm nach durch ein dichtes Buschmoor. Aus der zunehmenden Deutlichkeit, mit der wir seine Schritte hörten, war es uns klar, daß wir den Sieg davon trugen. Bald hörten wir auch schon sein beschwerliches Athmen. Gerade, bevor wir ihn einholten, kam er aus dem Moor heraus, und kletterte mit vieler Anstrengung eine leichte Anhöhe hinan, die mit einem schönen Anwuchs der Canoe-Birke bedeckt war, wo er dann vor Blutverlust und Erschöpfung niedersank und uns gestattete, ihn zu umzingeln. Die leicht entzündbare Birkenrinde wurde augenblicklich rings umher angesteckt, eine glänzende und wilde Illumination, die einen gränzenlosen Enthusiasmus hervorrief, während wir unsern Kriegstanz um den gefangenen und erschlagenen Räuber ausführten. Die abenteuerliche Scene bot eine der malerischsten und lebendigsten Gruppen für den Pinsel dar, die wir je gesehen. Es war eine ungewöhnlich glänzende Beleuchtung, es war Leben und Bewegung in der Gruppe. Nachdem der Bär vollends getödtet war, hingen wir ihn auf und zogen ihn ab. Nur die Haut und ein Viertel seines Körpers nahmen wir mit; einen Theil davon bewahrten wir zum Frühstück für den nächsten Morgen auf, aber während das sehnige, menschenähnliche Aussehen des Vorderbeines den Appetit eines Kannibalen würde gereizt haben, brachte es bei uns die entgegengesetzte Wirkung hervor.

II. Mittel-Amerika.

1. Wanderungen durch Mittel-Amerika.

Ueber die Windstillen, welche auf dem Seewege nach Panama unserer warteten, hörten wir so abschreckende Gerüchte, daß wir einen großen Rath hielten und den gemeinsamen Entschluß faßten, unser Schiff, die Brigantine,

zu verlassen und den Weg über Land nach dem Hafen Izabal am Golf von Dulce einzuschlagen, was, wie man uns sagte, etwa drei Tage erfordern würde.

Zuerst gelangten wir nach Sonsonate, welches 15 engl. Meilen landeinwärts liegt. Der Weg dahin führt durch einen Wald, in welchem einige kleine indianische Dörfer zerstreut sind. Wir suchten vor allem ein Unterkommen, und probirten es zuerst in einer Posada; aber das Spielen, der Zank und das Zechen trieb uns, nachdem wir eine Nacht dort zugebracht hatten, an, ein neues Quartier zu suchen, was wir auch in einem Privathause fanden, wo man uns mit unermüdlicher Aufmerksamkeit behandelte. Als wir dies Quartier bezogen, erhielten wir die Nachricht, daß der Bürgerkrieg im Innern des Landes gerade auf der Straße wüthe, die wir einschlagen wollten, und die Einwohner auf Fremde besonders erbittert seien.

Sonsonate im Staat St. Salvador, ist eine der bedeutendsten Städte und hat eine sehr fruchtbare Umgebung. Der Name der Stadt bedeutet „vierhundert Quellen.“ Diese sind dort auch zahlreich vorhanden. Sie schlängeln sich nach allen Richtungen, bewässern die vielen Pflanzungen und erhalten die Vegetation in ewigem Grün, man kann sich kein üppigeres Wachsthum vorstellen, als man hier findet. Die Wälder sind undurchdringlich, wenn nicht die Axt den Weg bahnt. In ihrem tiefen Dickicht hausen der Cuguar, der Tiger und der Tapir, erstere richten nicht selten Verwüstungen unter den Heerden der Pflanzer an. Myriaden giftiger Insecten und Schlangen halten sich am Rande der Waldung auf, wir trafen sie oft auf den schmalen Pfaden, niemals aber auf den gebahnten Straßen. Die Bäume und Weinreben überhingen die Wege so dicht, daß kaum ein Paar Maulthiere neben einander vorübergehen konnten. Früchte von köstlichem Geschmack gab es in Menge. Ein ziemlich bedeutender Fluß, der Rio grande, über den eine steinerne Brücke führt, fließt an einem Ende der Stadt vorbei. Seine Ufer sind sehr malerisch, an einer Stelle treten sie bis auf zwei Fuß nahe zusammen.

Die Umgebung der Stadt ist bergig. In der Nähe liegen eine Menge werthvoller Landgüter, welche Fremden gehören. Auf mehreren derselben hat man die Kufen entdeckt, welche die Jesuiten vor mehr als zweihundert Jahren aus Backsteinen aufführen und mit Stuck bekleiden ließen. Man gebraucht sie gegenwärtig zur Bereitung des Indigo und sie bewähren sich, nachdem sie gereinigt worden, vollkommen so nützlich, als wenn sie neu wären.

Ehemals war Sonsonate eine Stadt von bedeutender Größe und Wichtigkeit. Ruinen von Wohnhäusern und andern Gebäuden entdeckt man noch am Ausgange mehrerer Straßen, weiterhin sieht man die Grundmauern von anderen und das Pflaster der Stadt kann man noch weiter verfolgen. Die Vegetation, welche hier in ihrem Wachsthum so rasch und so zerstörend ist, hat diese Ueberreste dem Auge fast entzogen und wenn man sie unter dem stillen Schatten wahrnimmt, unter dem sie begraben liegen, so erinnert man sich unwillkürlich an die Bauwerke der Ureinwohner, von denen noch so viele in gleicher Weise in den Waldungen verborgen liegen. Das plötzliche Verschwinden der ungeheuren Städte, Vesten und Tempel, von denen die spanischen Eroberer so oft sprachen, deren Erzählungen aber vor einigen Jahren noch den neueren Geschichtschreibern ein ungläubiges Lächeln entlockten,

ist jetzt hinreichend erklärt. Um in diesem Lande zu leben, muß der Mensch einen fortdauernden Kampf mit dem feindlichen Pflanzenleben führen. Eine einmal entvölkerte Stadt wird bald von Weinreben und Bäumen überwachsen und wilde Thiere und zischende Schlangen wohnen dann in den verlassenen Gemächern.

Sonsonate hat noch gegenwärtig eine Bevölkerung von mehreren tausend Seelen. Es ist regelmäßig angelegt, die Straßen sind sogar elegant: sie haben meist nur ein Stockwerk mit dicken massiven Steinmauern, die im Innern einen freundlichen Hofraum einschließen. Von außen sind sie weiß angestrichen, haben große Fenster, aber ohne Glas, die blos mit grünem Gitterwerk verschlossen werden. Der ganze Ort gewährt einen freundlichen, ländlichen Anblick. Einige Kirchen und Klöster sind fast drei Jahrhunderte alt und haben ein ehrwürdiges Aussehen, die Mauern aber sind, obwohl mehrere Fuß dick, an vielen Stellen von einander gerissen, eine Folge der häufigen Erdbeben, von denen die Stadt heimgesucht wird.

Die Nachrichten, welche aus Guatimala eintrafen, wurden mit jedem Tage beunruhigender. Carrera hatte an der Spitze von 3000 wilden Indianern so eben Guatimala erobert und den Vicepräsidenten ermordet. Sein Haß war namentlich gegen die Fremden gerichtet, da man diese beargwöhnte, sie seien der Verwaltung Morazans günstig. Auch hatte man, nachdem im Jahr vorher die Cholera Tausende weggerafft hatte, das Gerücht ausgesprengt, die Fremden hätten die Quellen vergiftet, um die einheimische Bevölkerung auszurotten. Die blinde Menge glaubte dies und erlaubte sich die ärgsten Gewaltthaten gegen die Fremden, die Landstraßen wurden von Räubern belagert, fremde Reisende beraubt, geplündert, ermordet. Morazan lagerte mit einem starken Truppencorps in Sta Anna, 18 englische Meilen von Sonsonate.

Auch in der letztgenannten Stadt begann es zu gähren, so daß wir die Ueberzeugung gewannen, wir würden unsere Lage durch eine Reise nicht verschlimmern und es sei das Beste baldigst aufzubrechen. Unsere Vorbereitungen trafen wir in möglichster Stille, damit nicht wachsame Räuber im Voraus schon unsern Reiseplan erführen und uns aufhöben. Ein nützlicher Reisegefährte bot sich um diese Zeit uns in der Person eines Engländers an, der mit der Sprache und den Sitten des Volks vollkommen vertraut und quer durch den Kontinent reisen wollte, um sich nach England einzuschiffen. Durch seine Freunde erhielt er einen Brief an den Befehlshaber von Chiquimula, einer bedeutenden Stadt, welche sich aber für Carrera erklärt hatte. Sie lag gerade auf unserm Wege und der Brief konnte uns sehr nützlich werden. Der Regierungsbeamte zu Sonsonate gab uns Pässe, die uns nicht weniger nützlich waren, im Fall wir den Truppen Morazans begegnen sollten. Fanden wir aber Revolutionäre, so konnten sie uns sehr nachtheilig werden; indeß das war nicht zu ändern. Ein zuverläßiger Maulthierbesitzer und zwei Arrieros wurden bis Gualan, einer Stadt an der Gränze von Honduras, gemiethet.

Drei Wochen hatten wir ruhig in Sonsonate gelebt. Unsere vortreffliche Hauswirthin belud noch unsere Alforcas (Satteltaschen) mit Brod und Geflügel, da sie wußte, daß wir weiterhin es nicht mehr so gut finden würden. Ihre mäßige Rechnung erregte allgemeines Erstaunen und der freund-

lichen Behandlung, welche wir unter ihrem Dache erfuhren, erinnerten wir uns um so mehr, als später gerade das Gegentheil uns begegnete. Man hatte uns gewarnt, keine Arzeneien und Dinge, die wir nicht selbst verschlucken möchten, mitzunehmen. Daher wurde unser Gepäck von allen verdächtigen Artikeln, Pillen, Pulvern, Salben und Mixturen gesäubert. Dabei verschluckten einige hungrige Hühner etliche Pillen, und da ich nicht wußte, was für eine heilsame oder nicht heilsame Wirkung dies auf ihre Hühnernatur äußern würde, so war ich froh, als aufgebrochen wurde.

Wir waren unserer zehn, mit Einschluß der Arrieros und hatten vierzehn Maulthiere, von denen vier unser Gepäck trugen. Wir ritten, wie die Wege es gestatteten, Einer hinter dem Andern her. So viel Waffen, als wir in der Stadt hatten auftreiben können, führten wir mit uns. Mein Anzug war so, daß weder Regen, noch Sonne, noch Wind und Unwetter ihn verderben konnte. Ein Paar Pistolen im Gürtel und ein gerader Säbel an der Seite machten meine Bewaffnung aus. Meine Gefährten sahen nicht besser aus als ich, und eine Schaar wie die unsere, die mehr Räubern ähnlich gesehen hätte, als friedlichen Reisenden, ist wohl nicht leicht jemals ausgeritten.

Anfangs zogen wir durch ein reich angebautes Land, das allmählig anstieg, bis wir den Fuß der Cordilleres erreichten, wo es steiler aufwärts ging. Wir zogen in der Richtung des Vulkans von Izalco. Mehrere Wochen lang sahen wir jede Nacht seine Ausbrüche und hörten sein Donnern; als wir näher kamen, zitterte die Erde unter seinen schweren Athemzügen. Der Pfad wurde steil und felsig, aber die Maulthiere, hieran gewöhnt, trugen uns leicht die schwierigsten Stellen hinan. Wir kamen dann durch einen dicken Wald, dessen riesenhafte Bäume und dichtes Blätterwerk ein steter Gegenstand unserer Bewunderung waren. Mit jeder Stunde ward die Umgebung mannigfaltiger und unterhaltender.

Ich befand mich an der Spitze des Zuges und als wir unter den dichten Bäumen und Gebüschen die Höhe eines steilen Defilés erreichten, stand plötzlich ein Mann vor mir, der sein Pistol gegen mich richtete. Ich sah ihn nur einen Augenblick, denn sobald er die Fußtritte der Nachkommenden hörte, verschwand er so plötzlich, daß nur der Vorderste meiner Begleiter noch seiner ansichtig wurde. Wir vergaßen den Vorfall sehr schnell in der allgemeinen Bewunderung der neuen, prachtvollen Scenen, die jeden Augenblick sich vor unsern Augen entfalteten. Alles, was ein tropisches Klima Entzückendes und Gefährliches bietet, fand sich um uns her. Giftige Schlangen schlüpften bei unserer Annäherung in's Dickicht, hie und da erschien ein Reh, der prächtige, wilde Truthahn saß über unseren Köpfen und Schaaren von Turteltauben ließen aus den Kronen der Bäume ihre Lockstimme ertönen. Es wäre Gelegenheit zur schönsten Jagd gewesen, hätten wir zum Schießen etwas anderes gehabt, als unsere Pistolen.

Der Berg wurde nun sehr steil und schwierig, aber hie und da gewährte eine Stelle uns einen Ruhepunkt und eine prächtige Aussicht auf das Meer und das umliegende Land; Sonsonate, obgleich ziemlich entfernt, schien zu unsern Füßen zu liegen. Bald waren wir hinaus über die Region der Wolken, welche unter uns ein schneeiges Dunstmeer bildeten, das sich

über alle die prächtigen Landschaften hinlagerte. Die Sonne neigte sich zum Untergange, es wurde feucht und kalt. Zum Glück erreichten wir jetzt das Landgut, auf dem wir übernachten sollten, denn die Kälte hatte uns ganz überwältigt. Einige Stunden zuvor hatten wir uns noch unter Orangenwäldern und Zuckerplantagen befunden, hier standen Aepfel- und Birnenbäume und Stachelbeere in voller Blüthe und die Temperatur glich einem kalten Morgen in Neu-England.

Das Landgut gehörte einem Franzosen, der uns höflich aufnahm und uns ein Abendessen bereitete, dem unser Appetit alle Ehre angedeihen ließ. Seine Gastfreundschaft für Menschen und Thiere, wofür er nicht einmal etwas annahm, war um so ehrenwerther, als auf 6 englischen Meilen weit kein Wasser anzutreffen war. In der Nacht wurde es so kalt, daß wir schauernd unter unseren Wolldecken lagen. Der Vulkan von Izalco war nur wenige Meilen entfernt und sein dumpfes Gebrüll während der Nacht war furchtbar und weckte uns häufig aus dem Schlummer. Bei jeder Explosion der unterirdischen Gase zitterte der Boden unter uns und theilte seine Bewegungen dem Gebäude und den Betten mit. Schwere Rauchsäulen, hie und da durch glänzende Flammenzungen erhellt, schossen in Zwischenräumen von wenigen Minuten hoch empor und das kochende Feuer des Berges war deutlich sichtbar, da der dunkle Hintergrund des Gebirges die blutrothe Farbe nur noch erhöhte. Wegen der Masse von Steinen und Asche, die unaufhörlich aus den verschiedenen Oeffnungen ausgestoßen werden, ist es gefährlich sich ihm zu nähern. Während wir in Sonsonate waren, sah ich häufig schlangengleiche Bäche strömender Lava aus den Spalten in der Nähe des Gipfels hervorbringen und den zerrissenen Abhang herabfließen. Dieser Vulkan nimmt jährlich an Größe zu und wird zerstörender in seinen Ausbrüchen. Er brach gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an seiner gegenwärtigen Stelle aus und er wird, ehe sein Feuer erlischt, wohl einer der furchtbarsten und großartigsten Vulkane werden.

Es war spät am Morgen, als wir aufbrechen konnten, denn man hatte die Maulthiere am Abend losgelassen, damit sie sich ihr Futter suchen könnten; das Einfangen ging aber nicht so leicht. Die Landschaft erschien uns beim Hinabsteigen ebenso, wie sie uns beim Heraufsteigen vorgekommen war. In der Ferne zeigten sich schroffe, unfruchtbare Bergrücken, die uns eine mühselige Reise vermuthen ließen. Allmählig wurde es heißer und als wir die Ebene erreichten, goß die Tropensonne ihre mittäglichen Strahlen mitleidslos auf unsere Häupter aus. Unter meinem Sonnenschirm und einem breitrandigen Sombrero aus Guajaquil zog ich inzwischen ganz gemächlich hin. Der Contrast zwischen den westlichen und östlichen Abhängen und Ebenen ist sehr groß. Die ersten sind das ganze Jahr hindurch gut bewässert und in ewiges Grün gekleidet, die letztern aber waren jetzt in der trocknen Jahreszeit, die unserem Winter entspricht, völlig ausgedorrt und der Boden in Folge der Hitze voll Sprünge. Die Blätter waren von den Bäumen gefallen, alles Grün verschwunden, die Bäche aufgetrocknet und nur in den Betten der größern Flüsse noch Wasser zu finden. Wir zogen wie durch eine öde Wüste dahin. Erde, Vieh und Menschen wurden von Durst geplagt. Während der Regenzeit ändert sich das ganze Ansehen des Landes, es ist dann von Wasser überströmt, an den meisten Stellen gleicht es einem

Sumpfe, aus dem die Vegetation mit einer erstaunlichen Kraft und in unbeschreiblicher Fülle hervorsprießt.

Wir verließen die Hauptstraße, um die Stadt Santa Anna zu vermeiden. Gegen Einbruch der Nacht kamen wir in ein indianisches Dorf und rüsteten uns hier zu übernachten. Unsere unerwartete Ankunft erregte eine allgemeine Verwunderung und Bewegung unter dieser sonst so ruhigen Bevölkerung. Die Weiber machten sich indessen daran, uns ein Abendessen zu bereiten, welches aus gedämpften Bohnen und Tortillas bestand, die Männer gafften uns stupide an. Als wir unsere Hängematten an die Bäume knüpften, kamen einige verdächtige Bursche herbei und beobachteten alle unsere Bewegungen. Sie waren sämmtlich mit langen Messern bewaffnet, und aus ihrem Benehmen und ihrer Unterredung schien uns hervorzugehen, daß sie uns in der Nacht berauben wollten. Wir ließen uns jedoch so leicht nicht antasten. Sie hatten keine Feuerwaffen, fürchteten deshalb die unsrigen sehr und wir rüsteten uns, sie nöthigenfalls tüchtig zu empfangen. Unser Gepäck wurde auf einen Haufen geschichtet und zwei von uns als Wachen aufgestellt, die übrigen gingen nach ihren Hängematten. Umgeben von jenen heimlich lauernden Feinden schliefen wir natürlich nicht viel, und unsere Gruppe mit den auf- und abschreitenden Wachen, den blinkenden Waffen, mit den unruhigen, seltsam gekleideten Schläfern glich mehr einer Schaar von Banditen als friedlichen Reisenden. Wir hatten einen etwa sechs Fuß hohen Neger bei uns, der, in Vergleich mit den Bewohnern von Mittel-Amerika, die wahre Zwerge sind, einem Riesen glich. Der Kerl war, wohin wir kamen, ein Gegenstand der Verwunderung, und obgleich der ärgste Hasenfuß, der je einen Pallasch trug, war doch seine Gesellschaft ein rechtes Sicherheitsmittel, da Jeder, der ihn sah, seinen Muth nach seiner Größe schätzte. Er führte ein Gewehr, dessen unmäßig langer Lauf mit seinen eigenen Gliedern in Verhältniß stand. Es war aber nur eine Vogelscheuche wie der Mensch selbst, denn es fehlte nichts Geringeres daran als das Schloß, was wir aus einleuchtenden Gründen möglichst zu verbergen suchten. An dem einen Ende unseres Lagers war die indianische Hütte, wo wir zu Abend gegessen hatten. Der Neger stand auf der Wache mit dem Rücken gegen das Haus gelehnt, als ein Laden geöffnet wurde und mehrere Köpfe daran erschienen, welche die Schläfer — dafür hielt man uns — mit besonderem Vergnügen betrachten. Plötzlich gewahrten sie den riesigen Neger, den die Schatten der Nacht noch größer erscheinen ließen, als er wirklich war, und eine Unterredung folgte, aus der wir nur entnahmen, daß dieser ein „Grandote“ sei, an den man sich nicht wagen dürfe. Damit entfernten sie sich wieder und ließen uns den übrigen Theil der Nacht in Ruhe.

Früh am nächsten Morgen brachen wir auf, froh darüber, ein solches Quartier zu verlassen. Unser Plan war jetzt, in den unbewohntesten Theil des Landes einzudringen und soviel möglich keine Spur unserer Reise hinter uns zu lassen, sowie auch keine Andeutung über den Weg zu geben, den wir nehmen wollten. Freilich hatten wir deshalb auch manche Beschwerlichkeiten zu ertragen. In den Wäldern, welche von den menschlichen Wohnungen entfernt liegen, hausten zahllose Millionen eines Insects, Garapato genannt, welches so klein ist, daß man es eher für ein schwarzes Stäubchen als für ein lebendes Thier hält. Dennoch hängt es sich an den Körper, arbeitet sich

unter die Haut hinein, wächst hier zur Größe einer Erbse an und verursacht, wenn man es nicht alsbald vernichtet, schmerzliche Wunden. Die Maulthiere litten entsetzlich, und wir selbst retteten uns nur, indem wir bei jedem Halteplatz sie herauszwickten und aus den Kleidern schüttelten — eine Arbeit, die viele Zeit und Geduld erforderte und uns manchmal nöthigte, sie unter der Haut herauszustechen.

Nachmittags kamen wir nach einem indianischen Dorfe, am Ufer eines von hohen steilen Bergen eingeschlossenen Sees. Schwäne, Kraniche und zahlreiche andere Vögel schwärmten auf der Oberfläche umher und an den Ufern sahen wir schöne seltene Blumen und Staudengewächse. Es war ein so heimliches Plätzchen, daß wir beschlossen, vor Anbruch des nächsten Morgens nicht weiter zu gehen. Die wenigen Bewohner schienen in ihrem Betragen friedliche Leute zu sein, jedenfalls zeigten sie sich ganz anders, als die, welche wir am Morgen verlassen hatten, sie waren freundlich und belästigten uns nicht durch zudringliche Neugier. Nachdem wir unter einem bedeckten Schuppen unser Lager aufgeschlagen hatten, eilten wir, uns mit einem Bade in dem See zu erfrischen. Dieser See soll einer alten Sage nach an der Stelle liegen, wo ehemals eine Stadt der Ureinwohner stand, welche in Folge eines Erdbebens hier versank, und nach dem Aussehen der Umgegend zu urtheilen, scheint diese Sage Wahrheit zu enthalten.

Am folgenden Tage hatte mein Maulthier Reißaus genommen, den Weg nach Sonsonate eingeschlagen, und es dauerte einen ganzen Tag, ehe ich es wieder erhielt. Einigen unserer Reisegefährten war diese Verzögerung sehr unangenehm, dennoch war sie zu unserem Glück. Denn wären wir an diesem Morgen weiter gegangen, so hätten wir auf eine Schaar Räuber stoßen müssen, die unserer Fährte nachspürte, aber die Jagd aufgab, als sie uns an der Stelle, wo sie uns vermuthet hatte, nicht antraf. Nun zogen wir durch ein fruchtbares, an Zuckerpflanzungen reiches Land. Wir befanden uns in Guatimala, somit auf dem streitigen Boden, aber der Krieg hatte diesen Strich Landes noch nicht erreicht und wir brachten die Nacht ruhig unter dem Schutz einer im Walde gelegenen Hütte zu. Am andern Morgen aber führte uns unser Weg durch einen gefährlichen Landstrich. Wir hatten einen Führer gemiethet, der uns durch die Sümpfe und Moräste leitete, die damals in der trocknen Jahreszeit ziemlich wegsam waren. Endlich gelangten wir wieder auf die trockene Prairie, wo ein Dorf zu unserer Linken lag und zogen eilig weiter, so daß die Einwohner wegen der Entfernung uns nicht wohl von einer gewöhnlichen Gesellschaft von Maulthiertreibern zu unterscheiden vermochten. Die Ebene war dicht mit Cactus bedeckt und reich an Geflügel, welches aber so zahm war, daß es sich kaum bei unserer Annäherung entfernte. Ein einsames Haus, das wie ein Felsen aus dem Meere emporstieg, gewährte uns Schutz für die Nacht.

Als wir am andern Morgen aus unsern Kürbisschaalen die Chokolade getrunken hatten, machten wir uns abermals auf den Weg, der jetzt nach Chiquimula, der Hauptstadt des gleichnamigen Departements, führte. Unser Ritt war außerordentlich mühsam und erst am späten Abend langten wir in dem Dorfe St. Helena an, das wir in großer Aufregung fanden, da der Gouverneur von Chiquimula die jungen Leute zu Soldaten ausgehoben hatte. Wir erhielten hier zu essen, hörten aber schlechte Neuigkeiten. Chiquimula

war nur drei Leguas entfernt, der Commandant, an den wir Briefe hatten, war den Tag zuvor mit 500 Mann nach Guatimala gezogen, so daß wir auf alle freundliche Aufnahme in der Stadt verzichten mußten; diese selbst befand sich in großer Verwirrung, die Bewohner des Dorfes sahen uns mit scheelen Blicken an und schienen zu glauben, daß wir verdächtige Leute seien. Wir befanden uns im Innern des Landes, an einen Rückzug war nicht zu denken und das Vorwärtsgehen hatte auch bei solchen Aussichten nichts Anziehendes. Manche Anzeichen machten es uns bedenklich an dem Orte, wo wir uns befanden, zu übernachten. Wir hielten deshalb Rath im Hause zweier Indianer, zu denen uns die Arrieros gebracht hatten. Man hatte sie für den Dienst in der Armee ausgehoben, sie aber suchten sich wo möglich demselben zu entziehen. Es schienen aufgeweckte ehrliche Bursche zu sein, unser Maulthierbesitzer war geneigt ihnen zu trauen und so beschlossen wir ein Gleiches zu thun. Sie willigten ein, uns bis an die Grenze von Honduras zu führen, wofür sie eine ansehnliche Summe erhalten sollten. Der Eifer, den sie für unsere Sache zeigten, machte einen günstigen Eindruck auf uns. Unsere Maulthiere wurden abgeladen und man ließ sie grasen, während wir unsere Hängematten an die Bäume knüpften und uns zum Schlafengehen anschickten. Diese Vorbereitungen wurden aber nur gemacht, um den wachsamen Einwohnern allen Verdacht zu benehmen, denn sobald diese sich entfernt hatten und die Dunkelheit eintrat, sattelten wir in aller Stille unsere Maulthiere, setzten unsere Waffen in Bereitschaft und stahlen uns ganz sachte aus dem Dorfe. Bis der Mond aufging, waren wir schon weit auf dem Wege nach Chiquimula, dessen weiße Thürme uns bald gespenstisch entgegenleuchteten.

Bisher hatten wir gehofft, auf einer Nebenstraße die Stadt ungesehen umgehen zu können, aber die Führer erklärten, es gäbe keine Nebenstraße, daher uns nichts anderes übrig blieb, als rasch hindurchzuziehen, ehe Lärm gemacht werden konnte. Unser Muth stieg mit der Gefahr, und das Abenteuerliche unserer Lage hatte Reize genug, um uns gegen die möglichen üblen Folgen zu verblenden.

Es war eben Mitternacht vorüber und der Mond schien hell vom wolkenlosen Himmel. Wir rechneten zuversichtlich darauf, daß keine Nachricht von unserem Plane uns vorangegangen sei, dennoch befanden wir uns in großer Spannung, als wir Einer hinter dem Andern die steile Schlucht hinanritten, welche nach der Stadt führt und nun die engen Straßen betraten. Schweigen und Schnelligkeit galt hier vor allen Dingen, und die Maulthiere wurden durch Schläge und Sporenstöße zu ungewohnter Eile angetrieben. Die armen Thiere hatten weder zu Mittag noch am Abend Futter bekommen und waren durch die übergroße Anstrengung so erschöpft, daß ihre leeren Magen, als sie dahin trabten, allerlei trübselige, dem Klang eines leeren Fasses nicht unähnliche Töne von sich gaben. Das kleinste Geräusch wirkte auf unsere gereizten Nerven stärker, als das Anschlagen von Glocken.

Da hält ein Mann unsern Führer an, dieser antwortet, wir seien Kaufleute vom Lande, die nach Hause zögen. „Eine sehr frühe Stunde zum Aufbruch!“ bemerkt der Fragende und geht weiter. Die Mitte der Stadt war nun erreicht und Alles bis dahin ruhig geblieben. Plötzlich halten die Führer still und berathschlagen sich, Einer verläßt uns: ist er ein Verräther? Nein,

er will nur recognosciren, dann kehrt er zurück. Diese Zögerung gewährte der Patrouille Zeit uns den Rücken zuzukehren, als sie eben eine benachbarte Straße hinabzog. Eine Minute früher — und wir wären sicher von ihr angerufen worden. Lichter waren in vielen Häusern, und als wir weiter zogen, bellte ein Hund. Das Bellen setzte sich fort von Straße zu Straße, bis jeder Kläffer in der Stadt in den Chor mit einstimmte. Die Bürger eilten nach den Hausthüren, um zu sehen, was der Lärm bedeute, und starrten voll Verwunderung unsern seltsamen Zug an. Zwei Leute, wie es schien mit Musketen, traten uns entgegen, aber wir ließen uns nicht aufhalten, und die Musketen waren nichts als lange Prügel. Selbst die Maulthiere schienen jetzt neue Kraft zu gewinnen, sie trugen uns rasch bis an das Ende der Stadt, so daß wir über die äußeren Befestigungen hinaus waren, ehe noch die Wächterspfeife in der Stadt Alarm machte und bevor die 37,000 Einwohner sich recht über die Ursache des Alarms besinnen konnten, hatten wir schon den Wald erreicht, der uns schützend in seinen Schatten aufnahm. Zum Glück waren, wie man uns später erzählte, alle Pferde am Tage vorher mit den Truppen nach Guatimala abgegangen, und dies rettete uns vor weiterer Verfolgung.

Unsere Lage war dennoch nichts weniger als beneidenswerth. Die Furcht, wir möchten überrumpelt werden, hielt uns wach. Hungrig und erschöpft von den Anstrengungen sahen wir uns nach einem Versteck um und bargen uns endlich in dem Felsenbette eines ausgetrockneten Flusses. Die Maulthiere wurden abgeladen und frei gelassen, um ihr Futter zu suchen, was in der Nähe spärlich genug wuchs, auch fanden wir Wasser für sie. Wir selbst blieben am folgenden Tage ohne Obdach, denn der Wald war ganz entblättert, daher wir den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt waren, welche mit verdoppelter Heftigkeit von den vulkanischen Felsen zurückprallten, die unser einziges Lager waren. An Schlaf war daher garnicht zu denken, die Hitze war fürchterlich, es war der heißeste Tag, den wir noch auf dem Lande erlebt hatten, kein Lüftchen milderte die Glut. Aus Besorgniß entdeckt zu werden, wagten wir nicht unser Versteck zu verlassen und sprachen nur flüsternd mit einander. Unsere Führer, welche mit der Gegend bekannt waren, gingen recognoscirend aus und kamen mit der Nachricht zurück, daß man uns eifrigst nachforsche. Mehrere von uns verbargen sogleich ihre werthvollsten Papiere und rüsteten sich zu einer eiligen Flucht zu Fuße, im Fall man unsern Schlupfwinkel auffinden sollte. Einige kalte Speisen, unser letzter Vorrath, wurden vertheilt, aber wir fühlten uns zu sehr ermattet, um essen zu können. Wasser war nur in sehr geringer Menge in der Höhlung eines erhitzten Felsens zu finden, und niemals ward eine Nacht herzlicher herbeigewünscht, obgleich auch sie uns neue Gefahren brachte. Die Maulthiere wurden wieder gesattelt und mit der äußersten Vorsicht die Reise abermals angetreten. Der befreundete Staat Honduras war jetzt noch vierzig englische Meilen entfernt und wir bestrebten uns aller Verfolgung zu entziehen, indem wir so eilig als möglich sein Gebiet zu erreichen suchten.

Eine andere volkreiche Stadt, Zacapa, lag zwischen uns und Gualan, der Grenzstadt der Provinz. Das ganze Land befand sich in Aufregung, denn Boten waren nach allen Richtungen ausgesandt, um uns aufzugreifen. Hatten wir aber Zacapa im Rücken, so durften wir uns für gesichert halten.

Viel Zeit verging, um einen steilen Berg hinanzusteigen. Es war so finster, daß man nur wenige Schritte vor sich sehen konnte. Als wir halbweges oben waren, kam ein Mann zu Fuß an uns vorüber, der weit schneller ging, als wir uns fortbewegten: es war ein Schnellläufer, der den Befehl uns zu verhaften nach Zacapa überbrachte. Nachdem wir den Gipfel erklommen hatten, konnten wir die Lichter von Chiquimula deutlich sehen, zahlreiche Wachtfeuer brannten auf den umliegenden Höhen. Trotz unserer Unruhe und Ermüdung konnten wir uns eines herzlichen Lachens nicht erwehren, wenn wir uns das Erstaunen und den Unwillen der Einwohner über unsere Keckheit vorstellten. So still und demüthig unser Einzug gewesen war, so sehr hatte unser Auszug sie in Aufregung gebracht. Hätten wir gewußt, welch ein Blutdurst damals im Lande herrschte und wie der Mord nur als Zeitvertreib betrachtet wurde, ich glaube, wir würden das gefährliche Spiel weniger gleichmüthig gespielt haben.

Das Hinabsteigen vom Berge war noch schwieriger als das Hinaufsteigen, es war zu finster, um auch nur den Weg zu sehen und wir verließen uns gänzlich auf unsere Maulthiere. Sie stolperten häufig über lose Steine, mit denen der Weg übersäet war, und brachten uns erst nach mehrstündiger harter Anstrengung wohlbehalten nach der staubigen Ebene unten, wo wir sie wiederum rascher vorwärts trieben. Der Boden war trockener Kalk, der sich in Wolken erhob und bald unserer ganzen Gesellschaft das Ansehen von weißbestäubten Müllern gab; auch drang er in Nase und Mund und reizte den bereits brennenden Durst noch mehr, so daß dieser fast völlig unerträglich wurde. Meine Zunge glich einem Stücke verschrumpften Leders und rasselte seltsam in meinem Munde herum; nicht einen Tropfen Feuchtigkeit konnte ich in meinem Munde gewinnen, um meine verdorrten Lippen zu netzen, meine Augäpfel waren erhitzt und ausgedehnt. Plötzlich schlug ein Freude erregender Ton an mein Ohr — es war das Plätschern eines fließenden Wassers. Nie hieß eine hungernde Karawane in den Wüsten Arabiens eine Oase mit größerer Sehnsucht willkommen, als wir den Anblick des Zacapaflusses. Wir stürzten das Ufer hinab. An meinem Sattel hing ein wasserdichter Korb, wie man sie in Californien macht; sonst diente er mir als Waschbecken, jetzt als Trinkgeschirr. Ich füllte ihn bis zum Rande und trank den längsten, süßesten Zug, den je ein durstiger Reisender getrunken. Dann füllte ich ihn wieder und tauchte mein Gesicht in das kühle Wasser und badete es aber- und abermals. Unser Durst hatte bereits den höchsten Grad erreicht gehabt, jeder Verzug wäre uns zur Höllenpein geworden, der Genuß des ersten Zuges frischen Wassers war unaussprechlich.

Unterdessen war der Mond aufgegangen und bei seinem Lichte gewahrten wir bald die weißgetünchten Häuser von Zacapa. Mit der größten Vorsicht und nicht ohne mannigfache Mühseligkeiten wanden wir uns um die Stadt herum und befanden uns Morgens 3 Uhr nur noch in geringer Entfernung von Honduras auf ebener Straße. Hier entließen wir unsere indianischen Führer mit reichlicher Belohnung, sie wünschten uns von Herzen glückliche Reise. Nur noch ein Berg oder vielmehr ein langgestreckter, rauher Hügel lag vor uns. Seit 48 Stunden hatten wir des Schlafes entbehrt, es überstieg unsere Kräfte noch länger darauf verzichten zu müssen. Müdigkeit begann uns zu überwältigen, sie überstieg sogar das Gefühl des Hungers, das sich seit einiger

Zeit sehr ungestüm gemeldet hatte. Doch war die Schläfrigkeit, ganz unähnlich dem Durst, ein sehr angenehmer Feind. Sie beschlich uns so leise und mit so angenehmen Empfindungen, daß wir ihre Ankunft garnicht merkten, als bis sie sich unserer versichert hatte. Mehrere Male fiel ich auf meinem Maulthier in Schlaf und wurde nur durch einen unsanften Stoß geweckt, der mein Gleichgewicht störte. Da ich mich nicht auf meinem Sitze halten konnte, so rieb ich meine Augen, that mir Gewalt an, stieg ab und ging zu Fuße. Aber auch das half nicht, denn ich versank bald wieder in einen Zustand von Bewußtlosigkeit, bis ich an einen Stein heftig anstieß, die Augen gewaltsam öffnete, sie aber trotz aller Anstrengung bald wieder schloß, bis ein abermaliges Stolpern mich wieder weckte. Die Anstrengung wach zu bleiben, erregte den empfindlichsten Schmerz, der härteste Felsen wäre mir ein willkommenes Bette gewesen. Selbst die armen Thiere fingen an Beweise einer unüberwindlichen Mattigkeit zu geben, sie standen manchmal völlig still und ließen sich nieder, bis die Arrieros sie wieder aufstachelten.

So erreichten wir das indianische Dorf San Pablo, das jetzt fast verlassen dastand, weil die Cholera im vorigen Jahre den größten Theil der Bevölkerung hinweggerafft hatte. Wir eilten rasch hindurch und bemerkten eine zerstörte Kirche und noch ein anderes Gebäude in Trümmern. Am Fuße des Berges, auf welchem diese standen, setzten wir über einen kleinen Bach. Gualan war jetzt nur noch wenige Leguas entfernt, es war unsere Absicht, die Grenze noch diesen Morgen zu überschreiten. Allein der Tag war schon angebrochen und wir sowohl wie unsere Thiere waren zu sehr erschöpft, als daß wir noch hätten weiter gehen können. Ruhe war für uns alle jetzt das unabweislichste Bedürfniß, es mochten die Folgen davon sein, welche es wollten; einige Stunden reichten hin, uns für die Weiterreise zu stärken. Den erschöpften Thieren wurden deshalb die Ladungen abgenommen und sie sowohl als ihre Herren lagen in weniger Zeit, als ich brauche, um dieses niederzuschreiben, auf dem Grase ausgestreckt und in tiefen Schlummer versunken. Wie lange wir so gelegen haben mögen, weiß ich nicht. Allein eine heisere Stimme, welche uns aufforderte uns zu ergeben, weckte uns zuerst aus unserem tiefen Schlummer und der Anblick zahlreicher auf unsere Köpfe gerichteter Pistolen brachte uns bald zur Besinnung. Die Sonne schien glänzend und heiß auf uns herab und eine Schaar Soldaten stand stumm uns angaffend umher, wie es schien ebenso erstaunt über unseren Anblick, als wir über den ihrigen. Es waren augenscheinlich mit Gewalt ausgehobene Rekruten, ein zerlumpter Haufe mißgestalteter Burschen von allen Farben, welche aussahen, als vertauschten sie gern ihre Musketen und Tornister gegen Erdhauen und Maisfelder. Aber ihre Anführer sahen besser aus, sie waren wohlgekleidet, gut bewaffnet und vortrefflich beritten. Ihre Uniformen schienen so glänzend und neu, als daß sie mehr als einige Tage alt sein konnten, und ihr erster Dienst war unsere Gefangennahme. Natürlich streckten wir vor diesem Haufen friedlich und mit möglichst freundlicher Miene unsere Waffen, denn sie standen vor uns mit ihren Pistolen, um ihrer Aufforderung Nachdruck zu geben.

Der komische Anblick dieser Scene hätte auch mich sicher zum Lachen gereizt, wenn nicht der finstere Blick der Männer, die uns gefangen nahmen, mich erinnert hätte, daß unser Schicksal in der Hand von Menschen lag,

welche nur ihren Willen als oberstes Gesetz anerkannten. Siebenzig Mann nahmen sieben halbverhungerte Reisende gefangen, welche bei dem besten Willen nicht die Mittel besaßen sich zu vertheidigen. Unsere schlechte Ausrüstung erregte ihr Gelächter, als sie das zu Chiquimula erlassene Decret zu unserer Verhaftung lasen. Es schilderte uns als eine wohlbewaffnete Schaar von Fremden, die heimlich Schätze aus dem Lande führten und schloß damit, daß es alle patriotischen Einwohner aufforderte zu unserer Habhaftwerdung und Bestrafung mitzuwirken. Das Decret war furchtbar genug, um uns zu vernichten, aber seine kriegerischen Redensarten waren ein schlimmer Stein des Anstoßes für den Muth des tapfern Alcalden in San Pablo, welcher mit dessen Ausführung beauftragt war. Sein Dorf konnte sich keiner genügenden Anzahl von Freiwilligen rühmen, welche geneigt gewesen wären, es mit einer Schaar wohlbewaffneter Fremden aufzunehmen, und wäre er nicht zufällig auf die Soldaten gestoßen, welche Waffen nach Chiquimula escortirten, so würden wir sicher entkommen sein. Dies gestand er uns nachher selbst, als wir bessere Freunde geworden waren. Seinen Stock mit silbernem Knopfe, das Zeichen seiner Würde, in der einen Hand und den Verhaftsbefehl in der andern, versteckte er sich hinter seine militairische Gefährten und befahl von dieser klug gewählten Stellung aus uns in's Gefängniß zu führen. Da dieser Befehl aber die Nothwendigkeit in sich schloß, den steilen Berg, welchen wir eben überstiegen hatten, noch einmal zu erklimmen, so weigerten wir uns geradezu und erklärten, wenn wir von hier aufbrechen sollten, so müsse er Mittel herbeischaffen, uns fortzubringen.

Der Anführer der Soldaten zog durch die Schönheit seiner Gestalt unsere Aufmerksamkeit auf sich und einer unserer Reisegefährten bemerkte in englischer Sprache, daß derselbe wirklich wie ein Gentleman aussehe. Zu unserem Erstaunen redete er uns alsbald sehr höflich auf Englisch an, und seinem veränderten Benehmen nach schien er die gute Meinung, die wir von ihm hatten, bewahren zu wollen. Dies Ereigniß entschied über unser Geschick, und die Aussicht auf die Schrecken einer Gefangenschaft in Chiquimula verminderte sich allmählig. Unsere Erläuterungen überzeugten ihn bald, daß wir wirklich Fremdlinge im Lande seien und dasselbe ebenso begierig seien zu verlassen, wie andrerseits man uns herauszutreiben wünschte. Was ihn aber außer dem persönlichen Compliment hauptsächlich umstimmte, war der Umstand, daß er in uns Bürger der Vereinigten Staaten fand, da die Partei, welcher er angehörte, den Engländern abgeneigt war. Er bekannte sich sogleich als unsern Landsmann und sagte, er sei zwar von Geburt ein Italiener, betrachte sich aber als Bürger der Union, da er sieben Jahre in derselben gelebt habe. Die Vorzeigung unserer Briefe an den Commandanten von Chiquimula erhöhte noch seine günstige Gesinnung gegen uns auf eine fast wunderbare Weise, obgleich er über die Erzählung unseres mitternächtigen Marsches nicht wenig den Kopf schüttelte und erklärte, daß es uns, wenn wir ergriffen worden wären, schlecht ergangen sein würde.

Nach einer halben Stunde lebhafter Unterhaltung waren wir mit Denen, die uns gefangen genommen hatten, die besten Freunde geworden, so daß jene aufrichtig bedauerten, um eines lumpigen Alcalden willen so viele Herren im Schlafe gestört zu haben. Sie nahmen es über sich, von den Gewalthabern unsere Befreiung und einen Geleitsbrief für den Rest unserer Reise auszu-



Wanderung durch Mittel-Amerika.

wirken. Der Italiener ritt selbst nach Chiquimula, um für die Uebersendung der nöthigen Papiere Sorge zu tragen, wobei wir nur noch befürchten mußten, daß die Behörden selbst mit uns eine Unterredung wünschen möchten. Man übergab uns Wachen, welche für ihre Bemühung, die sie unsererseits gern hätten sparen können, eine hübsche Belohnung forderten. Noch vor Anbruch der Nacht verlangte der Alcalde, der uns nicht verlassen wollte, ebenfalls ein Geschenk und sprach uns von der Rathsamkeit innerhalb der Mauern des Gefängnisses zu schlafen, da er hier nicht für jede gegen uns möglicherweise geübten Gewaltthätigkeiten verantwortlich sein könne. Dies Anerbieten wurde indessen entschieden abgelehnt. Es konnten in der freien Luft Spitzbuben in unserer Nähe sein, innerhalb der Gefängnißmauern waren sie uns aber jedenfalls noch näher, und um eine spanisch-amerikanische Gefängnißthüre aufzuschließen, gibt es nur einen Schlüssel, einen goldenen.

Unsere Papiere kamen am nächsten Morgen an. Nun wieder in Freiheit gesetzt, ritten wir lustig fort, bewunderten die verschiedenen Aussichten, jauchzten und sangen wie Schulknaben, denen eine Strafe erlassen ist, es hatte garnicht den Anschein, als wären wir verständige, besonnene Reisende.

Der Weg ging durch ein bergiges reizend schönes Land. Die Vegetation war mannigfaltig und üppig, überall blühten die prächtigsten Blumen. In der Ferne erhoben sich malerische Berge bis zu 7000 Fuß Höhe und schlossen den Horizont wie eine mächtige Mauer. Nahe bei uns floß der Motaguafluß rasch dahin, in welchem Vögel, Krokodile und Menschen badeten.

Spät Nachmittags kamen wir nach Gualan und traten gerade bei dem Alcalden ein, als dieser den Befehl zu unserer Verhaftung ausfertigte. Unsere Pässe beruhigten ihn und wir versetzten ihn noch dazu in gute Laune, als wir ihm versprachen am andern Morgen Maulthiere zu unserer Weiterreise von ihm miethen zu wollen. Gualan ist nur eine kleine Stadt an den Ufern des Motagua, welcher bei Omoa in den Golf von Honduras fällt. Zwischen beiden Orten wird mittelst großer Boote ein kleiner Handel betrieben, einige Läden waren mit amerikanischen und englischen Waaren wohl versehen. Unser italienischer Freund hatte uns wegen eines Nachtlagers an eine alte Dame gewiesen, welche in einem sehr großen aber schmutzigen Hause wohnte. Es war eine bejahrte, mürrische Frau und an ihrem Halse hing ein ungeheurer Kropf. Sie hätte uns gewiß gern abgewiesen, wäre dies nicht ein zu grober Verstoß wider die spanische Gastfreundschaft gewesen. Das Schlafzimmer, in welches sie uns unterbrachte, war ein großer, meistentheils mit Waaren angefüllter Schuppen, und was das Essen betrifft, womit sie uns bewirthete, so schützte uns dies nur eben gegen völligen Hunger. Wir waren genöthigt, einen Tag lang unter ihrem Dache zu bleiben, und ihre Rechnung stand ganz und gar mit ihrer Unliebenswürdigkeit in richtigem Verhältniß. Indessen wir bezahlten gern was sie verlangte, froh, nur ihre Zunge nicht länger hören zu müssen.

Von Gualan aus erreichten wir in zwei Tagen einen Rancho am Fuß des Mico-Berges, bis wohin wir unsere Maulthiere gemiethet hatten. Das Land, welches wir durchzogen, war ebenso reich, zeigte aber andere Züge als das, durch welches wir gekommen waren. Es war eine üppige Wildniß, wir trafen nur wenige Einwohner auf der ganzen Straße, das Land war

zerrissen und bergig, mit grünen Rasen und prachtvollen Bäumen bedeckt. Es fehlte so ganz und gar an Unterholz, daß die Waldung an vielen Stellen mehr einem angepflanzten Park, als einer natürlichen Wildniß glich. Der Mico-Berg, die große Straße von dem Golf in das Innere des Landes, lag nun vor uns. Alle Anstrengungen, die wir bisher überstanden hatten, waren nichts im Vergleich mit dem Zuge über den Berg. Die Entfernung nach Isabel beträgt nur einige Meilen, aber diese wenigen Meilen erfordern einen ganzen Tag unablässiger Mühsal. Man hält Maulthiere ausschließlich für diese Wegestrecke, und einen beschwerlicheren Pfad für Menschen und Thiere findet man vielleicht nirgends. Felsen und Schlamm, tiefe Pfützen und Steilabschüsse, ein schlüpfriger weicher Boden, den die Waldbäume dermaßen überschatten, daß sie die Sonnenstrahlen völlig abhalten, wirken hier zusammen, um die möglichst schlechteste Straße zu erzeugen. Mehrmals versanken die Maulthiere in den Schlamm, ebenso oft stolperten sie über Steine oder rollten einen schlüpfrigen Paß hinunter. Ihre Bewegung auf dem besten Theil des Weges glich der eines kleinen Fahrzeuges auf einer bewegten See an einem ruhigen Tage, wo es jeden Augenblick nach einer andern Seite hin geworfen wird. Wir hatten aber keine Zeit, sonderliches Mitleid mit den Thieren zu haben, denn es gab für uns genug zu thun, damit wir nicht den Kopf an mächtige, überhängende Zweige anrannten oder die Glieder an vorspringenden Felsen wund stießen. In einigen Löchern stand Wasser, in andern ein bläulicher Schlamm mehrere Fuß tief. Baumwurzeln gleich einem verwickelten Netzwerk hemmten unsern Pfad. Einzeln hinter einander suchten die Maulthiere langsam fortzuschreiten. Die Straße war wirklich entsetzlich; wir ritten nach dem Uebersteigen des Berges eine halbe Stunde lang in dem Bette eines Flusses fort, wobei wir dermaßen mit rothem klebrigen Schmutz vom Kopf bis zu den Füßen überdeckt wurden, daß Wasser ihn nicht abzuwaschen vermochte und wir in dieser unangenehmen Umhüllung in Isabel einzogen, gleich allen Reisenden, die vor uns desselben Weges gekommen waren. Die Einwohner waren an diesen Anblick gewöhnt, sonst müßten sie uns für bewegliche Kothmassen gehalten haben.

Unsere Briefe an einen reichen Spanier hatten wir verloren, dennoch ritten wir an seine Thür und bemühten uns, uns mündlich bei ihm einzuführen, aber er wies uns grob ab, wir seien verdächtige Bursche, mit denen er nichts zu thun haben wolle. Ein Blick auf unsern Aufzug überzeugte mich, daß er so Unrecht nicht habe und ich vergab ihm, denn Mißtrauen, Unruhe und Blutdurst herrschten im Lande. Endlich fanden wir ein Unterkommen bei einem weniger besorglichen Manne. Nachdem wir uns hier gebadet, hingen wir unsere Hängematten für die Nacht auf, konnten aber erst gegen Morgen ein wenig Schlaf finden, weil die braune Bevölkerung ein Fest feierte und Feuerwerk, Trommeln, Trompeten und wüstes Geschrei fast die ganze Nacht hindurch sich vernehmen ließen. Unser Gepäck langte, einigermaßen gegen unsere Erwartung, während des Tages an, da es doch dem Gerücht zufolge Schätze enthalten sollte. Aber die Maulthiertreiber fanden wir allenthalben höflich und ehrlich.

Isabel ist eine blühende Stadt, welche in neuerer Zeit sich sehr vergrößert, aber eine ungesunde Lage hat. Sie ist von niedrigem Sumpflande, welches mit einer üppigen Vegetation bedeckt ist, ringsum eingeschlossen.

Regen fällt reichlich und die Sonnenhitze ist überwältigend. Der Ort gilt für Fremde so ziemlich als ein Grab, man kommt hinein, aber selten wieder heraus. Dennoch ist er ein Haupthafen für die Ostküste des mittleren Amerika. Er liegt am Golf des Dulceflusses, der wegen seines süßen Wassers so genannt wird, fünfzig englische Meilen von seiner Mündung. Auf diesem Wege werden die Waaren in's Innere des Landes gebracht, Indigo und Cochenille kommen dagegen zurück. Ein schöner spanischer Schooner sollte in einigen Wochen nach Havanna gehen, aber wir hatten keine Lust, an diesem abscheulichen Orte so lange zu verweilen.

Glücklicherweise kam nach wenigen Tagen ein englisches Dampfboot an, welches bald wieder abgehen sollte. Auf diesem schifften wir uns ein, nachdem wir den Behörden der Stadt für unsern Aufenthalt je fünf Dollars hatten bezahlen müssen. Die Landschaft in der Umgebung des Golfs ist außerordentlich schön. Wo der Golf sich dem Meere nähert, verengt er sich zu einem Flusse, der nur wenige Ruthen breit ist. Auf beiden Seiten bildeten die Ufer eine Felsenwand von 3 bis 400 Fuß Höhe, aber der Fels war so mit Bäumen und Stauden bis dicht an den Rand bedeckt, daß kaum eine Spur von dem Gestein zu sehen war. Dieser Theil des Flusses ist acht englische Meilen lang und sehr geschlängelt; mitunter scheinen die Schiffe in einem mächtigen Felsbassin eingeschlossen zu sein, ohne einen andern Ausgang als über sich den Himmel. Durch diese wilde Stromschlucht schießt das Dampfschiff mit großer Schnelligkeit dahin, so daß nur Zauberkraft es retten zu können scheint; denn während der Bug um irgend eine vorspringende Felsenecke herumdreht, berührt das Hintertheil beinahe die gegenüberliegende Felswand. In einer Felsenspalte sprudelt eine heiße Quelle durch das obere kalte Wasser hindurch und erzeugt eine fortdauernde aufsteigende Dampfsäule.

Das Dampfboot ging nicht weiter als bis an die Barre. Die Küste war niedrig aber mit riesenhaften Bäumen besetzt, in deren Schatten Negerholzhauer ihre Hütten gebaut hatten. Wir bestiegen hier eine New-Yorker Brig, welche Mahagoniholz lud. Da sie aber erst nach einigen Tagen abfuhr, machten wir noch einen Ausflug nach Balize, auf welchem ich vom Fieber ergriffen wurde — ein Denkzettel, den ich Monate lang mit mir herumschleppen mußte. Am 24. März kam ich in New-York an, völlig überzeugt, daß der Mico-Berg viel schlimmer als ein Windstoß vom Cap Pillar und ein mitternächtlicher Ritt durch Chiquimula das Aergste von Allem sei.

---

2. Der Pik von Orizava.

Ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als den einer persönlichen Besichtigung des Piks von Orizava, eines allen Schifffahrern, welche den Meerbusen von Mexico besuchten, wohlbekannten Berges, dessen ewige Schneeflächen man deutlich sieht, und dessen Höhe so häufig vom Meer, nie aber vom Gipfel aus aufgenommen worden ist. In dieser Absicht begab ich mich nach der nächsten bewohnten Oertlichkeit an den Fuß des Berges, nach einem Hüttenwerk El Paso Pacional de la Plata, welches zum Schmelzen des in den benachbarten Bergwerken gewonnenen Silbers dient. Der erste Theil

meiner Reise ging nach der Stadt und Veste Perote, ein Weg, der Allen, welche dieses Land besucht haben, als die Hochstraße von Mexico nach Veracruz wohl bekannt ist und daher keiner Schilderung bedarf. Hier nahm ich ein Pferd, und ritt in nahezu gerader südlicher Richtung, vierzehn Leguas weit, nach dem Schmelzwerk. Das Land hat nichts Malerisches, da es fast durchaus flach und unfruchtbar ist; dennoch ist es ungemein merkwürdig, und würde, glaub' ich, für einen in der Lieblingswissenschaft unserer Zeit, der Geologie, gut Bewanderten sehr interessant sein. Obgleich die Ebenen unfruchtbar sind, so rührt dies doch mehr vom Mangel des Anbaus, als von der innern Natur des Bodens selbst her; denn wie fast alles vulkanische Erdreich, ist auch dieses, wenn es angebaut wird, äußerst fruchtbar, und wie wohl großer Wassermangel herrscht, und während der trockenen Monate in einigen Theilen das Wasser gänzlich fehlt, so ist doch der Thau so stark, daß er in den angebauten Strichen den Regen genügend ersetzt. Während meiner Wanderung durch diese Ebenen wurde meine Aufmerksamkeit mehrmals auf Stellen gelenkt, die augenscheinlich erloschene Krater waren; der untere Rand befand sich auf der Fläche der Ebene, so daß man plötzlich, fast ohne sie gewahr zu werden, an derartige Stellen gelangte; der andere Rand lag beträchtlich höher. Eine merkwürdige Thatsache bei allen Kratern, die ich hier zu Lande gesehen, welche ich mir aber nicht erklären kann, ist die, daß der untere Rand stets nach Süden, der höhere nach Norden gerichtet ist, als hätten die Ausbrüche gewöhnlich mehr in südlicher als nach anderer Richtung hin stattgefunden. Die Seitenwände dieser Krater sind fast insgesammt nahezu senkrecht; einige sind trocken, und bieten unten schöne Weide für das Vieh, welches auf den, von den Bauern in den Felsen gehauenen gekrümmten Pfaden seinen Weg die Seitenwände hinab findet. Andere bilden Seen, deren Tiefe ich nicht angeben kann, die aber augenscheinlich sehr bedeutend ist. Wie ich von sachkundigen Personen höre, schwankt die Temperatur des Wassers in einem Grade, der sich nicht aus dem Zustande der Atmosphäre erklären läßt. Daß es manchmal salzig ist wie das Meerwasser, manchmal fast süß, läßt sich dadurch erklären, daß die salzigen Theile, die vom Winde in Bewegung gebracht werden, bei ruhigem Wetter wieder zu Boden sinken. Die Destillation ergiebt, daß etwa ein Zehntel des Wassers aus Kieselerde besteht; in welcher Menge aber diese Substanz vorhanden, erkennt man deutlich aus den unzähligen Versteinerungen, die man längs der Ufer dieser Seen überall antrifft; das Wasser ist nämlich an den Binsen, den indianischen Feigenbäumen und andern Pflanzen in beständiger kräuselnder Bewegung, und läßt eine Steinkruste zurück, die täglich dicker wird und endlich die Pflanze tödtet, welche von innen abstirbt und einen vollkommenen Abdruck aller ihrer Theile zurückläßt. Außer den salzigen Bestandtheilen hat es noch einen eigenthümlichen bittern Geschmack. Auch geben die Indianer einem dieser Seen wirklich den Namen „Alchichica", d. h. Bitterwasser. Die umwohnenden Indianer kennen die Ungesundheit dieses Wassers vollkommen, und können durch nichts bewogen werden, davon zu trinken. Da es ein sehr warmer Tag war, so ging ich in eine Hütte und verlangte ein Glas Wasser; man sagte mir aber, einen solchen Leckerbissen gebe es hier nicht, Mann, Weib und Kind trinke von frühester Kindheit an nichts als Pulque, das aus Aloe gewonnene Lieblingsgetränk dieses Landes. Der Europäer, der es nur schwer

über sich bringen kann, Pulque zu trinken und sich den Genuß des Wassers gänzlich zu versagen, muß letzteres sieben oder acht Leguas weit holen lassen.

Die größten Krater, die ich sah, müssen ungefähr fünf englische Meilen im Umfang haben. Die Seen sind von unzähligen wilden Enten, sowie von einem andern Thiere bevölkert, von dem ich indeß mehr nicht als eine Beschreibung bekommen konnte, das ich aber, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, für identisch halte mit dem Proteus, den man in der Höhle von Istrien findet, da es dieselben sechs Punkte bis zu seinem Scheitel und dieselben Schuppen über seinen blinden Augen hat. Von den Indianern hört man, es befinde sich inmitten dieser Seen ein Strudel; in einem derselben, in dessen Mitte ich mich begab, fand ich nichts der Art; ihre Behauptung ist jedoch so bestimmt, daß ich zu glauben geneigt bin, das Wasser gerathe hie und da durch irgend eine unterirdische vulkanische Thätigkeit in Bewegung.

In der Nähe dieser Seen gibt es einige steile und rauhe Berge, die augenscheinlich vulkanischer Natur sind, und den Namen „Las Derumbadas“ (herabgefallene Berge) führen, ein Name, den sie mit vollem Rechte verdienen, denn sie sind allem Anschein nach von oben bis unten geborsten, und eine Seite ist herabgestürzt, da die Vorderseite eine senkrechte Richtung hat. An vielen Theilen dieser Berge steigt immer noch schwefeliger Rauch aus den Felsenspalten empor. Auch hat man in der Nähe Silberadern entdeckt, welche, solange sie auch schon dauern, immer noch sehr vortheilhaft sind; doch kann sich selbst hier, wegen früherer Erschütterungen, der Bergmann nicht auf seine Berechnungen verlassen. Wenn er sich schmeichelt, eine reiche Ader werde auf einige Entfernung hin sich erstrecken, so findet er sie plötzlich durch eine riesenhafte Porphyrwand, welche durch die alte Formation heraufgetrieben zu sein scheint, abgeschnitten und seinen Hoffnungen auf immer ein Ende gemacht. Der Grundfels ist Kalkstein, der eine große Anzahl Muscheln enthält; aber auch sie sind häufig durch eine manchmal 3 bis 400 Fuß dicke Bimssteinkruste entstellt und durch ungeheure Massen von Lava und andern vulkanischen Stoffen unterbrochen. Die Ebene umher ist von Bergen umringt und hat anscheinend keinen Abfluß für das Wasser; allein obgleich während der Sommermonate eine ungemein große Regenmasse fällt, so verschwindet doch alles binnen wenigen Stunden, wie man vermuthet, durch einige der erloschenen Krater.

Ich mußte einige Tage im Paso Nacional bleiben, da ich keinen Führer erhalten konnte und allein die Besteigung nicht gern unternehmen wollte. Ich hatte meine Hoffnung auf einen Franzosen gesetzt, der wenige Tage vorher den Pik von Orizava zweimal bis zum Gipfel hinauf bestiegen hatte — ein Unternehmen, das, wie man glaubt, vor ihm noch Keiner ausgeführt hatte. Sein Name ist Alexander Doignon, und es verdient wirklich von ihm erwähnt zu werden, daß er zweimal, einzig auf sich selbst gestützt, und über einen Boden hin, der ihm vollkommen unbekannt war, ein so gefährliches und beschwerliches Abenteuer unternahm. Das erste Mal ward er eine Strecke Wegs von mehreren Andern begleitet, Keinem von ihnen aber, außer ihm, gelang es den Gipfel zu erreichen. Bei seiner Rückkehr in die Ebene lachten die Mexikaner in den benachbarten Dörfern so sehr über seine Behauptung, daß er den Gipfel erstiegen habe — da es ihnen unmöglich schien — daß er sich erbot, er wolle, wenn sie ihm eine Fahne machten, diese hinauftragen

und auf dem Gipfel des Berges aufpflanzen. Sie machten ihm eine, 5 Ellen lang und 2 Ellen breit, welche er, nebst einem aus noch grünem schweren Holz verfertigten, 3 1/2 Ellen langen Flaggenstock auf den Berg hinauftrug und siegreich auf dem höchsten Punkt aufpflanzte. Als ich im Paso ankam, sah ich die Fahne noch immer in den Lüften flattern. Bei seiner Rückkehr wurde er von den Behörden der Hauptstadt des Bezirks unter dem Schalle der Musik empfangen und überall festlich bewirthet. Ein Schreiben von mir unterbrach ihn in diesen Lustbarkeiten, und am Nachmittag des 14. April brach ich mit ihm und einem jungen Deutschen, der zum Silberwerk gehörte, zu Pferde nach den Gränzen der Vegetation auf. Das Wetter war nichts weniger als glückverheißend, denn der Regen goß in Strömen, und da ich mich nicht recht kräftig fühlte, so glaubte ich nicht mit Sicherheit an einen vollen Erfolg. Ein Ritt von etwa drei Stunden durch dicke Wälder, längs dem Rande einer fürchterlich jähen Schlucht, brachte uns zu einer Hütte an den Grenzen der Vegetation, an einer den Namen El Puerto führenden Straße, die allen Schmugglern dieser Gegend wohl bekannt ist, indem sie zur Ausführung ihrer Schmuggelgeschäfte von der Küste aus den Weg hieher einschlagen. Der Siedwasserpunkt an dieser Stelle war 190 1/2° Fahrenheit, und zeigte sonach auf eine Höhe von 11,395 Fuß. Am 15ten, Morgens 5 Uhr, stiegen wir wieder zu Pferd; ich nahm einen lang-zugespitzten Stock, einen Barometer und zwei Thermometer nebst einem Paar Steigschuhen mit. Wir konnten unsere Pferde nur etwa zwei englische Meilen weit benützen, wo wir in eine Höhe von etwa 12,000 Fuß gelangten. Hier stiegen wir ab und begannen die Ersteigung des Berges selbst in allem Ernst, Punkt sechs Uhr. Der erste Theil des Weges war sehr steil und ging über lose Steine und Felsmassen, die von oben herabgestürzt waren. Er war äußerst ermüdend, besonders da die großen Steine uns bald da, bald dort unter den Füßen wegglitschten. Ferner wurden wir sehr belästigt durch einen wüthenden Wind, der vom Gipfel des Berges herabwehte, unseren Gliedern sehr schmerzte und das Athmen so sehr hinderte, daß wir, so oft wir anhielten um Athem zu schöpfen, dem Winde den Rücken kehren mußten. Nach etwa einer Stunde dieses mühsamen Marsches gelangten wir an die Linie ewigen Schnees. Schneelinie kann man sie eigentlich kaum nennen, denn der Berg ist Eine Masse Eis, das im Allgemeinen nicht mehr als zwei Zoll tief mit Schnee bedeckt ist. Die Seitenwände sind so steil, daß der Schnee sehr bald weggeweht wird und schmilzt; es ist in der That ein solider Gletscher, mit vielen ungeheuren Rissen, deren einige wohl hundert Fuß, andere nicht mehr als Einen Fuß weit, alle aber so tief sind, daß man nicht bis auf den Boden derselben hinabsehen kann. Dieser Umstand macht natürlich das Ansteigen weit gefährlicher, denn die Risse sind häufig mit einer dünnen Eiskruste bedeckt, die nachgibt, sobald man den Fuß darauf setzt. Wenn kein Schnee liegt, so ist die Farbe des Eises in diesen Theilen verschieden; liegt aber eine dünne Schneedecke, wie es, in Folge des Regens der vorhergehenden Nacht, bei unserem Aufsteigen der Fall war, so beruht die einzige Sicherheitshoffnung auf der Untersuchung des Grundes mit dem Stock.

Wir mußten häufig lange Umwege machen um diese Risse zu umgehen, allein hie und da war der Weg so vollständig gesperrt, daß wir so gut als möglich über die Eiskruste hinüber zu kommen suchen mußten. Das Gefühl,

das ich dabei hatte, werde ich aber, offen gestanden, sobald nicht vergessen. Je höher wir kamen, desto mehr nahm der Wind zu; Wolken und Nebel waren sehr dick, und an eine Aussicht durften wir unter solchen Umständen leider nicht denken. Ist jedoch die Luft rein, so muß die Aussicht vom Pik von Orizava eine der weitesten und prächtigsten sein. Hie und da war es uns vergönnt einen Blick auf den Gipfel, den Gegenstand unsers Ehrgeizes, zu werfen; allein nachdem wir bis halb eilf Uhr bergan geklommen, befanden wir uns noch immer ungefähr 1000 Fuß vom Gipfel. Der Wind tobte nun mit solchem Ungestüm, daß wir kaum aufrecht stehen konnten; das Thermometer stand auf Null, und Niemand, der an die niedrigen europäischen Berge gewöhnt ist, kann sich einen Begriff von der schneidenden Schärfe eines tobenden Windes machen, in dieser Temperatur von etwa 17,000 Fuß über der Meeresfläche. Mein deutscher Gefährte hatte bereits angefangen Blut zu speien, und ich selbst fühlte mich sehr ermattet, so daß wir, obgleich mit großem Bedauern, uns in der Ansicht einigten, die Erfolge unserer Bemühungen, den Gipfel während eines solchen Unwetters zu erreichen, stünden außer allem Verhältniß gegenüber der Gefahr, der wir uns aussetzten. Ich suchte hier die Höhe aufzunehmen, zu meinem großen Verdruß aber zeigte sich das Barometer völlig unempfindlich — aus welchem Grunde, konnte ich bis jetzt nicht ausfindig machen. Ich that mein Aeußerstes, um eine Spirituslampe anzuzünden, allein obgleich ich einen Schutzort für dieselbe gesucht hatte, vermochte ich des heftigen Windes wegen damit nicht zu Stande zu kommen, und konnte sonach auch den Siedwasserpunkt nicht bestimmen. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach waren wir indeß wenigstens 17,000 Fuß über der Meeresfläche, der Gipfel selbst aber muß mehr als 18,000 Fuß über derselben sein. Von unserm Standpunkt aus sahen wir deutlich den Rauch aus dem Gipfel emporsteigen, und Alexander Doignon sagte uns, derselbe komme nicht aus dem Krater hervor, sondern aus einem Riß in dem Felsen selbst, gerade am Gipfel. Seiner Schilderung zufolge ist der Krater verhältnißmäßig klein, und der Rauch soll von zwei oder drei Punkten im Grunde desselben, doch nicht sehr stark, hervordringen. Eine größere Masse dringt unter einem unbestimmten Punkte ganz an der steilen Nordseite des Berges hervor. Die obenerwähnte Eigenthümlichkeit, daß der niedrige Rand nach Süden, der höhere nach Norden gerichtet ist, zeigt sich auch bei diesem Krater, und die Risse der Innenwände sind voll krystallisirten Schwefels. Während der wenigen Minuten, die wir hier verweilten, wurden meine Hände so erstarrt, daß sich das Gefühl in denselben, und zwar mit großen Schmerzen, erst wieder einstellte, als wir unten angekommen waren.

Unser Hinabsteigen konnte der obenerwähnten Risse wegen, und weil das Eis sehr hart und schlüpfrig war, nicht sehr rasch vor sich gehen. Einmal setzte ich meinen Fuß auf eine dünne Eiskruste und sank nieder, glücklicherweise aber kam ich nur mit Einem Fuß in die Spalte, welche, wenn auch tief genug für alles andere, doch nicht weit genug war für meine beiden Beine. Nach dem Rathe unsers Führers hatten wir keine Brillen mitgenommen, weil, wie er mit Wahrheit sagte, wir die Gefahr, um sie vermeiden zu können, nothwendigerweise sehen müßten. Als wir wieder in unsere Hütte zurückkamen, wünschten wir uns daher Glück, daß wir kein unangenehmes Gefühl in den Augen empfänden. Ich rechnete aber ohne den

Wirth; denn als ich wieder im Paso zurück war und zu Mittag aß, fühlte ich allmählig eine große Hitze in Händen und Augen. Ich legte mich zu Bette, nach einer halben Stunde aber nahm die Entzündung und der Schmerz in hohem Grade zu — ich machte kalte Umschläge, mein einziges Heilmittel — allein die Entzündung war so heftig, daß die nassen Lappen in drei bis vier Minuten wieder völlig trocken waren. Zwei Tage lang war ich ganz blind, und zwei weitere Tage getraute ich mir nicht in's Licht zu sehen. Jetzt bin ich wieder ziemlich wohl, obgleich mir immer noch eine Wolke über fernen Gegenständen schwebt. Wie ich glaube, werde ich wieder völlig genesen, allein ich kann begreifen, daß die Wiederholung eines solchen Anfalls meinem Augenlicht bleibenden Schaden zufügen müßte. Natürlicherweise schälte sich die ganze Haut von meinem Gesichte ab; mein deutscher Gefährte aber bot, obschon er nicht an der geringsten Augenentzündung litt, den außerordentlichsten Anblick dar. Sein Gesicht war so geschwollen, daß ihn auch sein vertrautester Freund nicht würde wieder erkannt haben. Seine Wangen waren mit großen Blutbläschen bedeckt. Diesen Umstand und meine eigene Blindheit schreibe ich hauptsächlich dem schneidenden Winde zu, der uns den feingefrornen Schnee in Gesicht und Augen trieb. Dem Trinken geistiger Getränke konnten wir es nicht Schuld geben, denn wir hatten vergessen selbst unsern Wein mit uns zu nehmen.

---

3. Eine Pumajagd am Rio Bravo del Norte.

Wir hatten schon seit ein paar Tagen fast keinerlei Fährten von irgend jagdbarem Wild gesehen, was wir um so empfindlicher verspürten, als unsere Mundvorräthe nach und nach schmaler und schlechter geworden waren; dabei war das Eßverlangen immer dasselbe, wie es sich von einem Haufen junger und stets in freier Luft befindlicher Leute nicht anders erwarten ließ. Die Aprilsonne, welche uns hier zwischen Paso del Aguila und Laredo eine Linie am Rio Bravo vermessend fand, schien so heiß, als ob sie sich die Strahlenpfeile des Augusts geliehen hätte. Wir hatten für heute unsere Arbeit vollendet und die Aussicht auch morgen ruhen zu dürfen, weil es Sonntag war. An einem Uferdickicht, welches hier an der texanischen Seite mit Flugsandstrecken wechselt, wartete unser kleines Boot, um die Ingenieurpartie über den Fluß zu nehmen, welcher diesseits keinen günstigen Lagerplatz darbot, theils wegen Wassermangels, wo das schwerere Transportboot nicht anlegen konnte, theils wegen einer überreichen Ameisenbevölkerung, welche das Land hier in Beschlag genommen hatte.

So legten wir denn an der mexikanischen Seite an, wo wir einen trefflichen schattigen Ort fanden, und unsere Zelte aufschlagen konnten, etwa 20 bis 25 Fuß hoch über den Wasserspiegel. Mosquitoholz, Weinbeer- und Ahornbäume, nebst einigen prachtvollen Maulbeerbäumen, hatten diese Lagerstätte zu einer der schönsten geschaffen, welche wir auf dieser Linie kennen zu lernen das Glück hatten. Im westlichen Texas ist ein solcher Lagerplatz gewiß ein glücklicher Fund. King, unser Hochbootsmann und Oberjägermeister — er war eigentlich der einzige wirkliche Jäger von uns allen ohne Aus-

nahme — war mit den Booten schon seit 1 ½ Stunden hier und hatte, um sich das Warten nicht verdrießen zu lassen, die nächste Umgebung bereits abgespürt und uns die interessante Nachricht gebracht, daß er die Fährte eines mächtigen Panthers in nächster Nachbarschaft gefunden habe. Sobald also das Lager geschlagen war, machte sich eine kleine Partie Jagdliebhaber auf, um einem solchen Herrn der Wildniß aufzuwarten. Ich selbst beschäftigte mich derweilen mit dem Abziehen eines Stinkthiers. King hatte es mitten im Flusse geschossen, als es eben lustig darin hin und herschwimmend sich eines Bades erfreute. Um den übrigen Lagergenossen solche Nasenstrapaze zu ersparen, hatte er die gloriose Beute an einem Strick in's Wasser gehängt, bis ich kommen würde. Liebe überwindet alles, und so vollbrachten mein Messer und ich diese letzte Toilette dieses unliebsamen Busch- und Klüftebürgers bald, so daß ich im Besitz eines weiteren ausbälgbaren Felles war.

Bald darauf kamen unsere Jagdliebhaber zurück, ohne übrigens den Gesuchten wirklich gesehen zu haben, wohl aber hatten sie nicht nur seine Fährte abgespürt, sondern dazu auch die eines andern, begleitet von zwei kleineren, auf weite Strecke verfolgt. Es war kein Zweifel, dies war eine zusammen gehörende Familie, ein Elternpaar mit Nachwuchs. Damit hatten wir auch den Schlüssel zu der völligen Wildlosigkeit des Landes, deren ich eben ewähnte. Seiner Natur nach sollte dieses Land ein wahres Hirsch- oder Rehparadies sein, wir hatten aber darin nichts anderes gesehen, als ein Paar versprengte Truthühner.

Nachdem die verschiedenen Partieen gegessen hatten, ward eine Zeitlang Unterschiedliches getrieben, als Kartenspielen, Kleider- oder Schuhflicken, Pflanzenumlegen, Notizenschreiben, Waffenwischen, Angelwerfen u. dgl. mehr. Gegen Abend da jeder anscheinend ausschließend mit seinem Wichtigsten beschäftigt war, fiel kaum 100 Schritte von uns ein Schuß, auf den ein Halloruf zu hören war. Auf die Frage, was es gebe, antwortete King, der sich heimlich und still mit seinem Doppelgewehr aus dem Lager geschlichen hatte, daß er auf den Panther gefeuert und ihn verwundet habe, man sollte ihm jetzt „Watch“ bringen. Letzterer war nämlich auch Einer von der Partie, und obwohl nur Halbblutschweißhund, war er doch wegen seiner Bravour allgemeiner Liebling. Alles kam auf die Nachricht in freudige Aufregung, und sogleich eilten ein Paar hinaus, denen der gerufene Hund seiner Wichtigkeit und Meisterschaft bewußt eiligst folgte.

Der angeschossene Panther hatte sich, die Kugel in der Kruppe, in ein Dickicht von über mannshohen Opuntien geflüchtet, wo ihm Watch bald genug auf die Spur kam und sich ihm geradezu in's Gesicht stellte. Noch hatte der Hund, in San Antonio de Bexar geboren und erzogen, nie eine solche Bestie gesehen und ich glaube kaum, daß er nur eine Ahnung von der Gefahr hatte, worin er war, als sich die angeschossene Riesenkatze zum Sprung gegen ihn setzte. Watch hielt Stand — der Panther sprang — aber zu kurz, er wußte ja noch nicht, daß ihm nach dem Schusse nicht mehr alle seine natürlichen Vortheile zu Gebot standen. Er setzte sich darum nochmals zum Sprung gegen den Hund, nun ward aber seine Aufmerksamkeit durch das Annähern eines der Jäger getheilt. So ward sein zweiter Sprung verzögert, was dem Jäger Zeit gibt, ihm eine Pistolenkugel durch das Ge-

nick zu jagen, wodurch der Jagd schnell ein Ende gemacht wurde. Wie weiland Josua und Kaleb die Riesentraube, brachten jetzt zwei der Jäger die Leiche des Ungethüms mit den Füßen an einen Pfahl gehängt in's Lager, dieselbe zu meiner Verfügung stellend. Ich nahm sie dankbarst an, um meinen Theil davon als Spende für ein Naturalienkabinet abzuschälen. Dieses Geschäft mußte ich aber bis Morgen verschieben, da es eben zu dämmern anfing. Alles hatte sich indessen um die schnell gemachte Beute gestellt, messend, bewundernd und über deren Identität verhandelnd. Die englischen Zunge nannten es Panther und lachten die Mexikaner aus, welche ihm den hohen Namen „Leon" gaben, als welcher diese Katzenart durch's ganze Land hier bekannt ist. An Farbe und Gestalt glich es ganz einer Löwin, es maß von der Nase bis zur Schwanzwurzel 5,5 Fuß und der Schwanz hatte 3,5 Fuß; dabei war es sehr gut genährt und fett und waren ihm seine Familienmitglieder ähnlich, so war es sicherlich nicht zu verwundern, daß der ganze Jagdgrund hier so vollständig zu Schanden gewildert war. Der eigentliche Name dieser Katzenart ist übrigens Puma.

Am andern Morgen war Sonntag und die Berufspflichten sollten ruhen, weshalb schnell eine andere Pantherjagd verabredet wurde. Fast jeder hatte Freude sich bei solchen segensvollem Theseusgeschäfte zu betheiligen und das Land von solchen Tyrannen zu befreien.

Also ward im Rath beschlossen, allein die Pantherin war auch nicht auf den Kopf gefallen, böse Ahnung hatte sie mit ihren Jungen davon getrieben. Sie ließ nichts mehr von sich finden als frische Fährten, die sich auf dem Flußufer hinunterzogen. Ohne Zweifel waren ihr die Schüsse und das Knurren ihres bedrängten Gefährten nicht entgangen.

Während sich nun die Andern auf der vergeblichen Pantherjagd befanden, machte ich mich, den alten Mexikaner Francisco zur Hülfe, an's Abdecken des schönen Exemplars eines Puma, um die Haut nach Washington zu liefern. Leider waren die mächtige Hitze und die fortwährende unmittelbare Nähe des Wassers im offenen Boote seiner Erhaltung ungünstig, und ich mußte sie bald darauf wegwerfen.

Dieses Thier scheint auch in Texas häufig zu sein, wenigstens kam mir später noch eine zweite, obwohl nicht so große Haut zu. Es ist allem Wild und namentlich auch den zahmen und wilden Heerden von Rindvieh und Pferden gefährlich, denen es bei Wasserplätzen auflauert.

4. Der Magnetberg auf San Domingo.

Wie zäh haften im Gedächtniß die Erzählungen aus unserer Kinderzeit; weder die ernsten Pflichten des Lebens, noch seine freudigen oder traurigen Ereignisse löschen die Bilder aus, die sie zurückgelassen. Noch erinnere ich mich des Eindrucks, den die Erzählung vom Magnetberg auf meinen kindischen Sinn gemacht. Er erhebe sich, erzählte die Amme, schroff und einsam aus dem Meere, jedes Schiff, das in seinen Bereich komme, würde von einer unsichtbaren Kraft gegen die von der wüthenden See gepeitschten Ufer gezogen. Wenn das dem Verderben geweihte Schiff bis in eine gewisse Nähe

gekommen sei, zeige sich die magnetische Kraft so groß, daß jeder Eisenbolzen, jeder Nagel, der es zusammenhielt, in jener Zeit, wo die Schiffbaukunst noch nichts von Kupfer und kupferbeschlagenen Schiffen wußte, aus seinem festen Sitz herausfloge, daß die Bretter auseinander brächen, die Masten stürzten und das Schicksal des Schiffs und seiner Mannschaft mit einem furchtbaren Krach sich erfüllte.

Dies Ammenmärchen stieg nun in meinem Gedächtniß auf, als ich auf meinen Reisen im Innern des dominicanischen Gebiets von einem merkwürdigen aus Magneteisenstein bestehenden Berge hörte, der allerdings nicht am Meere steht, sondern an den Ufern des Yuna, eines Flusses, der während der trockenen Jahreszeit friedlich an seinem westlichen Fuße fließt, im tropischen Winter aber ein furchtbarer reißender Strom wird. Meine Neugierde war angeregt, und ich beschloß den Berg zu besuchen. Eine Gelegenheit bot sich im vergangenen Mai. Ich verließ Bonao, wo zur Zeit der Entdeckung ein mächtiger Kazike dieses Namens wohnte, und Columbus schon im Jahr 1494 eine Stadt gründete, am 15. d. M.; der Morgen war wolkig und drückend, nicht ein Lüftchen bewegte die fedrigen Blätter der zahlreichen Palmen, die das Thal schmückten. Wir erreichten Piedra Blanca, ein einsames Häuschen am Fuße des Berges auf dem linken Ufer des Maymon. In der Lage dieser bescheidenen Wohnung in einem Bergdefilé war etwas Romantisches. Der Eigenthümer, ein alter Weißer mit Silberhaar, hatte es mit eigenen Händen aufgebaut, nachdem es durch die letzte Ueberschwemmung weggerissen worden war; die Stämme der Königspalmen hatten die Bretter geliefert, und die Canna oder Sabal (Schilf) die Dachung. Die Buhia, wie solche bescheidene Wohnungen genannt werden, bestand zum Theil aus Flechtwerk. Ein kleiner Fleck vorn war von einem hübschen Zaun umschlossen, und enthielt einige Rosenbüsche in voller Blüthe. Um ein hölzernes Kreuz in der Mitte hatte die scharlachrothe Trichterwinde ihre schön gefiederten, fasernförmigen Blätter geschlungen. Dies bezeichnete das Grab der Tochter des alten Mannes, seines einzigen Kindes.

Ein schmaler, wenn auch nicht gerade gefährlicher Pfad die steilen Ufern des Maymon entlang, mit zahlreichen Uebergängen über den Bach, wo der Fels die Fortführung des Pfades unmöglich machte, führte nach dem Dorfe Maymon. Wir traten aus dem Walde heraus und kamen auf eine Savanne, die von einem merkwürdigen, schroff anstrebenden Berge, den unser Führer Peguera nannte, eingeschlossen war. Auf demselben standen Fichtenstämme, die höhern, die den Kamm krönten, traten einzeln vor, so daß man sie hätte zählen können. Der Himmel, den man hindurch erblickte, gab ihnen das Ansehen riesenhafter Säulen, die ein Blätterdach tragen. Dies Aussehen ist mit Fichten bedeckten Bergen eigenthümlich. Die Savanne am Fuße des Peguera war von Grünstein in der Richtung NW gegen SO durchzogen. Die zierliche Jacaranda mit ihren Lilablüthen und schön gezackten Blättern wuchs aus den Felsenspalten hervor, ebenso eine Robinie mit glänzend gelben Blüthen. Ich war abgestiegen, um ihre Schönheit zu bewundern und einige Blüthen zu sammeln, aber ein heftiger Regenschauer, der über die Berge hergezogen kam, trieb mich unverrichteter Dinge zurück zu meinem Pferde.

Inzwischen näherten wir uns einem Arroyo, wie hier kleine Bäche ge-

nannt werden. Obwohl hinsichtlich der Wassermasse unbedeutend, hatte er doch im Laufe der Zeit sich ein 40—50 Fuß tiefes Bette gegraben. Der Abhang war steil und durch den neuerlichen Regen schlüpfrig. Vertrauend auf die Tüchtigkeit meines Pferdes blieb ich sitzen, und das Pferd rutschte auch wie gewöhnlich mit ausgestreckten Vorderbeinen fast auf dem Hintertheil hinab, kam aber unglücklicherweise in Berührung mit einem scharfen Stein, wurde dadurch zum Aufspringen gereizt und überstürzte sich. Ich hatte einen furchtbaren Sturz gethan, doch kam ich ohne weiteren Unfall davon, als den Stoß, den ich durch das plötzliche Zubodenwerfen erlitt. Zahlreiche Felsen machten das Durchreiten durch den Maymon sehr schwierig, wir kamen indeß doch bald an die auf beiden Ufern zerstreuten Häuser, welche das Dorf Maymon bilden, das zu den Zeiten der Spanier wegen des Reichthums seiner Kupferminen berühmt war. Die Häuser waren bloße Buhias, eines aber zeichnete sich durch seine Zierlichkeit aus, sowie durch eine größere Anzahl Fruchtbäume, die davor standen. Eine in der Nähe stehende verfallene Zuckermühle bewies, daß früher hier Zuckerrohr gebaut wurde; der Eigenthümer mußte große Schwierigkeiten zu überwinden haben, um die schweren eisernen Cylinder vom entlegenen Meeresufer nach diesem Gebirgsdefilé zu bringen! Vier Bambussträuche, die nahe aneinander standen, waren so schön und so riesenhaft, wie ich selten etwas Tropisches so schön gesehen habe: die Hauptzweige konnten nicht unter 180 bis 200' Höhe haben, sie bogen sich an ihrem Gipfel in zierlichen Wölbungen, überdachten den Weg, und wiegten sich trotz ihrer Größe unter einem sanften einschläfernden Ton im Winde. Einige kräftige Ceiba- (Käfer-) Bäume standen in der Nähe.

Wir überschritten den Maymon zum sechsten und letzten Mal. So viele Pfade kreuzten sich hier, daß wir in Verlegenheit waren, welchen wir einschlagen sollten. Glücklicherweise kamen einige Frauen des Wegs und gaben uns die nöthigen Weisungen. Dieser Weg heißt hier „camino real"; er mag vielleicht in zehn Jahren gut werden, gegenwärtig ist er aber abscheulich schlecht. Das Dorf Maymon besteht aus etwa 30 Häuschen, und einer Bevölkerung von 450 bis 500 Seelen; es scheint im Fortschritt begriffen und ein Weg wurde kürzlich nach der benachbarten kleinen Stadt Cotuy eröffnet.

Wir überschritten eine Savanne, und erreichten den Fluß Yuna, der weißes Wasser führt und sehr rasch dahinfließt. Es war Mittag vorbei, und der dunkle Schatten einiger breitblättrigen Bäume war so einladend, daß wir, den hübschen Fluß zur Seite und mit dem Rasen für unsere Pferde vor uns, alsbald abstiegen, und aus unseren Satteltaschen die Requisiten eines frugalen Mahles hervorholten. Ein alter hagerer Neger auf einem halb verhungerten Esel stieß hier zu uns. Er kannte unseren Führer, und die gewöhnlichen Komplimente und Fragen wurden zwischen ihnen ausgewechselt. Ich erfuhr von ihm, daß der Hatillo de Maymon, am Fuße des Magnetberges, viel weiter sei als ich vermuthet hatte, und daß wahrscheinlich die Nacht uns überfallen würde, ehe wir ihn erreichten.

Der neue „camino real" lief über den Berg Sing, und noch wenige Wanderer hatten ihn betreten. Da er zunächst am Abhang hinführte, glich er eher einem Schafweg als einem Reitpfad, und um die Sache noch schlimmer

zu machen, überfiel uns hier ein Sturm, der die alten Bäume schüttelte als wären es Binsen, und die dicken Bejucos oder Lianen, welche bei der Eröffnung des Pfads am Boden abgehauen worden waren, aber noch mit ihrem Obertheil in den ungeheuren Zweigen hingen und mehr den Tauen eines großen Kriegsschiffes, als einem Erzeugniß der Vegetation glichen, wurden umhergewirbelt, wie dünne Fäden und machten die Pferde scheu. Der schlechte Weg, der dicke Wald, die Dunkelheit des Gewitters verbunden mit dem Heulen der Winde, machten einen Eindruck auf mich, daß ich unsere Wanderung über den Sing so leicht nicht vergessen werde.

Der Sturm ging vorüber, und die Sonne näherte sich dem Horizont fast ohne eine Wolke, als wir aus dem Walde heraustraten. Der Pfad eröffnete sich auf eine Savanne, auf der viel Rindvieh und Pferde grasten. Am Fuße eines Hügels, an der Nordwestgränze, sahen wir ein niedliches, bunt in Grün und Weiß gemaltes Haus, dessen First gerade noch von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet wurde, und ein Friedensbild nach dem Krieg der Elemente bot. Dies war der Hatillo de Maymon am Fuße des Magnetberges. Der Eigenthümer, Don Adrian Vasquez, empfing uns mit großer Freundlichkeit. Dieser würdige Mann hatte durch Fleiß und gute Verwaltung ein Vermögen erworben, wenigstens eines, das nach den Begriffen der Gegend ein solches war. Er ist der Eigenthümer eines Gebiets, das in Europa eine Grafschaft bilden würde, und sich viele Meilen weit bis zu den Ufern des Ozana erstreckt. Eine große Ueberschwemmung, bei dem Orkan von 1851 hervorgerufen, machte das Wasser im Yuna 40′ hoch steigen, und das wüthende Element schwemmte von Don Adrians Weideplätzen über 1000 Stück Rindvieh und 29 schöne Pferde fort; er selbst mit seiner Familie rettete sich auf den Magnetberg.

Dieser Hügel mit seinem Magneteisenstein war für mich natürlich vom größten Interesse. Er erhebt sich zu einer Höhe von 60′ über die Savanne, und war auf seinem Gipfel mit einer majestätischen Königspalme geschmückt. Der Hügel dehnt sich von Norden nach Süden etwa 600 Fuß weit aus, und wird an seinem westlichen Fuß von dem Flusse Yuna bespült; der nördliche Theil ist bedeckt mit rauhen schwarzen Felsen von jeder Größe, von einem Taubenei bis zu Massen von einer Tonne im Gewicht; diese alle, mögen sie groß oder klein sein, sind mehr oder minder magnetisch. Vor allem ermittelte ich genau den Nordpunkt auf der naheliegenden Savanne, fern von allem Einfluß des Magneteisensteins, und bezeichnete ihn mit Stäben.

Dann erstieg ich mit unserem Wirth den Magnetberg; die Blöcke waren, wie schon erwähnt, von verschiedener Größe, einige sahen sehr schwarz aus und hatten metallischen Glanz, andere waren durch Oxydation mehr oder minder roth gefärbt. Ein Vergrößerungsglas zeigt, daß die Krystalle die Form von Octoedern haben, andere sind Rhomboiden. Der Einfluß, den dies Gestein auf die Magnetnadel ausübt, ist kaum glaublich. Ich benutzte zu meinen Beobachtungen einen von Cary's prismatischen und einen von Troughton und Simm's Taschenkompassen. Die Nadel wurde, wenn man sie dem Boden nahe brachte, in heftige Drehungen versetzt, in andern Fällen machte sie mit großer Raschheit den Kreislauf, ehe sie sich endlich beruhigte und mit der Nordspitze nach Süden zeigte. Setzte man sie auf andere Blöcke, so waren die Bewegungen minder rasch, aber die Pole unwandelbar verkehrt.

Hob man die Kompasse allmählig über das Gestein empor, so nahm der magnetische Einfluß ab, und hörte, drei bis vier Fuß vom Gestein entfernt, ganz auf. Dennoch war die Abweichung nicht ganz bestimmt. Cary's Kompaß differirte 1½ bis 4° Ost vom wahren Nordpunkt. Das Gestein zieht mit der größten Leichtigkeit Nähnadeln an, und ein Stück in meinem Besitz von nur 2" Größe und 5" in seinem größten Umfang, 2,294 Gran (Apothekergewicht) schwer, hebt einen kleinen eisernen Schlüssel von 32 Gran.

Der südliche Theil des Hügels besteht aus Bergkalk, dessen Richtung S. 39° O. zu sein scheint; wo dessen Gestein der Luft ausgesetzt ist, hat es zahlreiche Höhlungen auf der Oberfläche, die sonst glatt ist, als wäre sie bearbeitet; in andern Fällen ist es förmlich verdreht, so daß ein abgebrochenes Stück, wenn man es nicht neben anderem Gestein betrachtet, für ein verkrüppeltes, knorriges Wurzelstück von einem alten Baum im Urwald angesehen werden könnte. In geringer Entfernung von diesem Hügel ist ein anderer mit weißem Marmor; auch ist geäderter Jaspis in der Nähe. Die Aussicht vom Magnetberg aus ist sehr hübsch. Der Fluß Yuna, der aus den Gebirgen der großen Centralkette kommt, läßt sich eine lange Strecke weit von S.S.W. her verfolgen, bis er sich dem Magnetberg nähert, an dem er vorbeifließt, und sich in nordöstlicher Richtung in der wilden Berglandschaft von Cotuy verliert.

Der Boden des Hügels ist fruchtbar, namentlich derjenige, der aus Bergkalk besteht; der nördliche oder magnetische Theil wurde gleichfalls angebaut, und hat Ernten geliefert; jetzt ist er mit Nachtschatten überwachsen. Etwa zwei (engl.) Meilen gegen S.O. war früher die berühmte Kupfermine von Maymon, welche die Spanier mit großem Vortheil bearbeiteten. Das Erz gab bei der Schmelzung, außer dem Kupfer, 8 Procent Gold.

Wir verließen den Hatillo mit dankbaren Erinnerungen an die freundliche Aufnahme, die uns Señor Vasquez hatte angedeihen lassen, und hoch erfreut über die malerische Landschaft, in welcher der Magnetberg natürlich den anziehendsten Punkt bildet.

III. Süd-Amerika.

1. Drei Tage auf dem Orinocco.

Bei meiner Ankunft in Vera-Cruz erlitt ich einen heftigen Fieberanfall. Sobald ich einigermaßen wiederhergestellt war, verließ ich diese verpesteten Gestade und begab mich auf die Hochebenen, welche von dem nördlichen, den Mittelpunkt von Mexiko durchschneidenden Ausläufer der Cordilleren gebildet werden. In diesen entzückenden Gegenden brachte ich mehrere Monate zu, und nachdem meine Gesundheit hinlänglich gekräftigt war, bereitete ich mich zu einer Reise nach den entfernten Missionen am Orinocco und seinen Nebenflüssen vor.

Ich stieg aus dem Hochlande wiederum hinunter in die Sumpfgegenden am Ufer des caraibischen Meeres und landete nach vielen Fährlichkeiten in einem kleinen, mit Taback und Mais beladenen Schiffe endlich in Cumana. Abermals ein Fieber verzögerte meine Weiterreise. Erst Anfang März fühlte ich mich stark genug, um aufbrechen zu können, obschon die Fieberanfälle, wiewohl in langen Zwischenräumen, dennoch wiederkehrten. Ich hoffte indeß von der Reise völlige Wiederherstellung und gedachte den Orinocco gegen Beginn der Regenzeit zu erreichen, was meine Fahrt beschleunigen und meiner Gesundheit zuträglicher sein mußte, als während einer frühern Jahreszeit.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, machte ich mich von meinen beiden Zambos (so heißen die Kinder von Negern und Mulatten) einem indianischen Führer und acht Maulthieren, welche Gepäck und Wasser trugen, begleitet, am 8. März auf den Weg. Am ersten Tage kamen wir über die Gebirgskette, welche uns von den Llanos von Cumana trennte. Man kann sich nicht leicht einen erhabeneren Anblick denken, als den dieser ungeheuren Savannen, auf denen sich in einer Ausdehnung von 300 engl. M. auch nicht ein einziger Hügel erhebt, der hoch genug wäre, um dem über diese braune, unfruchtbare Wüste schweifenden Auge des Wanderers einen Ruhepunkt zu bieten. Während der ersten Tagereise wurde die Einförmigkeit noch hie und da durch einen Palmbaum unterbrochen, der gewöhnlich eine kleine, bereits versiegte Quelle bezeichnete, und durch Heerden von Hornvieh, welche gelegentlich nach der minder ausgedörrten Grenze der Wildniß vorüberzogen. Wir befanden uns gerade in der Mitte der trocknen Jahreszeit, die Vegetation war unterbrochen und die Ueberreste der Pflanzen, welche noch vor wenigen Wochen den Boden bedeckten, hatten sich bereits in Staub verwandelt. Ein eigentlicher Wind wehte nicht, doch strichen fortwährend kleine Luftzüge über die ausgedörrte Fläche und regten niedere Staubwolken auf, welche uns sehr lästig wurden. Die Luftspiegelung gaukelte uns allerhand Erscheinungen vor, doch war mein Führer zu erfahren, um irgend eine Täuschung bei mir aufkommen zu lassen. Die Hitze war drückend, denn die brennenden Sonnenstrahlen dieser heißen Zeit prallen, von keiner Wolke gemildert, von dem dürren, aller Feuchtigkeit beraubten Boden zurück. Bald verschwanden auch die einzelnen Palmbäume, welche wir bis jetzt hie und da noch angetroffen hatten und wir zogen nun über einen von allen lebenden Wesen entblößten Landstrich. Die jedes Ruhepunktes ermangelnde Aussicht, welche wir vor uns hatten, ermüdete uns noch mehr und der Horizont selbst schien uns zum Besten zu haben, denn so weit wir auch wanderten, immer lag er in derselben Ferne vor uns und nur aus unserer Ermattung konnten wir annehmen, daß wir vorwärts kamen. Am Nachmittage des dritten Tages tauchte ein kreisrunder Palmenhain in der Ferne vor uns auf, ein Anblick, der neues Leben in unsere Adern ergoß und Menschen und Thiere zu rascheren Schritten beflügelte. Leider hatte uns indessen die Luftspiegelung abermals getäuscht, da sie uns die Bäume in geringerer Entfernung zeigte als sie wirklich waren, denn erst nach einem ermüdenden Marsche von vier Stunden kamen wir in ihre Nähe.

Hier begegnete mir ein Zufall, der mir höchst nachtheilig hätte werden können. Fast wahnsinnig vor Durst und von einem unerträglichen Brennen auf der Haut gepeinigt, welches durch den umherwirbelnden Staub

erregt wurde, rannte ich voraus in den Palmenhain, bahnte mir einen Weg durch das Gestrüpp und stand bald vor einem schlammigen Pfuhl, in den ich mich, ohne zu überlegen, nachdem ich mich entkleidet hatte, hineinstürzte. Ich sank bis an die Brust in ein Gemisch von Schlamm und Wasser und wünschte mir schon zu dieser Erquickung Glück, welche freilich, da das Wasser eben so warm war wie die Luft, so groß nicht war, als ich plötzlich einen schmerzhaften Schlag am Knie empfand, gerade wie wenn ich von einer Musketenkugel getroffen wäre. Ich blickte erschrocken auf, weil ich glaubte irgend eineu Maronneger im Gebüsch zu erblicken, doch hatte ich keinen Knall gehört und wurde überhaupt nichts Verdächtiges gewahr. In diesem Augenblicke empfand ich wieder einen so heftigen Schlag an dem einen Schenkel, daß ich mich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten und meine Gefährten herbeirufen konnte. Ich suchte aus dem Wasser zu kommen, erhielt aber überall am Körper so heftige Schläge, daß ich fast meiner Sinne beraubt wurde und mich zugleich von irgend einem Thier festgehalten fühlte. Schon glaubte ich die Beute eines Alligators geworden zu sein, als ich plötzlich eine ungeheure bleifarbene Schlange unter dem Wasser erblickte, die mich mit ihrem scheußlichen Körper umringelte. Mit wahrer Todesangst rief ich noch lauter als vorher um Hülfe. Mein Indianer stürzte eilig herbei und als er meine Lage begriffen hatte, warf er mir ein Seil von einer Agave zu, das ich kaum noch zu fassen vermochte, so kraftlos war ich schon geworden. Die beiden Zambos hatten sich unterdessen auch eingefunden und alle drei zogen mich glücklich, wiewohl in einem höchst leidenden und gänzlich erschöpften Zustande, auf's Trockene. Lange Zeit lag ich fast ganz bewußtlos, nur erst spät in der Nacht vermochte ich aufzustehen, wankte aber wie ein Kind hin und her. Als ich fähig war genauere Untersuchungen anzustellen, fand es sich, daß ich unvorsichtiger Weise in einem Teich gebadet hatte, der von sogenannten elektrischen oder Zitteraalen bewohnt war, deren es in den Pfuhlen und Flüssen der Llanos und an ihren Grenzen sehr viele gibt. Diese Fische, welche hier 5 bis 6 Fuß lang werden, sind den Pferden und Maulthieren, die durch solche Gewässer gehen, sehr gefährlich, denn die Stöße, welche sie versetzen, sind so heftig, daß ich, hätte mich der, mit welchem ich in Berührung kam, noch mehr umschlungen, wahrscheinlich untergesunken und ertrunken wäre.

Am folgenden Morgen litt ich am Fieber, wodurch wir zwei Tage aufgehalten wurden, weil ich mich nicht auf dem Maulthier zu halten vermochte. Auch nachdem der Anfall vorüber, fühlte ich mich noch sehr schwach, so daß ich den ganzen übrigen Theil der Reise reitend zurücklegen mußte. Wir trafen jetzt von Zeit zu Zeit auf caraibische Missionen, welche an verschiedenen Stellen der Llanos liegen, auch auf die Niederlassung eines größeren Heerdenbesitzers. Diese Landgüter sind stets am Ufer irgend eines kleinen, wiewohl in der Jahreszeit, in der wir damals lebten, ganz ausgetrockneten Nebenflusses des Rio Pao oder an einer sumpfigen Quelle gelegen. Allenthalben fanden wir gastliche Aufnahme, die Leute thaten Alles, um uns zu erquicken.

Die Landschaft war jetzt weniger eintönig. Ein Gegenstand vor uns, der einer grünen Anhöhe glich, verkündete, daß wir auf dem Wege zu den Hügeln uns befänden, welche den Rio Pao begränzen und sich bis zum

Orinocco ausdehnen. Als wir diese Gegend betraten, glaubte ich mich im Paradiese zu befinden, so sehr hatte mich die Reise durch die Llanos an Geist und Körper erschöpft. Nachdem wir glücklich über den Pao hinüber waren, in welchem es von Krokodilen wimmelte, erreichten wir endlich den mächtigen Orinocco, der wie ein Meeresarm vor uns lag. Nach kurzem Verzuge nahm uns ein den Fluß hinabfahrendes, nach Angostura bestimmtes Boot auf, das mit Landesprodukten aus den höhern Gegenden beladen war und brachte uns nach der kleinen, am südlichen Ufer des Flusses gelegenen Stadt Muitaca. Hier mußte ich meiner zerrütteten Gesundheit wegen abermals eine Zeitlang liegen bleiben.

Nachdem ich endlich mein Fieber überwunden, schiffte ich mich auf einem großen Boote ein, das bestimmt war, den zerstreuten Ansiedlungen am obern Orinocco und an seinen Beiflüssen europäische Manufakturwaaren zuzuführen. Dies war gerade das, was ich wünschte, denn der Patron des Fahrzeuges mußte seiner Ladung wegen fast bei allen Dörfern anlegen. Die Ufer des Flusses wurden durch umherstreifende Rotten von Menschen unsicher gemacht, welche, weil sie Verbrecher waren, die menschliche Gesellschaft meiden mußten. Mit den Hauptbanden dieser Leute schien der Patron unsers Bootes recht vertraut zu sein, weshalb ich vermuthete, er sei selbst ein Mitglied dieser Räuberhorden gewesen. Er war ein Neger von wahrhaft riesigem Körperbau, die kräftigste, muskulöseste Gestalt, die ich jemals gesehen hatte. Die tiefen Narben der nur leicht bedeckten Brust, erhöhten den Eindruck, den die stolze Haltung dieses Mannes machte und die entschlossene Miene sprach deutlich aus, daß er weder vor Gefahren noch vor Angriffen zurückzubeben gewohnt sei. Das Schiffsvolk bestand aus acht Mann von verschiedener Hautfarbe, alle kräftige, entschlossen aussehende Bursche, die ganz zu ihrem Anführer paßten. Zu diesen kamen noch meine beiden Zambos, denn der Indianer, der mich bisher begleitet hatte, war in der Stadt, wo er mehrere Leute seines Stammes angetroffen hatte, zurückgeblieben.

Am 20. April fuhren wir ab, in der Voraussetzung, daß die Regenzeit sich einstellen würde, bevor wir noch eine der gefährlichsten Stelle des Flusses erreichten. Es war aber gegen Ende der trockenen Jahreszeit und der Strom hatte seinen niedrigsten Wasserstand. Nichts setzte uns mehr in Erstaunen, als die zahllose Menge von Krokodilen, welche wir täglich zu Gesicht bekamen, und die sich am Ufer in der Sonne wärmten. Diese Thiere werden bekanntlich, wenn sie einmal Menschenfleisch gekostet haben, nur noch wilder und gefährlicher, und sobald der Fluß aus seinen Ufern tritt und einen Theil der an ihm liegenden Städte und Dörfer überschwemmt, werden gewöhnlich mehrere Einwohner die Beute dieser raubgierigen Ungeheuer.

Vierzehn Tage lang waren wir bereits stromaufwärts gefahren, ohne daß uns auch nur der geringste Unfall begegnet wäre. An mehreren Punkten auf beiden Ufern hatten wir bereits angelegt und waren sogar zwei- oder dreimal nur mit genauer Noth einer Plünderung entgangen, als wir am 10. Mai unser Fahrzeug an einem kleinen Granitfelsen befestigten, der ungefähr 400 Schritt vom nördlichen Ufer an der Oberfläche des Wassers senkrecht in die Höhe stieg. Wir wählten diese Stelle, um den Jaguars fern zu bleiben, die uns, wenn wir am Ufer oder unweit desselben ankerten, jede Nacht wenig beunruhigten. Die Luft hatte nach und nach ihre blaue

Farbe angenommen, leichte Regenschauer fielen von Zeit zu Zeit, der Donner ließ sich täglich vernehmen, kurz Alles zeigte an, daß die Regenzeit ihren Anfang nähme. Auch der Fluß begann allgemach ihren Einfluß zu empfinden, denn sein Wasserstand stieg sichtbar höher, zumal da schon an seinen Quellen ein heftigerer Regen gefallen sein mochte. Wir hatten uns in geringer Entfernung unterhalb seiner Vereinigung mit dem Rio Capanaporo vor Anker gelegt. Dieser war stärker angeschwollen und sein Wasser stand im Begriff, an manchen Stellen aus seinen Ufern zu treten. Die Landschaft war hier außerordentlich schön, gegen Süden stiegen hohe Berge empor und der ganze, zwischen ihnen und dem Flusse liegende Raum war von einem Blättermeer bedeckt, an dem sich die guten Wirkungen des Regens bereits zu zeigen begannen. Der Winkel, welchen die beiden Flüsse gegen Norden bilden, war mit ungeheuren Granitblöcken übersäet, zwischen denen einige Zamangbäume und Palmen emporwachsen, welche sich an einen nicht weit entfernten, dichten Wald anschlossen, und ungefähr eine Meile weiter stürzte der schäumende Fluß mit dem Getöse eines fernen Donners über eine niedere Felsenbank. Ganze Züge von Flamingos, Löffelgänsen und Fischreihern nebst einigen gelbgefiederten Manakis durchzogen die Luft, um einen Ruheplatz für die Nacht zu suchen. Jeden Abend waren wir von Myriaden stechender Insekten gepeinigt worden, welche, sobald die Erde von einem Regenschauer angefeuchtet wurde, in zahllosen Schwärmen emporstiegen, und jeder Versuch, dieser Plage sich zu erwehren, blieb fruchtlos. Da diese Pein in dem niedern, mit der Erde oder dem Wasser in unmittelbarer Berührung stehenden Theil der Luft am häufigsten war, so pflegten wir unsere Schlafstellen so hoch als nur immer möglich anzubringen. Zu diesem Zwecke hatte ich mir eine Hängematte von Leder anfertigen lassen, welche ich gewöhnlich an den Aesten eines Baumes oder an zwei langen Stangen befestigte. Nachdem am Bord Alles in Ordnung gebracht war, schwamm ich nebst dem größten Theil des Schiffsvolks an's Ufer, um Brennholz zu sammeln. Während dieser Arbeit, welche einige Zeit dauerte, ging ich so weit umher, als die Beschaffenheit des Bodens es gestatten wollte. Bevor wir an Bord zurückkehrten, erklimmte ich noch einen Felsen, um eine freiere Aussicht zu genießen. Als ich seinen etwa 30 Fuß hohen Gipfel erreicht hatte, fand ich, daß ich, wenn ich mich nur ein wenig streckte, die Aeste eines herrlichen Zamangbaumes erreichen konnte, dessen runder Wipfel und federähnliche, wie Silber glänzende Blätter die Bewunderung der gesammten Mannschaft erregten. Nach etwas größerer Anstrengung gelang es mir, einen starken Ast zu erfassen und mit dessen Hülfe den dichter belaubten Theil des Baumes zu erreichen. Von hier aus rief ich meinen Zambos zu, an Bord zu schwimmen und meine Hängematte zu holen, die ich auf dem Baum befestigen wollte. Während sie meinen Befehl ausführten, wählte ich zwei gabelförmige Aeste aus und erquickte mich schon im Voraus an dem Gedanken, eine ruhige Nacht zu genießen. Als die Hängematte befestigt war, schickte ich meine Leute zurück, um an Bord zu schlafen, und schärfte ihnen nur noch ein, sich am folgenden Morgen bei mir einzustellen und mir beim Herabsteigen behülflich zu sein. Wir hatten einen sauren Tag gehabt und da ich freiwillig alle Arbeit mit meinen Gefährten theilte, so fühlte ich mich sehr ermüdet. Das ferne Geräusch des Wasserfalles, das Summen der unter mir schwärmenden Myriaden

von Insekten, der Flügelschlag der Züge von Vögeln, welche den Fluß verließen und das Heulen der Jaguare und der Affen, das aus weiter Ferne zu mir herüber tönte, bildete so zu sagen eine Art von geräuschvoller Stille, bei der es sich herrlich einschlafen ließ. Die Augen müssen mir auch bald zugefallen sein, denn ich kann mich nicht erinnern, daß ich jenes Geräusch lange vernommen hätte.

Als ich am andern Morgen erwachte, war ich sehr erstaunt, den Tag schon ziemlich vorgerückt zu finden, denn ich hatte mir vorgenommen, früh aufzustehen. Die Sonne war, der umwölkten Atmosphäre wegen, nicht sichtbar, allein aus der Natur des Lichtes konnte ich erkennen, daß der Vormittag bereits bis zur Hälfte verstrichen sein mußte. Es hatte über Nacht heftig geregnet, ich war bis auf die Haut durchnäßt und meine lederne Schlafstelle hatte sich durch das eingesogene Wasser so sehr erweitert, daß ich in einem tiefen schlüpfrigen Sacke lag. Ein starker Frost durchschüttelte mich und ich machte deshalb Anstalt, mich aus meiner keineswegs angenehmen Lage herauszuarbeiten. Dies war kein leichtes Unternehmen und es nahm meine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß ich mir nicht einmal Zeit nahm umherzuschauen. Als ich aber endlich dazu kam: wer beschreibt mein Entsetzen? Ein furchtbarer niederschlagender Anblick stellte sich meinen Augen dar. Das Vorgebirge, auf dem ich übernachtet hatte, war, so weit das Auge reichte, bis an den dunklen Wald hinüber, eine einzige ununterbrochene Wasserfläche. Die Wasserfälle waren verschwunden, der einzelstehende Felsen, an welchem unser Boot lag, war, sowie das Fahrzeug selbst, unsichtbar geworden. Im ersten Augenblicke beschuldigte ich meine Gefährten der schwärzesten Verrätherei, bei ruhiger Ueberlegung aber kam ich bald von meinem Irrthum zurück. Der Fluß war wahrscheinlich während der Nacht, als Alles schlief, schnell gestiegen, das Ankertau losgerissen und das Boot stromabwärts getrieben. Vielleicht war die Mannschaft bei ihrem Erwachen nicht weniger erstaunt und bestürzt gewesen als ich es war. Diese Ansicht wurde mir nach und nach immer tröstlicher, ich hielt mich überzeugt, daß man den Weg zurückmachen und binnen wenigen Stunden wieder auf derselben Stelle erscheinen werde, wo man mich zurückgelassen hatte, bedachte aber nicht dabei, daß die Ueberschwemmung alle Landmarken und Merkmale mit überdeckt hatte, an denen man den Platz, wo ich mich befand, hätte wieder erkennen können. Nachdem ich mich durch die baldige Hoffnung auf Erlösung aus meiner bedenklichen Lage getröstet hatte, fing ich an, mein Gefängniß näher zu untersuchen. Es war geräumig genug, denn der Baum, auf dem ich mich befand, hatte eine so ansehnliche Größe, daß ein ganzes Regiment Cavallerie unter seinem breiten Dache Schutz gefunden haben würde, aber er bot nichts Eßbares.

Um das unbehagliche Gefühl des Frostes zu verscheuchen, der mich durchschauerte, kletterte ich so schnell als möglich von einem Theil des Baumes auf den andern. Auf dieser Wanderung zwischen Himmel und Erde kam ich an eine Stelle, wo die Zweige weiter von einander standen, als sonst am Baume, und indem ich mich dorthin wandte, vernahm ich plötzlich ein lautes Zischen. Ich blickte auf und sah mir ganz nahe einen ausgewachsenen Leguan, dessen feurige Augen, aufrechtstehender Kamm und weit aufgerissener Mund mich so erschreckten, daß ich fast vom Baum herabgefallen wäre. Ich eilte

daher so schnell als möglich, aus dem Bereich der häßlichen Eidechse zu kommen, zumal ich wahrnahm, daß der von mir beunruhigte Leguan noch einen Gefährten von gleicher Größe bei sich hatte. Mit einer Furcht, die ich nicht zu bewältigen vermochte, bewachte ich die Bewegungen der beiden Thiere, und als ich sie, mit ihren ungeheuren Schweifen wedelnd, umherkriechen sah, zog ich mich wie ein Igel zusammen, um in keine Berührung mit ihnen zu kommen. Um mein Mißgeschick noch zu vermehren, bekam ich einen Fieberanfall mit fürchterlichem Kopfweh und Schmerzen in allen Gliedern, der mich so durchschüttelte, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen zu halten vermochte, sondern mich nur mit genauer Noth nach einem gabelförmigen Aste fortschleppen konnte, wo ich mich, den Kopf auf meine Knie gestützt, allen Schrecken meiner Lage überließ.

Die Hoffnung, mit der ich mich getröstet hatte, schwand immer mehr, und als ich um mich blickte und die weite Wasserfläche übersah, welche, wie ich wohl wußte, so manches Krokodil barg, überfiel mich eine Verzweiflung, die allen Muth erstickte, der mich bisher durch so manche Gefahr unversehrt geführt hatte. Die seltsame Lage, in welcher ich mich befand, erhob mich zwar anfänglich mehr, als sie mich niederbeugte, jetzt aber, vom Fieber ergriffen, versank ich ganz und gar in Kleinmuth.

Die Leguans schienen Mitgefühl mit meiner Hülflosigkeit zu haben, sie kamen immer näher, bliesen ihre Kröpfe auf und zischten. Der Metallglanz ihrer Leiber, ihre feurigen Augen und ihre emporgesträubten Kämme erschienen meiner krankhaften Einbildungskraft als das Scheußlichste, was man in der Welt sehen könne. Da ich ganz bewegungslos saß, so stieg die Keckheit meiner Gegner immer höher. Sie sprangen von einem Ast zum andern und befanden sich endlich kaum noch einen halben Schritt von mir entfernt. Dies brachte mich zum Aeußersten, ich schlug, mit fast krampfhafter Anstrengung, dem nächsten mit der Faust derbe auf den Kopf. Dies genügte, für den Augenblick die zudringlichen Thiere zu verscheuchen und war für mich zugleich deshalb von großem Nutzen, weil ich mich dadurch überzeugte, welch' Uebergewicht ich über diese Thiere besaß. Die Schnelligkeit, mit welcher sie nun auf den Aesten des Baumes umhersprangen, obwohl sie doch große plumpe Thiere waren, beschäftigte meine Aufmerksamkeit. Die gemachte Anstrengung brachte mich wieder zu mir selbst und verscheuchte die Fühllosigkeit, der ich schon erlegen war, so sehr, daß ich nun verständige Betrachtungen über meine Lage anstellen konnte.

In der That sah es traurig mit mir aus. Das Fieber hatte nachgelassen, aber ich war abgemattet und der Hunger meldete sich. Mehrere Stunden waren verstrichen, ängstlich blickte ich umher in der eiteln Hoffnung, das Boot, welches, wie ich meinte, sicher zurückkehren mußte, irgendwo wahrzunehmen. Ich klimmte noch höher, kein menschliches Wesen war zu sehen, und wären auch Boote den Strom auf- und abwärts gefahren, es hätte doch nicht leicht eines für mich von Nutzen sein können. Denn die bewohnten Stellen lagen meistens am jenseitigen Ufer und bei der ungeheuren Breite des Stroms war keine Hoffnung, daß man mich unter meinem Blätterdache sehen oder hören werde. Meine letzte Hoffnung beruhte einzig auf der Wiederkehr meiner Leute, wiewohl es auch dabei noch immer zweifelhaft blieb, ob sie meinen Aufenthalt finden würden. Die Stelle, wo der Rio Capanaparo

mit dem Orinocco zusammenfließt, war ihr einziges Merkzeichen, aber auch dies war sehr unkenntlich geworden, weil bei den aus ihren Ufern getretenen Flüssen sich die eigentliche Strömung eines jeden nur sehr schwer finden ließ. Der Abend brach bereits herein, heftige Regenschauer, von gewaltigen Donnerschlägen begleitet, stürzten herab; ich gab daher alle Hoffnung einer Erlösung für den heutigen Tag auf und suchte nur den nagenden Hunger dadurch zu beschwichtigen, daß ich Blätter und junge Zweige des Baums, auf welchem ich saß, kaute.

Seitdem die Leguans meine Stärke gefühlt hatten, hielten sie sich in bescheidener Ferne und beschränkten sich auf die andere Seite des Baums. Mein Grauen vor diesen Thieren hatte sich gemildert und der beständige Anblick mich gewissermaßen vertraut mit ihnen gemacht. Vögel aller Art zogen über mich hin, lange Reihen von Affen schwangen sich von Baum zu Baum und Jaguare machten Jagd auf Krokodile. Unter anderen Umständen wäre ein solcher Anblick für mich imposant gewesen, allein jetzt war ich fühllos und alle diese und ähnliche Scenen machten nicht den geringsten Eindruck auf mich.

Als der Abend hereinbrach, verschwanden diese Thiere und andere traten an ihre Stelle. Ungeheure Fledermäuse schwirrten um mich herum und unzählige, leuchtende Insekten erhellten die dunkle Waldung. Moskitos, Eintagsfliegen und andere summten unter mir und das Heulen der größeren vierfüßigen Thiere klang schauerlich durch die Nacht. Vor den Angriffen der letzteren schützte mich übrigens meine hohe luftige Stellung, und ich traf nun Anstalten, die Nacht so ruhig als möglich hinzubringen. Zuvörderst schnitt ich mit meinem großen Taschenmesser, welches ich glücklicherweise bei mir hatte, mehrere starke Zweige ab, mit denen ich meine Hängematte auseinanderspreizte, um zu verhindern, daß sie sich nicht über mir zusammenschließe. Ich fühlte wenig Neigung zum Schlafe, doch legte ich mich nieder, um meinen, durch die unbequemen Stellungen, in denen ich den ganzen Tag hingebracht hatte, ermüdeten Gliedern einige Ruhe zu gönnen. Ich war ganz durchnäßt, da sich aber dem nicht abhelfen ließ, so wickelte ich mich in meinen Mantel und vertraute mich meiner Hängematte an.

Unter düsteren Betrachtungen schlief ich endlich ein und erwachte erst mit grauendem Morgen, wo ich von dem Rütteln aufgeweckt wurde, welches die Leguans verursachten, die ein Frühstück von Blättern einnahmen und Insekten fingen. Abermals vergebens sah ich mich nach Erlösung um und versank in tiefen Mißmuth, denn ein dichter Nebel beschränkte meine Aussicht so sehr, daß selbst die nächsten Bäume nicht zu sehen waren. Nebel zu dieser Jahreszeit pflegten, wie mir wohl bekannt war, in diesem Lande lange anzuhalten und so war jede Hoffnung geschwunden. Denn wenn auch meine Reisegefährten mich suchten, so mußte es ihnen jetzt unmöglich sein, mich zu finden, ebenso wenig wie ich ihrer hätte gewahr werden können. Gern hätte ich gerufen, wäre ich nicht zum Voraus von der Fruchtlosigkeit einer solchen Anstrengung überzeugt gewesen. Was vermag eine einzelne menschliche Stimme in einer Einöde, gegenüber dem gewaltigen Rauschen des Orinocco? Sie wird zum Lispeln eines Kindes im Sturm, zu dem letzten Seufzer eines Sterbenden in tobender Brandung!

Die Nacht war, wie meine Kleider zeigten, trocken gewesen, allein der

Nebel durchnäßte mich auf's Neue. Ein abermaliger Fieberanfall durchschauerte meine Glieder und alles Vertrauen auf Rettung schwand aus meiner Seele. Das Fieber hielt zwei Stunden an, welche mir zu einer Ewigkeit wurden. Endlich nachdem Frost und Schmerzen allmählig nachließen, wurde meine Aufmerksamkeit durch das ziemlich nahe Geheul eines Jaguars geweckt. Ich blickte nach der Stelle, von der es zu mir herübertönte, allein der Nebel war so dicht geworden, daß ich nicht weit über die Stelle hinaussehen konnte, wo ich mich befand. In diesem Augenblick scheuchte mich ein plötzliches Geräusch und ein gewaltiges Krachen in den äußeren Zweigen des Baumes auf. Ich beeilte mich, meine Hängematte zu verlassen und ergriff einen Ast, den ich am Abend vorher abgeschnitten hatte. Als ich mich umsah, gewahrte ich einen Jaguar, der gewaltige Anstrengungen machte, um auf den Baum zu kommen, der aber seinen Anlauf zu kurz genommen hatte und mit der Last seines Körpers Ast auf Ast zerbrach und wenigstens 50 Fuß tief in's Wasser hinabstürzte, wo er, wie ich hoffte, eine Beute der Krokodile wurde, denn nach langem Plätschern und Heulen ward es endlich stille.

Der Hunger machte mich jetzt nach vierzigstündigem Fasten beinahe wahnsinnig. Das Fleisch des Leguan, das nächst dem des Armadills am Orinocco für einen Leckerbissen gilt, hatte mich wegen meines Abscheues vor diesen Thieren stets angewidert; jetzt aber hätte der allmächtige Hunger mich vermocht, selbst diese ekelhaften Geschöpfe zu verzehren. Mein früherer Angriff und das Geräusch, welches der Jaguar machte, hatte sie indessen in den Wipfel des Baumes verscheucht und so mußte ich warten, bis sie sich wieder in meinen Bereich wagten.

Der Nebel begann indeß sich zu zerstreuen; ein Luftzug von unten vertrieb ihn von dem Spiegel des Stromes und die Wasserfläche lag nun wieder vor meinen Blicken ausgebreitet. Indem ich nach dem Felsen sah, den mein Unstern mich zu besteigen verleitet hatte, ward ich gewahr, daß ein großer Jaguar auf ihm lag: ob derselbe, der mich so sehr in Schrecken gesetzt hatte, konnte ich natürlich nicht bestimmen. Wie dem aber auch sein mochte, so ließ sich doch so viel erkennen, daß er mit sich zu Rathe ging, wie er mich oder die Leguans am besten erreichen könne. Auf dem Bauche ausgestreckt lag er auf dem höchsten Punkte des grauen Felsens, ungefähr 6 Fuß von den nächsten Zweigen und vielleicht 10 bis 12 Fuß vom Stamme entfernt, ein Raum, den er wohl im Sprunge zurückzulegen vermochte. Die senkrechte Höhe der über ihm wogenden Zweige und die Ungewißheit, ob er sich an ihnen werde festhalten können, schienen ihn jedoch zu bestimmen, den Versuch zu machen, den Stamm hinaufzuklettern. Da der Vortheil der Stellung auf meiner Seite war, so hatte ich wenig Furcht vor dem Ausgange, und indem ich mir Glück wünschte, meinen Feind entdeckt zu haben, bevor er mir näher auf den Leib rückte, kletterte ich, so schnell als meine steifen Glieder es gestatteten, tiefer hinab, um mich ihm entgegenzustellen, ehe es ihm gelungen wäre, die Aeste zu erreichen, wo dann freilich der Kampf nicht lange unentschieden geblieben wäre. Mit einem tüchtigen Ast in der rechten und einem Messer in der linken Hand, da, wo der Stamm sich zum ersten Mal in eine Gabel theilte, nahm ich meine Position und erwartete den Angriff. Der Jaguar hielt mich unverwandt im Auge. Er war so tief unter mir, daß, wenn es ihm auch gelang, sich unten an dem Stamm anzuklammern, ich doch immer einen

großen Vortheil vor ihm voraus hatte, weil er nur langsam an der glatten Rinde emporklimmen konnte. Endlich zog er seinen Leib zusammen und wagte den Sprung, in einem Ru hing er 10 Fuß unter mir am Stamme. Nun setzte er, nachdem er die Hinterfüße an sich gezogen, die Vorderfüße behutsam vorwärts und kletterte höher. Meine Absicht war, ihn so nahe als möglich kommen zu lassen, ehe ich mich zur Wehre setzte. Ich hatte geglaubt, es würde mir leicht werden, ihn hinabzustoßen; als ich aber sah, wie fest er seine Tatzen in die Rinde einschlug, ward es mir klar, daß dies nicht so leicht sein würde. Schritt vor Schritt stieg er knurrend aufwärts, sein heißer Athem dampfte mir in's Gesicht, seine feurigen smaragdgrünen Augen kreisten in ihren Höhlen und schienen mich zum Kampfe herauszufordern.

Der Augenblick der Entscheidung war jetzt da. Schon konnte ich die Vorderpfoten des Thieres beinahe mit meiner Hand erreichen, noch ein Schritt und seine Tatzen würden mich ergriffen haben. Daher legte ich mein Messer in eine breite Gabel des Baums, holte mit meinem Knittel weit aus und traf den Jaguar mit voller Kraft auf die Schnauze. Ein dumpfes Knurren war seine Antwort, doch hielt er sich am Stamme fest und setzte seinen Weg vorsichtig fort. Er schien durch diesen Empfang nichts weniger als entmuthigt, nur nahm er eine andere Richtung, um mir auszuweichen, und dies gewährte ihm den Vortheil, daß er seinen Kopf hinter einem vorspringenden Aste verbergen konnte, wodurch ich außer Stand gesetzt wurde, meine leichte Waffe da gegen ihn zu gebrauchen, wo ich sie allein mit einiger Hoffnung auf Erfolg anwenden zu können hoffen durfte. Ich bemühte mich nun dadurch, daß ich ihm das eine Ende meines Knittels in den Rachen stieß, zum Rückzuge zu nöthigen, und dies hielt ihn auch wirklich eine Zeitlang ab, weiter zu klettern und schien ihm große Schmerzen zu verursachen. Er ward indessen auch immer wüthender und indem er den Körper fast zu einem Ringe zusammenzog, schickte er sich an, durch einen gewaltigen Ruck einen Ast zu umklammern, was mich, wenn es ihm gelang, unfehlbar zu seinem Opfer machen mußte. Da ich nun den Knittel für unzulänglich fand, das Thier weiter abzuwehren, griff ich nach meinem Messer, ließ mich auf ein Knie nieder und versuchte es ihm wo möglich in's Auge zu stoßen. Dieser Augenblick war sehr kritisch, denn ging mein Stoß fehl, so war ich verloren. Die riesige Vorderpfote berührte jetzt mein Knie, rasch beugte ich mich vorwärts und bohrte ihm das Messer in die Augenhöhle. Der Jaguar stieß ein Schmerzgeheul aus und suchte mich zu fassen, that mir jedoch keinen weiteren Schaden, als daß er mich am Arm leicht ritzte. Die beigebrachte Wunde beraubte zwar den Jaguar der Hälfte seines Gesichts, aber sie schien nicht tödtlich. Er zog sich ein wenig zurück, und schon hoffte ich, er werde seinen Angriff gänzlich aufgeben. Aber er änderte nur seinen Weg und wand sich rund um den Stamm, ehe er einen weiteren Versuch machte, höher zu steigen. Ich legte mein Messer aus der Hand, griff nach dem Knittel und stieß ihm diesen mit aller Kraft in sein verwundetes Auge. Dies hatte einige Wirkung, denn nun zog er sich, tiefe Spuren seiner Klauen in der Rinde zurücklassend, weiter zurück. Es trat eine Pause von wenigen Minuten ein, während der ich das vor Wuth und Schmerz laut brüllende Thier fest im Auge behielt. Plötzlich nahm dies einen gewaltigen Anlauf, indem es sich mit den Hinterfüßen fest an den Stamm krallte. Ein neuer

kräftiger Hieb, den ich auf seine Schnauze führte, entschied indeß den Kampf, mein Gegner stürzte in's Wasser hinab, wo er von mehreren lauernden Krokodilen in Empfang genommen wurde, die ihn auf der Stelle verzehrten.

Jetzt erst athmete ich wieder frei auf und hatte Zeit, um mich zu blicken. Der Nebel hing noch in dichten Massen am Horizonte und verdüsterte das Tageslicht. Er hatte sich an 600 Fuß über dem Wasserspiegel erhoben, über dem er einem wogenden Meere gleich hinwallte. Ich sah mich nach meinen bisherigen Gefährten, den Leguanen, um, sie waren während meines Kampfes mit dem Jaguar verschwunden. So seltsam es auch klingen mag, so ist es doch wahr, ich vermißte jetzt ihre Gesellschaft und und fühlte mich nun um so mehr vereinsamt und verlassen. Der Hunger stellte sich mit verdoppelter Stärke ein, denn die nichts weniger als nahrhafte Speise von Blättern und Reisig hatte ihn keineswegs beschwichtigt. Hätte ich es wagen können, vom Baum herunterzusteigen, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, eine Schildkröte zu erlegen, von denen es unter mir wimmelte, allein ein solches Unternehmen wäre mit Lebensgefahr verbunden gewesen. Und selbst wäre ich auch glücklich am Fuße des Stammes angekommen, es würde mir doch bei meiner Schwäche nicht möglich gewesen sein, den Baum, auf welchem allein Sicherheit für mich war, wieder zu erklettern.

Ungeachtet meiner Aussicht auf ein nahes Ende hing ich doch noch immer an dem elenden Leben. Ich schnitt daher einen langen Zweig ab, an dessen Spitze ich ein Tuch als Flagge befestigte, um damit vorüberfahrenden Booten ein Signal zu geben. Ein heftiger Regen, der das Tuch so einweichte, daß es regungslos hängen blieb, machte auch diese Mühe fruchtlos. Indessen brachte meine Flagge mir doch den Vortheil, daß sie die Geier verscheuchte, die sich oft auf meinen Baum setzten und mir durch ihr abscheuliches Geschrei beschwerlich wurden.

Der Tag war bereits im Abnehmen; heftige Anfälle von Hunger wechselten mit tödtlichem Uebelbefinden ab und peinigten mich furchtbar. Vergebens blickte ich umher, um etwas Eßbares zu erspähen, ich fand nirgends etwas. Als die Nacht hereinbrach, machte mich die Dunkelheit noch kleinmüthiger, und so fand mich die dritte Nacht abermals in meiner Hängematte ausgestreckt. Der Schlaf floh mich, langsam schlich die Stunde hin, heftige Schmerzen durchwühlten meine Glieder, verworrene, wunderliche Bilder, gleich den wirren Träumen eines Wahnsinnigen, gaukelten vor meiner krankhaft aufgeregten Phantasie. Der erste Strahl des Tageslichtes glänzte aber kaum am Horizonte, als ich einen Schall zu vernehmen glaubte, der von all' den Tönen, die ich bisher gehört hatte, ganz verschieden war. Ich hielt ihn für den Knall eines Schießgewehrs; bald ließen sich mehrere ähnliche hören, und nun blieb kein Zweifel, daß ich mich nicht geirrt hatte. Daß meine Gefährten mich aufsuchen würden, glaubte ich nicht, weil der Schall vom jenseitigen Ufer herkam, ich vermuthete, es seien Feindseligkeiten zwischen den Dorfbewohnern ausgebrochen. Ein verwirrender, betäubender Schlaf schloß meine Augenlider, und als ich erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Ich kroch aus meiner Hängematte, fühlte mich aber so schwach, daß ich mich nur mit großer Mühe an den Zweigen zu halten vermochte. Endlich gelangte ich nach der Stelle, welche ich mir am Tage vorher zu einem Sitz eingerichtet hatte, und ließ mich hier mit dem Gefühl gänzlicher Hoffnungslosigkeit

nieder. Wie lange ich in diesem regungslosen Hinbrüten zubrachte, weiß ich nicht, allein plötzlich ward ich durch einen Flintenschuß aufgeschreckt. In welcher Gestalt mir auch menschliche Wesen entgegentreten mochten, ob bekannte oder unbekannte, civilisirte oder Cannibalen, sie waren mir willkommen. Ich richtete mich auf und antwortete durch einen Ruf, so laut ich konnte, der aber kein Echo fand. Ein zweiter Schuß, aber in größerer Entfernung ließ sich vernehmen, wieder schwand meine Hoffnung. Da knallte es zum dritten Male und zwar nicht weit von mir und um den Felsen herum kam ein Kanoe, in welchem ich zu meiner großen Freude meine beiden Zambos und den Patron meines Schiffes erkannte. Sie schauten emsig umher und schossen noch einmal eine Flinte ab. Ich war so ergriffen, daß ich es unterließ, sie anzurufen. Endlich raffte ich mich auf und stieß einen gellenden Schrei aus, der glücklicherweise von ihnen vernommen und durch ein lautes freudiges Halloh beantwortet wurde. Das Kanoe war augenblicklich gewendet und nach mancher Anstrengung befand ich mich endlich an Bord, und durfte meinen braven Kameraden, in deren Augen Freudenthränen glänzten, dankbar die Hand schütteln.

Sie hatten ebenso unfreiwillig mich verlassen, als ich zurückgeblieben war. Ihr Boot war abwärts in einen Palmenwald getrieben, wodurch es so sehr beschädigt ward, daß man den ganzen folgenden Tag brauchte, es auszubessern. Dann traten sie sofort die Rückkehr an, hatten aber mit widrigen Winden und reißenden Gegenströmungen zu kämpfen. Am nächsten Tage war der Nebel ein neues Hinderniß; endlich erreichten sie die Stelle, wo ich sie verlassen hatte und so ward ich gefunden.

Meinen Leiden im Gipfel des Zamangbaums folgte eine ernstliche nervöse Krankheit. Mehrere Tage schwebte ich in Lebensgefahr, doch genas ich allmählig in Carichana, wo man mich an's Land brachte und den Händen eines einheimischen Arztes anvertraute. Sechs Wochen später war meine Genesung soweit fortgeschritten, daß ich meine Reise wieder fortsetzen konnte.

---

2. Kataracten des Corentyn.

Oberhalb Tomatai fanden wir den Corentyn mit Felsenblöcken bedeckt und einige Hügel, die sich ungefähr 150 Fuß erhoben, zogen sich längs seinem nördlichen Ufer hin. Der Assiprua, ein kleiner Strom, verbindet sich hier vom Norden her mit dem Corentyn. Unfern dieses Zusammenflusses zogen sich die Felsen plötzlich von Norden nach Süden, erhoben sich in der Nähe einer Insel bis zu 12 Fuß Höhe und bestanden aus einer Thonart, welche die Indianer Alina oder Akuru nennen und die sie zugleich zur Bereitung ihres Töpfergeschirrs benutzen. Die wilde Baumwolle, die hier wuchs, hatte einen so feinen Faden, daß derselbe allgemein Bewunderung erregte. In der Nacht vom 11. October wurden wir von einem solchen Ungewitter heimgesucht, daß der innerhalb 11 Stunden gefallene Regen, der mit dem Geräusch eines Wasserfalls herabstürzte, die ungeheure Masse von mehr als 5 Zoll betrug. Am folgenden Morgen stießen wir in der Nähe einer andern Insel ungefähr 70 Meilen in gerader Entfernung vom Meer auf

die erste Stromschnelle von Bedeutung. Nachdem wir die Insel einige Zeit im Rücken hatten, bemerkten wir, daß sich der Boden anfing zu heben; bevor wir aber diese erhöhte Stelle erreichten, zeigte der Fluß ganz dieselbe Scene der Verwirrung, welche man in den Strömen Guiana's so häufig antrifft. Viele von den Felsblöcken waren 40 Fuß hoch und ein großer umgestürzter Baumstamm, den der Strom während der Ueberschwemmung quer über zwei oder drei dieser Blöcke hingetrieben hatte, wo er als Brücke dienen konnte, zeigte, daß sich der Corentyn hier während der Regenzeit wenigstens 20 Fuß über seinen gegenwärtigen Wasserstand erheben mußte. Jemehr wir uns den Bergen, die wir in der Entfernung gesehen hatten, näherten, um so reißender wurde auch der Strom, welcher jetzt durch Hügel, die wir auf 120 Fuß Höhe schätzten, eingeengt ward. Eine leichte Krümmung des Flusses vergrößerte seine Strömung nur noch mehr und es verging beinahe eine Stunde, ehe wir ihrer Herr werden konnten. Die Strömung betrug vier bis fünf Knoten. Die Felsenhügel, welche hier die Ufer des Flusses bilden, zwingen ihn, seinen südlichen Lauf zu verlassen und sich etwa 40 Meilen hindurch östlich zu wenden, was bisher nicht bekannt gewesen zu sein scheint.

Wir fuhren nun an mehreren Inseln vorüber, von denen sich eine Menge weißer Sandbänke in den Fluß hinein erstreckten, die wir während unserer Reise meistentheils und so auch dies Mal zu unserm Nachtlager wählten. Am nächsten Tage, den 14. October, konnten wir nur sehr langsam nach Süd-Süd-Osten vordringen. Die Felsen und Inseln waren so zahlreich, daß unsere Führer oft eine Menge Durchfahrten vergebens untersuchen mußten, bevor eine ausfindig gemacht wurde, welche wir mit unseren Corials befahren konnten. Diese gigantischen Blöcke sind eine besonders characteristische Eigenthümlichkeit des Corentyn, nur wenige sind eckig, die meisten Sphäroide oder kuppelförmig gebildet, alle aber mehr oder weniger mit einem metallischen, glasigen Ueberzug bedeckt. Wo mehrere kleine Blöcke auf einander gehäuft waren, da hatten sich auch die Zwischenräume mit ganz sonderbarem krystallinischen Stoffe gefüllt, der mir vulkanischen Ursprungs zu sein schien.

Die Umgebung hier ist ungemein lieblich. Das Chaos der Felsen, das Getöse des Wassers, die zahlreichen Inseln, durch welche das Bett des Flusses über eine Meile ausgebreitet wird, Alles hat sein besonderes Anziehendes, am meisten aber setzte mich ein förmlicher Wald der Lacis in Erstaunen. Diese herrliche Wasserpflanze stand in voller Blüthe; der hellbraune Stiel, der dichte Blüthenstand mit seinem röthlichblauen Farbenspiel bildeten einen strengen Contrast gegen den völlig kahlen Granitfelsen. Tausende hatten eben ihre Blüthen erschlossen und zeigten durch ihre Ueppigkeit, welchen trefflichen Boden sie gefunden. Ich maß eins der lanzettförmigen Blätter und fand es 3 Fuß 2 Zoll lang und 2 Fuß breit. Unser Nachtlager hatten wir auf einer kleinen felsigen Insel ausgewählt, welche die Cariben Akalikatabo nannten und die unter 4° 40½′ nördl. Br. und 57° 39′ westl. Länge lag.

Am Morgen des 15. Octobers fuhren wir an einem höchst merkwürdigen Felsen vorüber, den die Cariben Timehri nennen. Er zeichnet sich nicht nur wegen seines Umfanges, sondern auch wegen einer Anzahl riesenhafter Figuren aus, die auf ihm eingegraben sind; eine dieser Figuren maß mehr als 40 Fuß. Während der nächsten zehn Meilen war der Fluß immer noch

mit Felsen und Inseln bedeckt und behielt seine südöstliche Richtung bei, bis er endlich seine frühere Breite wieder erhält und sich nun beinahe 15 Meilen ganz südlich wendet.

Nachdem wir zwei Tage später eine Krümmung umfahren waren, bemerkten wir auf beiden Ufern mehrere Hügel und nach einer halben Stunde befanden wir uns in einem anscheinenden weiten Bassin, das von Hügeln eingeschlossen wurde, die sich von 60 bis zu 100 Fuß erheben mochten. Der Strom war in eine Menge Gießbäche verwandelt. Die weißen Schaumflocken, die uns entgegen schwammen, gleichsam als wollten sie uns den Willkommen bringen, das donnerähnliche Getöse des herabstürzenden Wassers und eine dichte Nebelwolke über den südlichen Hügeln, — Alles verkündete uns mit lauter Stimme, daß wir uns einer großartigen Scene näherten. Daß unsere Reise hier eine Verzögerung erleiden würde, war augenscheinlich, und ich befahl daher, unsere Zelte aufzuschlagen. Während wir noch damit beschäftigt waren, äußerten die Cariben, alles Vordringen habe hier ein Ende, denn, obschon es einen Weg über diese Fälle gebe, so sei dieser doch nur in der Regenzeit, wo das Bett des Flusses voll sei und sich dann weniger Hindernisse entgegenstellten, zu befahren. Es kam mir indessen wunderbar vor, daß ich jetzt zum ersten Mal von der Unmöglichkeit, die Fälle vor uns passiren zu können, hören mußte. Ich ließ mich deshalb nicht irre machen und hoffte auf einen glücklichen Erfolg.

Am Morgen des 18. Octobers untersuchten wir nun die Umgebungen und nachdem das Corial über ein Felsenbett gezogen worden war, durchfuhren wir die vor uns liegende Stromschnelle in schräger Richtung und hielten bald darauf vor einem Haufen von Felsen, die bei vollem Fluß das Bett eines Wasserfalles bilden; jetzt rieselte nur ein unbedeutender Wasserstreifen über ihre geschwärzte Oberfläche. Von unserm Lagerplatz aus hatte ich sicher geglaubt, daß wir gerade an dieser Stelle die Corials würden hinüberziehen können, aber mit jedem Schritt, den ich vorwärts that, sank auch meine Hoffnung. Ungeheure Felsenpallisaden legten selbst unserm Vordringen zu Fuße fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Jetzt öffneten sich Klüfte zu unseren Füßen, die wir nur durch einen kühn gewagten Sprung überschreiten konnten, oder wir mußten durch einen Strom waten, der sich seinen geschlängelten Lauf durch die Felsen gebahnt hatte; — plötzlich war er wie durch Zauberkraft verschwunden, bis ein unterirdisches Getöse uns verkündete, daß er unter unsern Füßen hinrollte und ebenso plötzlich erschien er dann auf einmal an einer Stelle wieder, wo wir es am wenigsten vermutheten und wo wir uns sein Erscheinen auf keine Weise erklären konnten. Einige der Felsen bildeten Bänke, andere zeigten runde Höhlungen, die theilweise mit runden Quarzstücken gefüllt waren. Eine der größeren Vertiefungen war 3 Fuß tief und maß 10 Zoll im Durchmesser. Viele der Felsen waren wieder mit zahlreichen Pflanzen bedeckt, unter denen sich besonders eine Orchidee und Agave auszeichnete; ganze Büschel gelber Blumen schmückten die erstere, während der lange, zierliche, mit Tausenden von Blüthen besetzte Schaft der letzteren das üppige Wachsthum selbst auf so unfruchtbaren Felsen bekundete. Zu unserer Rechten vernahmen wir plötzlich das donnerähnliche Gebrause eines Wasserfalles, über dem eine dichte Nebelwolke hing. Eine unzählbare Menge von Schwalben durchkreuzte diese Wolke, indem sie sich in ihrem

unregelmäßigen Fluge bald in die Höhe hoben, bald wieder niedersenkten, gleichsam als ergötzten sie sich an dem feinen Wasserstaube, der von dem Schaum emporstieg. Später besuchten wir auch noch diesen Wasserfall. Er übertraf an Großartigkeit alle, die ich bis jetzt in Guiana gesehen hatte. Die reißende Schnelligkeit, mit welcher sich die Wassermassen über den Felsenrand in eine senkrechte Tiefe von einigen dreißig Fuß herabstürzten, verwandelt den Schaum in jene Wolke, die wir schon früher bemerkt hatten, bevor wir noch die Ursache ihres Entstehens entdecken konnten.

Kurz vorher, ehe ich zu diesem Fall kam, der zugleich der westlichste Kataract ist, bis zu welchem ich auf dem Corentyn gelangte, war ich einigen Indianern gefolgt und hatte nach unsäglicher Mühe und nach vielfachem Waten einen Arm des Flusses erreicht, der sich in zwei Kanäle theilt; der westliche bildet einen Katarakt und die offene Aussicht über seinen Scheitel hin setzte mich durch ihre Schönheit in Erstaunen. Das Wasser stürzte sich unter einem Winkel von 60 Grad in ein Thal, das durch riesige Felsenhaufen gebildet wurde, welche wir den Tag vorher für Hügel gehalten hatten, vorzüglich da wir sie mit großen Bäumen bedeckt sahen. Das aufgewühlte Wasser schäumte zu unsern Füßen, wobei es seine ungeheuren Schaumflocken gegen die Felsen schleuderte, die sich seinem Laufe entgegenstellten. Die herrlichste Scenerie aber bildete eine Kaskade an der entgegengesetzten Seite des Schlundes. Die Felsen, über welche sich dort das Wasser herabstürzte, waren mit der Lacis überdeckt und von den herabhängenden Zweigen, die oft eine Länge von 5 bis 6 Fuß hatten, überzogen, so daß das Ganze das freundlichste Bild eines reichen Teppichs darstellte. Die verschiedenen Abstufungen des Grüns, das einen scharfen Kontrast gegen die Blüthen bildete, der Schaum des Wassers, der sich über diesen glänzenden Teppich hin ergoß: dies Alles vereint, erhob die Lieblichkeit der Umgebung nur noch mehr. Wir schätzten die Höhe des Falles auf etwa 25 Fuß, während der, auf welchem ich eben meinen Standpunkt hatte, sich 30 Fuß herabstürzte. Die beiden Fälle liegen sich unmittelbar gegenüber. Nach der Strömung und Bewegung des Wassers zu schließen, mußte es aber in der Nähe noch einen dritten Fall geben, der uns wahrscheinlich durch einen vorspringenden Felsen, welcher sich vor uns erhob, von hier aus verborgen wurde. Anfänglich war ich über den Weg, den ich nach ihm einzuschlagen hatte, verlegen, doch ein bedeutender Umweg, mehrmaliges Durchwaten von Stromrinnen krönte endlich meine Mühe mit glücklichem Erfolg und ich ward reich für meine Anstrengung entschädigt. Drei abgesonderte Kanäle vereinigen sich hier auf dem Scheitel des Falles; ungeheure Granitblöcke halten die Wassermasse in ihrem Laufe auf, bis sie sich einen neuen Weg gebahnt und nun in einen 40 Fuß tiefen Schlund hinabstürzt. Interessant ist auch ein sich einzeln erhebender Felsen, der einen Schenkel darstellen soll. Der westlichste dieser Fälle übertrifft die beiden übrigen um Vieles. Was jenen aber an Größe gebricht, wird in reichem Maße durch die liebliche Umgebung und die herrliche Staffage ersetzt, die eben diese letztern auszeichnet. Die Indianer nennen diese Reihe Wasserfälle Mavari Wonotopo. Weiter östlich findet sich noch ein Wasserfall, den wir, hätten wir nicht die ersten früher gesehen, für sehr groß gehalten haben würden. Auf den Felsen des östlichen Ufers fanden wir eine Menge indianischer Hieroglyphen eingehauen. Oberhalb der Fälle

theilt sich der Fluß in zahlreiche Kanäle, die nach ihrer Vereinigung neben einander jene Wasserfälle bilden.

Wie groß auch der Genuß war, den uns diese herrliche Scenerie gewährte, so wurde mir dieser doch vielfach durch die Gewißheit verkümmert, daß mir keine Hoffnung blieb, die Felsen mit den Corials zu überschreiten. Auch scheiterten alle meine Bemühungen, einen anderen Pfad aufzufinden, an der hartnäckigen Weigerung der Cariben, welche unter allen Nationen die einzigen sind, die den obern Corentyn kennen, mir auf meine Fragen genügende Antworten zu geben. Zwar setzte ich einen Preis für denjenigen aus, der eine Stelle ausfindig machte, wo wir einen Pfad aushauen könnten, und es wurden deshalb viele Ausflüge unternommen. Allein ich gewann auch die Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, selbst bei dem festesten Willen und den bereitwilligsten Händen, in weniger als sechs bis acht Wochen einen Weg zu bahnen, und daß meine Begleiter keineswegs sehr bereit waren, solche Arbeit zu unternehmen. Es blieb mir daher, nachdem ich noch einige Messungen vorgenommen hatte, nichts anderes übrig, als meine Rückreise anzutreten.

---

3. Das Canuku-Gebirge.

(Guiana.)

Bereits sechs Wochen hatten wir uns in der Niederlassung Pirara, am See Amucu, wo sich auch eine englische Missionsstation befindet, aufgehalten, um uns für die bevorstehende Weiterreise zu stärken. Das Wetter war meistens schwül und der Wind kam vorherrschend aus Osten. Wir befanden uns hier 600 Fuß über dem Meeresspiegel.

Die Macusis, welche diese Niederlassung bevölkern, sind ein gutmüthiger, gastfreundlicher Stamm und scheinen viel thätiger, als die übrigen Indianer. Da sie sahen, daß wir Naturalien sammelten, so verging fast kein Tag, wo sie mir nicht einen Vogel, ein Insekt, eine Pflanze oder einige Früchte, wie Ananas, Caschewnüsse oder die Früchte der Cucuritpalme gebracht hätten. Eine Cicade fand ich hier ungemein häufig, sie war größer als der sogenannte Scheerenschleifer der Kolonisten, und der Ton, den sie von sich gab, glich mehr dem Ton einer Glasharmonika, er war keineswegs unangenehm und konnte in weiter Entfernung gehört werden. Während der Nacht vernahmen wir gewöhnlich eine Menge ganz verschiedener Stimmen, zuerst das Brüllen des wilden Stiers, das man Meilen weit hören kann, dann das fast kreischende Quaken der Frösche, die den See bewohnten, das Krächzen der Eule und das wilde Kukuru-kuru des Ziegenmelkers, welches man eher für die Stimme eines Vierfüßlers, als eines Vogels hält.

Seit dem 14. April veränderte sich das Wetter in heftigen Regen, und am folgenden Morgen verfinsterten ganze Schwärme geflügelter Ameisen die Luft und wurden, nachdem sie auf die Erde niedergefallen waren, die Beute einer andern größeren und einer kleineren Ameise, ebenso die einer Eidechse und mehrerer Vögel, wie der Mandelkrähe u. a. mehr. Bei einer andern Gelegenheit umgaben die Indianer den Ort mit Feuern, um eine größere Anzahl geflügelter Ameisen zu sammeln, und am folgenden Abend waren alle

Knaben des Dorfes auf den Füßen, um unter lautem Geschrei mit Stöcken und Palmblättern eine noch größere beschwingte Ameisenart zu fangen, welche sie in großer Anzahl in ihren Kalabaschen sammelten. Sie werden geröstet oder gekocht gegessen und von den Indianern für einen großen Leckerbissen gehalten. Das Erscheinen dieser geflügelten Insekten gilt für den sichersten Vorläufer der Regenzeit, welche durch die häufigen Schauer und Donner, sowie durch das deutliche Hervortreten der entfernten Gebirge, hinlänglich angezeigt wird.

Von der Höhe, auf der wir uns befanden, sahen wir zahlreiche Heerden von mehreren hundert Jabirus (amerikanische Störche) mit gravitätischen Schritten in den Sümpfen zu unseren Füßen herumwaten, sie waren ungemein scheu, man konnte nur schwer an sie kommen. Einer, der geschossen wurde, maß beinahe sechs Fuß in der Höhe, wobei seine Flügel 8½ Fuß lang waren, daher dieser Vogel wohl in Rücksicht auf Größe dem Condor am nächsten stehen möchte. Einige Tage später erlegte Einer unserer Jäger einen solchen amerikanischen Storch, welcher weiß ist und schwarze Flügel hat, die ausgebreitet sechs Fuß und drei Zoll messen.

Während der letzten Tage wurden wir häufig durch Klapperschlangen in Alarm gesetzt, die an der kühlen Luft fühlten, daß die Regenzeit herannahe und sich daher von den Savannen nach den Niederlassungen zurückzogen. Wäre diese gefährliche Schlange, von der eine von der Stärke eines Mannesarmes und einer Länge von über sechs Fuß unter einigem Gerölle getödtet wurde, weniger träge, Niemand würde die Savannen bewohnen können, auf denen sie in großer Menge angetroffen werden. Sie liegt gewöhnlich zusammengerollt unter dem Grase, der Ton, den die Klappern von sich geben, ist dumpf und würde in den meisten Fällen unbeachtet bleiben, vorzüglich da ihn das Geräusch, welches das Gras macht, wenn man durch dasselbe hingeht, bei weitem übertönt. Die Indianer nehmen die Gegenwart dieser Schlangen durch den bisamartigen Geruch wahr, den sie mit mehreren anderen ihres Geschlechtes gemein haben.

Um die überschwemmten Savannen übersehen zu können, unternahm ich am 28. Mai einen Ausflug nach dem Canuku-Gebirge. Nachdem wir einige Tage in südwestlicher Richtung gegangen waren, erreichten wir den höchsten Punkt der Savanne, der sich etwa 120 Fuß über den Spiegel des Sees Amucu erheben mochte. Die Aussicht, die wir hier über die flachen Thäler der Umgebung, welche von zahlreichen Flüssen durchschnitten wurden, genossen, war reizend. Der Lauf der Flüsse wurde gewöhnlich durch eine üppigere Vegetation und durch eine Menge Mauritiapalmen bezeichnet. Indem wir dann unsere Reise nach Südwesten längs der Wasserscheide zwischen den Nebenflüssen des Mahu und Rupununi fortsetzten, kamen wir zu dem Dorfe Amara oder Tacuma und bald darauf an den Fluß Quayé, der über seine Ufer getreten war und eine Wasserfläche von 1½ Meilen Breite bildete. Diese hatten wir zu durchwaten, wobei uns das Wasser oft bis an die Schultern ging. Bei dem Macusidorfe Nappi-Ipiriwaki machten wir Halt und genossen eine herrliche Aussicht auf den ganzen Gebirgszug des Canuku, wobei wir den Nappi und Curasawaka deutlich durch ihre senkrechten Granitwälle unterscheiden konnten.

Der fruchtbare Boden treibt die üppigsten Pflanzen; unter vielen andern

bemerkte ich auch eine prächtige, noch nicht beschriebene Orchidee, die an ihrem Stiel hier oft sechs bis zehn Blüthen trug, während ich sie auf den Savannen des Berbice mit weniger Blüthen geschmückt angetroffen hatte. Da wir oft ganze Wasserflächen durchwaten mußten, unsere Füße aber vielfach durch eine Menge stachliger Mimosen, Palmen und Schilfgras zerrissen wurden, so war unsere Reise ungemein ermüdend. Während uns der Weg durch einen Wald führte, bemerkte ich eine Menge Bäume, die ich für eine Art Salbenbäume erkannte, welche das wohlriechende Harz, das Haiowa, ausschwitzt. Das Harz, welches dieser Salbenbaum ausschwitzte, war sehr fett und wohlriechend. Die gelbe Schweinpflaume (Spondias Myrobalanus) stand in Reife und wir fanden eine Menge Früchte auf dem Wasser schwimmen. Unser Pfad hatte immer noch dieselbe Richtung, bald überschritten wir den Nappi und erreichten das Macusidorf, das am Fuße des Berges gleiches Namens liegt. Das merkwürdigste Insekt, welches das Canuku-Gebirge bewohnt, ist der Prionus cervicornis, und als Augenzeuge muß ich alle Angaben der früheren Reisenden über die eigenthümliche Art, wie dieses Thier mit seinen sägeartigen Mandibeln irgend einen Zweig eines Baumes oder Busches anpackt und dann mit der Schnelligkeit einer Windmühle im Kreise um denselben herumfliegt, bis es den Zweig durchsägt hat, bestätigen. Der Zweig, an dem ich dieses Manöver beobachtete, hatte ziemlich die Stärke eines Handgelenks und das Thier beendete seine Arbeit binnen einer Viertelstunde. Wie lange es jedoch vorher schon gearbeitet hatte, weiß ich nicht, da wir es schon in voller Thätigkeit antrafen. Als der Zweig beinahe durchsägt war, brach er vollends vermöge seines eigenen Gewichtes ab und fiel sammt dem Käfer zur Erde. Das brennende Verlangen der kleinen Macusiknaben, ihn zu fangen, verhinderte mich, seine ferneren Proceduren zu beobachten.

Nachdem wir den kleinen Fluß Curasawaka am 30. Mai überschritten hatten, führte uns unser Weg noch fünf Stunden gen Südwesten längs dem Fuße eines Gebirgszuges, wo wir dann eine kleine Niederlassung erreichten. Bei unserer Ankunft brachte mir eine Macusifrau ihr sieches Kind und bat mich es anzublasen, da sie dies für ein Zaubermittel hielt, welches ihr Kind wiederherstellen würde. Als wir den Rinaute und Nappi überschritten, bemerkten wir einen ungeheuren Granitblock von etwa 50 Fuß Höhe, der am Abhange des Berges Curasawaka lag. Jetzt verließen wir den Wald, durch den wir bisher gegangen waren und schlugen unsern Weg in west- zu südlicher Richtung über die Savannen ein. Die Ufer der Flüsse sind mit einem 300 Yards breiten Saum von Palmen und Gebüsch eingefaßt. Ein breiter Felsengürtel durchzog die Ebene von Osten nach Westen wie ein Band. Am Abend überfiel uns ein fürchterlicher Gewittersturm, und das grauenhafte Getöse des Sturmes im Walde und des Wassers war so fürchterlich, daß es selbst den Donner, welcher in den Gebirgen widerhallte, übertönte; es war eine furchtbar schöne Scene!

Am nächsten Morgen, den 31. Mai, war Alles wieder ruhig, überall aber fanden wir, als wir unsere Reise fortsetzten, die Spuren der Verwüstung des entfesselten Elementes. In der Nähe des Flusses Carutza waren ungeheure Felsenmassen von dem naheliegenden Gebirge herabgeschleudert worden, welche Hunderte der schönsten Bäume auf ihrem Wege mit sich fortgerissen hatten. Bei unserem weiteren Vordringen nach Süden erhob sich die Gebirgs-

kette immer kühner und steiler, und nachdem wir durch ein Macusidorf von zehn Hütten, an dem Fuße des Berges Quariwaka gegangen, in dessen Nähe wir einen schönen Wasserfall fanden, der durch einen Fluß gebildet wird, welcher sich von jenem Berge herabstürzt, hielten wir in einem zweiten Dorfe, Cumumeru, am Fuße des Berges Ilamikipang, dem Ziel unserer Reise.

Am Morgen des 1. Juni begannen wir diesen Berg zu besteigen. Das Aufsteigen wird durch die steilen Abhänge und ungeheuren Granitblöcke, von denen sich einer gegen den Gipfel hin beinahe 50 Fuß senkrecht erhebt, ungemein erschwert; der Berg gewinnt durch diese Blöcke und Abhänge ein ganz eigenthümliches Aeußere. Ungefähr in einer Höhe von 500 Fuß fanden wir in einer Vertiefung die erste Uraripflanze und kurz darauf noch mehrere andere, aber nur mit Früchten ohne Blüthen. Je höher wir aufstiegen, um so häufiger wurden auch die schönen, orangegefiederten Vögel, die Felsenhähnchen oder die Cabanarus der Macusis. Sie umschwärmten uns in solcher Nähe, daß meine Führer beinahe einen mit den Stöcken erschlugen. Mitten unter den Tausenden von Granitblöcken, auf welchen wir uns der oberen Felsenmasse näherten, gedieh eine eigenthümliche Flora. Mehrere neue Arten von Myrtacäen, verschiedene Epidendron-Arten und manche andere Gewächse bedeckten die alternden Baumstämme und eine Tillandsie hatte sich die Felsspalten zu ihrem Standort ausgewählt. An der Unterseite der Blätter hatte sich soviel Wasser angesammelt, daß unsere Füße ganz naß wurden, als wir darüber hingingen. Die zusammenhängende Masse, der Ilamikipang oder überhängende Felsen, wie man das Wort übersetzen könnte, war jetzt erreicht. Seine Spitze ist eine gekrümmte Fläche, welche theilweise mit Tillandsien und einer neuen Epidendron-Art mit hell-scharlachrothen Blumen, nebst vielen andern Pflanzen überdeckt ist.

Diese Plattform war ganz feucht, und wo nicht die Tillandsien den Boden in Anspruch genommen hatten, da war er von einem niedlichen Laufgras bedeckt. Während uns die kleine Fläche durch die Verschiedenheit und Ueppigkeit ihrer Vegetation in Erstaunen setzte, konnte auf der andern Seite die Fernsicht, die sich vor uns geöffnet hatte, mit nichts verglichen werden. Bisher hatte ich die Savannen nur von mäßigen Erhöhungen aus überblickt, jetzt übersah ich sie von einer Höhe von fast 3000 Fuß, und das Auge schweifte ungehindert von dem vereinzelten Makarapan-Gebirge im Nordosten über die schrankenlosen Savannen des Rio Branko im Westen. Zu unserer Rechten erhoben sich die felsigen Gipfel der benachbarten Gebirge, die in unförmliche Massen zerspalten waren. Ein Blick nach unten, und das Auge durchmaß den Abgrund, der zu uns heraufgähnte, aber der augenblickliche Schauder, welcher jeden bei dem Gedanken ergreifen mußte, daß der erste unbedachtsame Schritt, das geringste Abgleiten des Fußes, unvermeidliches Verderben bringen müßte, wurde durch das Entzücken über die herrliche Aussicht gemildert. Das Makarapan-Gebirge, das im Nordosten sichtbar war, verschmolz mit dem nördlichen Abhang des Canuku-Gebirges in eine Linie. Von da verbreitete sich der dichteste Wald, und die Grenzscheide zwischen diesem und der Savanne trat scharf markirt hervor. Im Norden wurde das weithinschweifende Auge durch das Pacaraima-Gebirge aufgehalten. Ein dichter Waldsaum bezeichnete den Lauf des Wahu und ein seegleicher Wasserspiegel zeigte die weite Ausdehnung der über ihre Ufer gestiegenen Flüsse,

während der Takutu, welcher durch seine hohen Ufer in seinem Bette zurückgehalten wurde, einem silbernen Faden glich, der sich durch einen reichen Teppich hinzieht. Einige Berggipfel, die sich vereinzelt in den Savannen zu erheben scheinen, schlossen die Aussicht nach Nordwesten.

Leider konnten wir diese herrliche Aussicht nicht lange genießen, Nebelwolken, die von Osten heranzogen, bedeckten bald die Landschaft mit einem leichten, aber undurchdringlichen Schleier und so kehrten wir am Abend zu unserm Indianerdorfe zurück. Einer unserer Führer hatte sich den Fuß verletzt, weswegen wir unsere Rückreise nach Pirara erst am 3. Juni antreten konnten, das wir am Nachmittage des 4ten auf einem geraden Wege auch glücklich erreichten.

4. Ein Brasilianischer Urwald.

Nachdem die nöthigen Anstalten zu einer Reise durch die Waldung getroffen waren, ließ ich am 21. Dezember einige große Kanoes mit dem Gepäck beladen und nahm von der Villa dos Ilhéos, wo ich sehr freundliche Aufnahme gefunden hatte, Abschied. Die Minas-Straße führt sogleich von der Seeküste längs des Flusses hinauf und fängt anderthalb Legoas weit von Ilhéos an, sich in die ununterbrochenen Wälder zu vertiefen. Ich landete Abends auf einer Fazenda, wo meine vorangesandten Lastthiere schon einige Tage auf einer guten Weide ausgeruht hatten. Hier befand sich gerade jetzt ein Mineiro, welcher in den benachbarten Wäldern Holz fällen ließ und ein paar junge Wilde vom Stamm der Camacan bei sich hatte. Er gab mir die Nachricht, daß eine Brücke auf der Straße in ganz unbrauchbarem Zustande sei, worauf ich 5 bis 6 meiner Leute mit Aexten voraussandte, um diese Stelle zu untersuchen und im nöthigen Falle zu einem schnellen leichten Uebergang eine Laufbrücke oder einen Steg zu zimmern. Zugleich gab ich zweien meiner Jäger den Auftrag die Arbeiter zu begleiten, um etwas Wildpret zum Unterhalt der Mannschaft herbeizuschaffen. Ich selbst blieb mit dem Rest meiner Truppe auf der Fazenda eines gewissen Simam zurück, von wo aus wir die nahen Wälder durchstreiften.

Unweit des Wohnhauses der Fazenda rauschte ein kleiner Bach über Gestein zwischen dichten Gesträuchen von Heliconien, Kokos und andern schönen Gewächsen dem Flusse zu; hier war ein angenehm erfrischender Schatten, in welchem ich häufig einen kleinen niedlichen Vogel vom Geschlechte der Fliegenschnäpper fand, der einen kurzen, nicht unangenehmen Gesang zu allen Stunden des Tages hören ließ. Ich entdeckte auch sein Nest, welches in einer Höhlung des Ufers unter Gesträuchen junger Kokospalmen erbaut war. Andere Vögel belebten in Menge die Nachbarschaft der Fazenda, besonders häufig flogen die Arassaris auf einem nahen Genipaba-Baum, der mit seinen schönen weißen Blüthen und zugleich mit Früchten überdeckt war. Andere hohe Bäume in der Nähe waren mit den Nestern des Japui so dicht behängt, daß sich an allen Spitzen der Zweige dergleichen befanden. Diese Vögel ließen ihre rauhe Lockstimme ununterbrochen erschallen und zeigten wie unsere Staare ein besonderes Talent alle ihnen nahe wohnenden Vögel nachzuahmen.

Ihr schwarz und gelb gezeichnetes Gefieder ist schön, besonders, wenn sie ihren Schweif ausbreiten und an dem beutelförmigen Neste flatternd umherklettern.

Meine Leute kehrten nach anderthalb Tagen zurück und brachten mir die Nachricht, daß an der Brücke nichts ausgebessert werden könne, der Uebergang daher sehr schwierig sei. Dennoch brach ich am 24. Dezbr. mit meiner ganzen Tropa auf, um meinem Vorhaben gemäß den Uebergang zu versuchen, und fand die Straße noch schlechter, als man sie mir geschildert hatte. Dornen zerrissen überall die Haut und die Kleidung der Reisenden, wir mußten uns mit dem großen Waldmesser stets den Weg bahnen und oft fanden sich Dickichte von der sogenannten Banana do mato oder Heliconie mit hohen steifen Blättern, die den Durchgang bei der Nässe des Thaues äußerst beschwerlich und unangenehm machten. Die Straße durchschneidet Berg auf Berg ab, quer die prachtvollsten finstersten Urwälder von Riesenstämmen, welche sich zu dem schönsten Bau- und Werkholz eignen. Wir überstiegen schon an diesem ersten Tage der ununterbrochenen Waldreise mehrere bedeutende Berge, unter welchen ich den Miriki, nach den vielen hier vorgefundenen Affen so benannt, bemerke und den Jacaranda, wo man besonders viele der schönen, ebenso genannten Art von Mimosen findet. An dieser letzten Höhe hat man die Straße in einem Schlangenwege hinaufgeführt, dennoch war sie für unsere beladenen Maulthiere sehr angreifend, die von selbst stehen zu bleiben pflegen, häufig ruhen und alsdann unangetrieben wieder weiter ziehen. In den stillen schauerlich einsamen Thälern, welche zwischen Höhen liegen, wo besonders viele Kokospalmen die Zierde des Dickichts sind, fanden wir noch weit größere Hindernisse und oft einen sumpfigen weichen Boden (Atoleiro), in welchem unsere Thiere tief versanken. Vorangesandte, des Weges kundige Jäger eröffneten unsern Zug. Sie benachrichtigten die Tropa sogleich, wenn ein solches Hinderniß sich zeigte; alsdann ward gehalten, die Reiter stiegen vom Pferde, die Jäger setzten ihre Gewehre an die benachbarten Stämme, man entledigte sich des Gepäckes und jeder Mann legte Hand an. Man hieb dünne Stämme nieder, warf sie auf den Weg, deckte abgehauene Kokosblätter und andere Zweige darauf und bahnte auf diese Art einen künstlichen Uebergang.

So gelang es mit angestrengter Arbeit in der Hitze des Tages vorzudringen, bis man wieder, was öfter vorkam, auf quer über die etwa acht bis zehn Schritte breite Straße gestürzte, kolossale Baumstämme stieß, wodurch es alsdann unumgänglich nöthig wurde, durch die dichte Verflechtung des Waldes an der Seite einen Pfad oder Picade zu bahnen und auf diese Art das Hinderniß zu umgehen. Diese Schwierigkeiten, welche in jenen endlosen Urwildnissen den Reisenden aufhalten und sein Fortrücken unglaublich verzögern, sind besonders zu Anfang solcher Unternehmung nichts weniger als abschreckend, wenn nur die Gesundheit nicht leidet und kein Mangel an Lebensmitteln eintritt. Der Mensch vergißt bei reger Thätigkeit die Beschwerden, welchen er unterworfen ist, und der Anblick jener einzig herrlichen erhabenen Waldnatur gewährt seinem Geiste durch immer neue und wechselnde Scenen reiche Beschäftigung; besonders der Europäer, der zum ersten Male in jene Wälder eintritt, bleibt in einer beständigen Zerstreuung. Leben und üppiger Pflanzenwuchs ist überall verbreitet, nirgends ein kleines Plätzchen ohne Gewächse, an allen Stämmen blühen, ranken, wuchern und heften sich Passi-

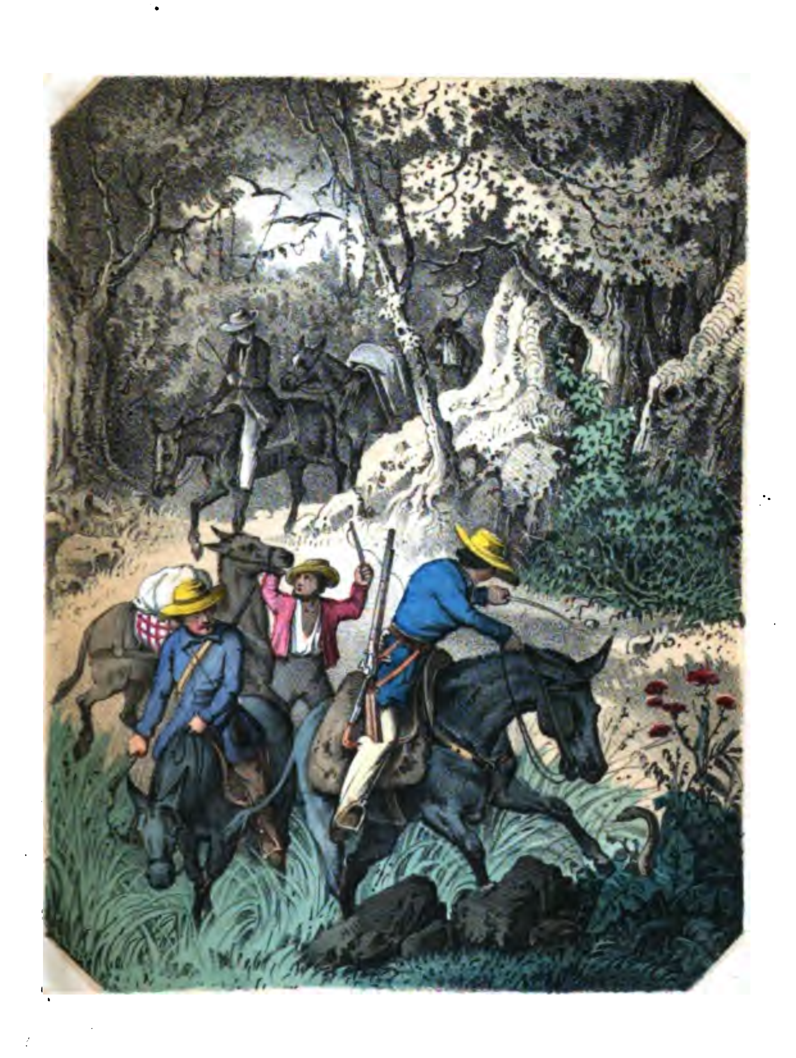
floren, Caladium-, Dracontium- und Epidendron-Arten, Pfeffer und Begonien, mannigfaltige Farrenkräuter, Flechten und Moose verschiedener Art. Das Dickicht bilden die Geschlechter der Kokos, Bignonien, Mimosen, Lorbeeren, Jacaranda, Myrthen, Feigen und tausende von anderen, größtentheils noch unbekannten Baumarten, deren abgefallene Blüthen man auf der Erde liegen sieht, und kaum errathen kann, von welchem der Riesenstämme sie kamen. Andere mit Blumen völlig bedeckte Bäume und Gebüsche leuchten schon von ferne weiß, hochgelb, hochroth, rosenroth, violet, himmelblau u. s. w., und an Sumpfstellen drängen dicht geschlossen auf langen Schäften die großen schönen elliptischen Blätter der Heliconien sich empor, die oft zehn bis zwölf Fuß hoch sind und mit sonderbar gebildeten, hochrothen oder feuerfarbenen Blüthen prangen. Auf den höchsten Stämmen, hoch oben in der Theilung der Aeste, wachsen ungeheuere Bromeliastauden mit großen Blumenkolben oder Trauben, hochzinnoberroth oder von andern schönen Farben. Von ihnen fallen große Bündel von Wurzeln gleich Stricken herab, welche bis auf die Erde niederhängen und unten den Reisenden ein neues Hinderniß bereiten. Solche Bromeliastauden füllen alle Bäume an, bis sie nach Jahren absterben und vom Winde entwurzelt mit Getöse herabstürzen. Tausendfältige Schlingpflanzen von den zartesten Formen bis zu der Dicke eines Mannesschenkels, von hartem zähem Holze, Bauhinien, Banisterien, Paullinien und andere, verflechten die Stämme, steigen bis zu der höchsten Höhe der Baumkronen, wo sie alsdann blühen und Frucht tragen, ohne daß je ein menschliches Auge sie sieht. Manche derselben sind so wunderbar gebildet, daß man sie nicht ohne Staunen betrachten kann. Aus vielen derselben fault der Stamm, um den sie sich geschlungen haben, heraus und hier steht dann eine kolossale gewundene Schlange, deren Entstehung sich auf diese Art leicht erklären läßt. Wer vermöchte anschaulich das Bild jener Wälder dem, der sie nicht selbst gesehen hat, zu entwerfen! Wie weit bleibt hier die Schilderung hinter der Natur zurück!

Ich erreichte am ersten Tage gegen Abend eine Stelle, welche man Coral do Jacaranda nennt, weil hier aus dem Sertam herabgekommene Ochsenheerden übernachtet hatten. Die Vaqueiros (Kuhhirten) pflegen alsdann einen Coral oder Zaun aufzurichten, indem sie Stangen abhauen und diese an die Baumstämme in horizontaler Richtung dergestalt anbinden, daß das Rindvieh oder die Pferde während der Nacht nicht entlaufen können. Der hier erwähnte Coral lag ganz in der dichten und dergestalt hohen Waldung, daß es schon früh daselbst dämmerte. Zunächst bei der Umzäunung fanden wir noch ein paar alte Ranchos (Hütten), die man in diesen Wäldern gewöhnlich sehr nachlässig zu erbauen pflegt, denn sie bestehen bloß in einer schräg geneigten Schirmwand von Stangen, welche man, um den Regen abzuhalten, mit Pattioba- oder andern Blättern bedeckt. Die hier vorgefundenen Hütten waren so alt und verfallen, daß sie nicht den mindesten Schutz gewährten, dessen wir, bei der Nothwendigkeit hier zu übernachten, dennoch sehr bedurften. Auch war kaum die dunkle Nacht zur Hälfte verstrichen, als ein Regenguß herabstürzte, der uns sämmtlich völlig durchnäßte. Der folgende Morgen brach indessen heiter an, allein es gehörte eine geraume Zeit dazu, ehe wir, durch Kaffee und ein großes Feuer wieder erwärmt, die Reise fortsetzen konnten. Unsere Lastthiere hatten wo möglich eine noch schlechtere Nacht zu überstehen

gehabt. Denn nach ihrer ersten angreifenden Tagereise fanden sie in dem hohen Urwalde kaum etwas Gras für ihren Hunger. Der Wald war von dem heftigen Regen noch so naß, daß die Fortsetzung der Reise in der dicht verwachsenen Straße eine harte, höchst unangenehme Aufgabe war. Dennoch wurden die Maulthiere zusammen getrieben, beladen und in Bewegung gesetzt.

Wir fanden an diesem zweiten Tage unserer Waldreise schöne kühle, über Gestein herabrauschende Corregos (Waldbäche), an denen einige Arten von Salbey mit herrlichen hochrothen Blumen wuchsen, und wurden weniger durch Berge, als durch andere Hindernisse, die wir bisher noch nicht in ihrer ganzen Stärke kennen gelernt hatten, aufgehalten. Ich ritt, wie gewöhnlich, meiner Tropa voran und folgte den Männern, welche mit dem Messer und der Axt das Gebüsch hinwegräumten, als ich plötzlich die mir nachfolgenden Leute rufen und die beladenen Thiere alle hinter mir herrennen hörte. Es blieb mir bei der Unbändigkeit der Maulthiere nichts übrig, als so schnell wie möglich Platz zu machen, um nicht von den Kisten beschädigt zu werden. Alle rannten davon und nur durch ihr beständiges heftiges Ausschlagen errieth ich die Ursache ihrer Flucht. Sie hatten an den Blättern der Gewächse am Wege ein Nest grimmiger Wespen (Marimbondos) berührt, deren Stachel einen sehr heftigen Schmerz verursacht, und waren von diesen Thieren in Menge angefallen worden. Sie scheuen diesen Schmerz so sehr, daß sie sogleich die Flucht ergreifen und sich besinnungslos gerade in das verworrene Dickicht der stachlichsten Gebüsche werfen. Selbst meine Leute waren nicht leer ausgegangen, denn der Eine von ihnen klagte über seinen Kopf, ein Anderer über das Gesicht ꝛc., und erst nach geraumer Zeit war die Tropa wieder gesammelt und zur vorigen Ordnung zurückgekehrt.

Am Mittage erreichte ich eine Stelle im dichten Walde, wo der Ribeirao dos Quiricos, ein tief eingeschnittener Waldbach, mit einer Brücke versehen gewesen war, die wir aber jetzt völlig verfault und in das Bette des Flusses hinabgestürzt fanden. Wir sahen im Geiste den Aufenthalt voraus, mit welchem uns dieser ungünstige Zufall bedrohte. Ich entschloß mich daher lieber hier zu übernachten, um meinen Leuten zur Hinüberschaffung der Tropa Zeit zu geben. Unweit der Ruinen der Brücke fanden wir einen alten Rancho, dessen Dach von Kokosblättern zwar zum Theil schon verfault war, doch aber noch einen leidlichen Schutz gegen die Feuchtigkeit der Nacht gewährte. Einige Reste von kurzen Aesten waren ebenfalls hier bei der Hütte vorgefunden, und mein Vortrab von Jägern hatte wirklich schon für unsere Mahlzeit gesorgt. Sie führten uns zu ihrem Lagerplatz, wo wir ein wildes Schwein, drei große Miriki-Affen und eine Jacutinga auf der Roste liegen sahen, ein Anblick, der die hungrigen Reisenden ungemein erfreute, die sich nun um das freundliche, hoch auflodernde Feuer herum lagerten und bei der Erzählung der erlebten Abenteuer ausruhten. Hilario, Einer der Jäger, hatte das Schwein geschossen und bei einer gewissen Stelle im Walde mit Zweigen bedeckt liegen lassen, um es am folgenden Morgen abzuholen; als er aber wieder dort hinkam, fand er, daß eine große Unze den besten Theil desselben zu sich genommen hatte. Der Reisende in jenen weiten Wäldern muß oft froh sein, wenn er nur seinen Unterhalt findet, daher waren wir erfreut, daß die gütige Unze auch für uns noch etwas übrig gelassen hatte. Ich ließ nun meine Leute



Ein brasilianischer Urwald.

das Gepäck über den Bach schaffen, wobei die Eingebornen viel Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigten. Auf einem einzigen Balken gingen sie von einem Ufer zum andern, mit einer schweren Kiste auf dem Kopf, und setzten auf diese Art, ohne den geringsten Unfall, Alles an's jenseitige Ufer. Mehr Schwierigkeiten verursachten uns die Maulthiere. Die Ufer des Baches waren hoch, steil und glatt, unten befand sich ein tiefer sumpfiger Grund, daher war es den ermüdeten Thieren äußerst schwer, das jenseitige Ufer zu ersteigen; sie sanken in dem Grunde des Baches tief ein und nur, indem man ihnen Balken und Bretter der eingefallenen Brücke unterschob, gelang es, sie sämmtlich ohne Verlust am jenseitigen Ufer zu vereinigen. Kaum war dieses Geschäft vollbracht, so trat die Nacht ein. Da wir uns jetzt in der Regenperiode befanden, so war der Himmel mit Wolken dicht bedeckt, es herrschte deshalb in dem hohen Walde eine unglaubliche Finsterniß, die bei dem hellen Schein unserer Feuer noch auffallender erschien. Eine unzählige Menge von Fröschen ließ ihre verschiedenartigen Stimmen von den Kronen der hohen Waldbäume aus den dort oben wachsenden Bromeliastauden herab erschallen; einige waren rauh und kurz, andere klangen wie ein klopfendes Instrument, noch andere glichen einem kurzen hellen Pfiff oder einem klagenden Laut, und leuchtende Insekten flogen gleich Feuerfunken in allen Richtungen umher.

Am dritten Tage meiner Waldreise fand ich eine Picade (Waldpfad), welche von den Bewohnern von S. Pedro gebraucht wird, und die mir das Durchreiten des Waldes sehr erleichterte. Sie führte indessen nur bis zu der Höhe einer Stelle im Flusse, welche man Banco de Cachorro, die Hundebank oder den Hundefelsen nennt. Von hier aus pflegen die Bewohner eine andere Picade längs des Flußufers einzuschlagen. Da diese aber für beladene Thiere ungangbar ist, so sah ich mich genöthigt der Straße zu folgen, die von hier aus ganz besonders unwegsam war. Umgesunkene, zersplitterte Stämme, Dornen, Gesträuch und junge Bäume, alle von häufigem Regen durchnäßt, versperrten uns unaufhörlich den Weg. An einer einsamen, von Dickicht umgebenen, wild verwachsenen Stelle fanden wir das völlig frische Lager einer großen Unze, welche kurz zuvor hier geruht und das Laub und Gras nach ihrer eigenthümlichen Art vorher hinweggescharrt hatte. In dem dichten Geflechte und dem dunkeln Schatten dieses Waldes blühten schöne Gewächse und die majestätischen Stämme breiteten hier ihre Riesenkronen aus. Unter ihnen fand man auf dem Boden die abgefallenen großen Blumen einer prachtvoll scharlachrothen Passionsblume, welche die Erde an vielen Stellen völlig überdeckten und rötheten. Der Stamm dieses schönen Gewächses verflocht in dem höchsten Gipfel jener Waldkolosse die dicht belaubte Krone zu einem Knäuel. Schöne Arten der prachtvollen Familie der Bignonien schmückten unseren Weg; rosenroth, weiß, lila, violet von allen Abstufungen lagen sie unter ihren Stämmen auf dem Boden, und wie völlig in die reinste hochgelbe Farbe getaucht, prangten die Stämme der zähen festen Pao d'Arco, von welchen die nördlicher wohnenden Reste der Urbewohner ihre Bogen verfertigen. Häufig wuchs hier an den Stämmen das Dracontium pertusum mit seinen weißen Blumen, sowie mancherlei Arten von Caladium, welche sämmtlich zur Verschönerung der Pflanzenwelt um uns her nicht wenig beitrugen, während eine leise Bewegung der Luft sogleich den herrlichen Geruch der Vanille zu uns herüberführte. Dieses angenehme Gewächs ist überall

häufig, wird aber höchst selten aufgesucht und benutzt; mehrere Thierarten, besonders die Mäuse und Ratten, verzehren die unreife, noch grüne Schote sehr gierig. Die zahlreichen Arten der Farrenkräuter überzogen besonders in der alten Straße den Boden, und da sie oft 8 bis 10 Fuß hoch waren, so mußten wir uns durch ihren dichten Wald mühsam hindurcharbeiten. Viele sind klein und suchen den Schatten, andere hingegen sind so stark, daß sie einem Reiter zu Pferde Schatten geben könnten. Von Dornen zerkratzt und zerrissen, vom Regen durchweicht und am ganzen Körper durch die von der Hitze bewirkte beständige Transpiration ermattet, fühlt man sich dennoch zur Bewunderung jener erhabenen Pflanzenwelt hingerissen! Während ein lästiger Regen auf uns herabfiel, überraschte uns der laute, sonderbare Ruf eines Raubvogels, welcher uns bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen war. Seine Stimme war äußerst durchdringend und schallend, ein kläglicher lauter, allmählig herabsinkender Schrei, vor dem einige kurz ausgestoßene Töne vorhergingen, welche der Stimme einer Eier legenden Henne glichen. Der Vogel selbst war ein schwarzer Wespen-Bussard mit weißem Unterleibe und saß auf den hohen Gipfeln der Waldbäume, von wo er beständig seine klagenden Töne herabrief.

Wir waren nun nicht mehr weit von S. Pedro, der letzten Ansiedelung aufwärts am Flusse Ilheos entfernt, denn am Nachmittage traten wir aus dem dichten Walde in die Pflanzungen der Bewohner, in denen man zwischen alten abgebrannten Stämmen die Setzlinge der Mandiocca gepflanzt hatte, und erreichten bald die Wohnungen der Ansiedler. — (Hier ward mehrere Tage gerastet, dann ging es, wie nachfolgend erzählt wird, weiter).

Ich hatte am 6ten Januar früh meine Thiere beladen lassen und das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Um durch die Pflanzungen von S. Pedro nach der Waldstraße gelangen zu können, hatte ich die dahin führende Picade erweitern, das heißt das alte verbrannte Holz aus dem Pfade wegschaffen lassen. So wurde die Straße bald erreicht, in welcher wir dann im hohen schattenreichen Walde bis zu einer Stelle fortzogen, welche Rancho de Veado genannt wird. Auf einer von der Fäulniß unbrauchbar gemachten Brücke brachen einige meiner Lastthiere durch und wurden nur mit der thätigen Hülfe eines Mineiro vom völligen Hinabstürzen in das Bette des Baches gerettet. An einem Corrego ward uns eine Sumpfstelle (Atoleiro) sehr beschwerlich; wir besiegten indessen auch dieses Hinderniß und lagerten gegen Abend an einem kleinen Bache, Estreito d'Agoa genannt, wo ebenfalls wieder eine verfaulte Brücke eingefallen war. Unsere Feuer zündeten wir zwischen hohen Stämmen unweit der Brücke an, und sahen unsere Jäger den einen nach dem andern eintreffen. Einige brachten ein paar Exemplare des Gaviao do Sertam mit, ein nackthalsiger Falke, dessen sonderbare laute Stimme überall in diesen Wäldern gehört wird. Sein Gefieder ist schwarz von schönem Stahlglanze, der Unterleib weiß und die von Federn entblößte Kehle, sowie die Iris des Auges lebhaft zinnoberroth. Da die erlegten Vögel nicht eßbar waren, so gingen einige Leute aus, um Fische zu fangen, welches ihnen auch vollkommen gelang. Als sie, auf einem Balken der eingefallenen Brücke sitzend, die Angel in's Wasser hinabwarfen, bemerkten sie eine schwimmende Schlange, welche eben einen großen Fisch verzehrte. Man erlegte sie durch einen Flintenschuß, und ich erkannte sie für eine schöne Art der Gattung

Coluber, deren Haut mit blaßgelben und röthlichbraunen, breiten Querbändern angenehm abwechselt, die aber den mich begleitenden Brasilianern völlig unbekannt war.

Am 7. früh hieb man mit dem Facao eine Picade, um die Brücke umgehen und den Corrego passiren zu können. Der Tropa vorhergehend traf ich in dem vom starken Thau noch benetzten Walde mehrere Tinamu-Arten, vom Geschlechte der Hühnervögel an, den brasilianischen und bunten Tinamu, welche mit Geräusch vor mir aufflogen, in dem dichten Urwald aber nicht geschossen werden konnten. Unter alten Urwaldstämmen entdeckten wir einen Erdhügel, welchen das große Gürtelthier hervorgescharrt hatte, um seinen Bau in der Erde auszuhöhlen. Da diese sonderbaren Thiere, welche von bedeutender Größe und Stärke sind, ihre tiefen weiten Höhlen gewöhnlich zwischen die stärksten Wurzeln alter Bäume hineingraben, so kann man ihnen nicht leicht beikommen und wir haben auf dieser ganzen Reise keines derselben zu sehen bekommen, ihre Höhlen aber sehr häufig gefunden.

Eine zweite Brücke schien uns von Neuem aufhalten zu wollen, allein diesmal gelang der Versuch; sie trug unsere beladenen Thiere. Wir erreichten hierauf den Rio Salgado, wohin wir von unserem nächtlichen Ruheplatze nur einen Weg von einer halben Legoa zurückzulegen hatten. Dieser kleine Fluß, der hier 40 bis 50 Schritte breit ist, tritt unweit dieser Stelle in den Ilheos oder Rio da Cochoeira ein, und ist ebenso wie dieser mit Steinstücken angefüllt, auch befand er sich in gleich niederem Wasserstande. Wir durchritten ihn und zündeten für heute sogleich am jenseitigen Ufer unsere Feuer an. Da wir nun einige Muße hatten, so ward gejagt. Man traf ziemlich viele Miriki-Affen, deren unsere Jäger mehrere schossen, sowie eine Menge größerer und kleinerer Vögel, deren eßbares Fleisch man auf den sogleich von Stangen errichteten Rosten zubereitete. Die umliegende Wildniß zeigte sich bei näherer Untersuchung als ein dichter ununterbrochener Wald. Nur auf dem östlichen Ufer des Flusses fand man noch Merkmale der Pflanzung, welche Kapitain Filisberto Gomes da-Silva hier anlegen ließ, als man vor zwei Jahren diese Waldstraße bearbeitete. Hohes Gebüsch war indessen schon an diesem Orte erwachsen, und man erkannte die Stelle der hier gelegenen Pflanzung nur an dem Mangel des Hochwaldes und an den Hütten von Latten, welche zu jener Zeit zur Kirche und zur Wohnung für die Arbeiter gedient hatten. Meine Lastthiere fanden in diesen verwilderten Gebüschen selbst kein Gras mehr, da das Holz schon zu hoch und stark geworden war, ein Beweis, wie schnell in diesen heißen Regionen der Erde die Pflanzenschöpfung sich zu entwickeln pflegt. In der Nähe der Hütten fanden wir noch eine Menge Pimentsträuche, welche man damals angepflanzt hatte; ihre zusammenziehenden Früchte waren uns sehr willkommen, da ein solches Gewürz in den feuchten Wäldern bei der häufigen Fischkost sehr heilsam für die Verdauung ist und wohl als ein Mittel gegen das Fieber angesehen werden kann. Wasserschweine wandern jetzt in diesen verwilderten Gebieten umher und verzehren die Ueberreste der nützlichen Gewächse, da der Mensch in diesen Einöden noch zu ohnmächtig ist, um dieselben benutzen zu können. Unsere Mahlzeit bestand heute in drei Arten von Fischen, dem Piau, der Piabanha und Traira, welche man hier häufig fing. Das schöne heitere

Wetter begünstigte uns, so daß wir eine zwar feuchte, aber angenehm warme Nacht hatten und bei großen hellen Feuern uns sehr wohl befanden.

Am 8. belud man die Tropa Morgens sehr früh, denn ich hatte die Absicht, heute ein starkes Tagewerk zu vollbringen. Die Straße steigt und fällt beständig, kleine Hügel und Thäler wechseln miteinander ab. In der Gegend, welche man Sequeiro Grande nennt, hat der Wald eine große Menge alter Bäume von vorzüglicher Dicke und Höhe, auch wächst hier häufig der sonderbare Barrigudo-Baum und der Mamao do Mato. Diese gehören zu den in den Wäldern von Süd-Amerika vorkommenden, hohen, starken Waldbäumen, welche da, wo sie aus dem Boden hervortreten, eine sonderbare Bildung zeigen. Vier bis fünf Fuß und oft noch höher von der Erde entspringen Leisten, welche immer weiter aus dem Stamm hervortreten, sich zu bretterartigen Hervorragungen gestalten, die an den Seiten platt zusammengedrückt sind und dann schräg in die Erde hinablaufen, wo sie die großen dicken Wurzeln dieser Bäume bilden. Der Missionar Quandt fand diese sonderbaren Bäume auch in Surinam. Er sagt, daß die dortigen Indianer mit ihren Aexten gegen die brettartigen Wurzeln schlagen, wenn sie im Walde Verlorene wieder aufsuchen.

Die Vögel, welche in diesen tiefen Wildnissen die Waldungen beleben, sind besonders die verschiedenen Arten der Spechte, die Baumhacker, viele Arten von Fliegenfängern, Ameisenvögel, sowie einige Arten von kleinen Papageien, deren Schaaren lautschreiend durch die hohen Gipfel der Bäume pfeilschnell dahin eilen. Auch sind die Hockos hier häufig. Nirgends als in dieser Gegend trifft man so zahlreich die Banden der Miriki-Affen, welche von einer Baumkrone zur andern springend oder vielmehr schreitend über die Straße hinzogen. Sie sind die Nähe der Menschen wenig gewohnt und entfliehen daher bei ihrem Anblick sogleich. Die beutelustigen Jäger ließen sich aber nicht irre machen, sie suchten sie im Auge zu behalten und brannten ihre Feuerröhre nach ihnen ab. Oft blieb dieser große Affe verwundet auf dem Baum hängen, öfter legte er sich auch platt auf einen dicken Ast nieder, um sich zu verbergen. Sein Fleisch macht in diesen Waldungen beinahe einzig und allein die Nahrung der Reisenden aus. Einige meiner im Walde zerstreuten Jäger berichteten, daß sie eine uns noch nie vorgekommene Art kleiner schwarzer Affen gesehen hätten, welche jedoch für heute ihren Flinten noch unerreichbar gewesen waren. Ich hatte schon am Ilheos Nachricht von dieser bisher unbeschriebenen Thierart erhalten und war daher sehr begierig sie kennen zu lernen, welches einige Tage später wirklich geschah. Die Stimme des Juo, hier Sabélé genannt, hatten wir heute seit geraumer Zeit zum ersten Mal wieder vernommen, denn dieser Vogel findet sich von Rio de Janeiro herauf überall bis zum Flusse Belmonte, von dort aber bis zum Ilheos scheint er nicht in der Nähe der Seeküste zu wohnen.

Wir befanden uns jetzt auf der Minas-Straße in derjenigen Höhe des Flusses Ilheos, welche man Porto da Canoa nennt, weil man denselben bis hieher mit Kanoes aufwärts beschifft hat. Der Wald, den wir gegen Abend durchzogen, gehört zu der Art, welche man in dieser Gegend Catinga nennt. Sowie man sich nehmlich mehr von den niedern feuchten Ebenen der Seeküste entfernt, steigt der Boden allmählig sanft an, und nach Maßgabe des Steigens wird er trockener und der Wald niedriger. Dieselben Baumarten, welche

in dem weiten Striche der hohen, feuchten, dunkeln Küstenwälder einen schlanken kräftigen Wuchs erreichen, bleiben hier weit niedriger; auch sind diesen trockenen Waldungen eine Menge von eigenthümlichen Baumarten beigemischt. Der Boden ist hier mit einem verwachsenen Dickicht von Bromelia-Stauden überzogen, deren stachlige Blätter dem brasilianischen Jäger mit seinen unbedeckten Füßen nicht wenig beschwerlich fallen. Ebenso häufig wächst hier ein niedliches Gras mit zart gefiederten Blättern, unter dem Namen Capin de Sabélé bekannt, welches für die Maulthiere eine gute Nahrung abgibt. Es überzieht die alte Straße und andere Blößen an manchen Stellen mit einem dichten grünen Teppich. Die Straße war hier in der Catinga sehr unwegsam und verwachsen, hohe Solana von mancherlei interessanten Arten, vielerlei Mimosen, andere mit Dornen bewahrte Gewächse verletzten uns mit ihren Stacheln und schienen uns selbst unsere Kleidungsstücke rauben zu wollen. Wir waren sämmtlich mehr oder weniger blutrünstig. Dabei trafen wir auf viele Wohnungen der Marinbondos, welche unsere Lage noch viel unangenehmer machten. Die größere schwarzbraune Art besonders fiel an einer gewissen Stelle dermaßen über uns her, daß alle Thiere tobten und die Menschen, von sechs bis sieben dieser Unholde zugleich gestochen, noch lange nachher laut klagten. Mit geschwollenem Gesicht und Händen und mit zerrissenen Knieen durchstreiften wir diese verworrenen Gebüsche in einer erschlaffenden Hitze. Gegen Abend kam für unsere Thiere noch eine neue Beschwerde hinzu, denn tiefe Schluchten wechselten jetzt mit ansehnlichen Höhen ab. Hier sah man schauerlich wilde Thäler, wo eine kühle ewige Dämmerung herrschte. Hier verblühen an klaren, über Felsen dahinrauschenden Wald-Corregos, Prachtblumen, fern und unbewundert vom menschlichen Auge. Nur der einsame Tritt des jagenden Patacho, der des Aeta und der Unze, stört die stille Ruhe dieser abgeschiedenen Wildnisse. In vielen Thälern waren die Bäche jetzt von der Hitze ausgetrocknet, wir mußten daher, ungeachtet der Ermüdung unserer Thiere, noch bedeutend weiter fortziehen, um Trinkwasser bei unserm Lagerplatz zu haben, bis wir endlich einen kleinen klaren Bach fanden, der durch ein finsteres tiefes Waldthal dahin rauschte. Ihm, sowie dem Thale, hat man den Namen Joaquim dos Santos beigelegt, weil daselbst zur Zeit der Anlegung der Straße ein Mann dieses Namens eine Hütte erbaut hatte, um den Arbeitern Lebensmittel zu verkaufen. Wir schlugen unseren Lagerplatz nahe an dem kleinen Waldbach auf, wo man alsdann sogleich die drei großen, heute erlegten Miriki-Affen zurichtete. Eine hochrothe, der Bignonia verwandte Blume, zierte hier unsern Lagerplatz, sowie eine andere mit herrlichen, lebhaft orangefarbenen Blumen und lange Coreswedel dienten uns, eine leichte Hütte gegen den Thau zu erbauen.

Um von dem ergreifenden Marsche des vergangenen Tages uns zu erholen, beschränkten wir uns am 9. auf eine kürzere Reise von 3 Legoas, auf welcher wir in dem dichten Walde eine Menge interessanter Pflanzen mit schönen Blüthen fanden. Die Wildniß war dicht mit dem kleinblätterigen Taguara-Rohr verflochten und einige kleine Corregos enthielten klares frisches Wasser, an ihren Ufern blühte die scharlachfarbige Bignonie. Kleine Hügel und Vertiefungen wechseln hier beständig ab, auf den Höhen ist der Wald Catinga, in den Thälern findet man noch Hochwald. Hier erfrischt eine liebliche Kühlung um so mehr, da auf den Hügeln der Boden trocken und

erhitzt ist. An der Nordseite der hohen Waldstämme zeigte sich häufig der größte der mir in Brasilien vorgekommenen Schmetterlinge (Phalaena agrippina), der die Breite von 9 ½ Pariser Zoll erreicht und auf einem schmutzig weißgrauen Grunde mancherlei schwärzliche Zeichnungen trägt. Dieser Schmetterling, der seinen Aufenthalt nur in der Abenddämmerung verläßt, ist jedoch schwierig zu fangen. Wir ersannen daher ein sicheres Mittel, indem wir einen jungen Eingebornen, der uns begleitete, vorsichtig nahe hinzutreten und mit einem stumpfen Pfeile schießen ließen, wodurch das Insekt betäubt zur Erde fiel.

Bald erreichten wir eine Bergkette, in welcher viel Barrigudo-Holz und andere starke Stämme wachsen, fanden aber viele umgestürzte Bäume, welche uns nöthigten, einen Pfad durch das Dickicht zu bahnen. Auch trafen wir kolossale Stämme von vier- bis fünfeckigem Cactus, unter andern einen derselben, der 50 bis 60 Fuß hoch zwischen allen andern Waldbäumen hinaufgewachsen war und über zwei Fuß im Durchmesser hielt. Auch andere Arten dieses sonderbaren Pflanzengeschlechts werden mitunter bedeutend hoch in den Tropenwäldern gefunden. In dem den feuchten Boden bedeckenden Laube kam häufig die gehörnte Kröte oder Itannia vor, von welcher wir viele noch sehr kleine Thierchen fingen, die sich durch die Lebhaftigkeit ihrer schönen, glänzend hellgrünen und bräunlichen Zeichnung vor den älteren sehr auszeichneten. An einem Baumstamm ward eine Eidechse gefangen, die unter dem Halse einen großen orangefarbenen Kehlsack aufbläst, wenn man sich ihr nähert. Auch zeigte sich öfters eine röthliche Kröte mit einem dreifachen schwarzen Kreuze auf dem Rücken, die man, wie alle Arten dieses Geschlechtes in dieser Gegend von Brasilien, im Allgemeinen mit dem portugiesischen Namen Sapo belegt.

Beschäftigt mit der Betrachtung mancher Naturseltenheiten erreichten wir im Walde eine Stelle, welche uns die erste Spur des Aufenthalts von Menschen in diesen einsamen Wildnissen zeigte. Umherstreifende Camacan-Indianer hatten sich hier vor einigen Wochen gelagert und sich mehrere Hütten erbaut. Diese waren von Stangen in viereckiger Gestalt zusammen gebunden und mit Tafeln von Baumrinde nachlässig bedeckt. Auf dem Boden rund umher lagen eine Menge Federn, welche den Bewohnern zur Ausschmückung ihrer Wohnung gedient hatten. In welche Region des Waldes sich aber jetzt jene wilden Jäger gewandt haben mochten, konnten wir nicht ergründen.

Gebrannt und gestochen von Nesseln und Marimbondos gelangten wir gegen Abend an den Ribeirao da Issara, der mit krystallhellem Wasser über Gestein herabrauscht, indessen jetzt sehr unbedeutend war, und lagerten in diesem Thale unter alten Urstämmen in einer einsam romantischen Wildniß. Unser Gepäck ward aufgeschichtet und an den Schlinggewächsen aufgehängt, und wir würden auch ohne Obdach eine gute Nacht gehabt haben, wenn nicht nach Mitternacht ein heftiger Gewitterregen uns sämmtlich aus tiefem Schlafe aufgescheucht hätte. Man bedeckt in solchen Fällen schnell das Gepäck mit Ochsenhäuten und verläßt sich auf die Dichtigkeit eines guten Mantels und der etwa mitgeführten Regenschirme. Ein Zelt oder eine Hütte mitzuführen ist deshalb beschwerlich, weil die Fortschaffung des dazu gehörigen Geräthes sogleich mehrere Maulthiere nöthig macht, und diese würden in zu großer Anzahl in dem ununterbrochenen Urwald kaum Nahrung finden. Der den

Mühseligkeiten eines solchen Zuges sich aussetzende Reisende muß einen gesunden, zu Anstrengung jeder Art geübten Körper haben, von lebendigem Eifer für den Zweck seiner Reise erfüllt sein und mit guter Laune und Heiterkeit Beschwerde ertragen, zu Entbehrungen sich bequemen und jeder widrigen Lage eine freundliche Seite abgewinnen können. Auch wir blickten jetzt mit philosophischer Ruhe in die dunkeln Regenströme hinein, scherzend über die sonderbar gruppirte Gesellschaft der Abenteurer, welche, ein Jeder auf seine Weise, nach Möglichkeit sich zu schützen suchten. Zwar trösteten wir einander mit der Hoffnung, daß auch diese Regen-Katastrophe vorübergehen werde, doch konnten wir es uns nicht verbergen, daß es sehr übel um uns stehen würde, wenn der Regen mehrere Tage anhalten sollte. Denn alsdann erkranken die Menschen und besonders die Lastthiere sehr schnell, welche nichts weniger als anhaltende Feuchtigkeit ertragen können. Ganze Gesellschaften von Reisenden haben auf diese Art ihr Leben in jenen dichten feuchten Tropenwäldern eingebüßt.

Der Tag brach endlich an und welches Glück! ein heiterer Sonnenstrahl zerstreute das dunkle Gewölke und belebte die ganze Truppe mit neuem Muthe. Auch war dieser uns zuletzt sehr nöthig, denn wir mußten mit unseren von Mangel an Nahrung etwas geschwächten Maulthieren und mit dem durchnäßten und daher sehr erschwerten Gepäck beladen, die Reise über Berg und Thal fortsetzen. An diesem 10. Januar befanden wir uns so weit vorgerückt, daß wir in einem Tage den Punkt hätten erreichen können, wo man den Rio da Cachneira zum letzten Male passirt. Um indessen unseren schwer beladenen Lastthieren nicht zu viel zuzumuthen, theilten wir dieses Tagewerk in zwei Märsche ab. Die Straße war an diesem ersten Tage ziemlich frei von Gebüsch, aber niedere, stechende Pflanzen, eine Art Ilex besonders, sowie Mimosengesträuche belästigten uns sehr. Die Marimbondos quälten uns indessen doch weniger, als wir es erwarten mußten, da wir nun anfingen friedlich gegen sie zu verfahren und heute eine Menge ihrer Nester zerstörten. Wir durchzogen eine bergigte Gegend, die man Serra da Cucuaranna nennt, weil hier bei Anlegung der Straße eine Unze oder Puma (Cucuaranna, Felis concolor, Linn.) erlegt wurde.

Die Berge dieser Kette sind nicht besonders hoch, aber dürr und trocken, mit vielen Urgebirgstrümmern und Steinen, auf welchen Catinga eine dichte Wildniß bildet, deren Boden an etwas freien Stellen, besonders in der Straße, mit einem dichten Teppich von dem schönen, feinhalmigen Grase bedeckt ist, welches man Capin de Sabélé nennt. Fortschreitend in diesen Gewächsen beunruhigten wir das einsame Nest einer Macuca oder brasilianischen Tinamu, die ihre großen schönen Eier auf die Erde legt. Man findet diese Nester häufig in jenen Wäldern und sie haben schon manchem Reisenden zur Nahrung gedient. An einer der Höhen der Serra da Cucuaranna erkrankte das beste meiner Lastthiere und blieb zurück. Es mußte daher eines unserer Reitmaulthiere beladen werden. Ungeachtet man sogleich alle Hülfe anwandte, starb das Thier und verursachte uns einen sehr fühlbaren Verlust. Vögel, die wir bisher vergeblich gesucht hatten, Geierkönige (Vultur Papa. Linn.) zeigten sich augenblicklich in der hohen Luft, ihr feiner Geruch hatte ihnen sogleich den todten Körper verrathen, allein ihre Klugheit hielt sie in großer Entfernung, und vergebens verbarg ich einen Jäger im Hinterhalt,

um sie zu überlisten. Um indessen eines solchen Vogels dennoch habhaft zu werden, blieb ich für diese Nacht in der Nähe an einem kühlen Wald-Corrego, den man nach einem, zur Zeit der Anlegung der Straßen hier verstorbenen und an der Seite derselben beerdigten Indier, Joâo de Deus nennt. Man bezeichnete damals die Stelle seines Grabes mit einem jetzt noch vorhandenen Kreuze. Der gemeine Brasilianer übernachtet nicht gern an einem Orte, wo ein Todter begraben liegt, denn die Furcht vor Geistern ist unter diesen rohen Menschen noch sehr wirksam, wenigstens wird er in einem solchen Falle gewiß einige Rosenkränze heruntermurmeln. Sind aber mehrere Menschen beisammen, so hat er schon mehr Muth, denn er glaubt, der Geist werde dadurch entfernt. Die Stelle bei dem Kreuze, wo ich unser Nachtlager aufzuschlagen gedachte, war jetzt gerade von einem Affen in Besitz genommen, der sich indessen sogleich auf seinen luftigen Wegen in's Weite zu begeben suchte. Ein anderer Bewohner dieser Stelle vertrug sich besser mit den fremden Gästen. Es fand sich nämlich an dem Blatte eines jungen Baumes das niedliche Nest zweier schwarzen Colibris mit weißem Schwanze, welche bisher noch nicht beschrieben worden. Das kleine Nest war auf der Oberfläche des Blattes befestigt und aus gelbröthlicher Pflanzenwolle erbaut; darin lagen zwei sehr kleine nackte Junge, die wir sogleich in unseren Schutz nahmen.

Da uns die Regengüsse der vergangenen Nacht noch in lebhaftem Andenken waren, so hieb man einen Baum (Bignonia) nieder und schälte dessen Rinde ab, um damit eine Hütte zu decken, die wir in der Eile von Stangen zusammenbanden. Die Ranchos, welche die Reisenden in diesen Wildnissen sich erbauen, machen sie von starken Kokos- oder Pattioba-Blättern, wenn sie dieselben finden können. Man steckt einige Stangen in die Erde, befestigt mehrere Querstangen daran, und bedeckt diese mit den Blättern dergestalt, daß dadurch ein schräger, schiefwinklig geneigter Schirm entsteht. Fehlen diese Blätter, sowie es in den meisten Gegenden dieser Straße, z. B. hier zu Joao de Deus der Fall ist, so löst man große Tafeln gewisser Baumrinden ab und deckt die Hütte damit, wozu das Pao d'Arco am brauchbarsten ist.

Am 11. Januar früh kamen die Jäger, welche bei dem todten Maulthiere übernachtet hatten, und berichteten, daß sie einen Geierkönig nicht geschossen, sondern gefehlt hatten, worauf wir unseren Lagerplatz verließen. Die Truppe erreichte bald den Ribeirao da Cajaseira und alsdann den da Minchocas. In dieser Gegend fanden wir zum ersten Male den schönen blaubärtigen Heher (Corvus cyanopogon), welche man im Sertam von Brahia „Geng-Jenny“ nennt. Er hat ein einfach schwarz und weiß gezeichnetes Gefieder, dabei einen schönen blauen Fleck an der Seite des Unterschnabels und auf der Stirn einen kleinen Federbusch. Auch der schwarze Sahui ward hier zum ersten Male von uns geschossen. Diese Sahuis leben in kleinen Gesellschaften von vier bis zwölf und ziehen in den Kronen der Bäume umher. Sie sind in den großen Wäldern dieser Gegend sehr häufig, scheinen aber dennoch keinen großen Distrikt zu bewohnen, da ich sie an andern Orten nicht gefunden habe, obwohl das Geschlecht der kleinen Sahuis überhaupt in den südamerikanischen Wäldern unendlich zahlreich ist.

5. Einfahrt in den Surinam und Paramaribo.

Wenn man, nach einer sechswöchentlichen Fahrt von den nördlichen Küsten aus, zuerst durch den Frühling der südlichern Zone, dann durch den Sommer der Tropen sich Guiana's Küsten zu nähern beginnt, so ist es nicht das Fernrohr, welches uns die erste Kunde der vor uns sich ausbreitenden Ufer der neuen Welt gibt. Denn obgleich man vom Mastkorbe aus, wo auf Kriegsschiffen beim Herannahen des Landes beständig ein Matrose als Wache (uitkyk im Holländischen) sich befindet, über sechs Meilen weit sehen kann, so ist es doch zuerst die Farbenveränderung des Seewassers, so wie das Senkblei, welche uns die ersten sichern Zeichen der nicht mehr fernen Küste geben. Dieser Umstand zeigt uns schon an, daß das Land, dem wir uns nähern, ein flaches, und da es die Mündung eines Stromes ist, der wir zusegeln, wahrscheinlich auch ein sumpfiges ist, wenn uns dieses auch nicht im Voraus bekannt wäre. Denn so wie die Landbildung über dem Spiegel des Meeres sich gestaltet, so setzt sie sich auch unter seiner Oberfläche fort, und erst in einer Entfernung von 10 bis 12 Meilen gewinnt bei ausgebreiteten flachen Küsten das Meer eine vom gewöhnlichen Senkblei nicht mehr zu erreichende Tiefe.

Wenn man sich Guiana nähert, so zeigt sich die waldumsäumte Küste, die, wie die niedrigen Tropenküsten überhaupt, einen bläulichgrünen Streifen am Horizont bildet und die größte Aehnlichkeit mit einer bläulichen Lagewolke hat, die man auch bei uns häufig den Horizont umsäumen sieht. Deshalb glaubt man auch öfters mitten in der See, wenn ein ähnliches Gewölk die Gränze zwischen Meer und Luft bildet, eine waldige Küste vor sich zu haben, wozu freilich die durch den langen, einförmigen Anblick von Himmel und Meer angeregte Phantasie, so wie das Verlangen nach dem Lande, das Ihrige beitragen. Nach einiger Zeit kann man mit dem Fernrohr die einzelnen Stämme der Palmen und andere Laubbäume unterscheiden, so wie man zur Zeit der Ebbe einen schmalen gelben Streifen zwischen dem Gehölz und der Meeresbrandung bemerkt. Die Farbe des Wassers ist jetzt trübgelb, da das Flußwasser sich ihm bereits beigemengt hat. Mit verdoppelter Aufmerksamkeit und nur nach genauer Berechnung der Länge und Breite des Bettes muß man sich jetzt dem Lande nähern, um die Mündung des Stromes nicht zu verfehlen; denn nicht nur, daß Sandbänke das vom vorgeschriebenen Kurs abweichende Schiff bedrohen, hat auch eine zu westliche Lage des Schiffes die Folge, daß man unmöglich wieder direct östlich segeln kann, indem der mit einer Gewalt von 18 Meilen in einem Tage nach Westen dringende Golfstrom, so wie der Nordostpassat, den Kurs nach Osten, wenigstens für Segelschiffe, unmöglich macht. Es wäre bei einer solchen verfehlten Richtung nichts anders zu thun, als wieder nördlich in die hohe See zu fahren, um dann bei einer zweiten Annäherung zur Küste eine östlichere Lage zu gewinnen.

Der Surinam ist bei seiner Mündung etwa so breit als unser Rheinstrom bei Düsseldorf. Während aber hier kaum eine kleine Strecke Land entdeckt wird, das nicht beim ersten Anblick die Spuren tausendjähriger Kultur an sich trägt, hat man dort die Natur in ihrer ungemein kräftigen Thätigkeit noch wenig gestört; denn nur hie und da unterbrechen eine freundliche

Plantage mit steinernen Häusern und mit Kokoszweigen bedeckte Negerhütten die undurchdringlichen Forste. Auch sah ich in einer Aushöhlung des Waldes eine Gesellschaft braunrother nackter Indianer hurtig wie die Hirsche die Richtung in's Innere des Dickichts nehmen, ohne unser Schiff, das auf dieser einsamen Naturscene doch eine beachtenswerthe Erscheinung sein mochte, eines Blickes zu würdigen. Außerdem aber gibt nur das Geschrei der Papageien und anderer Vögel während des Tages Zeugniß, daß diese Wälder auch von lebenden Wesen bewohnt sind. Wegen nicht genugsamer Tiefe des Wassers an manchen Stellen kann für größere Schiffe nur die eintretende Fluth zum Segeln benutzt werden, während man zur Zeit der Ebbe mit dem Kiel auf dem lehmartigen Grunde festsitzt. Während einer solchen Rastzeit überfiel uns die Nacht. Den westlichen Himmel bedeckten die hohen Baumstämme, und nur einzelne Wolkengestalten, aus Strich- und Haufenwolken und deren Uebergängen bestehend, ragten mit ihrer entzückenden Farbenpracht über den dunklen Saum der Gebüsche. Noch waren wir in Betrachtung dieser stillen, feierlichen Naturscene versunken, als ein noch nie gehörter chaotischer Lärm uns erweckte. Die Thiere des Waldes, sowohl die tausenderlei Insekten und Amphibien, als auch manche Affenarten und die Jaguare stimmten beinahe im Momente des Sonnenuntergangs ihr wildes Concert an, ein jedes nach seiner Weise die Stimme erhebend. Es war als ob sie das Signal des Sonnenunterganges nur abgewartet hätten, um mit einem Male in ihrem Territorium, dem Wald, singend und lärmend herumzuschwärmen. Bis tief in die Nacht dauerte das unheimliche Zirpen, Pfeifen und Brüllen als ein Mahnruf für den Menschen, sich nicht mehr in den Wald zu wagen.

Bevor man sich der Hauptstadt nähert, passirt man das für die Vertheidigung derselben angelegte Fort Amsterdam. Eine Besatzung von 200 Mann und etwa 20 Kanonen sind hinreichend einer ziemlich bedeutenden, den Fluß herauf segelnden Flotte den Vorbeizug zu verwehren, besonders wenn bei eintretender Ebbe die Schiffe noch in Schußweite sind, wo sie bewegungslos mit ihren verhältnißmäßig schwachen Wänden den Kanonen des Forts als sichere Zielscheibe dienen, während sie selbst den Mauern der Festung nur wenig Schaden zufügen können.

Im Innern des Forts wird man überrascht durch die saubern, regelmäßig gebauten Kasernen, sowie die Palmenalleen auf sandbestreuten Wegen, die Aloe- und Cactusgewächse auf Jeden von uns einen besonders freudigen Eindruck machten. Wenn man aber diese eigenthümliche Lustempfindung, angeregt durch einen mit Bäumen besetzten Hofraum oder Garten in einem Tropenland näher analysirt, so findet man, daß sie großentheils in der Erinnerung an die Heimath ihren Grund hat, wo man große Aloegewächse, Cactus, Palmen und ausländische Blumen nur in großen königlichen Gärten zu sehen Gelegenheit hat, und wohin man gewöhnlich an schönen Sommertagen in froher Stimmung zu lustwandeln pflegt. Eine dauernde Quelle heitern Gemüthes gibt daher die Pflanzenwelt, so großartig und prachtvoll sie auch ist, für den Europäer in den Tropenländern nicht, und letzterer muß und wird sich die frohe Stimmung und sein lebhaftes, der europäischen Race eigenthümliches Temperament nur erhalten, wenn er seine Lebensweise nach dem Landesklima einrichtet, damit das Blut in jenem beständigen Verjüngungsprozeß erhalten wird, der in kältern Ländern weit leichter durch die

weniger ausgedehnte und daher auch sauerstoff-reichere Luft sich entwickelt. Der ewige, den Tropenbewohner umgebende Sommer läßt ihn die für den Menschen zur beständigen geistigen und körperlichen Belebung nothwendige Abwechslung in Temperatur und Jahreszeit entbehren, und nur der vom Norden kommende Reisende fühlt in lebhaftem Eindrucke die Naturschönheiten jenes Erdgürtels, während sie den Eingebornen, so wie selbst die meisten Europäer nach vieljährigem Aufenthalte daselbst gleichgültig lassen.

Sobald man auf dem Strome so weit vorgerückt ist, daß man die auf der Rhede liegenden Schiffe bemerkt, so lichtet sich auch allmählig der Waldsaum, besonders am linken Ufer des Surinam. Das Gebiet der Stadt beginnt, die Waldflora weicht zu Gunsten der Kulturbäume und hinter Tamarinden, Pisang und Kokosgebüschen sind die blendend weißen Häuschen der Kreolen versteckt. Endlich läßt man mitten auf dem Strome, unter zahlreichen Schiffen von verschiedenen Nationen, den Anker fallen, und vor uns liegt der schönste und malerische Platz der Stadt. Im Hintergrunde einer ziemlich großen, von Straßen und kleinen Wegen durchschnittenen Wiese von dem lebhaftesten Grün steht der aus Palisander- und Mahagoniholz in sehr gefälligem Style erbaute Palast des Gouverneurs, zu dessen linker Seite eine dunkle Allee von riesigen Tamarinden kühlen Schatten einschließt, sowie auf der andern Seite noch ein großes Gebäude aus den gefiederten Blättern der Palmen hervorragt. Diese erste Ansicht eines Theiles der Stadt macht auf den Ankömmling einen überraschend freudigen Eindruck, so daß man sich Flügel wünscht, um so schnell als möglich das schwimmende Gefängniß zu verlassen.

Aus dem Umstande, daß in Paramaribo die Kanäle fehlen, kann man schon mit Wahrscheinlichkeit entnehmen, daß die Holländer nicht die Gründer der Stadt waren, welche bekanntlich, wie die ganze Kolonie, früher den Engländern gehörte, im Frieden zu Amiens aber den Holländern übergeben ward, die sie zur Zeit der französischen Kriege wieder durch die Engländer verloren, um sie endlich im Jahre 1815 wieder zu gewinnen. Ueber den Ursprung des Namens der Stadt erzählt man sich folgendes: es soll einst ein Portugiese, Namens Pareira, eine Plantage in dieser Gegend gehabt haben und mit den Indianern so befreundet gewesen sein, daß bald mehrere derselben ihre Hütten in der Nähe der Plantage aufschlugen und auf diese Weise ein großes indianisches Dorf entstand, das sie Para-Mar-i-bo, d. i. am Wege stehende Besitzung des Para (Pareira) nannten.

Längs den schnurgerraden, parallel mit dem Flusse laufenden Hauptstraßen der Stadt werfen, außer riesengroßen kandelaberartigen Cactus, auch Alleen von Erythrina Corallodendron, einzelne Stämme von Mangifera Indica und Mimosen ihren Schatten auf die meistens aus Holz erbauten Häuser, deren Baustyl sehr von jenem der Häuser der niederländisch-ostindischen Metropole abweicht. In letzterer Stadt gleicht jedes in neuerer Zeit erbaute Haus einer italienischen Villa; offen von allen Seiten, luftig und dem Klima entsprechend, stehen die weißen auf Säulen ruhenden Häuser mitten in einem Palmengebüsche und könnten wahrlich nicht reizender gelegen sein. In Paramaribo aber herrscht noch der europäische bürgerliche Baustyl, der nicht im Einklang mit dem Landesklima steht; die Häuser haben sich so wenig als die Menschen, die noch immer halbverdorbene europäische Gerichte an ihrer

Tafel den frischen inländischen vorziehen, bis jetzt von der europäischen Herrschaft emancipirt.

Wenn man in der Kühle des Morgens einen Spaziergang durch die Stadt macht, so bietet der zu solcher Zeit am meisten belebte Früchte- und Gemüsemarkt das höchste Interesse. Zuerst fällt das Gewühl der verschieden gefärbten Menschen auf. Von dem pechschwarzen Neger und der Negerin, der dunkelbraunen Mulattin bis zu dem weißen Europäer, trifft man hier alle Nüancen der Farben. Auch die Menge und Mannigfaltigkeit der uns fremden Früchte und Gemüse erweckt unsere Aufmerksamkeit. Von den erstern sieht man, außer den Orangen von der Größe eines Kindskopfes, den Ananas, die verschiedenen Arten Pisang und Bananen, die herrlich schmeckende grüne Manga, welche, von der Form und Größe eines Gänseeies, innen ein gelbes, faseriges Fleisch und einen großen Kern einschließt; den Papayer, welcher, aufgeschnitten wie eine Wassermelone, sich besonders schön auf der Tafel ausnimmt; ferner die birnförmige Avogadefrucht, die ich auf dem ostindischen Archipel nicht gesehen, daher sie in der neuen Welt einheimisch zu sein scheint, und noch mehrere andere Früchte. Die Kokosnuß findet sich hier nicht in so edler Form als auf dem ostindischen Archipel; die Frucht ist hier viel kleiner, hat eine mehr dreieckige Form, und die Milch schmeckt bei weitem nicht so angenehm, als die der ostindischen Nüsse. Auch spielt sie wohl hier keine so große Rolle weder in der Küche, noch in ökonomischer und industrieller Hinsicht, als dies in Ostindien der Fall ist.

Unter den Gemüsen fallen zuerst die ungeheuren Kürbisse auf, ferner das von der Kohlpalme gewonnene kohlartige Gemüse, welches aber nur in kleinen Quantitäten sich auf dem Markte befindet, da man zur Gewinnung einer mittelmäßigen Portion dieses Gemüses eine schlanke, schöne Palme zerstören muß. Auch eine Art Spinat sieht man auf dem Markte und sehr schmackhafte Zuckererbsen. Unsere Erdäpfel, die sich auf Java, so wie auch in Venezuela und Rio Janeiro, überhaupt in allen gebirgigen Tropenländern vorfinden, und auf erstgenannter Insel von so ausgezeichneter Güte sind, daß sie, was viel sagen will, mit dem holländischen Knollengewächs wetteifern, sucht man in Guiana vergebens; und da die Holländer an diese Schüssel so gewöhnt sind, daß sie nie an ihrer Tafel fehlt, so lassen sich die reichern Bewohner Paramaribo's größere Quantitäten davon aus Holland kommen. Es vertreten indessen andere einheimische Knollengewächse, besonders die Yams, sowie die Batate, die Rolle der Erdäpfel. Es haben diese Knollen, welche etwa so groß wie eine Runkelrübe sind, wenn sie einfach gesotten werden, einen unangenehm süßlichen Geschmack, ähnlich den gefrornen Erdäpfeln. Hingegen sind sie, in Stücke geschnitten und in Butter gebacken, so wie als Gemüse bereitet, sehr schmackhaft und weichen unsern Erdäpfeln nicht an Güte. Außer den schönen, rothen und gelben Schoten des spanischen Pfeffers und anderer Gewürzarten, so wie der Ingwerwurzel, die auf dem Markte zu Paramaribo zum Verkaufe ausgeboten werden, will ich nur noch zweier, von den Indianern vorzüglich benutzten Pflanzen erwähnen, nämlich die süße und bittere Cassavawurzel. Erstere wird entweder in Stücke geschnitten und geröstet, oder als Pulver wie Mehl gebraucht, während letztere Art viel Blausäure enthält, und von den Indianern zur Bereitung eines der Gesundheit äußerst nachtheiligen, berauschenden Getränkes verwendet wird.

Das hier zum Verkaufe ausgebotene Fleisch ist von Thieren, welche in der jüngsten Nacht geschlachtet wurden, da sich das Fleisch dort nie länger als einen Tag bewahren läßt. Die Thiere werden in Paramaribo, bevor sie geschlachtet werden, mit Laub umkränzt, durch die Straßeu der Stadt geführt, damit die Leute sich beeilen das Fleisch, bevor es in Fäulniß übergeht, zu kaufen.

Einen großen Theil, der sonst zu Paramaribo nicht sehr gut bestellten Sanitätspolizei, üben die sogenannten Stinkvögel aus, eine Falkenart von schwarzer Farbe, welche auf alles Aas, überhaupt in Fäulniß übergehende thierische und Pflanzenstoffe lauern und sie verzehren. Diese Thiere sind wahre Wohlthäter der Bewohner Paramaribo's, welche gewiß schon von mancher epidemischen Krankheit durch diese müh- und kostenlose Hinwegschaffung der faulenden Substanzen befreit wurden. Deshalb stehen diese Vögel auch unter dem besondern Schutze der Obrigkeit, und es ist eine Strafe darauf gesetzt, wenn jemand einen solchen tödtet.

Eines der Häuser in der längs dem Strome sich hinziehenden Hauptstraße Paramaribo's bildet in seinem Hofraume und seinem Hintergebäude das Absteigquartier der vom Innern des Landes in Kähnen den Strom hinab nach der Hauptstadt kommenden Indianer. Weshalb haben die Waldbewohner gerade dieses Haus zu ihrem Stapelplatz und ihrem Gasthaus gewählt? Sind es besondere Uebereinkünfte mit dem Hausbesitzer, die sie dazu bestimmten, oder ist es ein altes Recht, das ihnen diesen Platz in der Stadt als eigenen Besitz sichert? Als ich hierüber Erkundigung einzog, sagte man mir, daß der Besitzer des erwähnten Hauses schon seit mehreren Jahren die Ehre eines fast täglichen Besuches von Indianern, die sich freilich mit dem Hofraume und der Scheune begnügen, genießt, ohne daß er selbst hiezu Veranlassung gab, oder die Indianer jemals fragten, ob ihre Besuche dem Hausbesitzer auch angenehm seien. Diese harmlosen Menschen nämlich, welche durch Ueberlieferung sehr wohl wissen, daß sie die Ureinwohner des Landes sind, während die Europäer, obwohl seit vielen Generationen anwesend, aus fernem Lande eingewandert sind, betrachten sich noch immer als Herren ihres Landes und des Bodens, wovon sie nur einen Theil als Lehen den Fremdlingen abgetreten, den sie aber zu jeder Zeit wieder zurücknehmen können. Es fällt ihnen jedoch nie ein in die Zimmer zu dringen, Kommode und Sekretäre zu öffnen, oder überhaupt sich solcher Dinge zu bemächtigen, die wir Europäer „werthvoll“ nennen, die aber den Indianern ganz nutzlos scheinen. Sie fühlen sich schon sehr beglückt, wenn der Gastwirth sie mit einem Glas Branntwein regalirt, ihnen ein Messer, Korallen oder gar ein altes Gewehr schenkt, dessen Gebrauch die in der Nähe der Europäer wohnenden Stämme bereits sehr wohl kennen, und dessen Vorzüge vor dem Bogen und Pfeil sie gar nicht in Abrede stellen. Der Platz am Surinam, welchen die nach Paramaribo kommenden Indianer schon seit langer Zeit benutzen, ist besonders wegen einer kleinen Bucht, in welcher die Kähne sicher ruhen können, zur Landung bequem, so wie auch die weite im Hofraume stehende offene Scheune viel Aehnlichkeit mit einer großen indianischen Hütte hat, so daß wegen der hiedurch veranlaßten täglichen Ankunft der Indianer das hiezu gehörige Haus den Namen „Indianerhaus“ erhalten hat. Dort war es auch, wo ich die erste Bekanntschaft mit diesem Stamme machte.

Eine dem Europäer ganz ungewohnte Gleichgültigkeit, gemäß welcher ein fremder Besuch nicht die mindeste Aufmerksamkeit erregt, ist das erste was mir bei den Indianern auffiel. Ihre schwarzen, kurz abgeschnittenen, gewöhnlich bis tief in die Stirne hineingewachsenen Haare, die ihnen ein stupides Ansehen geben, bilden in Bezug auf Gestaltung das gerade Gegentheil der Negerhaare. Während nämlich letztere bekanntlich wie ein Filz in einander gekräuselt und verflochten sind, gleichen die Haare der Indianer hier steif vom Haupte herabstehenden Borsten. Die Statur dieser Menschen ist im Ganzen klein, aber sie sind wohlgeformt, das Gesicht ist oval, die Nase ist spitz, gleich der der Europäer, die Lippe nicht aufgeworfen. Kinder sowohl wie Erwachsene sind unbekleidet, nur tragen letztere einen aus den Fäden einer Baumwollart geflochtenen Gürtel um den Leib. Mehrere aus glattem Bindfaden zierlich geflochtene Hängematten hingen in der Scheune, in welche wir hineinblickten, an zwei Haken, und von ihnen wird sowohl bei Tag als bei Nacht Gebrauch gemacht. Denn das nur zum nöthigen Bedarf unternommene Jagen oder Fischen bildet fast die ausschließliche Beschäftigung des Indianers und die von seinen Wanderungen und jenem Geschäfte erübrigte Zeit wird der Hängematte gewidmet. Die Frauen hingegen habe ich jedesmal entweder mit Rösten der süßen Cassavawurzel in einem aus dem Schlamme der Flüsse verfertigten Lehmtiegel oder mit Zubereitung des erlegten Wildes oder mit Stricken von Netzen und Hängematten beschäftigt gesehen.

---

6. Reise über die Anden.

Im Anfang des Januars kam ich auf einer englischen Kriegskorvette nach Valparaiso. Einen Monat lang hatte ich auf dem Schiffe zugebracht bei dem herrlichsten Wetter und auf dem schönsten Meere unten allen den Genüssen, die ein tropischer Himmel und eine elegante Schiffseinrichtung gewähren. Ich war noch jung, der Poesie des Lebens noch zugänglich und sehnte mich nach erhebenden Eindrücken. Deshalb verließ ich die gastliche Korvette, an deren Bord ich über den stillen Ocean geschifft war und beschloß über die Cordilleren und die Pampas meinen Weg nach der Mündung des Platastroms zu suchen.

Es war Sommersanfang, die Hitze erstickend, doch milderte das regelmäßige Wehen der Passatwinde und Terralitos (Landwinde) die Temperatur, aber innen in den Ebenen, wo die Strahlenbrechung so stark war, mußte ich eine viel stärkere Hitze erwarten. Zwei Tage nach meiner Ankunft miethete ich Pferde, ließ alle Bücher und alles Gepäck auf der Korvette, die ich in Montevideo wieder zu treffen hoffte, und reiste mit einem Führer nach Santjago in Chili ab. Mein Aufenthalt zu Valparaiso war daher kurz und die Entfernung bis Santjago schien unbedeutend, sie betrug nur 14 geographische Meilen. Wenn man die hohen Anden ansah, die ihre Schneehäupter über die Gewässer des Meeres hereinzuhängen schienen, so hätte man die Entfernung für noch geringer ansehen können. Diese optische Täuschung hatte ihren Grund in der außerordentlichen Durchsichtigkeit der Atmosphäre, aber

es ermüdet endlich und ist namentlich für die armen Pferde lästig, die man unaufhörlich antreibt, weil man jeden Augenblick am Ziel der Reise eintreffen zu müssen glaubt. Obgleich ich ein vortreffliches Pferd ritt, so brauchte ich doch zu diesem Ritt volle 24 Stunden.

Santjago gewährt einen wahrhaft prachtvollen Anblick, denn es lehnt sich an die Granit- und Kalkwände der Anden an, die von dem riesenhaften Vulkan Aconcagua überragt sind, den man auf 23,000 engl. Fuß Höhe schätzt. Ringsum ist die Stadt von üppigen Gärten umgeben. Der Boden ist allenthalben angebaut und die überall sichtbaren Spuren des Wohlstandes setzen den Reisenden nicht wenig in Erstaunen. Die Straßen der Stadt sind gerade und theilen die ganze Stadt in regelmäßige Vierecke.

Der Oberst B. war mein Cicerone in Santjago, er führte mich durch die ganze Stadt und sparte seine Bemerkungen nicht, die sich durch ungewöhnlichen Scharfsinn und Gründlichkeit auszeichneten. Eines Abends geleitete er mich auf die Alameda, indem er sagte: „Sie müssen diesen Ort besuchen, er hat große Bedeutung für den Fremden!“ Und in der That, in einem Lande wo Neigung zum Farniente noch weit das Uebergewicht über die andern Leidenschaften hat, ist der Anblick eines öffentlichen Spazierganges für den Beobachter merkwürdig. Die Alameda ist wirklich schön, ein zierliches Miniaturbild des berühmten Prado in Madrid. Sie ist mit prächtigen Pappeln besetzt, von einer üppigen Vegetation umgeben und bildet den Versammlungsort der modischen Welt. Die jungen Leute in verschiedenfarbigen, malerischen, silbergestickten Röcken und Ponchos, in grauen Hüten mit langen Quasten tummeln sich auf andalusischen Hengsten herum, ihre Bewegungen sind leicht und zierlich trotz der unförmlichen Sporen. Die Frauen, deren pechschwarze Augen in den hellpomeranzengelben Gesichtern glänzen, spazieren hier in ihren kunstreich umgeworfenen Mantillen jeden Abend um frische Luft zu schöpfen und sich mit ihren Freundinnen zu unterhalten.

In dieser glücklichen Versammlung scheint das merkwürdigste Gesicht das des europäischen Forschers, mit seinen vorgefaßten Meinungen, mit seinem ernsten Blick. Er ist in tiefes Sinnen versunken über die vulkanischen Erscheinungen der Anden und immer wieder zieht ihn die Neugier zu der heitern Menschengruppe, welche sich neben ihm bewegt. Ich gestehe es, ich war so sehr in meine Beobachtungen vertieft, daß ich unwillkürlich meine Schritte beschleunigte. Der Oberst B., welcher in der Schlacht bei Toulouse ein Bein verloren hatte, lief mir wackelnd nach, so weit es in seinen Kräften stand und wußte nicht, was er von mir denken sollte. Ehe er mich einholen konnte, war ich schon in meinem Gasthof und eilte mir für den andern Morgen Maulthiere zu bestellen, um über die Anden nach den Pampas zu reisen.

Am nächsten Morgen klirrte der Arriero mit seinen mächtigen Sporen auf der Treppe, er hatte drei treffliche Maulthiere bei sich. Das für mich bestimmte war ein schönes kräftiges Thier und versprach einen glücklichen Ritt durch die Berge. Mit großer Geschicklichkeit schnallte der Arriero hinter meinem Sattel ein kleines Felleisen fest, in welchem etwas Wäsche, einige Rollen mit spanischen Piastern, ein Kompaß, einige Thermometer und etliche Bücher sich befanden. Als alle Vorbereitungen zu Ende waren, brachte mir die Hauswirthin, eine gute alte fünfzigjährige Frau, nach der unwandelbaren

Sitte noch eine Tasse Chokolade. Sie schien über mein Alleinsein mit nur einem Führer sehr in Sorge und suchte mich durchaus zurückzuhalten. Allein das Loos war einmal geworfen, ich ließ mich nicht irre machen und beharrte bei meinem Entschluß. Als ich aber die Pistolen lud, welche meinen Gürtel nicht früher als am atlantischen Ocean verlassen sollten, sagte sie mit mütterlich zärtlicher Stimme: „Es thut mir leid, mein Sohn, daß Du so in dein Verderben rennst; da es aber nicht anders sein kann, so ziehe mit Gott!“

Ich dankte ihr, so herzlich ich vermochte, und nach zehn Minuten waren wir zum Thor von Santjago hinaus. Wir hatten bis Mendoza, der ersten Stadt jenseits der Anden, vier Tage zu reisen. Nicht weit von Santjago dehnt sich das schöne Thal von Mayro, das nicht sehr angebaut, aber fruchtbar ist und eine der schönsten Landschaften in Amerika. Die mit Früchten beladenen Bäume neigen sich unter ihrer Last zur Erde und Niemand nimmt sie ab. Hier ist eine Hängebrücke aus Fellen und Stricken, letztere aus Aloeblättern gefertigt und unter allen Brücken ähnlicher Art, die ich gesehen, war diese die festeste und kunstreichste. Unsere Maulthiere kamen glücklich hinüber, obwohl sie sich manchmal unter ihnen furchtbar bog.

Von diesem Punkte an hob sich der Boden allmählig, man glaubt die Anden mit den Händen berühren zu können, aber man hat bis zu ihren Jochen noch 14 Stunden zu reiten. Um mir die Zeit zu vertreiben, hielt ich für nöthig, mich mit meinem Führer etwas genauer bekannt zu machen. Sein Name war Antonio, ein hübscher Bursche von 25 Jahren. Sein Gesicht sowie alle seine Bewegungen drückten Sorglosigkeit und Selbstvertrauen aus. Er war kaum aus den Straßen von Santjago hinaus, als er Feuer von mir begehrte, seine Cigarre anzündete und ohne ein Wort zu sprechen sein Maulthier vor dem Meinigen hergehen ließ. Dann stimmte er, über seinen Sattelbogen gelehnt, ein spanisches Lied an. Diese Töne machten auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck, es lag darin etwas Erhabenes, das dem Charakter der vor uns liegenden Wüste völlig entsprach. Trotz der seltsamen Manieren meines Führers hatte ich nicht im mindesten ein schlimme Meinung von ihm, denn ich war auf früheren Reisen in Südamerika an den Verkehr mit Leuten dieser Art gewöhnt worden. Im Augenblick der Gefahr — und diese ist auf solchen Reisen nicht selten — war Antonio ein Held voll Selbstaufopferung.

Nach einem fünfstündigen Ritt hielt mein Führer, der immer vorangeritten war, auf einmal an und erklärte, die Zeit der Siesta sei gekommen und die Maulthiere müßten etwas Gras fressen. Ich sah mich um, aber vor mir waren nichts als Felsen und Dornbüsche, indeß folgsam meinem Cicerone stieg ich ab und nahm dem Maulthier den Zaum ab. Antonio legte sich sogleich auf den Boden, zog ein Stück von einer Art Pastete heraus und bat mich mit aller, den Spaniern eigenthümlichen Höflichkeit sein Mahl mit ihm zu theilen. Ich nahm davon mehr aus Artigkeit als aus Appetit, aber wie sehr erschrack ich, als ich mir bei dem ersten Stück, das ich hinunterschluckte, die Kehle verbrannte. Die Pastete bestand nur aus zwei Stücken Brod mit einer dicken Schichte Cayennepfeffer dazwischen. Grimassen, Verwünschungen, fast epileptische Zufälle, nichts konnte mich von dem scheußlichen rothen Pfeffer (pimiento) befreien. Die Kehle brannte mir fürchterlich.

Antonio lachte laut auf und sagte, das sei seine gewöhnliche Nahrung und er begreife den Geschmack der Herren Engländer nicht. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß, obwohl ich nicht die Ehre hatte ein Engländer zu sein, sein Geschmack auch über meine Begriffe ging.

Die starke Hitze und die unangenehme Erinnerung an mein Mittagsmahl, das mich nur zum Hunger reizte, veranlaßte mich die Augen zu schließen. Um drei Uhr war ich mit meinem pfeffergefütterten Sancho Panso schon wieder auf dem Maulthier. Unser drittes, zum Wechseln bestimmtes Thier ging, mit einer Glocke am Halse, voran; dies war unser Führer, denn bei jeder Recua — so heißt ein Zug beladener Maulthiere — geht ein solches als Leiter voran; die übrigen, wie sie auch beladen sein mögen, trennen sich nicht von ihm und eilen jedesmal, es wieder einzuholen, wenn sie durch eine Krümmung des Weges oder irgend ein anderes Hinderniß zurückgehalten worden sind.

Bald begannen wir den Abhang hinaufzusteigen, welcher sichtlich immer höher sich erhob. Um uns her starrten schroffe Granitwände empor und hie und da zeigten sich Flecken von gelblichem Grün und magere verkrüppelte Gebüsche. Von den Höhen fielen unaufhörlich Wasserfälle herab, die häufig unseren Weg verschütteten und den Schritt der Maulthiere unsicher machen. Alles um uns her nahm einen großartigen Ausdruck an, — wir hatten nun die Region der Cordilleren betreten. Die letzten Strahlen der Sonne übergossen die Bergkolosse mit Goldglanz und violetten Schattirungen, und es war, als werfe der Himmel uns sein letztes Lächeln zu. Ein unaussprechliches Gefühl von Beklemmung, gemischt mit Ehrfurcht, bemächtigte sich meiner Seele, als ich die steile Höhe hinanklomm; hier ist es, wo man die Welt hinter sich läßt und die Region der todten Einsamkeit betritt. Mit jedem Schritte aufwärts enthüllen sich prachtvolle, großartige, aber düster schauerliche Bilder, mit jedem Schritt nach oben sagt man mehr und mehr der gastfreundlichen Natur Lebewohl. Das Herz preßt sich zusammen, die Einbildungskraft verliert ihre Lebendigkeit, denn sie ist wie angeschmiedet an die furchtbare Wirklichkeit, neben welcher jede Phantasie sich beinahe in's Kindische verliert. Unwillkürlich wird der Blick dämmerhaft, unbeweglich. Alle Zartheit, alle Ueppigkeit des tropischen Himmels verschwindet. Man fühlt sich unter den beherrschenden Einflüssen einer rohen Naturgewalt, wider die man nicht ankämpfen kann. Jede Minute des Lebens muß mit angestrengter Aufmerksamkeit, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit erkauft werden. Hier bestraft sich die kleinste Zerstreuung mit dem Tode. Ein einziger unsicherer Schritt und ein bodenloser Abgrund verschlingt seine Beute.

Die Maulthiere mit vorgestrecktem Halse und weitgeöffneten Naslöchern schienen ihren Weg durch den Geruch zu finden und stiegen mit bewundernswürdiger Geduld und Gewandtheit die zahllosen Krümmungen des Waldpfades behende hinauf. Von Zeit zu Zeit hielten sie athemlos an und gingen dann wieder weiter, ohne daß man nöthig gehabt hätte, sie anzutreiben. Wer nie das Maulthier in den Cordilleren gesehen hat, kann sich nicht wohl einen Begriff machen von der wunderbaren Ueberlegung dieses Thieres; welche Gewandtheit und Vorsicht ist nöthig, nicht nur um vorwärts zu schreiten, sondern auch um sich anzuhalten an Abhängen, von denen die steilsten eine Neigung von 30 bis 35 Grad haben. Die Pfade, auf denen es seinen

Weg sucht, laufen häufig auf der einen Seite an 6- bis 8000 Fuß tiefen Steilabstürzen hin, während sich auf der andern Seite senkrechte Wände erheben, so daß das Maulthier auf dem oft nur zwei bis sechs Fuß breiten Pfade mit seiner Ladung an die Felswand anstößt. Diese Pfade sind namentlich auf den Schieferfelsen größtentheils mit Rollsteinen bedeckt und das Fortkommen ist um so beschwerlicher, als die Wendungen schroff und unerwartet sind.

Die Dämmerung dauert unter diesen Breiten nicht lange, kaum ist der letzte Rand der Sonnenscheibe hinunter gesunken, so ist es Nacht und für den Träumer gibt es hier nicht das reizende Helldunkel der italienischen und spanischen Abende. Wenn aber dem Reisenden diese geheimnißvolle atmosphärische Erscheinung nicht zu Theil wird, so belohnt ihn dagegen die Nacht für Alles, was er Schönes in Europa zurückgelassen hat. Der Mond warf eine Art milchweißes Licht auf die dunkeln Krümmungen der Anden und gefährlich wurde es, den Weg in diesem Labyrinth von Windungen und Pfaden fortzusetzen. Als wir nach einem steilen Aufstieg eine kleine, fast horizontale Ebene erreicht hatten, welche vor einem zweiten steileren Aufstieg als Absatz zu dienen schien, erklärte Antonio, daß wir hier unser Nachtlager aufschlagen müßten. Dies Bivouak behagte mir nicht sonderlich, weil hier weder ein Busch, noch Gras für unsere Maulthiere war, aber Antonio erklärte ganz entschieden, daß er nicht weiter gehen werde, theils weil wir uns verirren könnten, theils weil er seine ermatteten Maulthiere nicht dem nachtheiligen Einflusse des Mondlichts aussetzen könne.

Ich konnte die Richtigkeit der ersten Behauptung nicht ableugnen, und um die Unrichtigkeit der zweiten zu beweisen, hätte ich meinem Arriero eine Vorlesung über Physik halten müssen, wozu weder ich, noch er Neigung hatte. Daher unterwarf ich mich den Anordnungen Antonio's. In einer Minute waren die Maulthiere abgezäumt, die Sättel und Kissen an den Felsen angelehnt und nach einem bescheidenen Abendmahl, das aus einigen trockenen Feigen und etwas Brod bestand, rauchten wir unsere Cigarren und legten uns dann auf unser Granit- und Moosbett; der Schlaf, dieser willkommene Tröster in allen Unfällen, schloß bald unsere Augenlider.

Kaum hatten die ersten Strahlen der Morgenröthe angefangen, durch den Nebel der Cordilleren zu brechen, als auch schon Antonio auf den Füßen war. Ich wollte dasselbe thun, aber vergebens. Weder die großartige Anregung der wilden Natur, noch der wohltönende Gesang der mancherlei Vögel, welche die Morgenröthe im Thal Maypo begrüßten, noch die Nothwendigkeit, die Zeit zu benutzen, nichts vermochte mich aus der Erstarrung zu reißen, die ihren Grund in der gestrigen Ermüdung und dem allzu kurzen Schlaf hatte. Endlich spannte ich alle meine Kräfte an und lief nach einem kleinen Bache, der von einem der Andengletscher herabfloß und steckte den ganzen Kopf in das kalte Wasser. Diese Art Toilette bringt zwar nichts weniger als eine angenehme Empfindung hervor, ist aber ein vortreffliches Hülfsmittel gegen abgestumpfte Fibern. Als ich zurückkehrte, hatte mein Gefährte zu meiner großen Freude Chokolade gekocht, was meinem leeren Magen ausnehmend willkommen war. Wir machten uns wieder auf den Weg, aber der Morgen war rauh, das Aufwärtssteigen beschwerlich und fast bei jedem Schritte rollten Erdklumpen oder Steine von der Höhe hinab.

Aus Mitleid mit meinem Maulthier, das auf einem rauhen krummen Pfade und mit Mühe fortschritt, stieg ich an einem steilen Abhang herunter. Als ich aber ermüdet mich wieder aufsetzen wollte, blies das undankbare Thier seine Nüstern auf, legte die Ohren nieder und fing an zu traben, gerade als ich den einen Fuß in den Bügel gesetzt hatte. Dieses Benehmen war keineswegs spaßhaft auf dem schmalen Pfade und an den steilen Abhängen, an denen es vorüberging. Das boshafte Thier hatte es offenbar darauf abgesehen, mich an einem Abhange abzusetzen, und dies gelang ihm endlich auch, so daß ich niederfiel mit der angenehmen Aussicht, von einem Abhang zum andern hinabzurollen in, weiß Gott, welche Tiefe. Antonio wollte vor Lachen ersticken, als er dies Manöver sah und warf den Lasso, um mich an weiterem Fallen zu hindern. Da gab der Zorn mir Kraft, ich raffte mich auf, lief meinem Maulthier nach, erreichte es und schwang mich trotz seines Sträubens auf seinen Rücken. Jetzt denke ich selbst nur mit Lachen an den Vorfall, aber zwischen den scharfen Felsenspitzen und den bodenlosen Abgründen war das Ereigniß in der That nichts weniger als lächerlich.

Gegen Mittag gelangten wir zu einem der Häuschen, welche für die Reisenden, die von einem Schneesturm ereilt werden, im Gebirge erbaut sind. Hier hielten wir unsere Siesta und fingen nach kurzer Rast und einem leichten Mahl wieder an, den Berg weiter zu ersteigen. Der Weg wurde immer schwieriger, zahlreiche Thierleichname und Thiergerippe bezeugten, was dem Reisenden in diesen unwegsamen Regionen begegnen könne. Die Gegend ist hier so wild und die Höhen sind so schwer zugänglich, daß man nicht begreift, wie im Jahre 1535 Almagro mit 570 Spaniern dies Gebirge nur etwas weiter gegen Norden überschreiten konnte.

Wir näherten uns jetzt der Schneegrenze. Die Kälte nahm zu und wir konnten bereits die Höhe des Passes erblicken, aber an diesem Tage war es nicht möglich, denselben zu ersteigen. Der Abend brach herein und die Maulthiere wurden matt. Antonio schlug vor, in der nächsten Berghütte die Nacht zuzubringen, die wir endlich völlig erschöpft erreichten. Mein Arriero suchte, nach seiner verständigen Gewohnheit, in den Felsenritzen einige alte Kräuter zusammen und bald flackerte ein lustiges Feuer unter unserem bescheidenen Kessel. Jetzt nahm ich das Häuschen, in welchem wir Unterkunft gefunden, in Augenschein. Es war aus Backsteinen aufgeführt, 10 bis 12 Fuß hoch, mit dicken Mauern und schmalen Ritzen statt der Fenster, durch welche nur schwache Lichtstrahlen eindrangen. Jetzt im Sommer kam es mir vor, wie ein finsteres Gefängniß; was mußte es erst im Winter sein, wenn der Schneesturm in dieser Einöde braust und die furchtbaren Lawinen Alles zu zerschmettern drohen? Antonio sah mich an, als errathe er meine Gedanken. Er näherte sich mir mit geheimnißvoller Miene und sagte: „Wißt ihr wohl, Signor, welches Unglück sich vor vier Jahren hier ereignet hat. Acht Menschen kamen hier an dieser Stelle, wo wir sitzen, vor Hunger um. Es war im Winter, im Monat Juli. Eine Abtheilung von Kaufleuten von Buenos Ayres in Chili zog aus Mendoza nach Santjago über die Cordilleren. Die äußerste Noth trieb sie und gegen wiederholten Rath entschlossen sie sich doch zur gefährlichen Reise. Bis hieher ging es ihnen gut, nicht weit von dieser Hütte aber wurden sie von einem furchtbaren Schneesturm überfallen. Da sie in den öden Bergen keine Hülfe zu erwarten hatten, so bargen sie sich in

diesem Häuschen, um die Wiederkehr besseren Wetters abzuwarten. Kälte und Hunger nöthigten sie, ihre Maulthiere abzuschlachten und das Fleisch mit der hölzernen Thür des Häuschens zu kochen. Das war ihr letztes Mittel, das Leben zu fristen, aber auch ihr Todesurtheil. Der Schnee drang nun in das Innere des Häuschens ein und der erste chilenische Courier, der im Anfange des Frühjahrs die Cordilleren überstieg, fand ihre Leichen, welche noch die Spuren des furchtbaren Kampfes und der Qualen des Hungers, die sie ausgestanden hatten, an sich trugen. Die Knochen der Maulthiere liegen noch jetzt um das Häuschen umher.

Mit finsterem Blick erzählte mir Antonio diesen, sowie noch mehrere andere Unfälle, welche kürzlich in diesem Theil der Anden vorgekommen waren. Alle diese Unfälle erhalten einen eigenthümlichen Charakter durch die furchtbare Ueberzeugung, daß hier keine Hülfe möglich ist und daß der Reisende, nach drei- oder viertägiger Reise, fern von allen menschlichen Wohnungen, kein Mitleiden von Seinesgleichen zu gewärtigen hat. Der Klang der Glocke, der tröstliche Anblick der gastlichen Häuser und Mönche auf den Alpen belebt hier nicht die hinsterbende Hoffnung. Ich gestehe, daß ich, obwohl es Sommer war und keine Lawinen noch Schneestürme in Aussicht standen, doch lange die Augen nicht schließen konnte; meiner Einbildungskraft schwebten unaufhörlich die früheren Bewohner dieses Häuschens und ihr qualvoller Tod vor. Nach und nach aber überwog die Müdigkeit und ich versank in tiefen Schlaf, in welchem mich indessen schreckhafte Träume umgaukelten.

Am andern Tage Morgens brachen wir auf, um die letzten Höhen zu übersteigen. Auf der chilenischen Seite der Anden geht die Schneelinie weit tiefer hinab, als auf der östlichen nach Mendoza gerichteten Seite. Auf dem höchsten Punkt des Passes wechselt die Höhe der Schneegrenze und im heißen Sommer findet sich hier manchmal gar kein Schnee. Dies ist nicht zu verwundern, denn auf den Himalayabergen unter fast gleicher Breite (31 Grad) sind die Gipfel in einer Höhe von 19- bis 20,000 Fuß völlig nackt. Englische Reisende sahen einmal den Vulkan Aconcagua völlig schneelos, obgleich er nach ihren trigonometrischen Messungen 23,000 Fuß Höhe hat.

Als wir den höchsten Punkt des Passes ersteigen wollten, setzte ich mich der größeren Sicherheit wegen auf das dritte, noch übrige Maulthier, zog den Gurt fester an, und so brachen wir auf. Der Abhang war ungeheuer steil und abschüssig, wir mußten uns an den Mähnen unserer Thiere festhalten. Der Pfad ging in unaufhörlichen Zickzacks und die Wendungen waren so scharf, daß die Maulthiere mehr als einmal auf dem Punkte standen, kopfüber hinabzustürzen. Dennoch schritten sie mit erstaunlicher Geduld vorwärts und hielten kaum einige Minuten an, um wieder Athem zu schöpfen. Nach zweistündigem, höchst mühevollen Aufsteigen gelangten wir zu dem höchsten Gipfel des Passes, La Cumbre genannt, und das prachtvolle Panorama, das sich vor unseren Blicken plötzlich entfaltete, übertraf alle Erwartung. Alle die Spitzen und Zinken, welche uns zwei Tage vorher von dem Mappo-Thale aus unersteiglich vorgekommen waren, lagen jetzt zu unseren Füßen, und die Gewitterwolken, deren Donnerschläge unsere Häupter bedroht hatten, wogten jetzt ruhig unter uns am Abhange der Berge hin. Vulkane erhoben sich an den weißen Gipfeln der Anden und gaben ihnen ein noch prachtvolleres Aussehen. Obwohl ich lange, stumm vor Staunen, in den Anblick

dieses prächtigen Bildes versunken blieb, so erinnerte ich mich doch bald an einen anderen Punkt der Anden, welcher diesem noch vorzuziehen ist, nämlich in einer Schlucht der Cordilleren von Quito, von wo aus man auf das reizende Thal von Chillo hinabschaut. Hier wandert das Auge allmählig von dem üppigsten Gürtel der tropischen Vegetation, wo Palmen, Zuckerrohr und die duftende Vanille blühen, hinüber zu der wilden Region der Alpenpflanzen, zu den riesenhaften, mit Vulkanen bekränzten Andengletschern, deren glühende Lava und dichter Rauch großartig sich ausbreiten an den weißen Schneekuppen und dem tiefblauen Himmel.

Das Hinabsteigen vom Gebirge war noch viel schwieriger, als das Hinaufsteigen. Die Maulthiere treten gewöhnlich eines in die Fußstapfen des andern und dadurch sind im Schnee tiefe Löcher ausgetreten, welche den Weg höchst beschwerlich machen. Die Schneemauern zu beiden Seiten des Weges nöthigen oft den Reiter, die Füße fast in gleicher Höhe mit den Ohren seines Thiers heraufzuziehen. Dies war mir so unangenehm, daß ich abstieg, mein Maulthier allein gehen ließ und zu Fuß herabstieg. Ein aufgerichtetes hölzernes Kreuz, das ich auf einem Felsen bemerkte, zog meine Aufmerksamkeit auf sich und ich fragte Antonio, weshalb es hier aufgestellt sei. Seine Antwort lautete: zum Gedächtniß eines Arriero, der hier von seinen Gefährten ermordet wurde.

Die breiten blutigen Spuren um uns her auf dem Schnee bezeichneten die Leiden der armen Lastmaulthiere, welche schwer beladen dieses Weges ziehen. Eines unserer Maulthiere hatte sich an einer unter dem Schnee verborgenen scharfen Spitze eines Kieselfelsens den Fuß bedeutend verletzt; wir eilten deshalb nach dem nächsten Schutzhäuschen, um etwas auszuruhen und das verwundete Thier zu verbinden. Dies war um so nothwendiger, als wir im Lauf dieses Tages die gefährlichsten Stellen in den Cordilleren zu passiren hatten. Der Rio de las Vaccas ist ein Schreckenswort für den Reisenden und für den Arriero. Das Wasser dieses Flusses schwillt oft so plötzlich an, daß es unmöglich ist, hinüberzukommen und man nicht selten vier bis fünf Tage warten muß, bis es wieder sinkt. Obwohl die Maulthiere gewohnt sind, mit solchen Hindernissen zu kämpfen, so kann man sie doch nur mit Sporen in diesen Bach treiben, besonders wenn Felsstücke und Rollsteine durch die Gewalt des Wassers mit herabgeführt werden.

Als wir uns dem Rio de las Vaccas näherten, stieg Antonio von seinem Maulthier, entkleidete sich und stellte sich an dem Bach unterhalb der Furt auf, wo wir hinüber sollten. Er nahm seinen Lasso, schwenkte ihn unaufhörlich über dem Kopf und begann die Maulthiere bei ihren Namen zu rufen und sie laut zum Uebergange anzutreiben. Das Maulthier, welches die Recua führen sollte, gehorchte nicht, und trotz unseres Geschreies und der Steine, welche Antonio nach ihm warf, wollte es durchaus nicht zuerst in's Wasser. Dies dauerte einige Zeit, ich war aber nicht geneigt, persönlich den Zug zu eröffnen, weil ich darin mehr Gefahr als Ruhm sah. Endlich aber durch die Hartnäckigkeit des Thiers, das bisher uns so treu den Weg gezeigt hatte, gelangweilt, trieb ich mein Maulthier durch Sporenstöße vorwärts, zog dann die Füße so hoch wie möglich hinauf und befand mich bald mitten im Bache. Ich kam glücklich hinüber, wobei ich außerordentlich einem buddhistischen Götzenbilde mit untergeschlagenen Beinen, aufgesperrtem

Munde und unbeweglichen Blick ähnlich sehen mußte. Nachdem ich am jenseitigen Ufer diese unbequeme Position aufgegeben hatte, faßte ich den Lasso, um auf diese Weise dem verwundeten Maulthier einen Halt zu geben. Aber was ich befürchtete, geschah. Kaum war das unglückliche Thier in den Fluß getreten, so schlug ein großer, von der Strömung hergewälzter Stein, an seinen verwundeten Fuß, es verlor das Gleichgewicht, fing an zu wanken und versuchte sich mit den Vorderfüßen, sogar mit den Zähnen zu halten. Antonio folgte mit den Augen jeder Bewegung des Maulthiers. In diesem kritischen Augenblick warf er mit erstaunlicher Sicherheit seinen Lasso demselben um den Kopf, befestigte das Ende desselben am Ufer und stürzte sich, ohne auf die eigene Gefahr zu achten, in den Bach, um dem armen Thiere zu helfen. Das Wasser ging ihm bis an die Brust und er hätte leicht ertrinken können, aber er hatte jetzt nur Einen Gedanken, nämlich wie er sein Maulthier retten könne. Nur mit der größten Anstrengung gelang es ihm, es wieder auf die Beine zu bringen, und nun durchschritt das Thier — ein Muster von Geduld und Gewandtheit — den Bach, stellte sich neben seinen Gefährten und schüttelte ruhig das triefende Wasser ab. Das Blut floß aus seiner Wunde und in seinem Blicke lag ein Ausdruck von Schmerz, aber auch von Ergebung, der das härteste Herz hätte rühren müssen.

Indessen konnte man hier nicht länger bleiben und mein Arriero rief gleichfalls mit lauter Stimme: „Vorwärts Herr, hier ist nichts zu machen!“ Ich schritt weiter. Nach Verlauf einer halben Stunde holte Antonio mich ein, er lag nachlässig im Sattel und seine Miene bewies, wie sehr er mit sich zufrieden sei. Als er zu mir kam, bot ich ihm eine Cigarre, wie hätte er sie ausschlagen sollen! Sofort ward sie angezündet, er stimmte ein fröhliches Lied an, die Gefahr war überstanden und vergessen. Lakonisch bemerkte er, als wir weiter ritten, daß wir gegen Abend noch etwas zu sehen bekommen würden. In der That sahen wir auch gegen Abend einen außerordentlich steilen Abhang, an welchen unser Pfad quer hinführte. Der Berg war aufwärts sehr steil, das Wasser schoß mit furchtbarer Schnelligkeit von der Höhe herunter und führte beständig Erdmassen und Felsblöcke in der Richtung mit sich, welche wir einschlagen mußten. Ungeheure Granitstücke hingen über unseren Köpfen und schienen bei der geringsten Berührung herabstürzen zu müssen. Dieser furchtbare Abhang war etwa 40 Klafter lang und so schmal, daß auf der einen Seite die Schulter des Reiters beinahe die vertikale Bergwand berührte, auf der andern der Fuß über den Abgrund hinaushing, in welchem die donnernd herabstürzenden Gewässer verschwanden. Als wir diese Stelle hinter uns hatten, warf mir Antonio einen bedeutsamen Blick zu und bemerkte, dieser Abhang heiße Cabera de las Vaccas (Kuhtreppe) und sei für schwer beladene Maulthiere äußerst gefährlich. Bei jedem Zuge gehen unfehlbar einige hier zu Grunde, denn durch den Sturzbach geschreckt drücken sie sich an die Felswand, stoßen mit ihrer Last an die Vorsprünge an, verlieren das Gleichgewicht und stürzen hinunter. Soviel man weiß sind hier schon über 600 dieser armen Thiere hinabgestürzt, und wie viele mögen gefallen sein, ohne daß Jemand sie nachgezählt hat! Alles das erzählte mir der Arriero, ehe wir an die Treppe kamen und rief mir dann zu, ich möchte nur dem Maulthier den Zügel über den Hals werfen und es ganz seinem Willen überlassen. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und

mein kluges Maulthier suchte, mit aufgeblasenem Nüstern schnuppernd, seinen Weg und brachte mich unverletzt über die gefährliche Stelle hinüber.

Dieser Tag war äußerst ermüdend. Wir durchzogen die schwierigen Punkte der Cordilleren und mußten zum Nachtlager Upsalata erreichen, wo ein kleines Silberbergwerk ist in einem Thal, das gleichsam die Unterlage der Hauptketten der Anden bildet. Nirgends noch sah ich ein so dürres unfruchtbares Land: drei oder vier Minenarbeiter, denen ich begegnete, sagten mir, daß seit zwei Jahren kein Regen gefallen sei. Nur mit der größten Mühe verschaffte ich mir für unsere armen, erschöpften Maulthiere etwas Gras, das ich fast mit Gold aufwiegen mußte, und eine schwindsüchtige Ziege für unsern eigenen Tisch. Gern hätte ich gewünscht die Ueberreste des Steinwegs zu sehen, den die alten Inkas in der Nähe von Upsalata erbaut hatten, aber ich konnte nicht so weit von meinem Wege abweichen. Indeß erfuhr ich, diese Ueberreste glichen allen denjenigen, die ich schon mehrfach in andern Theilen Südamerika's gesehen hatte.

Am andern Tage brachen wir Morgens in der Frühe auf, um bis zum Abend die warmen Quellen von Villa Vicenza zu erreichen. Wir mußten noch die Höhe von Paramillo übersteigen, dies war aber auch unser letztes Hinderniß, noch ein Schritt und wir betraten die Region der Pampas. Nach sechsstündigem Ritt kamen wir auf der Höhe des Berges an, der mir ein Zwerg zu sein schien in Vergleich mit den riesenhaften Gebirgen, die wir, gleich einer unübersteiglichen Stein- und Eismauer, im Westen hinter uns gelassen hatten. Kaum konnte ich mich, nun ich auf sie zurückblickte, überzeugen, daß wir sie wirklich überstiegen hatten. Der Gebirgsrücken der Anden in diesem Theile Chili's zerfällt in zwei getrennte parallele Ketten, in die westliche und die östliche. Erstere ist die älteste und höchste Kette, die eigentliche Axe der Anden.

Paramillo ist der höchste Punkt auf dem Wege über die östliche Kette. Von dieser Höhe herab eröffnet sich zum erstenmal die Aussicht über die unermeßliche Fläche der Pampas. Im ersten Augenblick glaubt man den Ocean zu sehen. Der Wanderer, durch die zauberhafte Wirkung der Luftspiegelung und den unbegrenzten Horizont geblendet, unterscheidet nur mühsam durch den Dunst der Atmosphäre die Stadt Mendoza und die grünliche Schattirung der Palmenwälder. Villa Vicenza steht am Fuße des Paramillo. Ein steiler Abhang führte uns nach dieser Stadt, deren Name auf den Karten der neuen Welt mit großen Buchstaben verzeichnet ist. Ich fand indessen nichts als eine mißgestaltete, schmutzige Masse von Häuschen und Hütten und alte, in Trümmer zerfallene Mauern, welche das sogenannte Heilbad bilden. Hier fand ich eine lärmende Gesellschaft von Badenden, die sich in Wannen oder eigentlich in Gruben, welche in die Erde gegraben sind, tummelten. Ich verlangte selbst darnach, die Heilkräfte der Quellen zu prüfen und stieg in eine der höher gelegenen Gruben. Aber man stelle sich meinen Schrecken vor, als plötzlich neben mir das Haupt eines mißgestalteten Menschen aus dem Wasser hervortauchte, der mich mit erschreckter Miene anstarrte. Rasch wich ich zurück und eilte nach einem weniger gefährlichen Orte. Unter solchen Umständen war ich nicht geneigt, besondere Untersuchungen über das Wasser von Villa Vicenza anzustellen, aber mir schien es doch sehr angenehm. Ich trank zwei Tassen davon und legte mich dann schlafen.

Am folgenden Tage waren wir mit Sonnenaufgang wieder auf dem Marsche, diesmal nach Mendoza, wohin wir noch etwa 10 Leguas zu machen hatten. Die letzten Abhänge der Anden senkten sich sichtbar und die Vegetation, von der wir seit unserem Aufbruch von Santjago so gut wie nichts gesehen hatten, trat wieder in ihre Rechte ein. Da die Abhänge noch ziemlich steil und mein Maulthier weniger ermüdet war als die andern, so ritt ich allein voraus in der Richtung der Pappeln der Alamada von Mendoza, deren silberne Wipfel von Zeit zu Zeit zwischen den Krümmungen des Pfades sich zeigten. Eine warme berauschende Luft wehte uns entgegen statt der drückenden, kalten Atmosphäre des Gebirges. Ein starker Wind führte uns den Wohlgeruch der Steppen entgegen, alles verkündete eine weichere Natur, und das Herz, lange wie durch eine Eisrinde gepreßt, öffnete sich allmählig wieder den süßen Eindrücken des Lebens.

Es war schon Mittag, als wir die schöne Oase von Mendoza erreichten. Es liegt etwas ganz Eigenthümliches in dem Gefühl, das der Anblick eines blühenden Thales hervorbringt, wenn man aus einem wilden Bergland kommt oder nach einer langen Seefahrt das Schiff verläßt. Die Sonnenstrahlen fielen fast senkrecht und die Hitze, durch den Widerschein von den weißen Häusern in Mendoza noch verstärkt, wurde so überwältigend, daß wir eilen mußten, in einer Posada der Stadt Kühlung zu suchen. Leider war es gerade die Zeit der Siesta und wir konnten die Leute nicht herauspoltern, da wir keinen Lärm machen und die allgemeine Ruhe nicht unterbrechen wollten. Ich beschloß deshalb, in einer der grünen Lauben, die am Ufer der Kanäle standen, auszuruhen, ungeachtet der Moskitos, mit denen ich schon unter anderen Breiten des heißen Erdgürtels nähere Bekanntschaft zu machen und mich von ihrer besonderen Vorliebe für europäisches Blut zu überzeugen das Vergnügen gehabt hatte. Antonio aber, der in aller Noth Rath wußte, bat mich einen Augenblick zu warten, und nach einigen Minuten erschien er mit der Nachricht, daß er einen Schuppen entdeckt habe, worin wir Alle, Menschen und Maulthiere, Platz finden könnten. Ich ging dahin und fand zu meiner größten Freude eine alte Hängematte aus Palmenblättern, welche an die Querbalken der Decke aufgehängt war. Alles verschwand für mich in dieser Welt. Ich sah nur noch die Hängematte, stürzte mich, wie ich war, in dies irdische Paradies und verfiel in tiefen Schlummer.

Als ich erwachte, hatte Alles ein anderes Ansehen gewonnen. Das thierische und das Pflanzenleben trat aus seinem Schlaf hervor und die Bevölkerung von Mendoza begann sich auf den Straßen zu zeigen. Ja es kam mir sogar vor, als wenn sich einige Bewegung unter den Leuten kund gab, wenn dieser Ausdruck überhaupt für die faule Natur der Leute paßt, für welche es in dieser Welt nichts gibt als ihre Haushaltung und das Stadtgeklatsche.

Mendoza ist durch seine Lage von der ganzen Welt abgeschieden, auf der einen Seite schwer zu durchwandernde Ebenen, welche sich wenigstens 300 Leguas weit ausdehnen und die Stadt vom atlantischen Ocean trennen, auf der andern Seite die Cordilleren, welche fast jeden Zugang zu den Seestädten des stillen Oceans versperren. Dagegen besitzt die Stadt eine üppige Natur, einen freundlichen Himmel, die Poesie des beschaulichen Lebens, welche nur unter diesen geheimnißvollen Breiten recht verständlich ist. Was braucht

man mehr für dieses kurze Leben! Für einen Europäer freilich, dessen Verstand und Charakter unter anderen Verhältnissen und Beschäftigungen gebildet wurde, ist die Apathie, in welche die Bewohner dieser Gegenden versunken sind, unerträglich. Die unendlichen mannigfachen Hebel der europäischen Civilisation wecken und erhalten in ihm die geistige Thätigkeit und Energie des Willens. Hier ist nichts dergleichen, und Ueberlegenheit des Geistes, welche an andern Orten den Menschen so hoch unter Seinesgleichen stellt, würde hier, bei dem Mangel dieselbe zu bewähren, vielleicht eine unnütze Qual, eine Last ohne Frucht und Belohnung sein.

Auf der Alameda machte ich meine Bekanntschaften und entledigte mich meiner Empfehlungsschreiben. Unter hundertjährigen Bäumen sammelte sich ein Kreis von Männern und Frauen, welche an meinen zerrissenen Kleidern und meinem fremdartigen Benehmen nicht den geringsten Anstoß nahmen, zu fröhlicher Unterhaltung. Das Mondlicht gab dieser improvisirten Gesellschaft unter freiem Himmel einen eigenthümlichen Reiz.

Der Abend dauerte bis zwei Uhr Morgens. Wer uns gesehen hätte, möchte geglaubt haben, wir sprachen von sehr wichtigen Dingen, so lebhaft war unser Gespräch. Dem war aber durchaus nicht so, unsere Unterhaltung drehte sich nur um Gegenstände, wie der Augenblick sie uns nahe legte. Eine Masse von Lebensbedürfnissen, deren ich nicht länger entbehren konnte, nöthigte mich, in Mendoza mehrere Tage zu verweilen. Wer weiß, wie lange ich geblieben, wäre nicht der Courier der chilenischen Regierung gekommen, der mich aus meiner süßen beschaulichen Trägheit herausriß. Er ging nach Buenos Ayres und da er keinen Reisegefährten hatte, so schlug er mir vor, mit ihm zu gehen. Die Gelegenheit war so bequem, die Umstände so günstig, daß ich den Vorschlag nicht ablehnen konnte. Mit Leidwesen nahm ich Abschied von meinem guten Antonio, schwang mich eilig auf's Pferd, das ein halbnackter Gaucho herbeiführte, und gar bald war die Stadt hinter mir verschwunden.

7. Fahrt auf dem Coppename.

Auf der den Holländern gehörenden Insel Curaçao laufen alljährlich von den Schiffswerften mehrerer Privaten einige Schooner und selbst Briggs vom Stapel, die an Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit den besten europäischen Fahrzeugen nichts nachgeben. Das Holz, welches in der Regel auf Kriegstransportschiffen von Guiana nach Holland für den Schiffsbau gebracht wird, ist hauptsächlich für die Querbalken der Schiffe, sowie für die innere Vertäfelung und Möblirung der Kajüten bestimmt. Auf einem solchen, auf der Hinreise mit Proviant für die in Westindien stationirten Schiffe beladenen Transportschiffe befand ich mich im Jahre 1847, wo wir, wie dies gebräuchlich ist, zuerst nach Paramaribo fuhren, dort den Proviant und die für die Kriegsdampfer bestimmten Kohlen ausluden, um dann nach der sogenannten Holzplantage zu segeln, wo die großen, zum Schiffsbau gehörigen Balken in den Schiffsraum geladen werden sollten.

Nach einem 14tägigen Aufenthalt auf der Rhede von Paramaribo wurde für die Fahrt nach der Holzplantage ein neuer Wasservorrath eingenommen.

Das Flußwasser bei Paramaribo ist besonders während der Fluth noch zu salzig, als daß es als Trinkwasser benützt werden könnte, weshalb man, um dieses zu gewinnen, noch einige Meilen stromaufwärts mit kleinen Barken fahren muß.

Um zu dem östlich von der Mündung des Surinam gelegenen Strom Coppename zu gelangen, muß man gegen die Mündung des ersteren Stromes wieder hinabfahren. Aber zur Zeit der Ebbe ist für größere, 18—20 Fuß tief gehende Schiffe kein hinreichendes Fahrwasser vorhanden, weshalb sie bis zur eintretenden Fluth im Schlamme festsitzen. Wenn nun die Wasserabnahme an beiden Borden des Schiffes auf gleiche Weise stattfindet, so gräbt sich dasselbe mit dem Kiel in den Schlamm und hält sich selbst das Gleichgewicht. Auch darf das Schiff nur ein oder zwei Fuß tief im Schlamme festsitzen. Sobald aber an einer Seite des Schiffes das Wasser eine geringere Tiefe als an der andern hat, oder wenn die Wasserabnahme so bedeutend ist, daß seine Tiefe nur 6—8 Fuß beträgt, so ist eine bedeutende Neigung des Schiffes nach einer Seite, und endlich ein Umsturz desselben zu erwarten. Deshalb ist es Regel, beim Abwarten der Fluth immer die tiefsten Stellen des Stromes oder die Mitte desselben einzuhalten, da hier auch keine Ungleichheit der Wassertiefe an beiden Schiffsborden zu befürchten ist. Aber unser Kommandant, ein zwar jovialer adeliger Herr, der aber zum Unglück sich von jeher mehr um die Köstlichkeiten der Tafel und die Verschiedenheit der Weine, als um das Studium der nautischen Wissenschaften bekümmert hatte, und der überdies gemäß der ihm zugefallenen Begünstigung seit zwanzig Jahren nur die Kanäle und Flüsse Hollands statt des großen Oceans zu Gesichte bekam, hielt diese Regel nicht ein, und wir ankerten nahe am Ufer, so daß die Zweige der Lecythis, der Mimosen und die Wedel der gewaltigen Palmen unsre Raaen berührten. Die Ebbe trat ein, tiefer und tiefer sank das Wasser, da begann das Schiff sich gegen das entgegengesetzte Ufer hin zu neigen. An Schieflagen des Schiffes, wenn bei dem Winde gesegelt wird, gewöhnt, fiel mir, in meiner Kajüte gerade mit Schreiben beschäftigt, dieser schiefe Stand nicht sonderlich auf. Aber die Schieflage nahm zu, so daß die Stühle im Longroom umfielen und ein Theil derselben in meine Kajüte rutschte; mehrere selbst „seefest“ gemachte Gegenstände verließen ihre Stelle, und als ich auf's Verdeck gehen wollte, hatte die Treppe schon einen stumpfen Winkel eingenommen, so daß das Hinaufklettern äußerst mühsam war. Der Anblick des Verdeckes aber hatte etwas eigenthümlich Schauerliches. Wie unter jeder gut disciplinirten Mannschaft bei vorhandener Gefahr, herrschte auch hier eine feierliche Stille, ein Jeder stand auf seinem Posten, nach dem etwaigen Kommandowort horchend. Tiefgeneigt gegen die Wasserfläche standen die Raaen, und schon drang am Backbord das Wasser in die Lucken. An ein Freistehen auf dem Verdecke war nicht mehr zu denken; Jeder hielt sich an ein Tau am Steuerbord fest, wo bereits tief die Kupferrinde des Schiffes bloßlag, als ob das ganze Schiff in einem Hafen zum Kielen bereit läge. Ich hielt mich bei einer großen Luke fest, in der Absicht, wenn das Schiff den verhängnißvollen Sturz machen sollte, mich auf den in diesem Fall ganz horizontalen Seitentheil zu retten, wohin vielleicht das Wasser nicht dringen würde; denn obgleich das Ufer nicht fern war und man dahin schwimmen konnte, so lief man doch die größte Gefahr, von den zahlreichen, das Schiff

umschwärmenden kleinen Haien zerstückt zu werden. Es war fünf Uhr, der Berechnung nach mußte das Wasser bis halb sechs Uhr fallen, wo dann die Fluth eintrat. Eine angstvolle halbe Stunde! doch sie ging ohne den gefürchteten Unfall vorüber. Da zog der „Erste Offizier“ seine Uhr und rief mit lauter Stimme: die Gefahr ist vorüber! doch bleibe ein Jeder noch auf seinem Posten! Wie die Begnadigung des Verurtheilten wälzte dieser Ruf von einem Jeden von uns die größte Besorgniß hinweg. Die Masten neigten sich in der That bald wieder zur senkrechten Linie und das Schiff stand flott. — —

Ein lebhaftes Grün wird von den Ufern in der Nähe der Mündung durch die großen glänzenden Blätter der Rhizophora Mangle und der Avicennia Nitida zurückgeworfen. Die Wurzeln dieser Pflanzen, ein vielfach durchflochtenes Netz über dem Boden bildend, tragen viel zur Landbildung an den Küsten der Tropenländer, aber auch ebenso viel zur Erzeugung einer sogenannten miasmatischen Luft bei. Denn indem der von oben durch die Ströme herabgeschwemmte Schlamm, sowie die sich zersetzenden Blätter, Zweige und Insekten bei eintretender Ebbe durch das Wurzelnest zurückgehalten und durch die heiße Sonne erhärtet werden, verbreiten sich in der Luft Stoffe, die bei den Menschen und den höhern Thieren lähmend auf einen Theil der Blutkügelchen einwirken und je nach den lokalen Verhältnissen Tropenkrankheiten der verschiedensten Art hervorbringen.

Die Ufer des Coppename sind viel schauriger, und wo möglich noch dichter als die des Surinam bewachsen; denn während an den letztern der Mensch schon seit ein paar Jahrhunderten hie und da die Thätigkeit der Natur nach seinem Willen zu lenken suchte, betritt man hier ein noch ganz unkultivirtes Gebiet, worin Thiere und Pflanzen allein nach ewig unwandelbaren Gesetzen leben und wirken. Nur das traurige Batavia unterbricht diesen prächtigen Naturtempel, um uns mitten in der ewig jugendlichen Schöpfung an das menschliche Siechthum und sein Elend zu erinnern.

Der Coppename ist wie der Surinam ein stattlicher breiter Strom, dessen Wasser aber, da es über Sand fließt, viel heller als jenes des Surinam ist. Der Wasserreichthum dieser Flächen ist erstaunlich, und selbst die Niederungen Hollands sind hiemit nicht in Vergleich zu bringen, da diese nur von drei Strömen das dort mit der Salzfluth sich mengende Wasser erhalten und in Niederland selbst kein Fluß seinen Ursprung nimmt, während in den Ebenen Guiana's zahllose Flüsse mit verhältnißmäßig kurzem Laufe sich zu breiten Strömen süßen Wassers vereinigen, welche das Land bewässern und in Verbindung mit den heißen Sonnenstrahlen die üppige Vegetation begründen, mit welcher diese Ebenen bedeckt sind.

Als wir um eine Krümmung des Stromes bogen, überraschte uns der Anblick einiger mit Indianern besetzten Kähne, welche auf uns zuruderten. Sie mochten uns vielleicht schon am vorigen Tage bemerkt haben, und da holländische Transportschiffe auf dem Coppename nichts Seltenes, und die Indianer sich mit ihnen befreundet hatten, so erhielten auch wir einen Besuch von ihnen, wobei es sich freilich, wie wir bei ihrer Ankunft sahen, weniger um unsere Person, als um die viereckigen Flaschen handelte, die den von ihnen geliebten Genever enthielten. Vier Männer, eine Frau und zwei Kinder, kletterten an dem ihnen zugereichten Tau an Bord, und ohne ein Zeichen des

Grußes, ohne ein Wort zu sprechen, stellten sie sich in einer Reihe auf das Verdeck. Es hatte aber ein Jeder von ihnen etwas in der Hand, das uns ihrer Meinung nach willkommen sein mochte. Einige trugen aus Lehm verfertigte Wasserkannen, ein Anderer hatte einige Fische, ein Dritter Krabben, die wir ihnen gerne für unsere Tafel abnahmen. Nachdem eine Flasche Genever herbeigeholt worden, leerte ein Jeder von ihnen, die Kinder mitgerechnet, ein großes Glas dieses Trankes. Als wir sie hierauf bedeuteten, daß wir die Gegenstände, welche sie in der Hand trugen, wohl haben möchten, erhoben sie endlich die Stimme und erklärten, daß wir gegen eine gewisse Quantität Genever alle ihre Waaren haben könnten.

Die der Regierung gehörende Holzplantage, auf welcher der Engländer Wilson angestellt ist, liegt schon ziemlich hoch stromaufwärts, und mag etwa 25 Fuß über der Meeresfläche erhoben sein. Ebbe und Fluth haben nur einen geringen und mittelbaren Einfluß, das Wasser ist hell und trinkbar, und ladet zum Bade ein, wovon man jedoch wegen der Menge gefährlicher Fische keinen Gebrauch machen kann. Ein freundliches, von feinem Holze erbautes und mit Gallerien versehenes Gebäude, in welchem Herr Wilson mit seiner Tochter und noch einigen Personen wohnt, bildet den Mittelpunkt der Plantage, in welcher sich noch kleinere, steinerne und hölzerne Gebäude für niedere Beamte und die aus 600 Köpfen bestehenden Neger und Negerinnen befinden. Ueberall hin drängt sich die reiche Vegetation, die jedes noch so unansehnliche Haus in einen prächtigen Rahmen hüllt. Ein hoher Stamm der Leopoldinia Pulchra beschattet das große Wohnhaus, sowie eine Allee einer Amygdalus-Art zu den übrigen Gebäuden führt. Dort fand ich auch einen Stamm des Brodfruchtbaums, eine ursprünglich ostindische Pflanze, die im 17ten Jahrhundert durch die Engländer nach den westindischen Inseln verpflanzt wurde, von wo aus sie sich allmählig auch auf das Festland verbreitete. Ein reicher Frucht- und Gemüsegarten breitet sich hinter dem Wohnhause aus und entzückt den Lustwandler besonders in den Morgenstunden wegen des Gesanges der zahlreichen Vögel, die hier ihre Versammlungen zu halten scheinen. Hätten die europäischen Dichter den Zaunkönig gekannt, so hätte er vielleicht die Stelle unserer Nachtigall in ihren Liedern eingenommen. Einen komischen Eindruck macht der Spottvogel wegen seiner Gewohnheit, die Stimmen aller in seiner Nähe gehörten Vögel, sowie überhaupt eines jeden Geräusches, nachzuahmen. Es läßt der Haushahn seine Stimme ertönen, sogleich ahmt es der Spottvogel ziemlich gelungen nach; auf einem Baume läßt der Hia-Hia-Papagei sein Geschrei vernehmen, auch er findet seinen Nachahmer im Spottvogel. Ebenso wird das Geblöck der Schafe, das Gesumme der Insekten nachgeahmt, ohne daß dieses eigenthümliche Thier die ihm originelle Stimme vergißt, die es von Zeit zu Zeit, wenn es in der Nähe nichts Anderes nachzumachen gibt, wieder hören läßt.

Die Holzplantage am Coppename hat sich noch mehr als das Indianerhaus in Paramaribo des häufigen Besuches der Waldbewohner zu erfreuen, und einige Indianerinnen und Kinder scheinen ihr beständiges Lager im Hause des Herrn Wilson aufgeschlagen zu haben. Hier erhalten die Indianer allerlei ihnen nützliche Dinge, als Nägel, welche sie als Spitzen für ihre Pfeile gebrauchen, Messer, sowie auch Spielereien verschiedener Art. Dafür aber prangt die Tafel Wilsons täglich von den köstlichsten Fischen und herrlichem

Wild. Wenn man dem Indianer eine Büchse gibt, so hat er hiezu nur eine einzige Kugel und das nöthige Pulver für die Jagd nöthig, um versichert zu sein, daß er nicht mit leeren Händen zurückkommt. Er sucht nämlich das Wild in seinen Schlupfwinkeln zu überraschen, zu welchem Ende er auf allen Vieren in die Gebüsche kriecht, bis er dem auserlesenen Opfer so nahe kommt, daß ein Fehlschuß nicht leicht mehr möglich ist.

Während unser Schiff in der Nähe der Holzplantage vor Anker lag, verwirrte sich einst unser Bugspriet so sehr in die am Ufer stehenden Baumstämme, daß bei der Drehung des Windes dasselbe brach und wir es durch ein anderes ersetzen mußten. Herr Wilson gab uns hiezu zufällig den Stamm der Copaifera Officinalis, aus welcher der bekannte Copaiva-Balsam gewonnen wird. Das Holz riecht angenehm aromatisch, ist etwas gelblicher als unser Föhrenholz und läßt sich gut verzimmern. Außerdem luden wir große Balken von einigen anderen Baumarten. Die nicht leichte Arbeit der Fällung, Behauung und Weiterbeförderung bis an Schiffsbord wird unter den Plantagen-Negern in der Art vertheilt, daß den Männern die Fällung und Verzimmerung in viereckige Balken, den Weibern die Weiterschaffung der schweren Balken bis an's Schiff übertragen ist, wobei es freilich einen nichts weniger als erfreulichen Anblick gewährt, die Frauen wie Zugthiere mit Stricken an die Balken gespannt und diese mit der größten Anstrengung durch den Schlamm ziehen zu sehen. Unsern Matrosen war die Einziehung der Balken in den Schiffsraum vorbehalten.

Obwohl ich die Indianer bereits an verschiedenen Plätzen gesehen und in ihrem Thun und Treiben beobachtet hatte, so bot doch ein Gang nach einem nahe am Coppename gelegenen, indianischen Dorf ein hohes Interesse. Wenn der Blumenflor Europa's sich vereinigt hätte, unsern Weg dahin, der etwa eine kleine Stunde lang war, mit der Fülle seiner Pracht künstlich zu schmücken, so glaube ich nicht, daß er diese Wildniß an Schönheit erreicht hätte. Denn die großen, öfters erwähnten Laub- und Palmbäume, welche an sich schon die Zierde des Waldes bilden, erheben sich gleich hohen Säulen, um welche sich in üppigster Pracht die Blüthen der Bignonien, der Lianen und Passifloren drängen. Bis zur höchsten Krone überziehen diese Blüthen den Baum, von welchem nun die Wedel oder die Zweige aus dem großen Blumenköcher hervorragen. Auch die Vanille lebt als Schlingpflanze in diesen Wäldern. Endlich lichtete sich das Gehölz und ein Dörflein von etwa zehn bis zwölf Hütten, umringt von Pisang- und Papayenbäumen, stand vor unsern Augen. Ich glaubte mich in eine Feenwelt versetzt, wozu die aus früher Kindheit vorschwebenden Phantasiegemälde auch das ihre beitrugen. Die Hütten sind eigentlich nur runde Dächer, welche von vier bis sechs Säulen getragen werden. Innerhalb derselben ist die Hängematte das Hauptmöbel; außerdem aber liegen noch irdene Geschirre, ein Block und ein großer Stein, auf welchem die Fische gebacken werden, herum, sowie an den Säulen die Pfeile und die Bogen aufgehängt sind. Einer der Männer gab uns auf unser Verlangen eine Probe seiner Gewandtheit in der Handhabung des Bogens und Pfeils, indem er eine Kokosnuß vom Baume in einer Entfernung von etwa hundert Schritten mit dem hölzernen Pfeile herabschoß. Ein anderer Indianer saß über und über mit Blättern bedeckt unbeweglich auf dem Zweige eines Baumes. Auf unsre Frage was dies zu bedeuten

habe, erklärte man uns, daß dieser Mann auf die Ankunft eines Papageis warte. Diese Vögel werden nämlich von den Indianern auf solche Weise gefangen, daß sich letztere mit Laub bedeckt in den Bäumen verstecken, auf welchen die Vögel, keinen Hinterhalt ahnend, sich niederlassen, worauf der grüne Räuber bloß seine Hand auszustrecken braucht, um seine Beute zu erhaschen. Nachdem wir einige Zeit im Dorfe verweilt und Früchte genossen hatten, sahen wir eine ganze Truppe Indianer, wahrscheinlich aus einem nahe gelegenen Dorfe, auf uns zukommen. An der Spitze derselben stand ein Mann, bei dessen Anblick wir uns des Lachens nicht enthalten konnten. Man denke sich eine ziemlich beleibte, gedrungene Figur, nackt am ganzen Körper, das Haupt aber mit einem schäbigen Dreieckhut bedeckt, und in der Hand einen europäischen Stock mit einem silbernen Knopf haltend. Das war der Anführer der umliegenden indianischen Niederlassungen, den der Gouverneur mit diesem eigenthümlichen Costüm geschmückt hat. Die Regierung hält sich nämlich diese Leute zu Freunden, damit sie die Neger nicht unter sich aufnehmen, ja selbst die flüchtigen Sklaven zu ihren Herren wieder zurückbringen, und um diese Zwecke zu erreichen, beschenkt man die Anführer wie wahre Kinder, statt mit Stern und Kreuz, wie in Europa, mit Hut und Stock, worauf sie sich nicht wenig einbilden.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte an dem morastigen Ufer des Coppename brach unter der Mannschaft des Willem Fredrik Hendrik ein Gallenfieber epidemisch aus, welches über die Hälfte der Matrosen in die Krankenliste stellte. Ein längeres Verweilen an diesem ungesunden Orte hätte uns wahrscheinlich den Verlust eines großen Theils der Mannschaft zu beklagen gegeben; doch die bald darauf erfolgende Abreise, die reine Seeluft, sowie der nachher erfolgte Aufenthalt auf der Insel Curaçao, die ein sehr gesundes Klima hat, wirkten als die besten Heilmittel gegen eine gefährliche Krankheit, die bei alledem dennoch zwei Matrosen als Beute sich auserkor.

---

8. Eine Fazenda in den Orgelbergen von Brasilien.

Beim ersten Anblick hat die Stadt Rio Janeiro nichts, was für sie einnähme. Enge schmutzige Straßen, niedrige, unregelmäßige Häuser, träge Soldaten, lässige Sklaven, das ist Alles, dem man begegnet. Nachdem ich zwei Tage in der Stadt verweilt hatte, reiste ich ab, um einen Oheim zu besuchen, der ein Gut in den Orgelbergen, sechzig Meilen von Rio entfernt, besaß. Ein Aufenthalt von mehreren Monaten daselbst setzte mich in den Stand, die Gesellschaft und die Sitten der Gutsbesitzer und der Bewohner im Innern des Landes kennen zu lernen. Um 6 Uhr Morgens war ich zu meiner Reise nach der Fazenda (Landgut) de Santa Anna gerüstet. Den ersten Theil der Reise machte ich zu Wasser, da jeden Tag eine Barke von Rio nach Piedade abgeht. Die Barke war leicht und mit einem dichten, festen Dache aus Leinwand bedeckt, die Mannschaft bestand aus Eingebornen, und der Steuermann war ein Genuese. Mein einziger Reisegefährte war ein Portugiese, der anfangs zwei Stunden lang Bonbons verzehrte, darauf einschlief. Wir fuhren vor mehreren schönen Inseln vorbei, auf welchen in

wilder Ueppigkeit Kokosbäume, Reis, Obstbäume und Blumen wuchsen. Einige dieser Inseln sind bewohnt, aber die Häuser, die man darauf gebaut hat, machen ihren Anblick noch malerischer. Als wir bei dem kleinen Dorfe Piedade ankamen, stiegen wir an's Land, wo ich den Führer fand, den mein Oheim mir mit den Maulthieren entgegengeschickt hatte, um mich nach der Fazenda zu begleiten. Dieser Führer war ein junger Mensch, der das verschlagenste Gesicht hatte, welches ich jemals gesehen habe und in dessen Physiognomie der Ausdruck eines rechten Mephistopheles lag. Er trug einen Turban, ein weites weißes Beinkleid nach türkischer Art, goldene Ohrringe, aber weder Schuhe noch Strümpfe. Er war unter dem Namen des schwarzen Zwerges bekannt und hatte sich, wie ich später erfuhr, durch mehrere sehr verwegene Streiche berühmt gemacht. Zwei Jahre vorher war er mit einer Negerin nach Gongo entflohen und hatte mehrere verwegene Diebstähle ausgeführt, wofür man ihn auf beiden Backen mit glühenden Eisen gebrandmarkt hatte.

Als wir in Frieschal am Fuß der Orgelberge ankamen, hielten wir in einem Gasthof an der Straße an, um zu übernachten. Hier befand sich nur ein einziges Zimmer mit neun Betten; doch war ich glücklich genug eines für mich allein zu erhalten. Außerdem enthielt die Stube einen zerbrochenen Kasten, der als Tisch diente, drei Stühle, ein Waschbecken, zwei schöne plattirte Leuchter mit Wachslichtern, welche letztere zu den übrigen, sehr bescheidenen Meubeln wenig paßten.

Um 5 Uhr Morgens waren die Maulthiere gesattelt und wir reisten weiter. Vom Fuße der Gebirge an wurde der Weg abscheulich, die Landschaft wilder, mit furchtbaren Abgründen und mehrere Male waren wir genöthigt abzusteigen und unsere Maulthiere zu führen. Ich bemerkte eine Menge Papageien und andere schöne Vögel, doch am meisten unterhielt mich der Flug der Colibris. Sie sind nicht scheu, es ist aber außerordentlich schwierig sie zu tödten, ohne ihrem Gefieder Schaden zuzufügen. Die wilden Blumen, die in diesen unbebauten Orten wachsen, sind überaus reizend. Nach manchen Schwierigkeiten kamen wir um 10 Uhr auf den Gipfel des Berges an und befanden uns im Eigenthum meines Oheims. Nach wenig Minuten kam ich in das Haus, wo ich mit offener Herzlichkeit empfangen wurde. Ein geflecktes Bärenfell hing wie ein Siegeszeichen vor der Thüre, es war mit Zehen und Klauen besetzt. Vor dem Hause war ein Lager von Maulthiertreibern, ein großes Feuer brannte unter einem Hangar, denn sie waren eben beschäftigt ihre Mahlzeit zu kochen. Alle trugen den Poncho, ein großes Stück Leinwand mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf durchzustecken, große Strohhüte und weder Schuhe noch Strümpfe, aber einen ungeheuren Sporn an der linken Ferse und einen Gurt mit einem breiten Jagdmesser. Die Maulthiere, dreißig an Zahl, weideten in der Nähe, zufrieden von ihrer schweren Last für die übrige Tageszeit befreit zu sein.

Das Mittagessen ist eine Art offener Tafel; jeder Fazienbero ist genöthigt eine solche Tafel zu halten, da jeder Vorübergehende reich oder arm, vornehm oder gering, bei ihm wie in einem Gasthof anhält, ißt, trinkt und schläft, auf Kosten des Besitzers. Es gibt sogar Tische, zu denen man die freien Schwarzen zuläßt und Leute ohne Kleider, ohne Schuhe und Strümpfe machen oft von der Fazenda Gebrauch und nehmen am Mittagsmahle Theil.

Die Gastfreiheit in Südamerika ist die Folge des Mangels an Gasthöfen. Unter den reichen Fazienderos's, welche gewohnt sind bei einander zu übernachten, ist es Sitte sich gegenseitig Geschenke zu machen, z. B. einen Sack Mehl, ein paar Ziegen, ein Schwein oder eine gewisse Menge Mais.

Die Küche ist ein Gemisch englischer, französischer und brasilianischer Kochkunst. Nach dem Abendessen pflegt eine Schüssel Frizao oder schwarzer Bohnen aufgetragen zu werden. Zum Mittagsessen werden Schinken, junge Hühner, Papageien, Eidechsen, dann auch Rindfleisch, Hammel- und Schweinefleisch verwendet. Unmittelbar darnach wird nach französischer Mode Kaffee herumgegeben und Jedermann verläßt den Tisch.

Der Tag meiner Ankunft war ein Sonntag, ein Tag der Freude in der Fazenda. Alle Neger aus den verschiedenen Theilen des Gutes, an Zahl 150, kamen mit ihren Kindern, die bei diesen Gelegenheiten sich jede Freiheit gegen ihren Herrn herausnehmen. Sie schaukeln sie, geben ihnen Obst und alle sind mitunter in ausgelassener Weise fröhlich.

Am folgenden Morgen besuchte ich den Garten, der fast wie ein Garten in Europa aussah. Man erblickte zwar darin den Kaffee-, Kokos- und Bananenbaum, aber in Vergleich zu den Beeten voll Artischoken, Rüben, Erbsen, Möhren und Kartoffeln, doch nur in geringer Menge. Das Räthsel löste sich bald, der Garten stand unter der Pflege und Obhut eines französischen Gärtners, der sich besonders auf die Kultur exotischer Pflanzen gelegt hatte. So hatte er sogar Moosrosen gezogen, was bisher in Brasilien noch Niemandem gelungen war. Auch Erdbeeren waren in reicher Fülle vorhanden. In der Nähe des Landgutes waren mehrere Schweizerhütten errichtet, die von englischen Familien bewohnt wurden, welche die übermäßige Hitze während der Monate Januar und Februar aus Rio Janeiro vertreibt. Denn hier in den Bergen steigt das Thermometer selten höher als 22° Reaumur, dagegen zeigt es in der Stadt meistens 26 bis 30°. Die Morgen und die Abende sind oft sehr kühl und im Juni fällt das Thermometer bis auf den Gefrierpunkt.

Eines Morgens setzten wir uns zu Pferde, um die Pflanzungen zu besehen, welche bedeutend sind und ungefähr eine Stunde von der Fazenda entfernt liegen. Sie bestehen meistentheils aus Mais und Kartoffeln und befinden sich auf der Spitze eines vor Kurzem noch von einem Urwald bedeckten Berges, man sieht noch unter den Maisähren die Spuren der Bäume. Das ganze Gut umfaßt gegen 62 Quadratmeilen. Uns begleiteten 15 bis 20 Hunde, welche mehrere Eidechsen, das gewöhnliche Wild der Brasilianer, tödteten. Als ich in den Hof des Hauses zurückkam, fand ich daselbst einen Storch, wie man ihn hier zu Lande häufiger antrifft.

Gegen dreißig Neger verrichteten die Dienste im Hause, in der Küche und im Garten der Fazenda. Der größere Theil arbeitet in den Pflanzungen und jeder Sklave besitzt ein kleines Stück Land, das er in der Zeit der Ruhe am Sonntage bebauen kann, und welches ihm eine jährliche kleine Einnahme bringt. Sie sind alle ziemlich gut gekleidet und ohne Schuh und Strümpfe, welche aber kein Neger trägt. Strümpfe haben selbst die Weißen im Innern des Landes selten, sie gehen barfuß in Holzschuhen. Die Nahrung der Neger ist außerordentlich reichlich und nahrhaft, obwohl sie keineswegs mit Arbeit überhäuft sind. Sie scheinen gesund und kräftig und errei-

chen ein hohes Alter. Das einzige, was ihrem Glücke wirklich Eintrag thut, ist die rohe Behandlung, der sie häufig ausgesetzt sind. Oft erhalten sie die härteste Züchtigung auf den geringsten Verdacht hin, ohne daß es ihnen verstattet wird, sich zu rechtfertigen. Der Neger wird an einen Baum gebunden und zu vier- bis fünfhundert Peitschenhieben verurtheilt, welche oft sein Herr mit eigner Hand ihm austheilt. Selbst die Frauen sind von einer solchen empörenden Behandlung nicht ausgeschlossen.

Im Allgemeinen haben die Neger musikalisches Talent, sie spielen eine Viola, welche sie selbst verfertigen. Leidenschaftlich lieben sie den Tanz, dessen Takte sie mit den unharmonischen Tönen einer kleinen Trommel begleiten. Eine weite Hütte dient ihnen als Ballsaal, in der Mitte wird ein großes Feuer angezündet, um welches die Neger fröhlich und mit dem fürchterlichsten Gelärm herumtanzen. Der Rauch, welcher das Innere der Hütte erfüllt, ist mitunter so dick, daß man nur bisweilen die seltsamen hüpfenden schwarzen Gestalten erkennen kann. Von Zeit zu Zeit gewahrt man weiße Zähne und Augen, welche auf entsetzliche Art hervortreten, im nächsten Augenblick ist Alles wieder im dicken Rauche verschwunden.

Seit Kurzem herrschte große Freude im Lande über den Tod eines berüchtigten Räubers, der lange Zeit das Eigenthum befeindet hatte. Sein Name war Karl, er war ein Schweizer von Geburt und bewohnte Frieschal, am Fuße des Berges. Er hatte viel Geld durch den Raub von Sklaven und Maulthieren gewonnen, war mehr als ein Mal wegen begangener Mordthaten in den Gebirgen zum Tode verurtheilt worden. Aber da in diesem Lande nichts leichter ist, als die Richter durch Geld zu gewinnen, so war Senhor Carlos, nachdem er kaum eingefangen, schon wieder in Freiheit gesetzt worden. Wenige Tage vor seinem Tode raubte er noch einige Neger, die einem Gutsbesitzer in der Nachbarschaft gehörten und verbarg sie in seinem Hause in Frieschal. Der Beraubte aber folgte ihm und als er vor seiner Thür angekommen war, verlangte er mit großem Geschrei eingelassen zu werden. Da Carlos nicht hören wollte, fing er an auf die Wohnung zu schießen. Zwei Tage lang verbarg sich der Räuber, am dritten bestieg er ein Pferd und wollte sich in die Berge flüchten. Der Beraubte rief ihn an und gebot ihm stille zu stehen, und da der Räuber das nicht that, nahm er sich selbst das Recht, schoß auf ihn, verwundete ihn und erlegte ihn bald ganz. Dieser Mann rühmte sich öffentlich seiner That, welche freilich zu entschuldigen, aber doch keineswegs zu rechtfertigen war. Allein die Behörden zogen ihn nie zur Rechenschaft, denn sie waren froh, einen Räuber wie diesen los geworden zu sein. Er war ein großer schöner Mann und die Fazienderos (Gutsbesitzer) versäumten nie, wenn sie ihm begegneten, ihn zu grüßen, da Jeder mit ihm auf möglichst gutem Fuß zu stehen wünschte. Ein anderer berüchtigter Bandit, ein Portugiese, der die Neger zu Dutzenden wegzufangen und zu morden pflegte, war ein halbes Jahr vorher auf gleiche Weise getödtet worden.

Der Abend vor Weihnachten ist hier, wie in Europa, ein Festtag. Alle Neger kamen in die Fazenda und führten bei dem Schall der von ihren geschicktesten Künstlern gespielten Violen einen Tanz auf, in welchen sich die Spielenden zuweilen selbst mischten. Dieser Tanz ist weit weniger roh, als man denken sollte, einige Touren waren sogar gefällig und ganz anders,

als der Tanz, den die Neger zum Klange der Trommel in ihren Hütten aufführen. Sie setzten ihre Belustigungen die ganze Nacht hindurch fort und am frühen Morgen des andern Tages wurden Kleider unter sie vertheilt, die zum großen Theil aus den Fabriken in Manchester kommen, Turbane, Tücher, Mäntel u. drgl. m. Alle solche Waaren gehen von England aus nach Brasilien, wie nach vielen andern Ländern. Ich erinnere mich, daß ein Engländer von seinen Reisen in Südamerika einen Poncho mitbrachte, den er als eine Seltenheit des Landes zeigte und einem seiner Freunde schenkte, der eine Sammlung von solchen Sachen hatte. Unglücklicherweise war das erste, worauf die Augen des Freundes fielen, der Name des Fabrikanten in Manchester, aus dessen Werkstatt derselbe Poncho hervorgegangen war, der jetzt in sein Vaterland zurückkam.

Am Morgen des Weihnachtstages tanzten die Kinder und Jedermann schien entzückt darüber. Dann ward ein Ochse geschlachtet und unter die Sklaven vertheilt, während wir andern zum Mittagsmahl ein welsches Huhn, Roastbeef und Champagner verzehrten.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich einer Geschichte von der Ehrlichkeit der Neger. Ich begleitete einen Engländer auf eins seiner entfernt liegenden Landgüter. Er besuchte es nur selten und traf immer unangemeldet ein. Daher fanden wir auch diesmal Alles in tiefem Schlafe. Auf unser Klopfen erschien ein Sklave, dessen Gesicht sehr listig und verschlagen aussah und der wohlgenährt war. Er versah das Amt eines Aufsehers und Kochs, er war geschickt und anstellig, aber ein durchtriebener Schuft, wie wir in der Folge entdeckten. Eine Stunde nach unserer Ankunft trug er ein treffliches Mittagsessen auf, mit französischen und Rheinweinen, welches uns nach dem anstrengenden Ritt herrlich mundete. Beim Frühstück am folgenden Morgen hatte mein Freund den Wunsch Champagner zu trinken und forderte mich daher auf, ihn in den Keller zu begleiten, wo er fürchtete nicht Alles in gehöriger Ordnung vorzufinden. Auf den ersten Blick aber schien Alles wie es sich gehörte, allein als wir die erste Flasche aufnahmen, war sie leer und groß war unser Erstaunen, als wir fanden, daß, Branntwein und Liqueurs ungerechnet, dreizehn Dutzend Flaschen der besten Weine geleert, dann aber wieder sorgfältig zugestöpselt und versiegelt waren. Alle Sklaven wurden befragt, wer den Raub begangen habe, es stellte sich heraus, der Aufseher selbst war der Schuldige, unser geniale Koch, der nun zur Peitsche verurtheilt ward. Demzufolge riß man ihm die Kleider ab und band ihn im Garten mit mehreren Stricken die Arme und Füße an einen Baum. Ehe das Zeichen gegeben wurde, ihn zu züchtigen, ward er gefragt, ob er den Wein verkauft oder selbst ausgetrunken habe: „Ich habe ihn bis auf den letzten Tropfen getrunken!“ antwortete er. Ein Maulthiertreiber versah das Amt des Henkers und nach sechs Hieben bat der Schuldige um die Gnade, daß man ihm die Stricke löste, die ihn sehr schmerzten. Dies geschah und kaum war er losgebunden, so lief er ohne Kleider aus allen Kräften davon. Alle Neger stürzten ihm nach und wir blieben allein, was am Schlimmsten war ohne Mittagessen, ohne Koch und Champagner. Endlich kehrten mehrere Neger zurück, die im Stande waren ein Mittagessen zu bereiten. Der Entflohene erschien erst am andern Morgen wieder mit einem Briefe oder Podimho. Wenn nämlich ein Sklave ein Vergehen begangen hat und glücklich

entkommen ist, begibt er sich in das Haus eines Nachbarn, der nach den Gesetzen der Gastfreundschaft ihm einen Brief an seinen Herrn mitgibt, in welchem er diesen bittet, dem Schuldigen zu verzeihen. Ist es das erste Mal, so wird gewöhnlich die Verzeihung ohne Rückhalt gewährt. In diesem Fall aber nützte der Podimho nichts, der Bursche erhielt noch hundert Hiebe mit der angenehmen Aussicht, die nächste Woche noch weitere zweihundert zu empfangen.

Während meines Aufenthalts auf der Fazenda meines Oheims kam eines Tages eine zahlreiche Kalvakade. Die Hauptperson war ein alter Nimrod dieser ungeheuren Wälder; seine Frau, seine beiden erwachsenen Töchter und eine Menge anderer Kinder begleiteten ihn. Die Erscheinung einer „weißen Frau“ in der Fazenda von Santa Anna war ein sehr seltenes Ereigniß und wir alle begaben uns in den Hof, um unsere neuen Gäste zu empfangen, die gewiß eine seltsame Gruppe bildeten. Der alte Jäger trug einen langen weißen Bart und sah ganz aus, als sei er in den Wäldern geboren und erzogen worden; er war fast eben so wild als die Thiere, welche er verfolgte. Aber die Kleidung der Töchter war einzig in ihrer Art. Obgleich wir in der Regenzeit waren, trugen sie weiße, sehr leichte, von oben bis unten gestickte Gewänder, dunkelgrüne Männerhüte mit goldenen Borten und künstlichen Blumen verziert, blaßrothe Schuhe oder Stiefelchen mit sehr dicken Sohlen. Bei Tische waren die Damen sehr schweigsam und begnügten sich das Fleisch, ehe sie es aßen, mit Mehl zu bestreuen, wozu sie beide Hände gebrauchten. Der Jäger aß wie ein Vielfraß; der Appetit eines Jägers ist zwar zum Sprüchwort geworden, dieser aber übertraf, wie mir schien, alle seine Kameraden. Man trug z. B. Käse auf, der in mehrere dicke Stücke zerlegt war und auf einem Teller wie gewöhnlich herumgereicht wurde. Als der Teller dem Jäger präsentirt ward, fand er wahrscheinlich die einzelnen Stücke zu klein und ungenügend, denn er nahm sie alle zu sich, gab den Teller leer zurück, und verzehrte zu unserem großen Erstaunen den ganzen Käse mit der größten Kaltblütigkeit. Nach Beendigung der Mahlzeit ward die gesammte Familie von heftigem Gähnen ergriffen, am andern Morgen brach sie auf, stieg zu Pferde, — wir wünschten ihnen glückliche Reise. Ein Mulatte, der einen Tag später mit uns aß, hatte die Karawane am Fuß des Gebirges getroffen; sie war von heftigem Regen ganz durchnäßt gewesen. Ich dachte an die feinen Hüte, die weißen Kleider und die rosafarbenen Schuhe!

Vier Stunden ungefähr von der Fazenda entfernt, wohnte ein rother Mann, Einer von den Eingebornen des Landes, den eigentlichen Herren des Bodens, die man in das Innere vertrieben hat. Sie sind stets für sich geblieben und haben ihre eigenthümliche Lebensweise fortgesetzt. Der Mann, dessen ich eben gedacht, hatte sich vor zehn Jahren auf diesem Punkte festgesetzt, im Urwalde einige Bäume gefällt, sein Haus aus ihrem Holz errichtet und war hier geblieben, ungeachtet aller angewandten Mühe, ihn zur Auswanderung zu bewegen. Er drohte den ersten, der ihn belästigen werde, niederzuschießen und natürlich wagte Niemand sich ihm zu nähern. Nachdem er sein Haus mit einem Dach versehen hatte, war er bemüht eine kleine Pflanzung anzulegen und gedachte dort seine Tage zu vollenden, indem er von dem Ertrag seiner Hacke und seines Gewehrs lebte. Ich hatte so viel

von diesem Indianer und seiner Art zu leben, sprechen hören, daß ich beschloß, um jeden Preis die Neugier, die er mir einflößte, zu befriedigen, doch konnte ich Niemanden finden, der mich begleiten wollte. Ich sattelte also mein Maulthier, hüllte mich in einen Poncho und wandte meine Schritte oder vielmehr die meines Thieres nach der Wohnung des rothen Mannes, mit einem Gefühl, als wollte ich einen Menschenfresser oder Riesen aufsuchen. So gut es ging bahnte ich mir einen Weg durch den Wald, in der einen Hand den Zaum meines Maulthiers haltend, in der andern ein großes Messer, mit welchem ich die hindernden Zweige abhieb. Endlich befand ich mich in der Nähe einer kleinen Pflanzung von Mais und Kartoffeln, untermischt mit Bohnen und einem Dutzend kleiner Kaffeebäume, die auf der Spitze eines Hügels stehend, dem Haarbüschel auf dem Kopfe eines Thersites ähnlich sahen. Ein einziges Pferd weidete in der Ferne, und machte mit einer kleinen Anzahl Hühner alle Hausthiere dieses Hofes aus.

An der Thür der Hütte angekommen fühlte ich mich, da ich keinen Empfehlungsbrief aufzuweisen hatte, etwas verlegen über den Vorwand meines Besuches. Doch klopfte ich mit dem Griff meines Messers an die Thür. Wer beschreibt meine Ueberraschung als, anstatt des furchtbaren rothen Mannes zwei junge Mädchen erschienen, braun wie Mulattinnen, mit großen, schwarzen Augen, weißen Zähnen und einem hinterlistigen Zuge im Gesichte, wie Zigeunerinnen. Ich sagte ihnen, daß ich mich verirrt habe, und bat sie mir den kürzesten Weg nach der Fazenda zu zeigen. Sogleich antwortete die Eine in portugiesischer Sprache, die sie sehr schnell sprach und mit lebhaften Gebehrden begleitete. In diesem Augenblick rollte ein Donnerschlag im Gebirge und der Regen fiel in Strömen. Die Mädchen baten mich bei ihnen einzutreten, ihr Vater, sagten sie, jage im Walde, werde aber wahrscheinlich bald zum Mittagessen zurückkehren. Nun dachte ich wieder an den Menschenfresser. Während dessen erzählte das eine der Mädchen, daß ihre Mutter vor Kurzem gestorben und im Walde begraben sei. Auf meine Frage, ob sie je aus dem Walde herausgekommen wären, antwortete sie: Nein! Ich blickte zum Fenster hinaus, da sah ich einen rothen Mann von der Höhe des Gebirgs mit der Behendigkeit eines Tigers herabspringen. Einen Augenblick nachher war er in der Hütte. Seine Haut war ganz roth, sein Haar schwarz und glänzend, sein Bart sehr lang. Er trug sein Gewehr als Springstock und war in eine Jacke von Affenhaut und in kurze bis an die Knie reichende Beinkleider aus gleichem Stoff gekleidet. Auch seine Mütze war aus demselben Fell gemacht. Seine Nase war aufgestülpt und sehr hervorstehend, seine großen schwarzen Augen ein wenig eingesunken, seine Arme, Brust und Beine waren nackt, die Füße klein, von zartem Bau. Ich sagte ihm, ich sei der Neffe des Senhor auf Santa Anna und hätte mich verirrt, worauf er mir einen Sack Mais hertrug mich darauf zu setzen und sich entschuldigte, daß er mir weder Wein noch Cachaza (ein geistiges Getränk) anbieten könne. Dann sprach er von seiner Pflanzung und dem Erfolg seiner Jagd, klagte, daß er fast nichts geschossen, einen Hirsch gesehen und verfehlt habe und setzte hinzu: „Wenn Sie Lust haben porcos de mato (wilde Schweine) zu jagen und Blei und Pulver mitbringen wollen, will ich Ihnen gern meine Flinte leihen!“ Ich antwortete ihm beistimmend und fragte ihn, von welcher Nation seine Frau gewesen. Er sagte eine Mulattin, ließ dann

das Mittagsmahl auftragen, wir setzten uns und aßen mit den Fingern. Der zweite Gang bestand aus einem großen Eimer aus Cedernholz, der einen ungeheuren, geschälten Kürbiß enthielt. Die älteste Tochter nahm zwei Hände voll Mais und warf sie hinein, darauf machten wir uns wieder an die Arbeit. Als das Mahl zu Ende war, brachte man mir ein wenig Wasser und ein Bananenblatt, das die Stelle eines Handtuchs trefflich vertrat. Eins der Mädchen bewunderte meine gestickten, weißen Handschuhe, zog sie mehrere Male an und ich war sehr glücklich ihre Gastfreundschaft mit einem Paar baumwollener Handschuhe vergelten zu können. Ich bot sie ihr an und sie freute sich, wie ein Kind, über das wenig werthvolle Geschenk. Darauf drückte ich die Hand des rothen Mannes und ging davon, nachdem er mir die Einladung, zur Jagd der wilden Schweine wieder zu kommen, wiederholt hatte.

Wenn Freiheit, Unabhängigkeit und eine gesicherte Existenz das Glück eines Sterblichen ausmachen können, so ist gewiß mein Freund, der rothe Mann, vollkommen glücklich.

9. Die Denkmäler der Muyscas.

Kein Schriftsteller hat bisher das Dunkel aufzuhellen vermocht, welches die Wiege des peruanischen Stammes umgibt, und unter den Denkmälern, welche der Zahn der Zeit verschont hat, findet sich kein einziges, welches den Geschichtschreiber in seinen erfolglosen Nachforschungen unterstützen könnte. Alles was man weiß (und zwar nur durch mündliche Ueberlieferung, da schriftliche Denkmäler sich nicht erhalten haben), ist, daß die Peruaner aus der schrecklichen Barbarei, in der sie lebten, von Manco Capac, ihrem ersten Inca, und seiner Gattin Mamma Ocello herausgerissen wurden; diese benutzten die abergläubische Verehrung, welche die Peruaner der Sonne bewiesen, gaben sich für Kinder dieses Gestirns aus und fanden in der Leichtgläubigkeit ihres Volkes ein willkommenes Mittel, den traurigen Zustand desselben zu verbessern.

Aus der Regierungszeit dieses Manco Capac stammen jene Riesenwerke her, welche uns noch in ihrem verstümmelten Zustande mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Die Meisterschaft der Peruaner in der Errichtung öffentlicher Gebäude ist nicht zu bestreiten; die großartigen Beschreibungen, welche die spanischen Schriftsteller uns von denselben gemacht haben, würden als reine Erfindungen betrachtet werden, wenn die Wunderdenkmäler nicht beständen und Alles und Jedes bestätigten. Die zahlreichen Paläste und Tempel, welche den vulkanischen Boden Peru's bedecken, sind genügend, um zu beweisen, daß diese Bauten das Werk eines mächtigen und geschickten Volkes gewesen; das aus einem Stein gehauene Thor von Trahuanaco, die Ruinen von Collcampata und die Ueberreste des Sonnentempels in der Stadt Cuzco, verrathen einen eigenthümlichen Geschmack und eine bizarre Erfindungsgabe, welche in jeder Beziehung beachtet zu werden verdienen.

Die Erbauer dieser riesigen Werke, welche ohne Zweifel den Gebrauch der Flaschenzüge und der Hebel nicht kannten, vermochten den Mauern ihrer

Paläste und Tempel keine bedeutende Höhe zu geben. Obgleich die Steine nur einfach aufeinandergelegt und durch keinen Mörtel verbunden wurden, so schlossen sich dieselben doch so fest aneinander, daß man in die Fugen nicht einmal eine dünne Messerklinge hineinstoßen könnte. Alle diese Granitblöcke waren außerordentlich groß; in den Mauern der Festung Cuzco hat man mehrere gefunden, welche 33 Fuß lang und 8 Fuß dick sind. Eine Sage berichtet, daß diese Steine von einem mehr als 400 Meilen entfernten Orte auf sehr beschwerlichen Wegen herbeigeschafft worden seien, und wahrlich, wenn man vermittelst kleiner Probestückchen die Steine von Cuzco mit denjenigen des Steinbruchs, aus welchem die letztern herstammen, vergleicht, so erstaunt man über die physischen Hindernisse, welche die Peruaner überwunden haben. Unter den Steinen der Festung Cuzco zeichnet sich einer vor allen durch seine ungeheure Dicke aus; derselbe wird wegen der Unmöglichkeit, ihn von der Stelle zu bewegen, der „beschwerliche Stein" genannt. 20,000 Indianer sollen ihn der Sage nach dorthin geschafft haben; da es an Menschen und besonders an Mitteln fehlte, den Riesenblock an den für ihn bestimmten Platz zu bringen, so mußte man ihn an der Stelle liegen lassen, wo er sich noch jetzt befindet.

Allem Anschein nach kannten die Peruaner den Gebrauch des Steinhauerbeils nicht, und um die Vollkommenheit zu erreichen, welche ihre Gebäude auszeichnet, besaßen sie die Geduld, die Blöcke so auszuwählen, wie sie von den Bergen herabfielen oder wie sie aus den Steinbrüchen hervorgingen: die einen dreieckig, die andern viereckig, diese vieleckig und jene kugelförmig. Diese Bemerkung drängt sich wenigstens dem Beschauer beim Anblick des Sonnentempels von Collcampata auf.

Die Peruaner waren keine besonders geschickte Bildhauer, wenn man nach ihren Götzenbildern und andern Statuen urtheilen darf, Granitblöcken ohne die geringste Anmuth, bei denen die Häßlichkeit der Formen der Inkorrektheit der Zeichnung gleichkommt. Trotzdem kann man nicht läugnen, daß mancher Porticus ihrer Tempel ungemein grandios ist, namentlich jenes aus einem Stein gehauene Thor von Trahuanaco. Auf den Pilastern dieses riesigen Granitblockes sind die unförmlichen Brustbilder von 14 peruanischen Inka's in Basrelief ausgemeißelt.

Das Dorf und die Festung Ollan Taytambo gewähren dem Reisenden einen höchst eigenthümlichen Anblick. Rings um den kleinen Flecken, welcher auf dem Gipfel und am Abhang eines Berges erbaut ist, haben Menschenhände Fußpfade in den Felsen gehauen und die verschiedenen horizontalen Flächen mit Erde belegt, welche die Natur später mit wuchernden Pflanzen bedeckt hat. Dort findet man die bewunderungswürdigste Probe der peruanischen Baukunst, und die Zeit, die große Vernichterin aller Denkmäler, hat dies Werk der Muyscas verschont. Vielleicht hat ihr scharfer Zahn den Granit von Ollan Taytambo nicht zu vernichten vermocht. Die Festung, welche sich auf dem Gipfel des Felsens erhebt, ist eine der ältesten Spuren indianischer Verschanzungen aus der Zeit der Muyscas; sie besteht aus Mauern, die zum größten Theil noch vollkommen erhalten sind. Diese Mauern sind aus vielseitigen Steinen von verschiedener Größe erbaut. Der Umfang der Granitblöcke, die Mannigfaltigkeit ihrer Gestalt und die Kunst, womit dieselben zusammengefügt sind, geben dem Flecken Ollan Taytambo

ein Gepräge des Alterthums, welches den Geist des Reisenden in die grauen Zeiten der Geschichte Peru's versetzt.

Eine andere Festung, die eine der ersten Stellen unter den alten peruanischen Denkmälern einnimmt, ist Collcampata, welche auf dem Platz San Christoval in Cuzco am Fuß des Berges Sacsahuaman liegt und welche die Residenz Manco Capac's, Huacatupac's und Paullu-Inca's, des Sohnes des letztgenannten, war. Nach einer indianischen Sage erhob sich einst inmitten dieser Festung ein prächtiger Palast, dessen Mauern sämmtlich mit Gold bedeckt waren. Als die Spanier das Land plünderten, ließen die Muyscas alle Reichthümer, die sich in ihrer Residenz befanden, nach dem Tempel auf der Insel Titicaca bringen, und als die Eroberer auch bis zu der heiligen Insel vordrangen, warfen diejenigen, welche die Zugänge zum Tempel vertheidigten, alle in demselben befindlichen Schätze in den See Titicaca. Unter den letztern soll auch jene goldene Kette gewesen sein, welche auf Befehl des Inka Huayana Capac angefertigt wurde, und welche so lang war, daß 300 Personen in dem Kreise, den sie bildete, Tänze aufführen konnten, ohne einander hinderlich zu sein. Von jener uralten Festung sind nur noch die Mauern vorhanden, welche eine Höhe von 12 Fuß haben und aus ungeheuren Steinen auf die oben beschriebene Weise zusammengefügt sind. In der Mitte derselben haben die Mönche von Cuzco ein äußerst geschmackloses hölzernes Kreuz errichtet, welches mit den majestätischen Felsen, die dasselbe umgeben, schlecht harmonirt.

Der Tempel der Sonne, auf dem gegenwärtig das Kloster der Dominikanermönche in Cuzco steht, ist in jeder Beziehung das bewunderungswürdigste Bauwerk dieser Stadt. Die Mauern desselben, welche einst die heiligen Hallen der Muyscas trugen, bestanden ebenfalls aus harten, wohl aneinander passenden und fein polirten riesigen Steinen, welche ohne Mörtel einfach aufeinander gelegt waren, so daß sie nur einen einzigen Felsblock zu bilden scheinen. Die einzige Probe einer ähnlichen Architektur in Europa ist der Thurm la Cala Horra in Cordova, dessen Gestalt und Bauart dem Thurm des Tempels in Cuzco dermaaßen ähnlich sind, daß man den Erbauer der einen oder des andern des Plagiats beschuldigen könnte. Der Altar des Dominikanerklosters in Cuzco steht auf derselben Stelle, wo einst die große massive goldene Sonne glänzte, welche beim Einzuge der Spanier in die Hauptstadt Peru's einem castilianischen Edelmanne, Namens Maneco Serra de Lequicano als ein Theil der Beute zufiel. Dieser war ein großer Spieler und da er nicht wußte, was er mit seiner goldenen Sonne anfangen sollte, so bediente er sich deren als Einsatz und verlor sie in einer einzigen Nacht, was zu dem scherzhaften spanischen Sprüchwort Veranlassung gegeben hat: „Er spielt um die Sonne, ehe es Tag ist.“ Jetzt sind die Goldplatten verschwunden, welche einst die Mauern des Tempels von Cuzco bedeckten; aber wenn man die Steine sorgfältig betrachtet, so findet man noch Spuren des kostbaren Metalles: auf den Flächen einiger der großen Granitblöcke ist noch eine gelbliche Farbe zurückgeblieben. Die Kenotaphien der alten Muyscas, in welchen die Körper der Herrscher des Landes aufrecht auf goldenen Thronen saßen, sind unter dem vernichtenden Hammer verschwunden. Außerhalb des Tempels ist nur noch die von weißen Steinen erbaute Colonnade vorhanden, deren Giebel einst mit einem massiven goldenen Zierrath geschmückt

war und die nach vier großen viereckigen Pavillons führte, welche mit einem pyramidalischen Dach bedeckt waren. Zu den Zeiten der Muyscas diente der erste Pavillon, welcher dem Monde geweiht und mit Silberplatten reich belegt war, als Grabmal der Frauen der peruanischen Herrscher. Der zweite, welcher den Sternen und besonders der Venus und den Plejaden geweiht war, welche letztere nach dem Glauben des peruanischen Volkes die Dienerinnen des Mondes sind, war mit Gold- und Silberplatten bedeckt, die gleich den Gestirnen auf einem Grunde von Lapis-Lazuli ruhten. Der dritte Pavillon war dem Donner und den Blitzen geweiht, welche die Goldarbeiter jener Zeit auf eine excentrische Weise vermittelst des edlen Metalles dargestellt hatten. Der vierte diente zur Verehrung des Regenbogens, einer andern peruanischen Gottheit, welche als eine direkte Emanation aus der Sonne betrachtet wurde. In dem fünften Pavillon endlich hielten die Priester des Tempels und die Opferpriester Gericht und legten ihren Schmuck für die großen Festlichkeiten an. Jetzt werden alle diese Kapellen zum Klostergottesdienst von den Dominikanern benutzt und ihre kahlen übertünchten Mauern lassen kaum ihre einstige Bestimmung ahnen.

Neben diesem Kloster befinden sich die Gebäude, welche den Jungfrauen der Sonne zur Wohnung dienten, einer Art von Vestalinnen, die den ersten Familien des Landes angehörten und deren Zahl sich auf mehr als 500 belief. Innerhalb der Ringmauern des Klosters von Cuzco sieht man auch 600 kleine Zellen, welche für die dem Sonnendienst geweihten jungen Mädchen bestimmt waren, und welche jetzt theilweise von den Mönchen bewohnt werden.

Bei der Aufwühlung des Bodens der Gärten, die einst den Sonnentempel umgaben, hat man eine ganze Reihe Särge aus einer gleichartigen Steinmasse gefunden, welche die Gerippe von Weibern in kauernder Stellung enthielten, die mit Fetzen von einem röthlichen Stoffe umhüllt waren, welche von dicken Schnüren aus Aloebast zusammengehalten wurden. Ohne Zweifel sind dies die Gerippe von Sonnenjungfrauen. Bei den Aufgrabungen ward auch eine große Zahl von Gefäßen aus einer röthlichgrünlichen Erde gefunden, welche porös waren, wie die in Marokko und Spanien zur Abkühlung des Wassers gebräuchlichen Urnen. In den meisten dieser Gefäße befand sich am Boden eine geronnene Masse, welche als Blut erkannt wurde. Auf andern Gefäßen von bizarrer Gestalt sieht man das Bild eines in zwei Theile zerhauenen Menschen, welcher im Profil gezeichnet und auf eine Kugel gestellt ist. In dem Kloster zu Quito zeigt man eins dieser Gefäße, auf welchem zwei Indianer abgebildet sind, die auf ihren Schultern einen, in einem zuberförmigen Sarge liegenden Leichnam tragen; dies Gefäß hat eine höchst seltsame Eigenschaft. Wenn man es zur Rechten oder zur Linken neigt, so entfahren demselben klagende Töne, welche denjenigen gleichen, die noch heutigen Tages die Indianer in Peru bei Bestattungen auszustoßen pflegen. Während der Durchsuchung jener Guacas (so werden in Peru die Kirchhöfe genannt) hat man auch Baumwollenstoffe, welche den Tycoyos von Lima gleichen, Straußfedern, pflugartige Geräthschaften, Waffen aus hartem Holze, namentlich Lanzen und Keulen, und Flaschen voll Chicha, ein Getränk aus Mais, gefunden, der noch einen ganz erträglichen Geschmack hatte. Unter den aufgefundenen Curiositäten zeichnete

sich eine Anzahl kleiner baumwollener Puppen aus, die mit einem weißen Unterrock, dem jetzigen Anaco, und mit einem Mantel aus rothem Wollenstoff bekleidet waren, welcher letztere über die Schulter zurückgeschlagen und dort mit einem Dorn befestigt war, dem Chaupe der Indianerinnen, der mit zwei Topas, Nadeln von Gold und Silber, geschmückt ist. Diese Puppen wurden für Talismane erklärt, welche die Muyscas sehr hoch schätzten. Im Munde der Leichname fand man Gold- und Silberplatten, und in ihren Ohren hingen kleine goldene Ringe von der Größe eines Taubeneies. Unter den Leichnamen wird besonders der eines Mannes erwähnt, dessen Haare die ganze Stirn von der Augenhöhle an bedeckten. Nach der Aussage der Indianer, welche bei der Ausgrabung mit beschäftigt waren, war dies ein Brujo, ein Arzt und Zauberer.

Wie man leicht denken kann, sind alle peruanischen Bauwerke besucht, durchforscht und durchwühlt, in der Hoffnung, verborgene Schätze darin zu finden. Man erzählt, daß ein Spanier im Jahr 1576, bei der Aufgrabung des Grabmals eines Königs aus dem Geschlecht Chimu, eine so große Menge Goldes gefunden habe, daß ihm, nach der pflichtmäßigen Entrichtung eines Fünftels an den königlichen Schatz in Spanien, noch eine Summe von 2,380,000 Franken übrig blieb.

In der Umgegend von Truxillo bei Guambacho auf dem Abhang der Cordilleren gibt es noch mehrere andere Ruinen, welche nicht weniger interessant sind, als die oben beschriebenen. So verdient besonders eine ungeheure lange Linie von Befestigungswerken erwähnt zu werden, die eine beträchtliche Zeit vor der Eroberung des Landes durch Pizarro erbaut sind. Die bastionenförmig gestellten Mauern sind noch sehr gut erhalten und ziehen sich auf dem Raum einer Meile bis zum Meeresufer hin. Den Sagen gemäß und den daselbst vorgenommenen Nachgrabungen zufolge, bei denen man eine beträchtliche Menge menschlicher Gebeine fand, hat in dieser Gegend eine blutige Schlacht stattgefunden, nach deren Beendigung man die Gefallenen auf freiem Felde begrub, ohne ihnen die bei Bestattungen üblichen Ehren zu erweisen.

Auch in der Stadt Cuzco sieht man noch verschiedene, jetzt dem katholischen Kultus geweihte Denkmäler, welche an architektonischen Schönheiten dem Sonnentempel durchaus nicht nachstehen.

Unter diesen verdienen noch mehrere warme Bäder aus den Zeiten der Muyscas, eine gepflasterte Straße aus derselben Epoche und verschiedene unterirdische Gänge, erwähnt zu werden, welche den Palast der Herrscher mit der Festung und dem gedachten Tempel verbanden.

Am Fuß des festen Schlosses Sacsahuaman liegt eine kolossale Felsmasse von oblonger Gestalt, vor welcher der Wanderer mit einem Gefühl unbeschreiblichen Erstaunens stehen bleibt. Dieselbe ist 30 Meter hoch und 60 Meter lang, und ward augenscheinlich von Menschenhänden dorthin geschafft; entweder ließ man den Riesenblock liegen, weil man keine Möglichkeit sah, ihn weiter zu bringen, oder man transportirte ihn zu dem weiter unten erwähnten Zweck nach diesem Punkte. In diesen Felsen haben indianische Steinarbeiter mehrere Treppen, eine Nische, in deren Mitte ein Mann aufrecht stehen kann, und verschiedene viereckige, runde oder gegitterte Löcher gehauen, welche zur Aufnahme von Erde dienten, worin man Blumen oder Gesträuche pflanzte. Die Sage berichtet, daß dieser Felsblock einst die Woh-

nung eines peruanischen Eremiten gewesen sei, welcher das Gelübde abgelegt habe, wie Simon Stylites dort sein ganzes Leben in beschaulicher Ruhe zu verbringen. Allein lange vor dieser Zeit pflegten die Muyscas sich auf einem goldenen Thron nach dem Felsen Inga Changana (d. h. Ruhe der Inkas) tragen zu lassen, um von hier aus das prachtvolle Panorama anzuschauen, welches sich vor ihren Augen ausbreitete.

Ein höchst eigenthümliches Monument ist auch ein inmitten der Ruinen von Timana liegender Altar, auf dem die Sonnenpriester, wie man sagt, Menschen opferten. Derselbe besteht aus vier Säulen von hartem Stein, auf denen eine Platte von demselben Material ruht, und ist hinten durch eine Mauer geschlossen. Schmarotzerpflanzen, Gesträuche und Baumzweige haben die Steine schon auseinander gedrängt und drohen dies seltsame Denkmal aus den barbarischen Zeiten Peru's gänzlich zu zerstören.

10. Reise durch das Quindiogebirge.

Es waren uns von Ibaque aus vier Silleros, vierzehn Männer zum Tragen des Gepäckes, drei Maulthiere und eine Art von Offizier oder Aufseher über die Beute, der aber unter ihnen kein bedeutendes Ansehen hatte, entgegengeschickt worden. Die beiden Silleros, welche glaubten, auch tragen zu müssen, betrachteten mich aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen, und als man sie fragte, was sie zu dieser Ladung sagten, versicherten sie, sie würden mich sehr gut fortbringen können und hätten schon weit schwerere Personen getragen. Außer ihrem Lohne versprach ich Allen noch ein besonderes Geschenk, wenn sie sich während der Reise über das Gebirge ordentlich betragen und Personen und Sachen gehörig in Acht nehmen würden. Mit den nöthigen Vorräthen von eingesalzenem Rindfleisch, Pisang und Reis versieht sich ein jeder dieser Leute selbst.

Um Gepäck fortzuschaffen, bedienen sich die Silleros einer Art Bahre von Bambusrohr, welche ungefähr eine Höhe von 3 Fuß hat und unten mit mehreren kreuzweise liegenden Stöcken versehen ist, auf denen die Last ruht. Diese wird dann noch mit Stricken aus dem Bast eines Baumes festgebunden, welche auch über die Schultern und kreuzweis über die Brust des Trägers laufen und ihm zugleich zur Befestigung der Last auf seinem Rücken dienen. Ein anderer Strick läuft über die Stirn. Auf dieser sowohl, wie auf dem Rücken werden unter den Stricken Kissen gelegt, das Reiben zu verhüten. Der Sessel zum Tragen der Personen ist ähnlich eingerichtet und mit Lehnen zum Auflegen der Arme und einem Tritt, die Füße darauf zu setzen, versehen. Die gewöhnliche Last für einen Träger ist hundert Pfund, häufig aber tragen sie mehr, zuweilen sogar zweihundert Pfund. Mit diesen Ladungen ersteigen sie sehr gewandt die Berge und halten nur selten stille, um auszuruhen.

Mit großer Aufmerksamkeit hatte man dafür gesorgt, daß bei den Anstalten zu unserer Gebirgsreise nichts Nöthiges versäumt werde. Meinen Leuten gebot ich, sich nicht eher von den Silleros tragen zu lassen, als bis sie auf dem Wege marode würden, und dieser Befehl ward pünktlich von ihnen befolgt. Wir ritten alle auf Maulthieren und hatten uns vorgenommen, so

lange als möglich, nicht anders als auf diese Weise zu reisen. Das Bergabreiten von den Höhen war an vielen Stellen der Abschüssigkeit und Glätte des Maulthierpfades wegen gefährlich. Ueberhaupt kann man auf Zügen über das Quindiogebirge und bei der mannigfachen Bewegung, die man sich dabei macht, einen Theil seines überflüssigen Fettes los werden. Die Maulthiere kennen die Gefahr, in welche sie sich begeben, sehr gut, sie sehen sorgfältig vor sich hin, setzen ihre Vorderfüße dicht aneinander und gleiten, indem sie sich auf ihre Hinterschenkel setzen, mit einer Geschicklichkeit hinab, von der man sich kaum einen Begriff machen kann, wenn man es nicht selbst mitangesehen hat. Alles, was der Reiter dabei thun kann, ist, sich rückwärts in den Sattel zu legen und es der Vorsehung und seinem Maulthier zu überlassen, ob er erhalten oder durch einen jähen Sturz in die Abgründe zerschmettert werden soll.

Am Nachmittag erreichten wir ein einsam liegendes Haus am Ufer eines großen Waldbaches, in dem wir über Nacht blieben. Der mühselige Weg und die drückende Hitze hatte mich sehr angegriffen. Cade, mein Reisegefährte, der leichter war als ich und beständig reiten konnte, hatte von den Unannehmlichkeiten des Weges weniger empfunden. Aus den kothigen Pfaden ersahen wir, daß es vor kurzem in dem Gebirge stark geregnet haben mußte und dies bestätigte auch die Träger, die von Ibaque aus über dasselbe gekommen waren. Die ganze Nacht hindurch beunruhigten uns die Moskitos, die hier an dem Waldbache wild umherschwärmten.

Früh des Morgens setzten wir unsere Gebirgsreise weiter fort, auf welche ich jetzt auch meinen Anzug eingerichtet hatte. An den Füßen trug ich ein Paar aus dem Bast eines Baums gemachte Alborgas oder Sandalen, die ich in Carthago gekauft hatte; sie bedeckten die Sohlen und einen Theil der Zehe und wurden mit Riemen am Oberfuße festgebunden. Strümpfe durfte ich nicht anziehen, wenn ich es nicht auf die Gefahr hin thun wollte, sie in den Moräſten, die wir zu passiren hatten, zu verlieren. Beinkleider, Hemd und Weste waren weit und hellfarbig. Als Kopfbedeckung trug ich einen Strohhut mit sehr breitem Rande, und um meinen Schritt bei dem Erklimmen der Felsen und Durchwaten der Sümpfe zu sichern, einen großen starken Stock mit einer scharfen Spitze. Bei meinen Wanderungen in den Alpen von Tyrol und Steiermark war ich mit einem ähnlichen Stock versehen.

Ich gerieth in mehrere Moräste, aus denen ich mich nur mit Hülfe der Träger herausarbeiten konnte, und fing an, zu befürchten, ich würde meinen Vorsatz, zu Fuß über das Gebirge zu gehen, nicht ausführen können. Doch war ich entschlossen, bei demselben zu verharren, so lange ich noch Kraft fühlte, ein Glied zu regen. Wir rasteten bei den Ruinen eines Dorfes, den letzten Spuren menschlicher Wohnungen, die der Reisende zu sehen bekommt, bis er sich der Gegend von Ibaque nähert. Der Weg geht von hier aus vier Tagereisen weit durch den Theil des Quindiogebirges, welcher la Trucha heißt und voll Moräste und Sümpfe ist; dann kommt man wieder auf festeren Boden und die Bergpfade fangen an besser zu werden. Vortrefflich klar und kühl ist das Wasser in diesen Bergen und auch das Klima soll sehr gesund sein.

Uebernachtet ward an einem Ort El Chuchillo. Hier that uns ein kleines Zelt, welches man uns auf die Reise mitgegeben hatte und das gerade

groß genug zu einer Schlafstätte für Cade und mich war, sehr gute Dienste. Die Träger machten aus großen Pisangblättern, welche sie zu diesem Zweck von Carthago mitgenommen hatten, eine Art von Wetterdach, unter welchem sie und meine Diener schliefen. In der Frühe reisten wir weiter und erreichten gegen drei Uhr Mittags Portachilo, unseren heutigen Ruheplatz. Zweimal war ich ziemlich unsanft gefallen, durch Uebung erlangte ich indessen bald eine gewisse Fertigkeit, bei dem Gehen im Gebirge immer die festen Stellen zu treffen und die durch Ochsen und Maulthiere ausgetretenen schlammigen Vertiefungen zu vermeiden. Auch lernte ich durch den Gebrauch bald einsehen, daß Sandalen auf diesen schlüpfrigen Gebirgspfaden den Schuhen bei weitem vorzuziehen sind. Auf den schlimmsten Wegen, durch Sumpf und Waldesdunkel gingen unsere wackeren Silleros von Ibaque, ungeachtet der nicht geringen Last, die sie fortzuschaffen hatten, mit der größten Ruhe und Sicherheit, kein Hohlweg, kein Abgrund konnte sie außer Fassung bringen; sie sind wegen ihrer Kaltblütigkeit und Besonnenheit in ganz Südamerika berühmt.

In der Frühe, als Büsche und Bäume von den ersten Strahlen des Tages vergoldet wurden, waren wir alle marschfertig und verließen mit verjüngten Kräften Portachilo. Die ganze Nacht hindurch hatten wir starke Feuer unterhalten, um die Jaguare zu verscheuchen, welche die Maulthiere zuweilen mit großer Dreistigkeit anfallen. Ihr Gebrüll, das wir mehrmals vernahmen, war nebst dem Geheul der rothen Meerkatzen und dem Geschrei der Eulen für unsere Ohren eine schauerliche Nachtmusik. Wir reisten weiter in der tiefliegenden düsteren Waldgegend, die nur allmählig zu den hohen Spitzen der Anden emporsteigt. An mehreren Stellen eröffneten sich uns bald zur rechten, bald zur linken Seite freie Aussichten auf das Gebirge, dessen Gipfel zum Theil mit Wolken bedeckt waren.

Freund Cade beharrte dabei zu reiten, obgleich er einige Male von seinem Maulthier herabstürzte, während meine Diener abwechselnd gingen und ritten. Ich gewöhnte mich allmählig an das Reisen zu Fuß, wiewohl die Sandalen meine Fußsohlen ganz wund rieben und Stöße an Steine und Wurzeln häufig meine Füße verletzten. Cade rief mir zu: Sie schreiten einher mit ihrem Stabe und in Sandalen wie der Prophet Elias in der Wüste von Bersaba! Auch dachte ich an meine Freunde in Bogota, die mir gesagt hatten: Wenn Sie Lust empfinden, Fußreisen zu machen in unseren columbischen Gefilden, so dürfen Sie nur über das Quindiogebirge gehen, eine derartige Landpartie wird ihnen stets unvergeßlich bleiben.

Auf den Bäumen erblickten wir mehrere uns ganz unbekannte Vögel, die sich zum Theil durch die Pracht ihres Gefieders auszeichneten. Einer darunter hatte die Größe eines Fasans, einen langen Schnabel und dunkelblaues Gefieder. Die Träger sagten uns, daß sich in diesen Wäldern viele Arten von Vögeln aufhielten, die man weder in dem Thal Cauca, noch in den Provinzen Mariquita und Neyva anträfe. Gewiß würde die Ausbeute für den Ornithologen, der sich längere Zeit hier aufhalten könnte, sehr groß sein und ebenso ohne Zweifel für den Botaniker. Nur muß der Naturforscher gewärtig sein, in diesen unseren Gebirgsgegenden mancherlei Beschwerden und Entbehrungen zu erdulden.

Einer unserer Silleros tödtete mit seinem großen Stachelstocke eine acht Fuß lange hellgrüne Schlange, die einige Schritte weit vom Wege schlief. Er

sagte mir, daß diese Schlangenart sehr groß werde und daß er häufig gesehen, wie sie in Gebüschen und auf Bäumen Vögel und andere kleine Thiere verfolgt habe, jedoch sei ihr Biß nicht giftig.

„Immer weiter in die Berge hinein!“ dieses beliebte columbische Volkslied, welches auch Bolivar bisweilen anzustimmen pflegte, sangen und pfiffen unsere rüstigen Silleros. Gegen vier Uhr erreichten wir unsere Schlafstätte, wozu uns diesmal eine etwas erhöhte ebene Stelle diente, welche die Träger zu diesem Zwecke von Allem, was uns hinderlich sein konnte, gesäubert hatten und in deren Nähe sich gutes Quellwasser und Gras für die Maulthiere befand. Mein heutiger Marsch war mir wieder ziemlich sauer geworden, und mehrmals war ich genöthigt, stille zu halten, um am Wege auszuruhen.

Die Träger betrugen sich so musterhaft, daß ich ihnen eine Zulage von zwanzig Dollars versprach, wenn ich bis nach Ibaque immer gleiche Ursache haben würde, mit ihnen zufrieden zu sein. Die Silleros, welche keine Ladung hatten, leisteten ihren Gefährten bei dem Tragen unseres Gepäckes gefälligen Beistand. Einige Träger hatten, wie der schlaue Aesop, über die ihnen zukommende Last noch Mundvorräthe aufgeladen, für welche sie sich besonders bezahlen ließen. Nach wenigen Tagen waren diese größtentheils aufgezehrt, und sie schritten nun so leicht einher, als ob sie ihre Bürde kaum fühlten. Ein Träger zeigte mir in einiger Entfernung die Palma de la Cera oder den Wachsbaum.

Wir hatten jetzt la Trucha im Rücken, der Boden wurde fester und auf den schon beträchtlichen Höhen, über welche wir kamen, eröffneten sich uns freiere Aussichten. Soweit das Auge reichte, waren die Berge überall mit ungeheuren Waldungen bedeckt, deren düsteres Dickicht wohl nicht leicht ein menschlicher Fuß betreten hatte. Als ich des Abends mit zwei Trägern einen Hügel hinabging, um einen klaren krystallhellen Waldbach zu erreichen, zeigte mir einer von ihnen in der Entfernung von etwa 200 Schritten einen großen Jaguar, der aus dem Bache trank. Nachdem er unserer gewahr geworden, betrachtete er uns einige Augenblicke und ging dann ruhig wieder in den Wald zurück, was uns, da wir keine Waffen bei uns hatten, sehr erwünscht war.

Einer meiner Silleros beklagte sich des Abends über Uebelbefinden, lehnte aber alle Arzenei ab, die ich ihm anbot. Am folgenden Morgen befand er sich wieder wohl, und als ich ihn fragte, wodurch er sich so schnell curirt habe, sagte er, durch Zucker und Wasser, welches das beste Mittel gegen alle Krankheit sei. Unsere europäischen Aerzte würden dem schwerlich beistimmen.

Am andern Morgen um sechs Uhr verließen wir unsere Ruhestätte und setzten unsere Reise auf einem Wege fort, der hier immer jäher emporzusteigen anfing. Wir sahen viele wilde Truthähne, die uns, wenn wir Flinten zur Hand gehabt hätten, Gelegenheit gegeben haben würden, uns manchen guten Braten für unsere Mahlzeit zu verschaffen, da sie in diesem kühleren Klima gar nicht scheu waren.

Auf diesen unebenen beschwerlichen Gebirgswegen gibt es für den Reisenden gewöhnlich keine wichtigere Angelegenheit, als die, bald an sein Ziel zu kommen, zumal wenn er genöthigt ist, zu Fuße zu gehen. Ein Sillero zeigte mir mehrere Spuren von Jaguaren und die eines schwarzen Bären. Eine der ersteren war besonders groß und noch ganz frisch, so daß wir bei

einigen düsteren Gebirgsschluchten, an denen wir vorüberkamen, wohl Ursache hatten, auf unserer Hut zu sein, daß uns keiner dieser Gäste einen unerwarteten Besuch abstatte.

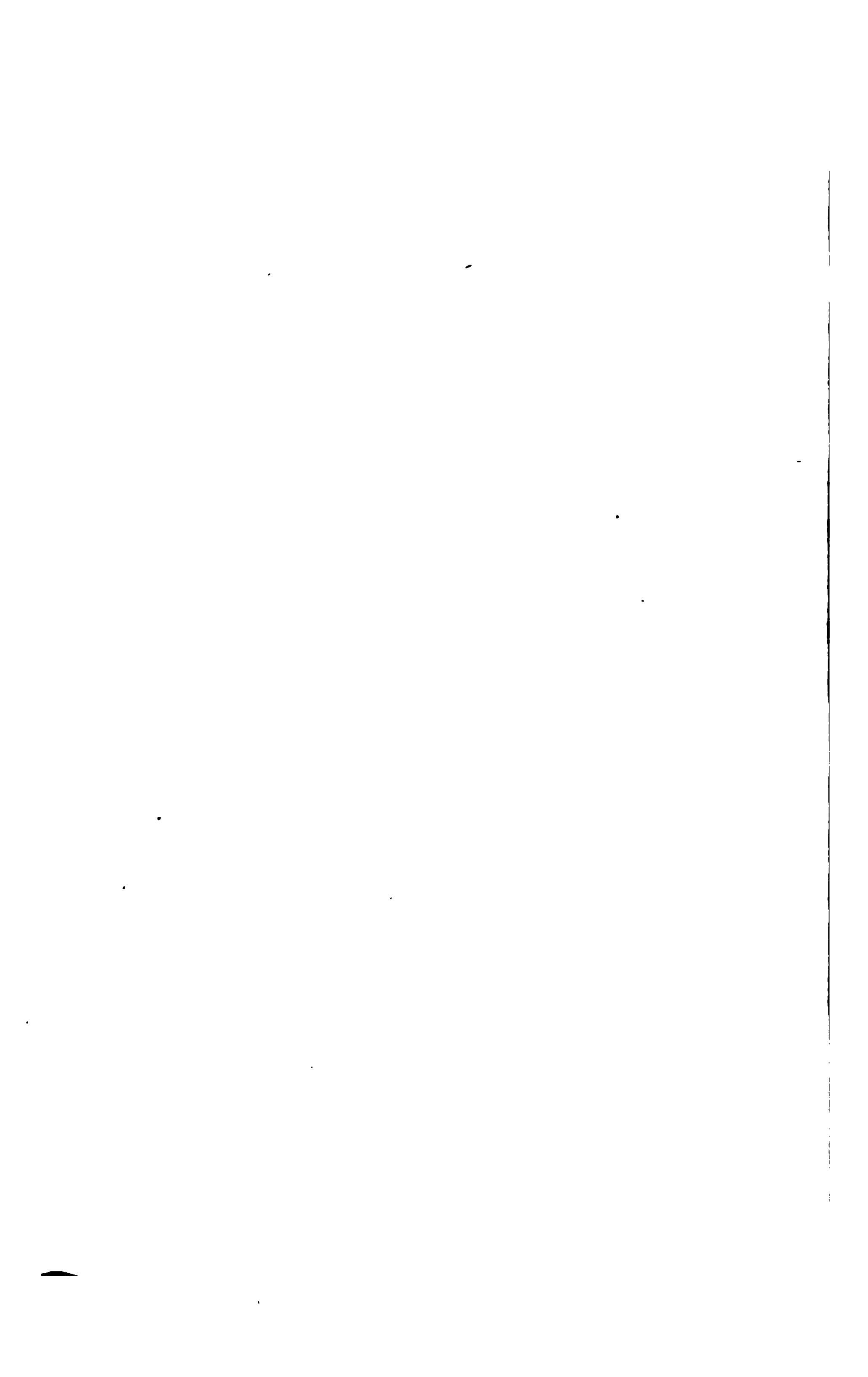
Etwas vor drei Uhr erreichten wir unsere, mir jedes Mal sehr erwünschte Schlafstätte. Die tiefen Moräste, welche uns an den Tagen vorher auf unserer Reise hinderlich gewesen waren, hörten nun allmählig auf, dagegen mußten wir über hohe Felsen und über Steine hinwegklettern, deren Schärfe das Fortkommen sehr erschwerte, auch machte uns die dünne Luft das Athmen schwierig. Die Träger bedeckten Abends das Gepäck, welches nicht gebraucht wurde, nachdem sie es schräge an einander gelehnt hatten, mit Pisangblättern, die ziemlich gut vor der Nässe schützen. Das Wetter hatte uns auf unserer bisherigen Gebirgsreise sehr begünstigt, und es war kaum ein Tropfen Regen gefallen, während die Silleros, wie sie uns sagten, die Woche zuvor, auf ihrem Wege von Ibaque nach Carthago alle Tage Regenwetter gehabt hatten.

Bald sahen wir zur Linken den Tolamaberg mit seiner kegelförmigen, beständig von Schnee bedeckten Spitze emporragen, er ist früh Morgens selbst in Bogota sichtbar, woraus sich ergibt, daß seine Höhe sehr bedeutend sein muß. Dies war der höchste Cordillerengipfel, an welchem wir auf unserer Reise vorüberkamen. Nicht weit von dem Paramo de Tolama sahen wir auf dem Wege die Spur eines Danta oder wilden Esels, dessen Klaue gespalten ist wie die des Schweines. Man trifft sie nur auf den höchsten Gipfeln der Anden, und selten gelingt es den Indianern, sich diesem schweren Thiere hinlänglich zu nähern, um es zu erlegen. Nach der Beschreibung der Silleros ist es etwas größer als der zahme Esel, dunkelbraun von Farbe und läuft sehr schnell.

Die Aussicht, welche wir auf dem Paramo und bei dem Herabsteigen von demselben hatten, war über alle Beschreibung erhaben und großartig. Bis zu der Provinz Choco hin, wenigstens siebzig bis achtzig Meilen weit, übersah man mit einem Blick die Cordilleren, welche, wenn man ihre fast senkrecht emporsteigenden, mit dichten Waldungen bedeckten Höhen, zwischen denen keine Spur von einem Pfade sichtbar ist, betrachtet, für Menschen ganz unübersteigbar zu sein scheinen. Zwar hat man durch Anstrengung und Beharrlichkeit die Hindernisse der Natur überwunden, doch steht zu befürchten, daß diese bald wieder ihre alten Rechte behaupten und fernerhin keinen anderen Wesen mehr, als wilden Thieren einen Zugang in diesen Wäldern offen lassen werden, wenn die Regierung von Neugranada nicht bald Anstalten trifft, die Wege im Quindiogebirge zu verbessern.

Ich war mit meinen Silleros so rasch fortgegangen, daß wir dreiviertel Stunden vor Cade und unseren übrigen Reisegefährten unser Nachtlager jenseits des Paramo erreichten. Die Silleros wunderten sich über meinen guten Schritt und versicherten, daß sie noch nie einen Herrn gesehen hätten, der so stark wie ich hätte marschiren können. Cade ließ sich im Reiten nicht irre machen, ungeachtet sein Maulthier häufig stürzte, und die dichten Zweige, welche den Weg versperrten, ihn wohl siebenmal von seinem Sitz herab zur Erde warfen, was meist in tiefen Engpässen, über welche Bäume gestürzt lagen, vorkam. Gesund und heiter trafen wir am nächsten Tage in Ibaque ein.

Australien.



Australien ist die Perle im großen Ocean, welche zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Holländer zuerst fanden und bis zur Mitte desselben Jahrhunderts mehr und mehr kennen zu lernen bemüht waren. Dennoch ist dieser Welttheil bis jetzt so wenig durchforscht worden, daß selbst der Umfang der Namen: Australien, Oceanien, Polynesien noch nicht festgestellt ist. Durch seine Lage inmitten der großen Wasserhalbkugel der Erde, der südwestlichen, und durch seine immer mehr sich erschließenden Schätze ist es zur Beherrschung der umgebenden Weltmeere ausersehen, ein Land der Zukunft, wie kein anderes der Erde. Sein größtes Festland, Neu-Holland (ca. 140,000 Quadratmeilen), ist das Mittelglied zwischen den Südländern der alten und der neuen Welt, der Pfeiler, auf welchem sich die Inselbrücke stützt, welche Asiens südliche Halbinseln mit Südamerika verbindet. Hier auf diesem an natürlichen Hülfsquellen reichen, insularen Festlande wird einst der Verkehr der Völker im Süden und Norden, in Osten und Westen des Erdbodens in einen Mittelpunkt zusammenfließen und von hier aus die Civilisation der Inselländer der Oceane ihren Ausgang nehmen. Der ungemein rege Colonisationstrieb der Völker des Abendlandes, die bereits viele Niederlassungen in Australien gegründet haben, wird zur Beschleunigung des Eintritts dieser Zukunft vieles beitragen.

Unsere Mittheilungen beschränken sich auf eine Schilderung eines der vornehmsten Vulkane und einige Wanderungen im Süden von Neu-Holland.

---

1. Der Vulkan Kilau-Ea auf Hawaii.

Unsere Reisegesellschaft zählte achtzehn Personen, die Diener mitgerechnet. Wir führten Jeder sein Gepäck mit sich, darunter eine wollene Decke; Brod und Wein ward für die ganze Gesellschaft mitgenommen. Außer einigen und zwanzig Pferden und ebenso vielen Führern, außer den Kanacken, von denen Jeder Einen als Träger seines Zeuges mithatte, während andere den gemeinschaftlichen Proviant trugen, war natürlich auch noch die Bevölkerung des Dorfes und der Umgegend versammelt, um sich an dem ungewohnten Schauspiel zu ergötzen. Alle riefen und schrieen durch einander, sprachen Kanackisch, Englisch und Dänisch, lachten und schimpften, scherzten und fluchten — kurz die Verwirrung war vollständig.

Wir hatten als Führer einen alten Engländer mit uns, der die Reise zum vierunddreißigsten Mal machte. Ich hatte meinen Obersteuermann zum Reisestallmeister ernannt, welches Amt er zur allgemeinen Zufriedenheit ausführte, mein Bedienter war Haushofmeister. Mit den Pferden war es nur mäßig bestellt. Man hatte mir das allerbeste gegeben, „das Königspferd" genannt, weil Se. Hawaiische Majestät es einmal geritten hatten. Sowohl dieses, wie alle übrigen litt aber an einem wesentlichen Mangel: es war nicht beschlagen; der einzige Mann, der diese Kunst verstand, war an einem Arm erlahmt, ein anderer Schmied, der hier gewohnt hatte, war weggereist. Wir mußten also auf unbeschuhten Pferden reiten, was auf dem zurückzulegenden Wege sowohl für Menschen, wie für Thiere höchst peinlich war.

Ungefähr um 11 Uhr waren wir mit allen Vorbereitungen fertig und zu Pferd und begannen nun unsere Wallfahrt nach dem Kilau-Ea. Unsere Zahl war mit dem Troß auf über sechszig Menschen gestiegen.

Auf der ersten Meile schlingt sich der Weg durch das zwischen der Wajakea-Bucht und den Gebirgen liegende tiefe Thal, dessen Fruchtbarkeit bei gehöriger Benutzung des Bodens unendlich sein würde. Sowie es jetzt steht, sieht man hier nur einzelne Kaffee-Pflanzungen, außer Brodfruchtbäumen, Batatos- und Taro-Feldern. Der Taro wächst hier im üppigsten Gedeihen, obschon nicht, wie wir es auf Oahu wahrnahmen, in Bassins eingedämmt, sondern auf dem trockenen Lande angebaut und zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen mit Farrenblättern bedeckt. Die Tacca gedeiht vortrefflich und dem Indigo fehlt nur die hegende Hand, damit dem hawaiischen Ackerbauer ein reicher Schatz daraus ersprieße. Der bequeme Hawaiianer baut aber nur eben das an, was nothwendig, um für sich und seine Familie Speise zu gewinnen; alles übrige Land läßt er liegen, bewachsen mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gräsern, Stauden, Schlingpflanzen und anderem Unkraut, wie nur ein tropischer Erdboden es hervorzubringen vermag. Auf diese Weise entstehen z. B. große undurchdringliche Justitia-Gebüsche, die sich längs des ersten Theils des Weges erstrecken, worauf späterhin verkrüppelte, baumartige Farren sie ablösen.

Das Thal ist reizend anzusehen, und es würde ein höchst angenehmer Spatzierritt sein, wäre der Weg nur irgend zu passiren. Etwas Scheußlicheres ist mir aber nie vorgekommen; der fortwährende Regen hat die Straße gänzlich aufgelöst, sie ist nur ein einziger Morast, hier und dort von hingeworfenen großen Steinen, meistens Lavablöcken, unterbrochen. Um einen solchen Stein herum gibt es gewöhnlich tiefe Löcher, in denen das Pferd nicht den Boden erreicht und Fuß faßt, ehe es bis an den Bauch im Wasser und Schmutz steht.

Durch dieses Fegefeuer mußten wir uns während der ersten anderthalb Stunden hindurcharbeiten; sodann kamen wir zu einem gewiß an anderthalb Meilen langen Walde, durch den man einen schnurgeraden Weg gehauen hatte. Er bestand aus in die Quere gelegten Farrenstämmen, die, um zusammenzuhalten, an den Seiten mit Lavasteinen umsetzt waren; unsere armen, unbeschuhten Pferde fühlten sich auf diesem Wege wie im Paradies und trabten munter von dannen. Schon aus der Ferne wurden wir von mehreren alten Bekannten am Eingange des Waldes begrüßt; die Araca-Palme streckte hier ihren hochwehenden Wipfel, eine andere ihre schattenreiche, fast

weißliche Blätterkrone empor. An den Seiten des Holzweges standen förmliche Beete von Malvaceen und riesenhaften Convolvulen, und an den mächtigen Baumstämmen schlangen sich eine unglaubliche Menge der prachtvollsten Rankengewächse empor, die mit großen Büscheln der schönsten, orangenrothen Blüthen voll behängt waren. Das Auge konnte an diesem herrlichen Anblick nicht ermüden und die Seele schwelgte in Bewunderung der Mannigfaltigkeit der Natur. Schon auf Oahu hatten wir solche Rankengewächse kennen gelernt; während sie aber auf Hawaii bis an die Wipfel der Bäume hinanklettern, lagen sie dort horizontal ausgebreitet in großen, undurchdringlichen Teppichen, über die man, ohne den manchmal darunter gähnenden Abgrund zu ahnen, lange Strecken wanderte, indem man festen Boden zu betreten wähnte.

Am Ende des Waldes ward Halt gemacht, theils um die Nachzügler aufzuhalten und die Pferde ausruhen zu lassen, theils um die ebenso neue, wie überraschende Aussicht, die sich unserem Blick jetzt eröffnete, einige Augenblicke genießen zu können. Linker Hand sah man in weiter Ferne den großen, stillen Ocean; rechter Hand lag zwischen mehreren Anhöhen hin und wieder ein kleines Gehölz; vor uns eine unabsehbare Haide mit einer Menge anderer, meist niedriger und verkümmerter Farrenbäume überwachsen. Eine uns unbekannte Staude, die durch ihre dunklen, steifen, glänzenden Blätter kenntlich hervortrat, mischte sich später zahlreich unter die Farren; und die schlanke Eisenmyrthe, die dort im Walde mit dem dicken, ledernen Laub und den durch ihre langen Staubträger in die Augen fallenden, rothen Blüthen prangte, bildete, nachdem sie jetzt auf die Haide herabgestiegen, ein niedriges Dickicht, das sich als Gegensatz zu der Lieblingspflanze unserer Pferde, dem frischen, hellgrünen Drachenbaum, um so hübscher machte.

Jener Weg durch den Wald ist eine Regierungs-Anlage; man gedenkt ihn weiter fortzusetzen und etwas breiter zu machen, ja er war schon noch eine Meile abgestochen, allein bisher unzugänglich, da das hölzerne Pflaster mit dem Walde endete. Wir dreheten also links ab und folgten dem sogenannten alten Wege: eigentlich nur ein durch das Abschleißen des Grases und der üppig gedeihenden Farren hervorgebrachter Fußpfad, auf dem die schwarze Lava, die von nun an fast bis zum Kilau-Ea hinauf den Boden bildet, wie ein fortlaufender schwarzer Streifen zum Vorschein kommt, der sich, so weit das Auge reicht, durch die Ebene schlingt. Die dergestalt hervortretende Lavamasse ward von unserem Botaniker nach der sie bedeckenden Pflanzenwelt und Dammerde 5 bis 8000 Jahre alt geschätzt; es ist die von den Insulanern so treffend „Pohoihoi“, das heißt Atlas genannte harte, glatte, blanke Lava. Die Masse ist fest und compakt, nicht selten aber hatte sie sich über Löcher und Klüften gelegt, und man hörte es alsdann dem Hufschlage des Gauls an, wie er über größere und kleinere unterirdische Gewölbe hin trabte. Man muß hier unabweislich dem Pfade folgen; die Pferde thaten es nur ungern, sie suchten mit großer Sorgfalt nach jedem weichen Fleck nebenan, um ihren wunden Hufen eine Linderung zu verschaffen. Aus Mitleid mit den armen Thieren ließ man ihnen die Zügel, damit sie sich unbehindert solche Punkte aussuchten; meistens bereuten aber sowohl Reiter als Pferd sehr bald diese Nachsicht, denn das weiche Gras verbarg oft recht tiefe Löcher, in die das Pferd bis an die Knie hineinsank. Eine von der Straße

etwas entlegene, freundliche Hütte lud uns und unsere Pferde nochmals zu einer kurzen Rast ein; darauf mußten sie, müde und mit schmerzenden Hufen, weiter klettern, während die Hochebene, anfangs eine ruhige Fläche, nach und nach das Aussehen eines sturmbewegten Meeres angenommen hatte, auf dem wir von der Tiefe des Wellenthals den Gipfel des Wellenberges erklommen und von diesem wiederum in jene hinabstiegen, stets mit der Gefahr, auf dem steilen, glatten Stein auszugleiten, oder bald in ein von einer Pfütze angefülltes Loch, bald in eine der vielen Ritzen und Spalten zu fallen, über die eine Pflanze sich hinterlistig gelegt und sie somit selbst den Augen des vorsichtig suchenden Thieres versteckt hatte.

Etwa auf dem halben Wege liegt ein Dörflein, d. h. sechs bis acht Hütten, darunter das zur Bequemlichkeit der Reisenden eingerichtete „Halfway-House". Hier sollten wir unser Nachtquartier nehmen; erst zwischen 5 und 7 Uhr Nachmittags langten wir durchnäßt hier an, die Letzten von Müdigkeit ganz aufgelöst, nachdem sie sich im Dunkel der Nacht mehr als einmal in der schwer zu erkennenden Spur geirrt hatten, worauf endlich die erschöpften Pferde das letzte Stück Weges von ihren Reitern hatten gezogen werden müssen. Alle Kanacken der Umgegend aus beiden Geschlechtern hatten sich hier versammelt, um uns anzusehen; die Damen waren in ihrem besten Staat erschienen. Jenachdem nun unsere Träger ankamen, begann derselbe Lärm und Spektakel, wie in Wajakea; Jeder rief nach seiner Kalabasse, der Eine verstand nicht den Anderen, der Proviant sollte hervorgeholt, trockene Wäsche herausgenommen werden; es waren unserer achtzehn in der Reisegesellschaft, eben so viele Träger und doppelt so viele Zuschauer, und zwar dies Alles in einer etwa zehn Ellen langen, acht Ellen tiefen Stube zusammengepackt, deren Hälfte noch obendrein der ganzen Länge nach von einer 4 — 5 Fuß hohen, mit Matten und Teppichen belegten und somit zu einer großen Lagerstätte gemachten Pritsche eingenommen wurde. Glücklicherweise lag vor dem Hause eine Verandah mit einer Bank, und hierher konnte man sich denn, nachdem man trockene Kleider angenommen, flüchten, um wenigstens etwas freier aufzuathmen. Hier erwartete uns aber eine andere Komödie, indem die guten Kanackinnen sich ohne weiteres unserer Personen bemächtigten und uns nun pflichtmäßig rumi-rumi-ten. Das Manöver, welches in einem Kneten und Reiben der Glieder besteht, gilt fast ausschließlich den Armen und Beinen, vorzugsweise diesen letzteren, deren lange Muskeln bald mit dem Daumen an ihrer einen, den vier Fingern an ihrer anderen Seite gedrückt, bald in die Quere förmlich gehackt, bald mit der Handfläche überstrichen, bald mit dem lose beweglichen Rücken der Hand und Finger manipulirt werden. Diese Behandlung der steifen Glieder nach einem erschöpfenden Ritt, wie wir ihn unternommen hatten, war wirklich höchst wohlthuend, und mehr als Einer der Herren benutzte auf der ferneren Reise seinen Stalljungen zum Erweisen dieses Freundschaftsdienstes.

Im Hause hatte man indessen die Sachen etwas in Ordnung gebracht. Tisch und Bänke waren da; selbst hatten wir Lichter mitgenommen, die in den uns als Leuchter dienenden schwarzen Bouteillen herrlich brannten; darauf kam das Abendessen auf den Tisch. Der Hauptbestandtheil desselben, ein gekochter Truthahn, war hawaiisch zubereitet, was näher beschrieben zu werden verdient. Nachdem man ihn gerupft und gereinigt hat, füllt man ihn

zugleich mit mehreren Wurzeln und Kräutern in große Bananen-Blätter und steckt sodann das ganze Gericht in ein mit Steinen umsetztes Loch, das mittelst des ringsum angeschürten Feuers glühend erhalten wird. Man überschüttet ihn darauf unablässig mit Wasser, bis man ihn in's Kochen bringt; wenn er alsdann mürbe ist, nimmt man ihn heraus und servirt ihn, ganz unversehrt, in seinem Schlafrock. Solchermaßen behandelt, bewahrt er eine saftige Frische, und gewinnt durch die mit ihm gekochten Blätter und Kräuter einen aromatischen Geschmack, der ihn des Auftragens auf der ausgesuchtesten, gastronomischen Tafel würdig macht. Frische Kartoffeln wurden uns auch gereicht, Brod und Wein hatten wir selbst, so daß wir eine völlig lucullische Mahlzeit hielten; ja selbst die Punschbowle war da, um den Abend froh zu beschließen, und unser Führer, ein früherer englischer Orlogsmatrose, ward während des Trinkens so gemüthlich, daß er zuletzt aus Engländern und Dänen, aus sich selbst und uns lauter Brüder machte. Darauf streckten wir uns auf der Pritsche aus und schliefen ununterbrochen bis 6 Uhr am folgenden Morgen.

Der Regen harrte unser, sobald wir die Nase außenvor steckten. Unsere Rosinanten standen da und machten eine gar erbärmliche Figur mit ihren nassen Pelzen und schmutzigen Beinen; trotz aller Widerwärtigkeiten mußten wir aber aufsitzen und uns auf den Weg begeben. Nachdem wir einen Theil unseres Zeugs in die Kalabasse gepackt, der Wirthin den Rest zum Waschen hinterlassen und das Vorüberziehen der ersten gewaltigen Regenschauer noch unter unserem Obdach abgewartet hatten, ritten wir weiter an dem immer noch gleichmäßig jedoch schon deutlich ansteigenden Bergabhange hinan. Vegetation und Erdboden glichen denen des vorigen Tages. In der Ferne sahen wir an beiden Seiten des Weges den Lavastrom durch einen aus Eisenmyrthen, Akazien und andern fremden Bäumen bestehenden hohen, hübschen Wald unterbrochen. Rechter Hand — gen Westen — erstreckte er sich fortlaufend fast bis zum Kilau-Ea hinauf; der Lavastrom hatte aber, als er vor Jahrhunderten die Hochebene überströmte, eine Masse von Nebenarmen gegen den Wald angeworfen und ihm dadurch eine Menge Ecken gegeben, denen wir uns auf unserem Ritt jeden Augenblick näherten, ohne dennoch hineinzugelangen, bis wir endlich auf der letzten Viertelmeile vor dem Krater ein kleines Stück davon passirten. Tropische Rankengewächse standen noch zahlreich und üppig auf dieser Höhe von 4000 Fuß.

Eine meiner einzigen Zerstreuungen während dieses erschöpfenden und einförmigen Rittes war das An- und Ausziehen meines wachstuchenen Oberrockes, je nachdem wir Regen oder Sonnenschein hatten. Doch ward mir eine Abwechselung von größerem Interesse zu Theil, indem ich einem katholischen Priester begegnete, der unter dem Regenschirm in seinem Abt-Costüm, mit dreieckigem Hut, Kniehosen, schwarzen Strümpfen mitten im Regen einherschritt. Der Biedermann kam von der Karakakoa-Bai auf der Ostseite; er hatte schon zehn Meilen zurückgelegt, und war von Wajakea, dem Ziel seiner Reise, noch fünf Meilen entfernt. Er schien sehr erfreut darüber, uns zu begegnen und seine Muttersprache reden zu hören; die Umstände waren jedoch nicht geeignet, uns auf lange Gespräche einzulassen. Er sah mir sehr zufrieden aus und er versicherte mich, daß Spatziergänge wie der heutige für ihn etwas ganz Gewöhnliches seien; er ging ganz allein, nur von einem

Knaben begleitet, der seine scheinbar sehr leichte Kalabasse trug. Er hatte unsere Träger, denen er zuvor begegnet war, gefragt, welch ein Kriegsschiff es sei, das in der Wajakea-Bucht liege; sie hatten ihm erwiedert, es sei ein Europäer, — was doch immer einigermaßen für die geographischen Kenntnisse der Kanacken zeugt. Ueber Kurzem schieden wir als Busenfreunde unter den wärmsten, und, ich darf wohl hinzufügen, aufrichtigsten Versicherungen gegenseitiger Anhänglichkeit — um uns nie wieder zu sehen. Einen so großen Einfluß haben Zeit und Ort und äußere Verhältnisse auf die wechselseitigen Gefühle der Menschen.

Da ich das beste oder doch am wenigsten schlechte Pferd ritt, war ich immer an der Spitze der ganzen Cavalcade. Bis auf die Haut naß, über den Regen und den Weg verzweifelt und hungrig wie ein Wolf, entdeckte ich plötzlich auf der Hälfte unserer Tagereise, etwas rechter Hand, inmitten eines Gehölzes von kurzstämmigen Farren, vier herrliche Orangenbäume, die unter ihren ebenso wohlschmeckenden wie schönen, goldenen Früchten fast zu erliegen schienen. In vollem Galopp machte ich mich auf den Weg, fiel über ein paar Kanacken her, die mit unseren Kalabassen dahintrabten, ließ auspacken und war so glücklich, eine geräucherte Ochsenzunge, eine Flasche Wein und einige Schiffszwiebacke zu erhalten. Die Apfelsinen fielen Dutzendweise von den Bäumen herab, ein Sonnenstrahl brach durch die Wolken, das Fest war vollständig. Die Anderen kamen bald nach und das Frühstück ward allgemein.

Gerade im Aufbruch begriffen, wurden wir heute zum ersten Mal den Gipfel des Mauna-Loa gewahr, gegen dessen Abhang ein kegelförmiger Ausbau oder niedriger Pik sich scharf abzeichnete; beides zeigte sich aber nur während einer augenblicklichen Helle, worauf es unserem Blick wieder entschwand. Endlich langten wir Nachmittags 2 Uhr bei den neben dem klassischen Kilau-Ea gelegenen Hütten an.

Der Krater Kilau-Ea liegt auf einer Hochebene, an 9 Meilen südsüdwestlich von Wajakea, 8 Meilen östlich vom höchsten Punkt des Mauna-Loa, der Rand des Kraters steht gegen 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Diese Höhe hat man von Wajakea aus fast unvermerkt erstiegen, und da der Mauna-Loa sich bis zu dem höchsten Gipfel mit derselben Langsamkeit zu erheben fortfährt, ruht der Berg auf einer ausnehmend breiten Basis, und der Kilau-Ea ist sammt den anderen, zum Theil erloschenen, zum Theil noch brennenden Kratern, als eine Reihe an seinen Seiten liegender offener Wunden zu betrachten, aus denen sich das Feuer Luft macht, das in der Tiefe dieses Ungeheuers wüthet.

Den scheußlichen Weg nach dem Kilau-Ea hinauf habe ich beschrieben. Erst die letzte halbe Meile galoppirten wir rasch über die weiche, ebene Erde hin und ahnten noch nicht die Nähe des mächtigen Kraters, als unsere Thiere plötzlich unmittelbar an seinem Rande stillhielten. Es war graue, kalte Witterung und scharfer Nordostwind; bei eintretendem Regen peitschte der Sturm denselben über die Fläche hin. Die Natur war großartig, allein düster und unheimlich; einige Regenvögel durchflogen die große Einöde, aus der sonst die ganze bunte Thierwelt verscheucht zu sein schien, sowie auch auf langen Strecken, mit Ausnahme einiger welken Grasbüschel, nicht das Mindeste aus der nackten, grauen, mit Bimsstein überstreuten Erde aufkeimte. Ringsum auf der Ebene stiegen Schwefel- und Wasserdämpfe aus der Tiefe empor;

die Umgebung dieser bald schmalen, bald klafterbreiten Spalten war von der heißen, feuchten Luft schlüpfrig geworden und mit einer im Verhältniß sogar üppigen Pflanzenwelt bewachsen, ja nicht selten drang der wucherndste Farren-Wachsthum bis auf den Boden eines solchen unterirdischen Schornsteins hinab. Das Farrenkraut war überhaupt hier, wie fast auf der ganzen Herreise, die Alles überwuchernde Pflanze; wunderschöne Moosarten und etwa einzelne Algen waren damit vermengt, und sogar großes Schilfrohr wogte auf diesen Höhen hin und her. An mehreren Pflanzen fanden wir recht erfrischende, rothe, an anderen dagegen schwarze Beeren und steife, nadelförmige Blätter. Sie krochen überall am Boden entlang und schienen selbst mit dem erbärmlichsten und trockensten Sand vorlieb zu nehmen. Endlich darf, indem der hiesigen Vegetation Erwähnung geschieht, auch unsere heimathliche Erdbeere nicht vergessen werden, ein Kosmopolit, den wir auf unserer Reise schon mehrere Male angetroffen hatten, und der auch hier in nicht geringer Menge gedieh.

Am Rande des Kraters stehen drei aschgraue, düstere Grashütten; die zunächst liegende ist das eigentliche Wohnhaus einer armen Kanacken-Familie, die beiden anderen sind zur höchst dürftigen Bequemlichkeit der Reisenden eingerichtet. Der Krater ist an 1000 Fuß tief; er hält 2¼ bis 2½ Meilen im Umkreis, und man kann auf einem ziemlich ebenen Pfade seinen oberen Rand umgehen, bis man, nach der Ostseite herumgekommen, nur noch etwa eine Viertelmeile vom Krater entfernt, auf einen jähen, senkrechten Felsen stößt, der mit seiner vorliegenden, sehr tiefen Kluft jedes Weitergehen unmöglich macht. Sowie man indeß bisweilen plötzlich in den lockeren, falschen Sand einsinkt, so ist auch der ganze, den Krater umgebende Boden von tiefen Spalten und großen Löchern durchschnitten, die auf der Oberfläche oft unter frischen Farrenblättern so ganz verborgen liegen, daß man sehr leicht hineinfallen könnte, würde man nicht durch die meistens aus ihnen hervorsteigenden dichten Wasserdämpfe im Voraus gewarnt. Diese Dämpfe verdichten sich zu Wasser, das sich zwischen der Lava in den Vertiefungen ansammelt und das einzige, jedoch völlig hinreichende und überall schöne Trinkwasser gibt, das man hier oben findet.

Wenn man, vor den Hütten stehend, in den Krater schaut, sieht man vor sich ein einziges tiefes, schwarzes Loch. Das Auge wird hier jedoch auf die wunderbarste Weise getäuscht; man ahnt nicht die Möglichkeit, daß man 1000 Fuß über seinem Boden erhaben, noch weniger, daß man von seinem entgegengesetzten Ende eine halbe Meile entfernt sei. Mitten durch den Krater zieht sich, seiner Länge nach, ein schwarzer, gefurchter Rücken, den man, wenn man ihn von dieser Höhe wahrnimmt, für einen durch Menschenhände aufgeführten Deich anzusehen versucht werden könnte; es ist aber nur der eine Arm einer 350 Fuß hohen, länglich hufeisenförmigen Lavamasse, die als eine Insel mitten im Krater liegt, und ihre Oeffnung gegen Süden wendet. Man kann zu beiden Seiten dieser Masse gehen; der linker Hand oder östlich davon gelegene Weg ward aber von unseren Führern als der bessere angegeben.

Am südlichsten Ende des Kraters sieht man einen dicken Rauch emporsteigen; dies ist der brennende Lavasee. Des Tages sieht man Nichts, als dichte Schwefeldämpfe, die sich einer Wolke gleich, aus der Tiefe erheben;

nur ab und zu lodert die helle Flamme zwischen den Rauchsäulen auf. Die nordöstliche Wand des Kraters enthält reichhaltige und ausgedehnte Schwefelgruben, der Schwefel liegt hier theils rein und ungemischt, theils glänzt er in Krystallen, die in den schönsten Farben schillern. Wenn man, um diese Gruben zu betrachten, nach dem westlichen Rande des Kraters herumgeht, übersieht man zugleich die am nördlichsten Ende desselben in die Tiefe hinabsteigenden ungeheuren Terassen und scharf abgeschnittenen Abhänge, die, anfangs mit Bäumen, weiter unten mit Stauden bewachsen, zuletzt nur noch einzelne Farrenkräuter aus ihrem, übrigens nackten Erdboden hervorzurufen vermögen.

Auch auf der im Westen der Hütte gelegenen Ebene steht eine 400 bis 450 Fuß lange, 100 bis 150 Fuß breite, auf einer Unterlage von blauem Lehm oder Mergel ruhende Schwefelanhöhe. Ein Basaltfels bildet ihren Hintergrund, ist aber durch eine 4—5 Klafter breite und mehr als doppelt so tiefe Kluft davon losgerissen, in der eine dicke Schicht von Schwefelblumen die hier befindliche Baum- und Stauden-Vegetation ganz und gar bekleidet, ohne ihrem Wachsthum irgend geschadet zu haben. Es bedarf keiner Erwähnung, welche Quelle des Reichthums in diesem Schwefel ungenutzt liegt; eine von Wajaken heraufgeführte gute Landstraße, — die durchaus keine kostspielige Arbeit werden würde, da das Material an Ort und Stelle da ist, und das Terrain wenige oder keine Schwierigkeiten darbietet, — und die Sache wäre abgemacht.

Als es dunkelte, begann unser eigentlicher Genuß an dem höchst interessanten Schauspiel. Der Lavasee brannte nun lichterloh und warf einen starken röthlichen Schein über die ihn rings umgebenden finstern Felsen. Ich weiß dieses Feuermeer nicht besser als mit einer großen brennenden Stadt zu vergleichen, während ich mich übrigens jeden Versuches es zu beschreiben, enthalten werde. Besonders als sich der Wind am Abend legte und es den Flammen somit möglich ward, senkrecht in die Höhe zu steigen, wurde das Schauspiel eben so schön als schauerlich. Man konnte sich nicht müde daran sehen. Lange blieben wir in stummer Bewunderung sitzen und begaben uns erst spät zur Ruhe.

Am andern Morgen, als wir in der Dämmerung schon vor unsern Hütten standen, wartete unserer ein nicht weniger großartiger Anblick, als am Abend vorher. Es war stilles schönes Wetter geworden, hoch in der Luft sahen wir die in dem durchsichtig reinen Aether scharf abgezeichneten Riesenberge Mauna-Loa und Mauna-Kea. Der erstere erhob sich langsam, aber regelmäßig, nur der kegelförmige Ausbau unterbrach an einem einzigen Punkte die sanft ansteigende Linie seines Bergrückens; der letztere stieg kühner in die Höhe mit seinen zackigen, auf langen Strecken schneebedeckten, von der aufgehenden Sonne stark beleuchteten Gipfeln, die so weit hervorsprangen, als müßten wir sie mit Händen greifen können. Zu unsern Füßen war es noch Halbdunkel und unten im Krater finstere Nacht. Hier loderte noch die helle Flamme aus dem brennenden See empor und warf ihr Licht flackernd an den schwarzen Lavawänden hinauf. Himmel und Hölle, so schien es, standen leibhaftig vor uns. In stummer Bewunderung betrachteten wir dies großartige Naturgemälde und gedachten der Allmacht des Schöpfers, die daraus uns entgegenleuchtete; stumm entfällt mir jetzt und kraftlos die Feder.

Auch dem Pinsel unseres talentvollen Malers gelang es nicht, selbst nur den fernsten Gedanken von diesem mächtigen Bilde darzustellen.

Bald hernach stiegen wir in den Krater hinab. Man hat hier zwischen zwei Wegen die Wahl, der kürzeste, der fast senkrecht die Felswand hinunterführt, ist auch der mühsamste, der andere läuft in vielfachem Zickzack; wir stiegen auf diesem hinunter. Plötzlich steht man bei einer Biegung gerade unter dem senkrechten östlichen Felsen, der hier den herrlichen Anblick einer etwa 800 Fuß hohen, schwarzen, doch bei dem Anschlag der Sonnenstrahlen in allen Farben des Regenbogens glänzenden Wand gewährt. Endlich betraten wir den Boden des Kraters. Hier gingen wir über erstarrte Lava, die sich unregelmäßig in tausend verschiedenen Gestaltungen über die Tiefe aufgeschichtet hat. Bald bildet sie fast eine ebene Fläche, bald gleicht sie einer sturmbewegten See, als wären es Eismassen, die sich aufgeschoben haben und zusammengefroren sind. Dem Eise gleich schließt auch die Lava oft Luftblasen in sich, welche bersten, wenn man über sie hingeht; dem Eise gleich wird sie von ungeheuren Spalten durchkreuzt, die daraus entstanden, daß die Masse im Erstarren nicht elastisch genug war, um der an verschiedenen Stellen ungleichen Abkühlung zu widerstehen. Nur ganz wenige der hier liegenden Spalten entsenden Rauch und Dampf. Weiter aber darf die Vergleichung nicht geführt werden. Denn dem Eise ganz entgegengesetzt gehen hier Leben und Verwüstung Hand in Hand. Durch die aus den Spalten aufsteigenden Dämpfe gewahrt man selbst unten im Boden des Kraters die frischesten Farrenschößlinge. Hie und da ist die Lava noch warm und hier sprangen wir anfangs behutsam von einem Block nach dem andern hinüber, bis wir uns zuletzt neben den größten Einsenkungen ganz sicher wähnten und gar nicht mehr daran dachten, daß wir auf einem unterhöhlten, glühenden Boden standen. Streifen von den verschiedensten Farben, weiß, gelb, roth, grau, blau, durchkreuzten die schwarze Fläche; die mannigfachsten Abdrücke — nierenförmig, fächerähnlich u. s. f. zeichneten sich auf den größeren Wellenformen ab. Die Lava selbst war bald blank, bald matt, bald steinhart, gläsern oder zerbrechlich und schillerte in allen Farben; sie knarrte wie Schnee unter den Füßen.

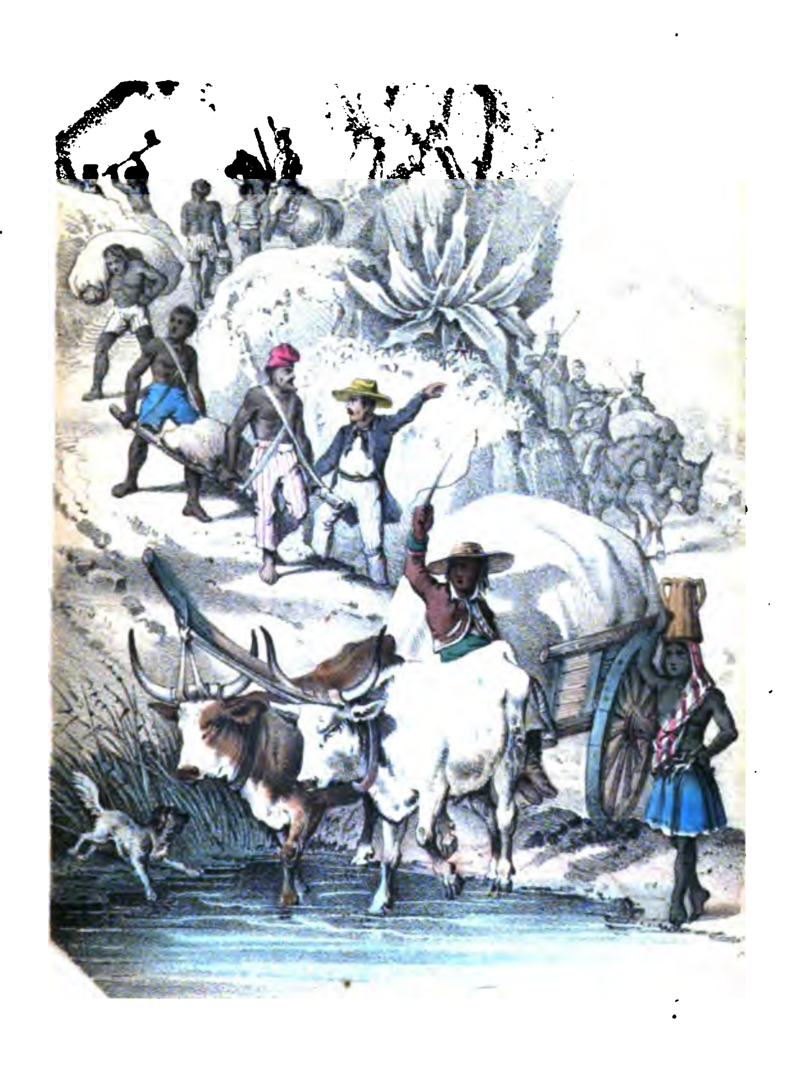
Unweit des brennenden See's stießen wir auf drei kesselförmige Löcher, die hundert Schritte im Umkreis und fünfzig Ellen tief sein mochten. Höchst merkwürdig war ihre kreisrunde Gestalt. Der Krater war übrigens früher bei weitem thätiger als jetzt, namentlich erfolgte im Jahre 1840 eine furchtbare Eruption. Mit Ausnahme der aus den Spalten aufsteigenden Schwefel- und Wasserdämpfe fanden wir bis an das Ufer des brennenden See's keine Spur vulkanischen Lebens, während doch die alten hawaiischen Volkslieder davon reden, daß der 2 ½ Meilen im Umkreis haltende Krater, auf dessen Boden wir jetzt wanderten, sich ehemals von Zeit zu Zeit mit einem Feuermeer anfüllte, welches endlich die Ufer und die ganze nord- und ostwärts liegende Landschaft überschwemmte und sich in die See ergoß; dazu schleuderte der Himmel seine Blitze und das Meer wälzte sich mit verdoppelter Gewalt gegen den Strand.

Nachdem wir etwa eine Meile auf dem Boden des Kraters fortgeschritten waren, gelangten wir zu dem brennenden See. Unsere Wanderung ging

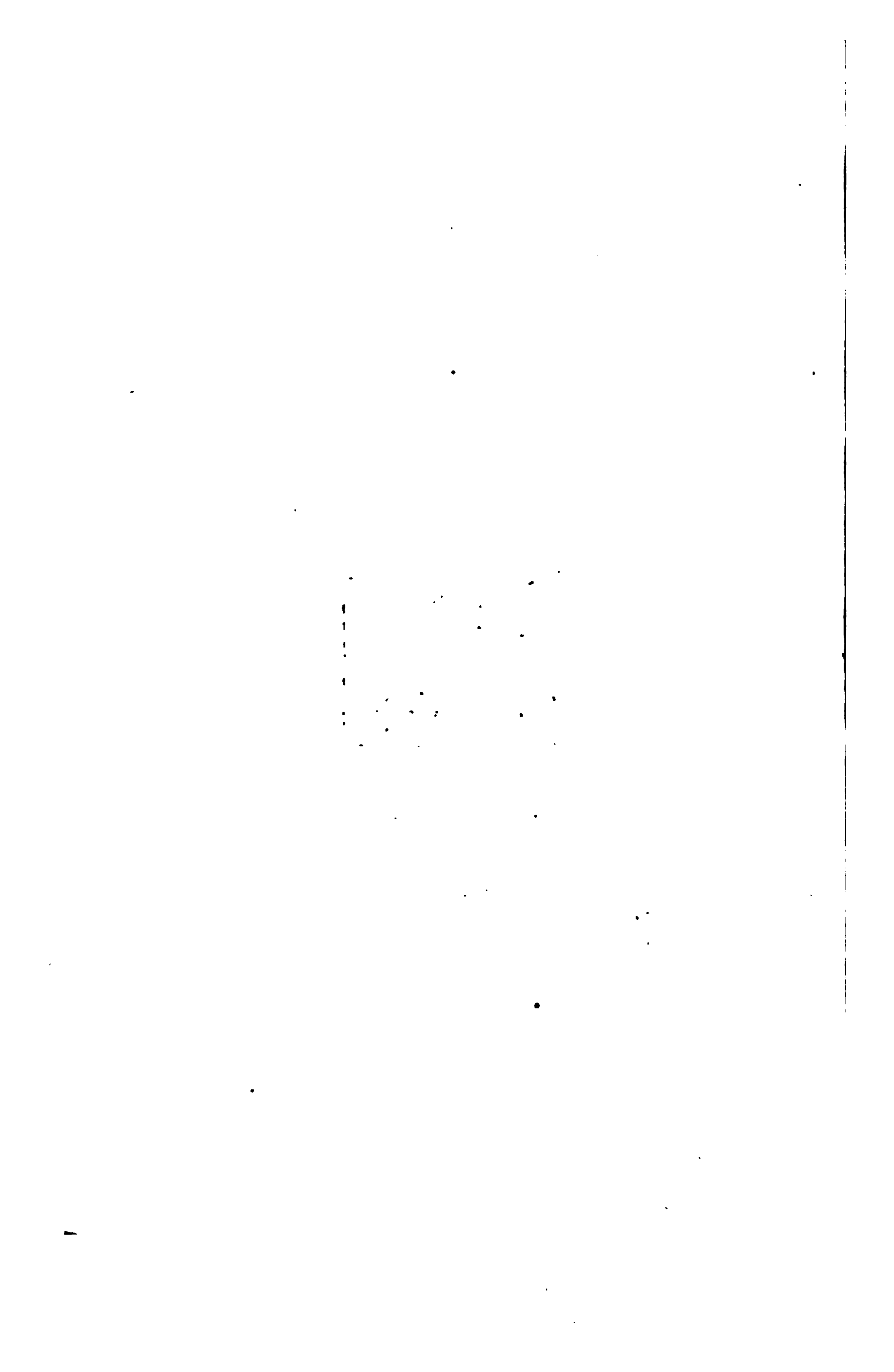
sehr langsam, ohne eigentlich mühsam zu sein. Denn theils standen wir bei jeder Merkwürdigkeit still, theils umgingen wir oft Spalten, über die zu springen etwas verwegen gewesen wäre. Ueberall drängte sich uns der Gedanke auf, daß wir auf einem sehr beweglichen Boden uns befanden, nicht selten sahen wir die Lava zu unsern Füßen bersten und den weißen Dampf aus den Spalten hervorbrechen. Wir mußten jeden Augenblick uns daran erinnern, daß der Grund plötzlich unter uns einsinken und uns im Nu verschlingen könnte. Mitunter, wenn uns das recht lebhaft vor die Seele trat, gingen wir zehn bis zwölf Schritte schneller, als wollten wir und könnten wir der Gefahr entlaufen. Dann unsere Thorheit belächelnd, hielten wir wieder inne und gingen langsamer weiter.

Endlich standen wir an dem brennenden See. Wie soll ich ihn beschreiben, es fehlen mir dazu die Worte! Man denke sich einen stark wogenden, 1/4 Meile langen und 1/8 Meile breiten See und diesen See nicht Wasser, sondern Feuer! Ein Schmelzofen von dieser Größe, in dem sich die geschmolzenen Metalle in flammenden Wogen wälzen. Und am Ufer dieses Feuermeeres steht man ganz ruhig auf den aufgethürmten Lavablöcken und blickt auf ebenso großartige, wie grauenhafte Erscheinungen. Man ist nur einige Fuß von dem Rande entfernt, unter dem die Feuerwellen gegen das Ufer anstieben und in die Höhe geworfen werden, wie das Meer, das sich gegen die am Gestade liegenden Steine bricht: ein Nu, ein einziges Zucken in der glühenden Tiefe und die Masse wird ihr Ufer überströmen, das Thal erfüllen und uns wie alles übrige, was sie dort antrifft, fortspülen. Jeden Augenblick kann dies geschehen. Dennoch bleibt man stehen, es ist, als ob die gegen die Sonnenstrahlen hoch emporwirbelnden Flammen, in denen die Atmosphäre dem starrenden Auge zitternd und bebend erscheint, auf Sinn und Geist bezaubernd einwirkten. Man ist an dem schwarzen Stein, auf dem man steht, wie festgebannt. Man sieht mit Entsetzen — besonders an den Ufern, wo der Kampf am Gewaltsamsten ist, die ungeheuren, glühenden Lavaplatten, der unwiderstehlichen Macht gleichsam erliegend, sich beugen, vom Platze weichen, sich wie Walzen langsam über einander schieben, und in die feurige Tiefe hinabgleiten, die sie verschlingt, um sich im nächsten Augenblick über ihnen zu schließen. Es ist mitten am Tage und doch ist die geschmolzene Lava blutroth, wie im Dunkel der Nacht. Zwar bedarf es nur der Ruhe einiger Sekunden und die so eben noch glühende Masse legt sich schon träge nieder, sie erstarrt oder überzieht sich wenigstens mit einer matten, grauschwarzen Rinde. Allein diese Ruhe ist Täuschung; das Feuer erstirbt hier, um nebenan neu aufzulodern, die Woge birst nochmals, sprüht Feuer und wirft Lavamassen empor, wie die Meereswelle den Schaum, wenn sie sich wüthend über den Ocean fortwälzt. Es graut uns unwillkürlich, denn es scheint, als müßten wir unvermeidlich von der Feuer-Brandung verschlungen werden, die zischend, brausend dem Strande naht. Dennoch, wer möchte sich von diesem Anblick losreißen, wir stehen gefesselt, gleich dem Vogel vor dem bezaubernden Blicke der Klapperschlange!

Auf unserem Rückwege erklommen wir den kürzesten, aber freilich auch hin und wieder fast senkrecht ansteigenden Fußpfad. In den Hütten, wo wir übernachtet hatten, wohnte nur eine einzige Familie: Mann, Frau und Dienstmädchen. Mehrere von uns schliefen in dem Schuppen, der daneben



Fahrt von Melbourne nach Balarat.



stand. Wir verweilten hier wieder während der Nacht und begaben uns dann am nächsten Morgen auf unsere Rückreise. Da ich stets voranritt, verlor ich die Andern aus dem Gesicht und schlug einen verkehrten Pfad ein, der mich, ehe ich es gewahr wurde, auf die oben erwähnte halbfertige Landstraße führte. Ich war genöthigt abzusteigen und mein Pferd am Zügel weiter zu führen. Der Weg war von fruchtbaren Landstrichen umgeben und führte durch ein Dorf, das inmitten einer frischen, üppigen Natur lag. Am großen Walde sammelte sich die Reisegesellschaft wieder und genoß in Ermangelung eines Bessern, ein Frühstück von Popaia- und Guara-Früchten. Nachmittags 2 Uhr kamen wir am Meeresgestade an, der Regen hing schon wieder über unsern Häuptern und wir eilten deshalb, matt und müde, an Bord, um bald das Gebiet der Sandwich-Inseln zu verlassen.

2. Eine Fahrt von Melbourne nach Ballarat.

Als wir die Stadt hinter uns hatten, holten wir die Armee von Ochsenwagen ein, welche nach Norden fuhren und von Männern und jungen Burschen umgeben waren. Hie und da sah man auch Frauen darunter. Dort wird ein Wagen von vier Bullenbeißern gezogen, hier in der Deichsel eines andern geht eine Dogge, die eine Last von 5 Centnern mit Hülfe eines Mannes, der nachhilft, fortzieht. Jetzt öffnet sich uns die Aussicht auf eine geräumige Ebene, die von Bergketten in der Ferne eingerahmt ist. So weit das Auge reichen kann, erblicken wir Menschen auf der Wanderung, eine unabsehbare Reihe, bald verschwindend auf dem wellenförmigen Boden, bald wieder vor unsern Augen auftauchend: Engländer und Deutsche, Irländer und Schotten und Bewohner von Vandiemensland.

Bei Yuille's Furth halten 16 Gespanne und nahe an 200 Menschen. Man kann kaum den Strom passiren, der vom gestrigen Regen angeschwellt ist. Aber die Menschen knüpfen Taue dutzendweise zusammen und ziehen die Pferde und Wagen hindurch. Einige ziehen, Andere kochen ihre Mittagsmahlzeit, wieder Andere laden die Wagen ab, noch Andere wühlen den Boden um. Jenseits der Furt ist die Straße vortrefflich, die Landschaft reizend, das Land mehr bebaut und mit Bäumen bewachsen, wie ein Park. Man erblickt Ladidak, eine schöne Schlucht, die durch mehrere zusammenstoßende Hügel gebildet wird und in deren Grunde sich der Fluß so krümmt, daß man ihn dreimal passiren muß.

Wo früher tiefe Stille herrschte, die nur von der Stimme des Glockenvogels unterbrochen wurde, da knarren jetzt die Wagen, brüllen die Ochsen, schimpfen die Fuhrleute und trüben das Wasser des einst so klaren Stromes. Ein Lager von Zelten ist von denjenigen aufgeschlagen, die es für klug gehalten, ihren Thieren erst eine Nachtruhe zu Theil werden zu lassen, ehe sie den reißenden Strom durchkreuzen; die Kuhglocken hört man weithin läuten. Mittlerweile ist eine improvisirte Brücke geschlagen, ein Baum quer über den Fluß geworfen, und Menschen gehen hinüber und herüber, wie eine Reihe Ameisen. Ein Fuhrwerk fiel mitten im Strome um, der Hundekarren kommt

glücklich hindurch. Wir erreichen die Pentland-Hills, an deren Fuß in der langen Schlucht ein zweiter Lagerplatz ist. Langsam traben wir weiter. Am wolkenlosen Himmel steigt der Mond herauf. Eine schneidende Kälte herrscht auf den Hochlanden. Die dort bivouakiren, essen, trinken und rauchen, es sind Architekten, Juweliere, Chemiker, Buchhändler, Kesselflicker, Schneider und Seeleute, es friert ihnen, dennoch sind sie guter Dinge. Auf der nächsten Station machen wir Halt und erquicken uns am Heerd und am Tische unseres Freundes.

Der Morgen des folgenden Tages brach klar und frisch an, der Boden war weiß von Reif. Bei Tagesanbruch kam der Zug der Pilger über die Ebene, die Deutschen mit ihren Schiebkarren voran. Zu Ballan fanden wir ein Wirthshaus, aber nichts zu essen. Ein Pferd, das zwei Reiter auf seinem Rücken trägt, rennt in vollem Laufe vorüber. Der Wald wird nun dichter. Gegen Abend erreichen wir das gastliche Laubdach von Lal Lal, wo mit Tagesanbruch alle Lachvögel der Gegend sich ein Rendezvous zu geben schienen. Ha, ha, ha! ho, ho, ho! hu, hu, hu! so schallt es weithin in allen möglichen Tonarten.

Eine Schaar Reiter setzt sich in Bewegung und durchschreitet einen breiten Fluß. Ein Mann in bloßem Hemde schreitet neben seinem Fuhrwerk und treibt die Rosse an, damit das Gespann nicht unterwegs stecken bleibe. Unser nächster Ruhepunkt ist Warren-Reep, wo wir uns mit einem Trunke frischen Wassers aus einem köstlichen Mineralbrunnen erquicken. Zwei Meilen weiter drehen sich die Hügel allmählig nach Ballarat ab. Die Waldbäume werden höher und dichter, aber die Oberfläche des Bodens ist weniger grasreich. Die Straße hebt sich aus einem reichen Thallande von beträchtlicher Ausdehnung, der Hügel zur Linken steigt so sanft an, daß wir uns über seine Höhe täuschen. Anderthalb Meilen von Golden Point erblicken wir die erste Zelte durch die Bäume hindurch. Black Hill steigt zur Rechten steil neben einem Creek, der seinen Fuß bespült, empor und durch die dichtstehenden Bäume, welche die Straße beschatten, sahen wir die Träger mit ihrer Erde herabkommen.

Das Ufer des Creek entlang stehen die Cradles in einer Reihe und die Wäscher sind in voller Arbeit. An der andern Seite des Berges fließt der River Lee und bildet einen rechten Winkel mit dem Creek, eine halbe Meile längs seines Ufers sind die Cradles ebenfalls in Thätigkeit. Wir eilen hinunter, verlassen die Straße, kreuzen das Thal, springen über einen Damm und sind mitten unter den Arbeitern. Das ist ein Klirren, Klappen und Plätschern, bei dem alle andere Töne lautlos verhallen.

Die Cradle (eine Art Mulde) ist ihrer Länge nach mit dem Wasser parallel gestellt. Der Cradleman hält den Griff in seiner Linken und dreht fortwährend; mit einem Stabe oder Kratzer zerstößt er die Erdklumpen oder rührt die aneinander klebenden Erdstücke durch. Der Waterman steht am obern Ende der Cradle und füllt mit einem Löffel fortwährend Wasser hinein. Ein dritter Mann sammelt in einem großen zinnernen Becken sorgsam den Brei, welcher durch die Siebe der Cradle auf die Bretter darunter gefallen ist, trägt die Schüssel in den Fluß, geht bis an das Knie in's Wasser, und indem er sein Gefäß untertaucht und es mit seinem Inhalt hin und her

schüttelt, fällt das edle Metall auf den Grund und die Erde und der Sand sondern sich davon ab.

Nach langem Waschen sieht man den glänzenden Staub auf dem Grunde des Gefäßes. Dieser Rest wird sorgfältig in einer kleinen Pfanne ausgewaschen, am Feuer getrocknet und zum Verkauf in Flaschen oder Kästchen gelegt. Inzwischen untersuchen der Cradleman und Waterman die Quarzsteine im obersten Siebe, ob Gold darin sei. Hie und da wird ein Stückchen Gold, das am Quarz sitzt, gefunden, das Uebrige wirft man bei Seite. Die Cradle wird abermals gefüllt, die Männer arbeiten von Neuem und wieder beginnt das Geklapper. An der Spitze des Hügels sind die Goldgräber in emsiger Thätigkeit, die Träger klimmen die steile Wand hinab und ziehen einen mit goldzersetzter Erde gefüllten Schlitten hinunter, einige tragen zinnerne Gefäße auf den Köpfen, andere Säcke auf den Rücken. Haben sie die Erde hinuntergebracht, so steigen sie den Weg wieder hinan und das geht so fort vom Morgen bis zum Abend, wo der Thau feucht zur Erde fällt.

Indem wir nach der Straße zurückkehren, wird das Lager an dieser Seite von Golden Point sichtbar. Man vernimmt ein Geräusch, wie das fortwährende Tönen von tausend gedämpften Trommeln oder das Rauschen eines mächtigen Wasserfalles. Wenn wir aus den Bäumen heraustreten, sehen wir die Ursache. Vom Rande des Waldes an erstreckt sich ein großer Sumpf, durch den der Lee strömt. Uns gegenüber liegt der Rücken eines kühn emporstrebenden Hügels, an dem das Gewässer sich bricht. Längs des Flusses, eine halbe Meile weit etwa, sind Cradles aufgestellt, so dicht neben einander, daß sich kaum arbeiten läßt, an einigen Stellen sogar in drei Reihen. Die Träger schwärmen auf und nieder, mit allen Arten von Gefäßen zum Transport der Golderde, vom Sack bis zum Schiebkarren. Wie bei einem Eisenbahnbau, wo die Spitze eines Hügels abgetragen wird, um ein Thal auszufüllen, so schwärmt dieser Ameisenhaufen umher. Höher hinauf zur Kuppe des Hügels, an seiner Seite entlang und rechts und links bis zum Sumpfe hinab, sind die Zelte dicht gedrängt und weiter unten bilden die hohen Bäume mit weißer Rinde den Hintergrund. Das ist Ballarat. Wir setzen über den Sumpf und kommen an das Zelt des Commissairs. Dieser verhört gerade einen Dieb, der in Ermangelung eines Gefängnisses die ganze kalte Nacht hindurch, an einen Baum festgebunden, zugebracht hat. Pferde, Wagen, Karren, Gigs, nebst den Besitzern dieser Fuhrwerke, sahen wir rund umher. Squatters, Kaufleute, Farmers, Krämer, Schafhirten, Arbeiter, Künstler, Advokaten, Aerzte, Gottesgelahrte, Alle sind hier. Ihr begegnet hier Menschen wieder, die Ihr seid Jahren nicht gesehen habt; sie erkennen Euch zuerst, denn in diesem Kostüm, mit diesem Bart, in diesem Schmutz, vermögt Ihr kaum Eure intimsten Freunde wieder zu erkennen.

„Willkommen zu Golden Point!“ — „Ah, alter Freund, kannte Sie kaum! Wie steht's mit dem Gewinn?“

„Eine Woche lang fand ich nichts, versuchte drei Gruben, nicht ein Körnchen Gold. Meine Begleiter, entmuthigt, verließen mich. Ich suchte mir andere Gesellschaft. Achtzehn Fuß tief gruben wir, bis wir auf Quarz stießen, wühlten uns hindurch und jetzt endlich habe ich den blauen Mergel erreicht. Es ist ein kapitales Loch, kommen Sie und schauen Sie selbst.“

Man denke sich einen riesigen Bienenkorb, dessen Zellen 8 Fuß weit

und zwischen 6 und 25 Fuß tief sind, die Scheidewände verhältnißmäßig dünn, und ein Loch, in dessen Mitte es gefährlich ist zu arbeiten.

„Geht sachte, Freund, behutsam aufgetreten, der Grund hier ist unterhöhlt!“

Die Minirer bewegen sich munter hin und her mit Hacke, Schiebkarren und Säcken, sie laufen auf den schmalen Rändern, während Andere unten hacken, schaufeln und das Feuer versorgen.

„Keine Furcht, mein Herr, unsere Wand ruht auf Quarz. Endlich haben wir das Goldlager erreicht. Gestern gab's eine Unze. Drei Gruben weiter ward gestern ein Mann erschlagen, eine Wand stürzte auf ihn ein. Sein Kamerad hatte sich den Kopf frei gehalten, er ward nur bis an den Hals verschüttet.“

„Hier ist eine Leiter, um hinabzusteigen. Sie reicht freilich nur halbweges hinab, aber ein Sprung und wir befinden uns auf dem Boden der Grube.“

Fast vier Fuß rothen Sandes bilden die oberste Schicht, dann kommt eine Lage Pfeifenthon, unter dem der Quarzfelsen liegt, dann eine Schicht Quarzkiesel mit eisenhaltigem Sande vermischt. Ist diese durchstochen, so liegt der Mergel zu Tage, worin die Goldader gefunden wird.

Der Commissär hat genug zu thun Erlaubnißscheine auszutheilen. An der einen Seite seines Zeltes ist die berittene Polizei, an der andern die Wache der Schwarzen. Die schwarzen Bursche sind eifrig beim Schneidern, nur Einer liegt platt auf dem Rücken in der Sonne hingestreckt und singt einen monotonen Nationalgesang.

Dort warten drei Männer auf die Erlaubniß in das Zelt des Commissärs treten zu dürfen.

„Ich sage dir, Bill, hier ist respektable Gesellschaft! Dies Zelt enthält Leute erster Klasse aus Melbourne und dort sind noch mehr. Ich sah Mr. B. diesen Morgen hier, er fand seinen Schäfer in einer Grube eifrig bei der Arbeit. Er kommt mit seinem Bruder und will mit den Andern einen Zug thun, aber als er jene sah, blickte er ganz verdutzt darein und meinte: „Nein ich kann nicht hinabsteigen zu dem .....“ und ich glaube, der Narr eilte zurück — aber komm, wir sind nun an der Reihe.“

Die Sonne wirft bereits lange Schatten, ein Flintenschuß fällt aus dem Zelt des Commissairs: das ist das Signal, um heute Feierabend zu machen und vom Graben aufzuhören. Die Feuer flackern auf, die Leute sammeln sich um dieselben zur Abendmahlzeit. Der Rauch ruht über den Bäumen wie über einer Stadt. Das Knarren und Klappern der Krables ist verklungen, statt dessen hört man laute Stimmen und schallendes Gelächter, untermischt mit den Glocken der weidenden Ochsen und dem Gebell der Hunde, das um so lauter wird, je mehr die Dunkelheit zunimmt. Die Wache der Schwarzen, die geschmeidig und graziös wie Känguruhs in ihren Bewegungen sind, führt ein Scheingefecht auf. Ein Schwarzer greift mit einer Bratpfanne an, der andere thut, als wolle er ihn mit seinem Messer stechen, ein Maler könnte Studien machen in diesen Attitüden. Horch! vom Black Hill herüber tönt Hörnerklang zu uns durch das Thal, dicht zur Seite erklingt die süße Melodie eines deutschen Männergesanges und dort vom Flusse her läßt sich der Chorus rauher Matrosenstimmen vernehmen. Die Ent-

fernung mischt alle Töne in ein harmonisches Ganze und dem Ohre der Müden klingt diese Musik wie das Summen auf einer englischen Wiese zur Zeit des Herbstes.

Ein Hieb, ein Schlag, noch einer! Aus dem Scherz wird blutiger Ernst. Horch, Pelotonfeuer! Wildes Kampfgeschrei, es übertönt die Musik! Der warme Tag endigte in eine bitterkalte Nacht. Ein Sturm mit Schlossen und Schnee tobte am Sonntag, wir befanden uns aber auch 1200 Fuß über der Meeresfläche. Am Sonntag gräbt und wäscht Niemand, aber die Axt und den Hammer hört man unablässig und das Krachen fallender Baumstämme dröhnt über die Hügel hin. Die Minirer sind beschäftigt Hütten für sich zu bauen, Andere bessern ihre Zelte aus, oder sammeln Brennholz und waschen ihre kothbefleckten Kleider.

Bald gewinnen die Männer ein sauberes und civilisirteres Ansehen, sie stehen in Gruppen zusammen, vergleichen ihre Notizen, machen Zahlungen u. drgl. m. Wer ohne Erfolg gearbeitet hat, wandert nach fernen Plätzen aus und tröstet sich mit der Hoffnung auf künftigen Gewinn. Einige eilen zum Postamt Briefe in Empfang zu nehmen, Andere, um solche in die Heimath zu besorgen.

Neue Ankömmlinge strömen herbei und Leute, welche nie zuvor außer dem Bereich eines Wirthshauses und ohne Aufwärter gelebt haben, lernen es hier, wie sich's auch unter einem Baume wohnen läßt und wie man eine Keule brät ohne Bratpfanne.

---

3. Von Melbourne nach Bendigo.

Hier sitze ich in diesem Augenblick auf einem Baumstamm, meine Schreibmappe liegt geöffnet auf einem zweiten Stamm, ein Holzfeuer lodert auf dem Heerde, die Lampe, welche uns auf der Reise Licht spendete, steht vor mir. Meine Frau sitzt auf dem Fußteppich, der mit schmutzigem Zeuge ausgestopft ist, emsig beschäftigt, die Strümpfe auszubessern, welche sie gestern wusch und vor dem Hause trocknete. Der Fußboden ist mit Segeltuch bedeckt, die Wände sind von Holz und das Mondlicht scheint hindurch, wenn die Lampe erlischt; das Dach ist gleichfalls mit Holzspindeln, statt mit blauen Schiefersteinen belegt. Unsere Matratzen, mit gutem Pferdehaar gepolstert, sind in einer Ecke des Zimmers ausgebreitet. In einer anderen liegt eine Ladung Holz, welche ich heute gekauft habe. Mein großer Baumstamm steht einem Verschlag gegenüber, auf dessen Deckel alle meine Bücher und Papiere liegen. Da habt Ihr ein Gemälde meiner häuslichen Einrichtung, die zwar einfach, aber für uns in diesem merkwürdigen Lande genügend ist.

Dennoch entschlossen wir uns zur Reise, aus Gründen, die ich hier nicht weiter erörtere. Am 8. September brachen wir auf. Drei Meilen von Melbourne passirten wir die Stadt Flemington. Die Straßen befanden sich in traurigem Zustande. Hunderte gehen zu den Gruben oder kehren von da zurück. Eine sehr schöne Gegend liegt hier vor unsern Augen ausgebreitet, grün wie ein Smaragd, mit steilen Hügeln, welche mit prächtigen, weithin

schattenden Bäumen besetzt sind. Darf man nach dem Aussehen des Bodens und nach der Gestalt der Hügel urtheilen, so ist das Land für Weinbau sehr geeignet. Die Mimose, welche hier ein weit ansehnlicherer Baum ist als in Neu-Süd-Wales, sieht man hie und da im Walde, und da sie gerade jetzt in voller Blüthe steht, so bietet sie dem Auge eine Masse schöner goldener Blumen.

Während der Nacht hatten sich unsere Pferde verlaufen, es dauerte bis Mittag, ehe wir sie wiederfanden, daher wir erst dann an die Fortsetzung unseres Marsches denken konnten. Nun begann es gerade leise zu regnen, und als wir über Keila Plains fuhren, wurden die Wege immer tiefer und beschwerlicher, das feine Regenwetter ging in einen heftigen Platzregen über. Hätten wir nicht so vortreffliche Pferde gehabt, wir wären unvermeidlich stecken geblieben, die Thiere hatten den ganzen Tag über schwer zu ziehen und Fußgänger waren bis an die Knie in Koth versunken. Wir hatten zwei Pferde vor dem Wagen und eine Last von etwa zwölf Centnern darauf. Die Landschaft erregte unsere Bewunderung, ungeachtet des trübseligen Wetters, sie war außerordentlich schön, große wellenförmige Wiesen wechseln mit Waldungen von Eichen, Gummibäumen und Mimosen ab. Endlich erreichten wir den Fuß von Gellibrand's Hill. Hier fanden wir mehrere Fuhrwerke, die nur mit der größten Mühe hinaufkommen konnten, einige Ochsen stürzten auf dem schlammigen Wege. Uns ging es besser, wir kamen ohne sonderliche Anstrengungen auf die Spitze des Hügels, wo wir übernachteten.

Allein was wir gehofft, traf nicht ein. Am folgenden Tage waren die Wege noch schlechter, als wir sie an den vorigen gefunden hatten. Der Boden ist ganz morastig, der Buchsbaum wächst häufig. Gegen Abend kam ein verdächtig aussehender Mensch auf unseren Lagerplatz, er hatte weder Stiefel noch Kopfbedeckung und sagte, er sei beraubt worden. Er schien ein Schafhirt aus der Nachbarschaft zu sein, verweilte einige Zeit bei uns, tobte wider seinen Berauber und ging dann, nachdem wir ihm einen Wink gegeben hatten, daß seine Entfernung uns nicht unlieb sein würde, ruhig von dannen.

Die Nacht verstrich ohne Störung. Als wir Morgens beim Frühstück saßen, kam eine große braune Schlange aus dem Holzklotze, welcher im Feuer lag und lief in eine naheliegende Wasserpfütze. Die Wege blieben unverändert sumpfig und tief. Einen beträchtlichen Theil des Tages hielten wir uns an dem Deep Creek, zur Linken hatten wir den Berg Macedon in Sicht. Am Deep Creek war die Landschaft malerisch, Geißblatt, Mimosen, Gummibäume, Kirschbäume und andere wechselten mit einander ab. Dann kamen wir auf die felsigte Waterhole's Ebene, wo wir einem Ochsentreiber begegneten, der uns erzählte, daß wenige Meilen weiter auf einer Station Gold gefunden worden sei. Wir entschlossen uns, dies neue Goldfeld in Augenschein zu nehmen, daher drei von uns aufbrachen, es zu suchen, während die Uebrigen bei den Fuhrwerken zurückblieben. Nachdem wir noch eine halbe Meile weit gegangen waren, kamen wir zu einem Hause, wo man uns nach den Gruben wies, die noch eine Viertelmeile entfernt lagen. Ein Dutzend Menschen etwa befand sich daselbst, zwei derselben waren bei der Arbeit, die Uebrigen Zuschauer wie wir, die nur gekommen waren, um den Platz zu besehen. Die beiden Männer, welche das Gold entdeckt hatten, sagten uns,

sie hätten dort etwa 14 Tage lang gearbeitet, ohne daß es Jemand gewußt habe, bis den Tag zuvor. Sie hatten mehrere Löcher auf dem Gipfel des Hügels gegraben, in den Gründen war es noch zu naß, als daß sich dort hätte eine Grube machen lassen. Nach dem, was wir von ihnen erfuhren und nach dem Ertrage, den einige zinnerne Gefäße voll Erde, die ihren Gruben entnommen war, gaben, schien es uns, daß an dieser Stelle die Ausbeute nicht bedeutend sei. Indeß ist zu vermuthen, daß in der Nähe noch ein reiches Goldlager entdeckt werden wird. Etwa vier Fuß unter der Oberfläche war eine Quarzader, welche ungewöhnlich reich an Erz war. Jeder Stein, den wir losbrachen, enthielt kleine Theilchen Gold. Einer der Männer zeigte uns ein Stück, das er aus einer der Gruben hatte, von der Größe einer Erbse. Der Boden war zersetzter Schiefer, welcher auf einer Lage von Thon ruhte. Wir kehrten zu unseren Reisegefährten zurück und marschirten dann noch eine halbe Meile weiter, ehe wir unser Zelt aufschlugen. Als wir über eine Ebene hinfuhren, waren wir genöthigt, unsere Ladung zu theilen; nichtsdestoweniger blieben wir im Schlamm stecken, mußten die Pferde ausspannen und unser Fuhrwerk abladen. Endlich erreichten wir Rigg's Station, wo uns die Moskitos sehr belästigten, wie wir in dieser Jahreszeit es nicht erwartet hatten.

Der nächste Tag war ein Sonntag, für uns ein Rast- und Ruhetag. Einige unserer Reisegesellschaft wollten hier zu graben anfangen, aber wir beschlossen unsere Reise nach Bendigo fortzusetzen. Mit uns übernachteten hier vier Männer, welche von einem Kampfe erzählten, der bei den Gruben stattgefunden hatte, wobei zwei oder drei Menschen ihr Leben verloren, mehrere verwundet wurden. Auch sagten sie, im Habichtsgrunde von Bendigo sei ein Goldklumpen von 28 Pfund Gewicht gefunden worden.

Der Montag brachte uns wieder schlechte grundlose Wege. Wir blieben stecken und mußten die Pferde ausspannen. Mühsam erklommen wir den Gipfel von Pretty Sally's oder Big's Hill; oben fanden wir vortrefflichen Anbau. Hier traf die Straße, auf welcher wir kamen, mit der, welche nach Sidney führt, zusammen. Wir erfreuten uns an der prächtigen Aussicht, offene Gefilde, waldbewachsene Höhen, schattige Thäler, thurmartige Hügel: so lag die Gegend vor uns ausgebreitet. Auf der einen Seite reichte der Blick bis nach der Seeküste, und nur der Mangel menschlicher Wohnungen in dieser herrlichen Landschaft ließ sie weniger einladend erscheinen. Am Fuß des Hügels schlugen wir unser Nachtlager auf. Ein langer Hochländer, der sein Zelt in der Nähe hatte, kam herbei, um mit seinen Landsleuten, die bei uns waren, zu plaudern und gewährte uns viel Unterhaltung.

Ein heftiger Regenschauer durchnäßte uns am folgenden Tage völlig. Wir blieben abermals stecken und arbeiteten uns nur mit Mühe wieder los. Endlich kampirten wir am Abhange eines Bergrückens, fast die ganze Nacht brachten wir mit dem Trocknen unseres Bettzeuges hin, und mußten Zweige und Stangen auf den Boden ausbreiten, um nicht in dem sumpfigen Grunde zu versinken. Das Geklingel der Ochsenglocken, welches wir aus der Ferne vernahmen, verlieh unserem Lagerplatze einigen Reiz.

Am nächsten Tag mußten wir über Donohoe's Creek setzen, wobei ein Zugriemen riß. In dem Creek waren schon vor uns mehrere Gespanne stecken geblieben, darunter eins, welches von neun Pferden gezogen wurde. Die

schöne Gegend entschädigte uns theilweise für die grenzenlos schlechten Wege und deren Mühseligkeiten. Thäler und Hügel waren mit Blumen übersäet, Maaßliebchen, weißer und gelber Hahnenfuß, Schneeglöckchen und andere Blumen blühten überall. An Gras und Wasser war allenthalben Ueberfluß, die Bäume waren nicht hoch, hatten aber starke Aeste und Zweige.

Wieder ging es über zwei kleine Creeks und eine große Menge Wagen begegnete uns. Das Land war wellenförmig, mit Bäumen reich bedeckt, die aber, wie es hier in gewissen Jahreszeiten der Fall ist, ihre Rinde verloren hatten. Die grünen Wipfel und darunter die Lappen und Fetzen, in welchen die Rinde der Stämme umherflatterte, gewährten einen seltsamen Anblick. Wir erreichten Morrisons Station, wo der Granit in großen Massen sich zu zeigen beginnt. Hier ist vermuthlich die Quelle des Reichthums der Victoria-Goldfelder. Die Felsen sind eigenthümlich geformt, Steine, welche mehrere Tons schwer sein mögen, liegen auf der Spitze eines anderen Steines; die kleinste Anstrengung reicht hin, sie aus ihrem Gleichgewicht zu bringen und den Berg hinabzurollen. Die Höhenzüge sind niedrig, die ganze Landschaft vorherrschend eine Ebene, was mit den bisher geltenden äußeren Merkmalen einer Goldregion in Widerspruch steht. Die Wege aber sind hier viel besser und überall sieht man die Goldgräber hin- und herziehen. Der Boden besteht aus zersetztem Granit, was der einzige Stein zu sein scheint, der in dieser Gegend vorkommt. Das Geißblatt gedeiht hier vortrefflich, es wächst auf jeder Bodenart, im Schatten und im Sonnenschein.

Ueber Morrisons Creek führt eine Brücke, allein der Uebergang war des kürzlich gefallenen reichlichen Regens wegen beschwerlich und unsicher. Wir holten zwei mit Pferden bespannte Wagen, die von Golbourn kamen, ein; sie waren vier Monate unterwegs gewesen und beim Uebergange über den Fluß fast zwei Wochen aufgehalten worden. Nachts ruhten wir auf den Zweigen der Gummibäume so sanft, als hätten wir in einem Bette von Eiderdunen geschlafen.

Unser Weg führte uns weiter über Hügelreihen und durch sumpfige Thäler. In letzteren mußten wir uns eine Strecke von zwanzig bis dreißig Ellen mit Zweigen pflastern, ehe wir sie mit unserem Fuhrwerk passiren konnten. Quarz fand sich in großer Menge, auch meinten wir Spuren von Gold wahrzunehmen. Die Landschaft war entzückend und die letzten drei Meilen wurden die Wege vortrefflich, eben, glatt und fest. Wir übernachteten in einem der schönsten Thäler der Welt. Nie zuvor schien die Gegend mit so vielem Recht wie hier den Namen „gesegnetes Australien“ (Australia felix) zu verdienen. Die Mimose prangte hier mit den lieblichsten Blüthen und mit dem süßesten Wohlgeruch, die Luft war rein, klar, durchsichtig und erfrischend. Saftige grüne Kräuter, Blumen und Blüthen in allen Farben, weiße, purpurrothe, karmoisinfarbene, goldgelbe, violette zierten die Abhänge der Anhöhen und den Boden des Thals. Hahnenfuß, Maaßliebchen, Löwenzahn, Heckenrosen, Schneeglöckchen und viele andere bedeckten die Triften. Ein Flüßchen schlängelte sich in anmuthigen Windungen durch dies Blüthenmeer; sein Name ist M'Ivor.

Eilf Meilen folgten wir diesem Flusse in einer ununterbrochen schönen Gegend. Engländer, Schotten und Iren stimmten darin überein, daß sie nie etwas Herrlicheres als diese Thäler und Hügel, diese Wiesen und Waldun-

gen gesehen hätten. Zu unserer Freude wurden auch die Wege mit jedem Tage fahrbarer. Wir passirten den M'Ivor, gelangten dann in eine Ebene, kamen an den Campaspie-Fluß und hatten eine neue Ansicht des berühmten Berges Alexander. Ungefähr vierzig Wagen standen am Ufer des Flusses und konnten nicht hinüber, denn der Fluß war ausgetreten und strömte reißend schnell. Wir schlugen unser Zelt an seinem Gestade auf und hielten den folgenden Tag Rasttag.

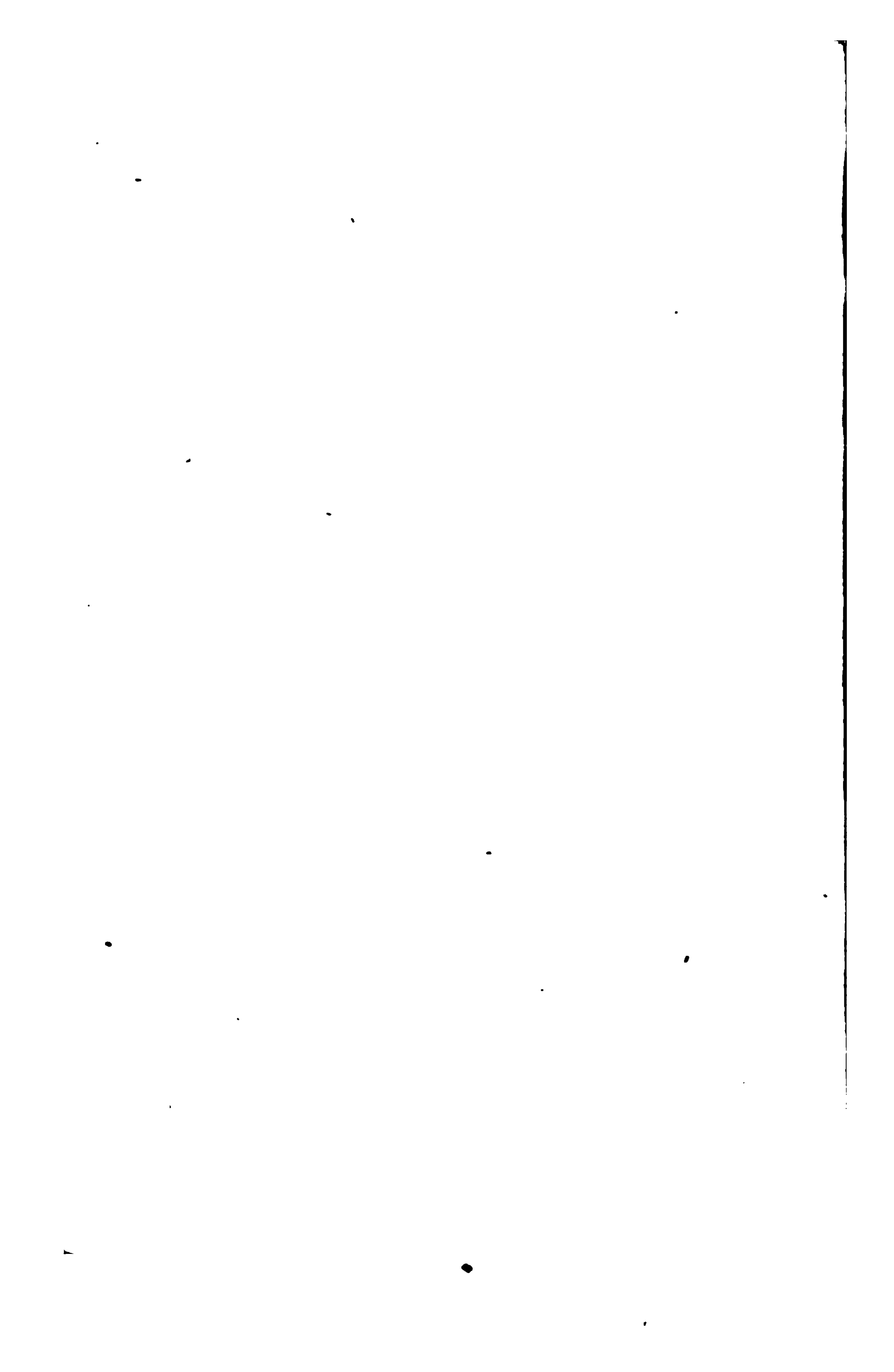
Der Fluß fiel in der vorigen Nacht und heute ganz beträchtlich, daher eine große Anzahl Derer, die ihn zu überschreiten schon lange gewartet hatten, ihn nun zu Fuß und zu Pferde durchwatete. Gegen Sonnenuntergang überzog sich der Himmel dicht mit Regenwolken, und wir hielten es für gerathen, sofort die Furt zu passiren, da wir möglicherweise eine oder zwei Wochen aufgehalten werden konnten, wenn der Regen kam. Alsbald packten wir auf und beeilten uns hindurch zu fahren. Einer von der Gesellschaft ritt das Sattelpferd. Als wir etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, legte sich das Sattelpferd nieder; glücklicherweise erhob es sich jedoch von selbst und wir kamen ohne weitere Störung hinüber, obwohl das Wasser über den Boden des Wagens ging und der Strom sehr stark war. Es war unser Glück, daß wir unsern Uebergang nicht aufgeschoben hatten, denn während der Nacht regnete es sehr heftig und der Fluß schwoll bedeutend an.

Am Nachmittag des folgenden Tages klärte sich der Himmel auf. Gehölze von Buchs- und Gummibäumen, mit Gestrüpp bewachsene Stellen und dünnbewaldete Grasebenen umgaben uns. Auf den Hügeln und in den Thälern sah man Blumen in buntester Menge, das Gras auf den Weiden hatte das Ansehen von jungem Waizen. Allenthalben erfüllte die Mimose, der lieblichste unter den blühenden Bäumen Australiens, die Lüfte mit ihrem Wohlgeruch und erfreute das Auge durch ihre hochgelben Blüthen. Wir fuhren über einige unfruchtbare, mit Quarz bedeckte Hügelreihen, wo nur hie und da ein blühender Strauch das einzig Erfreuliche war, was sich unseren Blicken zeigte. Dann kam fruchtbares Flachland mit sehr ebenen guten Wegen; nur selten trafen wir auf eine morastige Stelle. Mehrere Leute, die uns auf ihrer Rückkehr von den Gruben begegneten, erzählten, daß Mord und Räubereien in letzter Zeit zu Bendigo sehr häufig vorgekommen waren. Vor wenigen Tagen seien nahe an 30 Wagen im Black Forest von einer zahlreichen Schaar Räuber angehalten, und Rum, Taback und andere Sachen von großem Werth weggenommen. Ein Mann verlor über 700 Pfd. Sterl. an Gold. In der letzten Woche waren nicht weniger als drei Mordthaten zu Bendigo, eine zu Eagle Hawk, eine andere zu Peg Log Gully, die dritte in Long Gully verübt worden. Dem Einen der Ermordeten war, wie man uns sagte, der Kopf völlig vom Rumpfe abgeschnitten. Unsere Gewährsmänner erzählten, sie hätten das Geschrei: „Mord, Mord!" von dem Zelte her, worin der eine Unglückliche getödtet wurde, vernommen. Da sie aber dort gleichzeitig Jemand lachen hörten, was wahrscheinlich Einer der Mörder gewesen, dachten sie, es sei Scherz und nahmen keine weitere Notiz davon. Wir priesen uns glücklich, nicht die Richtung durch Black Forest eingeschlagen zu haben, wie wir anfangs beabsichtigt hatten, denn da wir nur unvollständig bewaffnet waren, so hätten wir trotz all unseres Herois-

mus wenig Aussicht gehabt, im Fall eines ernstlichen Angriffes, mit heiler Haut davon zu kommen.

Nachdem wir den Emu Creek passirt hatten, hörte der Schiefer auf, Quarz war dagegen noch in Menge vorhanden. Die Straße war fast überfüllt von Menschen; Männer, Weiber und Kinder, Alle zogen nach Bendigo, um dort zu graben. Bei Bullock Creek sahen wir die Plätze, wo die Goldgräber während der trockenen Jahreszeit ihre Crables aufgestellt hatten, und wohin die Masse, welche ausgewaschen werden sollte, von Bendigo, das noch 7 bis 8 Miles entfernt liegt, hingeschafft werden mußte. Unser Weg führte uns noch einmal wieder über unfruchtbare Bergrücken, die mit Eisenholz-, Buchs- und Gummibäumen bedeckt waren. Die Berge zeigten eine außerordentlich einförmige Gestalt, sie waren niedriger, als man in einer Goldregion vermuthen konnte, und lagen alle in einer Richtung von Nordwest nach Südost. Endlich bekamen wir Nachmittags 3 Uhr am 20. September die ersten Goldgruben von Bendigo zu Gesicht und schlugen dann am Back Creek unsere Zelte auf.

Europa.



Europa, der kleinste Erdtheil, ist unter allen durch Kultur und Civilisation der größte. Er gleicht einem vielzackigen Blatte, dessen Stengel die mächtige Bergkette der Alpen, dessen Adern seine Ströme bilden, — einem Blatte, auf welchem die Bildungsgeschichte des Menschen mit unvergänglichen Buchstaben geschrieben steht. Nur auf seinem nördlichsten Rande und auf den selten erstiegenen höchsten Alpengipfeln finden wir die Natur noch heute, wie sie vor Jahrtausenden war, überall sonst trägt sie den Stempel der Dienstbarkeit des Menschen, der sie durch seine geistige Ueberlegenheit sich hier, wie nirgends, seit Jahrhunderten schon unterthan gemacht hat. Europa hat keine Urwälder, es hat nur noch eine Urgeschichte; fast nirgends zeigt sich der Pflanzenwuchs in seinem ursprünglichen Zustande, überall hat die fleißige Hand des „Herren der Erde“ das wilde Naturleben überwunden. Er hat die Pflanzen der übrigen Welttheile, welche seinen Bedürfnissen entsprachen, herübergepflanzt, Nutz- und Ziergewächse akklimatisirt und kultivirt, die Haidestrecken ausgerodet und urbar gemacht, mit Pflug und Egge die Ebenen und die Abhänge der Berge aufgelockert, durch Dämme die Ströme eingeschränkt, durch Anlage von Kanälen sie verbunden, in den Sandsteppen und in den Gebirgslandschaften Städte gegründet und so ein Netz nutzbringender Kultur, wie kein anderer Erdtheil es in solcher Gesammtausdehnung besitzt, über diesen vielgegliederten, küstenreichen Welttheil ausgebreitet.

Europa liegt größtentheils innerhalb der nördlichen gemäßigten Zone, nur ein kleiner Theil jenseits des Nord-Polarkreises. Daher besitzt es ein vorherrschend gemäßigtes Klima, ohne schroffe Gegensätze, vielmehr eine Gleichartigkeit in dieser Beziehung, die ihm allein eigenthümlich ist. Darauf beruht seine Kulturgeschichte, kein anderer Erdtheil als dieser war in dem Maaße geeignet, das vielkammerige Familienhaus der mündig gewordenen Menschheit zu werden.

Ein Ueberblick über die verschiedenen Landstriche wird uns ein Bild dieser Gleichartigkeit, welche keineswegs die Mannigfaltigkeit ausschließt, gewähren. Wir beginnen mit der Schilderung der Scenerie im äußersten Norden, und durchwandern dann vorzugsweise diejenigen Landstriche bis zum Süden, in denen uns die Reize der Natur, im Einklange mit dem, was die Kunstgeschicklichkeit des Menschen hervorgebracht hat, zu einem schönen Ganzen verbunden, ungeschmälert vor Augen treten.

1. Das Nordcap.

Von Hammerfest bis zum Nordcap sind es nur 30 Lieues, und unter allen Einwohnern der Stadt hat nur der Prediger diese letzte Grenze Europa's gesehen. Die Reise ist aber weder so beschwerlich noch gefahrvoll, als sie beschrieben zu werden pflegt. Wir haben sie in drei Tagen zurückgelegt, Andere in noch kürzerer Zeit.

Dagegen ist es wahr, daß an den Felsen, welche die äußerste Spitze des Vorgebirges bilden, die See nur selten ruhig ist. Selbst wenn der Wind schweigt, rollen die breiten Wogen des Eismeers mit einem Tosen, als wenn sie noch durch den Sturm des vorigen Tages empört wären, an die Küste und die Brandungen brüllen gleich dem Donner im Gewitter. Wird man dort von einem Sturm überrascht, so bietet sich kein schützender Platz für das gebrechliche Boot, kein Ufer nimmt es auf, und wenn der widrige Wind anhält, kann der Ausflug sogar dreißig Tage dauern.

Mit einem Landsmanne, den ich in Hammerfest traf, war ich zur Reise nach dem Nordcap bereit, unser Boot lag schon im Wasser, die Matrosen warteten auf unsere Ankunft, allein der Wind blies mit ganzer Gewalt aus Norden, es war weder möglich zu segeln, noch zu rudern. So verging eine Woche, da erhob sich endlich ein leiser Luftzug aus Westen und wir schifften uns ein. Das ganze Meer ist hier mit öden, wüsten Inseln besäet, die nur von einigen Fischerfamilien bewohnt und von den Lappen besucht werden, welche im Monat Mai ihre Rennthiere hier hinüberführen und im September sie wieder holen. Es sind die Walfischinsel (Hvalö), die Bäreninsel (Björnö), die Rennthierinsel (Renö), die Möweninsel (Maagö). Lange Schneestreifen liegen das ganze Jahr auf ihnen und dichte Nebel halten sie oft umschleiert.

Jenseits Maagö hören die Inseln dieser Nordküste auf, man tritt in das offene Meer ein und bald bemerkt man die drei Spitzen von Stappen, welche sich wie drei Obelisken mitten im Ocean erheben. Die mittelste, welche höher und breiter ist als die beiden andern, hatte früher die Aufmerksamkeit der Lappen auf sich gezogen, sie grüßten sie aus der Ferne wie einen heiligen Berg und besuchten sie, um auf ihrem Gipfel zu opfern. Unlängst waren noch einige Wohnungen dort, sowie auf Maagö eine Kirche.

Als Louis Philippe eine Reise nach dem Nordcap im Jahre 1795 machte, verweilte er eine Nacht bei dem Sakristan auf Maagö und eine andere bei einem Fischer in Stappen. Sein Besuch dort ist eine Volkssage geworden. Eine alte Norwegerin, der er ein Almosen gegeben, soll ihm zum Dank die Hand gereicht und gesagt haben: „Die Leute in unserem Lande halten dich für einen Reisenden gewöhnlicher Art, ich aber weiß, du bist größer als der Vogt und der Amtmann, ja selbst als der Bischof von Drontheim. Du bist ein Prinz, und gedenke dessen, was ich dir sage, die alte Brite lügt nicht, einst wirst du ein König sein!“

Die Kirche von Maagö ist nach Havsund transportirt worden, der Sakristan gestorben, der Fischer ausgewandert und beide Inseln sind seitdem unbewohnt. Holzmangel vertreibt die Leute, sie ziehen dann fort und siedeln sich anderswo an, es ist ein Nomadenleben, das sie führen.

Stappen gegenüber sahen wir eine lange felsige Küste, die von einer tiefen Bucht unterbrochen war, sonst aber überall die unregelmäßigen Linien ihrer gezackten Gipfel zeigte: dies ist die Insel, deren äußerste gegen Norden gelegene Spitze Nordcap heißt.

Zu Gjestvär, in der offenen Bucht, befindet sich jedoch mitten unter den Klippen noch eine Wohnung und ein Kaufmann, der letzte im Norden. Unsere Matrosen hatten es nur vom Hörensagen, und wir irrten in den Wogen bald nach Westen, bald nach Osten, nach der Höhe eines Daches umherspähend, gewahrten aber allenthalben nur Felsenspitzen. Endlich bemerkten wir die Masten eines russischen Schiffes, welches im Hintergrunde des Fjords Anker geworfen hatte. Sie leiteten unsere Weiterfahrt. Neben dem Schiffe lag eine kleine hölzerne Hütte, welche als Magazin diente, sonst weiter nichts. Noch weiter sah man hinter einigen mit Seepflanzen und Moos bedeckten Felsen eine Rauchsäule aufsteigen, welche an dem Gebirge entlang zog. Es war das Haus des Kaufmanns, eine ärmliche Wohnung, in welcher die ganze Familie sich zusammendrängte, um dem Reisenden ein wenig Platz übrig zu lassen. Daneben befand sich noch ein elender Schuppen, wo man Branntwein, Mehl, Zwirn und Leder kaufen konnte, dies war der Kaufmannsladen. In einiger Entfernung stehen zwei Erdhütten, welche von Fischern bewohnt sind, rings herum ragen die nackten Felsen, rollt das kalte Eismeer und darüber wölbt sich ein rauher schauriger Himmel. Im Juni erscheinen einige Dutzend kleine russische Schiffe, im September entfernen sie sich wieder. Von September bis Juni sehen die Anwohner des Nordcaps keinen Fremden, hören von der Welt nichts, sie ist für sie vollständig verschlossen. Nur die Woge seufzt und brüllt an ihrem öden Felsgestade, nur der Sturm heult über ihren Häuptern und die Nacht hüllt alles in undurchdringliche Finsterniß.

In diesem einsamen Häuschen sollten auch wir übernachten. Die Mutter kam uns freundlich entgegen, ihre beiden Töchter reichten uns zutraulich die Hand. Bald war das für uns bestimmte Zimmer in Ordnung gebracht, der Tisch geräumt und mit einem weißen Tuche bedeckt. Wir hatten Mundvorräthe mitgebracht, aber die gute Frau Kielsberg trug auf, was sie in Küche und Keller vorräthig hatte. Bald saßen wir mit ihr in traulicher Unterhaltung. Sie stammte aus guter Familie, ihr Mann, dem zu Liebe sie in diese Einöde gezogen war, hatte das Haus gebaut. Seitdem waren viele Jahre verstrichen, eine Reihe von Unglücksfällen hatte die Familie betroffen, nun lag der Mann krank und der Sohn des Hauses hatte im vorigen Herbst beim Fischen seinen Tod in den Wellen gefunden.

Die eingeschwärzte Pendeluhr in unserem Zimmer kündete die Mitternachtstunde an. Jetzt, wo tiefe Schatten der Nacht die südlicher gelegenen Erdstriche einhüllen, hellte der Himmel hier im hohen Norden sich auf. Die Sonne, welche den ganzen Tag nicht geschienen hatte, zeigte nun plötzlich ihren bleichen Schein am Horizont. Der Nebel, der das Thal erfüllte, begann von der Erde aufzusteigen und zertheilte sich. Die Wolken, vom Winde gejagt, zerrissen an den scharfen Kanten der Gebirge und flogen in die Ferne. Durch ihre breiten Risse gewahrte man das Blau des Himmels und die spitzen Berggipfel. Das Meer und die Felsen enthüllten sich nach und nach in ihrer ganzen Ausdehnung vor unseren Blicken. Es war wie eine Theaterdecoration, wenn der Vorhang aufgeht. Ein Luftzug wehte aus Süden, in

kurzer Zeit mußte er uns bis an das Nordcap führen. Wir riefen unsere Matrosen, welche sich eben zum Schlafen niederlegen wollten; doch als wir ihnen eine Ration Branntwein gaben, vergaßen sie alsbald ihre Müdigkeit, munter hißten sie das Segel und wir fuhren davon.

Von Gjestvär bis zum Nordcap rechnet man etwa 5 Lieues. Wenn man aus der Bucht herauskommt, erblickt man links das weite offene Meer und rechts das Gestade der Insel. Dies gleicht einer hohen Mauer, deren senkrecht aufstehende Schichten von den Wogen und Stürmen ausgepeitscht und ausgespült zu sein scheinen und hie und da von Schneegruben unterbrochen sind. Auf den Höhen oben sieht man weder Strauch noch Gebüsch, überhaupt keine Pflanze, und der Fuß der Felsen ist von Brandungen umgürtet, in welchen die Wogen selbst bei ruhigem Wetter hoch aufschlagen, schäumen und mit Wuth sich brechen. Nach Süden hin breitete sich ein leichter Strahl wie ein purpurrothes Band über den Horizont aus. Aber vor uns war Alles schwarz, das Meer, die Felsen und die durch die Wogen in die Seiten der Berge eingefurchten Höhlungen. Nirgends war ein Segel zu sehen, nur das unsere flatterte einsam auf der grollenden Wogenfläche; nirgends eine Spur menschlichen Anbaus. Die Möve saß ruhig oben auf der Spitze der Klippen, nicht weit davon der schwarze Pelikan, der seinen langen Hals über das Wasser hervorstreckte, um zu schauen, wer die Verwegenen wären, die es wagten seinen Schlummer zu stören.

Nachdem wir länger als eine Stunde an diesem Bollwerk von Felsen hingesegelt waren, zeigte uns der Lootse, der unser Boot steuerte, den Gipfel, der breiter und höher als die andern war und weiter in das Meer hinausragte: dies war das Nordcap. Es gleicht einem großen viereckigen Thurm, der von vier starken Bastionen flankirt ist. Es ist ein Thurm, an dessen Fuß die Wellen vergeblich ihre Kräfte erschöpfen, es ist die Citadelle des Oceans. An der West- und der Nordseite war es unmöglich, zu landen. Wir sahen überall nur eine Reihe von Klippen und einen steilen Wall, welcher sich senkrecht aus der Tiefe des Meeres erhob. Unser Lootse ließ uns die äußerste Spitze umsegeln und wir drangen in eine kleine Bucht ein, die verborgen in den Felsen lag. Dort wurden wir durch einen eigenen Anblick überrascht. Vor uns lag die Felsenwand in große schieferartige Streifen abgetheilt und zerbröckelt oder wie Lava durchlöchert, zwischen ihr das grüne und trübe Wasser der Bucht gegen die Winde geschützt und eben wie ein Eisspiegel; doch am Ufer dieses friedlichen Hafens, am Fuß der rauhen und steilen Gipfel, lag ein blühendes Rasenbeet und floß ein silberner Bach über das Felsgestein. An seinen Rändern blühte das blaue Auge des Vergißmeinnicht, das goldene Köpfchen der Ranunkel, wildes Geranium in seinem violetten Kleide und mit weichen sammetnen Blättern, die kleine Waldnelke und die Angelika, welche ihr breites Gesträuche über den Grasteppich schirmend ausbreitete. Ich vermag den Eindruck kaum zu beschreiben, welchen diese so unerwartete Vegetation auf mich machte. Es war wie ein letzter Strahl des Lebens auf dieser ausgestorbenen Erde, wie ein letztes Lächeln der Natur in dieser rauhen Einöde. Während unsere Matrosen nach den Angelikapflanzen liefen, von denen sie große Vorräthe sammelten, bückte ich mich auf den feuchten Boden, um dem Murmeln des Baches zuzuhören, der in kleinen Kaskaden von Stein zu Stein herabfiel, durch die grünen Kräuterbüsche

flackerte und nach dem Gestade hinlief. Ich betrachtete diese schönen blauen, so zart hingestreuten Blumen und meine Gedanken flogen weit von hier nach den blühenden Thälern meiner Heimat.

Aus meinem Nachsinnen weckte mich die Stimme meines Reisegefährten, der mir den Gipfel des Berges zeigte, welcher über die Felsenspitzen hinausragte. Dieser Berg hat nicht mehr als 1000 Fuß Höhe, aber er geht steil aufwärts, ist klippenartig und schwer zu ersteigen. Bald trifft man auf lose Steinhaufen, welche nachgeben und zu rollen anfangen, sobald man den Fuß auf sie setzt, bald auf Schichten von feuchtem Moos, auf dem man gleitet, ohne Anhalt zu gewinnen, oder auf große Felsenmassen, auf denen man mit den Händen fortkriechen muß, um über sie wegzukommen.

Nachdem man die Angelikabüsche und die Blumenteppiche hinter sich gelassen hat, trifft man bloß noch schwächliche und an die Erde gekrümmte Birken, welche wie in einer Art von Krampf ihre dünnen Aeste am Boden um sich breiten, als wollten sie ein wenig Saft und Wärme suchen. Höher verschwinden auch diese. Man findet nur noch die kahlen oder mit Schnee bedeckten Steine.

Der Scheitel des Berges ist flach wie eine Hochterrasse, mit einer gelblichen Erde bedeckt, hie und da mit Rennthiermoos und mit Quarzstücken von blendender Weiße übersäet. Wir liefen mit kindischer Freude auf diesem breiten Plateau umher, denn wir hatten das Ziel unserer Wanderung erreicht. Bald beugten wir uns über die Felsenkante, um die Tiefe des Abgrundes mit dem Auge zu messen und die flüchtige Woge an den Klippen branden zu hören; bald suchte unser Auge in der Ferne eine menschliche Wohnung zu entdecken, aber auf allen Seiten erblickten wir nur die öde, einsame, verlassene Welt. Ergriffen von dem mährchenhaften Eindruck dieser ernsten Natur standen wir da, unbeweglich und tief in Gedanken versunken und betrachteten die vor unsern Augen liegende Landschaft. Rechts von uns erhob sich das feste Land, der Nordkyn, die äußerste Spitze Europa's, links eine Reihe scharfkantiger düster umhüllter Gebirge und vor uns wallte das Eismeer, die See ohne Grenzen, ohne Ende, das Bild der schrankenlosen Unendlichkeit. Im Osten entfaltete die Sonne noch ihre freundliche Scheibe und warf einen vergoldenden Streifen über die Wellen. Aber im Norden und Süden zogen sich die einen Augenblick nur durch den Morgenwind getrennten Wolken wieder dichter zusammen und lagerten sich gleich einer Bleimasse über den Ocean. Es war die Nacht Israels, erleuchtet durch die Feuersäule, ein finsteres Chaos mit einem Lichtstrahl vom Himmel, und der Gedanke an die ferne Einsamkeit, in der wir uns befanden, der Anblick dieser bis an das Ende der Welt hingeworfenen Insel, das wilde Geschrei der Möve, das sich in das Tosen der Brandung, in das Heulen der Wogen mischte, jede Umschau in diese fremdartige Gegend, jeder Naturlaut, der hier an unser Ohr schlug, versetzten uns in ein Staunen, welches wir nicht zu überwältigen vermochten. Hier erfaßte die Natur unsere Seele so gewaltig, daß der Eindruck etwas Niederschlagendes hatte; wir fühlten uns dem großartigen Schauspiel gegenüber so klein, daß jedes Wort, welches über unsere Lippen ging, nur ein Wort der Demüthigung war unter die gewaltige Hand Gottes.

Von der Höhe des Nordcaps herabzusteigen war schwieriger als es zu erklimmen. Wir vermochten uns auf den glatten Moosabhängen und den-

senkrechten Felsplatten kaum zu halten. Wir mußten uns oft niedersetzen
uns mit Hülfe unserer Hände fortschieben. Ein Fehltritt würde uns in
fahr gebracht haben, in's Thal herabzustürzen, und stießen wir zu sta
einen losen Stein, so rollte er mit Krachen den engen Steig hinab und b
diejenigen in seinem Falle treffen, welche uns vorangingen. Nach e
zweistündigen Marsche bestiegen wir jedoch Alle gesund und unverletzt
Fahrzeug. Durch ein merkwürdiges Glück schlug in dem Augenblick,
wir unsern an den Felsen der Küste befestigten Anker aufzogen, der
nach Osten um, wodurch unsere Rückfahrt sehr beschleunigt wurde.

Als wir zu Gjestvär ankamen, war die gastfreundliche Familie, die
erwartet hatte, im Wohnzimmer versammelt. Die Hausfrau setzte so
den Milchnapf auf den Tisch und lud uns ein zuzulangen; auch hatte
zwei Betten für uns in Bereitschaft, damit wir uns von unserer anstren
den Reise erholen könnten. Allein wir kannten bereits zu gut die La
des Windes, als daß wir nicht diese, die uns so günstig war, hätten ben
sollen. Wir verabschiedeten uns deshalb rasch von der freundlichen Wi
und bald flog wieder unser leichtes Boot über die schäumenden Wellen
Süden zu.

---

2. Eine Reise nach Thellemarken.

a. Eintritt in das Gebirge.

An einem klaren sonnenwarmen Morgen, wie sie dieser regnerische Som
mer so selten darbot, verließen wir Kongsberg, um über Bolkesjö
Gebirgsreise anzutreten. Es war Sonntag und Kongsberg folglich sti
ler als gewöhnlich. Die Juliussonne lag hell und brennend über den
Straßen, über den schwarzen, meist nur halb eingerichteten Balkonh
Nur einzelne geputzte Kirchgänger bewegten sich langsam durch die
Straßen nach der Kirche, von der gerade die Glocken zum Hochamt
Unser Weg führte uns zuerst neben dem breiten, reißenden Laug
demselben, der etwas weiter unten durch einen kleinen abgeleiteten A
nes mächtigen Wasserfalls den Menschen hilft, das kostbarste Si
schmelzen, zu münzen und zu prägen. Schon wehte uns die erquicke
von dem Fichtenwald und dem strömenden Wasser entgegen, und
unsere Mattigkeit nach der drückenden Sonnenhitze innerhalb der Stadt
Nadelbäume traten dichter und dichter, näher und näher an den We
der einen Seite gleitetete der Strom hindurch und über der Bäume
hob sich ein Bergabsatz nach dem andern, bis das Thal sich schloß
noch immer rollte unser bescheidenes Fuhrwerk leichthin über den
breiten und ebenen Weg, noch immer konnte man bemerken, daß er
fahren war und zu gut bebauten Orten führte, als plötzlich unser
anhielt mit dem Ausruf: „Hier müssen wir hinein!“ und auf einen
Nebenweg zeigte, der links ab in den dichten Wald hineinführte. Er
den Kopf des Pferdes nach dieser Richtung, und bald befanden wir
dem eigentlichen Bolkesjö-Weg, der den Krümmungen des

so lange es geht. Es war kaum so viel Raum, daß die Wagenräder Platz hatten auf dem schmalen, steinigten, oft von Steilabstürzen begränzten Weg oder vielmehr Fußsteig. Da unser Führer die Zweifel hörte, ob es auch wohl angehe, diesen Weg zu befahren, lachte er und sagte: „Ach! hier ist der Weg noch ziemlich gut, aber wenn wir an Moe vorbeikommen, wird er schlimmer." Indeß hatte die langsame, vorsichtige Fahrt aus- und einwärts, um Fichtenstämme und über Baumwurzeln und Steintrümmer, an Abgründen und in der Tiefe brausenden Bächen für uns etwas ungemein Frisches und Anziehendes, das wir in diesem Augenblick wenigstens nicht um die beste Chaussee eingetauscht hätten. Wir merkten, daß wir uns bereits im Vorhof zu dem hohen Gebirge befanden, obwohl wir dessen Höhen noch nicht sehen konnten. Auf beiden Seiten wurden die Bergwälder höher und steiler, das Thal enger, die Bäche reißender, Laub, Gras und Moos saftiger und die Luft reiner. Wir fühlten uns, als kämen wir dem Herzen der Natur, des Waldes innerster Heimlichkeit, näher, Fichten und Birken schlossen sich oft über unsern Häuptern und schlugen uns mit ihren langen Wedeln in's Gesicht. Die Sonnenstrahlen gaben wunderliche Lichtschimmer in den grünen Tiefen, eine gleichsam athmende Stille war über Alles ausgebreitet, nur unterbrochen von dem Surren großer, uns unbekannter Insekten, von dem Rieseln des Wassers und den seltsamen, unbestimmbaren Tönen, welche oft aus des Waldes verborgensten Winkeln gehört werden. Inzwischen klärte sich der Wald plötzlich auf, und auf einer kleinen grünen Lichtung mit einem Acker und einer Hütte, an welcher vorbei der Weg nur durch eine Wagenspur im frischen Grase kenntlich waren. Hier glitt der Fluß still dahin, wie ein freundlicher Bach, während Birkengebüsch über seine Ufer hineinhing und seine feinen Blätter in das spiegelklare Wasser tauchte. Schnell aber stieg der Weg wieder hinauf in den Wald und über Gebirgsabhänge, und von diesen aus sahen wir jetzt denselben Elv tobend sich durch scharfe Klippen hindurch stürzen.

Es ging nun beständig aufwärts durch eine Schlucht nach der andern, der Weg verschwand mehr und mehr, so daß wir absteigen und unser Fortkommen zu Fuße suchen mußten. Als wir mehr auf die Höhe gekommen waren, wurde der Wald dünner und schwächer. Die Umgebungen wurden einförmiger und unfruchtbarer. Große lose Steine lagen über die Felder hin zwischen Heidelbeersträuchern und Buschwerk, einige finstere Gebirgsfelsen starrten uns entgegen, und wir mußten oft lange, dunkle, unwegsame Moorstrecken passiren, so daß die dritthalb Meilen Wegs bis Bolkesjö unter unsern Füßen sich doppelt so lang auszudehnen schienen. Endlich gegen Nachmittag erstiegen wir die Höhe des letzten Abhangs. Das Schauspiel, das sich hier vor unsern Blicken entfaltete, wird der, welcher es einmal gesehen hat, nie vergessen. Da wir den letzten Abhang zurückgelegt und auf der flachen Höhe etwas fortgegangen waren, verhinderten wohl noch Bäume und Hohlwege das freie Niederblicken nach der entgegengesetzten Seite, aber hoch in der Ferne sahen wir Alle einige lichtblaue Streifen, zu fest, zu bestimmt abgegränzt, als daß es Wolken hätten sein können, und doch noch zu leicht, zu klar, zu himmelsnah, als daß sie uns wie Gebirgshöhen erschienen wären. Mit klopfendem Herzen eilten wir vorwärts, jetzt bogen wir um den letzten Abhang herum und da lag er plötzlich vor uns in voller Sonnenbeleuchtung

— der prachtvolle Eingang in die Gebirgsschluchten, der ganze Horizont ein Halbkreis von Thellemarkens höchsten Gebirgen. Gerade unter uns tief, tief unten lagen Bolkesjö's zerstreute Häuser auf dem grünen, schräg ablaufenden Wall, umgränzt von einer doppelten Reihe von schimmernden Gewässern und Binnenseen; außerhalb um diese wiederum eine hinter einander aufsteigende Reihe terrassenförmiger Wiesenstriche und Berghöhen, alle mit ihren eigenthümlichen Schattirungen von Purpurviolett zum Dunkelblau und von diesen wiederum in's klarste Azur. Und endlich in fernster Ferne gleichsam oben schwebend über alle die weißblauen Gipfel von Linfjeld und Mälefjeld der schneestreifige, scharfkantige Gousta, Blaafjeld und wie sie alle heißen diese himmelstürmenden Riesen. Ein klarer goldfarbiger Abendhimmel lag ausgespannt über diesem unvergleichlichen Panorama. Wir standen lange stumm, versunken in Betrachtung, zugleich erhoben und überwältigt fühlten wir, wie eine Fluth neuer und doch verwandter Eindrücke über uns eindrangen. Endlich stiegen wir still nieder am grünen Bergesabhang und über blumenreiche Wiesen und Aecker nach Bolkesjö-Gaard (Hof), dessen Bewohner wir in ihrem Sonntagsstaat auf der Treppe zu dem seltsam gebauten und ausgeschnitzten Stabur (Speisesaal), wie man ihn so oft in Abbildungen sieht, sitzen sahen. Wir wurden mit offener Herzlichkeit empfangen, als wären wir lang erwartete Gäste, und die Frau vom Hause, eine gute alte Bäuerin, kredenzte uns mit natürlicher Würde eine silberne Kanne voll schäumenden Bieres und hieß uns in Thellemarken willkommen.

b. Der Tindsee.

Von den Abhängen am Hofe Rist, wohin ein ziemlich beschwerlicher, aber belebender Morgenritt von Bolkesjö durch Waldstriche, zum Theil durch Nebenwege geführt hatte, erblickten wir zum erstenmal den blauen Dunst jenes wundervollen See's, welcher der Gegenstand der Bewunderung und das Räthsel für so viele Reisende gewesen ist. Wir hielten einen Augenblick an dem alten, mit künstlichem Schnitzwerk verzierten Hause des Hofes, welches friedlich und einsam auf einer kleinen Hochebene zwischen steilen, waldbewachsenen Abhängen lag, die im Hintergrunde tief und schroff abstürzen und einen Theil des Tindsee's einschließen. Von Rist her traf uns zum erstenmal die Erscheinung, welche uns später so oft durch das Thal der Thellemark verfolgte, nämlich die gänzliche Entblößung der Häuser von Lebensmitteln, wie von Bewohnern. Ermattet und der Stärkung bedürftig nach halber Tagereise in der brennenden Sonne, durch wilde Waldstriche oder über meilenlange Moorwiesen kommt man endlich an eine Gruppe kleiner steingrauer Balkenhäuser, wo man menschliche Gesichter zu sehen, Ruhe und Erquickung zu erhalten hofft, und man findet den Hof öde, die Thüren verschlossen; kein lebendes Wesen ist zu sehen, kein Laut läßt sich hören, allenthalben herrscht Grabesstille, als wäre der schwarze Tod vor kurzem erst durch das Thal gezogen. Aber das Leben ist theils aus Nothwendigkeit, theils aus Lust nur hinaufgestiegen an der schmalen, von der Juliussonne durchglühten Spalte in der wilden Gebirgsmasse, die man ein Thal nennt, auf die weiten unendlichen Gebirgsstriche, wo die Sommerluft leicht und kühl, die Grasfluren reich und kräftig sind, und nur noch die weißen, ewigen Schneegipfel über

die Menschenhäupter hervorragen in den Himmel hinein. Hier kann man im Sommer den Gebirgsbauern in seiner Sennheimath finden, hier wohnt er mit Söhnen und Töchtern, mit Pferden und Rindvieh, hier fließt seine Gastfreiheit über mit Milch und Rahm, während unten auf dem Bergabsatz sein Hof verlassen steht, und der Reisende kaum ein Paar alte Leute findet, welche ihm nichts zu bieten haben, als uralte, grünsaure Kellermilch, Fladbrod, vielleicht Speck und wenn das Glück besonders günstig ist, ein wenig steinhartes Salzfleisch. So waren auch die Bewohner des Nisthofes auf das Gebirge hinaufgezogen, und doch hätten wir hier Jemand bekommen sollen, der uns über den Theil des Tindsee's setzte, wo uns die Schiffspost treffen sollte. Nach langem Rufen und Suchen in den kleinen Häuschen umher, welche wie gewöhnlich in großer Zahl sich bei dem Hofe finden, zogen wir endlich einen alten Invaliden aus einer Scheune hervor, wo er auf einigen dürren Blättern lag und die Vormittagshitze verschlief. Dem Mann schien indeß die unerwartete Störung nicht sonderlich zu behagen, denn wie manche seiner Landsleute zog er es vor, seiner Bequemlichkeit zu pflegen, statt etwas zu verdienen. Sich schüttelnd und vor sich hin murmelnd hinkte er doch uns nach, als wir bereits den ziemlich langen und beschwerlichen Weg nach dem See hinabstiegen. Hier lag er nun vor uns, dieser von himmelhohen Gebirgsmassen eingeschlossene launenvolle Wasserstreif, jetzt blank und still und spiegelnd im Sonnenschein, wie ein geschliffener Stahlspiegel, vielleicht aber im nächsten Augenblick zum Schaum aufgeregt durch einen plötzlichen Stoß aus den tiefen Klüften. Bis jetzt sahen wir bloß den untersten und am wenigsten merkwürdigen Theil, aber schon war das Bassin schmal und schief genug, um in uns die Erwartung rege zu machen auf das, was sich innerhalb der im Hintergrunde vorspringenden Bergcoulissen öffnen würde.

Während der alte Fährmann mit nicht aus der Fassung zu bringender Umständlichkeit und Langsamkeit seine Eierschale von einem Boot flott zu machen suchte, hatten unsere Postbauern von Bolkesjö ihre kleinen Pferde vom Zügel und Sattelzeug losgemacht, und ließen diese wilden streitlustigen Hengste, welche wir den ganzen Weg so große Mühe gehabt hatten, in gehörigem Abstand von einander zu erhalten, plötzlich los. Unter einem fürchterlichen Schnauben und Wiehern, das in den Bergen rundumher tönte, stürzten die rasenden Thiere sich übereinander, bissen, schlugen und richteten sich auf den Hinterbeinen auf, während die Postbursche, ein Paar junge rasche Männer in thellemarkischer Nationaltracht, sich dazwischen warfen, laut jauchzten und schrien und eine stolze Freude an diesem wilden Schauspiel zu finden schienen, das völlig zu den Umgebungen stimmte. Endlich war unser saumseliger Alter mit seinen Vorbereitungen zur Ueberfahrt fertig; wir stiegen vorsichtig in sein gebrechliches Fahrzeug, das bei der mindesten Bewegung schwankte und durch dessen faule Fugen das Wasser eindrang. Obschon die Strömung hier ziemlich stark ist, wo der Tindsee seinen Ablauf in den Fluß hat, kamen wir doch mit unserem schwachen Kahn gut und glücklich auf die andere Seite hinüber, wo die Frau des Postbauern von Tindoset uns sogleich unter ihren Schutz nahm und einen Boten absandte, um Ruderleute aufzutreiben, wobei sie uns aber doch gleich die wenig tröstliche Nachricht gab, es könne wohl sein, daß man jetzt Niemand fände, denn die meisten seien wegen der Feldarbeit fort. Inzwischen war hier nichts An-

deres zu thun, als mit Geduld zu warten; wir setzten uns auf die Bank außerhalb der Hütte, deren Inneres nicht sehr einladend aussah, zogen aus unserem Nachtsack etwas hervor und hielten unser mageres Mittagsmahl, umringt von Tindosets daheim befindlichen Bewohnern, die meist aus Kindern und alten Weibern bestanden, welche jeder unserer Bewegungen mit den Augen folgten, und uns mit den gewöhnlichen naiven Fragen überwältigten, wer wir seien, woher wir kämen, was wir hier wollten u. s. w.

Unsere Befreiungsstunde schlug bälder, als wir erwartet hatten, denn der Bote hatte glücklich auf einem Platz in der Nähe ein paar Bursche daheim gefunden und wir erhielten schnell zwei flinke Ruderer. Ein Lager von frischem Laub wurde im Hintergrunde eines neuen guten Bootes in Bereitschaft gesetzt, wir lagerten uns bequem darin und schnell ging es den spiegelglatt daliegenden Fjord hinauf. Die Mittagssonne stand brennend über unsern Häuptern, ihre mächtigen Strahlen schienen die Kraft zu haben, den schwarzen Wasserspiegel, über den wir hinglitten, zu durchdringen und die darunter liegenden Tiefen zu erleuchten. Aber des Tindsees Gewässer sind für jetzt noch zu bodenlos, seine Heimlichkeiten allzu wohl bewahrt. Nicht eine Handbreit unter die Oberfläche des Wassers kann man sehen, selbst dicht am Lande, nichts als die schwarze Tiefe stiert herauf mit ihren unergründlichen Augen. Keine Wasserpflanze wiegt ihre grünen Blätter auf den Wellen des Tindsees, kein Schilf flüstert an seinen Ufern, nur die schwarzen, ernsten Gebirgswände steigen fast lothrecht an beiden Seiten der Wasserfläche empor bis zu mehreren tausend Fuß Höhe, hie und da auf den Vorsprüngen und in den Ritzen mit Laubwald und Föhren bewachsen, aber oft ganz entblößt und zerbrochen durch furchtbare Orkane und Herabstürzen von Felsen. Daher kommt es, daß der Tindsee selbst bei dem schönsten Wetter einen so seltsamen, finstern und beklemmenden Eindruck macht; wie mag er aber dann anzuschauen sein, wenn der Gebirgssturm die vier Meilen lange Spalte durchrast und seine kurzen Wellen zu rauchendem Schaum aufpeitscht, oder wenn der Herbstnebel sich grau und hart darüber hinlegt und die langen Schatten niemals weichen. Wie wir voranfuhren und einen Felsvorsprung nach dem andern zurücklegten, und die Gebirge, namentlich auf der linken Seite, immer höher und furchtbarer anstiegen, als die Wasserfälle weit oben an den platten Bergabhängen wie lautlose weiße Streifen sich zeigten, und die linken ungeheuren Klippenränder ihre langen dunkeln Schatten breiter und breiter über den See warfen, so daß wir endlich trotz des ungemein warmen und klaren Sonnenscheins am frühen Nachmittag wie in der kühlsten Abenddämmerung dahin ruderten, da fühlten wir uns mehr und mehr von wundersamen Gefühlen ergriffen, und es kam uns vor, als bringe uns jeder Ruderschlag halb widerstrebend, halb sehnsüchtig näher zu den innersten Gewölben des Berggeistes.

Solche seltsamen, wie zu einer übernatürlichen Macht hinziehenden Stimmungen, die schon den Fremden ergreifen, nehmen bei dem den See umwohnenden naiven Bergvolk Körper und Gestalt an, und treten als etwas außer der Einbildungskraft Bestehendes auf. Denn die Bewohner dieses wilden Strichs sind nicht wie die meisten Bauern des Landes stumpfsinnige, für die Einwirkung der sie umgebenden Natur unempfindliche Leute, sondern zeigen vielmehr ein tiefes Gemüth nnd sind ihren eigenen Grübeleien hin-

gegeben, in denen die großartigen, aber finstern Umgebungen wie natürlich sich abprägen. Denkt man sich nun diese Kinder der Natur in ihren einsamen Berggeländen an einem nebeligen Morgen, wo die Umrisse der ungeheuren Felsenküsten gleichsam sich bewegen und über einander hinfließen, und schwere, weißgraue Wolkenmassen niederhängen über die schroffen Klippen und auf- und niederrollen, oder in einem der rasenden Stoßwinde, wo alle heulenden Stimmen der Tiefe losgelassen scheinen, und die zu Schaumstaub gequetschten Wellen um das Boot wirbeln und es zurückwerfen von den ungastlichen Ufern, wo kaum ein Fußbreit Landungsplatz zu finden, — oder an einem stillen, sonnenklaren Abend, wie dieser, wo Licht und Schatten wundersam wechseln auf dem ruhig daliegenden See, und die Gebirgsgipfel sich fest und bestimmt am tiefblauen Himmel abzeichnen, und ein fernes Rasseln in den mit Geröll angefüllten Schluchten, oder ein von den hohen Sennweiden hergetragener Ruf die träumerische Stelle mehr andeutet als unterbricht, da fühlen wir mit ihnen, daß die unbewußte Naturpoesie in ihrer Brust geweckt werden und in lebendigen, wenn auch wilden und barocken Formen hervortreten kann. Darum ist dieser ganze Strich steiler Gebirge und tiefer Seen im Munde des Volks belebt von einer Heerschaar von Ungeheuern, Riesen, Nixen, Wundermännern und den Sagen, welche sich an alle diese verschiedenen Ausprägungen des innersten Wesens der Gebirgsnatur knüpfen. Wir finden hier kaum einen Landvorsprung, irgend einen eigenthümlichen Absturz, der nicht seine Geschichte hat, kaum eine Spalte im Gebirgsweg ohne ein Merkzeichen irgend eines Kampfes. Liegt hier ein großer Klippenblock lose über einem andern auf der Wasserseite, so kann man sicher sein, daß irgend ein Ungeheuer ihn nach einem mit Spiel und Klang auf dem Fjord hinziehenden Hochzeitspaare geworfen hat; stürzt ein Schneegewitter mit chaotischer Verwüstung an der Gebirgsseite nieder, so sind das die Ungethüme, die ihn auf St. Olaf, der über den See ruderte, losgelassen haben; rast der Herbststurm durch die Klüfte, so ist es der Asgardsreigen, des Nordens wilde Jagd, der unter Schwertergeklirr und Peitschenknall, mit Hohngelächter und Klageruf hinfährt über den Schauplatz der Thaten alter Zeit. Wo ein scharf abgeschnittener Riß im Gebirge einige tausend Fuß Höhe niedergeht bis zur Wasserfläche, da ist einmal ein Riese ausgeglitten, als er von einem Gebirgsrand zum andern quer über den Tindsee schreiten wollte. Die glatte Felswand, welche von dem aus den Ritzen niederhängenden Birkenbuschwerk thorartig umschlossen wird, öffnet sich zuweilen in einer stillen Sommernacht, und die Nixe sitzt dort unter der Wölbung, kämmt ihr Haar und lockt die Vorüberfahrenden mit ihrem wehmüthigen Gesang; lassen sie sich überwältigen von ihrem bethörenden Ruf, und steigen sie über ihre Thürschwelle, so schließt die Felswand sich plötzlich und sie sind für ewig dem Blick der Menschen entrissen. Des Tindsee's schwarze Tiefe läßt sich nicht messen, und es findet sich kein Tau, das auf den Grund reicht, und wer es dennoch versuchen will, der wird selbst hinabgerissen in die Tiefe.

Mitten unter den Erzählungen dieser Sagen und Denkmälern, und wunderlich ergriffen von der Uebereinstimmung mit den Umgebungen, fuhren wir allmählig weiter und weiter den See hinauf. Unsere Ruderer, ein junger Bursche und ein Mann von mittlerem Alter, waren beide voll von diesen Geschichten, doch zeigte sich in der Art ihres Erzählens ein merklicher Unter-

schied. Der junge Mensch, ein hübscher Bursche mit blonden Haaren und blauen Augen, fast etwas zu zart gebaut für einen Thellebauern, sprach aus seinem innersten Herzen; die festeste Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Erzählten war auf seinen offenen Zügen ausgeprägt, und er sah aus, als ob er jeden Augenblick erwarte, daß die Felswand, unter der wir hinruderten, sich öffnen und die schöne Nixe ihn in ihre Arme schließen könne. Der ältere Mann dagegen, ein schwarz berußter Kerl, mit einer offenen, aber lustigen Physiognomie, sprach bereits mehr aus dem Standpunkt der Reflexion, gab seine Sagen zum Besten in einem mehr spöttischen Ton, und sah mit einem mitleidigen Lächeln auf seinen jungen, nie aus dem Umkreis seiner Gegend hinausgekommenen Ruderkameraden, während er selbst mit seinem Aufenthalt in Drommen und Christiania prahlte, wo er den Aberglauben seiner Heimath verachten gelernt hatte, ohne doch etwas an dessen Stelle setzen zu können.

Nachdem wir den sogenannten Prästeur, wo der Sage nach ein Priester durch den Wind drei Tage lang festgehalten worden sein soll und der jetzt noch manchmal als Zufluchtsort für die vom Stoßwind überfallenen Reisenden dient, hinter uns hatten, kamen wir endlich nach Haakenäs, wo der Arm des Sees abbiegt, welcher nach dem Westfjordthal hinaufführt. Hier liegt auf einem Landvorsprung unter dem himmelhohen Gebirge ein kleiner Hof, wo man Postpferde bekommen kann, und wo wir zum Voraus Pferde zur Gebirgsreise auf den nächsten Tag bestellen konnten. Die guten Leute auf Haakenäs hätten gern uns hier über Nacht behalten, aber der Sommerabend war klar und hell, und wir wollten hinauf bis Miland, um noch den Gousta in der Abendbeleuchtung zu sehen. Wir setzten uns also in das Boot und ruderten langsam in den Westfjord hinein, der uns noch schmaler und geheimnißvoller vorkam als der Hauptfjord, aber doch auch grüner und freundlicher. Die Gebirgsabhänge waren hier bis zu einer gewissen Höhe reich mit Laubholz bewachsen, und langhin am Wasserspiegel zog sich ein kleiner, grüner, angebauter Streif, der da und dort mit kleinen menschlichen Wohnungen bedeckt war, die sich unterhalb der Gebirgskolosse wie Maulwurfshaufen ausnahmen. In einer dieser Klüfte sahen wir den mächtigen Hougwasserfall sich glänzend und weiß schäumend in einem einzigen freien Bogen von dem Klippenabhang herabstürzen, aber so hoch oben, daß auch nicht ein Laut von seinem Donnern unser Ohr erreichte. Der Tag war inzwischen ziemlich zu Ende gegangen, und nur die höchsten Spitzen der Gebirge glänzten noch im Sonnenstrahl. Aber unten über dem hellen Fjordarm und dem dunkelnden Schirmdach lag ausgebreitet ein bläulich nebelhafter, wie von sich selbst leuchtender Schimmer, durch welchen die Gegenstände in milderen und weicheren Formen, als die Wirklichkeit in dem starken Sonnenlicht geboten haben würde, dem Auge näher gebracht wurden. Lange neckte uns so der Abstand vom Ende des Fjords, wo die kleine weiße Oerenäs-Kapelle von ihrer grünen Aue herabwinkt. Endlich landeten wir hier, wo der wilde Maan-Elv seine Mündung hat unter vielen kleinen mit Gebüsch bewachsenen Inseln; unsere Ruderer nahmen unser Gepäck auf den Rücken und wir begaben uns mit ihnen auf die Wanderung nach dem eine Viertelmeile thalaufwärts liegenden Miland, wo wir unser Nachtquartier nehmen wollten, vorausgesetzt, daß wir so glücklich wären, die Leute daheim zu treffen. Der erste Theil des Weges

bot durchaus nichts Neues, das Thal setzte sich in derselben Richtung fort, wie der Fjord selbst, mit denselben ewigen Gebirgsabhängen; der brausende Elv in dem grünen Thal nahm hier die Stelle des Wasserspiegels ein, den vorher der Fjord geboten hatte. Der Weg, ein ordentlicher Fahrweg, schlängelte sich längs dem Flusse fort, beschattet von schönen Hängebirken und einer üppigen Vegetation. Dann machte der Fluß eine Krümmung und eine Brücke führte uns hinüber. Meine Begleiterin war einige Schritte vorangeeilt und befand sich mitten auf der Brücke, noch ehe ich sie betreten hatte. Da stand sie plötzlich still und rief mit einem Ton, der wie unwillkürlich von Ueberraschung, Bewunderung, ja Schrecken ausgepreßt lautete — „der Gousta!"

c. Vestfjorddalen.

Auf Haakenäs waren uns zwei Pferde zugesagt, die wir am nächsten Tage Morgens 6 Uhr in Miland treffen sollten. Zeitig erhoben wir uns daher an diesem Morgen und stiegen herab von „Buret" (Nebenhause), wo wir, ermüdet von der langen Tagereise, die Nacht in gutem Schlaf verbracht hatten, — inmitten der überhäuften Umgebung des bestem Reichthums der Milandsleute, auf bunten Teppichen und kostbaren Kleidern, die in dichten Reihen unter dem Dach und an den Wänden hingen, und trotz des strengen Duftes von ranzigen eingesalzenen Schinken, altem Käse und andern Speisevorräthen, der durch die Fingerbreiten Spalten des Fußbodens aus der unter uns befindlichen Vorrathskammer hinaufstieg. Als wir herabkamen, fühlten wir uns durch die frische reine Morgenluft von den Felsenspitzen neu belebt. Klar und hell stand der Gousta-Kamm wieder am wolkenlosen Himmel da und verhieß uns einen jener warmen Sonnentage, die unser guter Genius in dem regnerischen Sommer nur auf unsere Reisezeit fallen ließ. Noch war Alles still in der friedlichen Morgenlandschaft; die mannigfachen kleinen Häuser des Hofes Miland mit ihren geschnitzten Thürpfeilern und moosbedeckten Dächern lagen geschlossen und lautlos unter Hängebirken auf dem grünen Wall zwischen Strom und Felsen; das hohe weiche Gras war glänzend naß vom Nachtthau und zeigte die Spuren unserer Füße, wie wir darüber hinschritten. Leise und gleichsam scheu erklang der Vögel Gezwitscher und mischte sich mit des Stromes fernem Rauschen und des Morgenwindes Säuseln in den schwankenden Birkenkronen. — Vergebens erwarteten wir aber, daß mit all diesen Morgenzeichen auch das bei den Beschwerden einer Tagesreise zwischen Felsen so belebende Wiehern unserer Pferde sich vereinigen sollte; dieser weithin schallende Trompetenruf zum Kampf des Tages, der sonst in Thellemarken nie zu fehlen pflegt, wenn mehrere Pferde zusammenkommen, blieb diesmal ganz aus; auch konnten wir nirgends etwas Lebendiges erspähen, weder Pferde noch Leute, und doch war die zum Aufbruch bestimmte Zeit schon vorüber. Wir nahmen indeß die Verzögerung ziemlich leicht, denn hier hatten wir ja die herrlichste Alpenlandschaft rings um uns, und jetzt in der scharfen Morgenbeleuchtung von ganz anderer Wirkung, als da wir sie zuletzt sahen, übergossen mit den schweren glühenden Farben des Sonnenuntergangs. Während wir in Betrachtung verloren ruhig auf der Treppe vor der Vorrathskammer saßen, fühlte ich plötzlich eine harte Hand auf meiner Schulter; ich wandte mich um und erblickte unsern alten Wirth, Torger

aus Miland, der lautlos zu uns herangeschlichen war und nun dastand, mit einem pfiffig gutmüthigen Lächeln in seinem verwitterten spitzen Gesicht. Nach herkömmlichem Morgengruß schwieg der Alte wieder und betrachtete uns mit sehr bedeutungsvoller Miene. Ich unterbrach ihn nicht mit Fragen, denn ich kannte diese Bergbewohner schon genug, um zu wissen, daß man ihnen ungestört Zeit lassen muß, mit dem herauszurücken, was ihnen auf dem Herzen liegt. Endlich begann Torger langsam und mit Betonung jeder Silbe: „Ihr denkt wohl heute zum Wasserfall hinaufzukommen?“ Auf unsere Antwort, daß wir allerdings die Absicht hätten und nur auf unsere Pferde warteten, um aufzubrechen, folgte wieder eine Pause, bis zuletzt der Alte sein Bedauern äußerte, daß er mit seinen Pferden heute endlich auf den Säter hinauf müsse, um den Leuten dort oben Proviant zu bringen, und daß sonst weithin keine Pferde zu Hause wären.

Nun wußten wir, woran wir waren, der Posthalter von Haakenäs hatte schon vor Tagesanbruch gemeldet, daß es ihm nicht möglich wäre ein einziges Pferd aufzutreiben; wir sahen uns mithin der Barmherzigkeit Torgers anheimgegeben, denn wenn wir uns auch entschließen wollten, dritthalb Meilen in der brennenden Sonne zu steigen, so mußten wir doch ein Pferd haben, um das Gepäck weiter hinauf in's Thal zu bringen, da wir nicht denselben Weg zurück-, sondern über die Gousta-Kniee nach Tudal gehen wollten. Der Alte wollte uns indessen nur auf die Größe des Opfers aufmerksam machen, und da wir ihn nach vielem Hin- und Herreden einmal dazu bewogen hatten, uns den „Rjukan“ hinauf zu bringen, so weit der Weg fahrbar sei, zeigte er sich sehr gefällig und versprach uns vom Nachbarn einen Karren zu verschaffen, den er als ein Wunder von Bequemlichkeit beschrieb. Während sich nun der Mann zu diesem Zweck entfernte, machten wir Bekanntschaft mit seiner Frau, welche uns gastfrei ein Frühstück vorsetzte und uns mit Erzählungen von ihrer Krankheit unterhielt.

Endlich kam Torger mit dem Karren zurück, der wirklich besser war, als man es in dieser Gegend erwarten konnte, und während wir uns, begleitet von Torger selbst in seinem besten Sonntagsrock, in Bewegung setzten, blieb seine Frau unter dem rohen, aber keck ausgeschnitzten Porticus ihres Hauses stehen und verfolgte uns, so weit wie möglich, mit ihren Blicken. Die Sonne war inzwischen schon hoch gestiegen und sandte ihre wärmsten Strahlen in die enge Felsenkluft, die wir der ganzen Länge nach durchwandern mußten, um an deren Ende das Naturwunder des Rjukan-Wasserfalls zu erreichen. Die lichtgrünen Wiesenstriche zu beiden Seiten des Stromes wurden immer schmaler, die Menschenwohnungen immer seltener, bis endlich das Grasland gänzlich aufhörte und die grünlich weißen Schaumwogen des Maan-Elv brausend herabstürzten in einem Lager von schwarzen senkrechten Klippenwänden, in deren Spalten kein menschlicher Fuß Platz finden kann. So lange es thunlich war, ist ein ziemlich guter Fahrweg längs den Krümmungen des Stromes angelegt. Dieser führte uns anfangs gerade gegen die Breite des Gousta, wie man ihn von Miland aus sieht; aber bald biegt das Thal rechts um, und das Haupt des seitwärts liegenden Gousta verschwindet fast hinter den näher liegenden Knieen (Vorhöhen); erst weiter aufwärts im Thal hebt sich der Kamm wieder über die niedern Massen empor, aber in Gestalt eines ganz zugespitzten Kegels.

Bei der auf einer von dem Elv umflossenen Vorhöhe gelegenen Thalkirche machten wir Halt, um auf dem nahen Hofe ein Nachtquartier zu bestellen, denn von dort aus kann man am besten den Fels besteigen. Weiterhin rückten die Felswände immer näher an einander, es kam uns vor, als ob wir uns einem ungeheuern Stollen näherten, und als müsse uns der schäumende Strom mit hinabreißen in die über uns sich schließende Felsenwölbung. Auf dieser Höhe kamen wir nach Ingolfsland, wo der aus Steffens Novellen bekannte Eistein Hansen wohnt. Der alte Recke ging eben hinaus auf seine Wiese und schnitt Heu. Da er uns kommen sah, legte er die Sense weg und rief uns einen kräftigen Gruß zu und die Ermahnung, nicht an Ingolfsland vorbeizugehen, ohne in seine Wohnung einzutreten und einen Trunk Bier zu nehmen. Wir folgten gern seiner Aufforderung, und nicht minder gern unser alter Führer, der alsbald eine lebhafte Unterhaltung mit Eistein begann, und mit dem erfahrenen Mann berieth, wie man zur kommenden Tagesreise über den Felsen Pferde für uns erlangen könne.

d. Rjukan.

Ein wenig höher hinauf über Ingolfsland wird die Schlucht so eng, daß der Weg nicht in der Thalsohle weiter geführt werden konnte; man muß das Fuhrwerk stehen lassen und zu Fuß die Felswände hinansteigen. Trotz der drückenden Hitze traten wir die beschwerliche Wanderung frohen Muthes an, in gespannter Erwartung des Anblicks des mächtigen Wassersturzes, der uns zugleich Kühlung versprach. Der alte Torger schritt mit all unserem Gepäck belastet voran, etwas gebückt und langsam, aber in jenem sichern, stetigen Gang, der den Felsenbewohnern eigen ist. Wir folgten raschern Schrittes und blieben doch oft zurück, weil uns der Athem verging oder die Hitze zu sehr drückte. Auf der ersten Höhe begegneten uns zwei junge Lieutenants aus Christiania, die eben vom Rjukan zurückkamen und ganz erfüllt waren von der Schönheit dieses Naturwunders. Nach kurzem Gespräch mit ihnen gings weiter, sie hinab, wir hinan. Bald ward der Pfad immer steiler und beschwerlicher; von allen Seiten stürzten kleinere Bäche brausend aus den über uns klaffenden Felsspalten herab und vermehrten das Rauschen des Stromes in der gewaltigen Tiefe unter uns. Je weiter man sich hinaufarbeitet in dem Thal, desto näher rücken sich die Seitenwände, bis man sie endlich in der Ferne zusammenstoßen und sich in eine schwarze, zackige Klippenwand schließen sieht, die zum Theil noch von zwischenliegenden Waldpartien verdeckt wird, über deren Scheitel aber eine weiße Dunstwolke schwebt. „Da hinten ist der Rjukan!“ rief der alte Führer, indem er plötzlich still stand und auf diese Wolke zeigte; „der Sturz ist heute nicht stark, denn die Dunstsäule pflegt sonst viel höher zu ragen; aber für Euch, die Ihr so was noch nicht gesehen habt, wird er immer groß genug sein.“ Das meinten wir auch und stiegen muthig weiter; aber die letzte Wegstrecke war wahrlich nicht die leichteste. Etwas oberhalb des Hofes Vage, der auf einer kleinen Wiese zwischen Fels und Abgrund liegt, verließ der Führer den gebahnten Weg und lenkte in einen sogenannten Fußpfad, der fast spurlos über buschbewachsenes Steingeröll und glatte Felsblöcke hin

zu einem freien Platz in der Nähe des Wasserfalls führt und theilweise nicht ohne Gefahr zu passiren ist. An einer Stelle namentlich wird er von einem senkrecht herabstürzenden Felsbach ganz unterbrochen, und man muß auf zwei horizontal gelegten, fortwährend vom Wasser bespülten Baumstämmen quer über den Sturz gehen, was auch für den Schwindelfreien keine leichte Aufgabe ist, denn unter dem schmalen schlüpfrigen Steg sieht man nichts als den weißen Schaum in bodenloser Tiefe.

Als wir eine Weile noch in ähnlicher Weise weiter geklettert waren, erreichten wir eine Hütte, die auf einer oben flachen, schroffen Felsenklippe von einem kleinen Grasplatz umgeben liegt und „Pladsen Krogen" genannt wird. Man sieht vom großen Wasserfall auch hier noch nichts, aber man hört desto mehr; bis dahin war uns das Brausen und Donnern verhältnißmäßig schwach erschienen, der Wind stand von uns ab und es waren zu viele Felsmassen zwischen uns und dem Schlunde; hier aber kündigte sich die furchtbare Macht des Sturzes in andern Tönen an. Das Tosen kam stoßweise und so heftig, daß wir jedesmal das Gefühl hatten, als ob die ganze Felsmasse, worauf wir standen, erbebte. Es ist ein höchst romantischer, aber furchtbarer Fleck, auf dem die Hütte liegt, ein kleiner Absatz an der immensen, senkrechten Felswand, umgeben von dunsterfüllten Abgründen und schwarzen, wildzerrissenen Klippenthürmen, außer dem kleinen Grasfleckchen nichts als Graus und Nacht und tosendes Gebrüll ringsum. Und diese einsame, vom Bereich der kultivirten Welt ganz abgeschlossene Hütte ist nicht etwa der Wanderer wegen angelegt; nein, sie ist von Menschen bewohnt, und nicht blos in den Sommermonaten, wo wenigstens die grüne Weide mit ihren blühenden Alpenkräutern und die feuchte, milde Luft den Menschen erfreuen können, nein, auch im Winter wohnen sie da, in der grauenvollen Zeit, wenn zwischen all diesen Felsmassen Sturm und Schneegestöber rasen, wenn die schweren Nebel in allen Schluchten und Oeffnungen liegen, und der furchtbare Nachbar in seiner wildesten Macht die großen Eisblöcke in die Tiefe schleudert, und wenn in langen, langen Monaten sonst kein menschliches Wesen seinen Fuß in diese schauerliche Felsenöde setzt. Wohl könnte man sich denken, daß für eine von der Welt ausgestoßene, in sich selbst abgeschlossene Menschenseele ein solcher Aufenthalt etwas Reizendes hätte, und es würde uns nicht befremden hier ein Kreuz und eine Einsiedlerklause zu finden. Aber wir sind im protestantischen Norwegen und werden von ein paar schlichten Bauersleuten begrüßt, die von solchen Träumereien nichts wissen. Jetzt aber eilten wir weiter nach dem letzten Pfade, Maristien, wo die Aussicht auf den Wasserfall sich öffnet — und bald hatten wir alles andere vergessen.

Lange saßen wir an der Stelle, wo der eigentliche Maristeg beginnt, und ließen uns ganz erfüllen von dem überwältigenden Eindruck des Schauspiels vor uns und unter uns; denn wir sahen hinab, 600 Fuß tief, auf den Boden des kochenden äußern Schlundes, und von dort hinauf an der silberweißen Wassersäule bis zu dem schwarzen Felsenriß, aus dem sie ewig und unablässig hervorbricht — und wieder hinab mit den fallenden Schaumwirbeln bis zur Hälfte des innern Kessels; denn weiter kann dort das menschliche Auge nicht dringen, weil die vom Grunde aufsteigenden Staub- und Dunstwolken den untern Raum beständig füllen. Es ist als ob der Berg-

geist alle Mittel ersonnen habe, um das Innerste seiner geheimen Werkstatt vor jeglichem Eindringen zu bewahren; denn nicht nur dieser innere Kessel ist auch oberhalb der dichten Wolken rings eingefaßt mit senkrecht abfallenden, messerscharfen Felskanten, so daß kein lebendes Wesen hineindringen kann, ohne augenblicklich vom Sturz erfaßt und zermalmt zu werden; — sondern auch der äußere, gleichsam einen Vorhof bildende Kessel ist für einen menschlichen Fuß fast unzugänglich, und nur dunkle Sagen erzählen von kecken Kletterern, die hineingedrungen und lebendig wieder herausgekommen wären. Aber welch' einen Anblick muß der Fall dort unten gewähren! Wir sahen ihn nur von oben herab, in so scharfem Winkel, daß das Auge den rechten Maaßstab für die Höhe verliert. Wie wir nun länger und länger hineinstarrten in die unaufhörlich hinabstürzenden Schaumberge und einzelne rothe Streiflichter der sinkenden Sonne durch den tiefen Schatten der Felsspalten hervorbrechen und die Myriaden losgerissener Tropfen und Stäubchen in eben so viele funkelnde Edelsteine sich verwandeln sahen, während der betäubende Lärm des Sturzes bald in jagendem Sausen und Klatschen, bald in tiefem dröhnenden Donnern die Luft rings um uns erbeben machte; als wir sahen, wie große Vögel schreiend heranflogen und den brausenden Gischt des Sturzes in immer engern Kreisen umschwebten, als ob sie mit in den Wirbel hinabgezogen würden; — da wurden auch wir zuletzt von der seltsamen Lust ergriffen, die an solchen Stellen den Menschen lockt sich in den Abgrund zu stürzen; ja dieser wunderbare Reiz ward so stark in uns, daß wir unwillkürlich und krampfhaft die nächsten Gegenstände mit den Händen erfaßten, um nicht von der unsichtbaren Macht hinabgezogen zu werden. Es war das schreckliche Phantom des Schwindels, das sich unserer Seelen bemächtigt hatte, — und wer von dem verfolgt den Maristeg betritt, der ist rettungslos verloren.

Trotz der augenscheinlichen Gefahr wollten wir so gern dahin; die glatte Felswand bis hinan zum „Furua“ schien uns so kurz, so bald zu ersteigen. Und in uns flüsterte es: „Am Rjukan gewesen und nicht über den Maristeg, das ist nicht besser, als in Rom gewesen sein, ohne die Peterskirche zu sehen.“ — Schon hatten wir den Fuß auf den schwindelnden Steg gesetzt, — da ermannten wir uns und kehrten um, und der alte Torger selbst lobte uns und sagte, wenn wir nicht sicher im Kopfe wären, könnten wir da nicht gehen, aber wir würden auch wenig dabei verlieren; wenn es nur darum zu thun wäre noch eine andere Ansicht des Wasserfalls zu gewinnen, so wolle er uns weiter unten zu einem noch bessern Punkte führen. Auch wolle er gern hin- und hergehen, für ihn wäre das nichts; habe doch Eistein Hansen in seinen jungen Tagen seine furchtsame Frau da hinüber geführt und dabei noch sein jüngstes Kind in einem Korbe auf dem Rücken getragen. Wir dankten natürlich ablehnend für sein Anerbieten und kletterten nun von Torger geführt von Busch zu Busch abwärts bis zu einer Stelle, wo gerade vor dem Wasserfall ein flacher Stein wie ein Altan über die Tiefe hinausragt, überwölbt von Hängebirken, die dicht darüber in den Spalten der Felswand wurzeln. Und wirklich erschien uns von diesem niedrigern Standpunkt aus die Wassersäule noch weit höher als dort oben; das Gesammtbild aber jedenfalls malerischer, wenn auch vielleicht weniger schauerlich. — Während wir hier rasteten, überdachten wir den ganzen wundervollen Lauf der Wasser

Thellemarkens von den ewigen Eismassen des Hardangerfelsen bis in's Meer; welch' eine Fülle der mannigfaltigsten und merkwürdigsten Naturscenen bietet dieses Wasser!

Schon anderthalb Meilen oberhalb des Rjukan bilden die Gletscherwasser einen See, Mjösvand, dessen dunkle Wogen nichts als nackte Höhen bespülen, worauf kein Baum mehr wächst; aber Weideland gibt es dort oben und Sennhütten, ja sogar einzelne feste Wohnungen. Die in Thellemarken oft vorkommende Sage von solchen hochgelegenen Strichen ist auch hier im Gange, daß nämlich in frühern Zeiten, vor dem „schwarzen Tode," die Ufer des Mjödvand gut bebaut waren, ja daß ein ganzes Kirchspiel dort gestanden habe, und von dem Fundament der Kirche glaubt man noch die Spuren zu erkennen. Eine lange Zeit danach war die Gegend nur gelegentlich von Hirten, Jägern und Fischern besucht, bis sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder feste Bewohner erhielt.

Immer weiter und dichter warfen die Klippen ihre Abendschatten über den Silberglanz des prächtigen Wasserfalls, als wollten sie die Mysterien der Wassernixen vor den neugierigen Blicken der Menschen verhüllen. Zugleich ging ein kalter Wind ächzend durch die Klüfte und erinnerte uns, daß es Zeit sei uns loszureißen aus diesem Zauberkreis, bevor die Nacht mit ihren Schrecken hereinbräche. Und es war in der That Zeit; wir hatten einen langen und beschwerlichen Rückweg zu machen, und es war nicht weit von Mitternacht, als wir endlich ermüdet und hungrig unser Standquartier im Thal erreichten.

e. Ueber Gousta nach Tudal.

Der Felsensteg über die Goustakniee nach dem abgelegenen, zur Pfarrei Hjertedal gehörigen Tudal, von wo wir dann in die bewohnteren Niederungen hinabzusteigen dachten, ward uns zwar in Dale als höchstbeschwerlich und wenig lohnend geschildert; wir wollten aber ungern denselben Weg, den wir eben gewandert waren, wieder zurück machen, sondern wünschten etwas Neues zu sehen, und überdies hatten die hoch aufgethürmten Felsmassen einen besondern Reiz für uns. Daher ließen wir uns durch keine Schwierigkeiten abschrecken und bewogen auch unseren alten Torger, seinen Hirten auf den Almen noch ein paar Tage länger warten zu lassen, und nach dem thellemark'schen Wahlspruch: „Reisende müssen vorwärts" — zuvor uns über den Gebirgskamm zu führen. Dazu fand sich noch ein zweiter Geleitsmann, ein kräftiger junger Kerl vom Hofe Baa, der diese Felsengegenden sehr genau kannte, und bereit war einen Theil des Gepäcks auf seine breiten Schultern zu nehmen, um auf den steilsten Wegen die Pferde nicht ungebührlich zu belasten. Da aber am Morgen unsres Aufbruchs der Himmel grau und die höchsten Berge in Wolken gehüllt, mithin keine Fernsichten zu erwarten waren, begnügten wir uns mit Uebersteigung des untern Goustakammes. Gleich jenseits der Brücke über den Maan-Elv beginnt eine Art von Sennen- oder Hirtenstieg, der steil hinanführt zur obern Biegung des Goustakniees und auf das Plateau, worauf der höchste Bergkegel ruht. Dieser Felsenpfad ist dergestalt mit Steinen und Felsblöcken überschüttet und mit Tannenwurzeln und Moos überwachsen, daß ein ungeübtes Auge denselben kaum zu erkennen

vermag, und überdies so steil und jäh ansteigend, daß selbst die kleinen Bergpferde dieser Gegenden, die fast wie die Fliegen an senkrechten Wänden hinanlaufen, doch nur mit Mühe sich vorwärts arbeiten konnten. An Reiten war natürlich nicht zu denken; wir hatten genug zu thun, um mit Händen und Füßen selbst hinanzuklettern. Die Anstrengung war freilich sehr groß, aber nicht ohne Interesse, und weiter oben ward auch die Luft, troß der Dichtigkeit des Tannen- und Kiefernwaldes, angehm frisch und doch weniger scharf, als in der freiern Thalschlucht, in welche wir manchmal von vorspringenden, mit den schönsten Moosarten bewachsenen und von langen Flechten überhangenen Klippen hinabblicken konnten. Noch weiter oben ward der Baumwuchs immer dünner und spärlicher, hie und da öffneten sich kleine Grasfelder oder Hochwiesen, und die Nadelhölzer wichen allmählig den Birken. Wir waren indeß so erschöpft, daß wir sehr oft rasten mußten, und die Zeit möchte uns lang geworden sein, wenn sie uns nicht durch die Unterhaltung mit den Führern auf das angenehmste verkürzt worden wäre; besonders waren die Aeußerungen des tiefen Gemüths dieser Bergbewohner in ihren Gesprächen miteinander beachtenswerth, und es kam uns oft so vor, als ob das abgesonderte, zu stillem Grübeln auffordernde und doch alle Kraft und Besonnenheit in Anspruch nehmende, einsame Leben inmitten einer Natur von so wildem, strengem und erhabenem Charakter diesen Menschen ein ganz eigenthümliches Gepräge gegeben habe. Die Vorstellungen und Gedanken dieser armen, sich selbst überlassenen Leute sind durch die sie umschließenden Felsenmauern keineswegs eingeengt, durch die ellenhohe Schneedecke, die den größten Theil des Jahres auf ihren Feldern und Hütten lastet, durchaus nicht erstickt worden; sie wissen sehr wohl, daß es draußen vor ihren Schluchten eine bewegtere Welt gibt, greifen jede Nachricht über dieses fremde Leben mit Wißbegierde auf, und suchen die so erlangten nur abgerissenen Vorstellungen durch Gebilde der eigenen Einbildungskraft zu einem Ganzen zu runden. Auch in ihr häusliches Leben ließen sie uns Blicke thun, die wohl geeignet waren unsere Theilnahme an ihren Schicksalen anzuregen. So erzählte der alte Torger, wie er vor langen Jahren einmal — nicht zum Vergnügen — sondern eines wichtigen Geschäftes wegen dasselbe Gebirge, worauf wir uns befanden, habe ersteigen müssen, während sein Töchterlein todtkrank daheim bei der verlassenen Mutter lag. „Sobald mein Geschäft abgemacht war, sagte er, eilte ich mit steigender Unruhe und aller nur möglichen Hast wieder zurück. Es war mir immer, als ob das Herz aus meiner Brust heraus mir noch voraneilen wollte, ich fühlte, daß eine liebende Seele nach mir verlangte, und nicht frei werden könne, bis ich käme. Und so war es auch; die Kleine hatte immer gesagt, sie wolle so gern sterben, aber erst müsse sie ihren Vater sehen. Das kleine Bett hatte man auf ihr Verlangen an's Fenster rücken müssen, und nun hatte sie sich mit ihren magern Händchen an den Rahmen geklammert und mit starren Augen hinabgeschaut in's Thal, woher der Vater kommen mußte. Und ich kam auch, ehe es zu spät war; sie legte ihr kleines Köpfchen an meine Brust — und starb.“

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen erreichten wir die erste Sennhütte unter dem Goustakamm, und erblickten den Berggipfel nahe vor uns, obwohl theilweise noch von abziehenden Wolkenmassen verhüllt. In der Hoffnung hier Menschen und Vieh zu finden sahen wir uns aber getäuscht; sie

waren weiter in's Gebirge hineingezogen, die Hütte stand leer, wir lagerten uns indeß auf dem Grase, um uns von den Strapazen zu erholen und zu den noch bevorstehenden neue Kräfte zu sammeln. Obgleich der Bergrücken, auch abgesehen von dem hohen Kegel, noch merklich vor uns anstieg, fühlten wir doch an der scharfen Luft, daß wir eine bedeutende Höhe erreicht hatten, und auch die Sonne, die schon ziemlich hoch stand, gab wenig Wärme. Der Baumwuchs war in unsrer Nähe und weiter oben nichts mehr zu sehen; weit unter uns wankten die dünnbelaubten Zweige der letzten kümmerlichen Birken, aber die Hochebene war hier noch mit dichtem Gras bewachsen. Weiterhin hörte auch dieses auf, bald war alles Grün verschwunden; wir befanden uns in einer öden Wildniß von nackten, halbverwitterten Felsmassen, zwischen welchen dann und wann in tiefen, mit Gerölle gefüllten Rinnen das Schneewasser hinabfloß. Zur Rechten ragte weit über allen andern Höhen der ungeheure Goustarücken mit seinen in der Sonne blitzenden Schneemassen empor. Um Mittag erreichten wir endlich die Langefonds-Sennhütte am Fuße des Kegels, dicht am Rande des ewigen Schnees.

Es schien uns fast unmöglich, daß in dieser wüsten Bergregion das Vieh sich noch ernähren könne, und doch sammelte sich eben eine beträchtliche Anzahl schöner Kühe bei der Hütte, um sich melken zu lassen, und bewies die Richtigkeit der Aussage unserer Führer, daß auf dieser Höhe zwischen den scheinbar kahlen Steinen die kräftigsten und nahrhaftesten Kräuter wüchsen. In dem rauchigen Innern der Hütte fanden wir eine schmutzige Sennerin, die eben ihr Mittagsmahl kochte und uns für Bezahlung Rahm und Milch trinken ließ, so viel wir wollten. Wir eilten aber bald wieder an die freie Luft hinaus, und wurden von den Führern mit lebhaften Geberden sofort aufmerksam gemacht, daß der ganze Bergkegel über uns wolkenfrei in den tiefblauen Himmel hineinragte. „Ihr werdet doch jetzt an dem Gipfel vorbeigehen" — rief uns der jüngere entgegen — „der so klar da steht, wie es Reisende nur selten treffen?" Der alte Torger war auch noch nie oben auf dem Gipfel gewesen und hatte Lust die Aussicht von dort mit zu genießen; daher besannen wir uns nicht lange, ließen die Pferde und das Gepäck unter der Aufsicht der Sennerin und stiegen bergan. Es war 1 Uhr, in 4 Stunden würden wir wieder zurück sein, versicherte der rüstige junge Mann, der auch hier jeden Pfad und jede Schlucht zu kennen schien.

Der Eindruck der Schönheit und welttrotzenden Festigkeit, den der Gousta, vom Westfjord-Thal gesehen, auf den Beschauer macht, wird beim Besteigen des Berges selbst etwas gestört, nicht daß die Vorstellung von dessen Größe abnähme, wenn man vom Gipfel aus das unermeßliche Panorama überschaut, aber die Gestalt dieses Gipfels macht einen weniger großartigen Eindruck, weil er nicht, wie es aus der Ferne scheint, aus einer großen Masse besteht, sondern aus unzähligen, wild durcheinander geworfenen, zum Theil gigantischen Felsblöcken, abwechselnd mit kleinerem Geröll. Nicht weit oberhalb der Waldgränze verschwindet daher jede Spur von Vegetation, selbst das Haidekraut findet auf den losen Steinmassen keine Nahrung mehr, die nur hie und da wieder von ewigem Schnee bedeckt sind. Dazu kommt noch, daß der oberste Kegel an drei Seiten sehr steil ansteigt, weshalb wir von der vierten längs der scharfen Kante des Grats hinangingen, wo man oft zu beiden Seiten unmittelbar in die furchtbarsten Abgründe hinabsieht. Als wir endlich

den Gipfel selbst erreichten, sanken wir ganz erschöpft nieder und es bedurfte einer geraumen Zeit, bis wir uns soweit erholt hatten, das grandiose Schauspiel zu genießen, das von diesem 6000 Fuß hohen Standpunkt sich unsern Augen darbot. Die nächste Umgebung ist nichts als eine Felsenwüste, von deren bewohnteren Thälern man nur ein einziges tief unter den Füßen gewahrt, das Westfjord-Thal, aus dem wir kamen, und das wie ein schmaler blaugrauer Streifen durch die graubraune Oede sich hinziehend, dem Auge den einzigen Maaßstab zur Schätzung der Höhe gibt, die man erstiegen hat, denn der Goustakegel ist ein Fels auf Felsen, hinter welchen sonst ringsum alle Thäler und Niederungen verborgen liegen. Der Himmel war so klar und durchsichtig, wie wir ihn vielleicht nie zuvor erblickt hatten, aber dennoch war von diesem Punkte, einem der höchsten der norwegischen Gebirge, rings um nichts zu erspähen, als ein ungeheures versteinertes Meer, mit kahlen Bergrücken statt der Wogen, am Horizont umkränzt von weißschimmernden Schneefeldern. Freilich konnten wir diese Aussicht nicht den Panoramen an die Seite stellen, die man in den reichbewachsenen und dichtbebauten Ländern des Südens von den hohen Bergspitzen überblickt; aber was wir vor uns sahen war ja unser theures Vaterland, — es war Norwegen in seinem eigenthümlichen Charakter, wie es erscheinen würde, wenn man es mit einem Mal von den Schwingen eines Adlers überschauen könnte: eine einzige zusammenhängende Felsenöde, in deren gewaltigen Massen die schmalen bewohnten Striche sich verlieren und verschwinden. Aber wußten wir nicht, daß sie da waren diese Streifen, wo Wälder und Wiesen grünen, wo das Mühlrad geht am Elvenfall und der Rauch aufsteigt vom Heerd der Hütte?

Nicht lange hatten wir uns in solche Betrachtungen vertieft, als ein eiskalter Windstoß über das Gebirge hinfuhr und uns an die Nothwendigkeit der Rückkehr erinnerte. Wir wollen indeß die Leser nicht mit Beschreibung der neuen Mühseligkeiten langweilen, sondern nur kurz bemerken, daß wir allen Gefahren glücklich entgingen und mit wahrer Wollust die grüne Weide betraten, welche die erwähnte oberste Sennhütte umgibt. Fünf Stunden hatten wir zur Besteigung des Kegels gebraucht; es war jetzt 6 Uhr Nachmittags und so ermattet und zerschlagen wir uns auch fühlten, wir konnten doch nur eine Stunde rasten, wenn wir Tudal noch erreichen wollten, denn die Aussicht, in dieser Hütte zu übernachten, war keineswegs einladend. Aber das Herabsteigen im düstern Walde ward uns nach allen diesen Anstrengungen unbeschreiblich sauer; doch unser junger Führer war frisch wie am Morgen, bahnte uns rüstig den Weg, wo die Zweige dicht verschlungen waren, oder eilte rechts und links abseits oder voran, um den Sennpfad zu finden. Und er fand ihn wirklich; aber es war finstere Nacht, als wir die oberste Hütte erreichten, wo wir bald in tiefen Schlaf, auf harten Holzbänken, die Beschwerden des Tages vergaßen.

3. Ueber die Ostsee an Gothland vorüber nach Kronstadt.

In Neufahrwasser, einem längs den Ufern der hier in's Meer strömenden Weichsel sich hinstreckenden, kleinen Städtchen, das aber noch als Vor-

stadt des eine Meile entfernten Danzig gilt, traf ich einen alten ...
einen 63jährigen Schiffskapitain, einen rüstigen Seemann, der noch ...
24jährige „Landratte“ beschämen konnte. — „Wohin, Herr Gevatter?“ ...
er mich mit derbem Handschlage. — „Ich suche Gelegenheit nach ...
und Petersburg!“ meine Antwort. — „Dann fahren Sie mit mir! ...
sobald der Wind umspringt, was in 2 bis 3 Tagen geschehen muß, ...
— In Zeit von fünf Minuten war unser Handel in Richtigkeit; ...
mit ihm zum Hafen, um seinen Schooner, „Ida“, mir anzusehen ...
daß es ein neues, schmuckes Schiff war mit guter, sauberer Kajüte. ...
hundert Passagiere waren bereits eingeschifft, mit hellem Gesang ...
und guter Dinge, Passagiere, die zu den angenehmen gehörten ...
Platz einnahmen, nämlich — Kanarienvögel und Lerchen, ein ...
danziger Handelsartikel, der allfrühjährig in mehreren Schiffsladungen ...
St. Petersburg verführt wird, und dort lebhafte Abnahme zu ...
Silber-Rubel für ein gelbes, gutsingendes Hähnlein findet.

Auf einem der kleinen Dampfboote, die allstündlich zwischen ...
und Neufahrwasser gehen, fuhr ich nach der Stadt zurück und ...
folgenden Morgen, einem herrlichen Maitage, mit meinem Gepäck ...
nem alten Schiffsherrn wieder ein. Noch immer steifer Nordost, ...
noch keine Hoffnung zu naher Abfahrt. So wurde denn der Tag ...
um in Gesellschaft des Kapitains einen Landausflug nach einem ...
reizenden Meeresbucht auf buschiger Anhöhe belegenen Lustorte ...
wo wir zahlreiche und angenehme Gesellschaft fanden. Die ...
dem Schiffe, am lauen, duftigen Mondscheinabend war sehr angenehm ...
uns nur die Windnoth nicht, wie dies bei Seefahrern und ...
gäng und gäbe ist, beunruhigt hätte. Da ich als neuer Einwohner ...
zum ersten Male meine Kajüte bezog, so hielt ich es für nicht übel ...
unserer sieben Mann starken Schiffsbesatzung noch an demselben ...
Thaler als Einkaufsgeld zu spenden. Dafür hatte ich mir für ...
Reise die Willfährigkeit der Leute erkauft, die mir jeden meiner ...
Wünsche zuvorkommend abzulauschen suchten. Auch der folgende ...
den Aeolus noch nicht auf andere Gedanken gebracht, erst gegen ...
fing der Wind an mit den bis dahin unbeweglichen Thurmfahnen ...
wegliches Spiel zu treiben. Der günstige, aber höchst schwache ...
wurde auch noch an demselben Abend von wenigstens zwanzig Schiffen ...
nutzt, um aus der weiten Bucht zu kommen und dann jenseits des ...
birges von Hela, theils nord-, theils südwärts ihrer Bestimmung ...
gehen. Doch war die Windhülfe so wenig ergiebig, daß wir am ...
Morgen noch sämmtliche Ausreißer im Gesichte hatten.

Dienstag früh 11 Uhr legten dann auch wir aus dem Hafen, ...
als Abschiedsgruß mit drei Böllerschüssen das gegenüber von Neu...
liegende starke Fort Weichselmünde, erhielten gefälligen Gegengruß ...
schwammen, freilich mit nicht viel mehr als Viertelwind, inmitten ...
schon gestern ausgegangenen Schiffe dem Städtchen Hela zu, das ...
schlanken Leuchtthurme die Spitze der gleichnamigen Landzunge ...
Schlußpunkt der Bucht bildet. Nach einigen mühsamen Stunden ...
an dem einsamen Schiffer- und Fischerflecken an, und erhielten, ...
Minuten beilegend, noch auf kleinem Boote Besuch von Vater ...

unsers jungen, kräftigen Steuermannes, die uns mit delikaten frischen Seefischen beim Abschiede verproviantirten. Nach wenigen Stunden war das helle Licht des Leuchtthurms verschwunden, denn im freien Fahrwasser blies der Wind frischer, und so wurde nach gutem Abendtisch das Bett gesucht und, nicht von Seekrankheit beunruhigt, Ruhe gefunden.

Das Meer, umkränzt von grünen Ufern oder mächtigen Felsbollwerken, ist schön, herrlich! Das Meer allein aber, diese unbegränzte Wasserwüste, dieser blaugrüne, runde Riesenteller, ist es nicht. Ein Dichter mag, wenn er das Meer beschreibt, im Leser, der es noch nie sah, eine gewaltige Sehnsucht erregen, aber auf dem leichten Brettergerüste des Schiffes über diese unendliche Fläche hingleiten, bleibt dennoch langweilig. Der folgende Tag fand uns bereits so weit, daß von Landsehen nicht mehr die Rede war, und so wurde denn die Zeit mit Essen und Trinken, was mein Kapitain mir in Fülle und gutem Gehalt vorsetzte, mit Lesen und sogar mit Bereicherung meiner nautischen Kenntnisse durch Studiren der trefflichen Seekarten und Beobachtungen auf dem Verdeck hingebracht. Der Abend sendete dunkle Wolken, starken Westwind und hohe See, was sich in der Nacht so mehrte, daß, während sich das Schiff auf die Seite legte, ich aus meiner Koye herausrollte. Da war's, obgleich gerade erst zwölf Uhr Mitternacht, das Beste, aufzubleiben und in Kompagnie mit dem Kapitain und dessen Schwiegersohn, der als Supercargo mitreiste, die Zeit vertreiben. Erst gegen Morgen wurde das Bett gesucht, und als wir vom Schlaf gestärkt wieder auf dem Verdeck erschienen, hatten wir, ungefähr auf zwei Meilen Abstand, Schwedens größte Insel, Gothland, westlich von uns.

Das auf der Westküste der Insel belegene Wisby ist der merkwürdigste Ort im nördlichen Europa, eine Stadt des Mittelalters, die bis auf den heutigen Tag größtentheils unverändert geblieben und durch die Zeit, durch Verheerung oder Verbesserungen weniger als andere Städte von gleichem Alter umgewandelt worden ist. Die zahlreichen Ueberreste von Kirchen und alten Gebäuden in einem so beschränkten Raume — von der Seeseite kommend, zählt das Auge mehr als 30 Mauerthürme, Kirchthürme oder vorragende Trümmer — bieten einen pittoresken Anblick dar. Man betritt die Stadt: alte, gut gepflasterte Straßen kreuzen sich in allen Richtungen, die Fahrwege sind mit zwei oder drei parallelen Streifen von größern, meistentheils andersfarbigen Steinen ausgelegt und sehen wie kolossale Mosaikarbeit aus. Aber die Häuser sind größtentheils ärmliche Hütten, umgeben von Gärten und kleinen Feldern, und bilden einen sehr hervortretenden Kontrast mit den malerischen, sehr wohl erhaltenen Kirchentrümmern von ungemein schöner Arbeit. Eine ganz erhaltene Mauer, 30 Fuß hoch, mit 45 viereckigen, achtseitigen und runden Thürmen, seit ihrer Erbauung im dreizehnten Jahrhundert, wie früher dem Feinde, so noch immer der Zeit trotzend, umgiebt die Stadt, indem sie sich von einem Punkte des Ufers im halben Bogen und allen Unebenheiten des Felsenterrains folgend, um dieselbe bis wieder zur See hinzieht. Diese Mauer, im Jahre 1189, also zur Zeit vor Erfindung des Geschützes gebaut, dürfte mit ihren drei Thoren der vollständigste Ueberrest alter Befestigungen im nördlichen Europa sein.

Man denke sich aber nun die Oede der Straßen, die Raum für die Wohnungen von mehr als 40,000 Menschen geben könnten, und jetzt nur

von 4300 Einwohnern bevölkert werden. Wo der Fuß reicher Kaufherren aller fremden Länder sonst gewichtig über das Pflaster dahinschritt, wuchert jetzt das Gras, aber es ist kein Hoffnungsgrün neuer Blüthe und Auferstehens eines alten Wohlstandes. Noch ehe die Hansestädte ihr Haupt erhoben, war Wisby, schon um die Mitte des eilften Jahrhunderts, ein Stapelplatz im nördlichen Europa, einer der bedeutendsten Handelsorte, während sein im 12ten Jahrhundert in niederdeutscher Sprache geschriebenes „Seerecht" ähnlichen Gesetzgebungen anderer Länder zum Vorbilde diente.

Die Bevölkerung der Stadt im dreizehnten Jahrhundert mag ungefähr gegen 24,000 betragen haben; es ist nicht genau ersichtlich, ob hierunter die Ausländer der verschiedensten Länder mit einbegriffen waren, deren Anzahl überall „sehr groß" genannt wird, und welche nach ihren verschiedenen Landsmannschaften eigene Kirchen und eigene Versammlungshäuser besaßen. Jedenfalls zeigen die Trümmer zahlreicher, großer Gebäude mit den Spuren einstiger Pracht, daß Wisby eine wichtigere Stadt wie Lübeck gewesen, welches später, nach des erstern Verfall, Sitz der Hansa wurde. Wisby darf zweifelsohne als die Mutter des Hansabundes betrachtet werden, der durch jene Verbindung vorbereitet wurde, in welche auf Gothland Kaufleute aus verschiedenen deutschen Städten getreten waren. So entstand Wisby's Glanzperiode, auf welche Lübeck mit eifersüchtigem Auge blickte. Das auch noch jetzt in Gothlands Hauptstadt hervortretende, deutsche Element herrschte damals bedeutend vor, so daß nicht nur hier, sondern überall in Schweden, der innere so wie der äußere Handel fast nur von Deutschen betrieben wurde. Die unmittelbare Ursache des Sinkens dieser alten Schwedenstadt war ihre Erstürmung und Plünderung im Jahre 1361 durch König Waldemar III, seit welcher Zeit sie ein immerwährender streitiger Beuteapfel zwischen den Dänen und Lübeck blieb. Im Jahre 1438 floh der verjagte Schwedenkönig Erich von Pommern dorthin, und trieb von Wisby aus zehn Jahre lang das saubere Gewerbe der Seeräuberei.

Die Kirchen Wisby's sind um so merkwürdiger, da sie aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert stammen, also älter sind als die ältesten normannischen und angelsächsischen Gebäude dieser Art in England. Wir finden zuerst die „Kirche zum heiligen Geist", deren Bau im Jahr 1046 vollendet worden sein soll, ein merkwürdiger Ueberrest der Baukunst jener Zeit, sowohl hinsichtlich ihrer Gestalt wie auch der Verhältnisse der Ausdehnung und ihrer feinen Arbeit. Es ist kein großes Gebäude, 100 Fuß hoch, 50 Fuß im Innern lang und in zwei Stockwerke getheilt, das Ganze von achteckiger Form. Im untern Raume tragen vier mächtige, achteckige, 14 Fuß hohe Säulen das in zwölf Felder getheilte Gewölbe; die Fußgestelle und Kapitäler dieser aus behauenen und schön gearbeiteten Steinen bestehenden Pfeiler sind einzelne kolossale Felsstücke. In der Mitte des Gewölbes befindet sich eine große, achteckige, mit bunter Steinarbeit eingefaßte Oeffnung; zwei kleine Wendeltreppen führen in der dicken Mauer in das obere Stockwerk hinauf, in ihrer Windung oben zusammenstoßend. In dieser obern Etage treffen wir wiederum auf vier runde, ebenfalls 14 Fuß hohe Pfeiler, die auf den untern ruhen und ein zweites ähnliches Gewölbe tragen, das aber schon sehr durch den Zahn der Zeit gelitten hat. Der Chor geht durch beide Stockwerke und bildet ein 32 Fuß tiefes und 25 Fuß breites Viereck mit einer halbkreisför-

migen Nische für den Altar; in den Ecken dieses Viereckes befinden sich noch drei Nischen übereinander, zugänglich vermittelst kleiner Treppen. Die untere Kirche hat drei Fenster, ebenso viel die obere; die letztere außerdem einen großen, offenen Bogen, welcher einen Einblick in den Chor gestattet. Die Fenster sowie der Haupteingang zur Kirche bilden mächtige runde Bögen, wie bei den angelsächsischen Bauwerken. In dem sogenannten normännisch-gothischen Baustyle mit vorherrschenden Spitzbögen erheben sich die St. Lorenzkirche, deren Bau in demselben Jahre 1046 vollendet ist, und die große Nicolauskirche vom Jahre 1097, mit langen Fenstern und schönen Spitzbögen. Alle diese Gotteshäuser werden zu ihrem Zwecke jetzt nicht mehr benutzt, sondern stehen öde und leer, unbeachtet von den Bewohnern der Stadt, unter denen sich wohl wenige finden dürften, die mit Kenneraugen zu diesen steinernen Erinnerungen einer längst verklungenen, kunstverständigen Zeit hinanblicken möchten. Ein englischer Reisender lobt bei diesen Kirchen die Reinheit des Geschmacks, den Ernst der Wirkung, die Schönheit der Zeichnung und die Festigkeit des Baues, und fügt hinzu: „Wisby ist das Rom unserer Baumeister, die im gothischen Styl bauen wollen."

Die Marienkirche, die einzige in Wisby, welche gegenwärtig noch gebraucht wird, ist ursprünglich von deutschen Kaufleuten im Jahr 1190 gebaut und später öfter renovirt worden. Sie ist mit vielen Grabsteinen, aus einem weißen, sehr dichten Kalkstein, der freilich wie Marmor aussieht aber natürlich nicht so hart ist, angefüllt, von denen einige Jahreszahlen des 16ten und 17ten Jahrhunderts tragen, aber weit älter sind. Man hat nämlich die Sparsamkeit benutzt, die ursprünglichen Inschriften abzuschleifen und darauf neue Grabschriften für spätere Todte einmeißeln zu lassen. Der älteste Stein dieser Art trägt die Jahreszahl 1286, und eine deutsche, aber fast ganz unleserlich gewordene Schrift.

Von dem im Jahre 1468 zerstörten Schlosse des königlichen Piraten Erich, dessen wir schon oben erwähnten, finden sich keine Ruinen mehr vor, da man sämmtliche Bausteine zu Kalk verbrannt hat. Dagegen haben sich aus dieser Burg andere Ueberbleibsel von weniger unvergänglichem Material erhalten, nämlich ein Dutzend alter Stühle mit hohen Rücklehnen und schönem Schnitzwerk, sowie einige Ledertapeten, die sich jetzt in dem Landhause eines reichen Wisby'schen Kaufmanns befinden. Kirchenkostbarkeiten sind nicht mehr vorhanden; sie wurden im Jahr 1361 von dem Dänenkönige Waldemar, nachdem er die Wisby'er überwunden, in zwei Schiffen weggeführt. Doch brachte er sie nicht nach seiner Heimath, denn die Schiffe gingen mit ihrer Ladung bei den an der Südwestspitze Gothlands gelegenen Carls-Inseln unter. Zu diesen verlorenen Schätzen sollen auch jene „Karfunkel" gehört haben, welche in der Mitte der beiden, an der Vorderseite der Nicolauskirche noch vorhandenen Steinrosen eingefügt waren und so weit in das Meer hinausstrahlten, daß sie den Schiffern eine Leuchte des Weges gewährten. Man meint aber, daß diese „mystischen Karfunkel" nichts weiter, als glänzender Spath gewesen sein mögen.

Gothland bildet eine achtzehn Meilen lange und sechs Meilen breite Hochebene, mit wenigen Erhöhungen, die kaum 200 Fuß betragen mögen, wogegen die zahlreichen Vertiefungen von 80 — 100 Fuß mit Sümpfen und kleinen Seen angefüllt sind. Höchst bemerkenswerth ist, daß der Kalkstein-

boden des Insellandes eine ungeheure Menge von Ueberresten ausgestorbener Mollusken enthält, wogegen Schweden und Finnland in ihrem granitnen Urgestein keine Spur dieser organischen Bestandtheile zeigen. Gleiches haben die an der Küste Gothlands liegenden kleinen Inseln aufzuweisen.

Der liebe Gott hat mich, so oft ich das schwarze Meer, den griechischen Archipel, das Mittelmeer, sowie Nord- und Ostsee befahren, vor der Seekrankheit, dieser, wie man sagt, nichtswürdigen, das Herz im Leibe unbarmherzig umkehrenden Empfindung freundlichst bewahrt, mich dafür aber auf der See mit vortrefflichem Appetit begnadigt. Wie dieser auf unserer Reise seltsam gestillt wurde, erlaube ich mir, nur in einigen Worten zu schildern und dabei meines, mich nährenden, alten Kapitains dankbar zu gedenken. Es wurde nämlich um 8 Uhr ein guter Kaffee getrunken, um 11 Uhr folgte ein Gabelfrühstück, um 1 Uhr erschien das kräftige Mittagessen, aus zwei bis drei Speisen bestehend, dem sich dann wieder Kaffee anschloß. Um 7 Uhr tranken wir Thee mit reichlichem Rum, und um 9 Uhr beendete die täglichen Mahlzeiten ein warmes Abendessen. Nach solchen physischen Genüssen hätte man ruhig die achte Stunde des folgenden Morgens erschlafen können. Aber der Kapitain beruhigte sich dabei nicht! Um 12 Uhr des Nachts begann nämlich seine Wache auf Deck, und nun trat er um Mitternacht regelmäßig, aber nicht gespenstisch wie der Geist von Hamlets Vater, sondern wie ein derber Seemann an mein Bett und weckte mich mit den Worten, das heißt in plattdeutscher Sprache: „lieber Herr, wie ist's? wollen wir nicht Etwas zu uns nehmen?“ Nolens volens mußte ich nun heraus, und mit ihm ein paar Gläser Punsch mit etwas Kuchen vertilgen. Um 1 Uhr schlief ich ein, um 4 Uhr war des Kapitains Wache geendet, sowie meine Ruhe, denn es weckten mich wieder genau die obigen Worte, und so stand um 4 Uhr — sage um 4 Uhr Morgens! — ein gutes Ragout, Beefsteaks oder „Königsberger Klops“ (eine delicate Fleischspeise) nebst einer Flasche Portwein auf dem Tisch, und mit schlaftrunkenem Auge mußte ich angenehm Geplagter — essen und trinken! — Daß bei solch raffinirter „Mastfütterung“ die andern Stunden kaum zum Verdauen hinreichten, kann man sich denken.

Wenn man Gothland links und den Riga'schen Meerbusen rechts passirt hat, gewahrt man nach dieser Seite, nämlich der russischen zu, die Inseln Oesel und Dagö. Von der Hauptstadt der ersteren, Arensburg, in welcher außer zweitausend Menschen auch noch der gesammte Adel der Insel lebt, bekamen wir nichts zu sehen, da sie auf der andern, uns abgewandten Seite liegt, wo näher nach dem Lande zu auch noch die kleineren Eilande Mohn und Runö eine sehr schmale und klippengefährliche Durchfahrt, Mohnsund, für die von Reval nach Riga gehenden Dampfschiffe bilden. Der Sele-Sund trennt Oesel von dem nördlicher liegenden und schon zu Esthland gehörenden Dagö, einer wenig fruchtbaren Insel, deren Vorgebirge Dagerort und der sie umgürtende Klippengürtel von den Seefahrern als ein Verderben bringendes Terrain gefürchtet sind. Wir passirten es bei lustigem Sonnenschein und sanftem Südwestwinde. Von hier an, wo wir Freitags uns befanden, zieht sich eine Reihe kleiner Inseln und Klippen, an dem Hafen Baltischport vorüber, bis zu Reval fort. Die Gefährlichkeit der Fahrt, die sich, statt wie bisher nördlich, jetzt fast ganz östlich wendet, wird durch eine Menge von Leuchtthürmen gemindert, welche ihr Licht theils aus steinernen, theils

aus hölzernen Gebäuden dem Schiffenden warnend entgegensenden. Nimmt man noch die Leuchtfeuer auf der gegenüberliegenden finnländischen Küste dazu, und läßt dabei seine eigne Phantasie etwas kolossal emporflackern, so gestaltet sich der finnische Meerbusen wie eine Riesenstraße, auf beiden Seiten mit gigantischen Laternen beleuchtet, nach welchem Maaßstabe freilich ein Dreidecker noch immer zum winzigen Pflastertreter hinabsinken dürfte.

Am vierten Tage nach unserer Abreise von Neufahrwasser, also Sonnabend, Morgens 4 Uhr, weckte mich der Kapitain mit gewöhnlichen Worten zum frühen Schmause, fügte aber noch hinzu: „Wir kommen auf zwei Meilen Abstand bei Reval vorbei, Sie können deutlich die Stadt sehen.“ — Diese Gouvernements-Hauptstadt Esthlands war aber mein Bestimmungsort, und ich hatte mich nur deshalb nach Kronstadt eingeschifft, weil in preußischen Häfen höchst selten ein direkt nach Reval gehendes Schiff zu finden ist. Da schon zwei Monate früher meine Gattin die Reise zu Lande nach Reval gemacht hatte, so interessirte mich natürlich der Anblick der Stadt mit doppelter Sehnsucht. Der von außen so reizend anzuschauende Ort mit seinem hohen Domberge lag, von der Maimorgensonne beleuchtet, so nahe, daß der Wind den Glockenschall von den Kirchthürmen herüberwehte. Ich capitulirte mit dem Kapitain, mich hier landen zu lassen, wozu ich leicht eines von den in unserer Nähe umherziehenden Fischerbooten hätte benutzen können, allein die bekannten strengen Paß- und Zollgesetze Rußlands verwehrten ihm, auf meine Bitte einzugehen. Was half also aller stille und in laute Worte verdolmetschte Aerger? Ich mußte mich in Geduld fügen, nahm Abschied von der Stadt, und begab mich, um nur nichts zu sehen, so lange wieder in die Kajüte, bis der Anblick entschwunden war.

Kleine, aus dem Meere emporragende Flaggen bezeichnen hier einen, von den Schiffern, besonders bei Herbststürmen, sehr gefürchteten Felsen, der sich ungefähr eine Viertel Quadratmeile zwei bis drei Fuß unter dem Wasserspiegel, vor dem Eingange der Reval'schen Meeresbucht befindet und den Namen „Revelstein“ führt. An dieser Stelle treten die esthnischen und finnländischen Ufer so nahe zusammen, daß von einer Landspitze des erstern in nord-nord-westlicher Richtung nach der finnländischen Landspitze Ekenäs die Entfernung nur ungefähr sieben Meilen beträgt, wogegen das östlich gegenüber gelegene Helsingfors ungefähr um das Doppelte entfernt sein dürfte. Mit dem Fernrohre kann man beide Küsten zu gleicher Zeit erblicken. Bald darauf aber wird das Wasserbecken viel breiter, und mitten im Meere erhebt sich die Insel Hogland, auf der Nordspitze steil aus den Wellen aufsteigend und sich mit allmähliger Abflachung nach Süden hindehnend. Dem Anscheine nach dürfte dies Eiland ungefähr eine Länge von drei Meilen haben, und welch ein mächtiger Felskoloß es ist, geht daraus hervor, daß man Hogland schon auf eine Entfernung von wenigstens acht Meilen deutlich gewahrt. Nie habe ich in den Umrissen eine täuschendere Aehnlichkeit gefunden, als die zwischen dieser Insel und dem neapolitanischen Capri. Eine südliche Erinnerung bietet Hogland dadurch dar, daß die Ostseefahrer mit den Passagieren, welche diese Reise zum ersten Male machen, einen Scherz, ähnlich der Linientaufe, auszuführen pflegen, von dem man sich aber mit einem Trinkgelde an die Schiffsmannschaft loskaufen kann.

Bei Sonnenuntergang, als eben die Hogländer Leuchtflamme sich ent-

zündete, passirten wir auf kurze Distanz das schroffe Nordcap der Insel. In der Nähe des Bugspriets mit dem Capitain über Bord gelehnt und den Rauch der Cigarre in die laue Abendluft hinausblasend, erzählte er mir, daß von den Schiffen, die im Herbste im finnischen Meerbusen zu verunglücken pflegen, ein Drittel gewöhnlich ihr Ende bei dieser Felseninsel finden. „Wenn ich von meiner zweiten, alljährlichen Fahrt,“ fügte er hinzu, „im November von Petersburg nach Hause segle, flößen mir die finnländischen Skären und Hogland stets den ängstlichsten Respekt ein. Aus den erstern, wo vor meinen Augen im wüthendsten Sturme ein Hogländer mit Mann und Maus an den Klippen verschwand, hat mich und mein „Idachen“ (so hieß, wie schon erwähnt, unser Schooner) nur ein Wunder Gottes gerettet. Hab ich erst Hogland hinter mir und kann beim Sturme nicht mehr hohe See halten, retirire ich mich gewöhnlich nach Baltischport und warte dort gutes Wetter ab.“ — „Idachen“ war des Capitains Eigenthum; vor drei Jahren hatte er das schmucke Schiff nach seiner Angabe in Elbing erbauen lassen. Wenn es, die dreizehn Segel — denn bis zu dieser Menge wurde es einige Mal ausgerüstet — entfaltend, vor dem Winde dahinsauste und die durchschnittenen Wellen uns vorne am Bugspriet regenartig bespritzten, jubelte mein alter Capitain lustig auf: „Sehen Sie, Herr! wie die nette Krabbe läuft! — lauf, Idachen! daß du den dickbauchigen Holländer dort überholst!“ — und sich zu der Schiffsmannschaft wendend: „Jungens, noch ein paar Flick Leinwand herauf!“ — Und wenn nun ein Nachbarsegler um ein paar Knoten Länge hinter uns blieb, so war auf dem Schiffe eine Freude, daß man unwillkürlich mitjauchzte.

Ueber Hogland, nach Petersburg zu, hinaus verengt sich der Meerbusen zum beschränkteren, auf beiden Seiten deutlich begränzten Becken, und hier ist die See überaus belebt. An dem Sonntage, den wir in dieser Region feierten, waren wir stets in großer Gesellschaft. Kauffahrtei-, Dampf- und Kriegsschiffe eilen zwischen Petersburg, Reval, Riga, Sweaborg, Helsingfors, Wiborg, Abo hin und her. Die Flottenabtheilungen, die den Winter hindurch in Kronstadt, Sweaborg und Reval vertheilt waren, vereinigen sich hier während des kurzen Sommers zum Manövriren, Kreuzen und zu Uebungsfahrten.

Da wir uns immer mehr dem Ziele der Reise näherten, Momente, wo die Sehnsucht nach Land die Ruhe verscheucht, so verbannte ich für die Nacht von Sonntag zu Montag den Schlaf, und las bis über Mitternacht hinaus auf dem Verdeck ohne Licht, da es die Zeit der längsten Tage war, in welcher so hoch im Norden bekanntlich keine Nacht existirt, sondern Abend- und Morgenroth in einem Glanzstreifen zusammenfließen und nur eine helle Dämmerung und eine gar nicht zu beschreibende, wunderbare Stille und Ruhe der Natur auf See und Land jene andeutet. Beim ersten Aufblitzen der Morgensonne stieg Kronstadt mit seinen immensen Festungswerken, die sich alljährlich noch vermehren und sich immer weiter in's Meer, wo nur irgend ein Felsen eine Grundlage darbietet, hinausschieben, vor unsern Blicken auf. Nächst Gibraltar dürften wohl nur Sweaborg (dicht vor Helsingfors im Meere auf Granitklippen belegen) und Kronstadt so die Unüberwindlichkeit und den kriegerischen Trotz documentiren. Es muß wohl unmöglich sein, daß hölzerne bewegliche Festungen, wären sie auch Schiffe ersten Ranges, sich einen Ein-

gang in diese stabile Granitwelt, garnirt mit 2000 Feuerschlünden, erzwingen können. Kronstadt ist der „Petrusschlüssel zu der Moscowiter neuem Himmelreich, St. Petersburg!"

Am Montage, dem sechsten Tage nach unserer Abreise aus dem Danziger Hafen, um 6 Uhr früh, befanden wir uns auf der Kronstadter Rhede und legten bei der Brandwache — wie das wachhabende Kriegsschiff genannt wird — bei. Es dauerte auch nicht lange, so langten Zoll- und Brandwachtofficiere mit ihrem Boote bei uns an und begannen ihre polizeilichen und commerciellen ersten Untersuchungen, nachdem sie sich vorher sehnsüchtig nach einem Frühstück umhergeschaut hatten, was ihnen auch vom Capitain, bestehend in Butterbrod, fettem Niederungskäse und Danziger Schnapps, beschwichtigend vorgesetzt wurde.

Alle Luken und Oeffnungen des Schiffs wurden geschlossen und mit Siegeln beklebt, die erst wieder in Petersburg abgenommen werden, wobei sich eine komische Scene ereignete, die kaum glaublich, aber dennoch wahr ist. Meine Koffer und Kisten erfuhren nämlich dasselbe Siegelschicksal, wie alles Uebrige. Ich führte zwei Hunde mit mir, einen großen Wolfshund und ein Wachtelhündchen; Hunde werden bei der Einfuhr in Rußland als Waare betrachtet und pro Stück mit drei Silberrubeln verzollt. Es entstand nun unter den Beamten eine weitläuftige Verhandlung darüber, wie man diese beiden lebendigen Waaren unter Siegel bringen sollte. Der Eine machte sogar den Vorschlag, sie in den zu petschirenden Raum des Schiffes mit einzuschließen, von wo ich sie dann nach acht Tagen — so lange dauert die Zollprocedur bis zur Freiwerdung — als verhungerte Leichen wieder bekommen hätte. Hiegegen opponirte ich nachdrücklichst. Da aber in Rußland bekanntlich Alles „nach der Form" geht, und von dieser nicht abgewichen werden darf, so drückte man auf die Halsbänder beider Hunde das kaiserlich-russische Zollsiegel, und übergab sie mir mit der Weisung, sie auf dem Zollamte in Kronstadt auszulösen, warnte mich aber dabei, das Siegel ja nicht zu verletzen, eine schwere Aufgabe für mich armen Thierfreund, da bekanntlich im heißen Sommer die Hunde gern mit der Hinterpfote am Halse zu kratzen pflegen, und in dieser Gegend der unverletzliche kaiserliche Adler thronte, den ich vor dem Kratzen schützen sollte! Es war eine Arbeit, die meine gespannteste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und Rußlands Wappen hat gewiß zu jener Zeit keinen sorgsamern Schützer gehabt, als mich. Nun soll man in die Zollbureaus keine Hunde mitbringen. Einen ganzen Tag wird man aber bei den Zoll- und Paßarrangements — denn ungefähr acht Kanzleien hat man von einem Ende der Stadt bis zu dem andern zu durchwandern — abgehetzt, ohne ein Privathaus betreten und dort irgend Etwas ablegen zu dürfen, und so erschien ich denn überall mit meinen beiden vierfüßigen Gefährten. Beim Eintritt in die Bureaus wollte man jedesmal meine armen Köter hinausjagen; trotzend auf mein Recht zeigte ich aber auf die Siegel der Halsbänder, und diese verschafften meinen vierbeinigen Gefährten Zutritt.

Die Fahrt von Danzig nach Kronstadt, in kaum sechs Tagen zurückgelegt, war eine ziemlich günstige gewesen, als wir dicht vor dem sehr bevölkerten Hafen Anker warfen; hinein wollte der Capitain natürlich nicht, da er nach Petersburg hinauf mußte und nur einen etwas höhern Wasserstand

in dem bei gewissen Winden seichten Fahrwasser abwartete. Eine Beschreibung der systematischen Abjagung von Zollstube zu Zollstube, die von Morgens 8 Uhr bis Abends um 7 Uhr, also volle eilf Stunden dauerte, während welcher Zeit es mir nicht erlaubt wurde, den von dem heißen Junitage total ermatteten Körper mit Speise und Trank nur auf einen Moment zu stärken, wird mir der Leser erlassen, da mir noch jetzt die Erinnerung daran alle frohe Laune benimmt. Das Resultat unendlicher Schreibereien und Quälereien war, daß meine Effekten vom Schiff in das Packhaus des Zolls geschafft und ich nebst meinen Hunden, nach Erlegung von 6 Rubeln für dieselben, entlassen wurde. Erst in Beyer's deutschem Hotel in Kronstadt, wohin ich auf schneller Droschke eilte, fand ich die nöthige Stärkung wieder und eine in jeder Hinsicht gastliche Aufnahme.

---

4. Danzig und seine Umgebungen.

Während an dem rechten Ufer der Weichsel von Danzig aus die fruchtbare Niederung meilenweit sich ausdehnt, in welcher die Dörfer kleinen Städten gleichen, mit Bauern, von welchen Mancher ein Vermögen von 50,000 Thlr. besitzt, zieht sich auf der linken Seite des mächtigen Stromes, ein paar tausend Schritte von demselben entfernt, ein bedeutender Höhenrücken hin, der an der Flußmündung sich allmählig vom Ufer entfernt und nun längs dem Ostseestrande den Halbzirkel jener anmuthigen Bucht bildet, die eine, nicht zu kühn gewagte, Vergleichung mit jener zwischen Neapel und dem Vesuv zuläßt. Wäre Danzig mit seiner Masse von schönen Thürmen eben jene paar tausend Schritte von der Weichsel auf die nahe Anhöhe gebaut, so dürfte die Lage der dadurch entstandenen Bergstadt eine imposante geworden sein. Aber um die gewinnreiche Geschäftigkeit mit Bequemlichkeit zu verbinden, stieg das sich hier ansiedelnde Handelsvölklein von der luftigen Bergeshöhe hinab und ließ sich in dem sumpfigen, durch eingesenkte Steine und Pfähle bewohnbar gemachten Uferboden nieder, wo die Raaen der anlandenden Schiffe fast die thurmhohen, getreidestrotzenden Speicher berühren. Wann überhaupt der Ort Stadt wurde, ist ungewiß; doch zählt er ein sehr hohes Alter, denn schon im Jahr 997 hat hier der Heidenbekehrer St. Adalbert eine „nicht unbedeutende Stadt“ gefunden und viele Bewohner derselben getauft. Sie hat das Schicksal gehabt, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten in vieler Herren Hände zu fallen. Der Dänenkönig Waldemar II. eroberte sie 1209; vierzehn Jahre später der pommersche Slavenfürst Svantepolk. 1245 trat sie dem Bund der Hansa bei und gewann in diesem Vereine nach dem Verfall Wisby's eine blühende Stellung. Die pommerschen Fürsten traten Danzig 1309 dem deutschen Orden ab, und als dieser 1410 seinen Feinden unterlegen, unterwarf sich 1454 die Stadt an Polen. Nachdem diese Schutzherren sie nicht mehr zu schützen vermochten, fiel sie, von den Russen belagert, 1734 in deren Hände. Bei der Theilung von Polen ward Danzig 1772 freie Reichsstadt, dann im Jahr 1793 preußisch, hierauf 1807 von den Franzosen belagert und eingenommen, wiederum freie Reichsstadt, aber nur dem Namen nach, denn in seinen Mauern, die allen wider sie versuchten Angriffen uner-

schütterlich Widerstand leisteten, herrschte Napoleons General Rapp gleich einem Könige, und hielt es, trotz Belagerung und fürchterlicher Hungersnoth noch in seinen Händen, als schon die Verbündeten siegend in Frankreichs Hauptstadt eingezogen. Der Frieden von Paris machte es endlich zu dem, was es noch jetzt ist, zu einer preußischen Besitzung, der Provinzial-Hauptstadt Westpreußens.

Die Lage Danzigs ist eine der schönsten, die ich kenne, denn alle Erfordernisse, von denen schon ein einzelnes die Anmuth eines Orts erhöhen könnte, finden sich hier vereinigt. Ein majestätischer Strom, große Seeschiffe tragend, das Meer, die saftigen Reize einer holländischen Niederungslandschaft, auf der andern Seite waldige Berghöhen, eine von diesen umgürtete, also nicht sandöde Seebucht, heitere Villen, aus dunkelm Grün über Meer und Land hinausschimmernd, in der Nähe das Prachtkloster Oliva, umgeben von schattigen, stilleburchwehten Gartenpartien, nur eine Stunde davon entfernt als Gegensatz das bunte, laute, fröhliche Treiben des Badelebens zu Zoppot, dem Namen nach nur ein Dorf, mit seinen von Luxus glänzenden Gebäuden, aber einer eleganten kleinen Stadt ähnelnd, Danzig selbst mit seinen reich gezierten, ehrwürdigen Bauwerken aus kräftiger Zeit herstammend, schützend umringt von den auf den Anhöhen drohend emporsteigenden Festungswerken, die ihre ernste Bedeutung unter einer gewissen elegant-imposanten äußern Form zu verdecken streben. In diesen wenigen Worten liegt der Kern dessen, was der Beschauer, der seinen Standpunkt auf dem Belvedere des zu einem anmuthigen englischen Park umgeschaffenen Karlsberges genommen, von hier aus panoramisch mit dem befriedigten Blicke erschaut. Der prunkenden und halbverborgenen Reize hat dieses Fleckchen Erde so viele, daß selbst eine poetische Feder Stoff genug zur Darstellung finden würde. Und dieses reizende Panorama liegt so versteckt im äußersten Zipfel deutschen Landes, daß auch selbst der flüchtig aus dem Herzen Deutschlands nach dem fernen Norden eilende Reisende es nicht einmal zu sehen bekommt. Die Post hält es mit der Meinung: „der gerade Weg ist der beste,“ und rollt an der anmuthigen Stadt vorüber, die sich unvorsichtigerweise vier Meilen seitwärts von dem „geraden Weg“ entfernt hat, um von den postlichen Beförderungsmitteln mit Nichtbeachtung übergangen zu werden.

Das Hauptthor Danzigs, durch welches fast allein nur der Fremdenzug einpassirt, ist „das hohe Thor“. Eine, in so bedeutender Höhe über dem Wallgraben schwebende Zugbrücke, daß man schwindelt, wenn man über das leichte Kettengeländer hinabschaut, führt zu dem aus grauem Sandstein in Form einer römischen Ehrenpforte errichteten Bauwerke, auf der äußern Seite lateinische Inschriften in goldenen Buchstaben auf eingelegten Marmortafeln, sowie auf vergoldeten Metallflächen die Brustbilder (in Basrelief) einiger Polenkönige, der ehemaligen Beherrscher der Stadt, tragend. Wie alle Festungsthore ist auch dieses nicht ein gewöhnlicher Eingang, sondern ein gewölbter Gang, der sich durch den Wall in gewundener Richtung auf eine Länge von mindestens fünfzig Schritt hineinzieht und durch Fallgitter, colossale Ketten und dergleichen Hemmungsmittel seinen militairischen Charakter andeutet. Vor der innern Seite des Thors breitet sich ein weiter Platz, mit dem recht hübschen Schauspielhause und einem gewaltigen, isolirt stehenden Thurme aus, gebaut 1346, und damals mittelst eines gewölbten Durchgangsthors den Ein-

gang zur Stadt bildend. Er ist Bewahrungsort gefährlicher Verbrecher und führt im Danziger Jargon den Namen „Schübder-Kopp“, d. h. Schüttelkopf, aus welchem Anlaß ist mir unbekannt.

Unter einem hohen gothischen, neuerdings wieder in seiner reinen Eigenthümlichkeit hergestellten Gebäude führen drei Hallen in die eigentliche Stadt: wir betreten die „Langgasse“, die bis zum „Langenmarkt“ fortführt und den Kern Danzigs bildet, was die mittelalterliche Pracht seiner Gebäude und das Zur-Schau-Tragen des Reichthums seiner Handelsherren betrifft. Sämmtliche Häuser kehren ihre schmale Giebelseite hier nach der Straße, so daß nach dieser hinaus nur die wenigsten Zimmer liegen, während die meisten Räumlichkeiten sich in der Tiefe der Häuser befinden, wo sie das Tageslicht theils von kleinen Höfen, theils, wie in den obersten Etagen, durch gläserne Dachbedeckung erhalten. Wenn die Bauart der Lübecker und Nürnberger Häuser der Danziger auch ähnelt, so kann keine der beiden genannten sich doch mit der „Steinpracht“ des letzteren messen. Fast alle Häuser der ältern Stadttheile, in der Langgasse und auf dem Langenmarkte aber alle, haben „Beischläge“, nämlich vor der untern hohen Parterre-Etage längs der ganzen Breite des Hauses einen geräumigen Balcon, von dem eine Treppe zur Straße hinabführt, und der häufig von ein paar hart nebenbeigepflanzten und sorgsam gepflegten Lindenbäumen beschattet wird. An heitern Sommerabenden sind diese Beischläge das Ruheplätzchen, auf welchem die Familien, unbekümmert um die Blicke der Vorübergehenden, ihren Thee zu trinken pflegen, hier tief im Norden eine Erinnerung an italienische Sitte, die auch die Genießenden, aber auch die Arbeitenden aus den Häusern vor dieselbe treibt.

Die Außenseite der hiesigen alten Häuser zeigt nicht die glatte, fensterreiche der modernen; aus den dicken Mauern drängen sich, namentlich rings um die gewaltigen Thürbogen, Steinbasreliefs, so kunstvoll, daß sie auch wohl die Aufmerksamkeit eines kunstgewohnten Auges auf sich ziehen dürften. Menschen- und Thiergestalten durchschlingen sich in seltsamer Arabesken-Unterbrechung und Verbindung, bis zu den gezackten, spitzen Giebeln hinauf, auf welchen gewöhnlich als Schlußschmuck Statuen von Sandstein, auch wohl von grauem Marmor in die blaue Luft hinaufragen.

Schlüpfen wir durch eine für zwei Wagen nur mit genauer Ausweichungsberechnung zu passirende Nebenstraße, so gelangen wir zu der zwischen Häusern eingeengten Pfarrkirche Sta Maria, einer der größten in Deutschland. Ein unvollendeter Thurm, von dessen nur mit einem dünnen Eisengeländer geschützten Plattform man, dem Schwindel trotzend, eine Danzig und dessen meilenweite Umgebungen umfassende Aussicht genießt, ragt über die im 15ten Jahrhundert in Kreuzesform erbaute Kirche empor.

Ihr Hauptschmuck bleibt wohl das weltberühmte Bild: „das jüngste Gericht“ von van Eyk. Es befindet sich als Altarbild in einer der vielen Seitenkapellen und übt einen wunderbaren Eindruck auf den Beschauer durch die Wahrheit der Composition, die sich hier im Anmuthigen und Gräßlichen gleich meisterhaft ausspricht, so wie durch den unbeschreiblichen Ausdruck in den Gesichtern. Das Bild hat mancherlei Schicksale erlebt und Reisen gemacht. Für den Papst gemalt, wurde es in Brügge eingeschifft, von Seeräubern geraubt, dann aber von einem Danziger Schiffer wieder erbeutet und von diesem mit fromm-patriotischem Sinn der Hauptkirche seiner Vaterstadt

geschenkt. Wie viele Kunstwerke anderer Länder ließ es Napoleon von seinen siegenden Schaaren nach Paris entführen, von wo es aber die Preußen sich wieder holten.

Ein Taufstein, oder vielmehr Taufhaus, da von Stein keine Spur dabei, dürfte dem pekuniären Werthe nach wohl die nächste Merkwürdigkeit sein. Das kolossale Becken, der große Baldachin, der über demselben schwebt, die Balustrade, die den ganzen Raum umgibt, — alles ist aus massivem Messing gegossen, und soll einen Werth von gegen 20,000 Thaler haben. Die ganze Arbeit ist in seiner Art ein Meisterstück, in den Niederlanden, auf Bestellung eines Danziger Rathsherrn, im Jahr 1554 gegossen, und von ihm ebenfalls der Kirche als Geschenk übergeben.

An eine Menge anderer Curiositäten knüpfen sich seltsame Sagen, die freilich größtentheils für starkgläubige Gemüther berechnet sind. So gewahrt man in einer Seitenkapelle eine metallene Grabplatte, in welcher sich neben einander fünf kleine Löcher befinden. Eine Tafel berichtet, diese rührten von den Fingern eines Kindes her, das seine Eltern geschlagen, und dessen Hand dafür als göttliches Strafgericht, zum Grabe herausgewachsen sei. Die Hand selbst, in mumienartigem Zustande, wird in der Sakristei aufbewahrt.

Unfern des Hochaltars steht in einer Nische die kolossale thönerne Statue der Jungfrau mit dem Kinde. Es ist die Kerkerarbeit eines zum Tode verurtheilten Töpfers, dem dieses fromme Werk Begnadigung Seitens des kunstliebenden hochweisen Raths verschaffte.

Poetischer klingt die Sage von dem kunstreichen Uhrwerke, dem in der Lübecker Marienkirche ähnlich. Der Künstler, der dies Werk geschaffen, ward dafür vom Rathe hochbelohnt, denn es war ein Meisterwerk und war kein zweites der Art zu finden. Damit es aber das einzige bleibe und der Meister kein ähnliches anfertige, ließen ihm die Herren der Stadt die Augen ausstechen. Da saß nun der Arme in ewiger Nacht, aber in ihm flammte der Gedanke an Rache. Mit anscheinender Demuth bat er den Rath, man solle ihn noch einmal zu seinem Kunstwerke führen lassen, zur Vollendung desselben habe er noch etwas ausgesonnen. Und als man seiner Bitte gewillfahrt, da riß die sichere Hand des Blinden einen kleinen Stift aus der Uhr, — laut schrillte das Räderwerk, dann ein Knall — und für immer war der belebende Mechanismus zerstört, und bis auf den heutigen Tag hat keine kunstverständige Hand sich gefunden, welche die Uhr wieder in Gang gebracht.

Ein lebensgroßer Christus am Kreuze, aus Holz geschnitzt, ist die verkörperte gräßlichste Wahrheit des martervollen Todes, von solcher Wirkung, daß öfter nervenschwache Beschauer des Bildes ohnmächtig geworden sein sollen. Unfern von diesem Krucifix befindet sich das Betstühlchen des hochweisen Danziger Raths, ein geschlossener, von allen Seiten freistehender, kleiner Salon mit altmodischen Tischen, Schränken, sehr bequemen Lehnsesseln und andern comfortabeln Gegenständen, z. B. einem großen gluthathmenden Kachelofen, ausgestattet. Schiebfenster, an der nach der Kanzel gekehrten Seite, erlauben das Eindringen von Gottes Wort. Dieses Betstühlchen ist, trotz der Heiligkeit des Orts, dennoch der Schauplatz einiger komischen Scenen gewesen. Peter der Große von Rußland besuchte auf seiner europäischen Civilisations- und Bildungsreise auch Danzig, wo es, schon des nahen Meeres wegen dem russischen Flottenschöpfer so wohl gefiel, daß er dort fünf bis sechs Wochen ver-

weilte. Obgleich griechischer Christ, versäumte der Czar doch nicht, allsonntäglich die Predigt in der protestantischen Pfarrkirche mit großer Andacht anzuhören, wobei er aber seinen originellen Launen freien Spielraum ließ. Nur ein paar Anekdoten, die in diesem Betstühlchen spielen, wo der hochweise Bürgermeister der freien Stadt dem russischen Herrscher mit hochnasiger Gastfreundschaft einen Lehnsessel neben dem seinigen bewilligte, mögen hier eingeschaltet werden, da sie außerhalb Danzig wohl wenig bekannt sein dürften.

Peter und der Herr Bürgermeister sitzen an einem Sonntage andächtiglich beisammen, als der Klingelbeutel — dieser alte kirchliche Bocksbeutel — sich näher kommend hören läßt. Der Bürgermeister zieht einen Dukaten aus der Tasche, und legt ihn, als zu opfernde Gabe, vor sich hin; Peter zwei Dukaten. Als Danzigs hochmüthiger Regent dies gewahrt, er drei; Peter sechs. Und so steigert sich dieser Wettstreit, bis jeder der beiden Herren seine ganze Baarschaft, in einem Goldhäuflein vor sich liegen hat. Der Klingelbeutel ist unterdeß erschienen, und wird von dem Träger desselben zuerst dem erhabenen Herrn Bürgermeister dargereicht, der seinen Goldhaufen hineinwirft. Nun kommt die Reihe an die, in den Augen des Klingelbeutlers zweite Person: Peter von Rußland, der — mit gespitzten Fingern einen Dukaten opfert, mit lächelndem Blick auf den beschämt erbosten Herrn Bürgermeister seine übrigen Dukaten aber ruhig wieder in die Tasche steckt.

Vermuthlich um seinen Verlust einzubringen, hatte Danzigs hoher Consul am nächsten, sehr kalten Sonntage bei Heizung des Betstühlchens das Holz sparen lassen. Peter fror gewaltig am Haupte und setzte seine Pelzmütze auf. Der fromme Bürgermeister setzte ihm in eifernder Rede auseinander, wie sich solches nicht schicke, worauf der Czar gehorsam seine Mütze wieder abnahm, von des Mentors Haupt aber dessen mächtige Allongenperrücke hob, und nun mit dieser seinen frierenden Kopf bedeckte. Den Consul aber, der, höchlich erzürnt, sich entfernen wollte, hielt der Kaiser mit eisenstarker Hand auf dem Stuhle fest, bis die Predigt geendet, worauf er ihm höflich dankend die Perrücke wiedergab und nach Hause ging.

Nachdem wir noch erwähnen, daß in der Sakristei der Kirche unter der Menge prachtvoller Meßgewänder aus katholischer Zeit, welche jetzt schonungslos den Motten und Mäusen anheimgegeben sind, sich ein paar mit eingewebten arabischen Schriftzeichen befinden, die von frommen Kreuzfahrern aus dem Orient mitgebracht sein sollten, enteilen wir dem herrlichen Gotteshause, um noch einige Wandersprünge durch Danzig zu machen. Wenden wir uns zuvörderst wieder zu dem nahen Langenmarkte, betrachten wir wohlgefällig den schönen Brunnen, den eine ganz vortreffliche Bronzestatue Neptuns, umgeben von allerlei Meerungethümen schmückt, und schreiten wir die breite, weite Vortreppe hinauf, die zu der gothischen, reichverzierten Façade des berühmten Arthurhofes hinaufführt. Ein historisch und architektonisch interessanter Bau, dessen Inneres von den alten Danzigern zu sang- und klangreichen Trinkgelagen seit dem Jahre seiner Errichtung, 1379, benutzt wurde. Es ist eine hohe, luftige, schöne, von vier Granitsäulen getragene Halle, besetzt mit kolossalen Schenktischen, ein herrlicher Ort zum sorglosen Jubeln und Schmausen.

Zum Trinken dient jetzt die Halle nicht mehr, sondern ist zur Börse umgewandelt, wo Danzigs kolossale Waizengeschäfte verhandelt werden. Bei nur irgend gutem Wetter pflegen sich die Handelsherren, gleich als ob es in den

beengenden Mauern an Platz für ihre hochfliegenden Pläne fehle, über den davorliegenden Markt zu verbreiten. Denen, die nach geistiger Anstrengung den Körper stärken wollen, bietet der Rathskeller Gelegenheit dazu dar, der unter dem Arthurshofe in seinen Tiefen das Gold und Blut der Rebe in kolossalen Fässern und hoffnungsgrünen Flaschen birgt.

Wenn der gewöhnliche geographische Sprachgebrauch: „Danzig an der Weichsel," nennt, so ist dies eigentlich ein Irrthum. Dieser Strom umkreist die Stadt im Halbzirkel, während durch dieselbe zwei kleinere Flüsse, die Radaune und die Mottlau, hinziehen, die sich mit der Weichsel vereinigen, und von welchen die Mottlau so tief ist, daß in ihr die größten Seeschiffe bis mitten in die Stadt gelangen können. Am südlichen Ende der Stadt liegt die Vorstadt Landgarten, die in ihrer ganzen Länge von einer Lindenallee durchschnitten wird, an welcher mehrere schöne, moderne Häuser von der Aristokratie Danzigs bewohnt werden. Das sogenannte königl. Palais ist die Wohnung des Gouverneurs und Absteigequartier des Königs und des Prinzen.

Unfern dieses Königshauses ist der Kaiser von Rußland Besitzer eines großen Gebäudes, des sogenannten „russischen Palais," seit Peter dem Großen Eigenthum der russischen Krone, und von dieser dem jedesmaligen Generalconsul mit seinen Consulatsbeamten als Wohn- und Geschäftslocal überwiesen. Von den neuern ist dieses wohl das imposanteste und schönste Gebäude der Stadt, aus einem Hauptbau und zwei nach der Straße vorspringenden Seitenflügeln bestehend, hinter welchen sich ein ausgedehnter Garten ausbreitet.

Zwischen der Vorstadt Landgarten und der wirklichen Stadt bildet die Mottlau eine bedeutende Insel, angefüllt mit großen Gebäuden, während des Tages durch das regste Treiben belebt, und doch ganz unbewohnt. Es ist dies nämlich die sogenannte „Speicherinsel," in deren kolossalen Magazinen die ungeheuren Getraidevorräthe lagern. Wegen Feuersgefahr darf hier kein Wohngebäude errichtet werden; zahlreiche, bewaffnete Wächter hüten von anbrechender Dunkelheit an diesen Danziger Nibelungenhort. Früher — es sind kaum 20 Jahre her — assistirten bei der Bewachung noch böse, große Doggen, die aber, nachdem einige Nachtwandler von ihnen buchstäblich zerrissen worden, ihres Amtes ohne Pension entlassen sind.

Was die Umgegend Danzigs so reizend und mannichfaltig überraschend macht, ist das coupirte Terrain, das sich meilenweit von der See und dem Strome in dieser Gestaltung ins Land hinein erstreckt. So gelangt man durch die Vorstädte Alt-Schottland und Ohra, wo die alte, in einem gartenähnlichen Kirchhofe liegende Heiligen-Leichnams-Kirche deshalb merkwürdig ist, daß an schönen Sommersonntagen der Prediger von einer an der Außenseite der Kirche angebrachten Kanzel predigt, indeß die andächtige Zuhörermenge auf Bänken, grünen Gräbern und im duftigen Grase unter Gottes freiem Himmel lagert, — nach dem romantisch gelegenen Dorfe Kahlbude. Hier befinden wir uns in einer Gegend, die an Thüringen erinnert. Kristallhelle Bäche plätschern durch anmuthige Schluchten, es rauschen kleine Wasserfälle, Mühlen und Hammerwerke klappern und tosen, während ringsum wieder tiefe Waldeinsamkeit herrscht. Auf einer andern Seite wandern wir durch eine herrliche Linden-Doppelallee nach der eine halbe Meile entfernten, mit geschmackvollen Villen gezierten Vorstadt Langfuhr, und sind hier zweifelhaft, ob wir uns nach den romantischen Thal- und Bergpunkten, die an die Gegend

zwischen Bamberg und Würzburg erinnern, Königsthal, Jeschkenthal, Heiligenbrunn, Johannisberg wenden, oder unsern Weg eine Meile weiter nach dem stillen, lieblichen Kloster Oliva fortsetzen sollen. Wir thun das letztere, und bewundern das von Subislav von Pommern 1170 erbaute, nach siebenmaliger Brandzerstörung aber in seiner jetzigen Gestalt 1579—81 wieder hergestellte fromme Asyl, dessen klösterliche Regel vor einigen Jahren aufgehoben wurde und jetzt zur katholischen Pfarrkirche des umherliegenden Fleckens dient. Nachdem das edle und erhabene Aeußere des Baus unsere Blicke befriedigt hat, und wir nun auch ins Innere treten, umfängt uns das majestätische, auf hohen, schlanken Säulen ruhende Gewölbe, — winken in schimmernder Pracht vierzig Altäre uns zum Gebet einladend entgegen, während die Orgel, eine der größten und schönsten der Welt, den Strom ihrer Töne durch die weiten Hallen rauschen läßt. Es birgt das Gotteshaus zugleich eine Fürstengruft, denn neben der Kanzel ruhen bedeckt mit schwarzem Marmor die Herzöge von Pommern, indeß unfern dieses letzten Friedensbettes ein Denkstein die Stelle bezeichnet, wo 1660 nach dreißigjährigem, blutigen Glaubenskampfe der Friede zu Oliva unterzeichnet wurde. Während der letzte Glanz der scheidenden Sonne golden durch die hohen Fenster des stillen Tempels bricht, rauscht draußen das Abendwehen durch die grünen Wipfel der Linden in dem schön gepflegten Klostergarten.

Aus den hintern Pforten des Gartens tretend, gelangen wir auf den zu einem englischen Park umgestalteten Karlsberg, auf dessen 350 Fuß hohem Gipfel ein Belvedere die Aussicht über ein Panorama gestattet, wohl das schönste, das östlich von der Elbe auf deutscher Erde existirt. Wir besuchen noch die nahen, wieder an Süddeutschland erinnernden, romantischen Mühlen- und Hammerwerke: Freudenthal und Schwabenthal, und gelangen bei einbrechendem Mondscheinabend nach dem Seebade Zoppot, von allen am Ostseestrande gelegenen, das traulichste und wohnlichste. Am folgenden Morgen führt uns eine der, seltsamerweise mit sechs Rädern versehenen Journalieren, die täglich viermal ihre Tour machen, nach Danzig zurück, von dem wir mit dem Wunsche scheiden, daß es jedem Fremden in dieser, in romantischer und malerischer, in historischer und architectonischer Bedeutung allen übrigen Ostseestädten voranstehenden, stattlichen alten Stadt so wohl gefallen möge, als uns!

---

5. Abenteuer mit Wölfen im Bialowieser Wald.

Die ersten Kanonenschüsse des letzten russisch-polnischen Krieges waren gefallen und hatten einen weiten Wiederhall gefunden. Zerstreute Truppenkörper zogen sich überall zusammen, um sich in Corps zu vereinigen, und bis die Bewegungen der vereinigten Corps begannen, gönnte man den durch forcirte Märsche im strengen Winter theilweise höchst angegriffenen Truppen gern eine sehr nöthige kurze Rast und Erholung. Wer je Gelegenheit hatte Litthauen kennen zu lernen mit seinen armseligen Dörfern, in denen Rauchfänge als entbehrlicher Luxus betrachtet werden, in denen die patriarchalische Einfachheit der Hirten es noch immer verschmäht, sich von denjenigen allerdings sehr nützlichen Vierfüßlern, welche uns Schinken liefern, als Stuben-

genossen zu trennen; wenn je dort auf dem schlechtesten Strohlager von der Welt die schönsten Träume von nahem Kriegesruhm und unerhörtem Glück durch den störenden Besuch einer nachwandelnden Henne zerrissen wurden, welche, empört über die ihr in Folge dessen zu Theil werdende gewaltthätige Behandlung, in eilendem Fluge und mit durchdringendem Geschrei die finstere, räucherige Atmosphäre durchschneidend, unglücklicherweise ihr Ziel verfehlt und nun auf irgend einen zweiten rauhen Krieger niederfällt, der, in den ungemessensten Kraftausdrücken seinem Unmuthe Raum gebend, die lebende ganze Naturgeschichte von der Erde vertilgt wissen will, — wer je dergleichen in Litthauen nur zu häufig sich wiederholende Episoden zu erleben hatte, wird in vollem Maaße die Freude zu würdigen wissen, mit der wir, zwei Offiziere des R.schen Regiments, damals in einen stattlichen Edelhof einritten, der ihnen als Quartier und einstweiliger Rastort angewiesen und dicht am Saume des großen Bialowieser Waldes gelegen war.

Der Besitzer, einer jener schönen Greise, die man unter den Polen sehr häufig findet, angethan in vollkommen altpolnischer Nationaltracht, empfing, unter seinem Thore stehend, die fremden Gäste mit so gutem Ton in Worten und Gebehrden, daß man sofort den Gebildeten sowohl, als auch den alten Militär in dem Ganzen seiner Erscheinung erkennen mußte, und wir daher, doppelt erfreut über die Leitung unseres guten Sternes, schnell aus den Sätteln springend und den sarmatisch dichtfallenden Schnee von den Mänteln schüttelnd, gern seiner Einladung zum willkommenen Frühstück folgten.

Der Schnee fiel fortwährend und zwar in unglaublichen Massen vom Himmel, die jetzt noch überdies durch gräulichen Sturm zu Wirbeln gestaltet wurden, welche dem in jenen Gegenden Reisenden häufig so äußerst gefährlich werden, weil alle Mittel sich zu orientiren dann sofort verloren gehen, der Weitereilende sich gewöhnlich verirrt und in der nächsten Nacht erfriert. In Litthauen schon, wie im ganzen nördlichen Rußland, dauern dergleichen Schneestürme oft zwei Tage und länger. Wehe dem Reisenden, der sich gerade unterwegs selbst auf ziemlich befahrenen Straßen befindet, wenn er nicht das einzige Mittel zu seiner Lebensrettung ergreift, nämlich still zu halten, bis der Sturm vorüber. Dauert der Sturm lange, so wird freilich die Lage höchst kritisch, so daß auf diese Weise, namentlich in Rußland, eine Menge von Menschen alljährlich ihr Leben verlieren. Kaum glaublich ist aber auch die traurige Situation, in welche derjenige geräth, welcher, die Warnungen der Eingebornen verachtend, von einem solchen Schneesturm im Freien überrascht wird. Uns selbst erging es einst so, und wir verdankten unsere Rettung nur der kurzen Dauer des Sturms. Die Spur des Weges verschwindet fast augenblicklich, der Gesichtskreis reicht nicht zwei Schritte weit, die Massen des fallenden Schnees sowohl, als das Geheul des Sturms verhindern das Vernehmen irgend eines Geräusches, welches uns die Nähe von Menschen oder bewohnter Orte verkünden könnte; man weiß, daß Alle, die sich im freien Felde befinden, augenblicklich still stehen bleiben und daher keine Zurechtweisung möglich ist; man weiß es und fühlt es, daß man rettungslos verloren ist, dauert der Sturm längere Zeit. Leute, die sich nur noch wenige hundert Schritte vor Eintritt des Sturms von ihren Wohnungen entfernt sahen, verunglückten, weil sie sich nicht nach Hause fanden, ungeachtet sie natürlich des rechten Weges vollkommen kundig waren. Die

dickste Finsterniß würde man mit Vergnügen diesem Zustande vorziehen, denn die Hoffnung, ein Asyl zu finden, wäre vielfach größer. Selbst die Dorfbewohner entfernen sich nicht zehn Schritte weit außerhalb ihres Dorfes während des Sturmes, denn sie kennen dessen wirklich unglaubliche Gefährlichkeit. Es wird als unzweifelhaft beglaubigte Thatsache erzählt, wie einstmals mehr als fünfhundert Eingeborne nach großer gemeinschaftlicher Arbeit durch solchen Schneesturm auf einmal ihr Leben verloren!

Um so gemüthlicher und behaglicher aber befanden wir uns während eines dergleichen ungenießbaren Naturzustandes unter dem festen Dache ihres freundlichen Wirthes, der des Sturmes spottete, welcher ihm seine Giebel zu zertrümmern drohte. Die Unterhaltung lenkte sich sehr bald auf den vor uns liegenden Bialowieser Urwald, der, bei gutem Wetter aus den Fenstern gesehen, wie eine ungeheure blaue Wolke sich am Horizonte hinzog und verlor. Die Stunden des Unwetters konnten kaum besser angewendet werden, als möglichst genaue Nachrichten einzuziehen über diese monströse Waldmasse und seine Bewohner. Welche bessere Quelle hätte sich hiezu finden lassen können, als der Besitzer des Gutes, das uns beherbergte, der als langjähriger, vollkommen vertrauter Nachbar des übel berüchtigten Waldes, sich auch mit einer gewissen Feierlichkeit sofort anschickte, unserer Neugierde Genüge zu leisten.

Meine Herren, hob er an, wenn ich Ihnen zuvörderst Rechenschaft geben möchte von dem eigentlichen Flächeninhalte des Waldes, so gerathe ich in einige Verlegenheit, denn die Angaben hierüber lauten höchst verschieden und variiren zwischen 50 und 500 Quadratmeilen, wie wir aus den Werken namhafter Gelehrten ersehen, die mir hier zur Seite stehen. Können sich die Gelehrten hierüber nicht vereinigen, so sind doch wir, die Bewohner des Landes, darüber einig, daß der Wald wohl einen Flächenraum von nahe an 100 Quadratmeilen bedeckt. Große Theile desselben sind noch völlig unbekannt, denn sie bestehen aus ungeheuren Sümpfen, vorzüglich am Ursprung der Narew und Jasiolda. Im Sommer völlig unzugänglich und im Winter gefürchtet, bleibt diese Gegend eine wirklich unbekannte. Der Wald, auf den trockenen Flächen fast durchgehends mit Föhren besetzt und in den nasseren Theilen Erlen erzeugend, wird nur von sehr wenigen Straßen durchschnitten, und enthält auf seinem weiten Flächenraume nur ein einziges Dorf, Bolowies. Im Innern des Waldes sieht es häufig gar wüste aus. Stürme sowohl als die Zeit stürzten eine Menge von Bäumen um, die, oft fünf- bis sechsfach übereinander liegend, natürliche, schwer zu durchdringende Verhaue bilden und in dieser Lage endlich verfaulen.

Die Bewohner des Waldes sind zuerst die so merkwürdigen, in Europa nur noch hier erhaltenen Auerochsen, dann Bären, Wölfe in großer Zahl, Luchse, nicht sehr häufig, und manche andere jagdbare Thiere minderen Werthes. Ueber den König des Waldes, den Auerochsen, berichten neuere Augenzeugen übereinstimmend Folgendes.

Es ist das größte Landsäugethier neben dem Elephanten und Nashorn, und das größte europäische. Seine Länge beträgt an 10 Fuß, die Höhe 6, gleich der des tscherkessischen Ochsen, die Farbe im Sommer schwarz, im Winter und Frühling schwarzbraun. Das Aeußere des Thieres hat etwas äußerst Wildes, Furchteinflößendes, denn der Kopf ist von unmäßiger Größe

und Breite, die Augen groß und schwarz, dabei wie roth entzündet und mit trotzig boshaftem Blick, die Mähne wirft sich zu beiden Seiten des Halses wild herunter, die Brust selbst, viel breiter als bei dem gemeinen Ochsen, ist, sowie der Hals, ebenfalls mit 6—12″ langen zottigen Mähnen bedeckt; übrigens sind bei der großen Länge des Thieres die Füße verhältnißmäßig kurz, weit kürzer als die des gemeinen Ochsen und viel stärker, der Schweif kurz, aber von oben an mit langen steifen Haaren besetzt. Auf dem unmäßig großen und breiten Kopfe stehen zwei, nur 12 bis 14 Pariser Zoll lange, aufgebogene, glänzend schwarze Hörner, zwischen denen ein Büschel steifer Haare auf die Stirn herabhängt. Der Rücken ist mit einem Buckel besetzt. Sonderbarerweise findet man bei diesen Thieren zwei Rippen mehr als bei dem zahmen Vieh, nämlich 14 anstatt 12, daher auch ihre größere Länge; sonst aber ist der Leib schlanker gestaltet. Die Gelehrten wollen den Auerochs durchaus nicht als Stammrasse des gemeinen Ochsen gelten lassen. Ihre Zahl beträgt im ganzen Bialowieser Walde mit dem jungen Vieh noch beinahe ein halbes Tausend. Sie halten sich in kleinen Heerden zusammen, 10, 15 bis 40 Stück sieht man auf einmal, aber nie mehr. Man hegt sie so viel als möglich, und bei schweren Strafen ist es verboten, auf sie zu schießen. Im Ganzen genommen halten sich diese Thiere sehr verborgen; sie thun Niemand etwas zu leide, man darf sich ihnen ziemlich nähern, doch dabei nicht schreien oder sprechen, sonst ergreifen sie die Flucht.

Was die Bären anbelangt, so gibt es deren in ziemlicher Menge im Bialowieser Walde. Es sind dies die grauen, fast gelben, sogenannten Honigbären mit einem weißen Ringe um den Hals, oft über Mannshöhe lang. Sie werden auf mancherlei Weise gefangen und getödtet, mehrere Theile ihres Körpers geben ein sehr schmackhaftes Gericht, wie wir bald erfahren sollten. Sollen die Bären geschossen werden, so bedient man sich hiezu eigenthümlicher Gewehre, die in Deutschland wenig bekannt sein dürften, und die wir zum Nutzen und Frommen aller Jagdfreunde etwas näher beschreiben wollen.

Bekanntlich wird der verwundete Bär äußerst gefährlich, greift seinen Feind an, und richtet denselben oft fürchterlich zu, wovon unser Wirth in der That gräßliche Beispiele erzählte. Es handelt sich also darum, die dem Bär beizubringende Schußwunde so schnelltödtend als möglich zu machen, wozu die Kugel nicht hinreicht, da, wie die Erfahrung lehrte, die Wunde von der Kugel sich beim Bär schnell schließt, keine Verblutung, sondern, ist derselbe nicht gerade durch das Herz geschossen, erst sehr später Tod erfolgt. Dies zu vermeiden wird der Lauf der Bärenbüchse von starkem Kaliber, um reichliche 2 Zoll länger gemacht, als es eigentlich nothwendig wäre; der Lauf wird nun wie gewöhnlich innerlich ausgearbeitet, gezogen und dann das vorhin erwähnte Stück von 2 Zoll Länge an der Mündung abgeschnitten. Dieses Stück dient nun für immer als Kugelform für den Lauf, von dem es abgeschnitten, und liefert, mit geschmolzenem Blei ausgefüllt, einen Cylinder von etwas mehr als 2 Zoll Länge, der ganz genau in den Lauf paßt, dessen Züge ausfüllt und als Kugel geladen wird. Zu größerer Sicherheit sind die Bärenbüchsen mit einem fast Dreiviertel Ellen langen, äußerst spitzigen, unten sehr breiten zweischneidigen und scharf geschliffenen Bajonet versehen.

Sind Auerochsen und Bären von den Anwohnern des Bialowieser Waldes wenig gefürchtet und im Allgemeinen als ziemlich harmlose Geschöpfe

betrachtet, so ist dieses aber um so weniger mit den Wölfen der Fall, die in dem ungeheuren Walde völlig zu Hause sich stark vermehren und durchaus nicht auszurotten sind, namentlich in strengen Wintern in großen Schaaren aus dem Walde brechen und dann Alles zerreißen, was ihnen von Lebendigem in den Weg kommt. Selbst in die wohlverwahrten Höfe wissen sie bei Nacht einzudringen und richten große Verwüstungen in den Pferde- und Viehställen an, so daß man ihrer sich kaum erwehren kann. Im Großherzogthum Posen, das bei weitem weniger als Litthauen von Wölfen belästigt ist, wurden laut amtlichen Nachrichten allein im Jahre 1820 16 Kinder und 3 Erwachsene von Wölfen zerrissen und verzehrt! — Wohlbewaffnete Uhlanen-Ordonnanzen verschwanden plötzlich auf ihrem Ritte von einem Orte zu dem andern; später fand man die wenigen Ueberbleibsel von Mann und Roß im Walde auf, selbst ein großer Theil der Knochen war von den Wölfen verzehrt, und nur Holz und Eisen ganz verschont worden.

Wie schnell Unglücksfälle in dieser Hinsicht und in dieser Gegend eintreten, davon möge das folgende Beispiel sprechen, welches sich noch am ersten Tage unserer Anwesenheit in dem Anfangs erwähnten Rastquartiere zutrug: der Leser wird bei dieser Gelegenheit Anlaß finden, Leben und Sitte in Litthauen etwas näher betrachten zu können.

Es war zufällig der Namenstag unseres Wirthes, und mehrere Verwandte desselben waren schon Tages vorher eingetroffen, um den Festtag bei ihm zu begehen. — Nachdem die Gratulationscour in großartigem Style vorüber, wurde vor dem darauf folgenden majestätischen Diner das sogenannte Schälchen im Gesellschaftszimmer aufgetragen. Das Schälchen ist ein durch den ganzen Norden verbreiteter Gebrauch, wird bei großen Gelegenheiten wohl eine Stunde vor dem Essen servirt, und besteht aus lauter Gegenständen, die der Franzose des stomachiques nennt. Wie man das in Litthauen versteht, wollen wir dem Leser nicht vorenthalten. Eine große Tafel fand sich beschwert mit geräuchertem Schinken, ditto Gänsebrüsten, Kieler Strömlingen, mehreren Arten von geräucherten und marinirten Fischen, Gallert von Kalbsfüßen, feinem Käse &c., lauter kalte Speisen, zu deren Anfeuchtung eine Batterie von Flaschen bestimmt war, welche vielerlei feine Liqueurs, Rum und Porterbier aus den Ostseehäfen enthielten. — Der Gebrauch will, daß bei dem sogenannten Schälchen kein Wein erscheint, der dem Diner vorbehalten bleibt, eben so wenig darf ein Stuhl an den Tisch gerückt werden, auf welchem sich die servirten Speisen befinden.

Hatte sich bei diesem hors-d'oeuvre schon der alte Erfahrungssatz zum Erstaunen bewährt, daß die nordischen Körperkonstitutionen gewohnt sind, ein weit bedeutenderes Quantum von Nahrungsmitteln in sich aufzunehmen, als die südländischen, so sollte dies doch noch in einem viel höheren Grade bei dem nachfolgenden Mittagsmahle der Fall sein, denn es verschwanden nun Gebirge von Eßwaaren, in denen eine italienische Haushaltung vielleicht Jahr und Tag geschwelgt haben würde. Ganz besondern Beifall erlangten die irdischen fleischigen Ueberreste eines Bären, welche auf allerdings höchst geniale Weise von dem scythischen Koch als côtelettes à la Soubise, die Tatzen à la maréchale und die Schinken au vin de Bourgogne nach eigener Ansicht zubereitet worden waren. Der Enthusiasmus sowohl, als der Ruhm des Koches stiegen aber noch bedeutend bei dem Erscheinen einer Garnitur von

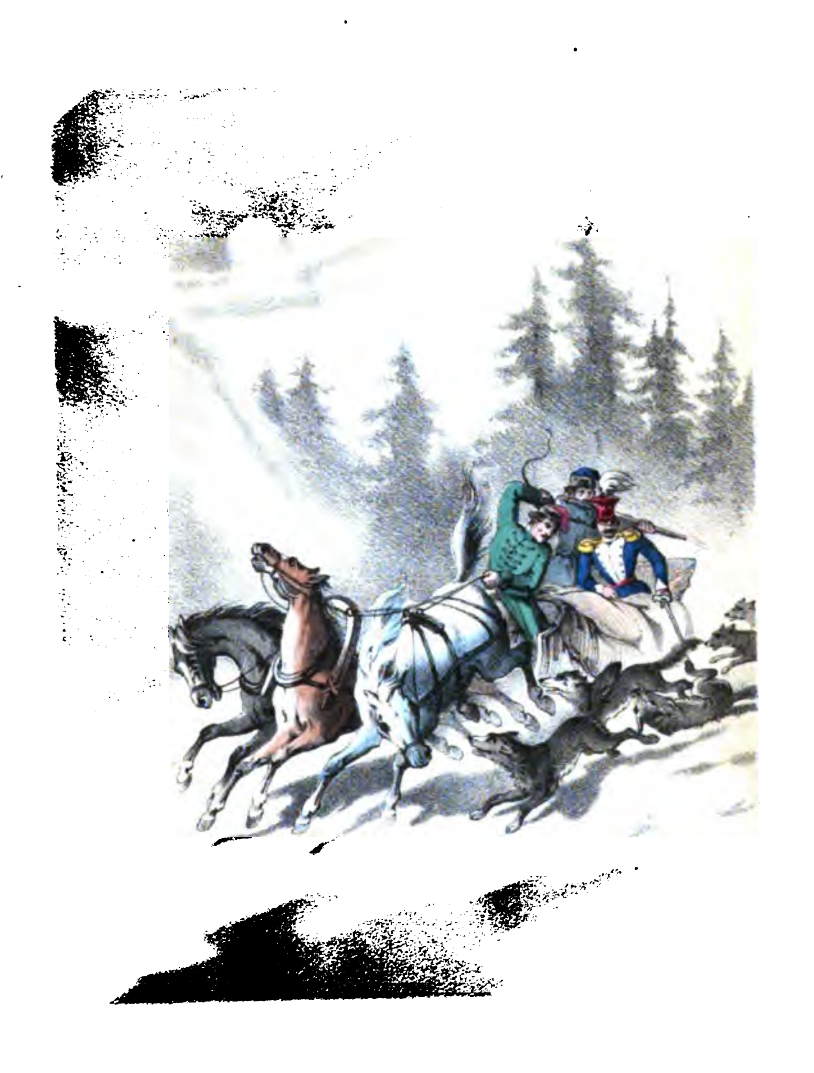
Kapaunen à la grönlandaise, die freilich ganz wohlschmeckend, aber unbesonnener Weise zum totalen Ruin des hauswirthlichen Weinkellers mit einer Masse von feingewiegtem Häring gebraten wurden. Welche unabsehbaren Folgen diese Gedankenlosigkeit des Kochs nach sich ziehen mußte, war vorauszusehen, jedoch nicht mehr abzuwenden. Die Salzfische, die so lange im scharfen Bratfeuer geschmachtet hatten und endlich an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen waren, machten bald auf gewaltthätige Weise ihre Sehnsucht nach Flüssigkeit geltend, und erzeugten bei ihren Besitzern einen so mächtigen mittelalterlichen Durst nach dem cursirenden Ungarwein, daß nothwendig eine gründliche Erfreuung der menschlichen Herzen eintreten mußte, welche wegen der beschleunigten Geschwindigkeit in Ausleerung der Flaschen sich auch in geometrischer Progression zu steigern drohte. Die Toaste mehrten sich — eine ergötzliche Heiterkeit lagerte über der ganzen Versammlung — man vergaß die Welt umher und lebte nur dem fröhlichen Momente — rauschender Jubel folgte eben einem äußerst treffend ausgebrachten Toaste — horch! da schmetterten, gleich den Posaunen zu Jericho, plötzlich Töne in die Ohren der Anwesenden, welche die Reiteroffiziere im Nu und wie elektrisirt von ihren Sitzen auffahren und nach ihren Säbeln eilen ließen. — Es waren Cavallerie-Trompetersignale, begleitet von einigen Pistolenschüssen aus geringer Entfernung erschallend, und zwar das selten etwas Gutes verkündende Allarmsignal in kurzen Absätzen schnell wiederholt. Der nächste Gedanke des Cavalleristen, wenn er diese Töne vernimmt, ist der an sein zweites Ich, an sein Pferd. So auch hier. Die Offiziere flogen fast die Treppen hinab den Ställen zu; doch kaum im Hofraum angelangt, stürzten uns im gestrecktesten Laufe der Pferde bereits drei Reiter mit blankem Säbel in der Hand entgegen, augenblicklich darauf gefolgt von zwei andern Reitern auf in der That kaum zu bemeisternden, schnaubenden Rossen. Die barsch und schnell gewechselten militärischen Anrufe gaben uns in der dicksten Finsterniß nun reitende Jäger vom N.'schen Regimente zu erkennen, darunter zwei Stabsoffiziere. Das Räthsel löste sich sofort. Die Herren kamen eben aus einem sehr gefährlichen Gefechte mit einer starken Schaar von Wölfen, denen sie sehr leicht im Laufe der Nacht einzeln unterlegen sein würden, hätte sich ihnen nicht zu ihrem großen Glücke in einer Gegend, wo Dörfer und Güter sehr zerstreut liegen, der Gutshof unseres Wirthes als einziger Zufluchtsort dargeboten. Die Trompetenstöße rührten von einem in Begleitung der Stabsoffiziere sich befindenden Eskadronstrompeter her, welcher, die bekannte Macht der Töne seines Instruments gegen Wölfe wohl kennend, auf freie Faust und aus eigener Machtvollkommenheit Allarm geblasen hatte, zugleich alle Kriegskameraden in weiter Runde zu seiner Lebensrettung auffordernd.

Das Nächste, was erfolgen mußte, war die Untersuchung der vorgefallenen Wunden, wobei sich ergab, daß einer der gemeinen Reiter einen schweren Biß in den linken Unterschenkel davontrug, und daß drei Pferde aus häßlichen Wunden sowohl an den Bäuchen, als am Hintertheil stark bluteten. Nachdem so gut wie möglich für die Patienten gesorgt worden, sorgte denn auch der freundliche Wirth für die in der That halb erfrorenen Unbeschädigten durch Stärkung jeder Art. Wir erfuhren nun das Nähere. Die Stabsoffiziere hatten sich, von ihrem Rastquartiere aus, in wichtigen Angelegenheiten zu ihrem Obersten nach N. begeben wollen, das sie noch vor Einbruch

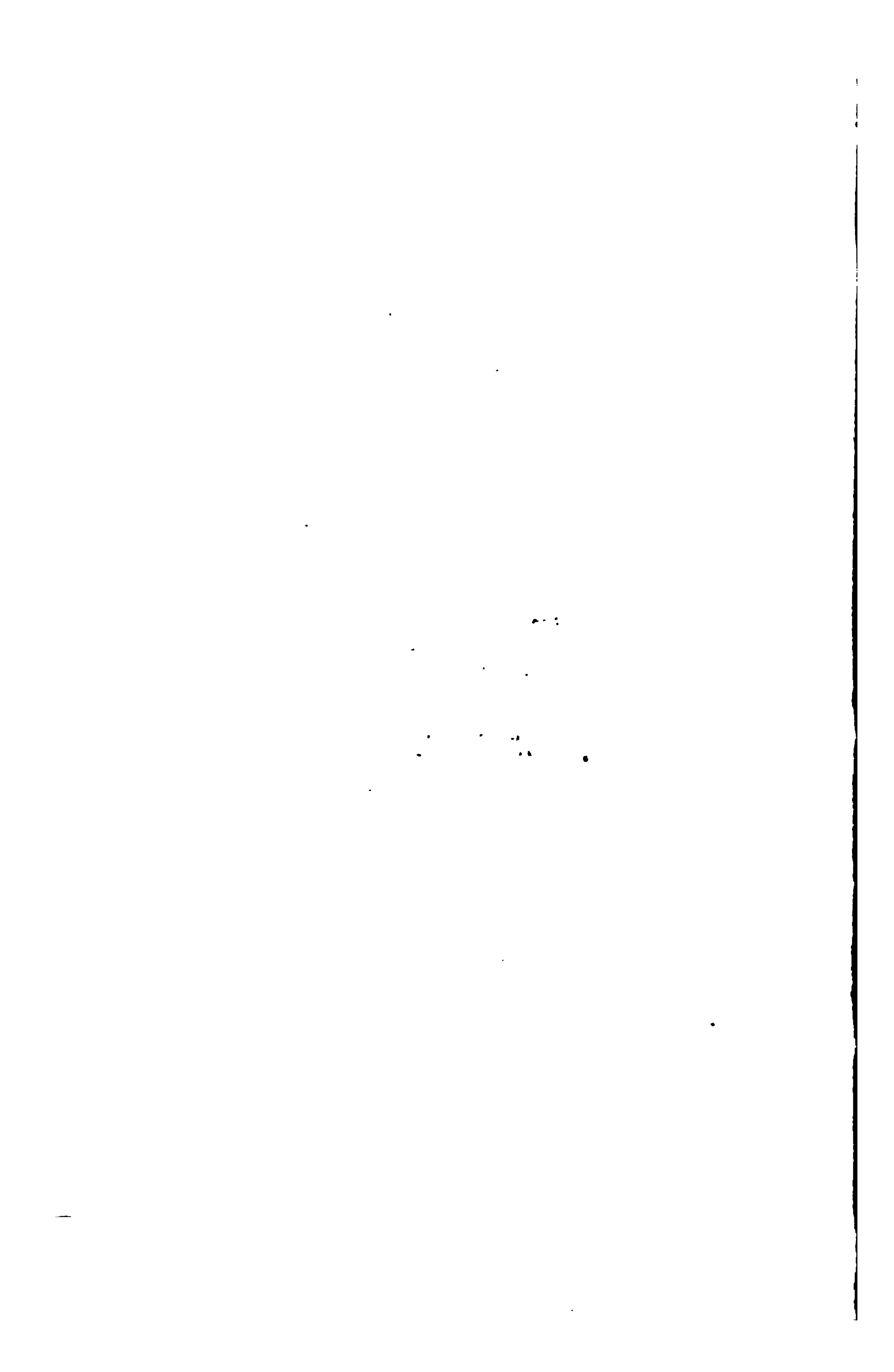
der Nacht zu erreichen wohl hoffen durften. Dem sollte jedoch nicht so sein, denn ihr berittener Führer machte sich mit guter Gelegenheit bei einbrechender Dunkelheit aus dem Staube, in Folge dessen die Reiter in dem Theile des berüchtigten Bialowieser Waldes, den sie passiren mußten, sich schließlich irrten, von den zahlreichen, im tiefen Winter heißhungrigen Wölfen angefallen, verfolgt und zu ihrem Glücke aus dem Walde so zu sagen herausgetrieben worden waren, um bald darauf in unserer Mitte den sehr nöthigen [illegible] zu finden.

Ist die Gefahr vorüber, sagt das Sprüchwort, so wird sie auch vergessen; dies war auch hier, wenigstens bei den Unbeschädigten, der [illegible] denn ein paar Stündchen waren hinreichend, sie vollkommen in den [illegible] quo ante bellum zu versetzen und schließlich Morpheus Armen zu [illegible] liefern.

Nach ihrem Weggange nahm jedoch unser Wirth ziemlich ernst das Wort, und meinte, daß, so sehr er sich freue, größeres Unglück verhindert zu sehen, für ihn selbst die Sache doch keineswegs abgethan sei. Sie [illegible] fuhr er fort, rings um meinen Hof das Geheul der Wölfe; durch die einzelnen Schüsse, welche mein Jäger, Kutscher rc. so eben auf dieselben feuerten, werden sie keineswegs vertrieben, sondern durch das Abenteuer den fremden Herren einmal aus dem Walde gelockt und erbittert, werde ich wochenlang von ihnen zu leiden und wahrscheinlich weiteres Unglück zu gewärtigen haben, wenn ich nicht zu kräftigeren Maßregeln schreite und geradezu den Krieg erkläre. Wir ergreifen nur ungern dergleichen Maßregeln, da die Execution derselben übel ablaufen kann, jedoch muß es geschehen, ich würde mich sonst in nächster Zeit bei hellem Tage nicht aus meiner Wohnung wagen dürfen; wollen die Herren theilnehmen an der Expedition, so sind Sie hiemit eingeladen. Gern wurde acceptirt und diejenige der [illegible] Nächte zur Ausführung bestimmt, in der etwas Mondenschein bei [illegible] Himmel stattfinden würde. Drei Tage vergingen, ohne daß dies [illegible] gewesen wäre, und in der That befand sich das Gut während dieser Nächte geradezu von den Wölfen blokirt, so daß mehrfache Wachen [illegible] werden mußten, um ihren Einbruch zu verhüten. Am vierten Abend erklärte der Besitzer die Umstände als günstig, und sofort begannen die Vorbereitungen zur nächtlichen Jagd. Sechs Doppelgewehre, schon früher in besten Stand gesetzt, wurden mehrmals durchgesehen, und diese, eben [illegible] Alles, was von Pistolen und Karabinern disponibel, scharf mit [illegible] laden. Nach Mitternacht war die Zeit zum Aufbruch gekommen. [illegible] räumiger Schlitten, mit vier muthigen Pferden bespannt, erschien [illegible] Thür, fünf Personen setzten sich ein, die Thore wurden geöffnet, [illegible] still flogen wir dem Walde zu. Bemerkbar war, daß die um das [illegible] streut gewesenen Wölfe dem Schlitten sehr bald folgten, jedoch in ge[illegible] Entfernung. Eine gute Viertelstunde mochten wir in dem lautlosen Walde weiter gefahren sein, als die Pferde mit großer Unruhe [illegible] schnauben anfingen und kaum weiter zu bringen waren. Dennoch [illegible] vorwärts; der Wirth deutete auf einen nahen Busch, aus welchem [illegible] rige Punkte roth hervorleuchteten; es waren die Augen eines Wolfes. [illegible] Pferde flogen pfeilschnell davon, und der Augenblick der Krisis erschien [illegible] bereit gehaltenes junges Schwein, an dessen einem Hinterfuße ein [illegible]



Wolfsjagd im Bialowieser Wald.



Leine stark befestigt sich befand, wurde in den Schnee geworfen und so ohne Weiteres dem Schlitten nachgeschleift. Das arme Thier fing ganz natürlich zu schreien an, und nicht ein und eine halbe Minute dauerte es, so sahen wir hinter uns einen großen Knäuel von Wölfen, die sich theils auf das noch immer fortgeschleifte Schwein stürzten, theils unter einander um die Beute wüthend balgten. Jetzt knackten alle Hähne unserer Doppelgewehre, ein Wort gebot dem Kutscher Halt, die Wölfe drängten sich näher zusammen, und nun erfolgte auf Kommando eine Generaldecharge, die den Wald erdröhnen ließ und, wie zu sehen war, arge Verwüstung unter den Wölfen angerichtet hatte. Mehrere lagen todt auf dem Platze, einige Schwerverwundete regten sich noch, leichter Verwundete waren entflohen. Sofort wurden jetzt mitgebrachte Kienfackeln angezündet, um die Wölfe fern zu halten und den Schlachtplatz zu beleuchten. Es fanden sich nun drei todte Wölfe, und zwei schwerverwundete, denen man sich überhaupt nur mit äußerster Vorsicht zu nähern hat, mußten noch durch Flintenschüsse besonders getödtet werden.

Die Rückfahrt wurde eilig betrieben, da es hier wenig geheuer und der erste Schreck der entflohenen Wölfe zu benutzen war. Besondere Schwierigkeiten hatte das Aufladen der todten Wölfe; die Pferde witterten die Nähe ihrer Todfeinde und drohten jeden Augenblick durchzugehen, dennoch lief Alles glücklich ab. Unter hellem Fackelschein durchschnitten wir im gestreckten Laufe der Pferde den Wald, und gelangten nach zwei Uhr glücklich wieder zu Hause an, wo uns warme Zimmer und ein Glas vortrefflichen Punsches erwarteten, bei welchem nach Jägersitte die Einzelnheiten der gelungenen Expedition gründlich durchsprochen werden mußten.

Am nächsten Tage zog man den todten Wölfen das Fell ab, ließ die Cadaver steif gefrieren und stellte so dieselben, durch Hölzer unterstützt, einzeln um das Gehöfte aus. Diese Procedur, der Zweck unserer Jagd, bewährte sich vollkommen, denn die Wölfe aus dem Walde blieben von nun an dem Gute fern.

---

6. Die Bukowina und die Moldau.

Nachdem ich die nöthige Erlaubniß von meinen geistlichen und weltlichen Vorgesetzten erhalten hatte, reiste ich am 13. Sept. 1846 in Gesellschaft zweier Neffen, die nach beendigtem Schuljahr zu ihren in Jassy wohnenden Eltern gingen, von Lemberg ab, hielt mich auf der Durchreise durch Podolien einige Tage in Trembowl auf, wo ich von meinen Eltern und Verwandten Abschied nahm und dann meinen Weg weiter fortsetzte durch die Kreisstadt Zaleszczyt, die in einer der schönsten Gegenden am Dniestr liegt. Einen Tag hielt ich mich auf an den Ufern dieses berühmten Flusses von Halitsch, dessen stiller und tiefer Lauf so oft die habgierigen Tataren nach den üppigen Fluren Podoliens geleitete. Nach kurzer Zeit wehte mir bereits die warme Luft der Bukowina entgegen, so genannt von der Menge der Buchenwälder, die auch jetzt noch einen bedeutenden Theil dieses Landes bedecken. Das ganze Gebiet der Bukowina gehörte ehemals zur Moldau, deren Geschick es theilte.

In dem Dorfe Lekowce, nur eine halbe Meile von Czerniowce, stößt an einen hübschen an der Landstraße errichteten Gasthof ein langer, in der Rundung laufender Wall, den der russische General Potemkin in einem Kriege mit der Türkei aufführen ließ. Lekowce gegenüber, auf der andern Seite des Pruth, erhebt sich der hohe Berg Cecyna, wo man die Ruinen eines ehemals befestigten Schlosses sehen kann, in welchem der Sage nach ein gewisser Cecyna sich aufhielt, nach der Ansicht des gemeinen Volkes ein Grieche oder Römer. Ein von den Bergleuten bei den Steinbrüchen aufgefundenes Schwert, das sich jetzt im physikalischen Kabinet des Lyceums von Czerniowce befindet, sowie die im Jahr 1838 ausgegrabenen, drei großen und zwei kleinen geflochtenen silbernen, mit einem Stern verzierten Armringe, zwei glatte breite silberne Ringe, zwei silberne, mit einem Kreuz geschmückte Ohrgehänge, ein kleines silbernes Kreuz, ein in Silber gefaßter Krystall, und verschiedene andere Zierrathen, welche das Wiener Kabinet der Alterthümer als byzantinische Ueberreste erkannte, geben der obigen Meinung viele Wahrscheinlichkeit, jedenfalls zeugen sie für das hohe Alter der auf diesem Berge gelegenen Ruinen.

In den südlichen Theilen der Bukowina, nicht weit von dem Dorfe Warna, erhebt sich in einem reizenden, von Bergen umschlossenen Thale eine mehrere Klafter hohe, aus Sandsteinen aufgeführte Säule zum Gedächtniß an einen Sieg, den hier der Woiwode Mich. Rukowitza, Fürst der Moldau, im Jahre 1716 über die Tataren errang. Die auf der Südseite noch erhaltene Inschrift enthält in walachischer Mundart die Worte: „Ich Michael Rukowitza, Woiwode und Fürst der ganzen Moldau. Im Jahre 1716, im dritten meiner Regierung, führte die ottomanische Pforte Krieg gegen die Deutschen.“ Das Weitere ist unlesbar. Auf der Ostseite finden wir: „Verbunden mit einigen Deutschen, bemühten sich Walachen, Ungarn und andere aus Serbien nach unserer Hauptstadt Jassy zu gelangen, und der ganzen Stadt sich zu bemächtigen, wie sie dies früher unter dem Woiwoden Niklaus Maurocordato, Fürsten der Walachei, gethan hatten. Doch mit Hülfe Gottes besiegten wir sie glücklich, und wehrten ihre Truppen bei jedem Anfall ab. Zum Andenken hievon ließen wir dies Kreuz errichten.“ Hier fehlen wieder einige Worte. Auf der Nordseite steht: „diese Säule wurde errichtet, als wir durch die Berge von Mestekanestie und Suchardo um Rodno herum nach Ungarn zurückkehrten. Von da zogen wir verbunden mit Han, dem Führer einer großen Schaar Tataren, nach Bystryza, erlangten allenthalben große Beute, legten alle Herrschaftshäuser in Asche, und nur Eine Stadt blieb verschont; von da kehrten die Tataren durch die Marmarosch zurück.“ Das Weitere ist unlesbar, dann heißt es: „und die Tataren erlitten eine große Niederlage.“ Die Inschrift auf der Westseite beginnt mit den Worten: „unter der Anführung Jordaki Kantakuzenos, Führer des Magazonen.“ Den Rest haben Regen und Wind verlöscht.

Zwei Posten von Czerniowce am Flusse Seret liegt das Städtchen Seret, das älteste in der Bukowina, da schon im 14. Jahrhundert die Geschichtschreiber katholischer Bischöfe erwähnen, die hier ihren Sitz hatten, welchen sie jedoch später nach Bakow tief in der Moldau verlegten. Am beachtenswerthesten ist aber Suczawa, das eine Tagereise von Czerniowce entfernt liegt, einst der Hauptort und reich, mit interessanten Ruinen eines aus Back-

steinen aufgeführten Schlosses, das zweimal den Waffen des Königs Sobieski unterlag. Schon im Jahre 1390 war Suczawa die Hauptstadt der Moldau, denn am 17. März dieses Jahres befand sich Wladislaw Jagiello in Suczawa, und berieth mit dem walachischen Hospodar die Mittel zu der Vertheidigung gegen Siegmund, König von Ungarn. In demselben Jahr zog der letztere vor Suczawa, welches nur dadurch gerettet wurde, daß Stephan III., der walachische Hospodar, sich dem König von Ungarn unterwarf. Hundert Jahre später (1497) suchte ein von König Albrecht hieher gesandtes polnisches Heer vergebens sich der Stadt zu bemächtigen. Als es nach einem mit dem Hospodar Stephan abgeschlossenen Vertrage in seine Heimath zurückzog, wurde es durch die Hinterlist des rachsüchtigen Fürsten in die Wälder bei Kosmin gelockt, durch angehauene Bäume erschlagen und erlitt eine große Niederlage, wofür auch der später bei Czerniowce über die Walachen davongetragene Sieg keinen Ersatz gewähren konnte.

Betrachtet man jetzt diese alte Stadt, so kann man sich in der That eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, denn diese Stadt besaß bis zur Regierung Stephans des Großen, der seinen Sitz nach Jassy verlegte, in ihren Mauern mehr als 40 Kirchen und über 1600 Häuser; jetzt neigt sie sich zum Verfall, und lebt von einem elenden Handel und vom Schmuggel. In einer der Kirchen dieses Orts sind die Reliquien Iwan Novas, der nach der Versicherung der Leute Kaufmann in Akerman war, und dort um des christlichen Glaubens willen enthauptet wurde. Seine Leiche wurde unter Alexander dem Guten, Fürsten der Moldau, aus Konstantinopel nach Suczawa gebracht, und von da auf Befehl Stephans des Großen nach Jassy geführt, zur Zeit der Tatareneinfälle aber durch den disunirten Bischof Dostheus nach Zolkiew in Galizien gebracht. Hier blieb sie nach dem Tode des Metropoliten so lange, bis sie auf inständiges Bitten der Walachen in der Bukowina wieder nach Suczawa gebracht wurde.

Nachdem ich mein letztes Nachtlager auf dem Boden der Bukowina im Gasthof des Dorfes Pancyr zugebracht, reiste ich mit Tagesanbruch nach der nahen Gränze im Dorfe Synowce, wo wir zu unserer großen Freude die auf uns wartenden Pferde fanden, welche mein Bruder aus Jassy uns entgegengeschickt hatte. Nachdem ich auf dem Zollamt mich mit den Pässen gezeigt, eilte ich ohne Aufenthalt nach dem auf der Brücke eines unbedeutenden Baches errichteten Gränzthor, das nur von 8 bis 12 Uhr Morgens und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags geöffnet wird. Eine Menge Reisender von beiden Seiten wartete auf die ersehnte Zeit, endlich erschien der Wache habende, österreichische Officier, und nach kurzer Zeit betrat ich das Land der Moldau, worüber ich eine, wenigstens in Bezug auf die Geschichte, kurze Bemerkung voransenden muß.

Die Moltau oder Multan, wie es die Polen nennen, bildete mit der Walachei in den ältesten Zeiten einen Hauptheil Daciens, das zu Anfang des zweiten Jahrhunderts von Trajan erobert wurde, der seine siegreichen Legionen über die in der Umgegend von Orsova erbaute Brücke über die Donau führte, und in drei blutigen Schlachten den damals furchtbaren König der Daken, Decebalus, aufs Haupt schlug. Nachdem er sich der Hauptstadt der Daker, Zarmisegethusa, deren Ueberreste man in Siebenbürgen noch jetzt sehen kann, bemächtigt hatte, verwandelte er das Land in eine römische Provinz, die er in die Uferprovinz (das heutige Serbien, Walachei und Siebenbürgen),

und in die Alpenprovinz, die heutige Moldau und Bukowina theilte. Indeß war die römische Herrschaft nur von kurzer Dauer, denn schon Hadrian überließ die Daker ihrem Schicksal, und befahl die von seinen Vorfahren über die Donau geschlagene Brücke, welche nur den barbarischen Horden den Weg ins römische Reich zu zeigen schien, wieder abzubrechen. Seit dieser Zeit wurde Dacien das Schlachtfeld verschiedener barbarischer Horden, welche das Land der Reihe nach besetzten. Gothen, Hunnen, Bulgaren, sowie das Volk der Avaren (Obren), Chasaren, Petscheneger und endlich die Magyaren nahmen nacheinander dies Land ein, um es in kurzem wieder einem stärkern abzutreten. Alle diese Völker ließen Spuren unter den ursprünglichen Einwohnern zurück, bis zur Zeit der Kumanen oder Polowzen, welche vom 11ten Jahrhundert an den ganzen Raum vom Don bis zu den Karpathen, also das heutige Südrußland, Bessarabien, die Moldau und die Bukowina einnahmen, und deshalb von den europäischen Schriftstellern in die asiatischen und europäischen (Cumania alba et nigra) getheilt wurden. Nach der kurzen Herrschaft der Kumanen erfuhr das Land einen neuen Wechsel, indem die Kumanen von den Mongolen besiegt wurden, welche das Land durchzogen und es als Wüste wieder verließen. Nur in den Wäldern und Bergen blieben noch die Einwohner vom alten Stamme, so daß in der Mitte des 14ten Jahrhunderts dies Land aufs Neue durch Rumunen aus der Umgegend der Marmarosch bevölkert werden mußte. Der Führer dieser neuen Ankömmlinge war Bogdan I., von den Walachen Dragosch genannt, welcher das von dem Moldaufluß umgebene Land Moldau nannte und die Dynastie der Dragoschiten begründete, welche hier lange regierte, und bald den Ungarn, bald den Polen unterworfen war, bis das Land dauernd unter die Herrschaft der Türken fiel. Die gegenwärtige Bevölkerung der Moldau ist im Verhältniß zur Ausdehnung des Landes sehr spärlich, da sie nicht einmal eine Million beträgt, deren größten Theil Rumunen bilden; die andern sind Griechen, Ungarn, Serben oder Bulgaren, Zigeuner und namentlich Juden. In den Städtchen und besonders in Jassy finden sich viele Deutsche, Franzosen u. s. w., welche hier unter dem Schutze ihrer Consuln sich mit allerlei Beschäftigungen abgeben. In den letzten Jahren suchte sogar eine bedeutende Anzahl polnischer Auswanderer hier eine Unterkunft. Trotz der spärlichen Bevölkerung und der noch in der Wiege liegenden Industrie bereichert sich jetzt unter Leitung des Fürsten Sturdza das Land, namentlich durch einen bedeutenden Handel mit Vieh und Getraide, das von hier nach Oesterreich, Frankreich, England und Italien ausgeführt wird. Die hier allgemein herrschende Religion ist die griechisch-nichtunirte. Der in Jassy wohnende Metropolit und die Bischöfe in Huscha und Romanie leiten unter dem griechischen Patriarchen zu Konstantinopel die kirchlichen Verhältnisse; die Geistlichkeit, namentlich die untere, ist im allgemeinen sehr unwissend, und unterscheidet sich nur durch ihren Stand von dem gemeinen Volk. Auf dem Wege traf ich mehrmals moldauische Geistliche nur im Hemde und mit linnenen Beinkleidern, welche barfuß Getraide nach Galatz führten. Im Fall vornehmer Begräbnisse in Jassy kommt gewöhnlich eine bedeutende Anzahl barfüßiger und zerlumpter Personen, die aber doch den Ornat tragen, zu diesen Ceremonien, und schließt sich dem Grabgeleite an; dies thun sie um eine kleine Gabe, sehr häufig für eine Kerze und ein Tuch, das, nebst einer Kerze, ebenso wie bei den Walachen der Bukowina, bei Begräbnissen getragen wird.

Nachdem wir uns einige Zeit auf dem moldauischen Zollamt in dem anstoßenden elenden Städtchen Michaileni aufgehalten, ritten wir auf der schönen breiten Straße fort, an der, wie man nicht umhin kann rühmend anzuerkennen, gegen 500 kleine Häuschen oder Tscharbaks errichtet sind, wo Wächter über die Sicherheit der Reisenden wachen. Es ist dies das Werk des regierenden Fürsten Sturdza, dem das Land manche heilsame Verbesserungen dankt. Unser Weg führte uns durch eine fortlaufende Ebene, auf der hie und da Dörfchen verstreut waren. Nachdem wir an dem elenden Städtchen Butschatsch vorüber waren, begann der Weg bedeutend zu steigen, und von der Höhe herab zog das reizende Dorf Kalinestie mit einer schönen Kirche und einem in gutem orientalischen Geschmack gebauten Palast unsere Aufmerksamkeit auf sich. Obwohl wir noch ziemlich weit entfernt waren, konnte man doch schon die Bewegung und das Gedränge des um einige Zelte versammelten Volkes unterscheiden; es war dies eine Hochzeit von Zigeunern, diesen europäischen Beduinen, welche unter freiem Himmel ein Hochzeitsfest ausrichteten und eine bedeutende Zahl der Bewohner des Dorfes angelockt hatten. Man hat Mühe sich einen Begriff von dem Bilde zu machen, das diese buntscheckige Menge unsern Augen darbot. Auf einer Seite standen schmutzige elende Hütten, neben ihnen loderten an der Erde angemachte Feuer auf, Zigeunerinnen, schwarz wie Erde, brennende Pfeifen mit kurzen Röhren im Munde, bereiteten für die Hochzeitgäste allerlei Gerichte, und daneben tummelten sich halbnackte, von der Sonnengluth verbrannte Kinder lustig mit den Hunden herum. Auf der andern Seite drehten sich in weitem Kreise und in verschiedenfarbigen Gewändern muntere Jünglinge und Mädchen, und stampften bei einer gellenden Zigeunermusik den Nationaltanz, Dsok Arkan, dem die ernsten, in einiger Entfernung sitzenden Matronen zuschauten. Der die Ordnung aufrecht erhaltende Balubaschi (das von der Regierung ernannte Oberhaupt) in Scharlachhosen und mit dem Feß auf dem Kopf, schlug den Tact mit der mächtigen Peitsche und vollendete dies merkwürdige Bild. Solche nomadisirende oder vielmehr herumstreifende Zigeuner, die unter der Regierung Alexander des Guten ums Jahr 1400 ins Land gekommen waren, traf ich auf meiner Reise häufig. Man müßte in der That staunen über das große Elend und die große Lustigkeit der Zigeuner, wenn man nicht die Macht übler Gewohnheiten und der Anhänglichkeit an eine übel verstandene Freiheit kennte, welche sie, wie die Araber, gegen alle andern Lebensbedürfnisse gleichgültig macht. Man muß indeß anerkennen, daß manche Bojaren, nach dem Beispiel des regierenden Fürsten, schon vielen Zigeunerfamilien gewisse Vorrechte gewährt, sie auf ihren Gütern angesiedelt, und in arbeitsame Landbauer umzuwandeln verstanden haben.

Nachdem wir an einer Reihe kleiner, mit Wald bedeckter Hügel vorüber waren, hielten wir auf dem höchsten Gipfel einer Anhöhe, von der sich den Augen eine mehrere Meilen große Fläche darbot, die in andern Jahren wegen ihres guten Bodens immer sehr üppig und reich an Früchten dasteht, zur Zeit meiner Reise aber wegen der außerordentlichen Hitze und Trockenheit nur einen trübseligen Anblick bot. In dem Hintergrunde dämmerte mit ihren aufragenden Thürmchen die sechs Meilen von der Bukowinaer Gränze gelegene Stadt Bottoschany, wohin wir eilten, um dort unser Nachtlager zu halten. Diese Stadt ist eine der größten nach Jassy, liegt in einer weiten Ebene, hat 10,000 E., meistens Walachen und Armenier, und einige tausend meist höl-

zerne, in orientalischem Geschmack großentheils zierlich gebaute Häuschen, aber auch arme Hütten, in denen ich statt der Glasscheiben häufig Blasen mit Glasstücken in der Mitte ausgespannt sah. Die größte Zierde dieser Stadt sind ohne Zweifel die griechischen Kirchen, die in orientalischem Styl mit hübschen blechbedeckten Thürmchen aufgeführt sind, deren ich über ein Dutzend zählte. Als ich die verschiedenen Theile der Stadt besichtigte, sah ich zu meinem großen Vergnügen auch ein katholisches Kirchlein, das ein Jahr zuvor auf einer hübschen Anhöhe begonnen wurde, und zur Zeit meiner Ankunft nahezu vollendet war. Dies dankt man dem unermüdlichen Eifer des Franziskaner-Missionärs Dornseifer, der, um die geistlichen Bedürfnisse der hier wohnenden Katholiken zu befriedigen, im Vertrauen auf Gott mitten in einem scharfen Winter durch Galizien nach Wien reiste, um die nöthigen Unterstützungen zu sammeln. Gott segnete seine eifrigen Bemühungen und im Lauf von zwei Jahren errichtete er das Gotteshaus, zu dem die ungarischen Bischöfe den fehlenden Rest zuschossen, so daß jetzt Bottoschany eine der schönsten katholischen Kirchen der Moldau besitzt.

Nachdem wir in Bottoschany übernachtet hatten, brachen wir am andern Morgen frühzeitig auf, um in Einem Tage nach Jassy zu gelangen, das noch ziemlich entfernt war. Die gepflasterte Straße, auf der wir ritten, führte uns anfangs durch bergige, mit Wald bedeckte Gegenden, nach vier oder fünf Meilen aber hörten Berge und Straße auf, und von da ziehen sich fast bis nach Jassy mit geringen Ausnahmen unabsehbare Steppen hin, die von der Sonnengluth ausgetrocknet und mit gelbem Gras bedeckt waren, was einen niederschlagenden Eindruck auf den Wanderer machte. Nur hie und da sieht man, wie verirrt in der weiten Strecke, ein Stück Feld mit Papuschoi oder Mais, und in den Niederungen grünende Wassermelonengärten, welche Serben oder Lipowanern gehören, die sie den Vorüberreisenden um mäßigen Preis verkaufen. Es ist dies für Reisende eine nicht geringe Wohlthat in diesen öden Gegenden, wo man bei der unerträglichen Hitze fast einen halben Tag gehen kann, ohne einen Tropfen Wasser zu finden. Schon hatten wir einen bedeutenden Theil des Weges in den Steppen zurückgelegt, als hinter uns sich etwas wie eine graue Wolke zeigte, ein dichter Staubnebel, der, wie durch einen starken Wind getrieben, rasch sich näherte und wie ein Sturmwind dann an uns vorüberflog. Es war dies die moldauische, durch ihre Schnelligkeit berühmte Post, die ich hier zum erstenmal sah. Es machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, als ich zwölf, zu je zwei und zwei angespannte, gallopirende Pferde sah, welche unter den häufigen Streichen der walachischen Fandy i Buhy (einer ungeheuer schweren Peitsche) ihre letzten Kräfte aufboten, und die bedeckte, mit einem moldauischen Beamten besetzte Droschke fortzogen, die bald auf die eine, bald auf die andere Seite geneigt, kaum die Erde berührte. In einem so rasenden Laufe legen die Pferde, eben so wie in Rußland, die ganze Poststation zurück; die Gesellschaft gegen Thierquälerei hätte hier ein weites Feld vor sich. Ich hatte viel von der moldauischen Post gehört, aber den Berichten keinen Glauben geschenkt, bis ich sie selbst sah. Wie mir Augenzeugen versicherten, passirt es manchmal, daß wenn in der gewaltigen Eile ein Pferd stürzt, die Postillone es sogleich aus dem Gespann losschirren und ohne den mindesten Aufenthalt weiter eilen. Wer keinen eigenen Wagen hat, muß sich eines kleinen, niedrigen, wie in Rußland ganz aus

Holz gebauten Fuhrwerks bedienen; es sind deshalb Fälle vorgekommen, daß einer in dem schnellen Lauf der Karuze — so nennt man die walachischen Wagen — herausfiel und ohne weiteres auf dem Wege liegen blieb. Ich sprach mit einem solchen, der aus dem Wagen fiel und eine Viertelmeile zurückblieb, ehe die Postillone den Unfall bemerkten. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß einige Reisende zu ihrer Sicherheit blind geladene Pistolen mitnehmen, um bei einem Unfall durch den Knall des Gewehrs den fortreitenden Führer aufzuhalten. Solche Posten traf ich auf meiner Weiterreise durch die Moldau häufig, und ihr Anblick weckte stets ein schmerzliches Mitleiden mit den armen Thieren. Seit einiger Zeit wurde für die Bequemlichkeit der Reisenden ein Omnibus für acht Personen eingerichtet, welcher zweimal in der Woche von Jassy über Bottoschany, wo er sich einen ganzen Tag aufhält, nach der Gränze der Bukowina geht, und von Jassy nach Bottoschany etwa acht Zwanziger kostet. Auf jeder Poststation spannt man acht rasche Pferde an, welche in gewöhnlicher Weise raschen Laufes forteilen.

Unsere Reise wurde gegen Mittag über alle Beschreibung mühselig. Es war gerade in der Zeit der heftigsten Hitze, wo wegen der anhaltenden Trockenheit alle Vegetation abgestorben war. Nur hie und da starrten in der unfruchtbaren, wasserlosen Steppe gebogene Weiden hervor, welche das Bett eines ausgetrockneten Wasserlaufs bezeichneten. Auch kein Wind regte sich, nur hie und da erhob sich ein brennender Luftzug, der unsere verbrannten Gesichter mit einem brennenden Staub bedeckte. Von einem schmerzlichen Gefühl ergriffen betrachtete ich die auf unabsehbarem Raum erstorbene Natur. Doch nicht mehr allzulange ritten wir in dieser Wüste voll brennender Asche. Nachdem wir zu Kietruschik in einem gemauerten, ganz ordentlichen Han, der mir in diesen Steppen wie das üppigste Hotel erschien, ausgeruht hatten, erreichten wir gegen Abend Jassy.

Diese Hauptstadt, welche Sobieski ohne Erfolg besetzte, liegt an dem kleinen Bache Bachtya längs eines unbedeutenden, gegen Süden gerichteten Bergabhangs; deshalb ist sie der ganzen Gluth der südlichen Sonne ausgesetzt, welche im Sommer und selbst noch im Spätherbst so unerträglich ist, daß man um Mittag kaum auf der Straße sich zeigen kann, und manchmal ist sogar bei Nacht, wie ich selbst bezeugen kann, das Athmen schwer. Wenn man sich auf die gegenüberliegende Anhöhe stellt, auf der üppige Weingärten liegen, so kann man die ganze ausgedehnte Hauptstadt der Moldau sehr leicht übersehen, von der Vorstadt Patarasch, die sich an den kleinen Teich und den Sokol anlehnt, angefangen bis zu der Vorstadt Prokurari, durch welche ich herein kam. Zu ihren Besonderheiten zählen, ebenso wie in Bottoschany, einige achtzig größtentheils sehr hübsche in griechischem Styl aufgeführte Kirchen, unter denen sich die walachische Kathedrale mit ihren ungeheuren Thürmen auszeichnet. Dieser Bau wurde vor kurzem mit großen Kosten hergestellt, durch einen unglücklichen Irrthum im Bau aber droht er den Einsturz, und muß deshalb geschlossen werden. Unter den prächtigen öffentlichen Bauten ist einer besonderen Erwähnung werth das im südlichen Theile der Stadt in einem Halbkreis erbaute ehemals feste Schloß, das die Türken bei ihrem letzten Einfall verbrannten; jetzt ist es die stolze Behausung des Diwans oder das Gubernialgebäude. Gleiche Beachtung verdient das auf dem gegenüberliegenden Hügel aufgeführte Schloß Ypsilanti's; im Umkreis dieses Schlosses

erhoben sich auf Piken die Köpfe der Türken, welche die Walachen beim Einfall Ypsilanti's in die Moldau in der Stadt ermordet hatten. Zur Verschönerung dieser letztern tragen die prächtigen Wohnungen der fremden Consuln, deren verschiedenfarbige Flaggen im Winde flattern, nicht wenig bei. Außerdem gibt es in Jassy eine Menge prächtiger Häuser der bedeutendsten Bojaren, welche größtentheils französische Sitten angenommen haben, ihre Besitzungen wie in der Verödung liegen lassen und in großem Pomp in der Hauptstadt leben. Schade nur, daß die Straßen nach türkischer Sitte größtentheils krumm und eng sind; es gibt nicht einmal einen Markt in der Stadt. In wissenschaftlicher Beziehung findet sich bei der hiesigen Akademie außer andern Sammlungen ein sehr schönes Naturaliencabinet, welches mit dem Pariser Museum in ununterbrochenem Verkehr steht; ebenso eine Münzsammlung, in der viele polnische Münzen sich befinden, welche man im J. 1845 in dem Dorfe Stinka, in der Nähe von Jassy, etwa 9000 an der Zahl, theils Kupfer-, theils Silbermünzen ausgrub. Nicht wenig zieren auch die Stadt die auf dem gegenüber liegenden Hügel gelegenen grünen Weingärten, wo die reichsten Bojaren ihre Villen haben und der regierende Fürst einen hübschen, in jeder Beziehung sehenswerthen Sommerpalast mit einem prächtigen Garten und Thiergehäge besitzt.

Nachdem ich meine Verwandten besucht, und mich auf der österreichischen Agentur gemeldet, brachte ich den Rest des Tages mit Besichtigung der Stadt zu. Dann reiste ich am 30. September weiter, begleitet von einem meiner Brüder, den die traurige Nachricht von Verheerungen durch Heuschrecken auf die Reise trieb, welche dies- und jenseits der Donau in mehreren Strichen der Umgegend von Galacz niedergefallen und unter anderm auch auf den Besitzungen meiner Verwandten großen Schaden angerichtet hatten. Sehr angenehm wurde unsere Reise durch die Begleitung des Major Baczynski, eines Veteranen der russischen Armee, der jedoch von polnischen Eltern geboren war; er hatte von Fürst Sturdza den Grad eines Majors der Feuerleute in Jassy erhalten, war aber bei Gelegenheit eines vor zwei Jahren unter einem unglücklichen Zusammenfluß von Umständen ausgebrochenen Brandes in Jassy seiner Stelle jedoch mit Belassung eines Theils seiner Pension, enthoben worden, denn in Folge einer sehr genauen Untersuchung über den Ursprung des Feuers, das ein Paar hundert Häuser in Asche verwandelte, und wegen der außerordentlichen Dürre die ganze Stadt mit der größten Gefahr bedrohte, zeigte es sich, daß einige der Feuerleute selbst durch Anlegung von Feuer zur Vergrößerung des Brandes beigetragen hatten. Da einer derselben auf frischer That ertappt wurde, so zog er sich eine furchtbare, so viel ich weiß nur in der Moldau bestehende Strafe zu, die gewöhnlich den Tod zur Folge hat, und die bei dem bloßen Gedanken Schauder erregt. Der zu dieser Strafe Verurtheilte wird beim Vollzug des Urtheils bis auf den Gürtel entblößt und mit geschmolzenem Theer überstrichen; so wird er unter militärischer Wache im Beisein gerichtlicher Beamten so wie eines Arztes auf den Markt gebracht, und von da in langsamem Schritt durch die Hauptstraßen der Stadt geführt. Gerade hinter ihm schreitet der Henker in rothem Rock und Hosen mit einer gewaltigen Hetzpeitsche in der Hand, mit der er dem unglücklichen Opfer von Zeit zu Zeit die durch den Urtheilsspruch bestimmten furchtbaren Hiebe zutheilt. Diese entsetzliche Strafart zeugt von dem niedrigen Stande der Civi-

lisation in der heutigen Moldau, denn je mehr ein Land an wahrer Aufklärung sich hebt, desto milder werden auch seine Sitten.

Jenseits Jassy ritten wir wiederum auf einer schönen, neu gepflasterten Straße mitten zwischen reichen Weingärten und zauberischen Villen auf den Anhöhen, und genossen einer weithin sich entfaltenden Aussicht auf die Hauptstadt der Moldau und ihre Umgebungen. Von da wand sich unser Weg fortwährend durch unabsehbare Wälder, die seit alter Zeit durch Mordthaten und Räubereien berüchtigt waren, denen die Reisenden zum Opfer fielen. Seit der Regierung des gegenwärtigen Fürsten aber sind diese Wälder vollkommen sicher, weil die Räuber größtentheils ausgerottet wurden. Unter vielen Einzelnheiten erzählte uns der Major, wie er in den ersten Jahren der Regierung des Fürsten Sturdza, als er nach der Stadt Roman ging, in die Hände der Räuber fiel, und durch ein wahres Wunder der Vorsehung befreit wurde. Denn obwohl aus dem Wald zwei auf ihn gezielte Schüsse fielen, so wurde doch weder er, noch sein kleiner, neben ihm schlafender Sohn getroffen. Später wurde er von den Räubern angehalten und bis aufs Hemd ausgezogen, doch wurde sein und seines Kindes Leben geschont. Andere Reisende, welche in geringer Entfernung hinter ihm des Weges zogen, retteten sich durch die Flucht. Die Räuber erfreuten sich indeß nicht lange der Straflosigkeit, denn die auf Befehl des Fürsten zu ihrer Ergreifung ausgesandten Kosaken — die hier dieselben Dienste thun, wie in Italien die Sbirren — entdeckten alsbald ihren Versteck und übergaben sie der Gerechtigkeit. Sie wurden zuerst in die Salzbergwerke bei der Stadt Oknie geschickt, als sie aber daselbst eine Verschwörung anzettelten, mit Gewalt von dort zu entkommen suchten, und bei dieser Gelegenheit einige Aufseher erschlugen, wurden sie auf Befehl des Fürsten, gegen 30 an der Zahl, aufgeknüpft, mit Ausnahme eines einzigen, der an seinen Mitschuldigen den Henkersdienst verrichtete.

Die Gegend, die wir durchwanderten, gehört zu den angenehmsten in der Moldau. Häufig sieht man hier hübsche und ziemlich reiche Dörfer mit großartigen Gehöften und aus Mauerwerk aufgeführten ordentlichen Häusern. Unsere Freude dauerte indeß nicht lange, denn als wir am andern Tag in die Niederungen gelangten, wo kein gepflasterter Weg mehr ist, begannen auf's Neue die unabsehbaren Steppen, auf denen man, außer zahlreichen Pferde- und Rindviehheerden und den Poststationen, selten auch nur eine Spur von menschlichem Dasein erblickt. Die Sonnengluth war nicht mehr zu ertragen; wir alle waren wie gebraten, selbst der bedeutende Bach Berlad, der diese einförmige Wüste wie ein klagender Cocyt durchfließt, tröpfelte kaum noch unmerklich. Unter diesen Umständen muß man die Sitte der Moldauer loben, am Wege gleich einer milden Gabe für den Nächsten aus eigenem Antrieb gedeckte und ummauerte Brunnen zu errichten in Form von Cisternen, wo die Reisenden sowohl, als das Vieh die gewünschte Kühlung finden, ohne welche die Wanderung durch diese Striche mitten in der Sonnengluth fast unmöglich wäre.

Nachdem wir über Waslui hinaus waren, wo der Pole Stryikowski (im J. 1575) das Grab des litthauischen Fürsten Georg Koriatowicz, des Enkels Gedimins, sah, kamen wir über eine hübsche steinerne, aus drei Bogen bestehende Brücke, die mit dem Wappen des regierenden Fürsten, sowie mit einer walachischen und lateinischen Inschrift geziert war, und in später Nacht

erreichten wir Berlad, eine Handelsstadt, die am Flusse desselben Namens liegt. Dies alte Städtchen, das auf den Ruinen der ehemaligen Dakerstadt Susidawa liegt, war früher sehr reich und groß, in Folge einer vor Jahren hier grassirenden Pest aber, verlor es einen großen Theil seiner ehemaligen Bevölkerung. Noch jetzt zeigt man hier viele Gräber mit hölzernen griechischen Kreuzen, wo ganze Familien, die der furchtbaren Krankheit zum Opfer fielen, begraben liegen. In Berlad, das 10 bis 12 Meilen von Jassy entfernt liegt, hatte ich die erste Gelegenheit Türken in der Nähe zu sehen. Denn außer dem Eigenthümer des Hauses, einem Moslem, der trotz dem zwischen Rußland und der Türkei im Jahre 1829 abgeschlossenen Frieden, auf besondere Art sich hier zu halten gewußt hatte, befand sich damals auch in demselben Han noch ein anderer Türke, ein Lieferant aus Stambul, der in der Absicht Holz für die Werften der Regierung in den moldauischen Karpathen anzukaufen, in demselben Gasthofe mit uns übernachtete. Es war dies ein ächter Moslem; in seinem vor Alter gefurchten Gesicht ließ sich ein tiefer Ausdruck durchlebter Ereignisse und Leiden erkennen. Man versicherte mir als gewiß, er sei ehemals ein reicher Kaufmann gewesen, habe aber durch die Unredlichkeit einiger moldauischen Bojaren große Verlüste erlitten, und sei ziemlich verarmt.

Von Berlad führen zwei Straßen nach Galatz, die eine, die Poststraße, führt in der Ebene auf dem rechten Ufer des Berlad hin und hat 12–15 Meilen Länge, die andere ist um die Hälfte kürzer und führt gerade quer über die Berge nach Galatz. Nachdem wir den Berlad durch eine Furth übersetzt hatten, schlugen wir den kürzern Weg ein, weil er zu den Besitzungen meiner Verwandten führte. Beim Ritt durch diese Gegend sah ich zum Erstenmal die im Orient übliche Sitte, das Getraide durch Pferde ausdreschen zu lassen, welche Sitte sich hier seit den ältesten Zeiten erhalten hat. Es ist dies die wohlfeilste Art des Dreschens, besonders in diesen Gegenden, wo wegen der spärlichen Bevölkerung die Arbeiter schwer zu bekommen und theuer sind. Weiter nach Süden gebraucht man hiezu Maulthiere oder Ochsen.

Es ging gerade gegen Mittag, als wir in unerträglicher Sonnengluth die hohen, mit Wald bedeckten Berge erstiegen. Gleich nach dem Eintritt erfreute unsere Augen das reizende Dorf Balabanesta, das sich bequem in den weiten Krümmungen des Hügellandes ausbreitet. Diese ganze, nahe an tausend Seelen fassende Niederlassung ist von Reseschen bewohnt, d. h. kleinen Adeligen, die ihren Stamm von nachgebornen Söhnen der Bojaren ableiten, welche vor ein Paar hundert Jahren nach vollendetem Kriegszug zur Belohnung für ihre Verdienste dies Land von den Hospodaren erblich erhielten und im Verlauf der Zeit sich zahlreich ausbreiteten. Das angenehme Klima der Gegend und die Lage machen, daß die Bewohner neben ihrem vortrefflichen Weinbau auch mit der Seidenzucht sich befassen. Darum ist auch das ganze Dorf mit einer Menge Maulbeerbäume geschmückt, welche hier sehr sorgfältig unterhalten werden. Nachdem wir uns bei einem alten Reseschen mit schmackhaften Trauben erquickt hatten, zogen wir weiter auf dem Rücken des mit lichtem Wald bedeckten Bergzugs. Hie und da eröffnete uns das dünner werdende Gebüsch eine Aussicht in die fernen Ebenen, und ein gewundener Hohlweg führte uns nach einem nahen, einem Kloster gehörigen Dörfchen Borsukany, als plötzlich ein furchtbares Bild der Zerstörung

unsern Augen sich darstellte. Der ganze eine Abhang, der über dem Dorf ansteigenden Höhe, war von hellen Flammen eingenommen, welche durch dichte Rauchknäuel emporzuckten. Es war dies ein durch Unvorsichtigkeit entstandener Brand, welcher seit dem Morgen dieses Tages die benachbarten Weingärten zugleich mit den Zäunen und dem reifen Mais verzehrte. Ein kleines Feuer, das einige Jungen zum Braten von Kartoffeln auf dem Felde angezündet hatten, ergriff das von der Sonnenhitze ausgedörrte Gras, und schlug in einer breiten Flamme aus, die der Wind plötzlich nach allen Seiten hin verbreitete. Ich sah vom Wege aus, wie die unglücklichen Bewohner aus Mangel an Wasser durch das im Kreise umher versuchte Austreten des brennenden Grases und das Ausreißen der Zäune dem verderblichen Element zu wehren suchten. Endlich krönte ein günstiger Erfolg ihre Bemühungen, und bei allem dem war es kein geringes Glück für die ganze Niederlassung, daß der in der Nähe der Häuser befindliche Wald kein Nadelholz war, das bei der außerordentlichen Hitze leicht mit dem ganzen Dorfe ein Raub der Flamme hätte werden können.

Mit trüben Gefühlen verließen wir diesen Schauplatz der Zerstörung, um in kurzem noch schmerzlicheren Eindrücken entgegenzugehen, denn bald sahen wir in der Höhe eines Gewehrschusses vorüberfliegende Schaaren von Heuschrecken, welche, Unglück weissagende Boten und Vorläufer, die Annäherung eines noch zahlreicheren Feindes verkündigten. Noch war keine Stunde vorüber, so traten wir schon in eine unabsehbare Wolke dieser Insekten, welche auf die Besitzungen meiner Verwandten und ihrer Nachbarn in Schwärmen von Millionen sich niederließen. Von allen Seiten hörte man ein Geräusch, ähnlich den reifen Aehren, die ein starker Wind in Bewegung setzt. Man kann sich den Schaden, den dieser geflügelte Feind binnen kurzer Zeit in dieser ganzen Umgegend anrichtete, kaum vorstellen. Auf einem ungeheuren Maisfelde standen bald nur noch hie und da die abgenagten Stengel hervor, welche an vielen Stellen bis zur Erde hin so abgefressen waren, daß man mit Mühe die im Boden stehen gebliebene Wurzel noch erkannte. Die Erdscholle sah so schwarz aus, als wäre sie zur Aussaat hergerichtet; verschont blieb nur der schon ganz gereifte und trockene Mais. Von dieser Stelle der Verwüstung begaben wir uns nach einem andern Felde, wo der gesammte Mais, den die Heuschrecke namentlich heimsuchte, so weit nur das Auge reichte, von diesem Insekt so dicht bedeckt war, daß man kaum die Blätter und die unter der Last sich biegenden Stengel sehen konnte. Bald nach Sonnenaufgang hatte sich die unabsehbare Masse auf diesem Felde niedergelassen, das von der Menge der flimmernden Flügelchen wie mit einer dicken Schicht einzelner Blätter bedeckt aussah. Beim Annähern der Menschen flogen sie auf, mit einem Geräusche, ähnlich dem Gezwitscher junger Vögel. Augenzeugen berichteten mir den Fall einer armen Moldauerin, welche das Gemüse in ihrem Garten von der Plage dadurch retten wollte, daß sie dasselbe so viel möglich mit Tüchern belegte, aber die Heuschrecke biß durch die Tücher und vernichtete alles, was grün war im Garten. Bei meiner Rückreise traf ich dieselben Heuschrecken tief im Lande nicht weit von Jassy in einer ununterbrochenen Wolke auf einem Raum von drei Poststationen oder 6—8 Meilen, und in solcher Menge, daß kaum die Sonnenstrahlen durchdrangen und der dumpfe Lärm weithin in der

Luft ertönte. Die Heuschrecke hat ein ausnehmend starkes, zähes Leben, indem zwei davon, welche auf meiner Rückkehr in der Nähe von Jassy in meinen Wagen fielen, zehn Tage lang in einem Schächtelchen zusammengepackt lagen, so nach Lemberg kamen und erst einige Tage nachher starben. Dies Insekt vermehrt sich außerordentlich stark; man glaubt, daß ein Weibchen, das sich im Boden in seine Flügel einwickelt, ehe sie stirbt, einige Dutzend wie ein Waizenkorn große Eier legt, und zwar mitten in die Pflanzenwurzeln, damit die aus den Eiern auskriechende Brut die nöthige Nahrung finde. Aus diesem Grunde kann ein seichtes Pflügen, wobei die Eier auf die Oberfläche des Bodens geworfen werden, unter dem Einfluß eines scharfen Windes wenigstens zum Theil das Insekt vernichten. Jedes Land ist gewissen Plagen ausgesetzt; dazu gehören die Heuschrecken, welche aus den an der untern Donau gelegenen Komeschen (den mit hohem Rohr bewachsenen Sümpfen) ziemlich häufig auffliegen, und in diesem fruchtbaren Lande eine Verheerung anrichten, wie niemals in unserem Lande die Tataren.

---

7. Bukarest und Giurgewo.

Die weite Ebene, welche sich zwischen Bukarest und Giurgewo ausdehnt, ist hie und da von steil abfallenden Thälern durchschnitten, welche sich beim starken Regen in Sümpfe verwandeln, die dem Reisenden gefährlich werden können. Mehr als einmal wären wir mit unsern schweren Wagen beinahe stecken geblieben, da die Straße dort keinen andern Grund hat als Strauchwerk, welches quer über den Weg gelegt wird. Wehe daher dem Wagen, den die Pferde in diesem schwarzen und weichen Schlamme stecken lassen! Man würde lange warten müssen, ehe sich Hülfe fände. Uebrigens sind auf diesen traurigen Wegen die Reisenden eben so selten als die Dörfer, wenn man nämlich eine ärmliche Vereinigung von Hütten aus Strauchwerk und Lehm, die eine Art von Lagerstätte bedecken, wo eine ganze Familie eingegraben liegt, so nennen kann.

Doch an dem Tage unserer Durchreise belebte fürchterlicher Lärm alle diese erbärmlichen Dorfschaften; die Feierlichkeit des Tags hatte alle Violinen der Zigeuner erweckt. Ein süßsäuerliches Getränk, welches der walachische Bauer Wein zu nennen gewöhnt ist, belebte die Musik zu den Tänzen aller dieser kräftigen Bauern und aller dieser braunen Mädchen, belebte sogar die näselnden Stimmen der alten Frauen zu den althergebrachten Gesängen, welche vielleicht römische Ohren bereits zur Zeit Trajans gehört hatten.

Die zwanzig Stunden, welche wir zu machen hatten, wurden schnell zurückgelegt. So lange man auf dem ebenen Boden der Steppe hinjagt, ist die Fahrt eben so rasch als leicht; die magern und verhungerten Pferde, welche an nichts als ein Paar alten Stricken hängen, bringen den Reisenden ungeheuer schnell weiter. Die Postillone, auf ihren hohen hölzernen Sätteln hängend, lassen den Zügel über die Schultern flattern und heulen und benehmen sich wie Rasende, treiben die halbwilde Heerde von 20 Rennern, welche vor einen einzigen Wagen angespannt ist, ohne Aufhören zum Galopp

an. Wenn sich ein so abenteuerliches Gespann durch das hohe Gras der Steppe stürzt, benutzen die Pferde diesen Vortheil, um in vollem Laufe einige dürre Grashalme zu fressen. Auf der Station ist das Ausschirren bald beendet, indem das Pferd die oben erwähnten beiden Stricke selbst abschüttelt; wenn dies geschehen ist, ziehen die Kutscher, zum Zeichen der Zufriedenheit und um ihre Thiere zu stärken, denselben auf einmal stark an beiden Ohren und an den Stirnhaaren, worauf sie ihnen erlauben, auf dem verbrannten Rasen der Steppe auszuschnaufen.

Bei unserer Ankunft in Bukarest war der Abend schon weit vorgerückt, und wir fanden in den krummen und finstern Straßen in der ungeheuren Stadt, mit Führern, denen man sich nicht verständlich machen konnte, mit vieler Schwierigkeit ein Unterkommen. Man hatte uns den adeligen Klub im Theater als den einzigen Ort angegeben, wo wir eine Wohnung finden könnten; aber es fehlte nicht viel, so versagte uns der Wirth seinen Beistand, und erst auf vieles Bitten konnten wir nach beendigtem Theater von zwei Zimmern Besitz nehmen, wo wir nur eine Thüre öffnen durften, um auf der Scene zu sein. Wir hatten übrigens Unrecht, uns über diese Coulissenwohnung zu beschweren, denn ungeachtet dieses sonderbaren Zimmers besuchten uns bald die bedeutendsten Personen.

Kaum nämlich waren wir untergebracht, als ein Offizier, von dem regierenden Fürsten geschickt, sich zu unserer Verfügung stellte. Im Augenblick wurde eine Wache zu unseren Wagen gestellt, welche in dem geräumigen Hofe vor dem Diebssinne der Zigeuner geschützt wurden. Diese Vagabunden, welche stets hinter jedem Fremden her sind, hatten bereits in der Verwirrung der Ankunft Gelegenheit gefunden, sich einige unserer Gegenstände von geringem Werthe zuzueignen.

Wir rathen jedem Reisenden, der in Bukarest ermüdet ankommt, seinen ersten Besuch den trefflich eingerichteten türkischen Bädern zu machen, die auch wir erprobten. Die Anstalten, meist in dem von der Dombowitza durchströmten Stadttheile gelegen, vereinigen mit der heilsamen Wirkung der Dämpfe und des Durchknetens alle Erfindungen, womit die Morgenländer alle physischen Bedürfnisse des Lebens zu umgeben gewußt haben. Nichts ist zu vergleichen mit der sanften Mattigkeit, die sich der ermüdeten Glieder bemächtigt, wenn man aus dem lauen Dampfe herauskommt, das kräftige Kneten mit den balsamischen Einreibungen durchgemacht hat, und sich dann ruhig zwischen einem leichten Gewebe ausgestreckt befindet, während die Tabakspfeife ihren Geruch verbreitet und von Zeit zu Zeit Eiswasser, mit Rosenconfitüren gefärbt, Erfrischung gewährt; und dennoch erkauft man diese vollkommene Seligkeit aller Sinne zu Bukarest für einen äußerst mäßigen Preis. Es ist sehr zu wünschen, daß die Sitten von Wien und Paris, welche sich dieser Stadt immer mehr bemächtigen, diese beiden Sachen bestehen lassen, auf welche die Türken stolz sein können, die beiden einzigen, um welche Europa die Civilisation des Orients beneiden könnte, nämlich das Bad und den Kaffee.

Einige erhaltene und wiedergegebene Besuche fingen schon am ersten Tage an, uns eine allgemeine Kenntniß von Bukarest und seinen Bewohnern zu geben. Uebrigens waren wir der Gegenstand so ausgesuchter Höflichkeit, daß von den ersten Stunden an unsere ganze Zeit für einen weit längern

Aufenthalt in Anspruch genommen war, als wir dieser zuvorkommenden Gastfreiheit widmen konnten.

Der regierende Fürst hatte zu unserem Empfange eine Abendstunde bestimmt; unterdeß gingen wir als ächte neugierige Fremde, nach dem besuchtesten Spazierwege der Stadt. Dieser ist nichts weiter als eine große, staubige Straße, von vielen Geleisen durchschnitten. Wenn man das Ende der Straße und der Stadt erreicht hat, wird man auf einen schlecht unterhaltenen Weg gebracht, wo junge Bäume im nächsten Jahrhundert den glücklichen Walachen Schatten versprechen. Flaches, sumpfiges Feld ist der Horizont, der diesen Lustort umgibt. Dessenungeachtet ist die Wagenreihe lang und gedrängt, und man findet jeden Abend regelmäßig die Auswahl dieser bunten Nation, welche jetzt eben so die Sitten, wie den Anzug wechselt. In denselben Wagen, in welchem man Frauen sieht, welche in Anzug und Manieren den Wienerinnen zu gleichen suchen, findet man im schwarzen Frack den jungen Walachen gegenüber dem edlen und würdigen Gesichte eines Bojaren mit weißem Bart und einer Mütze mit ungeheurer Kuppel — eine schwere, von den Phanarioten eingeführte Kopfbedeckung. Auf dem Kutschbocke sitzt bisweilen ernsthaft ein russischer Kutscher in seinem langen, engen Kaftan, bald ein Türke mit breitem Turban, oder ein Arnaute mit weißer, faltenreicher Fustanella (einer Art Weiberrock). Mit einem Worte, diese Prozession, welche am Abend im Staube dahinzieht, mit ihren Federn, Turbans und Schleiern, die sich überall berühren, bildet ein durchaus fremdartiges Schauspiel von überraschender Neuheit.

Unterdeß hatte man sich in den Palast des Hospodars begeben, einige Offiziere warteten auf dessen Rückkehr, unter denen wir einen Franzosen fanden, dessen vollkommene Höflichkeit wir erprobten. Der Empfangssaal hatte keine andere Verzierung, als das Bildniß des Generals Kisseleff, eines braven, rechtlichen Mannes, ein über alles volksthümliches Bild, das man auf den vornehmsten und den geringsten Zimmerwänden des Landes findet. Bald wurde der Hospodar angemeldet, dessen herzlicher und anmuthiger Empfang uns erlaubte, die mannigfachen Kenntnisse dieses Fürsten zu würdigen. Eine leichte und geistreiche Unterhaltung über alle Gegenstände, die damals die Salons des Abendlandes beschäftigten, bewies, daß in dieser Hauptstadt, wohin man durch Wüsteneien gelangt, der Geist des Fortschritts unsers Jahrhunderts einen würdigen und verständigen Kenner findet.

Nach der Rückkehr aus dem Palaste fanden wir die am Ufer der Donau zurückgelassenen Gefährten. Sie waren von Müdigkeit erschöpft, und wir eilten, ihnen die geringe Wohnung anzuweisen, die wir in der Nachbarschaft ermittelt hatten. Wir lassen sie hier die Veranlassung erzählen, die sie aufgehalten, und was sie von Giurgewo gesehen hatten, seit wir durch unsere Abreise die Post von allen Pferden entblößt gelassen hatten.

„Als wir uns gezwungen sahen, in Giurgewo zu bleiben, ohne Pferde und Wagen, um uns nach Bukarest zu begeben, fingen wir an, uns auf der Post einer hinreichenden Anzahl von Landwagen zu versichern, um nur unser schwerfälliges Gepäck fortzuschaffen. Es gibt nichts einfacheres und für uns neueres, als diese walachischen Postkarren, welche man Carrozzen nennt. Sie bestehen in einer Art von kleinem Troge von hölzernen Latten, die auf vier mehr oder weniger runden Rädern und auf zwei Achsen ohne

Nägel und ohne das mindeste Eisenwerk ruhen. Ein solcher Kasten mit oft faulendem Heu angefüllt, kann einen, sehr selten zwei Reisende aufnehmen. Der Unglückliche, niedergekauert, von nichts gestützt oder gehalten, wird darin fortgerissen, indem er sich an die Räder seines rohen Fuhrwerks anklammert, wie ein unerfahrner Reiter sich an die Mähnen eines durchgehenden Pferdes anhält. Diese Wagen kann man nur mit den russischen Telegen vergleichen, sie stehen aber noch tief unter ihnen. Dies Transportmittel, welches alle Beschwerlichkeiten vereint, die man auf Reisen zu fürchten hat, ist dennoch das einzige, dessen man sich in der Walachei bedienen kann, wenn der Reisende nicht einen eigenen Wagen hat. Wir sollten um Mitternacht abreisen, wenn die zurückkommenden Pferde hinreichend ausgeruht haben würden; es blieb uns daher Zeit genug übrig, die Stadt zu sehen und das Schauspiel des Festes, dessen Lärm um uns her tobte.

„Giurgewo war eine türkische Festung, ehe sie durch den Staatsvertrag von 1829 walachisch wurde. Damals erhob die russische Intervention die Donaufürstenthümer aus ihrem Verfalle. Die Barbarei zog sich über die Donau zurück, aber die Türken schleiften vor ihrem Abzuge die Wälle von Giurgewo, so daß diese Stadt jetzt ein Gemisch von alter und neuer Bauart ist. Die neue Symmetrie hat gerade Linien durch den alt-orientalischen Wirrwarr gezogen, darum werden noch lange unvollendete Straßen und mit Schutt bedeckte Stellen den regelmäßigen Plan des neuen Giurgewo durchkreuzen. Der an der Donau gelegene Theil ist neu; einige neue Häuser und die dem heil. Petrus eben heute geweihte Kirche geben ihm ein ganz europäisches Aussehen. Weiter trifft man einen runden Platz, auf dem sich ein hoher Thurm erhebt; da ist ganz Giurgewo, denn hier sind alle Bäder und Kaffeehäuser mit den vor den Thüren im Kreise versammelten Tabaksrauchern vereinigt. Hier findet man auch nach lügenhaften Aushängeschildern zwei bis drei Wirthshäuser, wo der Reisende statt alles Abendessens etwas eingemachte Früchte mit Wasser findet, und ein Billard statt des Bettes; dies Möbel, für einen wie für den andern Gebrauch von schlechter Beschaffenheit, findet sich sehr häufig in der Moldau und Walachei.

„Im Augenblick war die Stadt ganz verlassen, und die gesammte Bevölkerung hatte sich auf eine große Wiese ohne Schatten und grünen Rasen begeben. Hier versammelten sich ganze Dörfer von Walachen und Zigeunern. Auch vermehrte sich die Anzahl der bereits unzähligen Kaufleute, Musikanten und Neugierigen, die von dieser auf mehrere Tage berechneten Feierlichkeit angelockt worden waren. Ist man in diesem Lager des Vergnügens angekommen, so werden die Pferde abgespannt, das Lagerleben beginnt und eine Nomadenstadt entsteht, die durch die Vermischung der verschiedenen Rassen, welche die Walachei bevölkern, sich schnell vergrößert. Die Walachen lagern unter großen Tüchern, während ihre schweren Wagen die Seitenwände bilden, um welche ihre Zugochsen und Büffel wiederkäuen, während man die Zigeunerhorden an ihren dunkeln schwarzgestreiften Zelten erkennt.

„Von allen Seiten erhob sich der Rauch von den Feuern, an denen man die einfachen Nahrungsmittel dieses für dies Fest so eifrigen Volkes bereitete. Es ist unmöglich, dies bewegte und lärmende Lager des Marktes zu beschreiben, wo sich diese Menge tummelte. Eine unbegränzte Ebene, wo sich eine dicke Staubwolke erhob, war ganz mit Zelten, Hütten, Wagen und Vieh

bedeckt. Zwischen diesem Gewühl ohne Ordnung, ohne Polizei, und doch ohne Unordnung, hatten die Kaufleute ihre Aufstellung bewirkt. Man verkaufte hier Kleider, Stoffe, Pelzwerk und Lebensmittel im Ueberfluß. Sobald ein Platz in der Mitte dieser beweglichen Menge vorhanden war, wurde er sofort von den Tänzern eingenommen. Diese bilden eine große Runde, welche sich bald rechts, bald links mit langsamer Bewegung wendet, die sich mitunter mehr belebt. Hierbei halten sich die Männer und Weiber bei der Hand, die Zigeuner mit ihren Geigen stehen in der Mitte und lassen es nicht an Anstrengung fehlen, ihre endlosen Melodien auszuführen. Der von diesem Vergnügen ermüdete Tänzer kann dasselbe beliebig verlassen, und jeder vorübergehende Liebhaber kann daran Theil nehmen; so setzt sich dieser unendliche Ball, für welchen die Walachen sehr eingenommen zu sein scheinen, bis spät in die Nacht fort. Man sah nicht selten fünfzig bis sechszig Tänzer im verschiedensten Anzuge malerisch in denselben Kreis verflochten. Solcher Kreise, um solche schreienden Orchester sich bewegend, gab es eine Menge auf der ganzen Ebene. Auch uns gefiel dies einfache Vergnügen mit einem gewissen Ausdrucke antiken Ernstes, und nachdem wir längere Zeit in diesem Gedränge ausgehalten hatten, gewöhnten wir uns an diese Atmosphäre von Lärm, Geschrei, Instrumenten und Glocken; allein die Vorbereitungen zu unserer Abreise riefen uns zurück zu dem Agenten der Dampfschiffe, der zugleich Apotheker des Orts war. Wir waren sehr glücklich, uns seiner Gefälligkeit überlassen zu können, und da wir uns mittelst der italienischen Sprache verständlich machen konnten, sagte uns dieser gefällige Beamte, daß wir diesen Abend nicht nach Bukarest abreisen könnten, indem er den bösen Willen des Post-Kapitains kenne. Da wir aber auch in Gefahr waren, kein Mittagsessen zu erhalten, indem es an einem passenden Orte fehlte, so führte uns unser Beschützer zu dem Lieferanten der Quarantaine, wo wir ein mäßiges, etwas türkisches Mahl fanden. Hierauf bot uns dieser höfliche Pharmaceut bei sich die Gastfreundschaft an, wo ohnehin unser Gepäck lag, und verschaffte uns einige Gebunde Heu.

„Die Erlaubniß, Postpferde zu fordern, erhält man hier, wie in Rußland, nur auf eine Anweisung der Oberbehörde der Hauptstädte, nach Bezahlung des Pferdegeldes für die ganze Strecke, welche Podoroschnaja (Wegzettel) dem Postmeister oder Kapitain jeder Station vorgezeigt wird, worauf man nichts mehr als das Trinkgeld für die Postillone zu bezahlen hat. An einem solchen Tage sich einen solchen Paß zu verschaffen war keine Kleinigkeit; das Fest nahm Alles in Anspruch. Der Platz-Kommandant war ganz mit den feierlichen Pflichten seines Amtes beschäftigt, und seine Lieutenants im Gegentheil mit den Vergnügungen des Tags, so daß sie gegen Abend nicht mehr zugänglich erschienen. Ein anderer Uebelstand, die walachische Civilisation, die an die Stelle der türkischen Sitten getreten war, hatte aus dieser vor Kurzem noch türkischen Stadt eine unbequeme und mitunter gefährliche Erbschaft noch nicht vertrieben: Heerden herumlaufender Hunde bemächtigen, wenn die Nacht kommt, sich der Straßen von Giurgewo und machen sie besonders für Fremde schwer zugänglich. Ungeachtet so vieler Hindernisse waren wir zur Abreise bereit, als der Postmeister um Mitternacht in Person mit seinen zahlreichen Carrozzen vor der Thür des Apothekers ankam.

„Schon war unser Gepäck aufgeladen, als wir dennoch auf die Abreise

verzichten mußten, da der Postmeister ausdrücklich darauf bestand, kein Gepäck mitnehmen zu wollen. Wir konnten uns daher, wie uns vorausgesagt worden war, erst am andern Tage in zwei großen Bauernwagen, mit dem Gepäck zusammengeworfen, auf den Weg machen, indem wir statt alles anderen Vorraths nur zwei schwarze Brode mitnahmen.

„Bald außerhalb der Stadt befanden wir uns auf einer großen Wiese oder vielmehr Sumpf, wo eine Menge Ochsen, Büffel, Pferde und Schafe weideten; wo wir waren, wußten wir nicht, nur daß wir die Richtung nach Norden einschlugen; aber auch nirgends war ein Kennzeichen, daß dies eine nach der Hauptstadt führende Straße sei. Die Wege durch diese Steppen sind so ungewiß, wie die Launen des Menschen, der sie durchstreicht. Raum ist genug und zahlreich sind die Geleise; der Bauer wählt nach Gefallen zwischen dem Rasen und dem Boden. Den ersten Halt machten wir in einem kleinen Thale bei einem Brunnen. Die Brunnen sind in der Walachei häufig und unabänderlich auf gleiche Art eingerichtet; ein hohler Baumstamm schützt das Innere und widersteht dem Einfallen der Seitenwände; die Menge und die weiten Dimensionen dieser Röhren geben einen großartigen Begriff von der Vegetation der hiesigen Berge. Man schöpft das Wasser mit einem Baumschwengel, aus einem langen Balken bestehend und einem Eimer, der aus einem ausgehöhlten Eichenklotz gehauen ist.

„In dem Maaße, als man sich von Giurgewo entfernt, wird das Land weniger kahl, und einiges Strauchwerk fängt an den Boden zu bedecken. Während so vieler Jahre sah der walachische Bauer, verfolgt wie ein Raubthier, seine Ernten von den Türken geraubt und seine Felder verwüstet, so daß er natürlich deren Nähe sehr fürchtete. Eine Wüstenei von zehn Stunden war zwischen der Donau und den ersten Bauerhöfen unbenutzt gelassen worden, als ein den Streifereien dieser Räuber überlassener verfluchter Boden, wo sich jährlich die aus Giurgewo ausfallenden Banden verbreiteten, um jede neue Anlage zu zerstören und die erschreckten Ackerleute gegen die Berge zu treiben.

„Unsere Reise ging durch drei bis vier schlammige Flüsse, und bei jedem hatten wir Veranlassung, die eigensinnige Weigerung des Postmeisters zu segnen; denn hätten wir seine kleinen Wagen genommen, so wäre unser Gepäck unvermeidlich durchnäßt worden, und wir selbst hätten leicht in einer dieser gefährlichen Furten umwerfen können. Mehr als einmal fanden wir tiefe Löcher, in welche die Pferde mit den schweren Wagen stürzten. Bei solchen schlimmen Vorfällen wurde das gewöhnliche Geschrei der Kutscher ein wahres Heulen. Manchmal waren die Pferde ohne Kräfte und die Postillone ohne Stimme. Dann hielten sie an, denn erst nach unglaublicher Anstrengung konnten die schweren Maschinen aus dem Abgrunde gerissen werden, sie verließen langsam den Fluß, eine lange Spur von schwarzem Wasser und fließendem Schlamme hinter sich zurücklassend.

„Nachdem wir einige arme Dörfer hinter uns hatten, deren überaus ärmliche Hütten das größte Elend anzeigten, fanden wir einen Marktflecken mit bessern Häusern. Ein schönes Kloster, dessen Thor von einem Thurme überragt wird, liegt einem Wirthshause von seltenem Umfange gegenüber. Eine große Schaukel mit einem gefährlichen Rade, welches wechselsweise denjenigen der Theilnehmer in das Weite zu schleudern droht, welcher sich in der Höhe

befindet, war am Kloster angebracht. Man sagt, daß die Walachen eine besondere Vorliebe für diese Art von Vergnügen haben, obwohl alle Jahre schwere Unglücksfälle dabei vorkommen. In dem großen Saale des Wirthshauses, welcher mit glänzenden Fresken illustrirt ist, begleitete ein Zigeuner einen Knaben, dessen eben so reine als durchdringende Stimme langsame und feierliche Weisen vortrug. Nach dem Ausdrucke der Musik zu urtheilen, nach der ernsten und bewegten Haltung der zahlreichen Zuhörerschaft, mußte dieser Gesang, aus zwei einfachen und rührenden Scenen bestehend, eine Art melancholischen Klageliedes sein, in welcher wilde Urvölker ihre Traditionen erzählen und ihre Siege, sowie ihr Unglück. Die Walachen, diese Abkömmlinge der Römer, welche so lange beschimpft waren, müssen einen der Gesänge aufbewahrt haben, welcher in der Sklaverei tröstet, das letzte Echo einer bessern Zukunft. Dies wenigstens war der Eindruck, welchen dieser einfache Gesang des armen Zigeunerkindes auf uns machte.

„Nachdem wir diesen Marktflecken, Namens Deresita, verlassen hatten, überschritten wir vor Anbruch der Nacht eine Schiffbrücke, und kamen erst spät in Bukarest an, da unsere Pferde, abgetrieben von einem Lauf von beinahe zehn Meilen, in ihrem Rennen nachgelassen hatten und unsre Postillons so heiser waren, daß sie auf ihr schreiendes Antreiben hätten Verzicht leisten müssen. Wir wurden zuerst in einen Chan oder Karavanserai von schauerlichem Ansehen geführt, und nur durch die Dienstfertigkeit eines darin sich auszeichnenden Juden wurden wir auf die Spur unserer am vorigen Abend angekommenen Gesellschaft gebracht. Endlich nach vieler Mühe, und Dank der Vorsicht Derer, die vor uns gekommen waren, sowie dem Eifer eines vom Hospodar beauftragten Hauptmanns, waren wir um Mitternacht bei einem Italiener untergebracht, wo Jeder das etwas harte Vergnügen eines Bettes genießen konnte, welches aus Brettern bestand, die auf Gestelle gelegt wurden.“ —

So fanden wir uns am 13. Julius in der Hauptstadt der Walachei vereinigt, und wir hatten die Wahl über die Anwendung unserer ebenso angenehmen als nützlichen Augenblicke. Die erste Sorge in Bukarest ist die, sich eine Equipage zu verschaffen; die große Ausdehnung dieser Stadt erfordert diese Vorsicht, und noch dringender erfordert dies die Mode, so sehr, daß keine etwas anständige Person sich auf der Straße zu Fuß sehen lassen kann. Dieser Gebrauch und der eines Mantels, den man bei jeder Gelegenheit trägt, um sich vor dem Staube zu schützen, sind beide allerdings nicht nach dem Geschmacke des Reisenden, der Alles sehen und beobachten will. Wir zögerten nicht, Jeder seinerseits, die Stadt zu durchstreifen, deren Straßen belebt und mit zahlreichen Buden besetzt sind, wo die Lebendigkeit den guten Geschmack ersetzt. Ein ganzes Quartier ist angefüllt von Kürschnermagazinen und Schneiderwerkstätten. Die Straßen von ungleicher Breite sind krumm und besonders schlecht gepflastert. Die Mehrzahl der Häuser sind nichts als Baracken von wurmstichigem Holze, zwischen denen sich Gebäude von der anspruchsvollsten Architektur erheben. Unglücklicherweise widersteht die zerbrechliche Natur des hier gebrauchten Materials nicht dem Klima, und die schönsten Häuser zu Bukarest sind äußerlich, bei allem Aufwand von Laubwerk und Rosetten, von verfallenem Aussehen. Was in dieser Stadt am meisten auffällt, ist die Verschiedenheit der Trachten und Gestalten, welche

die zahlreiche Bevölkerung dieser Stadt jeden Augenblick vorführt. Alles dies Volk durchläuft die Stadt mit einem viel hastigern und geschäftigern Wesen, als man von den untern Klassen hier erwarten sollte, die ganz orientalisch sind. Die Handwerker in Bukarest, die Arbeiter, die Lastträger scheinen die Arbeit nicht zu fürchten, aber was die Stadt am meisten belebt, ist die große Zahl von Juden, welche sie bewohnt. Thätig, höflich, nie entmuthigt, befördern sie das Leben und die Bewegung, denn sie scheuen weder Gänge noch Anstrengung, wenn sie den geringsten Verdienst hoffen. Sobald man einen Hut mit breitem Rande und den langen, schwarzen, abgeschabten Judenrock sieht, kann man sagen, daß man einen jener geschickten, verständigen und unermüdlichen Bedienten hat, der nichts scheut, weder Verachtung, noch Haß, an den man sich dreist für Alles wenden kann, und der einem deutsch, italienisch, vielleicht in vier Sprachen antwortet; und wenn das Geschäft beendet ist, sind seine Industrie, seine Geschwindigkeit, sein Schweigen, seine Geduld, seine Beredsamkeit, seine Tugenden, seine Laster, seine Seele, sein Körper mit ein paar Piastern (5 bis 7 Sgr.) bezahlt. Hat man einmal zu einer vorübergehenden Gelegenheit, für eine augenblickliche Bestellung, einen Juden gebraucht, so ist schwer wieder von ihm loszukommen; von dem Augenblick an gehört er euch, oder vielmehr ihr ihm, er verläßt euch nicht mehr, er folgt euch auf zwanzig Schritte in der Straße, und erräth was euch fehlt auf zehn Schritte. Er setzt sich auf die Schwelle, wo ihr eintretet, ihr findet beim Heraustreten seinen feinen, hochachtungsvollen Blick, der um einen Befehl bittet. Er schläft auf eurer Treppe, unter eurem Wagen, er bedient eure Leute, grüßt euren Hund auf der Straße; er ist da, überall da; ihr habt ihn zwanzigmal mit heftigem Schimpfen weggejagt, doch er hält aus. Obgleich verstoßen, kommt ein Tag, ein Augenblick, ein Einfall, wo man des Juden bedarf! Kaum hat man den Gedanken gefaßt, so kommt er wie aus der Erde hervor, in seiner Unterthänigkeit gebückt, mit seiner jüdischen Stellung, die weder stehend noch knieend ist, mit unterwürfiger Miene und aufmerksamem Ohre: das ist der Triumph des Juden; das ist der Augenblick, den er vielleicht durch 48 Stunden Wachen, Ermüdung und Erniedrigung erwartet hat. Kaum habt ihr gesprochen, so wird euch gehorcht, und gehorcht mit Pünktlichkeit, Feinheit und Hochachtung; und wenn endlich nach so viel Sorgfalt und Aufopferung der arme, bärtige, zerlumpte, dienstbare Geist seine geliebte Belohnung erhält, diese Münze, der er gefolgt ist, die er herbeigerufen, in deren Dienst er seit zwei Tagen gewesen, so seht ihr in seinem dankbaren Auge, daß er euch der Gnade von Abraham und Isaak empfiehlt und bereit ist, sich wieder dieselbe Mühe für denselben Preis zu geben.

Der Morgen des 15ten Julius wurde zu einem Besuche der Generalversammlung benutzt; so nennt man die der walachischen Volksvertreter. Die Fürsten Michael Ghika und Kantakuzen hatten die Güte uns einzuführen. Der Saal befindet sich in einem zu der Metropolitankirche gehörigen Gebäude auf einem Hügel, welcher die ganze Stadt Bukarest beherrscht, sehr glücklich gelegen. Wie alle Kirchen dieser Hauptstadt, ist auch diese mit einem weitläufigen Kreuzgange umgeben, in welchem zwei Thüren durch Thürme führen, und früher eine längere Vertheidigung möglich machten. Die Metropole selbst ist kein großes Bauwerk, mit drei Thürmen geziert, deren Kuppeln sowie das Dach der Kirche mit grün angestrichenem Bleche gedeckt sind; die Wände

sind mit glänzend weißem Mörtel bekleidet. Vor der Façade dieses Gebäudes, die nach einer der schmalen Seiten zu gewendet ist, findet sich eine Säulenhalle, deren Inneres mit den mannigfachsten Gemälden bedeckt ist. Das Schiff der Kirche ist enge, mit Gold und Bildern überladen. Die Wand, welche (in den griechischen Kirchen) das innere Heiligthum von dem Hauptschiffe trennt, ist mit einer Menge Verzierungen und dem reichsten Schmucke versehen; das äußere Licht dringt nur sparsam durch die engen, schmalen Fenster in die Gewölbe.

In einem der Seitengebäude des Klosters fanden wir den Versammlungssaal mit einem sehr bescheidenen Vorzimmer. Dieser Saal, wo die Bojaren sitzen, ist wie der des ungarischen Reichstags durch seine außerordentliche Einfachheit ausgezeichnet, lang und schmal; am einen Ende desselben steht der Thronhimmel, unter welchem der Metropolit, der gesetzliche Präsident der Versammlung, Platz nimmt. Die vierzig Mitglieder, welche sie bilden, waren beinahe sämmtlich anwesend, einige alte Bojaren trugen noch die weite majestätische Tracht aus der Zeit der Türkenherrschaft, mit dem Barte und dem ungeheuern Kalpak. Die Militairs nahmen daran Theil in Uniform mit dem Säbel an der Seite. Der dem Publikum vorbehaltene Saal enthielt wenig Zuschauer, die meist standen, doch für uns hatten mehrere Bojaren die Güte, uns bequeme Stühle bringen zu lassen.

Bei dem Herausgehen wurden wir von dem Obristen Philipesko begleitet, einer der ältesten Familien des Landes angehörig, welcher in Frankreich eine vorzügliche Erziehung erhalten hat. In der Gesellschaft dieses wohlwollenden Begleiters besuchten wir die Umgebungen der Hauptstadt und die malerischsten Punkte. Diese Stadt, mit zahlreichen Gärten untermischt, nimmt in der That einen ungeheuren Raum ein, und ihr Anblick ist ein sehr schöner, durch die Mischung seiner vielfarbigen Dächer, der zahlreichen Thürme, welche sechszig Kirchen überragen, und der grünen Bäume, welche sich über diese Massen von Gebäuden erheben. Am Abend begaben wir uns auf die Einladung des Hospodar nach seiner Residenz Scouffa, einige Werste von Bukarest an dem Dombowitza, wo wir die Ehre hatten, von ihm empfangen zu werden. Dies Haus ist klein und mehr als bürgerlich, aber die Gärten, welche sich in einem angenehmen, von dem Flusse durchströmten Thale ausdehnen, lassen diese Sommerwohnung dem Hause des Fürsten in der Stadt vorziehen. Im Jahre 1812 hat eine Feuersbrunst die sehr weitläuftige alte Fürstenresidenz zerstört, so daß der Hospodar jetzt in seinem eigenen, großen und schönen Hause Hof hält. Wie das erstemal bei dem Hospodar, war er jetzt von seiner Familie umgeben, der Prinzessin Schwägerin und einer ziemlichen Anzahl von Officieren. Ihre glänzende Uniform hob um so mehr den einfachen Anzug des Fürsten hervor, der unter einem schwarzen Frack eine Weste mit großen Ueberschlägen trug, eine Mode, die ihm allein eigen ist und die wir von Niemandem befolgt sahen. Mit dem Einbruche der Nacht wandte sich Alles nach der Stadt, wo man rasch ankam und den Weg nach dem kleinen Hof am Theaterplatze nahm. Es hatte nur an uns gelegen, daran Theil zu nehmen, da das Theater eigentlich, wie gesagt, nur das Vorzimmer unserer Wohnung war. Einige Scenen aus der Semiramis und ein sehr heiteres deutsches Lustspiel: „List und Phlegma“ füllten den Abend aus.

8. Jagd in den Niederungen der Theiß.

Es begab sich vor wenigen Jahren, daß vier eingefleischte Jünger Nimrods den schon längst gehegten Vorsatz in's Werk zu setzen beschlossen, ihre Jagdlust einmal vollkommen in den zwar außerordentlich sumpfigen, gefährlichen, aber auch an Federwild außerordentlich reichen Gegenden der Theiß abzukühlen. Mehr als 30 Meilen waren von Pesth aus zurückzulegen, um an den Ort der Bestimmung zu gelangen; 30 Meilen Wegs sind aber bei guter Jahreszeit in Ungarn keine große Entfernung, denn man reist schnell, und angenehme Gesellschaft verkürzt den Weg noch bedeutend.

So nahm denn noch in der Morgendämmerung, welcher ein herrlicher Tag folgen sollte, ein leichter geräumiger, mit vier muthigen Rossen bespannter Wagen die vier rüstigen Jäger auf, sammt ihrer heiteren Jägerlaune, sammt Gewehren, Hunden, Peitschen, sammt den großartigen Munitionsvorräthen, den breiten Koffern mit Kleidungsstücken und dem äußerst wichtigen Proviant aller Art. Letzterer, bei Reisen in Deutschland eine Nebensache, wird in Ungarn, namentlich wenn man sich von den großen Straßen entfernt, zur Nothwendigkeit, zur dringenden Nothwendigkeit aber gar, wenn man die Absicht hat, in unbekannten, abgelegenen Dörfern einige Zeit zu verweilen.

Auf der großen, von Pesth über Eperies nach Gallizien führenden Hauptstraße dahinrollend, verging die Zeit überraschend schnell, bis man in das freundliche Erlau einfuhr, wo werthe Bekannte uns den angenehmen Beweis liefern sollten, wie viel Liebenswürdigkeit, Comfort und welche edlen Weine der ehrwürdige ansehnliche Erzbischofssitz in sich birgt. Bald jedoch befanden wir uns wieder in dem Staube der großen Heerstraße, um der Besitzung eines Freundes zuzueilen, die, am Fuße des Matragebirges gelegen, in wenig Stunden erreicht, den Reisenden zum vortrefflichsten, längst versprochenen Rastquartiere ward. Man ruhete hier unter Freundes Dach, man aß, trank, spielte, rauchte, erzählte — Alles nach hergebrachter Sitte, suchte endlich das Bett, schlief sehr fest und wachte auf, um sich nun ernstlich zu der von hier aus beginnenden Jagd zu rüsten.

Es drohte ein furchtbar heißer Tag zu werden, wie es gegen Ende Julius hier gewöhnlich der Fall ist. Die Feldfrüchte waren zum größten Theile schon eingebracht; von einem in der Nähe des Schlosses gelegenen Berge betrachtet, bot die große, sich im schwülen Morgennebel dahindehnende ungarische Ebene durchaus keinen reizenden Anblick dar. Ueber die kahlen Felder hinaus fand das Auge keinen weiteren Anhaltspunkt als in der Entfernung von 3—4 Stunden sich zeigende, glänzende Lichtstreifen, die von bedeutenderen Wassermassen herrührten, in denen sich die Morgensonne spiegelte. Diese Lichtstreifen nun verriethen die Nähe der gefürchteten Theiß, denn es waren Reste der alljährlich im Frühjahr sich wiederholenden und meilenweit erstreckenden Ueberschwemmungen des heimtückischen Flusses. Bevor wir aber die Wanderung in dessen Nähe antreten, mögen einige Worte zur Erläuterung der Charakteristik der Theiß Platz finden.

Die Theiß entspringt in dem großen, eben so unbewohnten, als fast unbekannten Raume, welcher die hohen Kämme der Karpathen einschließt, zwischen den beiden Gebirgspässen von Kliemice und Watra Dorna. Im

Anfange ihres Laufes außerordentlich reißend, werden ihre Gewässer nach ihrem Eintritt in die große ungarische Ebene ungefähr in der Gegend von Szigeth und später noch viel mehr durch eine große Menge in dieselbe einmündender Bäche und Flüßchen vermehrt. Ihr langer Lauf bis zur Donau bei Semlin hat außerordentlich wenig Gefälle. So kömmt es denn, daß sie nur mit Mühe und im mäandrischen Laufe ihren Weg fortsetzt, und wenn im Frühjahre der in den Gebirgen schmelzende Schnee sowohl die eigenen Gewässer, als die ihrer Zuflüsse in unglaublichem Maaße anschwellt, so können unmöglich mehr die eben so flachen als gekrümmten Ufer in der Ebene so große Wasserfluthen im regelmäßigen Bette fortleiten. Die Folge ist, daß im wahren Sinne des Wortes meilenweite Ueberschwemmungen eintreten. Diese Ueberschwemmungen treffen nur am seltensten ganz wagerechtes oder doch nach der Theiß selbst geneigtes Terrain, sondern sehr häufig Vertiefungen in kleinerem oder größerem Maaßstabe, in welchen das Wasser, Teiche und selbst Seen bildend, gefangen bleibt, im Spätsommer theilweise verdunstet, theils zu Sümpfen Veranlassung gibt, die ihre Entstehung von Jahrhunderten, vielleicht von Jahrtausenden her datiren.

Bekanntlich ist die Theiß außerordentlich fischreich und zwar in einem Grade, von dem man sich in Deutschland schwerlich einen Begriff machen kann. An sehr vielen Orten braucht der Fischer nur die Netze auszuwerfen, um gewiß zu sein, einen außergewöhnlich reichen Fischzug zu thun. Die Ursachen hierzu erklären sich leicht, wenn man mit den Lokalitäten etwas näher bekannt ist. — Große Seefische, Störe, Hausen, Lachse ꝛc. treten, wie wir wissen, vor der Laichzeit gern in die großen Flüsse und verfolgen deren Lauf stromaufwärts auf merkwürdig weite Entfernungen. Hausen aus dem schwarzen Meere, in einer Länge von 10 — 12 Fuß, sieht man in Preßburg — aber nicht weiter hinauf — zur geeigneten Zeit sehr häufig auf der Schlachtbank liegen und zu sehr billigem Preise verkaufen; in Preßburg ist gewonnener Caviar ebenfalls nichts Ungewöhnliches. Ist dies so hoch hinauf in der Donau der Fall, so noch vielmehr in der viel tiefer, bei Semlin einmündenden Theiß, die überdies für die Fische eine doppelte Anziehungskraft hat, einmal ihres tiefen, stillen, schlammigen, nahrungsreichen Wassers, dann noch einer ganz besondern Ursache wegen. Das in der Marmarosch gewonnene Salz findet seinen Weg in die tiefer gelegenen Gegenden Ungarns auf der Theiß. Schlechte Schiffe, die endlosen Krümmungen des Flusses, häufig sich änderndes Fahrwasser, großartige Fahrlässigkeiten bringen regelmäßig jedes Jahr eine Menge von Schiffbrüchen dieser Salzschiffe zu Wege, deren Ladung, sich nach und nach im Flußwasser auflösend, die Fische aller Gattungen in wahrhaft Erstaunen erregender Menge versammelt, denn in der Nähe so untergegangener Steinsalzladungen finden die Fischer stets ihre beste Rechnung. Weil aber hier die Fische weit über den Bedarf gefangen werden und ihr Genuß in der ganzen Umgegend sowohl des ihnen anhängenden, modrigen Geschmackes, als des ihrem Genuß häufig folgenden Fiebers wegen gefürchtet wird, so haben dieselben einen unendlich geringen Preis.

Tritt die überreich mit Fischen gesegnete Theiß im Frühjahre weithin aus ihren Ufern, so erklärt sich, daß die durch ihre Ueberschwemmungen gebildeten, oben erwähnten Seen, Teiche und Sümpfe ebenfalls stark mit Fischen, der Lieblingsnahrung des größeren Wasserwildes, bevölkert sind. Dies die

Ursache, warum die Jagd auf Federwild in diesen Gegenden so außerordentlich ergiebig ist.

Kehren wir zurück in das Schloß, von dessen umliegenden Höhen die Charakteristik der Theiß und ihrer Umgebungen besprochen wurde, so finden wir, daß die Jäger sich bereit machten, das Schloß zu verlassen, als die Sonne fast ihren Culminationspunkt erreicht hatte, — und dies nicht ohne Ursache; 3½ Stunden Wegs waren bis an die Theiß in der Gegend von Nyiregyhaza zurückzulegen, sie sollten nicht verloren gehen, sondern zur Jagd der ziemlich häufig sich vorfindenden Trappen benutzt werden. Daher setzte man sich in der glühendsten Julihitze in Bewegung, denn nur in dieser allergrößten Hitze ist Hoffnung vorhanden, Trappen und zwar nur die Jungen, zu erlegen. Alte Trappen zu überraschen, gelingt nur in den seltensten Fällen. Man muß wissen, was es heißt, in ungarischer Julihitze 4 Stunden unausgesetzt querfeldein über Stock und Stein auf Trappen gejagt zu haben, um ermessen zu können, in welchem kläglichen Zustande die Jagdgesellschaft endlich in einem Dorfe unweit der Theiß, mitten in gar unlieblichen Sümpfen gelegen, anlangte. An der ganzen Jagdgesellschaft war, um sich des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, auch nicht ein trockener Faden zu finden; dagegen betrachteten wir aber auch nicht ohne hohe Befriedigung sieben Stück vor uns ausgebreitete, junge wohlgenährte Trappen, welche den Hauptbestandtheil unserer Mittagsmahlzeiten an den nächsten Tagen bilden sollten.

Die Ermüdung war zu groß, um auf weitere Jagd an diesem Tage denken zu können. Der vorausgegangene Wagen erschien jetzt zur rechten Zeit, um uns das Angenehme des Wechsels der durchnäßten Kleidungsstücke sowohl, als der in dem elenden ungarischen Dorfe wahrscheinlich nie gesehenen Erquickungen aus unseren Proviantkisten so recht fühlbar zu machen.

Man etablirte sich also in dem besten und größten Hause des Dorfes so gut, als irgend möglich. Zwei Zimmer zu ebener Erde wurden uns mit Vergnügen, wo möglich sogar auf Jahre hinaus, eingeräumt, die in denselben befindlichen Möbel aber aus guten Gründen sofort hinausgeschafft. Hohe Diwans, aus dem reichlich vorhandenen Schilfgrase hergerichtet und mit Matten bedeckt, mußten die Stelle von Stühlen und Sophas vertreten, und umgaben einen langen Tisch, auf welchem die wohlgeschulten Bedienten nach einiger Zeit eine Mahlzeit servirten, welche à l'Orientale, halb liegend halb sitzend eingenommen, selbst in den Hauptstädten Europa's gar nicht übel beurtheilt worden wäre. Wehe Demjenigen aber, der sich ohne umfassenden Proviant und kulinarisch gebildete Bediente hierher verirrt hätte! Türkische Pfeifen, eine Partie Whist und Wiener Punsch füllten den heiteren Abend aus, der später geschlossen wurde, als es eigentlich in unserer Absicht lag, denn wir wollten schon frühzeitig hinaus in die längstersehnten „Sümpfe".

Kaum hatte am nächsten Morgen ein uralter Haushahn seine Hühner und uns geweckt, als auch schon die Rüstungen zum Feldzuge begannen und mit einem Frühstücke à la Hongroise schlossen, bei dem nun freilich jeder richtig fühlende Deutsche mit Erstaunen den idyllischen Milchkaffee nebst obligaten Buttersemmeln vermißt, dagegen doch auch nicht ohne alle Hochachtung dessen Stellvertreter betrachtet haben würde. Es war dies ein mächtiger,

wohlgebratener und wohlgefüllter kalter Truthahn, gebürtig aus dem Borsoder Comitate, der in majestätischer Ruhe dahingestreckt so eben seinem Fatum unterliegen sollte. Mit welcher Wucht sich solches nicht sowohl über seinem Haupte, als vielmehr über seiner gebräunten Brust entladen würde, darauf deutete die Gegenwart mehrerer seiner gefährlichsten Feinde in Gestalt von Büchsen, englische Mixed-Pickels enthaltend, deren durchdringende Eigenschaften allen Truthähnen von Calcutta bis an die Theiß kein Geheimniß sind. Kaum etwas längere Zeit, als die Feder dazu brauchte, das herannahende tragische Ende eines der edelsten Repräsentanten seines Geschlechtes zu berichten, bedurfte es, sein Verhängniß um mehr als über die Hälfte sich erfüllen zu lassen. Eine Quelle des Lethe, direkt aus einem ansehnlichen Fäßchen entspringend, das auf dem Tische stehend den beachtungswürdigsten Erlauer Rothwein in sich barg, rauschte still, aber ziemlich anhaltend über die ganze Begebenheit hinweg, die Sonnenstrahlen drangen schon, freundlich einladend, zu den Fenstern herein, wir brachen auf.

Phöbus kämpfte eben mit den letzten Morgennebeln, als wir bereits tief in den längstersehnten Sümpfen vorgedrungen waren.

Ist es in dem übermäßig civilisirten, cultivirten und bevölkerten Deutschland bereits der Fall, daß sich kaum noch irgendwo Platz fände für irgend eine harmlose Hasenfamilie oder für irgend ein friedliches Schnepfenpaar, seine Eier auszubrüten, so mußte der hier an der Theiß sich findende Kontrast dem Jagdfreunde in der That großartig erscheinen. Seit der Sündfluth wahrscheinlich gehört das Terrain geradezu den Wasservögeln Europa's, von deren einzelnen Arten vermuthlich die allermeisten vertreten waren. Die schmachtenden Jagdfreunde Deutschlands zu unterhalten führen wir an, was von uns während vier Jagdtagen theils geschossen, theils gesehen wurde: zuerst Enten mehrerer Gattungen und in großer Zahl, Becassinen bis zur größten Gattung und in hinreichender Zahl, Strandläufer häufig und in allen Größen bis zu zwei Fuß Höhe, Fischreiher, Rohrdommeln, einzelne wilde Schwäne, aber durchaus keine wilden Gänse, die hier wohl im Winter anzutreffen sein werden, für jetzt aber schon im hohen Norden sich befanden. Von weder uns, noch den beiden ungarischen Führern bekannten Wasservögeln zeigten sich zweierlei Gattungen und zwar nur in wenigen Exemplaren. Die eine Gattung, in ziemlicher Entfernung fast hellgrau erscheinend, mit nicht sehr spitzen Flügeln in der Größe einer Taube, von äußerst schnellem stechenden Fluge, sehr scheu und durchaus nicht zum Schuß zu bringen, — die andere Gattung von der Größe eines Huhnes und schwarzbrauner Farbe, noch scheuer als der eben genannte graue Vogel. Spätere Nachfragen bei Jagdfreunden aus der Umgegend belehrten uns, daß das Vorkommen ihnen ganz unbekannter Vögel hier nichts Seltenes sei. Diese fremden Vögel kommen ihrer Meinung nach tief aus dem Süden und sind nicht in Europa heimisch. Als Beleg für die Anziehungskraft der Theißgegenden in Beziehung auf Wasservögel überhaupt dient übrigens die Thatsache, daß man, nach dem Einfluß der Theiß in die Donau hin, vielleicht nur dort in Europa, den Reiher trifft, welcher die schönen, geradestehenden, schmalen Federn liefert, die ihres hohen Preises wegen von den Ungarn als Schmuck ihres Hauptes, so auch von den Damen gern getragen werden. In der nämlichen Gegend,

wo diese Reiher zu treffen, findet sich auch bereits eine Gattung von Pelikanen.

Auf die Jagd selbst zurückzukommen, so mußte die Ausbeute derselben an einem Orte, wo so viel und vielerlei Federwild vorhanden, bei unserer Fertigkeit im Treffen, wohl sehr reichlich ausfallen. Die von Pesth aus zurückgelegten, mehr als 30 Meilen Weges, verschwanden fast ganz in der Erinnerung, gegenüber dem hohen Jagdvergnügen, das wir genossen. Schon gegen Mittag waren die Gewehre vom vielen Schießen so verunreinigt, daß daran gedacht werden mußte, dieselben wieder in den status quo ante bellum zu versetzen, wozu ein Dorf, vielleicht eine Meile von unserm Hauptquartier entfernt, erkoren wurde. Hier gönnte man sich während der größten Hitze ein paar Stunden Ruhe, labte sich, so gut es eben ging, und langte, in anderer Richtung weiter jagend, gegen Abend endlich und zwar sehr ermüdet wieder im Hauptquartier an.

Der Verlauf des Abends ähnelte dem gestrigen, nur mit dem Unterschiede, daß die heute genossene Jagdpartie das Hauptthema des Gespräches bildete. Nothwendig mußten dabei nun auch einige Schattenseiten derselben zum Vorschein kommen, wie wir pflichtschuldigst und getreulichst ebenfalls mittheilen wollen.

Zuerst bildet der meilenweit sumpfige Boden eine so dicke übelriechende Atmosphäre, daß man vorzüglich beim Eindringen in die Sümpfe selbst sehr bald deren schädlichen Einfluß auf die Gesundheit bemerkt, was sich zuerst durch ein gewisses Mißbehagen im ganzen Körper anzeigt. Dieses Mißbehagen kann sich bei fortgesetztem Einathmen der verderblichen Luft nun bis zu jenem sogenannten ungarischen Fieber gestalten, das den Medicamenten oft Jahre lang widersteht. Und nicht allein die Luft wird dem Menschen hier so schädlich, sondern aus den nämlichen Gründen auch das mit Speisen und Getränken genossene Wasser. Dieses, aus dem sumpfigen Boden gezogen, ist von der abscheulichsten gelben Farbe, vom abscheulichsten Geruch und Geschmack; die bekannten Reinigungsmittel helfen wenig. Da bei so allgemein sumpfigem Boden weder von Brunnen noch von Kellern die Rede sein kann, so ist das Wasser in der heißen Jahreszeit noch überdies nur in einem höchst unlieblich warmen Zustande zu erhalten, geht auch sehr bald in Fäulniß über.

Man wird eingestehen, daß der Mangel eines frischen Trunkes nach anstrengender Jagd bei großer Hitze allein hinreichend sein kann, von der Jagd in diesen Gegenden zurückzuschrecken; es gesellen sich hiezu aber noch einige andere Unannehmlichkeiten. Die Größe und Gierigkeit der Mosquitos aller Art ist in den Sümpfen fast unerträglich. Ermüdet man sich in dem Abwehren dieser angenehmen Insekten von oben, so läuft man jeden Augenblick Gefahr, und zwar von noch häßlichern und blutgierigeren Bewohnern des Sumpfes gepeinigt zu werden; es sind dies eine gewisse Gattung Blutigel von solcher Größe, daß man in dortiger Gegend selbst die Pferde sorgfältig vor ihrem Ansaugen hütet. Kinder sollen mehrfach durch dieselben umgekommen sein. Zu diesen Annehmlichkeiten kommt noch die Gefahr des Versinkens in den Morästen selbst, die oft sehr unschädlich anzuschauen sind und dennoch schon manches Menschenleben verschlangen. Aus diesem Grunde hauptsächlich hatten wir zwei mit der Gegend vertraute Führer bei uns.

Sollte die fortschreitende Wissenschaft übrigens je einer Monographie der Irrlichter bedürfen, so sind die eben berührten Gegenden auf das Angelegentlichste zu empfehlen, der untersuchende Naturforscher aber, bei nachtschlafender Zeit, wie man zu sagen pflegt, inmitten dieser großartigen Moräste herumwatend, wäre keineswegs zu beneiden.

Vier Tage hatten wir gejagt, der allgemeinen Meinung Trotz bietend, daß wer drei Tage hier jage, ganz gewiß das Fieber mit nach Hause bringe. Es ist wahr, wir befanden uns sämmtlich nach Verlauf dieser vier Tage unwohl, jedoch nicht in so hohem Grade, um uns nicht mit Vergnügen an die Jagdluft zu erinnern, die wir im wahren Sinne des Wortes und unserer Absicht gemäß genossen. Leicht an Proviant, aber schwer bepackt mit Wassergeflügel aller Art, fuhr unser Wagen am Morgen des fünften Tages vor, um den Weg nach der Hegyallya, der Mutter des köstlichen Tokaierweins, einzuschlagen. Einer der Herren von der Jagdgesellschaft war selbst bedeutender Grundbesitzer in den Bergen von Tokai, und hatte uns auf die solenneste Weise eingeladen, von seinem Rebenblute an der Quelle zu kosten. Wir Uebrigen konnten keinen Grund auffinden, das freundliche Anerbieten zurückzuweisen, und so näherten wir uns denn bald dem schönen, grünen Weingebirge und seinen romantischen Formen. Das Ziel unserer heutigen Reise war aber nicht Tokai, sondern Maad, der eigentliche Hauptort des ganzen Tokaiergebirges (ungarisch Hegyallya). In angenehmer Ueberraschung mußten wir bemerken, daß man in Maad vollkommen auf unsere Ankunft vorbereitet war, und uns ein bedeutendes Festin bevorstand, zu dem ohne unser Vorwissen manche edle und werthe Gäste geladen waren.

Festins gleichen sich überall mehr oder weniger, wir unternehmen es daher nicht, das in Rede stehende näher zu beschreiben, können jedoch nicht umhin, zu persönlicher Genugthuung nebenbei anzuführen, wie noch ein paar junge Trappen, im größten Schweiß unseres Angesichtes erlegt, so wie das mitgebrachte Wasserwild mit nicht mindern Fährlichkeiten erbeutet, Brennpunkte der wohlbesetzten Tafel ausmachten. Den Geschmack und die Eigenschaften des fredenzten edelsten Tokaiers zu beschreiben oder vielmehr zu umschreiben, dürfte uns der Raum gebrechen, wir müssen es daher der mehr oder minder lebhaften und gebildeten Phantasie des geehrten Lesers überlassen, sich hievon ein annäherndes Bild zu verschaffen. Dem Verfasser des Vorliegenden war es, um nicht ohne Nutzen zu reisen, besonders angelegen, inmitten der Hegyallya bewährte Nachrichten über dieselbe und ihren hochberühmten Weinbau einzuziehen. Es fand sich hinreichende Gelegenheit dazu, deren Ergebnisse wir hier schließlich mittheilen:

Hart am Einflusse des Flusses Bodrog in die Theiß liegt sowohl die Stadt Tokai mit ungefähr 2700 Einwohnern, als daselbst eine Hügelkette beginnt, die ziemlich parallel mit dem Bodrog sich nach Nordost zieht, von dem Endpunkte Szanto bis Ujhely etwa 4 bis 5 Quadratmeilen einnimmt und unter dem gemeinsamen Namen der Hegyallya den berühmten Tokaier erzeugt. In geologischer Hinsicht besteht diese Hügelkette aus Trachyt und Porphyr. Man kann Bela IV. als den Vater des hiesigen Weinbaues betrachten, da er italienische Kolonisten hieher zog, deren Nachkommen in den beiden Orten Olaszi und Olasz Liszka seit 1244 noch fortleben. Im Jahr 1351 trug der Zehend des Weingebirges dem Erlauer Bisthum bereits

10,000 Dukaten. Obwohl der eigentliche Tokaierberg bis auf 250' Höhe mit Reben bebaut ist, so erzeugt doch nur der zum Theil nach dem Orte Tarczal gehörige kleinere Hügel, Mezes-Male, die erste Sorte; der größte Theil des Gebirges ist Krongut; Fürst Bretzenheym bei Szaros-Patak und die Herren von Szirmay bei Toltsva und Erdöbenye sind die größten Eigenthümer. Der Rest ist in kleinen Parallelen an Private vertheilt. Der ganze Ertrag übersteigt in guten Jahren nicht 400,000 (ungarische) Eimer. Der mühsame Weinbau in der Hegyallya wird größtentheils durch fremde Arbeiter betrieben, da die anwohnende Bevölkerung hiezu nicht ausreichen würde. Ende des Monats März wandern ganze Schaaren aus den nördlichen Comitaten, selbst aus Galizien, der Hegyallya zu, welche nur auf kurze Zeit zur Ernte nach Hause gehen, zur Lesezeit aber wieder erscheinen. Die Weinlese in der Hegyallya kann man als das eigentliche ungarische Nationalfest betrachten, wozu aus weiter Ferne Gäste herbeiströmen. Hauptvereinigungspunkt derselben ist, wie schon bemerkt wurde, nicht Tokai, sondern der Marktflecken Maad zwischen Tallya und Tarczal. Maad liegt in sehr angenehmer Gegend und zählt gegen 5600 Einwohner. Die hiesigen Weine werden für die süßesten gehalten. In dem Markte Bodrog-Keresztur hielt der russische Hof bis zum Jahre 1800 ein Militärkommando unter einem Stabsoffizier zum Ankauf und Transport der in diesen Gegenden gebauten Weine.

---

9. Fahrt durch die Johannisburger Wildniß in Masuren.

„Das ist ja wirklich ein Weg recht zum Verzagen langweilig!“ rief ich unmuthig einem masurischen Bauern zu, der als Fuhrmann in einem leichten Wagen vor mir saß und zwei kleine rauhhaarige Pferde trotz des tiefsandigen Weges zu neuem Galopp antrieb. „Mit Recht heißt dieser Johannisburger Wald eure masurische Wildniß; durchziehe ich sie nun doch, Gott sei's geklagt, schon den ganzen Tag und noch immer sehe ich kein Ende!“ „Leider wahr, geehrter Herr!“ entgegnete in schlechtem deutschen Dialekt der redselige Fuhrmann, indem er schalkhaft lächelnd sein Gesicht zusammenkniff. „Die Haide hier zieht sich ununterbrochen 12 Meilen weit hin und enthält der Dörfer nur wenige, von Städten nur eine, Johannisburg. Aber weiter vor uns in den Bergen sieht unser Ländchen anders aus und wird dem Herrn gewiß besser behagen; dort zwischen den grünen Bergen und blauen Seen lebt es sich wahrhaftig besser, als hier zwischen den Fichtenstämmen. Und dennoch hat auch diese Haide ihr Angenehmes. Hier schleicht Abends der Wolf beutegierig durch die Landschaft, trabt das riesige Elenn im Tann, lauert der kluge Luchs in den Zweigen einer hohen Fichte, während unter ihr Meister Rothpelz seinen stillen Wegen nachgeht und über dem Walde hin durch die Wipfel der Bäume der mächtige Auerhahn hinschwirrt, tief unter ihm aber der stahlblaue Birkhahn sein gravitätisches Rad schlägt und das zierliche Schilfhuhn vom See herüberpfeift. Nachts aber ertönt das schaurige Gekrächz der Rohrdommel und des Fischreihers im Geschilf, und wilde Gänse segeln hoch durch die Lüfte.“

„Aber von all dem Thierleben, guter Freund, das du so beredt zu schildern weißt,“ unterbrach ich ihn, „gewahrt man im Vorbeifahren ja gar nichts.“

„Da habt Ihr freilich Recht,“ entgegnete jener kopfnickend. „Todtenstill und sterbenseinsam ist solch' ein Wald hier an der Landstraße; aber je tiefer wir eindringen in die finstere Wildniß, desto lebendiger wird sie. Noch haben wir nicht die tiefste Waldung erreicht. Es wird schon besser werden, Herr, glaubt mir's, und mit der Zeit gewöhnt man sich wohl auch an Wildnisse.“ Er schwang klatschend seine Peitsche und begann nach kurzer Unterredung mit seinen beiden Katzen von Pferden eine Art von Masurek vor sich hin zu pfeifen.

Eine ganz eigenthümliche Stille herrscht in solch' einem Forste. Durch die Wipfel des Fichten- und Tannenmeeres geht selbst bei ruhigem Wetter ein ewig gleiches eintöniges Rauschen; dazu wiegen sich die feinen weißen Birkenstämme. Ihre feingeformten Blätter zittern und flüstern, als erzählten sie sich neugierig allerhand wundervolle Geschichten; aber dennoch bleibt der Grundton ein eigenthümlich dumpfes einförmiges Rauschen, wie wir es in unsern deutschen, vielfach zerschnittenen und aus ungleichartigen Bäumen zusammengesetzten Waldungen gar nicht kennen. Nur das heisere Gepfeif des Wagens, dessen schlechtgetheerte Räder in dem dürren Haidesande unheimlich melancholisch knarrten, klang dazwischen.

Hie und da wird die eintönige Waldesöde durch das Rothgrün eines moorigen Haidegrundes oder durch einen kleinen rauschenden See unterbrochen, dessen Fische und Krebse den einzigen Nahrungszweig dieser armen Waldbewohner abgeben. Nur höchst selten taucht einmal ein kleines Haus oder deren ein Paar, grau wie Baumstämme, mit ganz kleinen Fensterluken aus der Waldung hervor. Statt der Fensterscheiben gewahrt man hier hölzerne Schieber. Fast jedes dieser Blockhäuser ist ohne Rauchfang, und man möchte glauben, es wäre die halboffene Thüre dem Rauche zum Wege eingehauen. Aus diesen viehstallähnlichen Gebäuden kriechen schlottrige Menschen hervor, mit ungekämmtem Haar und zerzausten Bärten, in grobe graue Kittel gehüllt oder auch bloß in zerrissene Hemde gekleidet, und blicken mit scheu verstohlener Miene banditenähnlich den in dieses Waldrevier Verirrten befremdend an; daneben stehen ihre Kinder zerlumpt oder ganz nackt da, wie sie der liebe Herrgott geschaffen, Waldmenschen im wahren Sinne des Wortes, leibhaftige Jammerbilder der Noth. Und solche Todeseinsamkeit erblickend, begreift man es auch, warum die kleinen Pferde an dem leichten Wagen dieser masurischen Bauern so eiligst vorübertraben, und warum die einzelnen Fuhrleute, wenn sie der Weg durch diese Wildniß führt, stets lautpfeifend oder singend vorüberziehen; sie suchen alle so schnell als möglich der einsamen Waldesöde zu entfliehen und wieder unter Menschen zu kommen. Gott mag wissen, was diese Masuren verleitet hat, sich so einzeln in dieser abgelegenen öden Waldesfläche anzubauen, gleich als fürchte Einer des Andern Berührung.

Unter solchen Umständen war mir die Gesprächigkeit meines masurischen Rosselenkers eben nicht unerwünscht. Er zeigte in Allem, was er sagte, einen seltenen Witz und verrieth einen gewissen Grad von Bildung, der mir, je länger wir mit einander plauderten, desto mehr auffiel. Ich gestand ihm

unumwunden meine Verwunderung darüber, worauf er lachend den Kopf schüttelte und mir versicherte, das habe seinen guten Grund; sein Vater sei Dorfschulmeister gewesen, habe aber in der größten Dürftigkeit gelebt und daher auf die Erziehung seines Erstgebornen nicht die Sorge verwenden können, als letzterer seinen Geistesanlagen nach sonst erhalten haben würde; ihm selbst gehe es aber möglichst gut, da er ein eigenes Bauernhäuschen nebst Feld besitze, welches mit den Jahren trotz des sandigen Bodens schon sich bessern werde.

Indessen sank die Sonne tief am Horizonte hinab; ihre glühenden Strahlen vergoldeten nur noch die Wipfel der höheren Bäume; dunkle lange Schatten spielten über den Weg. Ein kühler Abendwind erhob sich. Die rauschenden Seen, an denen wir vorbeifuhren, verschleierten sich in aufsteigende Nebel, aus welcher eine Schaar schimmernder Schwäne, deren Lied wie Flötentöne klang, sich gen Himmel hob. Der Wald wurde immer dunkler. Ein breiter Wolkenschatten warf tiefe Finsterniß herab. Hoch über den Spitzen der Fichten stand prächtig, im grauen Gewölke schwebend, ein kolossaler Falke. Plötzlich schoß er mit der Schnelligkeit eines Pfeiles herab und zersprengte einen Flug wilder Holztauben, die oben über den Wald hinflatterten; dann ward Alles mäuschenstill. Da hielt der Wagen an, und mein Fuhrmann schrie, mit der Peitsche auf den Weg hinweisend: „Ei, Herr, was ist das?“

Ich erschrak nicht wenig, muß ich gestehen; glaubt' ich doch nicht anders, als daß vor uns dort im Gebüsch einer von diesen Waldmenschbanditen stehe, lüstern nach meinem Reisekoffer, der, meine wenigen Habseligkeiten bergend, mir zu Füßen lag. Und mein Schreck nahm eben nicht ab, als der Fuhrmann mir versicherte, ich könne unbesorgt sein, denn das hier im Sande seien nur Wolfsspuren.

Wolfsspuren? Es überlief mich eiskalt bei diesen Worten; der Bauer aber schwang pfeifend die Peitsche und trieb die Pferdchen ruhig zum Weitergehen an; dann wandte er sich um und begann: „Ob's ein Wolf oder deren viele gewesen, konnt' ich eben nicht recht unterscheiden; denn zu den sonderbaren Gewohnheiten dieser Bestien gehört auch die, daß oft ganze Rotten streckenlang genau in einer Fährte forttraben und sogar bei Schwenkungen denselben Tritt halten. Um so merkwürdiger ist dies bei der so verschiedenen Größe der Wölfe, wobei der jüngere genöthigt ist, einen verhältnißmäßig weit größeren Schritt zu machen als der ältere. Hieraus entstehen beim Nachspüren arge Täuschungen für den Jäger, die ich selbst schon zum öfteren erfahren habe, indem ich den Gang einer ganzen Rotte fälschlich für ein einzelnes Gefährte nahm, woraus mir dann großer Nachtheil erwuchs. So verlor ich durch diesen meinen Irrthum vor kurzem eine gute Kuh, die ich Nachts über auf der Weide gelassen, trotzdem daß ich eine Wolfsspur in der Nähe meines Gehöftes bemerkt hatte; ich fand das arme Thier am Morgen darauf in einem kläglichen Zustande. Ein Ohr war ihr abgerissen, die Hinterkeulen aber waren ihr durch mehr als 50 Bisse zerfleischt, woraus ich mir eben nur das ganze Unglück erklären konnte. Ein alter Wolf hatte nämlich die Kuh am Ohre festgehalten und mehrere junge Wölfe ihre Zähne am Hintertheile versucht, bis sich das abgemarterte Thier mit Verlust eines Ohres freigemacht hatte und die Wolfsrotte wahrscheinlich durch nahende Menschen

verscheucht worden war. Sonst ist die Dreistigkeit dieser nimmersatten Thiere unverschämt genug. Wir, die wir hier mit den Wölfen gleichsam aufgewachsen sind, wissen schon manches Histörchen davon zu erzählen. Wollt Ihr eins hören, Herr?“

„Mit Vergnügen.“

„Nun, da will ich's mir bequem machen, wenn Ihr's erlaubt,“ entgegnete der Masur und wandte sich auf dem Kutschersitze ganz zu mir um, nachdem er die Leine aus der Hand gelegt und seinen Pferden einen kleinen Ermunterungsschlag gegeben. „Also ein Geschichtchen? gut, hören Sie! In unserm Dorfe stehen eines Sonntags mehrere Männer auf der Straße beisammen und nicht weit davon ein Trupp Schweine, die man so eben gemustert hatte; denn die Schweinezucht ist bei uns Masuren recht zu Hause. Da kommt ein hungriger Wolf hinter dem Zaune herangeschlichen, springt zu und faßt ein Ferkel, mit demselben abmarschirend. Doch einer von uns Männern ergreift schnell einen Knüppel, eilt dem Räuber nach und haut nach ihm, daß dieser das quickende Ferkel fallen läßt und Reißaus nimmt. Kaum aber ist die Bestie zwanzig Schritte fortgelaufen, als sie umkehrt, auf den Mann losstürzt und ihm das Bein zerfleischt, dann aber mitten aus dem Schweinehaufen dasselbe Ferkel herausholt, das schon früher gefaßt worden, und mit ihm entspringt; das alles geschah vor unsern Augen. Ein andermal hütete ein Schäfer seine Schafe an einer lichten Stelle im Walde. Da kommt ein Wolf hervor aus dem Dickicht und packt ein Schaf; der Schäfer legt die Flinte an, knackt los, aber das alte verrostete Ding versagt; er dreht es schnell um und will der Bestie eines mit dem Kolben versetzen, als der Wolf die Beute fahren läßt, ihm an die Brust springt und grimmig zubeißt. Der Hirt, ein kräftiger Mensch, packt seinen Gegner mit gewaltigen Armen und sucht ihn zu erwürgen; sie ringen beide mit einander auf Leben und Tod, und stürzen endlich ermüdet zur Erde nieder. Der Wolf ist erstickt, doch auch der Schäfer liegt mit zerfleischter Brust neben dem besiegten Feinde. Aber allerliebst ist folgender Vorfall, Herr. Einst trieb ein Kuhhirt seine Heerde in den Wald. Unter derselben befand sich auch ein kräftiger Stier; der verlief sich von der Heerde, und als der Hirt sie heimtreiben wollte, fehlte er. Alles Rufen und Suchen war vergebens. Wird sich schon heimfinden, dachte er. Aber auch am folgenden Tage kam er nicht, und am dritten beschloß man endlich ihn im großen meilenweiten Walde aufzusuchen. Mehrere von uns machten sich mit Hunden auf den Weg und durchstreiften die Haide nach allen Richtungen; doch nichts hörten und sahen sie vom Verlornen. „Den haben sicher Wölfe zerrissen,“ meinte der Eine. „Nun dann müssen wir doch wenigstens die Knochen von ihm finden,“ meinte ein Zweiter. „Das glaube ich nicht,“ sagte ein Dritter, „daß der sich von Wölfen etwas wird anhaben lassen; es ist ja ein so kräftiges Thier.“ Und unter solchen Gesprächen waren wir tief in den Wald gekommen, wo derselbe dicht mit Gebüsch verengt ist. „Da wird er nicht drinstecken,“ meinte wieder einer der Männer. „Man kann's nicht wissen; wollen einmal rufen.“ „Heda, Bolleken, Bolleken!“ rief der Hirt mit lauter wohlbekannter Stimme hinein, und steh da, ein dumpfes Brüllen ließ sich hören. „Nun, da ist er ja!“ sprach unser Hirt erfreut, und die Männer eilten in's Gebüsch. Aber da hatten sie ein merkwürdiges Schauspiel; der Stier stand mit dem Kopf

an eine dichte Fichte gelehnt, als wenn er dieselbe mit den Hörnern durchbohren wollte, und brüllte sichtlich erfreut dem Hirten entgegen, ohne jedoch den Kopf vom Baume zurückzuziehen. Verwundert näherte man sich ihm, und da sah man den Grund. Denkt Euch, Herr, der Stier hatte einen Wolf mit den Hörnern an den Baum gespießt und ihn fast daran zerquetscht; der Wolf war todt, schon völlig steif. Mit dem Unterleibe hing er vom Stamme zur Erde herab, ohne sie jedoch zu berühren. „Komm' doch, mein Bolleken!“ rief der Hirt dem Stiere zu, aber Bolleken kam nicht, unbeweglich blieb er am Baume, zitterte vor Angst und Mattigkeit an allen Gliedern, und brummte leise, als wollte er sagen: „Kann ich denn? seht Ihr den Feind nicht, den ich halten muß?“ Ganz mager war das Thier geworden. Wir rissen ihm nun gewaltsam den todten Wolf zwischen den Hörnern und dem Baume fort, und warfen ihn an die Erde; sogleich aber stürzte sich der Stier wüthend auf den Wolf, durchbohrte ihn mit den Hörnern, zerstampfte ihn mit den Füßen, warf ihn haushoch in die Luft, und als er endlich sah, daß er völlig todt war, da schüttelte er sich freudig, fing laut an zu brüllen und ließ sich nun geduldig nach Hause führen. Das ging aber nur langsam, denn er war gänzlich ermattet. Die ganze Zeit über mußte das Thier ohne Nahrung gestanden haben, denn sonst würde er nicht so völlig abgemagert sein.“

„Da seid ihr Masuren ja wirklich übel daran, in solch' einem Wolfslande zu wohnen,“ unterbrach ich den gesprächigen Bauer, der nun erst in sein Element gekommen schien, denn er schüttelte lachend den Kopf und erwiederte: „Wolf und Masur kennen sich. Der Mensch bleibt einer solchen Bestie immer noch Gegenstand des Respekts, und Furcht kennt der Masur nicht; davon ein Beispiel. Mein Nachbar, Rowski, ein sonst braver Mann, hatte sich bei einem Kindtaufsschmause etwas zu gütlich gethan, und ging bei Mondschein sorglos durch den Wald nach Hause. Eh' er sich's jedoch versieht, erblickt er vor sich am Wege einen großen Wolf, der ohne sich zu rühren dasitzt und ihn mit funkelnden Augen ansieht. „Guten Abend, Wolf,“ ruft Rowski, dem Wölfe eben nichts Neues waren, und geht weiter. Aber kaum ist er an dem Thiere vorbei, als dieses wüthend zuspringt und den Mann beim Kragen faßt. Zum Glück hatte Rowski seinen Schafspelz, wie ihn jeder von uns zum Winter trägt, nur lose um die Schultern gehängt, der Pelz fliegt beim Rucke ab und Rowski entflieht, während der dumme Wolf ihn im Pelze sucht.“

Da vernahm ich plötzlich seitwärts vom Wege ein lautes Geräusch; mehrere Männerstimmen ließen sich in der Nähe aus dem Fichtengebüsch hören, und mir war's auch, als ob Leute eilends der Landstraße zuliefen. „Was gibt's?“ fragte ich, nicht frei von Angst, meinen Rosselenker.

„Wollen sehen,“ antwortete jener und hielt sein Gespann an. In demselben Momente aber theilte sich das Gebüsch und vier zerlumpte Kerls mit blanken Aexten in geschwungener Faust stürzten auf mich zu. Ein Schreck schlug durch meine Glieder; doch nur zu bald kam mein Herz wieder zu gleichmäßigem Takt, als ich nämlich bemerkte, wie jene vermummten Banditen mit einem lauten „Halt“ plötzlich Kehrt machten, in's Seitengebüsch sprangen und tiefgebückt in den drolligsten Stellungen unverwandt vor sich hinsahen. Das war mir denn doch zu kurios und ich fragte meinen Bauer, was das zu bedeuten habe.

„'s hat seine guten Wege!“ rief er lachend. „Holzschläger sind's und weiter nichts.“ Und in demselben Augenblicke schlug eine riesige Kernfichte mit furchtbarem Gekrach zu Boden, das kleinere Gehölz vor sich niederschmetternd; unsere kleinen Braunen nahmen aber vor Schreck einen weiten Satz und gingen in gestrecktem Galopp mit unserem Wägelchen durch und davon, so daß mein Masur Mühe hatte, die kleinen Durchgänger wieder zur Ruhe zu bringen. Endlich standen sie und mein Wagenlenker lachte aus vollem Halse.

„Also Holzdiebe haben uns diesen Schreck gemacht?“ fragt ich von Neuem.

„Freilich!“ war des Lachenden Antwort. „Seht, Herr! der Masur ist ein geborener Holzdieb; er kann und mag es nicht mehr haben, daß der Wald da, den ihm der liebe Herrgott so vor die Nase gesetzt hat, jemand anders gehören soll als ihm selbst; er meint, der Herr König sei reich genug und brauche nicht noch unsere Bäume, darum dürfte nicht leicht ein Bauer hier zu finden sein, der nicht unzählige Holzdiebstähle begangen. Jeder rühmt sich deren ordentlich in den Winterabenden am Feuerheerde, und schon Kinder werden zur Holzentwendung angehalten. Den ganzen Holzbedarf, der unserer großen Stubenöfen wegen schon recht bedeutend ist, verschafft man sich auf diese Weise und verräth einer den andern nie, wenn man auch noch so feindlich gegen einander gesonnen sein sollte. Mit den Forstbeamten sind wir daher auch in steter Fehde und haben letztere hier einen schweren Stand. Früher konnte jeder Bauersmann für eine geringe Wald- und Haidemiethe sich seinen Holzbedarf nehmen; jetzt muß alles Holz gekauft werden, und da viele unserer Leute nicht einmal das liebe Salz zum Brode haben und die ausgedehntesten Waldstrecken so dicht vor unserer Thüre stehen, daß wir nur zuzugreifen brauchen, so stiehlt man lieber die Bäume ohne weiteres, woraus unzählige Prozesse entstehen.“

Er hielt inne, rief seinen Rößlein ein gebieterisches „Prr!“ zu, wandte sich darauf, als die Pferde standen, nach allen Seiten um und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Melancholisch düster stöhnten die Wipfel der Bäume, vom Abendwinde zur Ruhe eingewiegt. Sonst war alles ringsum still. Da vernahm mein Ohr fern aus der Waldestiefe ein verworrenes mehrstimmiges Geschrei und einen Gegenruf von Menschen aus näherer Richtung.

„Ja, das sind sie!“ rief mit sichtbarer Freude mein Führer und trieb die kleinen Traber von Neuem an.

„Wer denn?“ fragte ich überrascht.

„I num, Herr! die Wolfstreiber! Es ist heute nämlich große Wolfsjagd hier in der Haide, eine Treibjagd. Von vier Seiten, im Carré, wie man sagt, ziehen sie an. Mitten im Revier, eingeschlossen von unsern Leuten, sind die Wölfe. Grimmig vor Wuth und doch scheu vor Angst, laufen die Bestien wild von einer Linie der Treiber zur andern, überall vergebens einen Durchbruch suchend; denn überall werden sie von den muthigen Leuten mit Piken und Forken zurückgetrieben, daß es eine Lust ist, solch' eine Jagd mitzumachen. Horcht, jetzt ertönen Signale.“

Und in weiter Ferne erklang der Ton eines Waldhorns, ein zweiter und dritter antwortete, schon mehr in unserer Nähe; darauf begann der laute,

seltsam melodische Jagdruf der Treiber, der in vielfachen Echos wiederhallte. Langsam und gleichmäßig rückten die Züge gegen einander, doch zum Theil noch so ferne, daß man strichweise kaum das Klappern ihrer Knüttel vernahm, mit denen sie ungestüm an die Bäume schlugen. Zwischen ihr Geschrei und Rufen tönte das Jagdhorn in langgezogenen Klängen fort. Plötzlich bellte ein Hund, dann noch einer, mitten aus dem Walde heraus; sie sind einem Wolfe auf die Spur gekommen, und nun fällt die ganze Meute klaffend ein. Schreiend, als erlitten sie die heftigste Strafe, jagen die Hündinnen durch das Dickicht, heulend in hohen Tönen die jüngeren, gehaltener und mit tieferem Geklaff die älteren waidkundigen Hunde; es ist ein Lärm, als hübe die wilde Jagd selbst an. Am Hundegebell, am Blasen des Waldhorns erkennt man die Richtung, welche die Wölfe sammt dem andern Wild genommen haben. Jetzt klingt das Gebell der Hunde und der wiederholte Hornruf, deren jeder seine eigene Bedeutung hat, näher, jetzt wieder ferner, und umgekehrt. Da fällt ein Schuß, dann noch einer und nun folgen mehrere in kaum unterscheidbaren Zwischenräumen. Man hört den Jubelruf: „Ein Wolf, ein Wolf!“ und der Freudenlärm der Jäger und Treiber will kein Ende nehmen. Das Geklaff der Hunde wird immer ärger; man merkt, daß alle auf einer Stelle beisammen sind; der Wolf muß erlegt sein.

Und so war's. Beim Weiterfahren stießen wir auf den großen stattlichen Jagdzug. Ihn eröffnete der Oberförster in grüner Waidmannsuniform, der Landrath ihm zur Seite in blauer; hintennach folgten die Unterförster und Schützen der benachbarten Städte, in ihrer Mitte die Helden des Tages, welche die besten Schüsse gethan; dann einige Bauern, deren je zwei einen mächtigen Wolf, über Fichtenstangen als Todtenbahre gelegt, ernst gravitätischen Schrittes trugen; endlich kam der lange Troß der Treiber, alles rüstige Bauern, die mit allerhand Waffen ausgerüstet waren, wie sie jeder eben hatte auftreiben können. Die Waldhörner begannen das muntere Jagdlied: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!“ worein die Schützen singend einstimmten; doch ward der Gesang bald durch das Jubelgeschrei der lärmenden Bauern übertönt und durch Flintensalven unterbrochen. Jetzt schlug der Zug einen Seitenweg des Waldes ein, der zur Oberförsterei hinführte; ich konnte ihn nun in seiner ganzen Ausdehnung übersehen; er bestand aus vielen Hunderten von Menschen. Aus 12 Dorfschaften waren die Treiber zusammenberufen worden und die Schützen aus drei Städten gekommen, in der That ein großartiger Jagdzug. Wohl über eine halbe Stunde konnten wir beim Weiterfahren das Jauchzen der Treiber und den Schall der Hörner vernehmen. Dann erst verlor sich das lärmende Getöse fern im Walde; die Töne der Hörner hallten schwächer wieder, bis auch sie in der Ferne allmählig verklangen. Nur die Bäume über uns rauschten noch wie leiser Wellenschlag durch die stille Abendluft.

Die Dämmerung nahm zu; die Schatten der riesigen Fichten verfinsterten den schmalen Fahrweg bald dermaaßen, daß ich bei dem ungewissen Scheine des Neumondes kaum auf fünf Schritte vor mir sehen konnte. Mir wurde unheimlich zu Muthe. „Hm, und noch drei Meilen weit dehnt sich der einförmige Wald vor mir aus, ehe wir eine Stadt erreichen?“ fragte ich kleinlaut.

„Ja, so ist's lieber Herr!“ war des Fuhrmann's Antwort. Doch kön-

nen wir eine halbe Meile von hier in der Eisenhütte „zu [illegible]
übernachten. Ein drolliger Name, Herr, aber doch die beste [illegible]
ganzen Forst.“

Ich dachte an das Wirthshaus im Spessart, das Hauff in sei[illegible]
chen so abenteuerlich beschrieben; die zu erwartende Herberge [illegible]
viel anders sein. Indeß, die Pferde waren müde, die Nacht [illegible]
und Johannisburg, die erste Stadt, der ich zufuhr, wäre schwerlich [illegible]
chen gewesen; am Ende hätten wir doch nicht weiter gekonnt. [illegible]
ich's ganz romantisch gefunden, unter den himmelhohen rauschenden [illegible]
ein Feuer anzuzünden, dürres Laub zusammenzuraffen und ein Lager [illegible]
zu bereiten und so, in den Mantel gehüllt, hier zu bivouakiren; [illegible]
fielen die Wolfsgeschichten meines Fuhrmannes und die Wolfsjagd [illegible]
ein, und so fand ich's denn doch für gerathener, unter Dach zu [illegible]

Jetzt senkte der Weg sich in ein Thal hinab. Gluthroth [illegible]
stiegen aus ihm zum Himmel auf; dazu schlugen mächtige Pochwerk[illegible]
einförmigen Takt, und der Bach, der sie trieb, rauschte brausend [illegible]
arbeitende Räderwerk. Wir waren an der Eisenhütte. Aus den [illegible]
Schmelzofen schmolz das Eisen wie ein Feuerstrom. Es war ein [illegible]
schender Anblick. In dem hellrothen Feuerscheine wandelten halbnackt[illegible]
Männer zwischen den feurigen Massen einher; sie schürten den [illegible]
ten das flüssige Eisen oder brachten mit gewaltigen Zangen die [illegible]
Eisenstücke unter die Hämmer, die mit mächtigen Streichen die [illegible]
zu Stangen oder Blechen zurechtschlagen. Und der schwarze Wald [illegible]
steht schweigend zu.

Nun hielt der Wagen. Wir sind vor dem Dorfkruge und [illegible]
Vergebens warte ich auf den heraustretenden Wirth oder Haus[illegible]
mir beim Aussteigen behülflich und zum wenigsten ein Licht [illegible]
soll. So viel Lebensart besitzt ein masurischer Krüger nicht; ich [illegible]
sehen, wie ich im Dunkeln mit mir fertig werde. Die Hausflur [illegible]
lich erreicht, aber finstere Nacht ist auch hier. Erst nach einigem [illegible]
tappen glückt es meinem Fuhrmanne, die Thür zur Stube zu finden[illegible]
treten ein. Ein großes, aber niedriges Gastzimmer nimmt uns [illegible]
Wände bestehen aus über einander gelegten Baumstämmen, seine [illegible]
Balken. Vorn im Kamin brennt ein Feuer, dessen flackernde [illegible]
unbestimmte, starke Schatten werfende Beleuchtung gibt. In der [illegible]
Hinterwand steckt ein brennender Kienspahn, der den Hintergrund [illegible]
mers mit schwarzem Qualm erfüllt. Hier sitzen am langen Schenk[illegible]
gefüllten Branntweinhumpen rußige Arbeiter aus der Eisenhütte, [illegible]
mit Aexten und Sägen im Arm, und Bauern aus dem Dorfe, [illegible]
oder nur in eine groblinnene Hose gekleidet, Männer mit wilden [illegible]
die in Wolken stinkenden Tabaks gehüllt ihre gespannten Blicke [illegible]
richten oder, wie mir's mehr noch scheinen will, auf mein Gepäck, [illegible]
hereingetragen wird; dieser Anblick ist nichts weniger als erfreulich[illegible]
stoßen sich gegenseitig an und flüstern zu einander masurisch. [illegible]
Ich kehre mich um, um in ein offenstehendes Nebenstübchen zu [illegible]
fahre unwillkürlich zusammen — ein wahrer Goliath von Kerl [illegible]
mir in einem groben grauwollenen Kittel, der mich polnisch anredet[illegible]
er merkt, daß wir uns also nicht allzubest verständigen können, [illegible]

nem Deutsch fragt, ob ich übernachten wolle und was mein Fuhrmann zu genießen wünsche.

„Nur mein Fuhrmann? ich nichts?“ ist meine Gegenfrage. „Soll ich etwa hungern?“

Der Wirth zuckt mit den Schultern. „Für Euch, gnädiger Herr, ist sich nix nicht,“ ist seine lakonische Antwort. „Sind uns nicht eingerichtet auf gnädigen Besuch; hab' sich nur Budschwing und Kapusta.“

Welche barbarische Namen! ich erfahre, daß „Budschwing“ eine dicke mit Milch gekochte Brühe aus rothen Rüben, „Kapusta“ aber Sauerkraut bedeute, und frage weiter: „Vielleicht habt Ihr Eier und Butter für mich?“

„Will sich sehen, Herr!“ entgegnet der Riese und geht zum gewaltigen Lehmofen hin, der neben dem Kamin in einer Ecke des Zimmers steht. Was aber muß ich sehen! Hinter dem Ofen lagen Gänse, Hühner, Ferkel, Hund und Katze schlafend neben einander; der Gestank ist zum Nasenzuhalten. Mittlerweile langt mein Wirth einen Korb vom Ofen und präsentirt mir auf einem Teller Eier und ein Stück Butter. Auch seine Ehehälfte zeigt sich nun, eine lange hagere Figur von sehr unordentlichem Aeußern; sie nimmt mir den Teller wieder ab und wird die Eier sieden. Ich gehe währenddessen in's Nebengemach; es ist klein, einfensterig, mit dem breiten Bette der Wirthsleute und einem Tische ausgefüllt, worauf ein dünnes Talglicht mit verkohlter Schnuppe brennt. In einer Ecke des unwirthlichen Gemaches sitzt ein Mann in langem schwarzen Rock, ein Sammetkäppchen auf dem Kopfe. Bald bin ich bekannt mit ihm. Es ist der Pastor aus dem fünf Meilen entfernten Städtchen Biala, der heute aus Willenberg kommend hier übernachtet. Er nöthigt mich, sein Reisegefährte nach Johannisburg zu werden und mit Freuden geh' ich auf sein freundliches Anerbieten ein. „Ja, ja!“ fuhr der Pastor fort, „unser Masuren hat für den Fremden des Räthselhaften viel. Fremde, wie Sie, verirren sich selten in diese abgelegene Gegend. Insbesondere bietet dieser ausgedehnte Waldstrich der Johannisburger Haide einen traurigen Zustand dar. Seine Bewohner sind noch Abkömmlinge der alten Masowier, daher der polnische Dialekt hier; sie unterscheiden sich jedoch durch Religion, Sitte und Gebräuche wesentlich von unsern Nachbarn, den Polen. Die Masuren dieser Gegend sind völlig von allem bildenden Verkehr abgeschnitten. Im Süden sperrt sie die nachbarliche polnisch-russische Gränze von aller Welt ab; kaum ein Vogel dringt ohne Wollen und Wissen der Kosaken-Gränzwächter nach Polen ein, und nach anderen Himmelsgegenden hin sind sie durch die tiefsandigen Waldungen und Sümpfe am Verkehr verhindert; sie wachsen unter ihren Bäumen auf und kennen nichts weiter als ihre Wildniß. Bildung und Kultur fanden in diesem Theile Masurens noch keinen Eingang. Alles, was in der Welt geschieht, bleibt diesen Haidebewohnern fremd; sie haben, außer einem masurischen Gesangbuche und der Bibel, keine einzige Schrift, aus welcher sie Belehrung schöpfen könnten, und selbst die Schulen sind für sie nur von geringem Nutzen, da es ihnen an jeder Gelegenheit fehlt, sich durch das Leben selbst Kenntnisse zu erwerben. Es ist eine noch stark vernachlässigte Gegend unseres deutschen Vaterlandes; doch ich verspare mir meine weiteren Mittheilungen auf Morgen. Wir beide sind müde von der Reise; ich will Sorge tragen, daß wir zur Ruhe kommen. Unser Lager wird freilich hart genug ausfallen.“

Bald war mein frugales Abendbrod verzehrt. Ein Knecht brachte einige Bündel Stroh in die Gaststube. Die Wirthin bedeckte sie mit einer linnenen Decke, während Herr Goliath ein paar Mooskissen uns am Kopfende hinwarf. Mittlerweile entfernten die Bauern und Hammerschmiede sich aus dem Zimmer. Wir konnten die Augen schließen. Gute Nacht!

10. Reise durch Ungarn.

Es war im August, als ich mich eines Morgens früh von Wien aus nach dem Ufer der Donau begab, in deren Wellen sich die ersten Strahlen der Morgensonne tausendfach abspiegelten. Noch waren keine Reisenden da; ich stieg auf's Verdeck der „Stadt Pesth“, auf der ich nach der gleichnamigen Stadt meine Fahrt machen wollte. Hier stand ein Haufe Schiffer, welche slawisch sprachen. Eine gute Vorbedeutung für die Reise, dachte ich, und nahm ohne Zögern mit meinem Reisesack auf dem Schiffe Platz. Inzwischen kamen Kutschen angefahren, Lärm ertönte in den friedlichen Baumgruppen, und aus den Staubwolken erschien da und dort ein Paar schaumbedeckter Pferde, ein langer Stellwagen, eine leichte Britschka und ein prächtiger Herrenwagen. Nun folgte das Geschrei der Kutscher, die laute Stimme der Träger, das Uebereinanderschieben der Koffer, Schachteln und Mantelsäcke von jeder Größe und Gestalt, endlich das Drängen der Reisenden, es war eine Masse in Mänteln vom mannigfaltigsten Schnitt und Farbe. Die bunten vermummten Gestalten zwischen den da und dort aufgespeicherten Kisten mahnten mich an die Abbildungen von Baalbek und Palmyra, wo unter Steinen und Schutt die düstern Araber umherirren. Bald kam Alles in Ordnung, die Glocke verkündete die nahe Abfahrt, der Steuermann stellte sich an's Rad und das prächtige Schiff stieß vom Ufer.

Rasch fuhren wir dahin zwischen den Donaufluren nach Preßburg, wo viele Reisende ausstiegen, aber noch mehrere herzukamen; es herrschte unsäglicher Lärm und Gedränge, doch zum Glück nicht lange, und bald stießen wir wieder ab. Die einförmigen Ufer unterhalb Preßburg boten nur selten einen malerischen Anblick dar, grüne Wiesen, Weiden, Pappeln, Schilf, Wasservögel und Schiffsmühlen, das sind ohne allen Wechsel die Gegenstände, welche sich dem Auge des Reisenden darstellen. Große bedeckte Fahrzeuge, nach dem Muster der Arche Noahs gebaut, arbeiteten sich mühsam stromaufwärts in der Richtung nach Deutschland hin; Getraide, Holz und andere Erzeugnisse des unablässigen Fleißes der Slowaken werden auf diesem Wege nach Oesterreich geschickt.

Ein freundlicher Wind blies in die Schiffsfahne und die faltigen Gewänder der Reisenden; die Bäume an beiden Ufern des Stromes säuselten und die Wellen der Donau rauschten und flüsterten mir zu von dem altberühmten mährischen Reich, an dessen Zukunft ich nicht verzweifeln möchte.

Der erste Anhaltsort unterhalb Preßburg ist Gönyo, wo die Bevölkerung des Dampfboots abermals wechselte, denn in der Nähe ist die Stadt Raab, wohin Stellwagen und Fiaker die Reisenden führen. Die Einförmigkeit der Landschaft hält immer noch an; bietet sich auch einmal eine erfreu-

lichere Aussicht dar, so ist dies wie ein Waizenkorn in einem Scheffel Spreu, man muß den ganzen Tag danach ausschauen und am Ende ist es doch der Mühe nicht werth. Bei Komorn legt das Schiff zum zweitenmal an, leider aber kann man wegen der Bäume und des Festungswalls von der Stadt nur wenig sehen.

Nach dem vortrefflichen Mittagsmahl trieb sich die Gesellschaft ungezwungen auf dem Verdeck herum. Näher und höher zeigten sich jetzt die Berge, namentlich auf dem rechten Ufer, bis sich endlich die bedeutende Stadt Ostrihom (Gran) mit ihren zahlreichen Kirchen dem Auge darstellt. Die Schiffbrücke ließ sich nieder, wie bei Preßburg und Komorn, um uns den Ausgang frei zu lassen, und als das Schiff sich der Anfurt zugedreht hatte, eröffnete sich uns die Aussicht auf eine ungeheure Kirche, welche die Erzbischöfe von Gran, die Primasse von Ungarn, in der Nähe der Stadt auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe erbauten. Es ist ein prachtvolles Werk, ich weiß aber nicht, wann es vollendet werden wird. Diese Kirche befindet sich in denselben Verhältnissen, wie der Dom zu Köln am Rhein; die Kräfte eines Einzelnen reichen zur Vollendung eines solchen Werks nicht aus, und wäre dieser Einzelne auch der Primas von Ungarn. Der Styl ist italienisch; prächtig erhebt sich die mit Statuen geschmückte Fronte, aber die um den Bau laufende Brüstung beleidigt das Auge. Die Anlage ist großartig, wir glauben aber, daß die schmächtige Bevölkerung von Gran die Kirche nie ausfüllen wird, und möchten wünschen, daß sie an einem andern Ort stünde.

Unterhalb Gran verengt sich das Thal, und auf beiden Ufern treten die grünen mit Eichen bewachsenen Berge bis zur Donau heran, — man nähert sich Wyschegrad. Dieser ehemalige Sitz der ungarischen Könige ist keineswegs ein Mittelpunkt rühmlicher Erinnerungen für die Slawen, er ist aber in slawischem Geist und mit slawischem Namen erbaut; auf hohem Fels ragen die weitläufigen Trümmer empor, der mächtige Strom windet sich zu seinen Füßen, grüne Eichenwälder rauschen rund umher und ein neues militairisches Gebäude hat den alterthümlichen Stempel nicht ausgetilgt.

Wir schifften nach dem obern Theil der St. Andreas-Insel und fuhren dann an dem linken Ufer nach Waitzen (Wacow), wo das Dampfboot gleichfalls anhält. Die Stadt bietet mit ihren schönen Gebäuden und dem neuen Kai einen angenehmen Anblick dar; hier erhebt sich mitten unter niedrigen Häusern das zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia errichtete Triumphthor. Hinter Waitzen gegen Osten beginnen alsbald die slawischen Dörfer; auch auf dem rechten Ufer ist das Land zwischen Gran und Ofen (Budin) ausschließlich von Slawen bewohnt. So findet es sich in Ungarn allenthalben. Wo das Land reizend, von Bergen bekrönt ist, da haben sich die Ureinwohner erhalten; die nomadischen Reiterhorden breiteten sich auf den Ebenen aus.

Bei Waitzen wendet sich die Donau gegen Süden; auf das Kommando des Kapitains durchschnitt das Fahrzeug wiederum die Wellen, die im Abendroth von Gold und Purpur erglänzten; auf dem rechten Ufer stiegen die Berge wandartig empor, das linke aber breitete sich aus nach dem flachen Pesth und bot keine Reize mehr dar. Endlich langten wir bei unserem heutigen Reiseziel an.

In tiefem Schatten lagen beide Städte, nur die Sterne am Himmel

und die Laternen der Stadt spiegelten sich in der wogenden Donau. Dagegen war es bei uns um so lauter: die Reisenden drängten sich um ihre Koffer und Mantelsäcke, das Schiff begrüßte die ungarische Königsstadt mit drei Mörserschüssen, und auf den Kais rasselten die Kutschen, deren Lichter in der Dunkelheit wie Irrlichter hin und her hüpften, — da fuhren wir unter den Pfeilern der künftigen Kettenbrücke durch, bogen links und legten am Ufer von Pesth an. Der Eintritt in eine unbekannte Stadt hat immer etwas Zauberhaftes, aber ein großer Theil des Eindrucks liegt in den Umständen, wann und wie wir sie besuchen. Ist es an einem nebeligen feuchten Wintertag, so wird der Eindruck nicht sehr angenehm sein, kommt man aber an einem klaren Sommertag an, wo die Bevölkerung sich im Sonnenschein drängt, so sieht die Stadt ganz anders aus. Ich lernte Pesth gerade in der schönsten Jahreszeit kennen; es war ein warmer Abend, ein Feiertag, und die lustwandelnden Einwohner im Sonntagsstaat drängten sich auf die Straßen.

Der Name Pesth ist die bulgarische Form des böhmischen Wortes Pec, der Ofen, und die Deutschen, welche diesen Namen in ihre Sprache übersetzten, übertrugen ihn auf die nahe Stadt Budin, obgleich eigentlich nur Pesth auf deutsch „Ofen“ heißen sollte.

Beide Städte erinnern auf den ersten Anblick an Prag; sieht man aber näher hin, so findet man einen sehr wesentlichen Unterschied. Ofen mit dem königlichen Schloß läßt sich an Stattlichkeit mit der Kleinen Seite und dem Hradschin nicht vergleichen, Pesth aber ist die Neustadt ohne die historischen Erinnerungen, ohne die alten Thürme und herrschaftlichen Paläste. Nur die Donau senkt die Wage zu Gunsten der ungarischen Hauptstädte, denn gegen diesen Strom ist die Moldau nur ein Bach, namentlich bei Prag, wo die Wehren sie so träg machen. An dem mit ansehnlichen Häusern geschmückten Kai liegen mächtige Schiffe und wiegen sich auf dem prächtigen Strom.

Der schönste Theil von Pesth ist der Kai an der Donau; zu Wasser und zu Lande treibt sich hier der Lärm des Lebens und des Verkehrs frischer um, als ich es je in Prag sah. Allerdings war dies gerade zur Zeit des Jahrmarkts, wo die Judenschaft am meisten zu dem Lärm und der Bewegung beiträgt.

Wer eine noch unbekannte Stadt besucht und sie kennen lernen will, der ersteige einen Thurm oder einen benachbarten Berg, um von der Vogelperspective aus die Anlage und Ausdehnung der Stadt beurtheilen zu können. Ich stieg auf die Sternwarte von Ofen und genoß eines herrlichen Ueberblicks über beide Städte. Ach! solche zauberhafte Ansichten von Bergeshöhe herab haben etwas Tröstliches, aber sie regen auch schmerzlich an. Sie zeigen die Eitelkeit alles menschlichen Strebens, die Unendlichkeit der Schöpfung und wecken Trauer über ein Etwas, dem wir keinen Namen und keine Deutung geben können. Ich trennte mich von dem prachtvollen Anblick und stieg wieder hinab in den Staub des alltäglichen Lebens, — und Staub verschluckt man wirklich in Pesth nur allzu viel. Gern hätte ich länger in diesen Hauptstädten verweilt, hätte Theater, Spaziergänge und namentlich die berühmten natürlichen Gesundheitsbäder in Ofen gesehen, aber ich mußte weiter gegen Osten.

Aus Pesth führte mich ein sogenannter Eilwagen fort, eine von Pri-

vaten errichtete Anstalt, die außer dem Namen mit den k. k. Eilposten nichts gemein hat. Am meisten gleichen sie noch einem böhmischen Stellwagen, nur sind sie langsamer und theurer. Langsam fuhren wir auf der sandigen Ebene von Rakos fort, auf der einst die ungarischen Reichstage abgehalten wurden. Hunderte von Geleisen kreuzen sich auf dieser Wüste und darum nennt man sie eine Landstraße. Hinter Kerepeß, der ersten Poststation, wird das Land reizend, und der Weg führt über Hügel hin, die mit Eichen geschmückt sind. In Gödöllö frühstückten wir während des Umspannens. Hier ist ein schönes Schloß und weitläuftige, geschmackvolle englische Gärten mit malerischem Buschwerk und schattigen Bäumen. Bunte Beete duftender Blumen dehnen sich um das Schloß her aus, dem Sitz der Wittwe des letzten Fürsten Grazalkowitsch. Ein alter Heiduk, ein Magyar, der aber zum Glück ein wenig slawisch sprach, führte mich in dem Garten herum. Als wir Gödöllö verließen, fuhren wir geraume Zeit längs diesen fürstlichen Gärten hin. Wie die Sonne emporstieg, wurde es warm, die Luft wogte über dem heißen Boden hin und her, alle Geschöpfe suchten Ruhe und Kühle, nur der Hirte des Orts stand auf einer Anhöhe unbeweglich in seinem breiten Hut und in seinen langen Pelz gehüllt. Das zottige Fell war auswärts gekehrt, und so stand dieser Magyar da, wie eine den Winter vorstellende Bildsäule, mitten in dem heißen Leben des Sommers. In der Nähe von Hatvan sah ich zum ersten Mal das Dreschen von Getraide, das heißt das Austreten der Körner durch Pferde statt des Schlagens mit dem Dreschflegel. Viel Getraide geht bei dieser rohen Methode verloren, weshalb sie auch nur in sehr fruchtbaren und wenig bevölkerten Gegenden in Gebrauch ist.

Wir näherten uns bereits den Matras, einem Gebirge, das sich wie ein Höcker im Nacken des Königreichs Ungarn ausnimmt, und vor mir erhob sich das sehnsüchtig erwartete Städtchen Dendes (Gyöngyös), das malerisch an den Berg sich schmiegt und mit Weingärten eingefaßt ist. Es that mir leid, daß ich nicht einige Tage länger verweilen konnte, denn vor einigen Jahren hatte es sich gerade getroffen, daß ich während des Jahrmarkts im Lande der Slowaken unterhalb der Tatras mich aufhielt, und ich hätte gern dies Nationalfest unter den Matras mit dem unter den Tatras verglichen. Aber ich war zu spät gekommen und mußte mich mit der Schilderung anderer Augenzeugen begnügen. Die merkwürdigste Nachricht war, daß jedes Pferd, welches man auf den Markt zum Verkauf führte, einen Paß von dem Amt haben mußte, das seine Heimathsangabe, seine Gestaltsschilderung, Farbe u. s. w. enthielt. In andern Ländern verlangt man einen Ausweis von dem Menschen, damit man weiß, ob er nicht ein Vagabund oder ein Räuber ist, hier aber fragt die Polizei nach der Herkunft und Beschaffenheit des Viehs. Pferdediebstahl ist noch immer eine Lieblingssünde der alten Magyaren und der neuen (Ui=Magyarok, d. h. Zigeuner), und mancher hochgeehrte Herr kauft ein gestohlenes Pferd lieber, nicht sowohl um den Spitzbuben die Stange zu halten, als in der Ueberzeugung, daß das gestohlene Pferd das beste ist. Solche Spitzbuben stehlen gewöhnlich ganze Heerden aus einem Gestüte oder von einer Weide weg, jagen dann Tag und Nacht ohne auszuruhen fünfzig bis sechszig Meilen weit fort mit ihrem Raub auf entfernte Märkte, um sich den Verfolgern zu entziehen. Was auf dem Wege liegen bleibt oder lahm wird, darum wird er sich nicht viel kümmern, die Pferde aber, die auf den

Markt gebracht werden, haben gezeigt, was sie zu leisten im Stande sind, und müssen gesunde Lungen und Füße haben.

Gyöngyös ist eine ausgedehnte, lebendige Stadt, die durch viele hübsche Wohnungen verschönert ist, welche Schlössern oder Sommerpalästen gleichen und mit ihren schönen Gärten die Stadt und die Umgebung zieren. Der Adel ist zahlreich und wie allenthalben in Ungarn gastfrei und für sein Vaterland begeistert.

Nachdem ich mich zwei Tage in Gyöngyös aufgehalten, setzte ich meine Reise gegen Osten fort, längs der rebentragenden Matras, an denen ein vorzüglicher Wein wächst. Rechts gegen Süden dehnt sich eine unermeßliche, von den magyarisirten Jazygen bewohnte Ebene aus. Die Jazygen zeichnen sich durch hohen Wuchs und kräftige Körperbeschaffenheit noch immer vor den Magyaren merklich aus. — So oft man sich in diesem Lande einem Dorfe nähert, wird der Geruchssinn durch einen ausnehmend übelriechenden Rauch stark afficirt, indem man hier aus Mangel an Holz den Mist als Brennmaterial braucht. Welches Volksgewirre hier vor alter Zeit sich ansiedelte, umherzog und miteinander in Kampf gerieth, das wird die Geschichte nie mehr vollständig enträthseln. Jazygen und Magyaren sind hier; Döbrö und andere Ortsnamen deuten auf slawische Ureinwohner hin, und in Gompolt und seiner Umgegend leben schwäbische Ansiedler, von denen vor zwei Jahren die Behörden der Heveser Gespannschaft verlangten, daß sie die deutsche Sprache ganz aufgeben und den Gottesdienst in magyarischer Sprache halten sollten. Die Schwaben aber bewiesen bloß, daß sie — wenigstens die Männer — magyarisch verstünden, und ließen sich auf nichts Weiteres ein. Ihre Dörfer sind reinlich, hübsch nach slawischer Art gebaut und ziemlich ansehnlich. Ein eigenthümliches Ansehen gaben ihnen gerade zur Zeit meiner Reise die rings um das Haus aufgehängten und zum Trocknen an einem Strick aufgereihten Tabackblätter. In dieser Umgegend, namentlich bei Döbrö und Verpelet, wächst der beste Taback.

Von Gompolt brachte uns eine leichte Britschka, — in Galizien und Ungarn mit dem barbarischen Namen Najtiranka, eigentlich Nowo-Jicinka benannt, — nordwärts nach Erlau. Der Weg war ziemlich gut, die Gegend hügelig, da und dort mit Eichenwaldungen geschmückt. Nach drei Stunden befanden wir uns in Erlau, dem Hauptort des Heveser Comitats und der Sitz des wailand berühmten Erzbischofs Ladislaus Pyrker. Vom Calvarienberg, von den Trümmern der alten Veste herab, übersahen wir die Stadt, welche in einem breiten Thal sich ausdehnt unter Weingärten, in denen ein berühmter rother Wein wächst. Der Palast des Erzbischofs ist ein bescheidenes Gebäude, desto prächtiger stellt sich die neue, in italienischem Styl erbaute Hauptkirche dar, ein würdiges Denkmal des frommen, dichterischen Geistes des gedachten Erzpriesters. Auch das Andenken an das Türkenthum ist indeß noch keineswegs ganz verschwunden. Noch ragt hier unter den Häusern wie ein verwittertes Schreckbild ein grauer schmaler Thurm empor, wie sie gewöhnlich neben Moscheen sich finden. Sinnend über die Umwälzungen in der Menschenwelt stiegen wir vom Calvarienberge, herab nach diesem Minaret, das in der Mitte eines kleinen Platzes dem Kloster der barmherzigen Brüder gegenüber liegt. Haufen von Schutt liegen um den verödeten Thurm

her, von welchem hoffentlich niemals wieder die Stimme der Muezzins die Gläubigen zum Gebete ruft.

Am südlichen Ende der Stadt befindet sich ein heilkräftiges Bad; das schwefel- und alaunhaltige Wasser dient zur Heilung vieler Krankheiten, und ist in solcher Fülle da, daß es außer dem Bade noch einen ziemlich starken Teich füllt, in dem das arme Volk sich badet und den man als Pferdeschwemme benutzt. Es wäre zu wünschen, daß im Bade selbst bessere Anstalten wären; allein es wird hier in einer Art hölzernen Kufe gemeinsam gebadet und ein besonderes Zimmerchen für einen allzu großen Luxus angesehen. — Hinter dem Erlauer Bade liegen die ausgedehnten, schönen erzbischöflichen Gärten, die dem Publicum willig geöffnet werden, aber trotz des herrlichen Sommerabends fand ich sie leer. Vermuthlich erlustigen sich viele Einwohner von Erlau, gleich andern sehr gebildeten Leuten, in den Schenken besser als in der Natur. So dachte ich, und wandte mich selbst um nach meinem Gasthof, um zu Nacht zu speisen und vor meiner morgigen Weiterreise der Ruhe zu pflegen.

Von Erlau gegen Norden wird das Land sehr angenehm; die mit Buschwerk bewachsenen Abhänge nähern sich dem Flußufer, bald schauen auch Felsen aus dem Dickicht empor, und auf einer Höhe malen sich die Trümmer eines alten Schlosses finster an dem klaren Himmel ab. Jenseits Opatowice fuhren wir nach Ueberschreitung der Bergkette immer weiter und tiefer hinab ins Gömörer Comitat. Die Unbekanntschaft mit der magyarischen Sprache war mir nirgends ein Hinderniß; wenn wir uns nach dem Wege erkundigen wollten, fragten wir nur die Schnitter oder andere Feldarbeiter: „wer versteht slowakisch?“ Sogleich meldeten sich Einige. In Silvas wünschten wir, während die Pferde rasteten, das Land zu überschauen. Auf der Vorderseite eines Hügels stand ein Schloß innerhalb schöner Gärten. Hier herrscht augenscheinlich keine weibliche Hand, sondern der unstäte Sinn eines Hagestolzen. Statt des Hundes, dieses treuen Hauswächters, krächzt ein an der Kette angefesselter Adler, in einem Käfig, wo freundliche Turteltauben das Bild zarter und treuer Anhänglichkeit darstellen sollten, heult und rauft sich ein Paar artige, zähnefletschende Füchse, auf den Wegen, ja im innern Hofe selbst wächst Gras. Der Herr, ein Wohlthäter seiner Unterthanen, ließ den Evangelischen eine prächtige Kirche bauen, aber die hinaufführenden Stufen sind bereits zerbröckelt, und wenn man zur Kirche gehen will, muß man die Distelstauden vom Weg wegschaffen lassen.

Von Silvas geht das Thal hinab nach dem Bett der Sajawa, auf einem Wege, aus dem ein Beamter eine Chaussee zu machen gedachte, indem er ohne Sinn und Verstand Sand und Kies so hoch aufschütten ließ, daß der Wagen, ohne unmäßige Anstrengung und augenscheinliche Gefahr, nicht durchzubringen war. Um drei Uhr nach Mittag kamen wir nach Putnok, einem Städtchen, wo 101 Edelleute wohnen. Nachdem wir hier den Staub in den kühlenden Wellen der Sajawa von uns abgewaschen, brachten wir den Abend in freundschaftlichem Gespräch und mit Besprechung zur Weiterreise zu. Das war eine angenehme Arbeit, wobei uns nur die Kürze der Zeit und die Menge der eines Besuches werthen Orte Ungelegenheit machte.

Als wir am andern Tage von Putnok aufbrachen, erstiegen wir die Höhen des rechten Ufers der Sajawa. Die Aussicht auf das fruchtbare

Thal und das Städtchen Gömör, von dem die Gespannschaft den Namen hat, obwohl Großsteppelsdorf der Hauptort, ist entzückend; die herrlichste Aussicht aber gewähren die slowakischen Berge, die den nördlichen Horizont umkränzen. Dorthin nehmen wir unsere Richtung, und eine freudige Ahnung ergriff uns bei dem Blick auf die mannigfachen, theils bewaldeten, theils kahlen Gipfel, Bergabhänge und Felsen, auf die grünen Buchenhaine und die dunkeln Fichtenwälder. Wenn Schäfchen am Himmel vorüberjagten, trübten ihre Schatten hie und da auf Augenblicke einen Theil des Gebirgs, aber die Schönheit wurde durch den Wechsel der Aussicht nur erhöht. Die freundliche Natur war jedoch heute etwas launisch; denn kaum hatten wir die Stadt Jelsawa erreicht, so begann sie im plötzlichen Zorn Donner, Blitz und Regen auf uns zu ergießen, doch schon zu spät, denn wir befanden uns bereits im Gasthof, wo wir bei ehrlichen, freundlichen Slowaken einkehrten. Während man das Essen für uns anrichtete, nahm ich das Haus in Augenschein. Im obern Theil vernahm man Geräusch und ein Krachen. Ich stieg hinauf, um nachzusehen, was es sei. Siehe da! die magyarische Thalia hatte hier ihren Tempel oder ihren Kramladen aufgeschlagen, Coulissen, Vorhänge, bunte Fetzen, Blechpanzer, Staub und übel duftendes Oel — das hatte ich in Augen, Ohren und Brust. Mitten im Raum speisten einige Schüler des Thespis auf einem Baum, nicht gerade wie die Sperlinge, sondern der Baum war nur auf einem Brett gemalt, das als Tisch diente. In dem Seitenzimmer saß eine schwarz gebrannte, muntere Frau mit Flicken beschäftigt, welche mich eifrig aufforderte, ich möchte doch ja nicht versäumen, am Abend der magyarischen Oper beizuwohnen. Ich entschuldigte mich mit meiner baldigen Abreise, und stieg wieder in das untere abgesonderte Zimmer hinab, neben welchem in der Schenkstube eine Zigeunermusik sich hören ließ, aber nicht in den gewöhnlichen sehnsüchtigen Tönen, sondern unaufhörlich ein Stück mit Fehlern wiederholend.

Nach dem Essen ging ich zu dem verehrungswürdigen Hrn. F., dem Prediger von Jelsawa, um ihn um Belehrung über unsere Weiterreise zu bitten. Wir hatten nämlich beschlossen heute noch den Berg Kohut, der sich hinter Jelsawa erhebt, zu besteigen. Hr. F. gewährte uns gern seinen Rath, und äußerte selbst, er würde mit uns den Berg erstiegen haben, wenn er nicht für morgen auf den Gottesdienst sich vorbereiten müsse. Nachdem ich manches Interessante aus der Zeit seines Lebens in Jena, wo er einige Jahre studirt und mit dem Hofe zu Weimar bekannt geworden war, von ihm vernommen hatte, trennten wir uns, und wir machten uns sogleich auf den Weg nach Chyzno, mit einem Empfehlungsschreiben an den dortigen Geistlichen, Hrn. T. Dieser war leider nicht zu Hause, aber der Richter des Dorfes nahm sich freundlich unserer an, und erlaubte, daß der Nachtwächter uns als Geleitsmann dienen dürfe, denn er kenne alle Wege und Pfade auf dem Berge am besten. Ob ein Anderer für ihn diese Nacht seinen Dienst verrichtete, oder ob Chyzno bloß dem Schutz des Herrn überlassen blieb, weiß ich nicht, hoffe aber, daß die Hand des Höchsten den Ort wohl beschützt habe. Unser kleiner Nachtwächter nahm unsere Lebensmittelvorräthe in seinen Tornister, und im weißen Hemde und einem weißleinenen Oberrock kletterte er rasch vor uns her, seine Walaschka (lange Art) schwingend, und über Gräben und Bäche springend, daß seine weiße Mütze auf dem Kopf wackelte und sein

schwarzer Haarschopf auf dem Rücken baumelte. Er nahm sich wirklich aus wie ein kleiner Felsengeist oder gar wie der Berggeist selbst, der sich am liebsten in kleiner spaßhafter Gestalt zeigen soll. Ein dichterischer Sinn konnte sich wohl vorstellen, jener lustige Gast habe sich hier angesiedelt, nachdem er durch die neumodische Bildung, durch das Leinwandweben und die Spitznamen, welche die überbildete Welt ihm anheftet, indem sie ihn Rübezahl nennt, vertrieben worden. Hier sind dunkle Berge, grüne Wiesen, hohe Felsen, prächtige Berge, von denen so klare Bäche herabfließen, daß einem gefühlvollen Reisenden alsbald einfällt, wie schön hier das Mondlicht in diesen silbernen Wellen sich spiegeln müsse, wenn auch ein Schlemmer nur an die leckern Forellen denkt, die er darin fängt. In den hohen Gegenden sehen wir das fruchtbare Ackerfeld, im Walde vernehmen wir das Mühlengeklapper und von der Tenne her erschallt der gemessene Schlag des Dreschflegels.

Uns begrüßte am Kohut ein noch stärkerer Schlag: ein Gewitter zog sich am Berge hin, als wolle es uns den Zugang verwehren. Wir aber sahen bereits die gegenüberliegenden Bergabhänge und Chyzno im Thal, die Gipfel der benachbarten Berge erglänzten im hellsten Schimmer der untergehenden Sonne, und so kümmerten wir uns wenig um Regen und Blitz und kletterten rasch die steilen Abhänge aufwärts. Schon war die Sonne hinter dem Berge, von dem Gewitter vernahm man nur noch dumpfe Schläge gegen Osten und in der Ferne wetterleuchtete es, als wir aus dem Dickicht heraustraten auf die Wiese, die uns heute als Gasthof dienen sollte. Gastfrei und freundlich nahmen uns die Hirten auf, die Bewohner dieses hohen Palastes, dessen Teppich der Rasen, dessen Tapeten Bäume und Buschwerk und dessen Plafond der dunkelblaue Himmel war, an dem die goldenen Sterne erglänzten. Der Abend war nach dem Gewitter und auf dieser Höhe ziemlich kalt und die Hirten zündeten deshalb sogleich ein Feuer an; als wir uns um dasselbe herumgesetzt hatten, waren wir alsbald von einer Heerde grauer Stiere umgeben, deren mächtige Hörner und schwere Hufen wir anfangs nicht ohne Besorgniß betrachteten. Bald merkten wir aber, daß sie nichts anderes wollten, als auch Theil nehmen an dem wohlthätigen Feuer, räumten ihnen gern den Platz hinter uns ein und scheuten uns nicht mehr vor dieser Gesellschaft. Die Hirten legten Kartoffeln ins Feuer, holten vortreffliches Wasser aus einer nahen Quelle und so verzehrten wir ein leckeres Abendmahl, wobei die Hirten nicht wenig an unserem Gespräch sich ergötzten. Ihre armen Jungen waren kürzlich von Räubern heimgesucht worden, als gerade die Männer sämmtlich im Dorfe verweilten. Die Räuber nahmen Alles, was sie fanden, ohne daß die armen Kinder ihnen einen Widerstand entgegensetzen konnten.

Nach einiger Zeit wickelten wir uns in die Mäntel und überließen uns dem Schlafe auf dem duftigen Grase. Sobald aber im Nordosten die erste Morgenröthe erglänzte, sprangen wir auf, schüttelten Strohhalme und Blätter von uns ab und machten schnell unsere Toilette. Noch mußten wir eine Stunde lang durch niedriges, spärliches Buschwerk wandern, ehe wir den kahlen, bloß mit Gras bewachsenen Gipfel erreichten. Der reine goldene Himmel verkündete den Aufgang der Sonne; zwischen den dunkelblauen Bergen und schwarzen Fichtenwäldern zogen sich im Thal schneeweiße Nebel hin. Jetzt erglänzte die Sonne im Osten und wie mit einem Zauberschlag kleidete

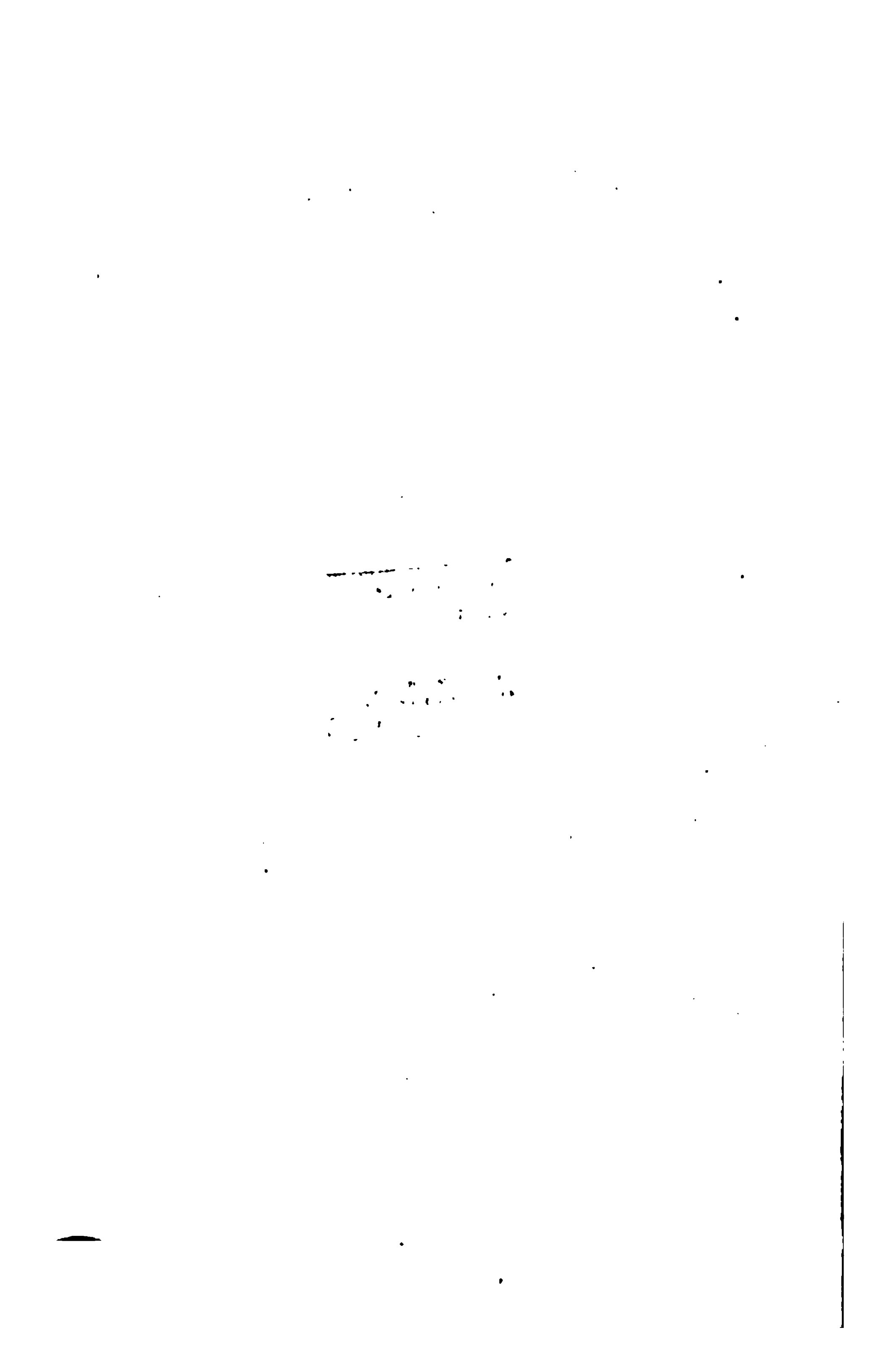
sich die Natur in tausendfache Farben. Die einwärts gekrümmte Lomnitzer Spitze und der Kriwan in hellem Rosenroth, die langen Rücken der Tatras und Beskiden glühten purpurroth, die Gipfel der zahllosen Berge waren wie vergoldet, und die Felsen schienen aus den Wäldern in hellen Violettfarben hervorzutreten. Ringsumher starrten die Berggipfel hervor, wie die versteinerten Riesenwellen eines sturmbewegten Meeres, gegen Norden erhoben sich Berge als Gränze gegen Galizien hin, aber von Osten gegen Süden dehnte sich weithin eine gelbgrüne nebelhafte Ebene.

Fast zwei Stunden lang genossen wir des zauberischen Anblicks von der Höhe des Kohut herab, bis uns die heftig brennende Sonne und der prosaische Magen erinnerten, herabzusteigen und Kühlung nebst einem Frühstück zu suchen. Wir stiegen an der Südseite zwischen Gestrüpp und Granitblöcken hinab bis zur sogenannten Jungfernquelle, wo uns das vortreffliche Wasser und einige substantiellere Vorräthe aus dem Reisesack des Nachtwächters von Chyzno sehr erfrischten. Die Aussicht von der Jungfernquelle auf das Schloß von Murau hätte uns wohl noch länger aufgehalten, aber im Gebüsch erhob sich ein Rauschen und Krachen und die gehörnten Gefährten unseres Nachtlagers drängten sich zur Quelle. Gern wichen wir ihnen und stiegen durch schattige Wälder und blühende Wiesen bequem hinab nach dem Städtchen Rewucz, das allerliebst hart am Fuße des Kohut im Thal liegt. Da schon angespannt war, fuhren wir sogleich nach Murau, welches bei dem gleichnamigen altberühmten Schloß liegt. Als wir im Gasthof aus dem Wagen gestiegen waren, fanden wir uns alsbald von einer Schaar zerrissener, halbnackter Zigeuner umgeben. Ein Haufe krauser Köpfe drängte sich um uns und streckte bettelnd die schwarzen Hände gegen uns. Dieß Zigeunervolk ist ein wahres Räthsel. Kommt man in irgend ein Dorf in Ungarn, so sieht man am Ende desselben einen Haufen aus Stroh und Lehm zusammengepappter Hütten, die mehr in die Erde vergraben sind, als sich daraus emporheben. Dies ist das Zigeunerviertel, wo dies Gesindel nistet. Sobald eine Kutsche daher rollt, schwärmt aus diesen Löchern eine Schaar sonnverbrannter nackter Kinder hervor, mit aufgesträubten Köpfen, wie die Habichte, und diese schreien und schlagen Purzelbäume so lange, bis der Reisende durch einen hinausgeworfenen Kreuzer sich von der widerlichen Begleitung befreit. Außer dem Wahrsagen und dem Diebstahl treiben sie noch einige Gewerbe, namentlich das Schmiedehandwerk. In diesem Pfuhl der ärgsten Noth ist aber doch nicht jeder Gedanke an Ehrlichkeit bei ihnen verloren gegangen. Ich kenne einen Herrn, dessen Pferd auf der Reise ein Eisen verlor, und der, um nicht größeren Unannehmlichkeiten sich auszusetzen, bei der nächsten Schmiede anhielt und den Zigeunerschmied aufforderte, ihm sein Pferd zu beschlagen. „Herr!“ sagte der ehrliche Zigeuner, „ich bin darin nicht sonderlich geschickt und könnte Eurem schönen Pferde einen Schaden thun; fahrt lieber noch etwas weiter und Ihr werdet bald einen geschickteren und keckeren Schmied finden.“ Die Nahrung dieser Menschen stimmt mit ihrer Wirthschaft zusammen; gefallenes Vieh ist für sie ein Leckerbissen.

In Murau hielt uns in dem reinlichen, geräumigen Gasthof das Mittagsmahl so lange auf, daß wir alsbald nach Beendigung desselben uns aufmachten, um die Trümmer des Schlosses zu besuchen und zum Nachtlager noch nach Rothenfels zu gelangen. Die Sonne brannte kräftig auf uns



Ungarn.



herab, trotz der buschigen Buchen, in deren Schatten unser Weg aufwärts sich wand, und es kostete uns viel Schweiß, bis wir die Höhe erreichten. Außer dem Kynast im Riesengebirge habe ich kaum je ein Schloß gesehen, das sich so hoch über das Thal erhob, und doch ist der Weg zwischen den überwachsenen Felsen und mit der Aussicht auf das weite Thal ausnehmend angenehm und romantisch. Das Schloß Obermurau erhebt sich stolz und trotzig über dem furchtbaren Abgrund, und zeugt noch in seinen Trümmern von der Kraft und dem Unternehmungsgeiste der Väter. Es wurde im 15ten Jahrhundert von dem tapfern Ziskra von Brandeis, einem böhmischen Ritter, gegründet, der die Würde eines obersten Heerführers des Königreichs Ungarn erlangte. Die Unbeugsamkeit der Böhmen des 15ten Jahrhunderts zeigt sich in diesen mächtigen Burgen und kühnen Thürmen noch bis auf den heutigen Tag, aber die der Decke beraubten Zinnen sind von Moos und Nesseln überwachsen, und auf dem Hofe kam uns, statt des gastlichen Hausherrn, ein scheues Reh entgegen, das uns einen Augenblick angaffte und dann in vollem Laufe wieder unter den Schutthaufen verschwand. Während der innern Kämpfe in Ungarn gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts befand sich im Besitz dieses Schlosses Maria, die Wittwe des bekannten Rebellen Seci, und vertheidigte solches hartnäckig gegen das sie belagernde Heer Kaiser Leopolds I. Unser Führer wies auf die mit Schutt überdeckten Räume hin und sagte, dies sei die Kaserne, dies das Gefängniß u. s. w. gewesen. Das Alles lebt noch im Andenken des Volks, und was die Sache um so glaubwürdiger macht, ist der Umstand, daß ein munterer Slowake uns auch die Stelle andeutete, wo bei der erwähnten Belagerung die kaiserlichen Geschütze aufgestellt waren, woran man, vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet, auch nicht wohl zweifeln kann.

Schon bedeckten die riesenhaften Schatten der Berge den bunten Teppich der Wiesen und Felder im Thal, als uns beifiel, daß wir heute noch nach Rothenfels müßten. Wir rafften uns deshalb auf, nahmen Abschied von dem Schloß Obermurau und stiegen über flache, von Fichtenwäldern eingeschlossene Wiesen in lieblicher Kühle hinab. Kaum waren wir aber bis zum Walde gelangt, so überraschte uns die Dunkelheit und der Weg wurde äußerst beschwerlich. Nicht eine lebende Seele war zu sehen. Nur ein einzelner Walache, ein Hirt in schwarzem Hemde, den breiten, mit gelbem Blech eingefaßten Hut auf dem Kopf und die lange Axt schwingend, ging neben uns her. Diese Walachen zeichnen sich selbst unter den ziemlich großen Slowaken durch ihre Größe aus. Sie leben ausschließlich von der Viehzucht und scheinen ursprünglich Celten gewesen zu sein.

Auf einem Hügel zeigte sich endlich etwas Weißes, und ich fragte den Führer, was das sei. — Die Schalasche an der Gran, war die Antwort; denn wir sind noch im Gebiet der Gran. — Aber jetzt war stockfinstere Nacht eingebrochen, und in der vorigen Woche hatten einige Uebelthäter in dieser Schalasche den Baza (Schaffner) ermordet und Alles, was darin war, gestohlen. Diese Nachricht war uns also nicht sehr angenehm, denn wir hatten unsere Waffen in dem Wagen gelassen, den wir auf der Landstraße nach Rothenfels geschickt, und irrten jetzt in dem verdächtigen Landstriche ganz waffenlos herum. Am meisten Sorge machte uns der Weg selbst, der in gänz-

licher Dunkelheit zwischen hohen Baumstämmen sich hinwand, und wenn uns hie und da die Sterne ein wenig leuchteten, so zeigten sie uns höchstens einen Stein, einen Bach oder vermoderte Brücken, denen wir unsere Last nicht wohl anvertrauen konnten. Wir fragten zwar unsern Führer mehreremal, ob wir auf dem rechten Wege, ob es noch weit nach Rothenfels sei? Er antwortete aber jedesmal mürrisch: ehrliche Leute schliefen bei Nacht und streiften bei dieser Zeit nicht in der Welt herum. Wir fingen an unsern Schritt herzlich zu bereuen und sehnten uns nach dem bequemen Gasthof in Murau, um so mehr, als man uns gesagt hatte, wir würden in Rothenfels nichts als gewöhnliche Dorfschenken finden. Inzwischen erschien mit einemmal vor uns im Walde ein Licht, und wie der Wanderer in der Fabel trösteten wir uns, daß dies ein irdischer Stern aus einem verzauberten Schlosse sei, aus dem wir eine nach allerlei Abenteuern eingesperrte Prinzessin befreien sollten. Das Licht aber bewegte sich, und nach einigen Minuten erkannten wir eine Laterne, hinter der eine männliche Stimme uns zurief: „guten Abend, meine gnädigen Herren!“ Es war dies der herrschaftliche Heiduke aus Rothenfels, der sich gerade im Wirthshaus befand, als unser Wagen dort anlangte. Als er und der Wirth vernahmen, daß wir von dem Schlosse Obermurau gerade über die Berge hinüberstiegen, beriethen sie sich, wie man uns wohl den beschwerlichen Weg erleichtern könne, und das Resultat ihrer Berathung war, daß der Heiduke mit einer Laterne uns entgegen gehen solle. Nach einer halben Stunde befanden wir uns im Gasthof, der freilich dorfmäßig und einfach genug aussah, doch aber reinlich und anständig war. Trotz aller bösen Nachreden hatten wir ein bequemes Zimmer, schneeweiße Betten, ein leckeres Abendessen und noch dazu die freundlichen Gesichter der dienstfertigen Leute des Hauses. Freilich gibt es kein Paradies ohne Schlange, und kein Wirthshaus ohne Rechnung, aber diese war hier, wie im ganzen Slowakenlande, unbedeutend.

Am andern Morgen, als der Nebel noch über dem jungen muntern Granfluß und über den Fichtenwäldern hinwogte, saßen wir bereits im Wagen und fuhren nach den Eisenwerken von Pohorele. Schwarze Wälder, stattliche Häuser, hohe Berge und freundliche Wiesen zieren in buntester Mannichfaltigkeit das Thal, und ehe noch die Sonne über den Gipfeln der Berge hervortrat, waren wir schon an Ort und Stelle. Der Director der Eisenwerke, an den wir eine schriftliche Empfehlung hatten, schlief noch, und wir spazierten einstweilen in dem neuangelegten englischen Garten herum. In solchem Lande, wo die Natur selbst schon die schönsten Aussichten und Localitäten darbietet, ist es leicht, einen Garten anzulegen, nur muß der Gärtner nicht die Abgeschmacktheit begehen, und mühsam Hügelchen und Felschen aufeinander häufen, welche in dieser Umgebung sich wie ein Ameisenhaufen ausnehmen müssen. Inzwischen war der Director aufgestanden und nahm unsern Besuch an, worauf wir mit ihm die Werke besichtigten. Diese sind großartig und seit einiger Zeit in ungewöhnlicher Thätigkeit; die jugendlichen Wasser der Gran treiben die mächtigen Maschinen. Nachdem wir alle Oefen, alle Anstalten zum Strecken und Walzen des Eisens gesehen, nahmen wir Abschied von dem Director, um sowohl uns als den Pferden Ruhe in Rothenfels zu gönnen. Eine schöne Straße führte uns von hier gegen Osten zu den zerstreuten Häuschen, die man hier Telgart, d. h. Thiergarten nennt. Hier

soll sich eine Quelle befinden, die bald trocken ist, bald wieder hervorquillt; man sagte uns, sie stehe zweimal in 24 Stunden stille.

Jenseits Telgart verließen wir das Flußgebiet der Gran und fuhren durch einen engen Paß unter dem Königsberge hin nach Ztracena an der Gränze des Zipser Comitats. Der Tag war heiß und am Himmel sammelten sich immer dichtere Wolken, zwischen denen hie und da ein Sonnenstrahl erglänzte, und hier eine Wiese, dort den dunkeln Wald vergoldete, oder von den kleinen Wellen des tosenden Bachs zurückgeworfen ward. Je tiefer der Weg uns in's Thal führte, desto enger drängten sich die grünen Hügel und die grauen oder rothen Felsen zusammen, an denen mannigfaches Buschwerk bis zu den Höhen hinauf sich wand. Endlich war im Thal kein Raum mehr, als für den Bach und den unter den Felsen sich hinwindenden Weg, und als wir nach dem Hohlweg gegen die Anhöhen uns wandten, wurden wir von der Schönheit der Gegend ergriffen. Uns gegenüber stand der senkrecht von dem Flüßchen aus sich erhebende Felsberg, mit dem mannigfaltigsten Grün geschmückt, und unter den verschiedenartig gestalteten Felsen zeichnete sich namentlich Einer aus, der einige Klafter hoch aus dem Wasser sich erhob und auf dessen Gipfel ein Kreuz zur Andacht mahnt. Damit aber nicht blos die Augen, sondern auch die Ohren den heiligen Eindruck fühlen möchten, donnerte es über uns so heftig, daß es zehnfach an den Bergseiten widerhallte und die mächtigen Eichen und Buchen bis in die Wurzel erschüttert wurden, worauf ein heftiger Regen herabstürzte. Unter einer Wölbung des Felsens fanden wir eine Zufluchtsstätte und einen Haufen weinender Kinder, denen unsere Anwesenheit und freundliches Zureden wieder Zuversicht einflößten. Nach einer Viertelstunde hörte der Regen auf und die Sonne trat wieder hervor, nur der Donner grollte noch in der Ferne. Wir machten uns wieder auf den Weg, der bei jeder Wendung des Baches, ja fast bei jedem Schritt ein neues Bild darbot. Man begreift oft nicht, wie man aus diesem steinernen Labyrinth herauskommen soll, jeden Augenblick meint man am Ende der betretbaren oder wenigstens befahrbaren Welt zu sein. Auf einmal scheint eine senkrechte Wand alles Weiterkommen völlig abzuschneiden, aber immer ist von den fleißigen Slowaken ein Weg durchgebrochen, und mit dankbarem Gefühl schreitet der Reisende durch dies wahrhafte Triumphthor weiter.

Noch hatten wir einen hohen Berg zu übersteigen, ehe wir unser Nachtlager zu Dobszina erreichten. Von dem Gipfel dieses Berges genossen wir beim klaren Licht der untergehenden Sonne einer prachtvollen Aussicht auf das Thal der Sajawa und einige wie in einer Reihe hintereinander aufgestellte Gebirgsschichten, deren mannigfaches Farbenspiel einen prächtigen Anblick gewährte und deren wundersame Gestaltung an dem reinen Abendhimmel sich abzeichnete. Unter uns in tiefer Höhlung lag das Städtchen Dobszina, nach welchem wir an zahllosen, Erz nach Pohorele führenden Wagen und einigen Eisenschachten vorbei, wovon der ganze Berg durchbohrt ist, auf der durch das üppigste Gebüsch sich windenden Landstraße hinabfuhren.

Am andern Morgen brachen wir zeitig auf und nahmen unsere Richtung südlich durch das Thal der jungen und noch kleinen Sajawa. Das Land ist schön, die Dörfer stattlich und namentlich zeichnen sich die der Walachen durch schöne Lage und hübsche Gebäude aus. In Rosenau, einer

hübschen Stadt und Bischofssitz, nahmen wir ein Frühstück ein, und beschlossen [illegible]
hier baldmöglichst die Eisgrube von Silice zu besuchen und dann [illegible]
Pelsöcz nach Agtelek zu gehen. Die strahlende Sonne erglänzte auf [illegible]
Wassern der Sajawa; in den Eichen an den Bergabhängen bewegte sich [illegible]
Blättchen, und fast ohnmächtig in der Mittagshitze ruhten wir aus, [illegible]
von Rosenau nach Gombasek fuhren. Nachdem wir hier das [illegible]
bestellt, — nämlich einige Kolben unreifen Wälschkorns, ein allgemeiner [illegible]
bissen in Ungarn und im östlichen Galizien, — suchten und fanden wir [illegible]
Führer nach der bekannten Eisgrube. Wir machten uns auf den [illegible]
den Trümmern einer gothischen Kirche vorbei, dann durch's Gebüsch [illegible]
ziemlich steilen Bergabhang aufwärts. Als wir die Höhe erreicht [illegible]
bemerkten wir jene merkwürdige Kalkbildung, die sich zwischen [illegible]
Pelsöcz und Torna ausdehnt. Es ist dies der sogenannte Karst, [illegible]
Bergrücken ohne regelmäßige Thäler, an deren Stellen nur Senkungen [illegible]
Ausgang, d. h. Gruben von verschiedener Tiefe und Ausdehnung [illegible]
Um die felsigen, mit mannigfaltigem Gebüsch überwachsenen Gruben [illegible]
sich allerlei krumme Wege, und ohne Führer kann ein Fremder [illegible]
diesem Irrsaal nicht herausfinden.

Im Schatten einiger Eichen und Fichten gingen wir über [illegible]
Thymian nach der berühmten Eisgrube, deren Außenseite sich von der [illegible]
Gruben durchaus nicht unterscheidet. Die Südseite derselben bildet ein [illegible]
ungefähr sechzig Fuß hoher Fels, an dessen unterem Ende sich ein [illegible]
wölbt. Als wir durch das Gebüsch an der Ostseite hinabstiegen, [illegible]
vor der schwarzen Oeffnung der Höhle einen fast klafterlangen [illegible]
Die Luft wehte uns so kalt an, daß wir stehen blieben, um so mehr, [illegible]
wir auch vom Gehen sehr erhitzt waren. Als wir uns abgekühlt [illegible]
stiegen wir nach der Grotte hinunter und befanden uns nun bald [illegible]
Eisfläche. Wie wunderbar ist es, hier auf dem Eis zu gleiten, [illegible]
über uns das frische von der Sommersonne erleuchtete Buschwerk den [illegible]
Schimmer zurückwarf. Im Winter ist hier auch kein Brocken Eis, [illegible]
einmal Schnee hält sich, und die Luft ist um diese Zeit hier so warm, [illegible]
in einem guten Keller.

Unbemerkt verfloß uns eine Stunde. Wir tranken aus der nahen [illegible]
vortreffliches Wasser, und machten allerlei Luftschlösser, wie wir [illegible]
heben wollten, wenn wir Besitzer dieses Gutes wären. In der [illegible]
Ecke endet sich die Grotte mit einem schwarzen Abgrund, in den [illegible]
Rande des gefrorenen Wasserfalls nur mit Schaudern hinabsehen kann. [illegible]
wir wieder an's frische Tageslicht heraustraten, hatten wir dasselbe [illegible]
wie wenn man bei starkem Frost auf einmal in ein gewärmtes Zimmer [illegible]
Wir bedauerten die Kürze der Zeit und eilten nun zurück nach [illegible]
wo wir unsere Maiskolben verzehrten und dann vom Slowakenlande [illegible]
nahmen. Hier versahen wir uns noch mit Fackeln zum Besuch der [illegible]
von Agtelek, wohin wir auch nach abermaliger Passage über den [illegible]
rigen Karst zwischen Senkungen und Gruben hin über Hoszuszo und [illegible]
noch vor Sonnenuntergang gelangten.

Agtelek ist ein von Magyaren bewohntes Dorf und ist durch [illegible]
Besuch von Fremden sehr belebt; nichtsdestoweniger konnten wir [illegible]
auch nicht einmal ein Zimmer für uns allein bekommen, denn es [illegible]

erst etwas ähnliches hinter dem Hofe gebaut. Kaum war unser Wagen auf dem Dorfplatz angekommen, so hielt ein junger Mann im bloßen Hemde und weiten Linnenhosen eine lange Rede an uns, von der ich jedoch nur das einzige Wort „barlang“ verstand, welches Höhle bedeutet. Aus unserer Verlegenheit, wie wir hier einen Menschen von indo-europäischem Stamm finden sollten, riß uns der Wirth, der uns slowakisch anredete. Wir mietheten nun einen Führer, mußten jedoch schlechterdings zwei nehmen, und da beide Magyaren waren, gab uns der Wirth auch noch einen Dolmetscher, einen slowakischen Maurer aus Silice, mit. Als wir uns am Eingang der mit Thüren versehenen und verschlossenen Höhle befanden, war es mir, als seien wir nicht im Lande des Kaisers von Oesterreich, nicht einmal in Europa, sondern wir seien irgendwohin in's ferne Asien entrückt; die Klänge der fremden Sprache, das überflüssige Gefolge, alles das schmeckte nicht nach Europa. Ich meinte in die unterirdischen Tempel der alten indischen Götter hinabzusteigen oder in die fabelhaften Hallen der ägyptischen Pyramiden, und das Innere der Höhle unterstützt noch diese Einbildung. Nachdem wir einen engen Gang durchwandert, traten wir in ein prächtiges Gewölbe, hoch und weit wie eine Kirche. In jeder Ecke, an den Seiten und der Decke und von dem Boden hingen oder erhoben sich Tropfsteingebilde, wie heidnische Götzen und wie Mumien von Menschen und Thieren. Weiter fort gingen wir auf gewundenen Pfaden und durch breite Höfe an schwarzen, unerforschten Oeffnungen und an funkelnden roth und weißen Wänden hin, hinter denen Wasserfälle rauschten, die noch kein menschliches Auge geschaut hatte. Der Weg ist hie und da kothig, die über die unterirdischen Bäche gelegten Bretter morsch, aber doch kann man ziemlich bequem fortkommen. Nur der Zugang zu dem sogenannten Paradies ist mühselig, an manchen Stellen eng, und durch die Fackeln der zahlreichen Reisenden so berußt, daß wir fast wie Kaminfeger aussahen, als wir in's Paradies gelangten. Hier sind herrliche Tropfsteine von der mannigfaltigsten Form und den schönsten Farben, aber wir konnten die Pracht nicht lange genießen, denn wir bemerkten jetzt, daß nur der Dolmetscher und der eine Führer mit uns in's Paradies getreten seien. „Wo ist denn der dritte mit dem Feuerzeug und der dritten Fackel?“ — „In der großen Höhle,“ lautete die Antwort, „hier sind wir zwei genug.“ Uns schien dies nicht so, denn es war schon mehrmals vorgekommen, daß zwei Fackeln auf einmal erloschen, und wie sollte es uns dann ergehen, da wir kein Feuerzeug hatten. Wir mußten deshalb das Paradies so schnell verlassen, als ob die Cherubim mit den Flammenschwertern uns ausgetrieben. Wirklich erlosch auch in dem niedrigen Durchgang die eine Fackel. In die neue Höhle, die durch Schönheit und Reinheit der Tropfsteinformation bekannt ist, konnten wir nicht eindringen, da man diese nur nach trockenen Sommern besucht, wo der Zugang nicht mit Wasser angefüllt ist. Das sonderbarste Räthsel in der Höhle von Agtelek ist, daß lange, tief eingeschnittene Geleise sich auf dem Boden hinziehen, so deutlich, als führe man heutigen Tages noch daselbst, da sie doch Ueberreste unvordenklicher Zeiten sind, denn durch die enge Oeffnung könnte ein Wagen nur stückweise durchkommen. Man sollte glauben, an diesem Ort sei ein unterirdisches Fuhrwerk eingerichtet worden, um Erz, — aber davon soll sich keine Spur finden, — oder Tropfsteinsäulen herauszuschaffen.

Als wir aus der Höhle traten, grüßten wir freudig wie verirrte Seefahrer den Sternenhimmel und sogen gierig die frische kühle Nachtluft ein. Das von der Höhle eine Viertelstunde entfernte Dorf und Wirthshaus schienen uns weit entlegen zu sein und eilfertig schritten wir dahin, aber hier begann erst Plage und Unannehmlichkeit: das Summen der Fliegen hätte uns fast an der Schwelle zurückgetrieben, als wir die Thüre öffneten; im Zimmer befanden sich einige weinende Kinder und der Wirth war schwindsüchtig.

Das Morgenroth befreite uns von dieser Qual; wir fuhren zeitig ab und gedachten bis Mittag in Mischkoltz zu sein, dem großen Marktflecken, der wenige Wochen zuvor durch eine furchtbare Feuersbrunst heimgesucht worden war: 1400 Häuser waren niedergebrannt und außerdem noch 500 Dächer. Menschen waren dabei nicht umgekommen. Ich wollte die große Brandstätte von Mischkoltz sehen und die interessante Umgegend kennen lernen, aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Wir fuhren durch einen schönen Eichenwald; der in der Morgensonne erglänzende Kriwan und die Lomnitzer Spitze traten hie und da zwischen dem Buschwerk am Himmel hervor, — aber warum haben wir denn die Sonne im Rücken? Wir gehen also nach Westen und Mischkoltz liegt gegen Südosten! Indeß fand sich kein Kreuzweg, keine Seele zum Fragen, bis wir in's Thal der — Sajawa kamen. Jetzt war es zu spät nach Osten umzukehren; verdrießlich fuhren wir nach Putnok, ohne auf die Umgegend zu achten, sondern mit dem Verspeisen einer Wassermelone beschäftigt; Nachts kamen wir nach Erlau.

Indeß war die Zeit meines Aufenthalts in Ungarn verflossen und ich mußte auf den Rückweg denken. Ich blieb nur eine Nacht in Pesth und bestieg dann das Dampfboot Franz I., das jedoch diesmal wegen widrigen Windes volle 48 Stunden nach Wien brauchte, dieser schwarzen, von Hauptstädten umgebenen Vorstadt, wie es ein witziger Franzose genannt hat.

11. Auf der Donau und dem schwarzen Meere.

Nur einige Tage ruhte ich in Kotros, der Besitzung meiner Verwandten aus; am 3. Oktober reiste ich in Gesellschaft meines Bruders nach dem einige Stunden entfernten Galatz, in der Absicht mir einen Platz auf dem österreichischen Dampfschiff zu bestellen, das jeden Montag Morgens von Galatz nach Konstantinopel abgeht. Auf dem Wege nach Galatz trafen wir unaufhörlich Spuren der großen, durch die Heuschrecken angerichteten Verheerung, denn sie hatten verschiedene Striche durchzogen. Die Sonnengluth plagte uns entsetzlich, und die erhitzte Luft erschwerte das Athmen. Ich sah Ochsen, die aus Wassermangel gefallen waren, andere mit offenen Nüstern und heraushängender, geifernder Zunge, mit der sie gierig die Luft einsogen. Rechts am Wege zeigte man mir einen von der Regierung für die Reisenden begonnenen Brunnen, in welchem man jedoch noch nicht auf's Wasser hinab hatte graben können. Zwei Arbeiter fanden beim Arbeiten im Innern des Brunnens ein schweres Stück Gold, das jeder sich selbst zueignen wollte, darüber entstand unter ihnen ein blutiger Kampf, in welchem der eine den

andern erschlug und mit dem Golde entwich. Als wir an einem kleinen Wald vorüber waren, eröffnete sich auf einmal ein zauberhafter Anblick auf den weiten See Bratycz, an dessen hohen, steilen Ufern wir hinritten. Dieser See, dessen prächtiger Anblick mich gewissermaßen auf den noch weit erhabeneren des Meeres vorbereitete, ist zwei Meilen breit und doppelt so lang; derselbe erstreckt sich bis zum Pruth und der bessarabischen Gränze. Seine Wasser nähren außer einer Menge Fische, Massen verschiedener Vögel, unter andern zahllose Gänseheerden, welche gleich den Heuschrecken auf den benachbarten Feldern die Ernte vernichten, und in langen Reihen über dem See in der Luft dahin zogen. Dieser See gehörte ehemals dem regierenden Fürsten Michelaki Sturdza, der jedoch dies sein Besitzthum gegen ein weit vortheilhafteres, in der Nähe von Suczawa gelegenes mit dem frühern griechischen Metropoliten vertauschte. Als der Metropolit seinen Irrthum erkannte, denselben aber nicht mehr gut machen und das alte Besitzthum nicht wieder herausbekommen konnte, legte er im Unmuth sein Amt nieder, um in der Einsamkeit zu leben.

Nachdem wir die größere Hälfte des Weges nach Galatz zurückgelegt hatten, stießen wir auf ein noch nicht verwischtes Denkmal der alten Römermacht. Es ist dies die Rippa Trajana, wie es die Moldauer nennen, ein langer bis an die Ufer des Bratycz reichender Wall, der im Anfang des zweiten Jahrhunderts durch die Legionen und die römischen Colonisten aufgeworfen wurde. Ist man an dem Walle Trajans vorüber, den der nach Galatz führende Weg quer durchschneidet, so kann man schon die unabsehbare Reihe mit Getraide beladener Karauschen (große walachische Wagen mit hohen Rädern) erblicken, die von allen Seiten nach Galatz gehen. Durch dichte Staubwolken sah in der Ferne Galatz hervor, und unterhalb desselben erglänzte die prächtige Donau, welche sich durch die unabsehbaren Ebenen wie ein Silbergürtel wand, und auf deren Schooß vom schwarzen Meere her ein Kauffahrer, groß wie ein mächtiges Gebäude, mit schwellenden Segeln daher fuhr. Nach einer halben Stunde waren wir in Galatz, einer Stadt, die allerdings nicht sehr groß, aber wegen ihrer Lage an der Donau und ihres Handels, den sie namentlich mit Getraide nach der Levante treibt, für die Moldau von der größten Wichtigkeit ist.

Galatz breitet sich ziemlich amphitheatralisch an dem schwachen Abhang eines Hügels aus, dessen Fuß die Gewässer der Donau bespülen. Mit Ausnahme einer kleinen, aber sehr schönen neuen katholischen Kirche, einigen besonders hübschen griechischen Kirchen mit grünen Dächern und den Palästen der fremden Consuln, besteht diese ganze Hafenstadt größtentheils aus hölzernen, einstöckigen Häusern; man kann jedoch darin häufig fast den Reichthum des ganzen Landes aufgehäuft finden, denn hier sind sehr zahlreiche Kornspeicher, starkgefüllte Niederlagen, namentlich orientalischer Waaren, und sehr reiche Bankiers; hier ist also die Lebenskraft der ganzen Moldau. Nach meiner Ankunft begab ich mich sogleich zu dem österreichischen Consul, der mich mit gewinnender Höflichkeit aufnahm. Hier beklagte ich erst, daß ich so spät in Galatz angekommen war, denn als der Consul meiner Bitte um Visirung des Passes entsprach, forderte er mich auf, die Gelegenheit zu benutzen, und das heilige Land oder wenigstens Smyrna zu besuchen, wohin man in wenigen Tagen auf dem Dampfboot von Konstantinopel sich begeben

kann; die Zeit war mir aber in der That zu karg zugemessen, und gebot mir nicht an eine so große Reise zu denken. Ich verschob also die Erfüllung meines innigsten Wunsches auf eine günstigere Zeit, verabschiedete mich von dem Consul, und begab mich nach der Kirche, die ich offen fand, und wo der italienische Missionär mich freundlich aufnahm.

Ohne Zeitverlust eilte ich mit meinem Bruder durch die gewundenen Straßen und über den Bazar nach dem Hafen, den ich zum ersten Mal in meinem Leben erblickte. Wir standen auf der breiten Terrasse über der Donau, und meine Augen konnten sich nicht satt sehen an den mannigfaltigen neuen Gegenständen. Zu unsern Füßen schlugen die träge dahin ziehenden Wellen des prächtigen Stroms an, der hier bedeutend tief ist und einige hundert Klafter Breite hat. Außer unzähligen Nachen, die in unaufhörlicher Bewegung den Strom durchschnitten, wiegten sich darauf jetzt auch ein Dutzend große Kauffahrer, welche nach einer beschwerlichen Fahrt hier eine Zeit lang auszuruhen schienen. Auf dem ganzen Kai drängte sich eine bunte Menge die Kreuz und die Quere, namentlich Griechen und Arnauten, welche mitten unter dem chaotischen Getümmel mit dem Laden der Schiffe beschäftigt waren. Am untern Hafen erhob sich in bedeutender Entfernung von der Stadt ein langes weites Gebäude mit vorstehendem Thürmchen in der Mitte; es ist dies die moldauische Quarantäne, wo die aus der Türkei kommenden Reisenden der Sicherheit wegen vier Tage eingeschlossen werden. Am gegenüberliegenden türkischen Ufer verlor sich der Blick in unabsehbare, mit Binsen und Stauden bedeckte Steppen, die sich bis zum Fuße des Balkan hinzogen, dessen Felsengipfel in grauer Ferne emporstanden. Das rechte Ufer der Donau ist meistentheils von Tataren und Saporoger Kosaken bewohnt, welche nach dem Falle der Sjetsch in diese Gegenden sich flüchteten.

Nachdem wir uns an diesem zauberhaften Anblick ergötzt hatten, gingen wir nach dem Ufer, um die vor Anker liegenden Schiffe in der Nähe zu betrachten; unter diesen nahm, sowohl seiner Größe als seiner vortrefflichen Einrichtung wegen, das aus Odessa angekommene Dampfboot „Peter der Große“ am meisten meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Auf der übergeschlagenen Brücke betraten wir zugleich mit andern, zu demselben Zweck gekommenen Personen das Verdeck dieses Riesenbaues, und betrachteten mit Erlaubniß des Kapitains im einzelnen dies merkwürdige Erzeugniß der Geschicklichkeit und Kunst. Hiemit, sowie mit der Besichtigung des ganzen Hafens verfloß mir der ganze Tag; am Abend kam das österreichische Dampfboot des Lloyd aus Konstantinopel an, und am andern Morgen den 5. Oktober bei Tagesanbruch befand ich mich auf dem Verdeck des Dampfboots „Der Stürmer“, nebst andern Reisenden, die (gegen Bezahlung von 8 Dukaten) die Seereise nach Konstantinopel mitmachen wollten. Einige hundert Personen von verschiedenem Stamm und verschiedener Tracht befanden sich hier und sprachen unter sich italienisch, neugriechisch und walachisch mit lebhaftem Gemurmel, dem das laute Geschrei der fröhlich schwatzenden, italienischen Matrosen wunderbar accompagnirte. Nach einiger Zeit blieb ich ganz allein und erkannte jetzt mehr wie je den ganzen Werth und Nutzen einer möglichst umfassenden Kenntniß fremder Sprachen, namentlich der italienischen, ohne deren Kenntniß ich Niemand rathen möchte in den Orient zu gehen, da diese Sprache hier unter den andern europäischen am meisten im Gebrauch ist.

Meine unangenehme Lage dauerte indeß nicht lange, denn zu meiner großen Freude sah ich bald auf dem Verdeck einen Bekannten aus Czernowice, einen angesehenen armenischen Kaufmann, Namens Tabakar. Der Camerlengo oder Kellner des Schiffs, der etwas deutsch sprach, nahm meine Sachen zusammen, führte mich in die Kajüte und zeigte mir den Hamac, in welchem ich während der Fahrt schlafen sollte. Nach kurzem Abendessen nahm ich mein erstes Nachtquartier an Bord eines Schiffs und schlief bald ein, aber nach wenigen Stunden weckte mich der ungewohnte Lärm der arbeitenden Dampfmaschine, und ich eilte auf's Verdeck.

Nach kurzer Zeit war Stadt und Hafen aus den Augen verschwunden; der Wind war gelinde und warm, die vor der aufsteigenden Morgenröthe verschwindenden Sterne zitterten nur hie und da noch in brillantenem Lichte an dem gränzenlosen Himmelsraum; die Stille war vollständig in der ganzen Natur, nur unsere Räder brausten, und nur von Zeit zu Zeit tönte der dumpfe aber durchdringende Ton des Sprachrohrs, vermittelst dessen die nöthigen Befehle gegeben wurden. Einige Stunden nach der Abfahrt stieg glänzend die Sonne empor, und übergoß alles mit einem Meer von Licht. Tief im Westen sah man die Gipfel des Balkan noch durch einen leichten Morgennebel verschleiert. Der schönste und freundlichste Herbstmorgen, den ich noch in meinem Leben gesehen, begünstigte unsere Fahrt, während welcher ich fortwährend auf dem Verdeck blieb und träumend den prachtvollen Strom betrachtete, dessen Ufer 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung die zahllosen Schaaren des Darius, später die des Maceboniers Philipp, und noch 500 Jahre später die Legionen Trajans gesehen hatten.

Mit Tagesanbruch strömte eine Menge verschiedenfarbiger Reisenden auf's Verdeck, wo alsbald schwarzer Kaffee aufgetragen und die geliebte Pfeife angezündet wurde, wobei ich Gelegenheit hatte, meine Reisegefährten näher in Augenschein zu nehmen. Am meisten interessirte mich ein junger Arzt aus Jerusalem, der seinen medicinischen Kursus in London vollendet hatte, und jetzt in seine Heimath zurückkehrte. Während der ganzen Fahrt sprach er häufig mit mir in schlechtem Deutsch, aber mit großem Enthusiasmus von dem heiligen Lande und von Jerusalem, wohin er sich nach mehrjähriger Abwesenheit sehr zurücksehnte. Ebenso gefielen mir wegen ihres offenen Wesens und ihrer Bildung einige Wiener, welche nach Konstantinopel gingen, um etwas vom Orient zu sehen. Am liebsten aber war mir der Kaufmann aus Czernowice, mit dem ich offen und ungehindert über mein Heimathland reden konnte. Unser Schiff, durch Strömung und Dampfkraft getrieben, flog rasch und in prachtvollem Laufe die breite Donau hinab, und ließ die langsam dahinziehenden Kauffahrer, welche schon vor uns die Anker gelichtet hatten, weit hinter sich. Die Gegenden, die wir durchfuhren, waren meist einförmig und trübselig; so mußten sie namentlich den Wienern erscheinen, welche schon in Wien das Dampfboot bestiegen, und die an vielen Stellen bergigen und reizenden Ufer der Donau in Ungarn und der Walachei gesehen hatten. Das ganze rechte, der Türkei gehörige Ufer war fortwährend mit Buschweiden und näher dem Meer mit Schilf bewachsen, und weiterhin erglänzten mächtige Seen und lange, wilde, mit Moos und Rietgras überwachsene Sümpfe. Da und dort zeigte sich auf solchen Moosinseln die zwergartige Sumpfbirke oder die Strandweide. Das linke, etwas höhere

Ufer nach Bessarabien hin fand ich bedeckt durch die russischen Tscharbaken, deren Gensd'armen bei der Annäherung der österreichischen Fahne das Gewehr präsentirten. Da und dort schauten am Ufer verstreute hübsche Dörfer hervor, und darunter das Städtchen Tonorsena, worauf sich uns das schöne von Pallisaden umgebene Militärlazareth darstellte.

Schon war es zehn Uhr Morgens, als ein Kanonenschuß aus unserm Schiff uns anzeigte, daß wir uns der türkischen Stadt und dem Hafen Tulcza näherten, deren zur Reise sich rüstenden Einwohner man von der Annäherung des Dampfboots schon aus der Ferne benachrichtigen wollte. Es war auch noch keine Viertelstunde vergangen, so wandte sich unser Fahrzeug in die weite Biegung hinein, an welcher in langem Halbbogen Tulcza sich malerisch an dem felsigen Ufer erhebt. Als wir uns dem Hafen, in welchem einige Kauffahrer lagen, näherten, bedeckte sich das ganze Ufer mit einer Menge neugieriger Bewohner der Stadt, größtentheils Türken, Griechen und Arnauten in himmelblauen Kaftans, rothem Feß und Gürtel. Unser Schiff blieb hier über eine Stunde liegen, in welcher Zeit unaufhörlich Nachen mit Türken, Griechen und Arnauten, stark gebaute Menschen mit ausdrucksvollen Gesichtern, auf uns zuruderten. Es waren dies meist Kaufleute, welche Waaren in Stambul einkaufen wollten. Unter ihnen zog durch Gestalt und Kleidung namentlich ein junger Albanese meine Aufmerksamkeit an, in langer, bis an die Knie gehender, dicht gefalteter Fustanella, mit einem reichen, golddurchwirkten Gürtel, in welchem ein Dolch mit schönem vergoldeten Handgriff stack. Während die Matrosen unter großem Getümmel sich mit der Ladung beschäftigten, wurde um 11 Uhr in der Kajüte der Tisch zum Frühstück gedeckt, das nach italienischer Weise zubereitet war, und wofür man nebst dem Mittag- und Abendessen vier Zwanziger täglich zahlte.

Nach der Rückkehr des Conducteurs aus Tultscha, wo er seine Papiere hatte visiren lassen, nahmen die neuen Ankömmlinge ihre Plätze ein, und das Dampfboot fuhr weiter. Die Donau theilt sich hier in drei Arme, welche bei dem schwachen Falle des Wassers mehr oder minder schlammig und darum namentlich für tiefer gehende Schiffe sehr gefährlich sind; wir wählten den mittlern, allerdings schmalern, aber für größere Fahrzeuge tauglicheren Arm, der bei dem Städtchen Sulina in das schwarze Meer ausmündet. Wie unsicher die Fahrt auf diesem Wege ist, davon überzeugte uns bald der Anblick eines auf einer Sandbank festgefahrenen Schiffes, dessen allein noch übrige Seitenbalken, wie die Rippen eines riesenhaften Skeletts, aus dem Wasser hervorragten. Zur Warnung für die hier fahrenden Schiffe, deren wir viele trafen, kann man hier häufig Anhäufungen von Schilf oder Holz sehen, die auf den Grund des Flusses über einer Untiefe festsitzen und den Schiffen den Zugang wehren. Die Ufer sind hier nur einige Fuß über der Wasserfläche, und an manchen Stellen sogar gleich hoch mit dieser; man kann sich darum eines Gefühls von Schrecken nicht erwehren, wenn man an die schütliche Gefahr denkt, in der beim Austreten des Stroms die russischen Tscharbaken schweben, welche hier beide Ufer einnehmen und zugleich mit kleinen Kriegsfahrzeugen die Ufer des Stroms bewachen. Auf beiden Seiten verlor sich der Blick in die unabsehbaren Räume der zahlreichen Sümpfe und Schilfflächen, dieses eigentliche Nest der Heuschrecken, welche zur Zeit unserer Schifffahrt in großen Schaaren von einem Ufer auf das andere flogen. Man

sagte mir, daß in neuerer Zeit, um den Samen der Heuschrecken auszutilgen, mehrmals in trockener Winterzeit dieses Geröhricht auf Befehl der russischen Regierung bei günstigem Wind in Brand gesteckt würde, wobei man eine Menge wilder Katzen, Wölfe, Füchse und anderer wilden Thiere auf dem Eise sich nach dem andern Ufer des Flusses flüchten sehen könne.

Unter diesen und andern Beobachtungen legten wir an einem hellen, günstigen Tage die zweite Hälfte unserer Fahrt auf der Donau zurück, als mein freundlicher Armenier, mit dem ich eben im Gespräch begriffen war, plötzlich mit Entzücken ausrief: „hier ist das Meer!“ Ich wandte mich sogleich nach dem Vordertheil des Schiffes, und meine Augen ruhten auf der ungeheuren, von starken Wellen bewegten Fläche des Meeres, das mit jeder Wendung des Stromes mehr und mehr seine Majestät vor unsern Augen entfaltete. Noch eine Wendung — und das Schiff stand gerade gegenüber dem Leuchtthurm an dem Städtchen Sulina, dessen hohe, mit Pallisaden umgebene Häuschen sich hier wie auf Stelzen erheben, damit ihr Fuß nicht benetzt werde. Unser Schiff ließ etwas Dampf aus und begann langsamer zu gehen und schwächer zu keuchen, gleichsam als erschrecke es vor dem Anblick des Meeres, dann fuhr es mit der größten Vorsicht mitten durch die auf beiden Seiten zahlreich stehenden Schiffe hindurch, von denen aus wir freundlich begrüßt wurden. So näherten wir uns der Mündung der prächtigen Donau, die hier, nachdem sie nahezu ein halbes Tausend Meilen durchlaufen, in den Meeresfluthen ihr Grab findet. Dieser Anblick hatte etwas ungemein Feierliches; als das Schiff dem Meere nahe war, verließ mich mein Gefährte, wie er sagte, um nicht Zeuge des unangenehmen Gefühls eines zugleich mit dem Strom in die Meerestiefe sinkenden Schiffs zu sein, mich trieb aber die Neugierde an den Rand des Schiffes, welches, durch die starke Strömung getragen, dem Meere sich näherte, dessen hohe Wellen dagegen sich aufzubäumen schienen. Zu gleicher Zeit bemühte sich einer der Matrosen mit einer langen Stange die Tiefe des Stroms zu untersuchen, dessen Grund hier meist aus Schlamm besteht, und darum den dieser Untiefe sich nähernden Schiffen sehr gefährlich wird. Diesmal ging die Donau sehr bedeutend hoch, und deshalb sah man die Gesichter des Kapitäns und Steuermanns vor Freude erglänzen. Unter solchen Vorsichtsmaßregeln fuhren wir endlich hinaus in's Meer. Nach wenigen Augenblicken trugen schon die gewaltig erhobenen Meereswellen das Schiff. Auf dem bodenlosen Meere nahm sich der Lärm der neuerdings arbeitenden Dampfmaschine eigenthümlich aus. In unserer Fahrt machte sich eine bedeutende Veränderung bemerklich, die jeder Passagier mehr oder minder fühlte, denn unser Schiff, das vorher bei dem leichten Wellenschlag der Donau ganz ruhig dahin gefahren war, begann jetzt durch den Stoß der Wellen zu schwanken, und bewirkte durch dies unaufhörliche Hin- und Herstoßen die sogenannte Seekrankheit, deren Wirkungen sich bald fühlbar zu machen anfingen. Noch waren wir keine Stunde auf dem Meer gefahren, und schon waren viele unserer Reisegefährten, die zum erstenmal die Reise machten, namentlich Frauen und Kinder, davon ergriffen; ich dagegen fühlte, nachdem ich mich von dem ersten Eindruck erholt, an diesem Tage keine Veränderung in mir, außer einer unbedeutenden Beklemmung. Wir waren kaum ein paar Stunden gefahren, als auch schon die Spitze des hohen Seewartthurms sich allmählig an unserm Gesichtskreis

niedersenkte. Rechts schimmerte noch in der Ferne das Wiesenland des bulgarischen Uferstrichs, wo Ovid in dem Städtchen Tomi die traurigen Tage der Verbannung hinbrachte, und wo er, nach seiner Behauptung, fast lateinisch zu reden vergaß. Endlich sank aber auch das westliche Ufer unter unsern Horizont. Gegen das Ende des Tages erblickte man auf der glatten Fläche einen Kauffahrer nach dem andern, dessen ausgespannte, in der Ferne weiß schimmernde Segel sich wie kleine weiße Wölkchen ausnahmen, die am Saume des Horizonts bald sich hoben, bald verschwanden. Dieser Anblick gehört zu den angenehmsten auf dem Meere, denn er erweckt das angenehme Gefühl, daß man in der wilden, leuchtenden Wüste nicht allein ist. Endlich brach der Abend herein und entwickelte neue Naturwunder. Es war gerade Vollmond, und dieser trat in der hellen Nacht in seinem ganzen geheimnißvollen Glanze an dem lasurblauen Himmel hervor. Auf dem Meere flammt ein langes Silberfeld auf der Seite des aufgehenden Mondes, dessen auf den Wellen gebrochene Strahlen in tausend Lichtern erglänzen. Gelockt von dem erhabenen Anblick brachte ich einen großen Theil der Nacht auf dem Verdeck zu, auf dem Alles bereits still geworden war, bis endlich die Ermüdung durch die gewaltig in mir aufgeregten Empfindungen auch mich nöthigte, die Ruhe zu suchen.

Unser Schiff fuhr indeß dahin in der nächtlichen Stille, die nur durch das Brausen des Meeres, das Knarren der Räder und den Schlag der Uhr, die uns die Stunden anzeigte, unterbrochen wurde. So legten wir, die ganze Nacht fortschiffend, einen großen Theil des Weges zurück, den fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung der Perserkönig Darius auf seinem Zug gegen die Skythen zurücklegte, als er mit 600 Schiffen nach der Mündung der Donau fuhr, während der übrige Theil seines Heeres zu Lande längs dem schwarzen Meere nach Bessarabien zog, worauf er seine Streitmacht in der Umgegend des heutigen Städtchens Isakſche unterhalb Galatz vereinigte. Sechshundert Jahre später zog denselben Weg ein christlicher Held, Papst Clemens I., den Kaiser Trajan nach Chersonnes verbannt hatte, wo er auch starb. Seine Leiche führten später die Slawenapostel Cyrill und Methodius nach Rom über Galizien, wo sie auf dem Wege nach Mähren das Christenthum verkündigten.

Mit Tagesanbruch sammelten sich auf dem Verdeck viele Reisende, um den Anblick des Sonnenaufgangs zu genießen, welcher bei dem schönen Wetter, das wir hatten, um so prächtiger war auf dem Meere, als nicht der mindeste Nebel die reinen, auf der Spiegelfläche ausgegossenen Lichtquellen verdunkelte. Wir warteten nur kurze Zeit, und alsbald flammte der Morgenhimmel in feuriger Röthe auf, die sich von der Oberfläche des Wassers scharf abschnitt und sie dann auf einmal wie mit einem Scharlachgewand bedeckte. In Kurzem begann der Rand der flammenden Sonnenscheibe zu blitzen in seiner ganzen Klarheit, und in einem Augenblick ergossen sich die Strahlen über das unabsehbare Feld der Meereswogen, die bei dem schwachen Winde nur leicht gekräuselt mit dem Lichte spielten.

Unter diesem prachtvollen Morgenschauspiel, dem prächtigsten, das die See bieten kann, fuhren wir bei hellem schönem Wetter noch einige Stunden fort, als ein neuer Gegenstand unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war dies der erwünschte Anblick des Landes, das sich anfangs

nur wie ein schmaler Wolkenstreifen erhob, dann aber allmählig emporwuchs, bis das gebirgige Ufer deutlich vor unsern Augen dalag. Zwei kleine, vom Lande hergeflogene Vögel wiegten sich lustig um unser Schiff her, und setzten sich dann auf den hohen Raaen als freundliche Boten des nahen Ufers, an welchem man die einst berühmte Veste Varna und tiefer unten den mit Festungswerken besetzten Hafen unterscheiden konnte. Alle Reisenden standen auf dem Verdeck, und blickten freudig nach der Seite hin, wo immer deutlicher die Thürmchen und die Dächer der Stadt hervorschauten. Das Meer dringt hier wie ein breiter Keil zwischen zwei vorspringenden Hügelketten ein, und bildet eine weite Bucht, auf welche unser Schiff geradenwegs lossteuerte.

Auf dem abschüssigen Ufer breitet sich eine schöne, nach dem Hafen zu nur mit einer niedrigen Mauer umgebene Stadt aus, welche mit ihren zahlreichen Minarets, ihren Moscheen und den durch ihre Ziegeldächer roth erscheinenden Häuschen einen malerischen Anblick darbietet. Unser Schiff mußte hier einige Stunden verweilen; wir beschlossen diese Zeit möglichst zu benutzen und das Innere der Stadt zu besichtigen. Wir nahmen die Artigkeit einiger Herren an, welche uns in ihren bereits gemietheten Kahn einluden, und stiegen die Strickleiter hinab in einen der vielen Kaiks, welche während unsers Aufenthalts im Hafen das Schiff von allen Seiten umgaben. Zwei Griechen führten kräftig das Ruder, unser Nachen durchschnitt rasch die kräuselnden Wellen und in Kurzem standen wir auf türkischem Boden, mitten unter einer großen Anzahl Türken, Albanesen und Griechen, welche unaufhörlich an den Hafen sich drängten. Ohne Aufenthalt gingen wir weiter durch ein gemauertes Thor in die Stadt, wo alsbald der Bazar mit seinen reichlichen Vorräthen an orientalischen Waaren meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Während meine Gefährten mit Hülfe des Armeniers und Palästinensers türkisch sprachen und einige Kleinigkeiten einkauften, betrachtete ich mit gespannter Aufmerksamkeit die gelbbraunen, schweigenden Gesichter der Osmanlis, dieser Trümmer eines einst furchtbaren Volks, das durch seinen Fanatismus mehr als einmal der Schrecken Europa's und der ganzen Christenheit wurde. Wir durchstreiften sodann der Reihe nach in verschiedenen Richtungen die schlangenartigen, düstern Straßen der Stadt. Die Düsterheit kommt daher, daß die Türken nur im Schooß ihrer Familien leben, und die Gewohnheit haben, ihre Häuser mit einer hohen Mauer einzuschließen, wodurch jedes Haus mit den Fenstern nach dem Hof gerichtet ist, und von außen wie eine kleine Veste aussieht, deren Thore fortdauernd verschlossen sind. Daher herrscht eine Art dumpfer, unangenehmer Stille in den Straßen, auf denen wir nur hie und da vorübergehende Türken in Turbanen und himmelblauen Hosen und einige wenige wie Mumien verhüllte Türkinnen in langen, bis zur Erde reichenden, gewöhnlich schwarzen Mänteln, den Kopf und Gesicht mit weißem Muslin umwickelt, sahen, aus dem nur eine lange Nase und zwei schwarze Augen hervorschauten. Die Stadt selbst war einst ziemlich reich und blühend, seit sie aber im letzten Kriege durch die russischen Truppen eingenommen wurde, bietet sie ein lebhaftes Bild der sinkenden Macht der Moslems. Außer einigen ziemlich großen Moscheen mit zahlreichen Minarets, einer kleinen Kirche des griechischen Bischofs, der rothbemalten einstöckigen Wohnung des Pascha und

einem niedlichen, auf dem Marktplatze stehenden Thurme in chinesischem Geschmacke, findet sich jetzt nichts Besonderes in der Stadt.

Nachdem wir die Stadt besichtigt, begaben wir uns über den weiten, vor der Stadt gelegenen Markt nach einem dieselbe beherrschenden Hügel, der Stelle einer von der russischen Armee nach blutigen Kämpfen bezwungenen Veste, von der nur noch ein weithin aufgegrabener Wall und die umher gestreuten Ueberreste einer durch Minen gesprengten Mauer übrig waren. Grabesstille herrschte hier umher, wo vor zwanzig Jahren die Luft von dem Krachen der Geschütze erzitterte. Auf der Südseite der Stadt stößt an die niedere Ringmauer eine ähnliche verlassene Redoute, in welcher noch jetzt riesenhafte eiserne Kanonen stehen; daneben findet sich eine ungeheure, im Viereck gebaute Oda oder Kaserne, in der wir jedoch keine Truppen bemerkten. Unterhalb der Redoute, nahe am Fuße des Berges, ist ein kleiner See, der vor Zeiten augenscheinlich mit dem Meerbusen in Verbindung gestanden hatte, mit der Zeit aber durch Sand und Steine verstopft und von dem Meere abgetrennt worden war. Jenseits des kleinen See's breiten sich auf einige Meilen Länge und fast eben so viel Breite die Ebenen aus, die im J. 1444 durch die Niederlage der vereinigten christlichen Herre und den Tod des hiernach benannten Varnaer Helden denkwürdig geworden sind, welcher nach dem unglücklichen Bruch des zu Szegedin auf 10 Jahre mit den Türken geschlossenen Friedens ungarische, polnische, deutsche und böhmische Truppen so wie die einiger andern christlichen Fürsten sammelte und in Bulgarien einbrach, um Adrianopel, die damalige Hauptstadt der Sultane, anzugreifen. Der junge Mohammed, der seiner eigenen Kraft mißtraute, schickte Gesandte an seinen Vater, den Sultan Amurath II., der in Asien verweilte, mit der dringenden Bitte zur Rettung des bedrohten Reiches herbeizueilen. Amurath sammelte in Asien ein Heer, setzte bei Konstantinopel über, wo damals Johann VI. den zitternden Scepter führte, verband sich mit ihm, und zog mit vereinten Kräften den anstürmenden Christen entgegen, die er bei Varna am 10. November traf. Eine furchtbare Metzelei ward in den Reihen der Türken angerichtet, und die Tapferkeit der christlichen Ritter neigte schon die Schale des Siegs auf die Seite des Königs, bereits fingen die Türken zu weichen an, nur Amurath mit den Janitscharen hielt noch Stand; als Wladislaw, trotz der Warnung Johann Hunyads, Woiwoden von Siebenbürgen, von seinem jugendlichen Ungestüm fortgerissen, mit einem kleinen Haufen der Seinigen im vollen Rennen seines Pferdes auf den noch allzu fernen Amurath eindrang. Da wurde Wladislaw von allen Seiten umringt und fiel, trotz tapferer Gegenwehr, unter den Streichen der weit überlegenen Feinde im zwanzigsten Jahre seines Lebens. Die Türken steckten seinen Kopf auf eine Pike und schickten ihn zuerst nach ihrer Hauptstadt und von da nach Brussa. Auf die christlichen, ihres Anführers beraubten Truppen warfen sie sich und schlugen sie völlig, so daß Hunyad nur mühsam mit einer Handvoll der Seinigen dem Verderben entging. Mit schmerzlichem Gefühl wandte ich meine Augen ab von dem traurigen Andenken an den ehemaligen blutigen Kampf, der hier stattgefunden, und kehrte meine Blicke dem geheimnißvollen Meere zu, das Zeuge dieser unglücklichen Begebenheiten gewesen.

Die Zeit war uns unter all dem rasch verlaufen, und wir eilten deshalb nach dem Schiffe zurück, das um Mittag wieder abgehen sollte. Als

wir durch eine der krummen Straßen gingen, begegneten wir einem jungen Muselmann, in welchem unser Anblick den eingewurzelten Christenhaß erweckte, denn als wir an ihm vorübergingen, fing er an gegen uns zu schimpfen und dann mit Steinen nach uns zu werfen. Wir waren deshalb in einiger Sorge, da einige ähnliche Gassenjungen sich allgemach gegen uns zu sammeln begannen und schon Steine auf uns zuflogen; zum Glück kam aber ein grauhaariger Moslem herbei, der die Bursche tüchtig ausschalt und auseinander jagte.

Bei unserer Rückkehr nach dem Schiff fanden wir die Zahl unserer Reisegefährten durch türkische Kaufleute und Lieferanten aus Varna bedeutend vermehrt. Das Verdeck des Dampfboots war mit verschiedenen Victualienpacken und namentlich mit kleinen Ställen voll verschiedenen Federviehs wie überdeckt, so daß es das Bild eines türkischen Bazars darstellte. Als der Anker gelichtet wurde, standen wir Alle auf dem Verdeck, um noch einmal den Anblick Varna's zu genießen. Inzwischen rauschten die Räder des Dampfboots wie Windmühlenflügel, das tiefe Wasser sprudelte hoch auf, bedeckte sich mit Schaum, und das Schiff schoß auf's Neue in den wilden öden Raum hinein.

Es war 1 Uhr Nachmittags, als unser Schiff unter empfindlicher Sonnengluth den Hafen von Varna verließ, um die zweite Hälfte der Seefahrt anzutreten, die mit Ende dieses Tages nicht sehr angenehm für uns ausfallen sollte. Kaum hatten wir nämlich die Rhede von Varna verlassen, als der Himmel, der bisher uns sehr günstig gewesen war, sich mit Wolken bedeckte. Mit einem Mal erhob sich ein anfangs mäßiger, dann aber stärkerer Südwind, der uns entgegenblies und uns bis gegen Abend plagte und beunruhigte. Dann aber wurde das Meer, welches anfangs nur leichte Wellen schlug, je weiter wir vom Lande kamen, desto ungestümer. Ungeheure Wellen schlugen an unser Schiff, das, obwohl stark beladen und 160 Fuß lang, doch oft 6 bis 7 Klafter hoch sich erhob, und eben so tief wieder in die Wellen hinabstürzte. Dies heftige Umherschleudern des Schiffs bewirkte, daß Niemand sich auf den Füßen zu halten vermochte, da man in steter Furcht war, jetzt von der einen oder der andern Seite einen Stoß zu bekommen. Der größte Theil der Reisenden lag wieder auf dem Boden des Verdecks oder in den Kajüten, und litt empfindlich an Schwindel und Erbrechen. Mitten unter diesem heftigen Aufruhr der Elemente saß ich einige Stunden lang unbeweglich auf dem hintern Verdeck in der Nähe des Steuers und schaute nach den an den Seiten des Schiffs sich aufthürmenden Wellen, die aus dem Grunde des Meers emporgeschleudert die Farbe geschmolzenen Metalls annahmen, oder ich warf scheue Blicke nach dem in der Ferne sich hinziehenden Land, das bald wie ein blasser Wolkengürtel am Gesichtskreis sich zeigte, dann wieder in den Wellen versank.

Das Meer wurde immer drohender und bot in der That einen furchtbaren Anblick dar; geraume Zeit glaubte ich, ich würde wie am ersten Tage von der Seekrankheit frei bleiben, das unaufhörliche Umherschleudern des Schiffs aber, das bald mit dem Vordertheil, bald mit dem Hintertheil auf den Wellen sich schaukelte, gestattete mir nicht länger auf dem Verdeck zu bleiben, das diese an den Seiten des Schiffs anschlagenden Wellen reichlich zu übergießen begannen. Als ich ungern und mit Mühe hinabgegangen war, fühlte ich, wie die Andern, eine unerträgliche Uebelkeit, und bald folgte hef-

tiges Erbrechen. Ermattet begab ich mich in meinen Hamak, damit die horizontale Lage des Körpers die einzige in einem solchen Falle mögliche Linderung bringen möchte. Um 5 Uhr wurde wie gewöhnlich zum Mittagessen gedeckt, das aus etwa fünf bis sechs Schüsseln bestand, zu denen aber außer dem Conducteur Niemand sich niedersetzte, denn Alle litten mehr oder minder. Der Wind blies ohne Unterlaß heftig, und mit dem Scheiden des Tages wurde er so stark, daß alle Segel eingerefft wurden. Die empörten Wellen schlugen unaufhörlich an die Seiten des Schiffes und erschütterten den ganzen Bau gewaltig, wobei das in großer Anzahl in den Ställen befindliche Federvieh jedesmal ein durchdringendes Geschrei ausstieß. Unser Schiff, durch die Kraft der Maschine getrieben, kämpfte mächtig mit den Wogen, bog sich aber jeden Augenblick wie eine Wiege bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Am Abend ließ indeß der Wind bedeutend nach, die Wellen beruhigten sich allmählig, und als die Nacht einbrach, stärkte ein wohlthätiger Schlummer unsere gesunkenen Kräfte.

Am Morgen schwand die Erinnerung der erduldeten Mühseligkeiten rasch aus dem Gemüth der Reisenden, als mit dem Grauen des Tages sich wie ein Wolkengürtel die fast zusammenstoßenden Ufer Asiens und Europa's zeigten, und die Nähe des Bosporus und Konstantinopels verkündigten, wohin mein Geist auf den Flügeln der Einbildungskraft ungeduldig eilte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, nur ein Purpurstreif erglänzte an dem rings umher blauen Himmel, der beim ersten Aufflammen wie ein Saum im Osten sich röthete. Unser Schiff flog bei dem günstigen Morgenwind rasch dahin, wie ein Pfeil, in schräger Richtung gegen das hohe Ufer, an dem fast neben einander zwei weißliche Punkte hervorschauten, die bei der Annäherung des Schiffs zugleich mit unserer Neugierde emporwuchsen. Bei dem reißenden Laufe des Schiffes kamen wir rasch an den durch die Meereswellen zerrissenen, hohen und öden Ufern Rumeliens vorüber, an denen nur hie und da zerstreute Dörfchen hingen. Nicht lange dauerte es, und unser rasches Dampfboot umfuhr einen hoch aufragenden, in's Meer vorspringenden Felsen, wo uns plötzlich der prächtige Anblick der weiten Krümmung sich eröffnete, die in einen engen Kanal endigt, auf den man bloß die Augen zu werfen braucht, um zu erkennen, daß hier der berühmte Bosporus beginnt, der die aus dem schwarzen Meere kommenden Schiffe auf dem anmuthigsten, prachtvollsten Wege der Welt nach der prachtvollen Stadt Constantins geleitet. Er ist wie ein Triumphthor, das kein gefühlvoller Reisender durchschifft, ohne die Größe Gottes zu bewundern, der hier mit verschwenderischer Hand so wunderbar die Natur ausgestattet hat.

Das kurz zuvor noch unabsehbare Meer verengt sich hier zwischen beiden, einige tausend Fuß hohen, mit frischem Grün bedeckten Ufern Asiens und Europa's, wälzt seine dunkelgrünen Gewässer durch den engen in zahlreiche Buchten zerschnittenen Kanal nach der Propontis oder dem Marmora-Meer, und bildet so die sechs Meilen lange berühmte Einfahrt nach der Hauptstadt des Orients. Unser Schiff durchschnitt die Mitte der weiten, von hohen Ufern eingefaßten Bucht, und führte uns zwischen zwei, nur einige hundert Klafter von einander entfernten, in Einem Gürtel nach der Tiefe des Kanals sich fortziehenden Bergen hinein. Gleich am Eingang erheben sich an den hohen Ufergeländen zu beiden Seiten des Kanals weit in's Meer vorschauende

Warten, und neben ihnen zwei mit Geschützen besetzte Vesten Fanaraki und Rumili, welche riesengleich den Zugang vom Meere her bewachen. Der zum erstenmal hieher kommende Reisende fühlt sich jeden Augenblick auf's Höchste entzückt, denn die feierlichen Eindrücke folgen sich bei dem raschen Laufe des Fahrzeugs so gedrängt, daß man kaum zu sich selbst kommt.

Majestätisch fuhr unser Fahrzeug in den prächtigen Engpaß hinein. Auf beiden Seiten erhoben sich die steilen, himmelhoch scheinenden Ufer, auf denen die trümmerhaften Reste genuesischer Schlösser mit den unmittelbar über dem Wasser angebrachten Schießscharten der Türken einen reizenden Anblick bieten. Noch war keine Stunde vergangen, seit unser Schiff in diesen prachtvollen Raum eingelaufen, und schon weideten sich unsere Augen mit Entzücken bald an der schönen Bucht und Villa von Bujukdere, bald an dem steilen, nach dem Kanal abfallenden Riesenberge, bald an den zahllosen, auf beiden Seiten sich erhebenden Schlössern, aus denen die offenen Schlünde der hier in großer Zahl aufgestellten Kanonen hervorstarrten. Bald näherten wir uns dem engsten Theil des Kanals, der hier auf beiden Seiten durch die von Bajazet und Mohamed II. errichteten Vesten Rumili und Anadoli Hissar vertheidigt wird. Mit jedem Augenblick, in welchem wir dem ersehnten Ziel uns näherten, spannte sich die Neugierde stärker, das Schiff umfuhr die letzten Biegungen des Kanals, und in einem Augenblick breiteten sich die bisher eng beisammen liegenden Ufer aus zu einem weiten Hafen, der mit einer Menge großartiger Gebäude, Paläste, Kiosks, prächtiger Gärten, die auf beiden Ufern bis an's Meer sich herab zogen, geschmückt war. Die auf dem linken oder asiatischen Ufer gelegene hübsche Vorstadt, oder eigentlicher zu reden, große Stadt Skutari ließen wir links liegen und umfuhren das rechts ansteigende Ufergelände, auf dem die Vorstadt Pera liegt, steuerten in die enge, zwischen Stambul und der Landzunge von Tophana sich hinziehende Bucht, das bekannte goldene Horn, hinein, befanden uns bald inmitten eines dichten Mastenwaldes, und nun konnten sich meine Augen sättigen an dem Anblick des berühmten Byzantium, das noch im Morgenschlummer vor uns lag.

---

12. Ein Besuch in Stambul.

Vor mir erhob sich majestätisch das vom goldenen Horn bis zum Bosporus sich hinziehende hohe Ufer von Pera, und die hinter demselben sich ausbreitenden, eng damit zusammenstoßenden Vorstädte Galata, Tophana und Pera, die sich vom Meere bis zum Gipfel der Uferhöhe in einer Unzahl rother Häuschen aufthürmen, unter denen prächtige Moscheen mit emporstrebenden Kuppeln, die großartigen Paläste der Gesandten, weitläuftige Gebäude, grüne Haine und schlanke Cypressen, hoch wie unsere Pappeln, sich herausheben und das Auge mit unaussprechlichem Reize entzücken. Links lag die ehrwürdige alte Stadt Constantins prächtig über ihre sieben Hügel hingebreitet wie in einem Wald säulenartig schlanker Minarets. Aus dem Schooße eines Raumes von mehr als zwei Meilen erhoben sich inmitten von 80,000 großen und kleinen Gebäuden mehrere Dutzend kleine und zwölf bis fünfzehn große, weiß getünchte Moscheen mit runden Kuppeln, größtentheils

ehemalige christliche Heiligthümer. Unter ihnen erglänzt durch ihr [illegible]
ihren Umfang die Königin, die prächtige, einst christliche Kirche Hagia [illegible]
jetzt die Hauptmoschee der regierenden Sultane, die mitten unter den [illegible]
Palästen und Häusern des altersgrau gewordenen Konstantinopels an [illegible]
blühende Jugend so lebhaft erinnert, als stünde sie erst seit gestern, wie [illegible]
durch das Alter gebeugten oder durch Leiden niedergedrückten Mann [illegible]
schönere Vergangenheit heller vor den Augen steht. Vor Allem zog [illegible]
die Aufmerksamkeit auf sich der steil zum Meere ablaufende Uferrand, [illegible]
freundlichem Bogen das zauberhafte Serai, oder den Palast des Sultans [illegible]
eine Menge chinesischer Minaretkuppeln und Cypressenwäldchen mit [illegible]
und von dem der Moslem in patriotischem Stolz, wie der Italiener [illegible]
Neapel, sagen kann: sieh das Serai und stirb dann! In schweigendem [illegible]
zücken wandte ich mich um nach der weithin sich erstreckenden, eine [illegible]
meile breiten und mit Tausenden von Segeln erfüllten Meerenge. [illegible]
schwärmte der erstaunte Blick abwechselnd nach dem asiatischen Ufer [illegible]
nach Skutari und Chalcedon, nach dem hübschen, mitten im Meere [illegible]
Leanderschlosse und den fünf grünen, nur eine Meile von Konstantinopel [illegible]
fernten Fürsteninseln, von denen drei, in Einer Reihe liegend und [illegible]
berührend, aussehen als wären sie eben erst aus dem Meere emporgestiegen
und als sollten sie von der Ostseite her den weiten Hafen bewachen. [illegible]
wunderbaren Panorama gab die allmählig über der Meerenge sich [illegible]
Sonne einen neuen Reiz, indem sie die weiten Ufergelände und [illegible]
Tausende von Kuppeln und Minarets mit Scharlachröthe übergoß, [illegible]
der hochaufragende Halbmond im Brillantfeuer erglänzte.

Unser Schiff ruhte nach der mühseligen Fahrt eine Stunde aus, [illegible]
mich eine Zeit hoher Bewunderung war. Doch kam in kurzer Zeit [illegible]
Kapitain vom Lande zurück, wohin er unsere Pässe gebracht hatte, [illegible]
ihm stießen einige Kaiks vom Ufer Tophanas ab, rasch gelenkt [illegible]
Fanarioten *), die unser Schiff umkreisten und mit durchdringendem [illegible]
die Reisenden in ihre hübschen Kähne einluden, um uns an's Ufer [illegible]
gen. Bald verließ ich das Schiff in Gesellschaft meiner Bekannten. [illegible]
Griechen von frischer Gestalt und schönen Zügen fuhren rasch mit [illegible]
Ruderschlage durch die dicht vor uns stehenden Schiffe dahin, und [illegible]
ich am Eingang der Vorstadt von Byzanz, wo eine Menge türkischer [illegible]
sich an uns drängte.

Nachdem ich mich herzlich von meinen Reisegefährten verabschiedet [illegible]
ich nach der auf der Höhe liegenden Vorstadt Pera hinan, Schritt für [illegible]
einem alten Türken folgend, den einer meiner Reisegefährten, ein [illegible]
für mich gedungen, um mich nach dem Franciskanerkloster zu führen. [illegible]
dem wir die am Ufer stehende Stückgießerei (Tophana, woher der [illegible]
Vorstadt) hinter uns hatten, dauerte es nicht lange und ich betrat [illegible]
breiten hübschen Straßen, wie wir sie gewöhnlich in unsern [illegible]
sehen, die engen krummen Gäßchen, die größtentheils aus hölzernen, [illegible]

*) Das heißt Bewohner des Fanar, worunter man nicht bloß die reichen [illegible]
Griechen versteht, sondern die Bewohner des westlichen Stadttheils auf der linken [illegible]
goldenen Horns überhaupt.

einander verbundenen, roth bemalten, von einem Ziegeldach bedeckten Häuschen mit einer Menge vergitterter Fenster und über die untere Wohnung gegen die Straße vorgeschobenen Stockwerken bestehen. Es ist dies eine Folge des Müssiggangs der Peroten, welche bei ihrem Bau einen Erker (Schahneschin, Königssitz) über den andern vorschieben, um auf diese Weise einen weitern Ueberblick über die Straße und die darin wandernden Leute zu haben. Ohne einen solchen Erker und darin angebrachten Hochsitz (Tschardak) würde in den Augen eines Peroten dem Hause jede Annehmlichkeit fehlen. Die engen Durchgänge waren angefüllt mit einer bunten Mischung von Menschen in den verschiedenfarbigsten Kleidern und zugleich von einer unzähligen Menge schmutziger, von Fliegen zerfressener Hunde, auf die man trotz des ungeheuren Menschengedränges fast mit jedem Schritte stieß. Die unangenehmen hier aufsteigenden Dünste sind für einen Reisenden, der eben erst die reine Seeluft einathmete, unerträglich, und tragen nicht wenig bei zu der drückenden Atmosphäre, welche bei dem Menschengewühl in den engen und nicht sehr reinlichen Gäßchen herrschen muß. Alle diese unangenehmen Eindrücke konnten indeß den mein ganzes Wesen beherrschenden Gedanken, daß ich mich jetzt auf dem classischen Boden des Orients befinde, nicht austilgen. Fast eine halbe Stunde waren wir durch die dicht gedrängt vollen Gäßchen der Vorstadt Tophana gezogen mit ihrer Unzahl kleiner verschiedenfarbiger Läden und offenen rauchigen Küchen, wo auf einer runden Platte für die ärmsten Leute die Speisen gekocht werden. In dem unerträglichen Dunst schritt oder vielmehr keuchte ich auf dem schlechten Pflaster langsam hinter dem alten Türken drein, der, sich beugend unter der Last meines Gepäcks, unaufhörlich etwas auf Türkisch murmelte, wobei sich mir mehr als einmal der beunruhigende Gedanke aufdrängte, mein Führer möchte mich, einen fremden, der türkischen Sprache vollkommen unkundigen Ankömmling, Gott weiß wohin bringen.

Nach Durchwanderung zahlloser krummer Gäßchen kamen wir endlich auf die etwas breitere Hauptstraße, welche von Pera durch Galata und über das goldene Horn nach dem eigentlichen Stambul führt und bedeutend ansehnlicher als die andern ist, da sich hier, außer mehrstöckigen Häusern auf beiden Seiten der Straßen und vielen mehr oder minder europäisch eingerichteten Läden, auch die schönen Paläste fast aller fremden Gesandten finden, denen seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts die hohe Pforte diese Gegend anwies, weshalb die Türken sie die Straße der Beys nennen. Eine außerordentliche Bewegung und Getümmel herrschte auf dieser Straße, wo man die verschiedenen Bewohner dreier Welttheile, Europa's, Asiens und Afrika's, abwechselnd sehen kann.

Nach einiger Zeit erreichte ich indeß das Ziel meiner Wanderung, indem ich in der Hauptstraße das kleine Kloster der Franciskaner vor mir hatte, das ich mit dem kleinen Kirchlein zum heil. Anton mitten unter den hohen Häusern kaum herausfinden konnte. Nachdem ich durch den hübschen Eingang in's Innere des Klosters gelangt, sah ich bald einige italienische Franciskaner mir entgegenkommen, die, als sie hörten, daß ich ein galizischer Priester sei, anfangs glaubten, ich sei aus dem spanischen Galizien. Als ich sie durch weiteres Gespräch und durch die eingehändigten Empfehlungsbriefe eines andern belehrt hatte, betrachteten sie mich eine Zeitlang mit großer Neugierde und führten mich dann mit herzlicher Freundlichkeit in eine kleine, mit dem

Fenster nach dem herrlichen Bosporus gerichtete Zelle, welche ich während meines Aufenthalts bewohnen sollte.

Ich kam nach Konstantinopel am 8. September, dem Tag des Siegs Johann Sobieski's über die Türken bei Wien. Da ich nicht selbst die Messe lesen konnte, begab ich mich, um Gott für meine glückliche Reise Dank zu sagen, in den Chor, von dem aus ich das ganze im hübschen italienischen Styl gebaute und mit prächtigen Bildern aus der italienischen Schule geschmückte Kirchlein übersehen konnte. Das ganze Gotteshaus war angefüllt mit Menschen, und unter den verschiedenen Stämmen und Trachten zeichneten sich neben vielen Europäern die Griechen und Armenier in langen blauen Benischen (Mänteln mit weiten Aermeln) und rothem Feß auf dem Kopfe aus; ebenso ihre Frauen in langen, größtentheils schwarzen Mänteln, Kopf und Gesicht, gleich den Türkinnen, mit weißem Muslin verhüllt. Alle Frauen ohne Unterschied hatten Rosenkränze in der Hand, mit dessen Abbeten sie sehr aufmerksam beschäftigt waren. Bald trat einer der Franciskaner heraus, um die Messe abzuhalten, welche gemäß einer Verordnung Papst Gregors XVI. bloß mit einem erhebenden Chorgesang gehalten wird, den einige Franciskaner-Priester und viele weltliche Leute ausführten, und ein Neffe des berühmten Donizetti auf einer vorzüglichen Orgel meisterhaft begleitete. Am Ende der Messe, bei welcher Einer der fungirenden jungen Leute, wie im griechischen Ritus, die Lection sang, sprach noch der celebrirende Kaplan zur Abwendung der Pest ein langes Gebet in neugriechischer Sprache, welche hier neben der türkischen und italienischen am meisten im Gebrauch ist.

Nach beendigtem Gottesdienst führten mich die ehrwürdigen Kaplane in's Refectorium, das wegen der entzückenden Aussicht auf den Bosporus, das Marmorameer und das Serai mit seinen zwanzig Kuppeln gewiß viele königliche Salons übertrifft. Bei dem bescheidenen Mahle, das wie auf dem Schiff größtentheils aus Gemüse, Makaronis, orientalischen Früchten und Seefischen bestand, fand sich auch einer der armenischen katholischen Mechitaristen-Priester ein, den sein Kloster zur geistlichen Bequemlichkeit der in dem Sprengel der Franciskaner wohnenden Armenier zum Abhalten der Messe herüberschickt, wofür ihm die Franciskaner, obwohl sie selbst vom Almosen leben, das Mittagsmahl reichen. Außer ihm kam auch noch täglich ein arabischer Kaplan in die Kirche, der für die hier befindlichen Araber und Maroniten nach arabischem oder melchitischem Ritus den Gottesdienst hielt. Unter einer Bevölkerung von mehr als anderthalb Millionen, wovon 600,000 auf Stambul selbst, die übrigen auf die europäischen und asiatischen Vorstädte, die Fürsteninseln und die Meerenge des Bosporus kommen, wohnen hier 200,000 Katholiken von verschiedenem Ritus, für welche zweihundert katholische Kaplane in fünfzehn bis achtzehn, in Pera, Galata und der Umgegend sich findenden katholischen Kirchen und Kapellen den Gottesdienst verrichten.

Um mir die Uebersicht zu erleichtern, wollte ich zuerst wenigstens die Besonderheiten des Uferstriches von Tophana (ehemals Fika genannt) in Augenschein nehmen, auf welchem sich die bedeutenden Vorstädte in der Art ausbreiten, daß Galata und Tophana längs dem goldenen Horn nach dem Bosporus hin sich erstrecken, der eigentliche Sitz der Franken aber oder das sogenannte Pera (soviel als gegenüber, d. h. der eigentlichen Stadt) mit der Vorstadt St. Dimitri den ganzen Gipfel der Anhöhen einnehmen. Nachdem

ich mir einen der Franciskaner zum Gefährten ausgewählt, gingen wir auf der Hauptstraße von Pera nach der Höhe des Berges und den auf der Landseite an Pera stoßenden Feldern. Auf dem Wege trafen wir, außer einer Menge in verschiedenfarbigen Gewändern sich drängenden Leuten, hübsche Arabats, oder ganz aus Holz gefertigte und bunt bemalte Wagen, welche die Stelle unserer Fiaker vertreten, mit einer runden, ziemlich unbequemen Oeffnung nach beiden Seiten, durch welche man in die Mitte wie in eine Grube hineinsteigt. Statt der Pferde sind gewöhnlich ein Paar hübsche weiße, mit rothen Quasten verzierte Ochsen angespannt. Diese Fuhrwerke gebrauchen hier beinahe nur Frauen, da die Männer fast ohne Ausnahme reiten, wobei meistens einige neben den Pferden gehende Tschausche oder Diener, fast immer Neger, sie begleiten. Zu diesem Zweck stehen an vielen der größeren Plätze Dutzende von gesattelten Pferden, die ihre Eigenthümer (Mekari) um sehr geringen Preis vermiethen, und nicht selten ganz fremden, ihnen unbekannten Personen auf einige Stunden anvertrauen. Zum Fortschaffen der Lasten braucht man hier, wie gewöhnlich im ganzen Orient, Esel und Kameele, von denen man beim Durchwandern der Straßen manchmal ganze Reihen mit auf beiden Seiten herabhängenden beladenen Körben sehen kann, wobei die Führer stets: Barnabak, Barnabak (gebt Acht! gebt Acht!) rufen.

Nachdem wir uns durch den unaufhörlichen Strom von Volk verschiedenen Stammes durchgearbeitet, unter dem durchdringenden Geschrei der Türken und Griechen, welche auf den Straßen Aschlad (verschiedene Früchte), Backwerk (Tschorek), Scherbet, und in Lederschläuchen Wasser und drgl. Dinge mehr ausrufen, kamen wir auf den obersten Theil der Höhe und einen weiten flachen Platz vor der ungeheuren Behausung der Kanoniere, Oda Topdschi, wovon das gemeine Volk sagt, daß sie von dem verstorbenen Sultan Mahmud erbaut worden sei, um den siegreichen Napoleon aufzunehmen, sobald er nach Stambul komme, die er aber, als die Sachen eine andere Wendung genommen, in eine Kaserne umzuwandeln befohlen habe. Hier hatte ich Gelegenheit, türkische Truppen, die ganz nach europäischem Fuß eingerichtet sind, in der Nähe zu betrachten. Alle gemeinen Soldaten, die ich sah, waren sehr junge Leute, in weißen Sommerbeinkleidern, leichten Stiefeln (Tschismed), kurzen Röcken mit rothen stehenden Kragen und den Feß mit der himmelblauen Seidenquaste auf dem Kopf. Die Officiere unterscheiden sich von den gemeinen Soldaten durch einen bis unter die Knie reichenden, dunkelblauen Rock mit rothem stehendem Kragen und den Pallasch an der Seite. Eine den Officieren ähnliche Kleidung, mit Ausnahme des Gewehrs und des rothen Kragens, tragen alle Türken, welche die Reform angenommen haben. Nur die Imams und das gemeine Volk hat die alte Kleidung behalten, die schlaff herabhängenden, meistens dunkelfarbigen Hosen, einen ähnlichen Kaftan und den Turban auf dem Kopf, doch mit dem Unterschied, daß den Nachfolgern Mohammeds allein gestattet ist, einen grünen, und denen, welche die Pilgerfahrt nach Mecca gemacht haben, einen weißen zu tragen. Die Türkinnen tragen, wie ich auch schon zu Varna bemerkte, gewöhnlich schwarze oder braune, bis zur Erde hinabhängende weite Kaftane, haben Kopf und Gesicht mit weißem Muslin umwunden, und an den Füßen Pantoffeln von gelbem Saffian. Diese Farbe der Pantoffeln ist weder den Armenierinnen noch den Griechinnen gestattet, die zudem auch eine andere Kleidung

tragen. Die Griechen gehen gewöhnlich in weiten Hosen und einen schwarzen Bund auf dem Haupte, die ärmsten mit nackten Füßen in plumpen Schuhen, die Reichen in Pantoffeln. Die Armenier tragen, wie die Walachen in der Moldau, den Kobor oder Pelzrock, d. h. lange weite Mäntel mit Aermeln von dunkler Farbe, dazu einen Kalpak von schwarzem Widderfell auf dem Kopf, und rothe Pantoffeln an den Füßen. Von diesen allen unterscheiden sich durch eine merkwürdige Mischung von orientalischer und europäischer Kleidung die Peroten, d. h. die Nachkommen der alten Genuesen und Griechen, denn die Männer tragen außer einem phantastischen Gewande, einen zur Seite geneigten Kalpak auf dem Kopf und Pantoffeln an den Füßen, die Perotinnen aber wegen des scharfen Pflasters hölzerne Stiefel (galenzes), welche beim Gehen durch die Straßen einen wunderlichen Lärm machen. Die Juden, die man am Schmutz und an dem abgehärmten, verschmitzten Gesicht sogleich erkennen kann, tragen konische und kleine mit einer schmutzigen blauen Binde umwundene Kalpaks statt des Turbans.

Der Artilleriekaserne gegenüber erstreckt sich der sehenswerthe Bau (taksim), der zur Ansammlung des Wassers bestimmt ist, welches ein paar Meilen weit zu den ungeheuren gemauerten Teichen geleitet wird, von wo es durch Räderwerke nach den Vorstädten Pera, Galata, Tophana und Beschiktasch gelangt. Wenn man an den großartigen Artilleriekasernen und dem weiten, zum Exerciren der Truppen bestimmten, freien Platz neben denselben vorüber ist, kommt man an die nach allen Seiten sich verbreitenden, völlig offenen Begräbnißplätze der Christen, welche hier allgemein Todtenfelder heißen, und statt mit Kreuzen und hohen Denkmälern mit weißen Marmorfliesen angefüllt sind, auf denen gewöhnlich, außer dem Zeichen der Erlösung und zahlreichen Inschriften, verschiedene Geräthschaften, als Maalzeichen der Arbeiten, womit die Todten sich zu ihren Lebzeiten beschäftigten, abgebildet werden. Näher an den Kasernen findet sich der englische Kirchhof, der kleinste von allen, der sich durch moderne, pyramidale Grabmäler auszeichnet. Auf der Seite der breiten, meistens von Franken bewohnten Straße, welche um die Wohnung des lateinischen Erzbischofs nach Bujukdere führt, liegt der Kirchhof der europäischen Katholiken, neben ihm der der Lutheraner, in der Mitte etwas höher befindet sich der Begräbnißplatz der Armenier, der schönste von allen, insoweit er von üppigen Maulbeerbäumen beschattet ist. Dieser traurige Aufenthalt des Todes ist jetzt aus Mangel an andern öffentlichen Orten der einzige Spaziergang und Belustigungsort, wo sich die Peroten sammeln. An Festtagen kann man hier eine Menge unter den Todten schmausende Personen sehen, wobei die Marmorsteine als Sitze und Tische dienen. Noch besuchter ist der Gottesacker der Armenier, weil außer dem freundlichen Schatten auch die Aussicht auf Stambul, den Bosporus, Skutari und das Marmorameer anzieht. Es ist dies vielleicht der einzige Platz in der Welt, wo man die Pracht des Lebens und zugleich seine Nichtigkeit so überschauen kann. Ohne Vergleich interessanter für den Fremden, als diese offenen christlichen Kirchhöfe sind die Begräbnißplätze der Osmanen, die in ewig grünen Cypressenhainen versteckt sind. Die Grabmäler der Türken sind, was die Lage betrifft, denen ganz ähnlich, die man auf den Gräbern der Israeliten sehen kann, nur mit dem Unterschied, daß die neben einanderstehenden rohen, gewöhnlich aus weißem Marmor gearbeiteten Fliesen in einen roth bemalten Turban auslaufen,

welcher je nach dem Rang oft vergoldet ist. Die Grabmäler der Türkinnen haben statt des Turbans ein Basrelief, welches verschiedene Pflanzen darstellt; alle Grabmäler aber zeigen größere oder kleinere, aus dem Koran genommene Inschriften mit der Bitte um eine Fatiha oder das Gebet für die Todten. Solcher türkischen Begräbnisse oder Haine finden sich zwei auf dem abgerundeten Gelände von Pera; der eine ziert einen großen Theil des Bergabhangs von der Artilleriekaserne und der Vorstadt S. Dimitri bis nach dem Ufer des Bosporus, dem sogenannten Beschiktasch und den Sommerpalästen des Sultans. Der andere ähnliche von zahlreichen Fußpfaden durchschnittene Cypressenwald zieht sich vom goldenen Horn über die Höhen von Galata und Pera nach den christlichen Begräbnißplätzen hin durch ein breites, prächtiges Thal, über welches man von der schönsten, durch ein eisernes Gitter von dem reizenden Wäldchen geschiedenen Straße hinabsieht. Diese ganze Straße besteht größtentheils aus gemauerten, nach dem letzten Brande errichteten Steinhäusern, und ist fast ganz auf europäische Weise angelegt. Hier sind auch die meisten europäischen Conditoreien, Kaffeehäuser, Läden u. s. w. und deshalb kann man hier fast täglich die neu nach Konstantinopel gekommenen Europäer sehen, darunter eine nicht geringe Zahl verschiedener Abenteurer, die hier ganz frei leben.

Als wir uns gegen Süden umwandten, sahen wir nahe an den Mauern von Galata die Tekie oder klosterartigen Wohnungen der Derwische, die in Europa wegen des schon aus Indien bekannten Wirbeltanzes berühmt sind, womit sie, ihrer Meinung nach, das Drehen der Himmelskörper um die Erdachse nachahmen oder allenthalben im Kreise Gott suchen, und sich von den irdischen Dingen zu ihm erheben. Dieser eigenthümliche Gottesdienst findet zweimal in der Woche, am Dienstag und am Freitag, statt. Neben der Wohnung der Derwische findet sich eine kleine Dschamissi oder Kapelle, voll von neben einanderstehenden Särgen verstorbener Derwische und türkischer Großen, die mit kostbarem Damast und mit einem Turban oben verziert sind, wenn der im Sarge Ruhende ein Mann war. An die Kapelle stößt gewöhnlich ein kleiner Garten, der mit schönem Buschwerk und Blumen geschmückt ist, welche von den Türken sorgsam gepflegt werden. Bei diesem Sitz der Derwische ist auch das Grabmal des Franzosen Bonneval, des einstigen berühmten Abenteurers, der mit dem Prinzen Eugen sich veruneinigte, den österreichischen Generalshut mit dem türkischen Turban vertauschte, und Pascha so wie General der Artillerie wurde.

Nachdem wir an den Palästen der fremden Gesandten, unter denen sich der des russischen durch Größe und Pracht auszeichnet, vorüber gegangen, besuchten wir die medicinische Schule der Türken, Galata Serai. Dieß prächtige Gebäude in der Beystraße, unter der Regierung Solimans errichtet, war ursprünglich zur Erziehung der kaiserlichen Pagen bestimmt. Sultan Mahmud verlegte dahin mit großer Feierlichkeit einen Theil der Bibliothek des Serais zur Benutzung der Schüler und der Lehrer; gegenwärtig befindet sich aber hier die medicinische Schule. Hiemit beendigten wir die Besichtigung von Pera, das man mit Recht die Vorstadt der Dragomans nennen kann, denn seit den ältesten Zeiten wählte hier die hohe Pforte ihre Dolmetscher aus, welches Privilegium indeß die Peroten nicht selten mit dem Leben bezahlten,

namentlich im Falle ein Krieg mit einer der christlichen Mächte ausbrach, denn dann ließen die Türken gewöhnlich ihre ganze Rache an ihnen aus.

An die Vorstadt Pera stößt Galata, das nur durch eine schwärzliche Mauer davon getrennt ist. In den griechischen Zeiten stand hier eine mit Pera zusammengehörige Vorstadt Sykka, später Justiniana genannt, jetzt aber zugleich mit letzterer unter dem Namen der Frankenstadt begriffen. Galata hat nach Hammer seinen Namen von Galatius, nimmt den ganzen Abhang des abgerundeten Ufergeländes am goldenen Horn dem Serai gegenüber ein, und ist so ausgedehnt, daß es für sich selbst eine große Stadt bilden könnte. Im Jahr 1358 wurde sie von den Genuesen mit einer hohen Mauer umgeben, denn diese vertrieben die seit dem eilften Jahrhundert hier angesiedelten Venetianer, begründeten dadurch ihre Herrschaft über die ganze Levante, und übten selbst einen großen Einfluß über das griechische Kaiserreich, das sich bereits stark zum Fall neigte.

Unter den Merkwürdigkeiten Galata's, wohin man durch zwölf Thore gelangen kann, muß man billig auch die Moschee der Araber (Arab Dschamisi) und die Moschee Sultan Mahmuds I. zählen. Die erste war eine christliche Kirche, die von dem griechischen Senator Arcobindus erbaut wurde, die andere war eine Kirche der heil. Irene, deren Erbauung in die ersten Zeiten des Christenthums hinaufreicht. Hier soll nämlich das steinerne Kreuz gestanden haben, das der Apostel Thraciens, der h. Georg, errichtete, da er auf dem Wege nach Scythien das Evangelium in Byzanz verkündete und hier das erste Bisthum gründete. Von hier trug er die Fackel des Glaubens längs dem Ufer des schwarzen Meeres fort, drang den Localsagen zufolge bis zum Dniepr in die Gegend des jetzigen Kiew, setzte dann übers Meer nach der asiatischen Seite über, verkündigte das Wort Gottes in Sinope, kam nach Griechenland und errang in Achaja die Märtyrerkrone; an der Stelle, wo jenes Kreuz stand, wurde später eine Kirche zur h. Irene gegründet. Zu seinen Ehren wurde auch noch eine andere Kirche zu den sieben Makkabäern gebaut im Olivenwalde, nahe an dem Landvorsprung des Hafens vom goldenen Horn in der Vorstadt Piri Pascha, wo der heil. Georg vor der Grausamkeit des Gouverneurs von Byzanz, Zeurippus sich zwei Jahre lang verbarg; aber von dieser Kirche sieht man jetzt keine Spur mehr. Das schönste Gebäude daselbst ist die Moschee der Sultanin Walide, die ehemalige Kirche der Observanten, welche vom Feuer zerstört und von der Mutter des Sultans Mustapha II. in eine Moschee verwandelt wurde. Außerdem standen hier auch noch die Kirchen der hh. Maura und Photina, von denen gleichfalls keine Spur mehr übrig ist. Die seit alten Zeiten von den Franken oder Christen bewohnte Vorstadt Galata besteht größtentheils aus gemauerten, stark gewölbten Häusern, weshalb auch die Kaufleute von Pera seit Jahrhunderten ihre Waarenniederlagen in dieser Vorstadt haben. Von den alten Mauern der Festung hat sich am besten der 15—16 Klafter hohe Thurm Galata an der Seite nach Pera hin erhalten: er ist jetzt für die Feuerwache bestimmt, welche durch Anschlagen an Kessel den Ausbruch eines Feuers verkündet, während andere Wächter die Straßen durchlaufen und mit eisenbeschlagenen Stäben auf das Pflaster klopfen unter dem furchtbaren Rufe: janghin war (es ist Feuer, d. h. es brennt). Im Laufe des Tages gehen viele, namentlich Fremde auf die Gallerie dieses Thurms, um die Aussicht zu

genießen, welche sich von hier aus auf Konstantinopel und seine 24 Vorstädte, auf den Bosporus und die asiatischen Ufer darbietet.

Neben Galata ziehen sich am Ufer in der Tiefe des goldenen Horns gegen Westen andere minder bedeutende Vorstädte, nämlich Kassim Pascha, Chasköi, Piri Bascha, Sidlidsche, bis zur Vorstadt Kara Agatsch hin, am Ende des Meerbusens, an welchen nicht weit von den süßen Wassern die Häuser des eigentlichen Stambul anstoßen. Es ist dies der beliebteste Ort für die Unterhaltungen und Spaziergänge der Türken, sowohl wegen seiner reizenden Lage, als wegen der Menge hier zusammengehäufter Gärten und Kiosks. Die bedeutendsten oberhalb Galata am goldenen Horn gelegenen Gebäude sind unter anderen der prächtige Palast des Kapudan Pascha, des Befehlshabers der Seemacht, die Werfte für die Kriegsschiffe, die Kaserne der Feuerwerker, und vor allem das riesenhafte, sehenswerthe Arsenal Tarsana (d. h. Haus der Kunst). Dies Gebäude wurde erneuert und neu eingerichtet von dem Admiral Hussein Pascha, jenem berühmten Reformator der türkischen Marine, dem Vertilger der Janitscharen. Dies Zeughaus, zu welchem Fremden der Zutritt sehr erschwert wird, ist unter anderm durch den Einfall des Hetmans der Zaporoger Kosaken merkwürdig, welche in leichten Fahrzeugen den Dniepr nach dem schwarzen Meer hinabfuhren, unerwartet am türkischen Beiramsfest im Bosporus erschienen, in der Stille der Nacht des 21. Juli 1624 sich Pera's bemächtigten, das Arsenal eroberten und mit den hier erbeuteten Kanonen ein heftiges Feuer auf die am Morgen versammelten Truppen der verdutzten Türken eröffneten. Lange leisteten die Türken auf der Brücke des goldenen Horns und an den Ufern hartnäckigen Widerstand, aber nach blutigem Kampfe von den durch die Kühnheit und den Muth ihres Hetmans erhitzten Zaporogern geschlagen, machten sie Frieden mit denselben und schickten auf etwa 20 Wagen ein kostbares Lösegeld an orientalischen Waaren, Gewehren u. s. w. ab, mit denen die Sieger in ihre Sjetsch zurückkehrten. Hier neben dem Arsenal, wo die alte Kirche des h. Pantaleon stand, erhebt sich ein wegen der darin begangenen Grausamkeiten nicht minder, als das Schloß der sieben Thürme berühmter Bau, das von Sultan Soliman für die auf die Galeeren Verurtheilten errichtete Gebäude; dahin wurden gewöhnlich die Kriegsgefangenen gebracht, und fielen dem Hunger und der schweren Arbeit zur Beute, die sie, in langen Reihen aneinander geschmiedet, verrichten mußten. Nahe am Ufer und am Admiralitätsgebäude liegen gewöhnlich die türkischen Kriegsschiffe, unter denen das große Admiralschiff Mahmudié mit der ungeheuren Flagge sich auszeichnete; auf dem rothen Grunde derselben birgt außer der Namensschrift des Sultans der Halbmond auch noch einen Stern in seinem Schooß, und wenn die Flagge aufgezogen wird, müssen 21 Kanonenschüsse sie salutiren. Mitten unter den vielen Moscheen und den hier zahlreichen Tekies von Derwischen verdient noch eine besondere Aufmerksamkeit die Moschee Piale Pascha's, so genannt von dem bekannten Renegaten, dem Wesir Sultans Soliman I. Dies prächtige Gebäude hat zwölf Kuppeln auf Säulen von rothem Granit; die Fensterrahmen wurden aus Glocken gegossen, die der Wesir aus christlichen Gebäuden zusammengeholt hatte. Gleich hinter der Moschee Piale zieht sich ins Innere des Landes hinein eine weite mit Ruinen besetzte Ebene Akmeidan (das Schießfeld), wo seit den Zeiten der Eroberung Konstantinopels die Sultane nach

alter Tartarensitte sich im Bogenschießen üben in Gegenwart der Höflinge und des Scheichs der nahe wohnenden Derwische, welcher in Kraft eines ihnen von den Sultanen ertheilten Privilegiums dieser Feierlichkeit anwohnt. Jede Stelle, wo ein sultanischer Pfeil niederfällt, wird mit einer Säule aus weißem Marmor mit entsprechenden Inschriften bezeichnet. Weiter hin gegen die süßen Wasser ist die Schule der Mathematik, und nicht ferne davon standen einst die Kirchen der h. Paraskeve und des Märtyrers Anthemius.

Auf der andern Seite ostwärts stößt an Galata die Vorstadt Tophana, welche ich zuerst beim Aussteigen aus dem Schiffe betrat. Diese Vorstadt, welche in unmittelbarem Verkehr mit dem Hafen und den ankommenden Schiffen aller Völker sich befindet, ist außerordentlich belebt durch das mächtige Zuströmen der Menschen, welche sich unaufhörlich nach dem Meeresufer drängen durch die krummen, engen Gäßchen, welche aus kleinen, eng mit einander verbundenen, hölzernen Häuschen mit einer Unzahl von Kramläden auf beiden Seiten bestehen. Außer einer kleinen und einer größern, mit zwei Kuppeln verzierten Stückgießerei, welche vor der Eroberung Konstantinopels eine christliche Kirche war, zeichnet sich in dieser Vorstadt als großartiger Bau die von Sultan Bajazet errichtete Kaserne der Kanoniere mit Batterien aus, die den Eingang in den Hafen des goldenen Horns schützen. Die hier stehenden Geschütze feuern 21 Schüsse ab, so oft der Sultan das kaiserliche Fahrzeug besteigt oder ein fremdes Kriegsschiff in den Hafen einläuft. Tophana hat außerdem viele Moscheen von verschiedener Größe, darunter die von Ali Pascha und Dschihangir an Größe und Pracht die andern übertreffen. Die erste, welche nahe am Hafen steht, zeichnet sich durch schwere Fenster mit farbigen Tafelscheiben aus, die Wände im Innern unter den Fenstern sind mit schönem, nicäischen (himmelblauen) Porzellan belegt und mit Inschriften aus dem Koran geschmückt. Viel tragen zu dieser Schönheit der Dschami die vergoldeten Aufsätze auf den Kuppeln bei, welche sich leicht über dem Bau erheben. Die andere, etwas kleinere Moschee, steht auf dem obern Abhang von Tophana und ragt prachtvoll über die kleinen rothen Häuschen der Türken hervor. Das Innere beider Moscheen sah ich in Gesellschaft eines Führers, den mir die Franciskaner verschafften, nachdem ich zuerst der Sitte gemäß türkische Fußkleidung angezogen hatte. Als ich nicht ohne Besorgniß und Unschlüssigkeit bis in die Mitte vorgeschritten, fand ich die ganze Moschee mit feinen Matten belegt, auf welche einige fromme Türken bequem sich setzten, und uns ihre gleichgültigen Gesichter zukehrten. Im Gewölbe hing eine Menge Krystallleuchter, welche den Raum der Moschee erfüllen und schmücken, an den mit Arabesken und Inschriften gezierten Wänden waren Leuchter von ungewöhnlicher Dicke, mit Lichtern von entsprechender Größe, angebracht. Beide Moscheen hatten an der östlichen Wand den Mihrab oder die Nische, in welcher der Koran liegt.

Von der Vorstadt Tophana ziehen sich weiter gegen Norden nach der Meerenge des Bosporus die reizenden Villen oder vielmehr Dörfer Findikli, Dolmabagdsche, Beschiktasch u. s. w. hin, und in denselben erheben sich hart am Meeresufer einer am andern die Sommerpaläste des Sultans, unter denen der prächtige Palast Mahmuds mit seinen Gärten besonders sich auszeichnet. Wie die Vorstädte Pera und Galata, so hat auch Tophana seinen eigenen Pascha, der auch Befehlshaber der Artillerie ist, und deshalb Topi-

pascha heißt. Die Gewalt dieses Pascha's erstreckt sich indeß nicht auf die hier wohnenden fremden Unterthanen, welche in gerichtlichen und Polizeisachen unter den Consuln oder Agenten ihres Volks stehen. Deshalb kann keiner von den Kawassen oder türkischen Polizeibeamten unmittelbar in das Haus eines Europäers eindringen oder ihn irgend zur Verantwortlichkeit ziehen. Es ist dies die Folge des allgemeinen Uebergewichts der christlichen Mächte über die Pforte, zum nicht geringen Vortheil der Europäer, welche ehemals hier von Seite der Türken großen Bedrückungen ausgesetzt waren.

Nachdem wir am Abend in der Kirche unser Gebet verrichtet, begaben wir uns zu einem leichten Mahle in's Refektorium, wo sich uns an diesem Tage, wie im ganzen Verlaufe meines Aufenthalts, ein in seiner Art einziger Anblick darbot. Die Moslems begannen gerade das Fest des Ramazan, das einen ganzen Monat dauert; die zahllosen Minarets auf beiden Seiten des goldenen Horns schimmern im dichten Lichte der Lampen, die, in zwei Reihen um die für die Muezzins bestimmten Gallerien aufgehängt, in später Nacht wie Strahlenguirlanden aussehen, die sich in großer Zahl über Stambul und seinen vielen Vorstädten erheben. Die Türken fasten in dieser Zeit einen ganzen Monat lang, und obwohl seit den Zeiten Sultan Mahmuds und der Reform der alte Eifer der Koranbekenner stark erkaltet ist, so blieben doch die Türken größtentheils streng bei der alten Sitte sich den ganzen Tag jeder Speise zu enthalten, und nehmen erst wenn am Abend durch Kanonenschüsse von den Ufern von Skutari und dem goldenen Horn das Zeichen gegeben ist, solche wieder zu sich. Diese Vorschrift hält selbst der Sultan, indem er erst nach gegebenem Zeichen die erste Erfrischung, Selamik genannt, die ihm die Hofdiener bringen, zu sich nimmt. In dieser Zeit läßt sich von allen Seiten das laute Geschrei, namentlich türkischer, junger Bursche vernehmen, die mit einer kleinen Trommel in der Hand die Straßen durchlaufen, vor jeder Gruppe Türken, die ruhig ihre Pfeifen rauchen oder die perlmutternen Rosenkränze durch die Finger laufen lassen, stehen bleiben, ihnen etwas vom Propheten vorsingen, mit dem klagenden Worte: aman! aman! endigen und dann nach jeder Strophe lustig auf die Trommel schlagen. Zu derselben Zeit tragen andere Türken unter durchdringendem Geschrei verschiedene Speisen umher, die sie in den Häusern und auf den Straßen verkaufen.

Als ich am andern Morgen die Messe gelesen, machte ich mich voll Ungeduld auf den Weg, um das eigentliche Stambul in Augenschein zu nehmen, wobei ein Franciskaner, ein gutmüthiger, offener, in der Moldau geborener Ungar, der fließend lateinisch sprach, bereitwillig mich begleitete. An den Palästen der Gesandten vorüber, und durch die etwas breiteren Bazarstraßen in Galata gelangten wir an das Thor der alten Genueser Veste und an's Ufer des goldenen Horns. Der Anblick, der sich hier meinen Augen darbot, nahm meine ganze Seele ein. Das Meer, dessen grüne Gewässer hier wie im ganzen Bosporus eine dunkelblaue Farbe annehmen, weshalb es auch bei den Türken Giök-su, Himmelswasser, heißt, drängt sich hier auf der Länge einer Meile zwischen die zwei hesperidischen Ufer von Tophana und dem Serai hinein, und bildet so vielleicht den schönsten Meeresarm auf der Welt, der einst bei den Griechen, theils wegen des Reichthums an Fischen, theils wegen seiner vortheilhaften Lage, Chrysokeras, goldenes Horn, hieß. Zwei breite, etwas von einander entfernte, auf großen

Nachen ruhende Brücken, durchschneiden die hier nur 300 Klafter breite Meerenge, und schließen einen zweiten, auf der Landseite sehr bequemen, für die türkische Flotte bestimmten Hafen ab. Die hier liegenden zahlreichen Kriegsschiffe, worunter mehrere Dreidecker ganz in der Nähe des Ufers und des prächtigen Palastes des Kapudan Pascha, verleihen dem Panorama einen neuen Reiz. Diese ganze Ecke des Meerbusens war, außer von türkischen Kriegsschiffen, angefüllt mit großen Vorräthen von Bauholz und einer unzähligen Menge Fahrzeuge verschiedener Größe, die man gewöhnlich Kaiks nennt, welche leicht den Raum zwischen den beiden Ufern durchschneiden. Diese Fahrzeuge sind gewöhnlich aus Nußbaumholz sorgfältig gearbeitet, und können zwei, höchstens drei Personen fassen; es sind keine Bänke zum Sitzen darin, sie sind lang, wie ein Weberschiffchen, unten abgerundet, wie eine Nußschale, und schlagen deshalb leicht um. Die größern Fahrzeuge dieser Form nennen die Türken „Tschem“ oder „Burazan“, oder mit dem bei Türken und Griechen gemeinsamen levantinischen Ausdruck „Mauna.“ Diese Schiffe, in deren Mitte die Ladung angebracht und mit einem Theertuch bedeckt ist, fahren gewöhnlich etwas schief wegen des großen Segels, das die Ruderer des rascheren Laufs wegen ausspannen. Aehnliche kleine Fahrzeuge haben die Araber an den Ufern Afrika's, und namentlich auf dem Nil, wo sie Dzesrae heißen. Die Griechen lenken diese Nachen sehr geschickt, viel unbehülflicher die Araber, bei denen sie häufig umschlagen, was im Jahre 1839 dem Vicekönig Mehemed Ali begegnete. Die Araber fahren mit denselben längs der ganzen syrischen Küste hin, entfernen sich aber nie weit vom Lande, theils aus Furcht vor den Winden, theils aus Besorgniß vor Korsaren.

Gegen Bezahlung von 10 Para für die Person gingen oder drängten wir uns vielmehr auf die alte, von Galata nach der heiligen Stadt hinüberführende Brücke. Nachdem wir den in der Mitte der Brücke zum Durchlassen der Fahrzeuge angebrachten hohen Bogen überschritten hatten, betraten wir alsbald neben der Hauptwache das Ufer des in der Weltgeschichte so berühmten Byzanz. Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich die durch die Jahrhunderte geschwärzte Hauptstadt erblickte, die unter mannigfachen Wechseln ein Paar tausend Jahre gedauert hat. Die vortheilhafte Lage, welche diese Stadt zur Hauptstadt dreier Welttheile macht, zog seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit fast aller orientalischen Völker auf sich, namentlich der alten Griechen, und machte eben dadurch Byzanz zu einer der schönsten und reichsten griechischen Kolonien, bis endlich Constantin es zur Hauptstadt der römischen Welt machte, welche Rolle sie mehr als tausend Jahre lang behauptete, bis sie in die Hände der Osmanen fiel. Durch das Thor, das am Zollhaus vorbeiführt, betraten wir die Stadt, die so mannigfache Schicksale erfahren hat, und gleich beim Eintritt nahm die ziemlich große, in der Nähe der Stadtmauern aufgeführte Moschee der Sultanin Walide (d. h. der Mutter Sultan Mahommeds IV.) meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihre größte Zierde ist eine künstliche Kuppel, welche leicht und kühn sich über ihrer Decke erhebt. Durch ein Fenster von farbigem Glas konnte man leicht im Innern die vielen herabhängenden Krystallkronleuchter sehen, mit denen die Türken ihre Moscheen auszuschmücken pflegen. In dem hübschen, mit Gängen und Säulen umgebenen und mit weißen

Marmorfliesen ausgelegten Vorhof saßen eine Menge Kaufleute, hauptsächlich Juden, welche hier unter dem Schatten ungeheurer Platanen außer andern Kleinigkeiten meistens aus Perlmutter gefertigte Rosenkränze, Kambolojo, verkaufen, welche die Türken, sowie die Bewohner anderer orientalischen Länder gewöhnlich zur Unterhaltung oder zur Unterbrechung der Langenweile an einem Faden durch die Finger laufen lassen. Nach Besichtigung dieser Moschee gingen wir tiefer in die Stadt hinein, welche zwar jetzt noch mit ihren 80,000 Häusern den ganzen Raum der alten Stadt einnimmt, aber weder an Pracht, noch an Einwohnerzahl sich mit letzterer messen kann. Denn auf Schutt und Trümmern alter, großer, römischer Straßen, Theater, Tempel, Kirchen, Bäder u. s. w. haben die Türken in häßlicher Unregelmäßigkeit ihre krummen, engen Gäßchen, ihre schlechten, rohen Häuschen gebaut, zwischen denen in seltsamem Widerspruch da und dort eine schöne Moschee hervorragt, oder prächtige Trümmer alter Bauten emporstarren. Derjenige Theil der Stadt jedoch, den wir jetzt betraten, und der an's Serai stößt, ist der prächtigste, denn am zahlreichsten sind hier die prachtvollen Regierungsgebäude, Moscheen und Turbehs oder Sultansgräber übereinander gehäuft. Es sind gewöhnlich runde oder viereckige, gewölbte Gebäude, die sich kapellenartig mit einer hübschen Kuppel erheben, innen und außen meistens mit weißem, manchmal auch mit farbigem Marmor belegt, und mit hölzernen Gitterfenstern versehen sind, durch die man in's Innere schauen kann. Auf dem mit hübschen ägyptischen Matten oft von sehr zierlicher Arbeit belegten Fußboden stehen die Särge der verstorbenen Sultane und ihrer Familien mit dicken Goldstoffen bedeckt; an den Wänden hin sind gewöhnlich Kerzen von außerordentlicher Dicke aufgesteckt. Solche Kapellen umschließen meistens einen kleinen Garten, wo im Schatten von Bäumen und Blumen die Grabmäler der Moslems sich erheben. Unter die schönsten, gewöhnlich bei Moscheen und Derwischwohnungen aufgeführten Gräber kann man den herrlichen, aus weißem Marmor im Viereck aufgeführten Bau rechnen, in welchem zwei mächtige Särge, Sultan Mustapha's IV. und Hamid's, aufgestellt sind; diese beiden Särge sind mit einem sehr schönen, mit goldenen Blumen und andern Zierrathen gestickten Stoffe bedeckt. Ueber den Deckeln beider Särge sind prächtige, sultanische Turbane aufgestellt, mit emporstarrenden Reiherbüschen und ausstaffirt mit kostbaren Steinen; zu den Füßen standen auf schweren Leuchtern Kerzen, fast so dick wie unsere größten Osterkerzen. Neben den Sultanssärgen lagen auf dem Boden viele kleinere und größere ähnliche Särge von Kindern und Frauen der Sultane. Das prächtigste und geschmackvollste Grab ist das des letztverstorbenen Sultans Mahmud, ein viereckiger Bau mit einer außerordentlich schönen Kuppel, der aus graulichem, etwas in's Grüne spielendem und herrlich geschliffenem Marmor aufgeführt ist. Neben dem Sarge standen, als wir hineinblickten, zwei ziemlich alte Frauen des verstorbenen Sultans, verschleiert wie gewöhnlich in lange, schwarze Gewänder; die Matronen waren emsig mit etwas am Sarge beschäftigt, wandten sich aber, als sie uns sahen, schnell vom Fenster ab, während ein kleiner Bursche an den die Kinder des Sultans umschließenden Särgen etwas wegräumte.

Nicht lange indeß hielten wir uns bei diesem prächtigen Grabmal auf, sondern wandten unsere Schritte eilig zu der Kirche der Hagia Sophia, einst

die prächtigste in der ganzen Christenheit, jetzt die Hauptmoschee des im Lande herrschenden Islams. Da nun ohne ausdrückliche Erlaubniß oder einen Ferman des Sultans kein Christ in dies Heiligthum eintreten darf, und ein solcher trotz der Vorsprache der Consuln nur mit großer Schwierigkeit, und auch dann nicht ohne einen bedeutenden Bakschisch an die Beamten des Sultans zu erreichen ist, so bleibt den Reisenden in der Regel nichts übrig, als die Imams, welche die Aufsicht über das Gebäude führen, zu erkaufen. Aus dieser Ursache sammeln sich die Reisenden, welche den Bau sehen wollen, zu einer größern Gesellschaft, schießen Geld zusammen, vermittelst dessen sie, wenn sie keinen Ferman erlangen, das Heiligthum, wenn auch nicht ohne Gefahr, betreten. Da mein Aufenthalt in Konstantinopel gerade in das Ramazansfest fiel, während welcher Zeit die Moslems, um ihren Propheten zu ehren, fast ganze Tage lang unaufhörlich in ihre Moscheen und namentlich in die Aia Sophia sich drängen, so war weder an einen Ferman, noch an Erkaufung des Imams, ohne sich einer augenscheinlichen Gefahr auszusetzen, auch nur zu denken. So mußte ich mich auf den Rath des Franciskaners, wenn auch zu meinem großen Leidwesen auf eine oberflächliche Besichtigung des Baues, so wie auf den Besuch des Vorhofs und seiner Kapellen, die im Umkreise der das Heiligthum einschließenden Mauern liegen und wohin der Zutritt jedem gestattet ist, beschränken.

Wenn man durch ein schöngewölbtes Thor eingetreten, bemerkt man alsbald einen hübschen, wenn auch nicht sehr großen, mit weißem Marmor ausgelegten Hof, der von einem schönen, bedeckten, auf kunstvoll aufgeführte Pfeiler sich stützenden Gang umgeben ist. Der gleich am Eingang stehende mit einer zierlichen Kuppel ausgestattete Glockenthurm erscheint zwar klein neben dem riesenhaften Gebäude, allein von demselben erscholl einst das harmonische Geläute der zum Gottesdienst rufenden Glocken, deren fröhliche oder traurige Klänge, weithin über den Bosporus erschallend, bei günstigem Winde bis zum asiatischen Ufer von Skutari und den Fürsteninseln vernommen wurden. In der Mitte des Hofs steht ein ziemlich plumper Marmorbrunnen, der, eben so wie andere bei derselben Moschee befindliche, den in's Heiligthum tretenden Türken der Vorschrift gemäß zur Abwaschung dient. Hier stand, wie es scheint, die Erzstatue des israelitischen Königs Salomo, wie staunend und bestürzt über diesen Bau, der an Pracht den berühmten Tempel zu Jerusalem übertraf. Vom Hof aus sieht man den sorgfältig gewölbten Eingang in die Moschee, der mit einem teppichartigen Vorhang verhüllt ist, hinter welchem die Türken verschwanden und sich in dichter Masse nach einer prächtigen, in griechischem Geschmack gewölbten Vorhalle drängten, von welcher 16 Thore in's Innere führen. Da wir in's Innere der Moschee nicht eindringen konnten, so begaben wir uns zu der im griechischen Geschmack aufgeführten Grabkapelle im Hofe, die uns gegen das Versprechen eines Bakschischs an den Imam geöffnet wurde, aber in Vergleich mit andern ähnlichen Bauten nichts Besonderes darbot.

Von hier begaben wir uns nach dem Serai oder dem sultanischen Palast, dessen Mauern bis zur Sophienmoschee reichen. Dies ungeheure, unförmliche Gebäude, das in einem Umfang von nahezu anderthalb Meilen die ganze Spitze Stambuls vom Meere an oder wie Viele versichern, den Raum des ganzen alten Byzanz einnimmt, schließt sieben mächtige Höfe, eine Menge

Paläste, Säle, Arsenale, die Münze, die Bibliothek, die kaiserlichen Bäder, Ställe und außerdem umfangreiche Wohnungen für die kaiserlichen Diener, deren hier gegen zehntausend wohnen mögen, in sich. Alle diese vielen Gebäude sind von einer starken, schwärzlichen Mauer mit zahlreichen Pförtchen umgeben, über denen viele arabische Inschriften stehen. Den Haupteingang bildet ein ziemlich hochgewölbtes Thor mit Marmorquadern, durch welches die Sultane in feierlichem Zuge in den Krieg auszogen. Gegen einen mäßigen Backschisch — denn ohne solchen kann man hier nichts sehen — kommt man durch dies Thor, das von einigen Dutzend Kapidschis oder Thürwächtern bewacht ist, in einen weiten etwas erhöhten Hof, wo viele Wohnungen von Beamten und Dienern des Sultans, die sehenswerthe ehemalige, jetzt in ein Waffenmagazin verwandelte Kirche der h. Irene, sowie die Münze sich befinden. Von diesem Hofe tritt man durch ein Thor in einen zweiten, wo der eiserne Mörser steht, in welchem nach der Volkssage die zu einem schimpflichen Tode Verurtheilten lebendig zerstoßen wurden. Das dritte Thor führt zu weitern Gebäuden, und unter anderem auch zur Bibliothek, zu der man jedoch keinen Zutritt erhält. Das ganze Gebäude, das Fremde nicht in allem Umfang durchwandern dürfen, steht größtentheils leer, da der Sultan mit seinem ganzen Hof und Harem den prächtigen, auf dem asiatischen Ufer oberhalb Skutari errichteten Palast Tschiragan bewohnt.

Nicht weit von diesem Serai, etwas gegen Westen, liegt das von dem Eroberer Konstantinopels, Mohammed, erbaute sogenannte alte Serai (Eski Serai), wo gewöhnlich die Frauen und Kinder verstorbener oder vom Thron gestoßener Sultane untergebracht werden. An das Serai stößt auch beinahe der Palast des Großwesirs oder Gouverneurs der Stadt, wo gewöhnlich der Diwan oder große Rath sich versammelt. Die hohe Pforte, welche zu diesem Palast führt, galt für das Wahrzeichen des Reichs und daher der Name „ottomanische Pforte.“ In geringer Entfernung von da steht man die Wohnung des Defterdar oder Finanzministers, und des Aga oder Truppenbefehlshabers.

Von da begaben wir uns nach dem Atmeidan, dem alten Hippodrom, besahen uns die Moschee Achmeds, durchwanderten dann einige enge Gäßchen, sowie einige schöne Plätze, und betraten endlich einen öden, 15 bis 16 Klafter breiten Platz, aus dem wie aus einem tiefen Keller Oeffnungen mit Fensterchen herausschauten. „Hier,“ sagte mir mein Begleiter, „ist das Denkmal Constantins des Großen verborgen, die sogenannte Cisterne der tausend Säulen, die zu Lebzeiten dieses Fürsten angelegt wurde, um das Regenwasser zu sammeln, bevor von seinen Nachfolgern Valens und Valentinian die riesenhaften Wasserleitungen errichtet wurden. Nachdem wir noch einige Schritte weiter gegangen, erreichten wir den Haupteingang, durch den wir auf engen, etwas verdorbenen Marmorstufen in einen unterirdischen weiten, gewölbten Raum eintraten. Kaum war ich eingetreten, so fiel mir die Menge weißer, einige Klafter hoher Säulen auf, auf welche die Wölbung dieses unterirdischen Baues sich stützt, und die, mehr als 600 an der Zahl, in gleicher Entfernung von einander stehen. Diese ganze Cisterne, die von der Volkssage als die Ruine irgend eines heidnischen Tempels angesehen wird, ist jetzt von armenischen und türkischen Bortenwirkern besetzt, welche hier auf Spindeln seidene Gespinnste zurichten. Schade nur, daß diese riesen-

hafte Grotte fast zur Hälfte durch die Nachlässigkeit der Türken mit Unrath verstopft ist, und die feuchten, unangenehmen Dünste, die daraus aufsteigen, den Ort sehr ungesund machen. So fühlten wir, trotz der unerträglichen Gluth einer orientalischen Sonne, die uns namentlich in den engen Straßen gewaltig zusetzte, beide im Innern der Cisterne eine feuchte Kälte, die uns durch Mark und Bein drang.

Als wir aus dem unterirdischen Bau heraustraten, führte mich mein sorgsamer Gefährte, in der Absicht uns zu erwärmen, in eines der Kaffeehäuser, welche die Türken als die Hauptorte geselliger Zusammenkünfte mit dem vollen orientalischen Luxus nach ihrem Geschmack ausschmücken. Fast in jedes türkische Kaffeehaus führt ein offener, auf meist hölzernen Pfeilern gestützter Gang, von dem aus Weinreben hinaufranken. Alle gegen die Straße gekehrten Wände bestehen aus Glastafeln, durch welche man mit Einem Blick alle darin befindlichen Gäste übersehen kann. Im Innern des Zimmers liegen im Kreise an den Wänden herum niedrige mit Saffian bedeckte Sopha's, Kissen und prächtige orientalische Teppiche, auf denen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen sitzen und meist schweigend ihre Pfeifen rauchen oder der lärmenden Musik auf einem Tamburin zuhören. Wir setzten uns nach orientalischer Sitte auf niedrigen, geflochtenen Stühlchen nieder, und alsbald brachte uns der höfliche, ernste Kaffeeschenk in einem großen, rothen Turban den bekannten, dicken, schwarzen Kaffee.

Nicht weit von der ersten Cisterne befindet sich eine andere, allerdings kleinere, aber auf dieselbe Weise gebaute, wo die Türken, wie in der ersten, sich mit Seidenspinnen beschäftigen. Diese Cisterne hieß zu den griechischen Zeiten die Cisterne der 40 Märtyrer nach der gleichnamigen Kirche, welche nahe an dieser Cisterne von dem Despoten Phokas errichtet wurde. Wenn man aus derselben heraustritt, sieht man in der Entfernung eine schwärzliche, gegen 50 Ellen hohe und nahezu eine Klafter dicke Säule, welche sich über den elenden türkischen Häusern erhebt. Diese Säule, welche aus schweren, unter einander verbundenen Porphyrblöcken besteht, und auf einem viereckigen Untersatz von weißem Marmor ruht, wird von den Geschichtsschreibern in die Zeiten Kaiser Constantins versetzt, unter dessen Regierung noch auf ihrer Spitze eine Bildsäule Apollo's stand. Ein Blitzstrahl stürzte die Statue des Phöbus, und die in Stambul so häufigen Brände beschädigten sogar die Säule selbst, welche die Türken nicht ohne Grund die verbrannte Säule nennen, da sie auf den ersten Anblick aussieht, wie ein plumpes, über eine Brandstelle hervorstarrendes Kamin. Von dem ganzen ehemaligen Schmuck sind nur noch dicke, kupferne Reife übrig, welche die beräucherte Säule an einigen Stellen umgürten.

Gegen Süden führte mich mein unermüdlicher Gefährte zur Besichtigung des Ueberrestes einer andern Merkwürdigkeit Konstantinopels. Nachdem wir die neue Brücke überschritten, kamen wir zu dem Hauptbazar von Konstantinopel, dem sogenannten Bezestan, der von den hieher kommenden Fremden vor allem besucht wird. Es ist dies ein ungeheures, nicht weit von dem Serai aufgeführtes, oben völlig gewölbtes Viereck, von dem eine Menge kleiner Kuppeln emporstehen, welche besonders vom Galata-Thurm aus sehr schön sich ausnehmen. Dieser ganze Bau, welcher in sich den ganzen Marktplatz unserer größern Städte aufnehmen könnte, ist von einer

Menge in der Länge und Breite neben einander herlaufender Gänge durchschnitten, in denen alle orientalischen Waaren und orientalischer Luxus sich finden. Weiterhin gegen Westen in geringer Entfernung vom Bezestan läuft in einem Thal zwischen zwei Anhöhen die prächtige, 16 bis 18 Fuß hohe Wasserleitung der Kaiser Valens und Valentinian, ein Ueberrest aus den blühenden Zeiten des griechischen Reichs. Der Anblick dieser vom Alter geschwärzten, stockwerkartig übereinander stehenden, reichlich mit Epheu, als dem Anzeichen des Alters bedeckten Bogen sticht seltsam ab von den hier angehäuften, größtentheils elenden, türkischen Häusern, über welchen diese riesenhaften Arkaden prachtvoll sich erheben.

Weiter die Stadt durchwandernd sah ich noch mehrere der Hauptmoscheen Stambuls nach einander, in die man sich gegen einige Piaster Bakschisch den Eintritt verschaffen kann. Es sind dies meist blutige Andenken von bezwungenen und niedergetretenen Völkern, von verschiedenen Sultanen zum Andenken ihrer Siege errichtet. Ich werde auf keine einzelne Beschreibung aller dieser prächtigen Gebäude eingehen, welche meistens die Namen ihrer Gründer tragen und mehr oder minder in gleicher Weise eingerichtet sind; solcher Moscheen gibt es über hundert, und man könnte mit ihrer Beschreibung ein ganzes Buch füllen. Rechts von der Moschee Solimans (westlich vom alten Serai) erhebt sich auf dem Rande des letzten Hügels gegen Westen die Moschee Mohammeds II., des Eroberers von Konstantinopel; sie ist gegründet zum Andenken des Siegs über das Kaiserreich, und steht an der Stelle der ehemaligen Basilika zu den 12 Aposteln, wo die irdischen Reste Constantins und seiner Nachfolger ruhten. Mohammed ließ nach der Eroberung die Kirche niederreißen, eine Moschee daselbst aufführen, und sich ein Grabmal bereiten. Von diesem Hügel aus hat man eine weite, prächtige Aussicht auf Pera, das goldene Horn, die Admiralität, die süßen Wasser, die nahe am Hafen stehende, prächtige Moschee Selims und die noch prächtigere Dschamie Ejubs, wo der neue Sultan das Schwert des Eroberers umgürtet.

Vom Fuße derselben Anhöhe breitet sich weiterhin gegen Westen der Stadttheil Fanal oder Fanar aus, der Sitz der Griechen, die daher Fanarioten genannt werden. Der Fanar ist sehr arm und in Vergleich zu der großen Bevölkerung Stambuls schwach bewohnt. Der Anblick dieser Ueberreste der alten Griechen weckte in meiner Seele die traurigen Bilder der schrecklichen Scenen, welche im Beginn des griechischen Aufstandes diese stillen Straßen erfüllten. Die erbitterten Türken opferten Tausende ihrer Rachlust, die Hälfte der griechischen Bevölkerung Konstantinopels ging zu Grunde, und ganze Familien verschwanden. Ich wandte meine Augen ab von diesem Orte des Grauens, besuchte auf dem Wege noch die Moschee Kilissi Dschamissi, einst eine griechische von Anastasius errichtete Kirche, kehrte dann, da der Tag sich schon bedeutend zu Ende neigte, über die alte, neben die Admiralität hinführende Brücke nach Pera zurück, und kam endlich glücklich, wiewohl höchst ermüdet, mit der Dämmerung nach dem Kloster zurück.

Am andern Morgen wurde mein bisheriger Gefährte auf meinen Ausflügen durch Geschäfte abgehalten mich zu begleiten, und ich wählte deshalb einen in der Nähe des Klosters wohnenden Polen, der seit vielen Jahren

sich in Konstantinopel von seiner Hände Arbeit nährte, zum Führer. Mit ihm konnte ich nach Herzenslust in meiner Muttersprache reden, und er gab mir auch Nachrichten von einer drei Meilen von Konstantinopel gelegenen, polnischen Kolonie, die ich leider aus Mangel an Zeit nicht besuchen konnte. Wir fuhren über das goldene Horn und landeten an der schmutzigen Vorstadt Balik Basari Kapussi (Fischmarkt) oberhalb des Zollhauses. Das Anlanden ist hier sehr unangenehm wegen des tiefen Morastes, der sich wie ein Moorgrund längs dem Ufer hinzieht. Gleich nach der Landung eilte mein Gefährte auf den nahen offenen Platz, wo eine Menge gesattelter Pferde bereit standen, von denen er für 17 Piaster ein Paar auf etliche Stunden miethete. Diese Pferde, welche die Eigenthümer ruhig dem Fremden anvertrauen, sind hier unerläßlich, da es unmöglich ist durch die engen, mit Menschen vollgestopften Straßen mit Wagen zu fahren. Die Umgebungen Konstantinopels aber zu Fuß zu besuchen, hatte ich weder Zeit noch Kraft, ich mußte also mit oder wider Willen mich zu Pferde setzen. Die krummen Gäßchen, die hier bis an's Ufer heranreichen, sind noch viel ärger als in Pera und Tophana, auf beiden Seiten mit elenden Baracken und Kramläden angefüllt, durch welche sich langsam das Volk in dichter Masse drängt. Ich mußte dabei die Gewandtheit meines Pferdes bewundern, das die auf der Straße umherliegenden Hunde zu vermeiden wußte, denn die geringste Beschädigung eines solchen hätte uns von Seite der Türken Unannehmlichkeiten zugezogen. Wir eilten durch die uns schon bekannten Theile der Stadt hindurch nach dem Schloß der sieben Thürme, das von den griechischen Kaisern am Ufer des Marmora-Meeres erbaut wurde, wo Mauer und Stadtgraben an's Meer stoßen. Das Schloß ist von einer hohen, starken, mit Basteien versehenen Mauer umgeben, und schließt sieben große, theils runde, theils viereckige Thürme ein. Früher diente es als Staatsgefängniß, jetzt ist es öde und vernachlässigt. Hier fand sich das „Kaweny wardyr“ (Bluthaus), wo die fremden Gesandten der Mächte, mit denen die Türken im Kriege waren, eingekerkert wurden, und der „Kankojda wardyr“ oder Blutbrunnen, in welchen die Leichen der Hingerichteten geworfen wurden, die von da in's Meer hinausschwammen. Keines dieser blutigen Denkmäler wußte uns indeß der gegenwärtige Aufseher zu zeigen, auch scheinen sie wirklich später zerstört worden zu sein. Tritt man in einen kleinen mit Thüren versehenen Hof, so sieht man außer einer kleinen Moschee die Reste einer einst prächtigen, jetzt zum Theil vermauerten und beschädigten Triumphpforte, durch welche die griechischen Heerführer Belisar und Narses einst nach erfochtenen Siegen, später die Türken bei der Eroberung Konstantinopels einzogen.

Die mit den Pferdeverleihern verabredete Zeit gestattete uns nicht lange zu bleiben, um die berühmten alten Mauern Konstantinopels auf der Landseite zu besichtigen. Das Thor, durch welches wir auf das Feld hinausritten, nennen die Türken „Top kapussi“ (Kanonenthor), denn über demselben sieht man auf der Stadtseite einige, wie es scheint, steinerne in der Mauer steckende Kugeln. Bei den Griechen hieß das Thor das des heil. Romanus, und hier wurden die riesenhaften Kanonen aufgestellt, welche Mohamed II. durch den Ungar Orban auf freiem Felde gießen ließ, und deren Kugeln weder Mauern noch Thürme widerstehen konnten. Vor diesem Thor, wo auch der letzte Paläologe den Heldentod starb, sieht man die schwärzlichen Mauern eines

großen Gebäudes, das der Palast Konstantins gewesen sein soll und jetzt ein türkischer Chan ist; eine Menge elender türkischer Häuschen drängt sich rund um die Mauern des alten Gebäudes her. Jenseits des Thors führt eine Steinbrücke über den Graben, der einige Klafter Breite und Tiefe hat, und auf der Landseite von dem Marmorameer bis zum goldenen Horn reicht. Der Graben, welcher senkrechte Wände mit Mauerverkleidung hat, war ehemals ziemlich tief, seit der türkischen Eroberung aber hat man Schutt und Erde hineingeworfen, in welcher Nuß- und Feigenbäume üppig gedeihen. Hart über dem Graben auf der Stadtseite erheben sich doppelte, 6 bis 7 Klafter hohe, stark geborstene und zerfallene Mauern, die von fünfzig etwas höhern Thürmen vertheidigt sind.

Bei unserem Ritt um die Mauern zwischen dem Graben und den hier zahlreichen türkischen Begräbnißplätzen bogen wir ab nach einem naheliegenden Maulbeerbaumwäldchen, um die griechische Kirche zu besehen, die hier gemeinhin „Balüklü“, Fischwasser, heißt. Diese Kirche wird von allen Reisenden besucht sowohl wegen der malerischen Lage, als wegen der eigenthümlichen Ueberlieferung, welche das Volk an die hier befindliche Quelle knüpft. Dies stille, melancholische Wäldchen, das schon die alten griechischen Kaiser liebten, ist der gewöhnliche Platz fröhlicher Spaziergänge und Versammlungen der Armenier und Griechen, von denen wir zahlreiche Familien auf dem Wege antrafen. Die auf der einen Seite von einer Mauer umgebene Kirche wurde vor wenigen Jahren auf den Trümmern einer ältern erbaut, auf besondern Betrieb der russischen Kaiser, welche dies Heiligthum mit reichlichen Geschenken dotirten. Tritt man in's Innere, so sieht man neben den Marmorwänden und dem stark vergoldeten Ikonostaß (Bilderschrein) eine versilberte, mit Muslin verhängte Lampe von seltener Größe vor der heiligen Pforte; sie soll ein Geschenk des Kaisers Nikolaus sein. Neben der Kirchenthüre tritt man rechts auf marmornen Stufen zu einer in viereckigem Bassin gefaßten Quelle vorzüglich reinen Wassers, das ein hier sitzender Grieche gegen ein kleines Geschenk den Fremden zum Trinken oder zum Aufbewahren darreicht. Nach der Sage war zur Zeit der Belagerung von Konstantinopel durch die Türken ein Mönch an dieser Quelle im Begriff gebratene Fische zu verzehren, als man ihm die Nachricht brachte, daß Mohamed die Stadt mit Sturm genommen habe. Er wollte es nicht glauben und sagte: eher würden die gebratenen Fische lebendig, als daß die Türken sich Konstantinopels bemächtigten. Als aber die Fische in diesem Augenblick in's Wasser sprangen und zugleich eine ihrer Seiten gebraten blieb, faßte er sich von seinem Schreck und Erstaunen, und soll in prophetischem Geiste gerufen haben, „die andere Seite der Fische werde gleichfalls wieder zum Leben kommen, wenn ein zweiter Konstantin das verlorne Konstantinopel wieder gewinne.“ Als der Sohn des Kaisers, Konstantin, nach Konstantinopel kam, und unter anderem auch diese Kirche besuchte, sollen sich die Griechen in Schaaren um ihn gedrängt haben.

Nicht weit von dem andern Ende der Stadtmauern erhebt sich über dem Griechenquartier oder Fanar auf freiem Felde ein ungeheurer, von einem Graben umgebener, viereckiger Bau mit vier rothbemalten Thürmen, welche namentlich dem, der von der Peraseite herüberschaut, diese Mauern als ein Schloß erscheinen lassen. Es ist die von Selim III. zum Schutz der Stadt gegen die Landseite erbaute Kaserne. Von dem Hügel aus, auf dem dieser

Bau steht, kann man die ganze riesenhafte Breite der Landzunge überschauen, welche Konstantinopel vom Marmorameer bis zu den süßen Wassern im Umfang von nahezu zwei deutschen Meilen einnimmt.

Das jetzige Konstantinopel umfaßt, außer den schon erwähnten mehr als 80,000 größtentheils elenden, hölzernen Häusern, etwa 400 Dschamies, das heißt größere Moscheen, und über 5000 Mesdschids oder kleinere Tempel, etwa 500 höhere Lehranstalten, 1200 Elementarschulen, eine Schule der Mathematik und der Marine, 13 öffentliche Bibliotheken, die größtentheils aus arabischen und griechischen Handschriften bestehen, gegen 40 Chane und Karawanserais und über 1200 öffentliche Bäder. Wie in Pera, so und noch weniger darf man in Stambul eine äußere Pracht, wie in den europäischen Hauptstädten suchen. Jedes türkische Haus ist gewöhnlich nur von einer Familie bewohnt, da das Familienleben der Osmanen nicht gestattet, andern Personen einen Theil des Hauses abzutreten; aus diesem Grunde sind auch die Häuser so zahlreich und so klein. Betrachtet man jetzt die Türken, so ist eine tiefe, in dem schweigsamen Gesicht hervortretende, lethargische Erstarrung sichtbar, und diese hat sich mit einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen Alles, was um sie vorgeht, verbunden. Der Europäer, der jetzt durch Konstantinopel wandert, kann nicht umhin über die Rücksicht zu staunen, mit der man ihm allenthalben aus dem Wege geht, und gegen einen bescheidenen Bakschisch selbst die Dienste anbietet. Ein Franciskaner führte mich in seinem Ordenskleid frei über die Hauptplätze von Stambul, und wir durchwanderten unangefochten die bedeutendsten, ausschließlich von Türken bewohnten Quartiere, wo früher nicht leicht ein Franke sich zu zeigen gewagt hätte, ohne sich einem Steinhagel, und bei der geringsten Beleidigung gegen einen Türken einem sichern Tode auszusetzen.

Das zahlreichste Volk in Stambul nach den Türken sind die Griechen und dann die Armenier. Die Griechen haben trotz der langen Knechtschaft ihre alten Sitten bewahrt. Voll Gewandtheit und Verstand treiben sie Gewerbe jeder Art, namentlich die Schifffahrt; ihnen gehört der größte Theil der leichten Fahrzeuge, welche den ganzen Tag den Spiegel des Bosporus und des goldenen Horns durchkreuzen. Trotz Armuth und Knechtschaft hat das griechische Volk seine alte, schon in den Gesichtszügen sich malende Munterkeit bewahrt, die von dem schweigsamen, düstern Wesen der Türken wundersam absticht. Die Griechen lieben lärmende Gespräche, Musik und Tänze, die sie gewöhnlich bis spät in die Nacht hinein fortsetzen. Das gemeine Volk ist in Bezug auf Fremde, namentlich Reisende, sehr betrügerisch, die höhern Klassen aber nehmen Theil an europäischer Bildung. Am meisten nähern sich den Türken in ihren Gewohnheiten die Armenier, welche sich vor Allem mit dem Handel beschäftigen und zu den reichsten Unterthanen der Pforte gehören. Besonders gilt dies von den nicht-unirten Armeniern, welche viel zahlreicher sind als die Katholiken, und größtentheils in Stambul selbst nach der Seite des Marmorameers hin wohnen. Sie sind, wie die Türken, ernst und schweigsam, und in Gemäßheit ihrer patriarchalischen Sitten besitzt das Familienhaupt fast unbeschränkte Gewalt. Griechen und Armenier stehen selbst in weltlichen Streitigkeiten unter der Jurisdiction ihrer Patriarchen, welche von ihrem Volk die Steuern erheben und an die Pforte bezahlen. Wie allenthalben in der Welt, so findet man auch hier die Flüchtlinge aus Jerusalem,

die Söhne Israels, die größtentheils aus Spanien hieher gekommen sein sollen. Sie mögen etwa 30,000 betragen, sind meistens Karaiten und bewohnen einen sehr schmutzigen Stadttheil, Balata genannt, nicht weit vom Kanal, am Ufer des goldenen Horns, wo sie sich mit der Tröblerei beschäftigen und im Allgemeinen arm sind. Sie haben jetzt ihre Synagoge hier, welche vor einigen Jahren in Folge eines ertheilten Fermans neu hergestellt wurde. Der gewöhnliche Rabbiner sammelt unter anderm eine Jahressteuer von der Gemeinde und zahlt sie an die Türken, welche sich übrigens um das Volk gar nicht kümmern und es geringer als die Christen schätzen. Außer diesen ständigen Bewohnern Stambuls sieht man hier allerlei Leute von verschiedener Farbe, Gestalt und Kleidung, Bewohner Afrika's oder Asiens, welche sich hier des Handels oder um anderer Ursachen willen sammeln. Fast in jeder Straße kann man kohl- oder blauschwarze Neger mit aufgeworfener Lippe durch die Türken sich schmiegen sehen, oder sonnengebräunte Araber, Chaldäer, Maroniten u. s. w. Mehr interessirten mich die hohen, prächtigen Gestalten der Perser und Tscherkessen mit den Adlernasen und den durchdringenden schwarzen Augen, mit rabenschwarzem dichten Haar, das unter der spitzigen, aus astrachanischem Widderfell gefertigten Mütze herunterfällt bis auf die Schultern, in Pantoffeln und seidenen, unsern Schlafröcken ähnlichen Benischen. In dieser Beziehung kann man mit Recht sagen, daß Konstantinopel drei Welttheile repräsentirt.

---

13. Kieff.

Worte vermögen kaum ein ächtes Bild von dieser originellen Stadt zu geben. Schon ihre Lage zwischen dem Gebirg und der Steppe, durch die der Dniepr seine mächtigen Wogen rollt, ist ganz eigen schön. Nicht eine einzige Stadt — eine Vereinigung von Städten scheint sie zu sein, in jedem ihrer Theile wird man an einen andern wunderbaren Ort der Welt erinnert. Dort am Fuße der Berge auf einer Fläche, die sich wie eine Landzunge in den blauen Strom erstreckt, liegt die niedere oder Thalstadt — Podol, von Dol, Thal — mit ihren grünen Dächern und Kuppeln auf weißen Häusern und Kirchen, ihren Gärten, Plätzen, Bazars, Quais und ihrem Walde von Masten, die noch unbeweglich im Eise ruhen und mit den Bergen im Hintergrund, von deren Abhängen und Gipfeln Klöster und Kirchen schimmern. Ueber dieser Thalstadt, die an Neapel oder Konstantinopel erinnert, erhebt sich auf den sonnigen Flächen kahler Berge das Alte Kieff — Staro Kieff, neu glänzend trotz des Namens mit zahllosen Gold- und Silberdomen, mit weißen Kirchen von alter byzantinischer Bauart und mit modernen großen Gebäuden von röthlicher Färbung im griechischen Styl, mit elenden Hütten und neuen hellen Häusern, weit auseinandergestreut auf sandigen Strecken, von jungen Gärten und Anlagen umgeben, eine Erinnerung an Edinburgh oder Athen.

Gegenüber diesen Höhen auf einer andern Bergreihe liegt das Petschersk — die Höhlenstadt (von Petschera, Höhle) oder Stadt der Katakomben, mit den neuen, gelblich schimmernden Festungsgebäuden, die mit ihren zinnenge-

krönten Mauern und runden Thürmen und Rundbogenfenstern und Thoren alten gothisch-normannischen Burgen gleichen, hinter denen sich als Kontrast die Thürme und Kuppeln byzantinischer Kirchen und der hohe Thurm des alten Laura-Klosters erheben, während Villen, Gärten, Baumgruppen die Hänge im Vordergrund bedecken und ein südlich-sonnig-heitres Landschaftsbild darstellen.

Im Thale, das sich zwischen diesen Bergen zum Podol hinabzieht, liegt der vierte Stadttheil, das Kreschtschatik, die Kreuzesstadt, die den heiligen Namen von der nahen Stelle am Strome führt, wo sich das erste Kreuz erhob und Wladimir die heilige Taufe empfing. Aber nicht geistlich sieht der Stadttheil aus, sondern gleicht mit seinen weißen, eleganten Gebäuden auf den Höhen, seinen hellen Häusern und Villen in der Tiefe von Gärten und Bosquets, einem heitern Badeort, welche Aehnlichkeit erhöht wird durch die vielen Cafés, Conditoreien, Modebuden, Equipagen, die man hier im Wohnsitz der vornehmen Welt vorzugsweise sieht.

Eine Fülle prächtiger Ansichten entfaltet sich vor meinen Blicken. Am meisten fesseln meine Augen die goldnen, silbernen und grünen Kuppeln, die glänzend von allen Höhen und Tiefen in den blauen Himmel ragen. In Gruppen und ganze Wälder sind sie zusammengedrängt, oft sechs, acht bis zwölf über einer Kirche strahlend, ein Anblick, doppelt schön, weil sich diese Kirchen nicht bloß nebeneinander in der Ebene, sondern über- und untereinander auf den hohen und niedrigen Bergen erheben. Wie Christbäume mit goldenen und silbernen Früchten aus einer Weihnachtsbescheerung, so ragen diese Kirchen mit ihren glänzenden Domen über die hellen Häuser und grünen Dächer in die blaue Luft empor. Alles sieht so strahlend festlich aus, Alles gibt ein Gefühl vom Morgenlande — diese Kuppeln und minaretartigen einzelnen Glockenthürme, diese hellen Häuser mit niedern Dächern, Balconen, Säulen, grünen Jalousien, fast immer zwischen Gärten und Bäumen malerisch auseinandergestreut, in wenige regelmäßige Straßen aneinandergereiht — diese Weite, diese Freiheit, dies Athmen der Bergluft, dies Erblicken der Natur mitten in der Stadt! Hier gibt es keine engen Gassen, keine dunkle Winkel und kellerartige finstere Häuser, kein Versteck für das Laster und keine verborgene Höhle für menschliches Elend, wie in andern großen Städten. Die reine Luft durchdringt Alles, das klare Auge der Sonne sieht überall hin!

Eine Menge großartiger Privat- und Gouvernementsgebäude, meist im altgriechischen Geschmack gebaut, zeichnen sich unter den übrigen aus, und werden, häufig auf freien Höhen gelegen, weithin gesehen. Alles ist neu, wie eben aus der Erde emporgewachsen; die Häuser und Kirchen werden jährlich neu angestrichen, die Dome häufig neu vergoldet. Man meint in einem frischen Frühlingsgarten zu gehen. Die höchste Reinlichkeit herrscht auf Straßen und Plätzen; unaufhörlich sieht man sie kehren, leider freilich von Gefangenen mit rasselnden Ketten. Kein Grashalm wächst zwischen den schmalen, glatten Ziegeln, aus denen die Trottoirs zusammengesetzt sind.

Auf allen großen Plätzen sprudeln Brunnen und Fontänen, um die sich das Volk drängt; elegante Laternen, in denen freilich noch keine Gasflammen leuchten, und die kleinen Häuser der Straschnicks (Straßenaufseher) sind in regelmäßigen Entfernungen angebracht. An allen Ecken stehen Iswoschniks

(Fiaker) bereit und bieten dringend den Vorübergehenden ihre Dienste an. Das eigentliche russische Gespann sieht man hier in vollem Glanze; überall rollen reiche Equipagen mit vier, sechs und acht schönen Pferden mit Vorreiter und bärtigem Kutscher in altrussischer Tracht.

Hier erst fühlen wir uns in einem fremden Lande, hier erst ist das wirkliche Rußland, ja vielleicht nirgend so wie hier, in der Wiege seiner Religion, dem Ziele seiner Pilger, dem slavischen Rom. Wohl verdient Kieff diesen Namen, auch wegen seiner Lage, seiner Umgebung. Dort die weite unbewohnte Steppe, in deren Mitte die Stadt thront wie eine einsame Wüstenkönigin — das ist die Campagna. Jene blauen Berge mit manchem Kloster und Gemäuer gekrönt, sind die Albaner Berge und wie die ewige Stadt sich auf ihre sieben Hügel, so hat auch diese sich mit Kirchen und Häusern auf die kahlen Höhen gelagert. Hier wie dort hört man Tag und Nacht die Glocken von hundert Kirchen und Klöstern; hier wie dort ziehen unaufhörlich Pilgerschaaren durch die Straßen und lagern an den Kirchen und Brunnen, und hier auch wandeln allerwärts Nonnen und bärtige Mönche in dunkler Verhüllung. Ja um diese Aehnlichkeit mit der italienischen Hügelstadt noch lebhafter zu fühlen, sieht man überall Männer und Frauen mit Körben am Arm und auf der Schulter, in denen die Orangen, die sie zum Verkauf bringen, so goldig frisch glänzen, als hätten sie in ihren eigenen Gärten sie gepflückt.

Menschen, Sprache — Alles scheint mir fremdartiger hier als in Volhynien. Ein bärtiges Volk umgibt uns; aber die Juden, die wir in den polnischen Städten in solcher Menge sahen, sind nicht mehr darunter; statt deren sahen wir Tataren, Kosaken, Tscherkessen und zahlreiche schwarz gekleidete Mönche und Nonnen. Die traurigste Erscheinung, der Schatten in all den heiteren Bildern, sind die vielen Gefangenen, die in die Festung transportirt oder zu den Straßenarbeiten gebraucht werden, so daß man das Kettenrasseln fast eben so viel hört wie das Glockenläuten.

In unsrem Haus in Kreschtschatik mitten in der eleganten Welt, dem schönen öffentlichen Garten gegenüber, ist's uns schon ganz heimisch, aber außer dem Hause wird man umrauscht von einem Meer von Neuigkeiten und fühlt sich unendlich weit von allem Gewohnten, Bekannten.

Begleitet mich denn auf einigen Wanderungen durch diese neue Welt: laßt uns zuerst aus unserm Kreschtschatik hinabgehen an das tiefer gelegene Podol. Wir wandeln auf einer breiten, großartig angelegten, von Wagen und Fußgängern belebten Straße, die in sanften Windungen den Berg hinabgeht. Zur Seite links gehen die Berge des Staro Kieff steil empor und rechts senkt sich die Höhe zum Dniepr nieder. Da aus einer kleinen Schlucht voll Gestrüpp und Tannen erhebt sich ein Monument, ein unschöner, schwerfälliger Obelisk; er ruht auf einem hallenartigen Unterbau, unter welchem eine Art Taufbecken steht, und trägt auf seiner Spitze ein Kreuz. Dahinter ruht der Dniepr, noch vom Eis gefesselt, jenseits die Steppenwälder, und auf beiden Seiten im Vorgrund steigen kahle Bergrücken empor. Hier ist die Stelle, von wo die Sonne des Glaubens und der religiösen Gesittung zuerst für Rußland aufging. Von hier stieg im Jahre 1000 Fürst Wladimir zum Strome hinab, und empfing von griechischen Geistlichen die heilige Taufe. Hier war es, wo er im Augenblick der Christenweihe das verlorene

Augenlicht wieder erhielt, hier auch, wo seine Unterthanen von nahe und ferne sich sammelten und nach dem Gebote und Beispiel des Herrschers durch das Wasser des geheiligten Stromes für ein neues Leben geweiht wurden.

Das Podol ist belebter als die übrige Stadt; hier wohnen die Handwerker und Kaufleute; alles regt sich in Handel und Betriebsamkeit. Vor den Thüren großer Magazine stehen die Kaufleute mit bärtigen, frischen, freundlichen Gesichtern und laden zum Kaufe. In den großen Gewölben sieht man wenig elegante, aber solide Waare, besonders in Eisen und Leder aufgehäuft.

Die Häuser, meist durch Gärten von einander getrennt, stehen hier in regelmäßigen Reihen und ziehen sich vom Fuße der Berge bis zum Dniepr, der ihnen durch häufige Ueberschwemmungen gefährlich wird. An seinem Ufer sind kleine Häfen, die Quais, große Waarenhäuser und Werkplätze der Schiffsbauer. Inmitten des weiten Marktplatzes liegt der Gostinoy-Dowr, der Verkaufs-Bazar der einheimischen Kaufleute, ein großes Viereck aus doppelten Reihen von Verkaufsläden und Hallen gebildet.

Die Magazine sind reich ausgestattet, besonders die mit den Hauptprodukten der Gegend, den Confitüren und getrockneten Früchten. Bis an die Decken hinauf sind die riesenhaften Glasbüchsen über einander gethürmt mit allen Arten von eingemachten und trockenen Birnen, Kirschen, Melonen, Nüssen u. s. w. Ganze Berge von Zuckerhüten erheben sich, und neben ihnen Massen großer chinesischer Theekisten mit den originellen Lackmalereien. Die Waaren und die Verkäufer — alles sieht nett und tüchtig aus. Diese Kaufleute, zum Theil sehr reich, behalten doch die Gewohnheit bei, unaufhörlich aus ihren Buden zu springen, um die Vorübergehenden aufs Freundlichste zum Eintritt zu laden. Von den offenen Hallen vor den Magazinen blicken wir über den Markt auf die zerklüfteten, schon grünenden Berge und die vom Frühlingssonnenglanz überstrahlte Andreaskirche, die sich auf dem höchsten Punkte erhebt.

Unter den vielen Kirchen des Podol, die meist mit Klöstern verbunden, von großen Vorhöfen umgeben sind, ist die Bratzki-Kirche die am meisten besuchte und berühmt wegen ihres Chorgesanges. Wir treten in ihren Vorhof, an dessen Pforte Eßwaaren und verschiedene Heiligenbilder verkauft werden. Drinnen ist es still und feierlich.

Brunnen plätschern, Vögel zwitschern in den kahlen Bäumen; in den offenen hochgewölbten Gallerien der Klostergebäude wandeln schwarzgekleidete Mönche oder Seminaristen; es sieht aus wie ein italienisches Kloster, gehörte auch früher den Jesuiten. Die Kirche inmitten des Hofes von prächtig schwerfälliger Bauart ist verschlossen; aber selbst die geschlossene Thür fesselt uns durch ihre goldenen Zierrathen und die darein gefügten byzantinischen Malereien, unter denen ganz liebliche, sanfte Engelsköpfchen uns anlächeln. Der Vesper-Gottesdienst findet in der nahen kleinen Winterkirche statt, deren eine zu jeder großen Kirche gehört. Wir sehen in ihrem engen Raum eine zahlreiche Menschenmenge aus allen Ständen. Alle stehen und bleiben in dieser Weise viele Stunden lang, selbst die zartesten elegantesten Damen. Gelbe Kerzen brennen vor den Bildern und in Aller Händen, so daß ein starkriechender Dampf den ganzen Raum erfüllt und die Luft noch mehr verdichtet. An den zahlreichen Madonnen- und Heiligenbildern sind meist nur

die Köpfe gemalt, die Gewänder und Hüllen aber von wirklichem Goldstoff an jene befestigt; einige gelten für besonders wunderthätig und sind schon ganz geschwärzt von den Küssen, die ihnen auch jetzt die Menge unaufhörlich zutheilt.

Vor der Pforte des Altars, dem nur Männer sich nahen dürfen, stehen zwölf Priester mit langem Haar in schwarzen, mit Silber besetzten Talaren, hohe Kerzen haltend und recitativartig das Evangelium lesend. Dazwischen tönt der eigenthümliche schöne, meist aus Kinderstimmen gebildete Chorgesang.

Nach der Vesper weilen wir noch lange im Klosterhof und sehen die Mönche und Priester, mit ihren wallenden Haaren und langen Bärten wie Apostel anzusehen, da und dort noch durch die Gänge wandeln und durch die Pforten der Klostergebäude verschwinden. Wir blicken über die Mauern hinweg auf die mit dem ersten feuchten Grün bedeckten Berge des Podol, auf die zerrissenen gelbbraunen Schluchten, die sie unterbrechen, und auf die weißen Kirchen und goldnen Dome, die ihre Gipfel krönen. Am Himmel ziehen Frühlingswölkchen, die Luft ist weich und lau, man fühlt sich froh und wehmüthig in dieser wunderbar fremdartigen Welt, in die man so plötzlich und zu so kurzem Genießen versetzt ist.

Aus dem Podol gehen wir die Berge hinan zum Staro Kieff, mächtig angezogen von einer lieblichen Kirche, die schon während des ganzen Weges über uns schwebte und uns hinauf winkte. Wie hingehaucht in die blaue Luft leuchtet sie auf der Bergspitze — diese schöne Andreaskirche mit ihren fünf schlanken, graziösen Thürmen, von denen der eine höchste sich inmitten der vier erhebt, mit den einfach eleganten Ornamenten und den leichten Kuppeln — Alles so anmuthig, luftig, recht im Gegensatz zur schwerfälligen Bauart der andern Kirchen, die unter und neben ihr mit ihren massiven goldenen Domen ruhen, wie alte Königinnen in überladenem Schmuck neben einer lieblichen jungen Fee. Alles an ihr ist einfach schön, wie die Formen so auch die Farben; das Gebäude weiß, die Kuppeln Silber, die Verzierungen dunkle Bronze. So schwebt sie wie eine weiße Taube, wie eine Verheißung himmlischen Friedens über der Stadt, und ist das Schönste, was wir bis jetzt in dieser sahen. Das Innere ist einfach heiter, wie das Aeußere, verschieden von der dunkeln Pracht der übrigen russischen Kirchen. Auch die Lage ist sehr schön. Von der Straßenseite steht sie auf dem Kloster, das in den Berg hineingebaut ist, der sich auf der andern Seite mit Klippen und Rissen bis zum Podol hinunterzieht. Eine breite, prächtige eiserne Treppe führt von der Straße empor, zu der ebenfalls mit Eisencarreaus belegten Plattform, die das Dach des Klosters bildet und die Kirche umgibt. Diese Plattform ist der schönste Aussichtspunkt in Kieff. Wie ein weites Panorama erblickt man von hier die Stadt und Umgegend, unten das heitere Podol, weiter den Strom und die Steppe. Auf der andern Seite sieht man Berge, Felsenhänge wild durcheinander liegen, Kirchen, Klöster auf den Gipfeln, einzelne Häuser auf den Abhängen, malerische Hütten in den entfernten Thälern zerstreut, und waldige Schluchten dazwischen hingestreckt.

Eine wahre Paradiesesluft weht hier oben, der reine frische Hauch aus Osten! Diese schöne, von einem italienischen Architekten bereits unter der Kaiserin Elisabeth gebaute Kirche wird vom Volke „die Klanglose" genannt, weil sie nicht, wie die übrigen russischen Kirchen, einen besonderen Glocken-

thurm besitzt. Unter und neben ihr aber tönen eben die Vesperglocken aus verschiedenen Kirchen mit lautem und mächtigen Klange.

Wir steigen zu einer dieser alten Kirchen hinab, zu der zum Michaelskloster gehörenden Kirche St. Barbara, die hier, wie St. Andreas dort, begraben ist. Auch diese Kirche ist ein schwerfälliges Bauwerk, und hat einen Wald von Goldkuppeln zu tragen. Vor der Pforte des Vorhofes lagern Pilger und Bauern, und trägt man weiße Brode und Bretzeln zum Verkauf; in der Thorhalle stehen Buden mit Amulets und in Holz geschnitzten Heiligenbildern und Crucifixen und Kerzen. An den zu beiden Seiten des Thores einen offenen Halbkreis bildenden Vormauern sehen wir alte Fresken, theils zwischen neuen hervorschimmernd, die darüber gemalt und wieder abgelöst sind. Es sind Gruppen von sterbenden Heiligen, trauernden Frauen und Männern, tröstenden Engeln, manche zarte liebliche Köpfe darunter, wie aus Bildern von Giotto und Fiesole. Auch das Paradiesesgärtlein ist gemalt mit saftgrünen Bäumen und röthlichen Aepfeln, und Petrus an der Pforte mit mächtigem Schlüssel und bittenden Gestalten zu seinen Füßen.

In der Kirche herrscht dunkle, geheimnißvolle Pracht. Die Wände sind bis zur Wölbung mit Gold und Silber bedeckt. Zwischen den phantastischen Arabesken sieht man von der Zeit geschwärzte, in Juwelen gefaßte Heiligenbilder. In höchster Goldpracht erglänzt die Wand, die den Altar verbirgt und pyramidalisch in die Höhe geht und auf ihrer Spitze hoch über der Altarpforte ein Kreuz trägt. Die Kerzen und einzelnen Lampen vor den Heiligenschreinen und Bildern heben das Dunkel des übrigen Raumes noch mehr hervor. Ein zauberhafter Wechsel von Licht und Schatten, von Helligkeit und Finsterniß, der seinen Eindruck auf den Beschauer nicht verfehlt, erfüllt das Innere, Gott selbst scheint sich unter dieser geheimnißvollen Pracht zu verbergen. Noch mächtiger sind die Seitenkapellen, in deren eine wir treten, von feierlich dumpfem Gesange angezogen; in der Mitte erhebt sich das Grabmonument der Heiligen schwarz bedeckt, von goldenen Bogen überwölbt. Erst nach und nach gewöhnen sich unsere Augen an das Dunkel, und sehen an den vier Ecken des Katafalkes vier Mönchsgestalten aus der Nacht hervortreten. Alles an ihnen bis auf das Gesicht ist schwarz, die langen Talare, die hohen Mützen, die Tücher oder Schleier, die an diesen zu beiden Seiten herabwallen, die langen Haare und Bärte und die Augen mit dem eigenthümlichen fanatischen oder schwärmerischen Blick. Man meint zu träumen und in einer andern Welt zu sein, aus der alle Tagesgestalten, alles bis dahin unter der Sonne Bekannte verschwunden ist.

An noch andern Kirchen und Klöstern vorüber, zwischen denen viel Mönche hin- und herwandeln, kommen wir zum Rand des Berges, wo die katholische Kirche liegt, ein einfaches weißes Gebäude, gleich den russischen Kirchen von grüner Kuppel überwölbt. Auch das Innere ist einfach mit wenigem Bilderschmuck. Außen aber auf dem freien Vorplatz und auf diesem ganz offenen, mit jungen Anlagen geschmückten Berghang hat man eine reizende Aussicht auf die Villen und Baumgruppen des Kreschtschatik, auf den öffentlichen Garten, der jenseits die Berge schmückt, auf den Dniepr und das Wladimirmonument zu seinen Füßen und auf die Thürme und Gebäude des Petscherski, die das Kreschtschatik überragen.

Einige Tage später gehen wir von einer andern Seite nach Staro Kieff

hinan, durch eine weite Esplanade, die vom Ende der langen Kreschtschatikstraße den Berg hinaufführt, auf dessen breiter Fläche die Universität liegt, ein großes neues Gebäude in griechischem Styl, ganz das Ebenbild der Münchner Pinakothek, ihr ähnlich auch durch die röthliche Farbe seiner Mauern, die sich so kräftig am dunkelblauen Himmel abzeichnet. Gewaltige jonische Säulen tragen das Frontispice, in welchem der kaiserliche Doppeladler schwebt.

Ein breite Vortreppe, gleich der Flur, den Stiegen, Corridors des Hauses mit Eisenplatten belegt, führt zum hohen Portale. In kleiner Entfernung zur Linken erhebt sich das Gymnasium, ein herrliches großartiges Gebäude in edlem Palaststyl, dessen großer Hof ein prachtvolles Eisengeländer umschließt. Auf den übrigen Seiten blickt man frei über kleine Häuser und Gärten in der Nähe, auf ferne kahle oder wildbewachsene Berge. Auf den jenseitigen Höhen lagert malerisch das Petscherski, von den bergartigen Festungsgebäuden überragt. Auch hier oben trinken wir in vollen Zügen die reine alpenfrische Luft.

Das Innere der Universität ist großartig wie das Aeußere, weite Treppenhallen, hochgewölbte Gänge, Alles rein, luftig, frei, an den Wänden häufig Becken, in die man durch den Druck eines Hahnes frisches Wasser leiten kann. Wir durchgehen alle Räume, die verschiedenen Hörsäle, die eleganten großen Säle der Bibliothek, deren größter Theil aus den hieher versetzten Büchersammlungen von Krzemienice und Wilna besteht, den Zeichensaal mit einer kleinen Gemäldesammlung, den Fechtsaal mit weiter Aussicht auf die Berge, das Naturalienkabinet, den Ballsaal mit einem lebensgroßen Bilde des Kaisers, die griechische und die katholische Kapelle in den beiden runden Eckthürmen und endlich die großen Gewächshäuser, wo wir uns an den einheimischen, duftenden Veilchen und Rosen, und den Palmen und Cactus und andern Gewächsen fremder Zonen freuen.

Von hier gehen wir zwischen dem Gymnasium und neu begonnenen großartigen Bauten (ein Kadettenhaus und ein Progymnasium) durch viele öde Straßen mit zerstreuten, neuen oder im Bau begriffenen Häusern, zwischen denen wüste Plätze, steinige kleine Schluchten und viele arme Hütten liegen, und in denen neben den Menschen auch Kühe und andere vierfüßige Wanderer spazieren.

Dort auf kahlem, steinigen Hange stehen die Mauerreste des goldenen Thores, das Thor des alten Kieff, an das der Polenkönig Boleslav Chrobry bei der Eroberung der Stadt dreimal mit seinem Schwerte schlug zum Zeichen, daß er Einlaß begehre oder erzwinge. In diesen Resten der Thorwölbung, die man in neuerer Zeit durch Eisenstangen vor dem Einfallen gesichert hat, sind die Steine regelmäßig, fast mosaikartig nach Größe und Farbe an einander gefügt und durch Mörtel verbunden. In der Nähe steigen viele goldene Kuppeln empor, und jenseits breitet sich heiter das elegante Kreschtschatik und Petscherski über Berg und Thal. Weiterhin wird uns ein Mauerrest aus gebrannten Ziegeln als Ruine der schon von Olga erbauten Kirche der St. Irene, der ersten Kirche von Kieff, gezeigt.

Dieser Steinhaufen und jene Thorruine sind die einzigen Ueberreste des alten Kieff, dessen Gebäude, nur aus losem Material, Backsteinen u. s. w. aufgeführt, in den verschiedenen Einfällen und Eroberungen durch Polen,

Tartaren u. s. w., gänzlich untergingen, so daß dies jetzige Kieff sich wie ein Phönix ganz neu aus der Asche des alten erhoben hat; selbst die ältesten Kirchen sind auf den Trümmern noch älterer erbaut. Auf dieser Seite allein lag damals die Stadt, die sich jetzt auch auf den jenseitigen Bergen ausbreitet; hier stand die alte Burg der Fürsten von Kieff, und darum hat dieser Theil noch jetzt den Namen des „Staro Kieff.“

Hier auch ganz in der Nähe jener Trümmer steht die St. Sophienkirche, die älteste der Stadt, von Jaroslaw erbaut, ein großes Gebäude, dessen schwerfällige Architektur uns wenig anzieht, und dessen hoher, etagenartig aufsteigender, weißer, mit grün bemalten Schnörkeleien überladener Glockenthurm ganz chinesisch aussieht. Die wegen Restauration verschlossene Kirche wird für uns geöffnet; aber viele Fenster sind zugesetzt, überall Gerüste aufgestellt, so daß der große Raum verdunkelt und verengt, und dabei mit einer kalten, einer wahren Grabesluft erfüllt ist. So beeilen wir uns, alle die Merkwürdigkeiten zu sehen, die uns unser Führer zeigt, ein alter Priester, mit langem eisgrauen Bart und Haar, und breitkrämpigem grauen Filzhut. Wir sehen in die Decke eingefügt uralte byzantinische Mosaiken, aus Konstantinopel hiehergebracht, darunter einen kolossalen Christuskopf, ferner interessante Fresken an den Wänden, erst kürzlich durch Ablösen des späteren Mauerbewurfes entdeckt; sie sollen aus dem 11ten Jahrhundert stammen, da diese Mauern noch von jener Zeit her stehen. Es sind lauter einzelne Gestalten, einzelne Köpfe von Heiligen, die uns oft an die der alten niederrheinischen Meister erinnerten; die Figuren nur sind meist steif und leblos, die Gesichter und Hände aber häufig von wahrem, lebensvollen Ausdruck.

Auch das Grabmonument des Jaroslaw wird uns gezeigt, ein über seiner Gruft in einem Kapellenwinkel stehender steinerner Sarg mit Sculpturen in Relief, Fische und anderartige Thiergestalten darstellend, auch ein Werk altrussischer Kunst aus dem 11ten Jahrhundert.

Viel bleibt uns noch zu sehen übrig in diesem weiten, düsteren Raum, über dem sich die mit goldenen Sternen bedeckte Kuppel wie ein tiefdunkler Nachthimmel wölbt.

Ebenso interessante Eindrücke bieten die Spaziergänge durch das Petscherski, zu dem mehrere Straßen aus den Kreschtschatik emporführen, alle mit freundlichen, neuen Häusern und verschiedenen, großen Gebäuden, wie das kaiserliche Fräuleininstitut, die Münze u. drgl. besetzt. Durch eine dieser Straßen gehen wir den Berg hinan, oft rückwärts blickend auf die Berge gegenüber, wo die goldenen Kirchenkuppeln des Staro Kieff glänzen und die schönen Gebäude der Universität und des Gymnasiums das Auge fesseln, während unter und um uns die hellen Häuser liegen, wie weiße Blumen mit grünen Blättern über Thäler und Höhen gestreut. Oben auf der Bergfläche ziehen sich lange, gerade Straßen hin, deren Häuser und Paläste freundliche Gärten mit hohen Bäumen von einander trennen, und die wenig und nur zu bestimmten Stunden von der vornehmen Welt belebt sind. Wir gehen hindurch bis an die andere Seite des Berges, wo wir weit hinblicken über die Steppe, die sich mit ihren in Blumenduft gehüllten Wäldern meeresgleich bis zum fernen Horizonte dehnt. Wie ein Theil von ihr, ruht der Dniepr noch erstarrt zu unsern Füßen; nur ein schmaler, ungefrorner Streifen windet sich wie ein blaues Band in seiner Mitte hin. Hier beginnen

die Festungsgebäude. Eine eiserne Zugbrücke, über tiefer Bergschlucht hängend, führt zu dem prachtvollen, hochgewölbten Thor; über dem Portal schwebt der Doppeladler in Eisen gegossen, gleich den Säulenknäufen, Ornamenten, Barrieren. Ringsum steigt das Gemäuer empor mit Thürmen und Zinnen und schmalen Bogenfenstern, alles glänzend neu, großartig, wie für die Ewigkeit gebaut. Man fühlt hier und überall, daß man im Lande eines großen, reichen Kaisers geht. Ueberall, an Wällen, Gräben, Mauern sind Arbeiter, Ketten tragende Sträflinge beschäftigt. Von ferne winkt über andere Festungsgebäude das goldene Haupt des Laurathurmes, des höchsten im Reiche. Wir gehen auf ihn zu bis in die Mitte der Festungsgebäude, einen langen, langen Weg, über verschiedene Zugbrücken an Gräben und hohen Wällen vorüber, die, mit Gesträuch und grünenden Rasen bedeckt, Parkanlagen gleichen. Wir sehen Kasernen, Kornmagazine, das Arsenal, die Wohnungen zahlreicher Beamten und Offiziere, unendliche Gefängnißgebäude, viele Kirchen — eine ganze eigene Welt, von der wir doch nur einen Theil heute sehen, da sie sich über mehrere Berge erstreckt; die einzigen Bewohner dieser Welt scheinen Soldaten, Gefangene und Mönche; diesen allen begegnen wir in Menge, und hier wieder treffen unser Ohr unaufhörlich die kontrastirenden Klänge des Kettenrasselns und Glockenläutens.

In der Mitte der Festungswerke liegt das heilige Lawra- (Laura) Kloster mit seiner uralten Kathedrale, eine der ältesten Rußlands. Auch hier treten wir in eine neue eigene Welt, auf die uns die Fresken an den Mauerwänden vor dem Thore vorbereiten; da sehen wir in bunten Farben den Metropolit in aller Pracht seines Amtes aus den Katakomben schreiten, gefolgt von einer Schaar von Heiligen und Priestern mit Bärten, Haaren und Physiognomien gleich denen der lebenden Mönche um uns, und sehen unter ihnen Kieff liegen mit funkelnden Kuppeln und dunkelblauem Strom, und hellgrünen Gärten, lustig, bunt gemalt.

Wir treten in den großen Vorhof und fühlen die Welt draußen weit hinter uns. Weiße Klostergebäude mit grünen Dächern, über welche viele Thürme und Kuppeln und goldene Kreuze emporragen, umschließen ihn von allen Seiten; kleine wohlgehaltene Gärten ziehen sich an den Mönchswohnungen hin. Alte Nußbäume beschatten den weiten Raum; grüne Bänke unter ihnen laden zur Ruhe; mit Steinplatten belegte Pfade durchkreuzen ihn; schwarzgekleidete Mönche, zahlreiche Pilger und Bettler wandeln auf ihnen. Rechts erhebt sich der einzeln stehende mächtige Glockenthurm, der höchste Thurm im Reiche, von dessen Spitze man eine weite Aussicht über Stadt und Land hat und von dem die Sage erzählt, daß er während des Baues sich tief in die Erde versenkt hatte, aber als die Kuppel mit dem Kreuze vollendet seine Spitze krönte, plötzlich wieder emporstieg, erhoben durch die himmlische Macht dieses Kreuzes, die den Bösen, der das fromme Werk zerstören wollte, überwand.

In der Mitte des Hofes steht die Kirche von eigenthümlich schwerfälliger Architektur. Die untere Mauerwand der Façade ist von schnörkelhaft geformten Bogen überwölbt, hinter denen bunte Fresken hervorschimmern und über die sich die zahlreichen, weißen Thürme mit ihren gleich schwerfälligen Kuppeln erheben. Diese Façade wird durch den Eingang in zwei Hälften getheilt, durch welchen dieser offene Gang zur Pforte führt; seine Seiten-

wände sind mit bunten, auf Goldgrund gemalten Fresken bedeckt, und eben solche zwischen die goldenen Zierrathen der Pforte eingefügt. Im Innern der Kirche herrscht geheimnißvolles Dunkel, das selbst die vielen Lampen und Kerzen nicht erhellen können. Erst nach und nach erkennen wir die ganze Pracht des Raumes. Die Wände sind bis hochempor mit Goldarbeit bedeckt, die nicht blos prächtig, sondern kunstreich ist — Engelsköpfchen, Trauben, Früchte, Ranken, Blätter, in deren Mitte Heiligenbilder schimmern, in blitzende Diamanten gefaßt. Dies viereckige Mittelschiff steigt in der Höhe zu einer gewaltigen, mit Goldsternen bedeckten Kuppel empor. In der Mitte öffnet sich eine Art Thor zum Heiligthum, wo Kerzenglanz den der Gemeinde verborgenen Altar andeutet. Ueber dieser Stelle erhebt sich die goldverzierte, pyramidenartige Wand und auf ihrer Spitze nahe der Kuppel glänzt ein goldenes Kreuz. Kolossale Kandelaber, prächtig in Silber gearbeitet, hängen von der Decke nieder. Noch geheimnißvoller und eben so prächtig ist es in den beiden Seitenkapellen, wo Reliquien und wunderthätige Heiligenbilder in Särgen und Schreinen bewahrt, vom Volke geküßt und von schwarzen Mönchen mit bleichen Gesichtern bewacht werden.

Beim Hinausgehen blicken wir von den Stufen noch einmal zurück auf die dunkle Pracht und die demuthsvoll gebeugte Menge, über die sich eben von der Decke langsam ein kolossales, in Gold geborgenes Heiligenbild niedersenkt.

Draußen überfallen uns Schaaren von Bettlern, wie man sie in der Nähe aller Kirchen findet, wo sie fast den ganzen Tag zubringen, sicher, außer dem Almosen der Andächtigen, auch Speisung in den nahen Klöstern zu erhalten.

In einem der nächsten Gebäude befindet sich die Druckerei des Klosters, wo unter Leitung der Mönche religiöse Bücher in der heiligen slavonischen Sprache gedruckt werden, meist in großem Format mit großen Lettern auf starkem Papier, die Anfangsbuchstaben häufig mit farbigen Schnörkeln verziert. Auch eine Buchhandlung ist in der Nähe, wo jene Gebet-, Evangelien- und Legendenbücher ebenfalls von Mönchen verkauft werden; ferner ein Magazin von Heiligenbildern, Kruzifixen u. drgl., wo man die verschiedensten dieser geheiligten Kunstarbeiten und darunter viele recht schön in Cedernholz geschnitzte Gegenstände findet, die aus den Händen ungelehrter Bauern hervorgegangen sind.

Zur Stärkung nach allen den Wegen bitten wir an einer Zellenthür um Kwas und Brod, Gaben, welche die Mönche jedem um Gotteswillen reichen, weshalb ihre Thüren immer von Pilgern und Bettlern belagert sind. Dann kehren wir, wie aus einem Traum erwacht, aus dieser fremden, originellen in die wohlbekannte, gewohnte Welt des Kreschtschatik zurück.

In diesem Kreschtschatik mit seinen modernen Häusern, seiner eleganten Welt, seinen französischen und deutschen Kaufläden, seinen modistes, tailleurs, confiseurs, coiffeurs etc. de Paris, de Petersbourg, de Vienne, geht man ganz ohne Aufregung und fremdartige Eindrücke, wie in irgend einer heimischen Hauptstadt, und nur die goldenen Kuppeln, die hie und da über die Häuser an den Bergen herniederglänzen, erinnern an die Fremde. So begegnen sich das moderne und das alte, das kirchliche und weltliche, das volksthümliche und vornehme Rußland in diesem Kieff als wunderbare Ge-

gensätze, eben so wie in der Umgegend die öde Steppe und das romantische Gebirge wie zwei verschiedene Welten sich gegenüberliegen.

Man hört russisch und polnisch, französisch und deutsch in diesen Kreschtschatikstraßen sprechen, ja deutsch fast eben so viel, wie in unseren hochgebildeten, von fremden Zungen wiederklingenden Hauptstädten. Viele Fabrikanten, Kaufleute, Handwerker sind Deutsche; viele Beamte, Offiziere, Lehrer aus den Ostseeprovinzen hergekommen; so ist auch die deutsche, protestantische Gemeinde zahlreich, deren kleine, hölzerne Kirche nicht durch Thurm oder Glocken, nur durch ein Kreuz von außen als solche bezeichnet, an einer der Bergstraßen über dem Kreschtschatik steht.

Auf den Bergen, die sich zwischen der Hauptstraße des Kreschtschatik und dem Dniepr hinziehen und bis zu ihm hinabgehen, liegt der kaiserliche, öffentliche Garten mit Alleen und Waldpartien, deren Sommerschönheit wir uns jetzt schon denken, über Höhen und Schluchten gebreitet und die verschiedensten Aussichten bietend, hier auf das Staro Kieff mit seinen goldenen Kuppeln, dort auf die zierlichen Häuser und Gärten des Kreschtschatik, und da drüben am Bergrande auf die weite Steppe und den öden Strom, auf die ganze unendliche, durch keinen Laut unterbrochene Einsamkeit, in der das heitere Podol zu unseren Füßen als einziges Lebensbild erscheint.

Schon wehen laue Winde, schon ist das blaue Band im Dniepr breiter geworden; bald wird selbst die öde Steppe grünen und der Frühling mit bekannten Farben und Tönen die Fremde schmücken und uns heimisch in ihr machen. —

Nach vielen feuchten Apriltagen ist das Wetter frühlingshell geworden; der Dniepr hat sich vom Eise befreit und dehnt sich in glänzendem Blau bis weit hinüber zur Steppe. Es ist herrlich jetzt zu gehen in klarer, östlicher Luft unter goldenen Kuppeln, auf grünenden, veilchenduftenden Bergen! — Schön ist es auch bergauf und bergab durch die hellen Straßen zu fahren an einem Festtag besonders, wo geputzte Menschen und reiche Equipagen alles beleben, und wo da und dort von allen Höhen und Tiefen unter funkelnden Kuppeln die Glocken weithin tönen, oder am späten Abend, wo die Stadt so zaubervoll im Mondlicht erscheint, das da und dort die freiliegenden, weißen Gebäude hervorhebt und einen Silberschein auf die Kuppeln gießt, und Berge und Kirchen mächtige Schatten auf Thäler und Flächen breiten läßt.

Die Straßen beleben sich immer mehr. Wie bunt sieht es schon unter unseren Fenstern im Kreschtschatik aus. Jenseits auf allen Pfaden der Gartenhänge schimmern die hellen Gewänder spazierender Frauen und Kinder. Auf der Straße zieht ein Regiment Kosaken vorüber, hohe kräftige Gestalten mit braunen Gesichtern, langen Schnurrbärten, dunklen Augen, über denen die runden, mit Pelz geränderten Mützen sitzen, mit langen Piken in der Hand, fest aufrecht über ihre Pferde erhoben, wie angewachsen an diese. Fremdartig aussehende Offiziere, mit gleichen Physiognomien, in gleicher Tracht sprengen nebenher. Vier- und sechsspännige Equipagen mit Damen in eleganter Toilette rollen hin und wieder. Offiziere und Studenten zu Pferd und in Droschken fliegen vorüber; langsamer rasseln die Telegas der Bauern. Eisverkäufer gehen hin und her und rufen ihre Waaren aus. Schwarzgekleidete Mönche und Nonnen, Gefangene mit klirrenden Ketten, von Soldaten

geführt, Pilger und Bauern in grünen, weißen oder braunen Kaftanen, polnische Bürgermädchen oder russische Kaufmannsfrauen in farbigen Röcken und Kassawaikas — Alles bildet ein buntes, amusantes Durcheinander. Neulich war ein Feuer in der Nähe ausgebrochen, da konnten wir die Pompiers bewundern, die zum Löschen mit Blitzesschnelle herbeieilten. In einer enganliegenden grauen Kleidung mit vergoldeten Helmen auf dem Kopf stehen, sitzen sie ihn malerischen, flüchtigen Stellungen auf den langen, schwarzen Wagen mit den Leitern und Löschmaschinen, die ein Dreigespann schwarzer Pferde brausend dahinführt. Es sieht aus wie römische Soldaten auf einem Kriegswagen. Auf vielen Höhen der Stadt stehen Feuerthürme, an denen durch Flaggen, Nachts durch Laternen, von verschiedenen, bestimmten Farben, das Signal gegeben wird, worauf die Pompiers mit bewundernswerther Schnelligkeit und Ordnung herbeieilen. Ohne Trommeln, ohne nervenzerreißenden Lärm, ohne Zulauf von Neugierigen, die nicht geduldet werden, löscht man das Feuer meist in kürzester Zeit.

Ein Sonntagmorgen auf der Plattform der Andreaskirche gehört zu unseren lieblichsten Erinnerungen dieser ersten Frühlingstage. Die weite Aussicht schien so besonders schön; unter dem weichen milden Frühlingshimmel waren alle Gegenstände so deutlich sichtbar und doch so zart in Duft gehüllt; alle Kirchen und Klöster auf fernsten Bergen, alle über Thäler und Hänge zerstreuten Hütten traten hell hervor; die Pfade in den Tiefen und auf den grünen Höhen waren von Kirchgängern und manchem leichten Fuhrwerk belebt; Frauen mit Körben voll Orangen kamen den Berg herauf, und tief unter uns lag die heitere Wasserstadt, auf deren sonntäglich belebte Straßen und Plätze wir wie vom Himmel niederschauten. Glocken tönten von oben, von unten, aus der Stadt, von allen nahen und fernen Höhen so laut und mächtig, als wollten sie die ganze Menschheit zum Gottesdienst herbeirufen. — —

Auch in diesen Tagen haben wir vieles Interessante gesehen. Neulich besuchten wir ein Nonnenkloster im Podol. Es besteht, wie alle Klöster hier, aus vielen einzelnen freundlichen Häusern, die von Gärten, Höfen, Bäumen umgeben am Fuße der Berge liegen, und von Mauern eingeschlossen, eine eigene, ganz besondere Welt bilden. Alles in ihr scheint friedlich heiter; in den Höhen plätschern Brunnen unter alten Linden, Vögel singen, Nonnen in schwarzen Gewändern, den Kopf in schwarze Tücher gehüllt, sind in Hof und Garten mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Das Innere ist wenig anmuthig; die Gänge und Zellen sind eng, niedrig, man sieht keine hohen Hallen, keine gemeinschaftlichen Speise- und Arbeitssäle wie in den katholischen Klöstern. Jede Nonne lebt für sich und führt ihren eigenen kleinen Haushalt, verschieden nach den verschiedenen Mitteln. Von den ärmeren wirthschaften oft zwei, drei zusammen in einer kleinen Stube, die dann durch mannigfaltige Geräthe und Geschäftigkeit wenig annehmlich aussieht; die reicheren haben größere Gemächer und ihre eigenen Dienerinnen. So fühlt man wenig von der einen allgemeinen Idee, die solch ein Klosterleben durchdringen muß, um es zu idealisiren. In andern russischen Klöstern mag es anders, in vielen sollen auch die Ordensregeln strenger sein als hier, wo die Nonnen wenig gebunden sind, ausgehen dürfen, so viel und wohin sie wollen. Auch waren diese Nonnen meist aus den niedern Klassen und das

Ganze schien uns mehr einem großen Versorgungshause, als einem Kloster zu gleichen. Wir waren in einer der ärmeren Hallen, wo eine Klosterfrau Wäsche trocknete, eine andere kochte und eine dritte Kindern stricken lehrte und wenig Reinlichkeit und Ordnung herrschte, und in einer der besseren, die ganz von alten Möbeln, Heiligenbildern und Stickrahmen verengt war. Hier sahen wir viele der künstlichen Arbeiten, mit denen sich die meisten Nonnen beschäftigen, Heiligenbilder, Scenen aus der heiligen Geschichte, oft ganze große Kirchenbilder mit Gold= oder Silberfäden nach stehenden Mustern gestickt. Die Gesichter und Hände sind gemalt und werden in die Stickereien eingesetzt, welche an unsere mittelalterlichen, in Curiositätensammlungen bewahrten erinnern und weithin an Kirchen und Klöster gesandt werden. Auch die gewöhnlichen gemalten Heiligenbilder gehen meist aus den Händen hervor, denn ihr Geist hat selten dabei zu thun, da sie nie neue Bilder componiren, sondern immer die uralten, stereotypen Originale copiren. Ein kleines Häuschen unter Bäumen auf dem Bergabhang zeigte man uns als die Wohnung von drei Novizinnen, drei Schwestern, die nach ihrer Eltern Tode aus dem innern Rußland hierher gekommen waren, um sich zusammen dem Klosterleben zu weihen. Das kleine Haus erschien uns wie ein Käfig mit drei jungen im Waldgrün gefangenen Vögeln.

Auch die heitere, helle Kirche sahen wir, den Stolz der Klosterfrauen, die dieses ihr Heiligthum mit tausenderlei Kostbarkeiten aus Gold und Silber, mit künstlichen Blumen und gestickten Heiligenbildern, mit Reliquienschreinen und Vasen und Bildern geschmückt haben, in deren bunter Menge da und dort auf Postamenten schwarze Nonnensärge stehen.

Auch die Merkwürdigkeiten unter der Erde haben wir nun gesehen, die weltberühmten Katakomben des Petscherskiklosters. Vor einigen Tagen traten wir wieder in den Vorhof der Laurakirche ein, der uns mit seinen alten Nußbäumen und weißen Klostergebäuden, mit grünen Dächern und goldenen Kreuzen, seinen rings emporragenden, goldenen Kuppeln, seinen überall wandelnden Mönchen und Pilgern, eben so eigen fremdartig erschien, wie das erste Mal.

Nachdem wir von der offenen Gallerie eines der Gebäude am Bergrand uns einer schönen Aussicht weit über den blauen Dniepr, auf dem weiße Segel schimmern, auf die Steppenwälder jenseits und auf die Kirchen, Kapellen, Thürme und Kuppeln, die sich unter und neben uns auf dem Bergabhang aus grünen Bäumen erheben, erfreut haben, gehen wir durch Obst= und Blumengärten zu einer breiter bedeckten Treppengallerie, die mitten durch diese Fruchtwälder aus den obern Klosterhöfen den Berg hinab bis fast an den Dniepr führt. Auch da liegen weiße und grünbedachte Klostergebäude heiter unter Bäumen und Gärten, und hier ist der Eingang zu den Katakomben, jenen unterirdischen Gängen und Höhlen, welche in uralter Zeit von den Tataren verfolgte christliche Russen zur heimlichen Ausübung ihres Glaubens anlegten, und in denen viele ihrer berühmtesten Heiligen lebten, starben und begraben sind, unter ihnen St. Antonius, der Erbauer der ersten Höhle, und Nestor, der älteste russische Geschichtschreiber. Die Arkaden vor dem Eingange sind mit eigenthümlichen Freskomalereien bedeckt, man sieht Gruppen von Engeln und von Teufeln mit lang hervorgestreckten rothen Zungen, die sich um sterbende Heilige streiten oder um junge Seelen, welche durch Kinder

in weißen Kleidern dargestellt sind. Weinflaschen, Flötenspiele, Schalen mit Früchten in den Händen der Teufel bezeichnen deren Verführungskünste; dennoch sieht man überall die Engel siegen, die sterbenden Heiligen tragen noch die weißen Gewänder der Unschuld, die Seele wird in erneuter Kindesgestalt emporgehoben, die irdischen Hüllen aber liegen unverwest in den Särgen der Katakomben.

Die doppelte Eisenpforte, die in dies unterirdische Heiligthum führt, wird uns von einem Mönch, der mit rasselndem Schlüsselbunde naht, geöffnet. Wir dringen in das Dunkel, das nur schwach der Schein der dünnen Wachskerzen erhellt, die Jeder von uns am Eingange empfängt, und durchschreiten, Einer nach dem Andern dem Mönche folgend, ein Labyrinth von engen, gewölbten, sich kreuzenden Gängen, deren Mauern und steinerne Fußböden durch Alter und Feuchtigkeit schwarzröthlich marmorirt sind. Ueberall sehen wir Vertiefungen in der Wand mit den offenen Särgen der Heiligen, deren Körper wohl erhalten sind, aber unserem Auge zum Glück durch Stoffe verhüllt waren, die nur die Russen in unserer Gesellschaft aufheben, um die Knochenhände andächtig zu küssen. An den hohen Festen, zu Ostern besonders, legt man diesen Leichnamen neue Gewänder an, was viele zum Herkommen lockt. Hie und da blickt man durch Gitterfenster in kleine dunkle Räume, in denen Heilige ihr Leben zugebracht haben, und eben dadurch zu Heiligen geworden sind; in einem solchen engen Kellerraum haben zwölf Brüder zusammen gelebt, gewiß die verträglichsten der Welt.

Bei jeder Wendung der Gänge und jedem Zusammenstoßen derselben sind kleine Kirchen angebracht, d. h. kleine, von niedern Säulen überwölbte Altäre, an denen häufig Messe gelesen wird, wie denn auch heute aus einem entfernteren Theile dieser Gewölbe ein feierlicher Gesang und schwacher Kerzenschein herüber drang. Da und dort hört man das leise Rauschen unterirdischer Quellen. Bis unter die Erde ist die Passion für Bilder gedrungen, mit denen die russischen Kirchen von oben bis unten bedeckt sind, und die mit grellen Farben selbst in diesem Grabesdunkel schimmern. An bestimmten Festtagen sind diese Katakomben, die sich stundenweit an, ja unter dem Dniepr hinziehen, von Menschen überfluthet, die hier bei jedem heiligen Leichnam, vor jedes Heiligen Zelle, ihre Andacht halten. Der feierlichste Gottesdienst findet in der ersten Frühe des Ostermorgens statt, wo der Archimandrit mit einem großen Gefolge von Priestern hier einzieht und die Katakomben zuerst vor den andern mit dem Rufe betritt: Christos woskres! Christ ist erstanden! — worauf, nach dem Volksglauben, alle todten Heiligen sich in ihren Särgen erheben und den Anruf mit geisterhaften Stimmen wiederholen.

Die Mönche, die den unterirdischen Kirchendienst besorgen, bringen abwechselnd Tage und Nächte hier unten zu, ja wählen sich manchmal zu besonderer Sammlung oder Buße für mehrere Tage diesen nächtlichen, grabesstillen Aufenthalt. Zuweilen verirren sich einzelne Pilger in den labyrinthischen Gängen; so hat neulich ein junges Landmädchen — hinter den Uebrigen zurückgeblieben — den Weg und ihre Begleitung verloren, und einen oder einige Tage im selten betretenen Innern der Katakomben in nächtlicher Finsterniß unter den Todten zugebracht, selbst fast todt, als man sie endlich wieder fand.

Auch uns scheint das Leben wie neugeschenkt, als wir aus den Grabes-

höhlen in's schöne Tageslicht hinaustreten, und wie wir nach Kurzem draußen wieder in den belebten Straßen unter den eleganten Menschen gehen, können wir uns kaum die Nähe jener eigenthümlichen Welt mit ihren besondern Erscheimmngen denken. Es ist, wie wenn man dunkle, wunderbare Geheimnisse im Herzen eines fröhlichen Weltmenschen entdeckt! — —

Neulich, als wir wieder in der Festung waren, stiegen wir von da den steilen, kahlen Berg hernieder zum Dniepr, an dessen Ufer auch ein Citadellengebäude mit Thürmen und Zinnen steht, wie eine einsame Ritterburg anzusehen. Von der Höhe schaut ein anderes solches Kastell hernieder, außerdem ist in der Nähe keine Spur einer menschlichen Wohnung, auch kein Baum, kein Grün, eine große Einsamkeit, deren Stille das einförmige Schlagen der Wellen an den öden Strand kaum unterbricht. So breit ist der Dniepr jetzt, daß man kaum die Gegenstände jenseits erkennt, und an seinem Ufer hingeht wie am Meeresstrande. In der Ferne blähen sich große weiße Segel, auch sehen wir das Dampfschiff ziehen, das mehr zu Transport- als Spazierfahrten gebraucht wird und bis Tschernigow und andern Orten am obern Dniepr fährt, dessen unterer Theil wegen der großen Wasserfälle gefährlich für die Schifffahrt ist. Zu unserer Linken steigen kahle, steile Berge empor; aus dem zerrissenen Schiefer- und Lehmboden ragen einzelne Tannen, und auf den Vorsprüngen hängen kleine Hütten. Am Fuße hoher romantischer Berge, näher der Stadt, arbeiten viele hundert Gefangene an Dämmen und Quais, und mit herbem Mißton klingt das Rasseln der Karren und Ketten neben dem feierlichen Wellenrauschen. Weiter hinab, unterhalb der Festung, ist ein mächtiger Bau begonnen, die große Dnieprbrücke, welche durch kolossale Ausdehnung und solide prächtige Konstruction ein Wunder der Welt werden soll. Zu ihrem Bau ist eine große Gesellschaft von englischen Ingenieurs und Arbeitern hieher gekommen, die jenseits des Dniepr eine eigene kleine Kolonie gegründet haben. Schon stehen die Grundpfeiler im Bette des mächtigen Stromes, und diese und alle Vorarbeiten und Maschinen, die man zu dem gewaltigen Werke braucht, geben einen Begriff von der Größe des Unternehmens, das für die Verbindung und den Handel des südlichen mit dem nördlichen Rußland wichtig ist, da man bis jetzt nur auf Dampfschiff und Fähre zum jenseitigen Ufer und der Straße nach Moskau und Petersburg gelangte.

So wird auf allen Seiten das gegenwärtige Kieff in ein neues, schöneres verwandelt, und kann in einigen Jahrzehnten eine der prächtigsten Städte der Welt sein. In allen Stadttheilen sind Bauten und Anlagen begonnen, hier die gewaltigen Festungsgebäude, die Brücken und die Quais, dort in Staro Kieff das zweite Gymnasium, das Kadettenhaus, die Reitschule, die Universitätsanlagen. Auch von der Erbauung eines prächtigen kaiserlichen Palastes wird gesprochen. Dabei steigen allerwärts immer neue schöne Privathäuser empor. So zeigt sich Leben, Regsamkeit und Fortschritt hier, wie irgendwo in europäischen Städten.

Die Osterzeit ist eine der lebhaftesten im ganzen Jahre. Schon eine Woche vorher war die Stadt durch Vorbereitungen auf die kirchliche und weltliche Feier belebt. Man errichtet in den verschiedenen Stadttheilen Schaukeln, Caroussels und andere Anstalten für die Osterspiele des Volkes; im Podol beginnt ein Jahrmarkt, der während der Feiertage dauert und auf dem

die Landleute und Pilger nicht bloß Heiligenbilder und andern kirchlichen, sondern auch weltlichen Schmuck, Glasperlen, Bänder, Ringe, rothe Schuhe u. s. w. kaufen. Ebenso etabliren sich vor allen Kirchen zahlreiche Händler mit dergleichen Gegenständen, während in den eleganten Kaufläden des Kreschtschatik ganze Tafeln voll künstlich verzierter und gemalter Eier ausgestellt sind.

Die Glocken tönen fast unaufhörlich Tag und Nacht. Jeder Feiertag beginnt um Mitternacht und kündet sich durch die Klänge an, die dann durch die nächtliche Stille doppelt feierlich rauschen. Man fühlt, daß man in der heiligen Stadt lebt.

Die Pilger kommen in ganzen Schaaren herbei, durchziehen die Straßen und lagern an Brunnen und Kirchen, sie haben keine andere Herberge, als diese freien Plätze und Vorhöfe der Klöster, wo sie in Staub und Sonnenschein auf den Steinen schlafen. Man betrachtet sie alle als Bettler und theilt ihnen gerne Gaben aus, denn theils sind sie wirklich arm, theils haben sie das Gelübde abgelegt, auf der Pilgerreise nur von Almosen zu leben. So kommen sie zu Fuß aus weiter Ferne und ruhen auch in Kieff nicht, sondern ziehen mit geschwollenen Füßen ermattet und bestaubt von einer Kirche zur andern, beten vor allen Heiligenschreinen und Bildern über und unter der Erde, schlafen auf Steinen im Freien und nähren sich vom schwarzen Brod und Kwas, das ihnen die Mönche spenden. Der einzige Luxus, den sie sich erlauben, das einzige, was sie mit zur fernen Heimath bringen, sind die geweihten Kreuze, Medaillen, Heiligenbilder, Kerzen, die sie vor den Kirchen kaufen oder als Gegengabe für die dargebrachten Geldspenden erhalten; denn viele, die so mühevoll die Wallfahrt machen, bringen den Klöstern reiche Geschenke, Jeder auch der ärmste bringt etwas, oft in wenigen Rubeln die Ersparnisse eines ganzen langen Lebens. Denn einmal im Leben wenigstens sucht jeder Russe in Kieff zu beten, eine Wallfahrt dahin erkauft ihm ja Vergebung der Sünden! So kommen diese Pilger aus Norden und Süden herbei, von den fernsten Gränzen des Reiches, vom Strande des Eismeers und den Ufern des Pontus, ja von jenseits der Wolga und des Urals kommen sie zur heiligen Stadt und legen zu Fuß die ungeheuren Strecken zurück. Noch kürzlich ist eine Bäuerin aus dem innern Sibirien hier angelangt, die ein und ein halbes Jahr gegangen war und sich nun wieder bereitet in ihre Heimath in gleicher Weise zurückzuwandern. Hier könnte man die Nationaltrachten von ganz Rußland kennen lernen, wenn nicht alle diese Pilger, Frauen wie Männer, über ihrer gewöhnlichen Kleidung graue wollene Kaftans trügen; diese und die Sandalen an den Füßen, die Wanderstäbe in den Händen, die Wasserflasche an der Seite, das kleine Bündel über der Schulter hängend, sind die allgemeinen Abzeichen dieser frommen Pilger, deren Kommen und Gehen den ganzen Sommer durch dauert.

Der heilige Osterabend kommt mit Maienfrische, Glockengeläute und zarter Himmelsrosengluth. Sobald die ersten Sterne flimmern, entzünden sich Lichterketten in allen Straßen, welche sich je später je mehr beleben. Um zehn Uhr gehen auch wir den nahen Berg hinauf in die katholische Kirche, die übervoll ist, so daß wir den Gottesdienst und die Procession, die auch außen um die Kirche zieht, nur von ferne sehen. Den schönsten Eindruck haben wir beim Heraustreten. Vor uns schwebt der Vollmond in grüngoldenem

Glanze, unter ihm schimmern wie leuchtende Perlenreihen die Lampen der illuminirten Stadt, um ihn glänzen unzählige Sterne. Rückwärts blickend sehen wir gerade ihm gegenüber den Altar, dessen Kerzenglanz durch die geöffnete Kirchthüre strömt.

Von hier fahren wir um Mitternacht im offnen Wagen zur fernen Laura-Kirche, um auch dort die Osterfeier mit anzusehen. Welch eine entzückende unvergeßliche Fahrt! Die Frühlingsnacht ist so warm und still und sternenreich, die Stadt so wunderbar schön in der Mondbeleuchtung und im Schmucke dieser goldigen Lichterketten, die sich kreuzend, mischend, verschlingend bergauf bergunter ziehen, und die Straßen und Umrisse aller großen Gebäude bezeichnen. Ueberall ist Leben, Fußgänger, Equipagen, alle ziehen in derselben Richtung zur Laura, deren volle Glocken rufen und deren bis zur Kuppel erleuchteter Glockenthurm wie ein Wegweiser in der Ferne emporstrahlt. Bald sind wir ihm nahe, steigen aus, treten in den illuminirten menschenvollen Vorhof, dann in die Kirche, wo ein Lichtmeer uns entgegenströmt. Geblendet von der Pracht und Helle kann man im Anfang kaum das Ganze fassen. Bis zur Höhe der Kuppel verbreiten viele tausend Kerzen eine Tageshelle im ganzen Raume, und lassen seinen Reichthum und die Details der Verzierungen, der Arabesken und Bilder besser erkennen als am Tage selbst. Feurig glänzen die goldenen Wände, milder schimmern die riesenhaften Silbercandelaber im Glanze des Kerzenkranzes, den sie tragen; aber nicht bloß von ihnen und den Wänden und Altären strömt das Licht, auch Jeder der vielen tausend Menschen hält eine brennende Kerze. Alle diese Tausende gehören der vornehmen, eleganten Welt an, denn das Volk ist in dieser Nacht nur auf die Gallerien beschränkt; Officiere in glänzenden, sternenreichen Uniformen, Damen in kostbarer Abendtoilette drängen sich wie zu einem Hoffest; mit ihnen contrastiren die Mönche und Nonnen in ihren schwarzen Verhüllungen. In der Mitte der Kirche, um eine Art von heiligem Grab oder Katafalk, der ganz in Gold- und Silberglanz gehüllt ist, sind die Priester versammelt, Kerzen haltend und recitativartig Evangelien oder Psalmen singend. Bald ziehen sie alle an uns vorüber zu einer Procession außen um die Kirche, alle in verschieden prächtiger Tracht: die gewöhnlichen Popen mit langem schwarzem Haar, die Archimandriten mit hohen, schwarzen, die höhern Geistlichen mit rothen Mützen, die gleich den weißen Gewändern von Gold, Silber und Juwelen funkeln; inmitten Aller schreitet der Metropolitan, ein Greis mit ächt slawischem Gesicht und langem, weißen Bart, eine hohe, blaue, von Diamanten strahlende Mütze auf dem Haupt und den St. Andreasorden an breitem, blauen Bande um den Hals; auch viele der übrigen Priester sind mit Orden geschmückt. Voran ziehen die Chorknaben in blauem, gelbverzierten Anzug, der einer mittelalterlichen Pagentracht gleicht. Die Stimmen dieser Kinder erfüllen die Kirche mit einem lieblichen Gesang, den unaufhörlich die heiligen Jubelworte: »Christos woskres!« durchtönen. Nach kurzer Weile, während welcher außen die Runde um die Kirche gemacht wurde, kehrt der Zug, dem sich alle höchste Beamte, Officiere rc. anschließen, in derselben Weise und mit demselben eiligen Vorwärtsschreiten in die Kirche zurück. Bis gegen Morgen dauern die Feierlichkeiten; wir aber gehen schon nach einer Stunde, betäubt von dem wunderbar prächtigen Schauspiel, geblendet von dem Lichter-, Gold- und Diamantenglanz, den wohl keine kirchliche Feier der Welt

in dem Maaße entfaltet. Es thut wohl, nach all dem Funkeln und Glänzen und irdischen Prangen Auge und Herz auszuruhen in der stillen, sanft erhellten Mondnacht.

Die Sonne des herrlichen Ostermorgens und die Glückwünsche der Dienerinnen wecken uns frühe. Alle bringen bunt gemalte Eier mit den alle Häuser und Straßen durchklingenden Worten: Christos woskres! Mit denselben Worten begrüßen sich alle Russen in den Straßen, und jeder Besucher spricht sie beim Eintritt aus, und der Gruß ist der der Liebe, in der das schönste Fest Alle verbinden soll, der Bruderkuß, den nicht bloß der Freund vom Freunde, auch der Diener vom Herrn, der Vornehme vom Geringen empfängt und den Keiner dem Andern verweigern kann. Auch die vornehmen Russen beschenken sich unter einander mit schön verzierten und gemalten Eiern, die Polen brechen und verzehren mit ihren Freunden und Verwandten geweihte Oblaten unter gegenseitigen Glückwünschen. In einem festlich geschmückten Zimmer steht die Swentzone oder Pasqna, das heilige Ostermahl, bereit, mit den verschiedensten stereotypen Osterspeisen und Kuchen, mit gebackenen Osterlämmern und grün umwundenen Kerzen, Alles schon am Vorabend vom Priester geweiht, und während der ganzen Festwoche jeden Kommenden zum Genusse ladend. Die ganze Stadt ist fröhlich belebt, über ihr schlagen die Wogen der vielen Glocken zusammen, und auf ihren Straßen und Plätzen drängen sich Menschen und Equipagen; Alles läuft und fährt durcheinander, Alles umarmt und küßt sich, Alles macht und empfängt Besuche. Friede und Freude scheint Alt und Jung, Arm und Reich zu verbinden, und der Sonnenschein, in dem die goldenen Kuppeln und die weißen Häuser schimmern, glänzt aus jedem Antlitz wieder. Auch auf den Pfaden aller nahen und fernen grünen Berge wandeln Spatziergänger; die rechte Volkslust aber beginnt am zweiten Feiertag, wo Musik an vielen Plätzen klingt, wo die Schaukeln fliegen und das Carroussel sich dreht, wo die Menge sich drängt um die Branntwein-, Kwas-, Frucht- und Kuchenhändler, wo sich Kreise bilden hier zu originellem Tanze, dort zu den verschiedensten Volksspielen, und wo man in den Gesichtern und Stimmen dieser leibeigenen Bauern mehr Ausdruck von Lust fühlt, als bei irgend einem norddeutschen Volksfest. Diese schöne Osterzeit hat meist den Frühling und auch den Sommer schon gebracht, die fernen Birkenwälder schimmern im ersten Grün, die Nachtigallen beginnen zu singen, die Bäume zu blühen und über dem Frühlingsglanz dieser letzten Apriltage rollt schon der Donner und ergießen sich Gewitter wie mitten im Sommer.

---

14. Ein Ausflug von Görz nach Raibl in Kärnthen.

Es schlug zwei Uhr Nachmittags, wir krochen in die engen, niedrigen Räume des patriarchalischen Stellwagens von Tarvis, der mit uns, gleich einem schwer befrachteten Sklavenschiffe, dem nordöstlich von Görz gelegenen freundlichen Dorfe Salcano zusteuerte, welches die Felsenpforte des Isonzothales zu bewachen scheint, deren einen Flügel der Monte Santo, den andern der Monte di San Valentino bildet, zwei ergrauten Athleten nicht unähnlich; jener mit einer frischen Siegeskrone, der freundlichen Marienkirche, dieser mit

den welken Reisern seiner ehemaligen Herrlichkeit, den kahlen Ruinen der Wallfahrtskapelle des Heiligen geziert, dessen Namen er trägt. Zwischen beiden windet sich der Isonzo gleich einer grünen Schlange hervor, bald in betrüglich harmloser Ruhe spielend, bald zorngebläht und entfärbt, Tod und Verderben schnaubend. Das lachende Panorama von Görz schrumpft zwischen den grauen, größtentheils kahlen Felsenwänden zu einem weit düstern Kerker zusammen. Erst bei dem Dorfe Plava nimmt der Gesichtskreis an Umfang und Freundlichkeit zu, und der Reisende würde sich von hier an durch die ununterbrochene Abwechslung romantischer Ansichten in die Schweiz versetzt wähnen, wenn diese Höhen statt mit niedrigen Gebüschen mit Eichen oder Tannen geschmückt wären, wie sie es gewiß auch ehedem waren.

Die gleich Sturmeswogen sich bald hebende, bald senkende, an jähen Abgründen dicht über dem Strombette schwebende Straße bewog alle im Wagen befindlichen Personen zum Mitleid mit den Anstrengungen unseres wackern Dreigespanns. Wie leicht und zweckmäßig wäre es gewesen, die Straße etwas höher an der Berglehne zu bahnen, wo man allen Steigungen und Senkungen, allen Gefahren von Ueberschwemmungen hätte ausweichen können, welche an den tiefer gelegenen Stellen dann und wann allen Verkehr unterbrechen. Aber daran dachten unsere Vorfahren bei Anlage der Straßen nicht. Nach einer dreistündigen Fahrt bei ununterbrochenem Regen kamen wir nach Canale, einem zur Herrschaft des Herzogs von Blacas gehörigen Marktflecken mit einem herrlichen Schlosse, welches eine sehenswürdige, von dem Vater des jetzigen Besitzers angelegte Kunst- und Gemäldesammlung aufzuweisen hat. Eine schöne, aus Quadersteinen erbaute, 50′ lange, 17′ breite Brücke schwingt sich in zwei kühnen Bögen über den Fluß, um die Straße auf das rechte Ufer hinüberzuführen.

Es wurde inzwischen Nacht, die in diesen Bergschluchten ohnehin zeitlicher einbricht, diesmal aber von dem trostlosen Regenwetter noch früher herbeigerufen wurde. Es war mir in der That nicht sehr behaglich zu Muthe, wenn ich herausblickte und aus der Nähe der weißlichen Straßenmarken, die wie eine Saat von Leichensteinen am Rande schauderhafter Abgründe emporstarrten und deren Reihe hie und da durch Denkkreuze verschiedener Unglücksfälle unterbrochen war, merkte, wie uns oft kaum eine Spanne von der Gefahr trennte, in dem tiefen Felsenbecken des unterhalb brausenden Isonzo zerschmettert und von seinen grimmigen Fluthen verschlungen zu werden. Doch den kräftigen Beinen unserer wackeren Rosse und der umsichtigen, ortskundigen Geschicklichkeit ihres Lenkers hatten wir es zu danken, daß wir Phaeton's unheilvollem Verhängniß entgingen und in dem Dorfe Woltschach (Volzana), dem Ziele unserer heutigen Fahrt, glücklich anlangten. Woltschach ist fünf Meilen von Görz entlegen und dient, wie Canale und das dazwischen liegende Rontschein, den einer Luftänderung bedürftigen Görzern und Triestinern zu einem heilsamen, erfrischenden und ergötzlichen Sommeraufenthalt. Erstere Ortschaft dürfte jedoch den andern auch aus dem Grunde vorzuziehen sein, weil sich in der Nähe vier bis fünf Quellen befinden, deren verschiedene Farbe, Temperatur und heilsame Wirkung auf medicinische Kräfte schließen lassen.

Der anbrechende Morgen erfüllte uns mit fröhlichen Hoffnungen auf ein günstigeres Wetter; denn die trübe Wolkendecke zerriß und aus dem hei-

tern Blau begrüßten uns die freundlichen Strahlen der aufgehenden Sonne. Wohlgemuth schwangen wir uns auf unsere leichte Pritschka, die wir mit dem schweren Stellwagen vertauschten, und rollten muntern Trabes an dem linken Ufer des Isonzo entlang, der mir heute in seiner Einfassung frischgrüner Auen, unter dem mit Sonnengold durchwebten Schleier eines leichten herbstlichen Morgennebels eben so lieb und reizend vorkam, als er mir am vorigen Abend in dem Dunkel schauderhafter Abgründe schrecklich geschienen hatte. Rechts in der Nähe winkten uns die Zinnen und Giebel des elisäischen Tolmein, einer Herrschaft des Grafen Anton Coronini mit einem schönen Schlosse, den reinlich getünchten Häusern, den anmuthig zerstreuten Baumgruppen, den malerischen Burgruinen auf dem anliegenden bewaldeten Hasenberge, der diesen Namen nicht umsonst führt, dem majestätischen Kern und andern Alpen, auf deren wolkenumkränzten Kuppen die scheue Gemse weidet — ein kleines Arkadien, ausgestattet mit allen Vorzügen und Schönheiten der Natur. Aber so herrlich und fruchtbar dieses Ländchen auch ist, so entbehrt auch hier, wie in der weitern Umgebung der Landmann theils aus Trägheit, theils aus übel verstandener Sparsamkeit, die dem Bedürfnisse entzieht, was sie dem Uebermuth opfert, manche Bequemlichkeit, die anderwärts selbst einem Bettler unentbehrlich däucht. So z. B. trifft man in vielen Hütten nicht einmal ein Bett an, sondern es schläft die ganze Sippschaft im Sommer auf dem Heuboden, im Winter aber auf dem breiten viereckigen Backofen, wo die armen Leute nicht selten den Vorgeschmack der Marter des heiligen Laurentius verkosten und an manchen Stellen des Leibes halb gebraten aussehen.

Tolmein ist durch eine in der Nähe befindliche Grotte merkwürdig, in der sich nach einer unverbürgten Ueberlieferung der große Dante während seiner Verbannung soll verborgen gehalten haben, und die unter dem Namen der Grotte des Dante die Neugierde durchreisender Fremden erregt. Wenn es dem großen Verwiesenen um ein schwer zugängliches Versteck zu thun gewesen wäre, so hätte er keine üble Wahl getroffen; denn man gelangt zu dieser Grotte über einen Felsenabhang, dessen Fuß das forellenreiche Flüßchen Tominzka beschäumt, auf einem ziemlich halsbrecherischen Pfade. Das Innere enthält wenig Räumlichkeit und lichtscheue Fledermäuse, die einzigen Nachfolger des Dichters in diesem seinem vorgeblichen Zufluchtsorte, wehen dem zudringlichen Besucher jenen Schauer zu, der ihn bei Lesung der göttlichen Komödie stellenweise überläuft. Daß Dante sich während seiner Verbannung, als Schützling des Patriarchen von Aquileja, in dieser Gegend aufgehalten habe, scheint nach seinen Biographen ausgemacht, ob aber gerade diese Grotte ihm zum Zufluchtsorte gedient habe, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen.

An Tolmein vorüber gelangten wir zu dem freundlichen Marktflecken Carfreidt (Caporetto) hinter welchem allmählich unsere Straße in einen Felsenpaß schlüpft, in dessen Tiefe der Isonzo gegen die mächtigen Steinblöcke wüthet, die bisweilen in sein verengtes Bett hinabrollen und seine ungeduldige Hast hemmen. Das zwischen hohe, öde Kalkgebirge eingezwängte Auge ermüdet an der trostlos düstern Umgebung, bis sich ihm näher gegen Flitsch wieder ein freierer, anmuthigerer Spielraum eröffnet, in welchem sich der Strom mit behaglicher Breite und Seichtheit zwischen einer Menge von Eiländchen fortschleppt. Unzählige größere und kleinere Bäche, deren Zahl und Inhalt durch den vorhergehenden Regen bedeutend vermehrt worden war, führen ihm

mit munterem Geschwätze in plätscherndem Wettlauf ihren Tribut zu. Die größern darunter, welche selbst im Sommer nicht versiegen, enthalten schmackhafte Steinforellen. Mehrere bilden pittoreske Wasserfälle, unter denen jener des Boccaflusses bei Saga einer der schönsten ist, die man irgendwo zu sehen bekommt. Von einer Höhe von 50 Klafter stürzt sich der schäumende Wasserstrahl gleich einem schneeigen Milchstrom in graciösen, ewig wechselnden Schleierfalten in einen Abgrund, an dessen emporstarrenden Felsblöcken er in einem durchsichtigen, beim Sonnenschein in der Farbenpracht des Regenbogens schimmernden Duft zerstiebt. Hier sind auch die Holzriesen, über welche das in den Buchenwaldungen an der italienischen Gränze gefällte Brennholz von Gießbächen herab- und dem Isonzo zugeschwemmt wird, auf dem die angehäuften Vorräthe weiter bis nach Görz geflößt werden.

Flitsch ist ein hübscher Marktflecken, 9¾ Meilen von Görz, der Hauptort einer Cameralherrschaft mit 2100 Einwohnern, welche nebst der slavischen auch durchgehends der deutschen Sprache kundig sind. Sie sind sehr betriebsam und nähren sich vom Fuhrwesen, Leinwandweberei, vorzüglich aber vom Hausirhandel. Merkwürdig ist das in der Nähe gelegene Dorf Zersotscha mit 1000 Einwohnern, welches beinahe acht Monate des Jahres von keiner Sonne beschienen wird. So werden die Menschen bei der Wahl ihres Wohnortes, wie bei jener ihres Berufes, öfters durch den vernunftlosen Zufall, als durch die Erkenntniß ihres wahren Vortheils bestimmt, und haschen blindlings nach dem was ihnen ihr kurzes Dasein verbittert und verleidet. Während unserer Mittagsrast bedeckte der 8462 Fuß hohe Mangert oder Manhart, dessen Gipfel man von Flitsch aus wahrnimmt, sein graues Haupt mit einer Wolkenkapuze, was anzudeuten schien, daß der mürrische Alte uns ein Douchebad auf die Köpfe herabzuschütten nicht abgeneigt sei. Unsere Besorgniß war nicht ungegründet; Nacht und Regen überfiel uns am Fuße des Prediel, über dessen 3718 Fuß hohen Rücken sich die nach Kärnthen führende Straße schlängelt. Eingeengt zwischen himmelhohen Bergwänden am Rande unermeßlich tiefer Klüfte, in denen grimmige Wildbäche zwischen ihren bemoosten Kerkerwänden stöhnen, unter dem Trauerflor einer regnerischen Nacht fühlt man ein rechtes Alpdrücken, im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Erst um 6 Uhr Abends langten wir in Raibl, dem Ziele unseres Ausfluges an. Dieses Dorf, 12½ Meilen von Görz gelegen, ist wegen seiner reichen Bleigruben und der wildromantischen Schönheit seiner Lage sehenswürdig. Es enthält in 68 Häusern 471 Einwohner, die sich durchgehends vom Bergbau nähren. Der Königsberg bildet gegen Mitternacht, wie der Prediel gegen Mittag, die Gränzmarke des Raibler Thals. Als ein Glied der kärnischen Alpen erhebt er sich in Gestalt eines mächtigen, vereinzelten Kegels, welcher nordwestlich durch das Kaltwasserthal, östlich durch das Raiblerthal von den nächsten Gebirgen getrennt wird. Nur im Süden hängt er mittelst einer schmalen Einsattlung mit der Hauptgebirgskette zusammen, deren Kamm die Gränze zwischen Kärnthen und dem Küstenlande bildet. Die höchste Kuppe dieses mächtigen Felsenkegels erhebt sich 1007, 79 W. Kl. über den Spiegel des adriatischen Meers. Der Name Königsberg scheint ihm theils wegen seines stolzen, majestätischen Ansehens und seiner vereinzelten, gebieterischen Stellung, theils wegen des Reichthums seiner Bleigruben beigelegt worden zu sein. Seine Masse ist Liaskalk, ruhend auf rothem Hornstein und

grünem Diorit-Porphyr von ausgezeichneter Schönheit, und diese sind wieder aufgelagert dem Grauwackengebirge, welches in nördlicher Richtung gegen das Geilthal fortläuft. An dem südlichen Abhange des Königsberges befindet sich, 310 W. Kl. über der Thalsohle, ein Vorsprung, der Klein- oder Erzkönigsberg genannt, in dessen Schooße aller Metallreichthum abgelagert ist. Daß dieses Bergwerk schon vor Erfindung des Pulvers bearbeitet wurde, erkennt man aus mehreren Strecken, welche bloß mit Schlägel und Eisen betrieben wurden; seit wann es aber bestehe, läßt sich nicht genau angeben. Es gehörte früher Privatgewerken, von denen es der kaiserliche Schatz im Jahr 1762 käuflich an sich brachte.

Die Menge des gewonnenen Bleies beläuft sich auf 7000 bis 8000 Centner. An Rohgalmei wurden seit 1843 bei 5000 Centner erzeugt. Das im tiefsten Punkte der Grube sich sammelnde Wasser, an 5000 Kubikfuß in 24 Stunden, wird durch eine Wassersäulenmaschine mit Kolbensteuerung, mittelst eines doppelt wirkenden Saug- und Druckwerkes, ohne Unterbrechung bis auf den 63 Kl. höher liegenden Kaiserfranz-Erbstollen gehoben, durch welchen dann das Grubenwasser gemeinschaftlich mit dem zum Betriebe der Maschine erforderlichen Aufschlagwasser zu Tage abfließt. Dieses Bergwerk liefert einen Reinertrag von 20,000 bis 30,000 fl. des Jahres. Die Ergiebigkeit desselben kann, wenn sich der jetzige Bleipreis erhält, noch ungefähr 40 bis 50 Jahre dauern, wofern nicht neue Erzmittel aufgeschlossen werden, wozu man aber viel Hoffnung hat. Die Stollen sind überall aus festem Gestein gehauen und bedürfen weder der Zimmerung noch Mauerung. Darum hat auch der hiesige Bergmann nichts von den mannigfachen Gefahren zu befürchten, denen seine Zunftgenossen in andern Bergwerken, vorzüglich in dem Quecksilberbergwerke zu Idria, ausgesetzt sind, wo noch vor wenigen Jahren ein schrecklicher Grubenbrand ausbrach, bei dem drei Beamte und zehn Hauer das Leben einbüßten.

Neu und ergötzlich kam mir die hierorts gebräuchliche Grubenfahrt vor. Man rutscht nämlich sitzend auf zwei parallel einen Schuh weit auseinander stehenden Wellbäumen, die man mit den Füßen umklammert, unter einem Winkel von 50 bis 60 Grad von Stollen zu Stollen in eine Tiefe von je 15 Klafter, wie von einem russischen Eisberge, blitzschnell herab.

Die Heiterkeit des anbrechenden Morgens bewies mir, daß mein Glücksstern, der mich auf allen meinen früheren Reisen stets mit dem schönsten Wetter begünstigte, sich nur deshalb getrübt hatte, um mich mit der ganzen Pracht einer Schweizerlandschaft zu überraschen. Denn der Regen war während der Nacht in Schneegestöber übergegangen und hatte dem Königsberge und seinem ganzen ansehnlichen Hofstaate in der Umgebung ein gletscherähnliches Ansehen gegeben. Der friedliche Weiler am Fuße desselben, daneben die fünffach gezackte Felsenwand, die einer gezahnten Burgruine ähnelt, und den Namen der fünf Spitzen trägt, der smaragdgrüne Spiegel des Raiblersees, mit dem ihm entsprudelnden Forellenbache, die am Fuße bewaldeten, am Gipfel zerklüfteten, mit Schnee versilberten Alpen, deren Busen mit Spuren zerstörender Lawinen benarbt ist, hie und da malerische Wasserfälle — alle diese Reize im Abglanze des azurnen, fleckenlosen Himmels erfüllten mich mit einem unaussprechlichen Entzücken. Ungern nahm ich Abschied von diesem bezaubernden Thale, um den Weg über den Prediel, den

ich im nächtlichen Dunkel zurückgelegt hatte, beim Tageslichte zu besehen. Meine Blicke schwelgten im Anschauen der unendlich abwechselnden Mannichfaltigkeit dieser majestätischen Berge, um deren Silberscheitel zerrissene Gewölke gleich wehmüthigen Traumbildern aus ihrer Jugendzeit flatterten, und von deren tief durchfurchten Wangen unzählige Bächlein gleich Thränen herabrieselten. Was könnten sie nicht alles erzählen, diese Altväter der Erde, von den zahllosen Geschlechtern, die an ihnen vorüberzogen und deren Staub und Name spurlos verschwand! — Diese Stelle ist auch ausgezeichnet durch eine denkwürdige Begebenheit, wovon eine kurze Beschreibung nicht unwillkommen sein dürfte.

Um bei dem im Jahre 1809 gegen Frankreich bevorstehenden Kriege die Gränzen Oberkärnthens zu sichern, wurden als Sperrpunkte der Haupteingänge die Schloßberghöhe von Sachsenburg, die felsige Bergabstufung von Tschalavai, oberhalb Malborghetto, und der höchste Straßenpunkt auf dem Berge Prediel zwischen dem Orte gleichen Namens und Oberbreth zur Vertheidigung bestimmt. Der nahe bevorstehende Ausbruch der Feindseligkeiten gestattete nicht den mindesten Zeitverlust, und erlaubte daher auch keine solideren Befestigungen als die Erbauung von Blockhäusern. Das Blockhaus auf dem Berge Prediel befand sich dicht an der Straße auf einem Absatze des unbewaldeten Berghanges, der Landspitzberg genannt. Es maß 10 Kl. auf jeder Seite und wurde durch ein kleines Vorwerk auf der andern Seite der Straße unterstützt. Von diesem Punkte aus konnte die Hauptstraße nebst der nächsten Umgebung durch Geschütz und Musketenfeuer wirksam bestrichen und dem Feinde die Annäherung möglichst erschwert werden.

Befehlshaber der Verschanzung war der k. k. Ingenieurhauptmann Hermann. Er, so wie sein Waffenbruder Hauptmann Hensel, der in Malborghetto befehligte, hatten sich freiwillig zur Vertheidigung dieser wichtigen Posten gemeldet, und leiteten selbst den Bau dieser ihnen anvertrauten Werke. Bei dem Rückzuge der österreichischen Armee im Mai 1809 erließ der Erzherzog Johann die umständlichsten Befehle über die Vertheidigung der Stellung von Tarvis, unter dem Schutze der obbenannten beiden Sperrpunkte. Die Garnison am Prediel bestand aus einer Compagnie des Szluiner Gränzregimentes und der Geschützbedienungsmannschaft. Diese Compagnie zählte vier Officiere und 218 Köpfe vom Feldwebel abwärts. Schon am 15. Mai Nachmittags entspann sich ein lebhaftes Tirailleurgefecht zwischen der französischen Avantgarde und der Besatzung des Blockhauses, während dessen sich der Feind mit Aufsuchen der vortheilhaftesten Sammel- und Angriffspunkte beschäftigte. Wirklich gelang es demselben mit einer mächtigen Colonne auf einem beschwerlichen Fußsteige das Blockhaus zu umgehen. Am Morgen des 16ten sah sich die Besatzung von allen Seiten angegriffen, doch konnte der Feind, durch das wirksame Feuer der Vertheidiger abgehalten, nicht an die Verschanzung gelangen. Gegen drei Uhr Nachmittags forderte ein französischer Parlamentär die Besatzung zur Uebergabe auf, sie wurde aber durch Hermann kurz abgeschlagen und das Feuer bis in die Nacht fortgesetzt. Am 17ten vor Sonnenaufgang erneuerte sich das Gefecht. Der feindliche Angriff ward ungestümer. Das französische Geschütz (4 bis 5 Stück) war auf wirksame Schußweite vorgerückt, von wo aus es die Verschanzung unausgesetzt beschoß. Obgleich das Blockhaus schon sehr gelitten hatte und auch

mehrere von der Mannschaft verwundet oder gefallen waren, so beseelte doch der beste Geist die Vertheidiger desselben. Sie gelobten sich brüderliche Unterstützung und Widerstand bis auf den letzten Mann. Nachmittags erschien ein zweiter Parlamentär, dessen Aufforderung mit gleicher Bestimmtheit abgewiesen wurde.

Mit grauendem Morgen des 18ten begann das lebhafte Feuer des Feindes aufs Neue, wodurch das Blockhaus noch größere Beschädigung erlitt. Die Besatzung erwiederte dasselbe kräftigst. Gegen 8 Uhr Abends kam ein dritter Parlamentär, er setzte den Befehlshaber desselben von der am Morgen des 17ten geschehenen Erstürmung der Verschanzung von Malborghetto und dem traurigen Loose der dortigen Besatzung in Kenntniß, und drohte jener des Prediels mit gleichem Schicksale, wenn sie sich nicht unverzüglich ergebe, denn auf Rettung und Ersatz dürfe sie nicht zählen, da die Oesterreicher in ihrer Stellung bei Tarvis bereits angegriffen seien. Er hatte einen Officier des Oguliner-Regimentes bei sich, der in Malborghetto gefangen die Wahrheit dieser Aussage seinen Landsleuten in kroatischer Sprache bestätigen mußte.

Hermann blieb unerschüttert, und wurde durch den Tod seines Freundes nur noch mehr zu eigener Hingebung angefeuert. Die Ueberzeugung, daß aus der möglichst verlängerten Vertheidigung ein großer Vortheil für die eigene Armee erwachsen müsse, da das Vordringen der französischen Division unter Serras und des Artillerieparkes dadurch aufgehalten wurde, ließen ihn den Werth jeder gewonnenen Stunde fühlen und befestigten seinen Entschluß lieber zu fallen, als sich zu ergeben. Ruhig hörte er den Parlamentär an und antwortete, die Vertheidigung des Blockhauses bis aufs Aeußerste sei ihm aufgetragen, auf keinen Fall, unter keiner Bedingung werde er den ihm anvertrauten Posten übergeben, sondern denselben bis auf den letzten Mann vertheidigen. Diese Erklärung gab Hermann dem Parlamentär schriftlich, und die Mannschaft sprach sich mit gleichem Muthe gegen den Oguliner Officier aus. Hierauf wurde das Feuer von beiden Seiten aufs Heftigste fortgesetzt. Um zwei Uhr Nachmittags erschien ein vierter Parlamentär, um zum letzten Male die Uebergabe zu verlangen. Hauptmann Herman gab bloß die Antwort: es bleibe bei seiner schriftlichen Erklärung. Des Feindes Feuer verdoppelte sich hierauf. Die Sturmcolonnen waren, begünstigt durch Felsenerhöhungen, die theilweise das Blockhaus beherrschten, dann geschützt durch die angränzenden Waldungen und die nahen Schluchten, die eine verdeckte Aufstellung zuließen, formirt worden und zum Vorbrechen in Bereitschaft, da man den Gegner durch das Geschützfeuer hinlänglich erschüttert glaubte. An der Spitze dieser Colonne befand sich eine Anzahl Sapeurs. Als die letzte Aufforderung abgeschlagen war, sah man den Feind fünf bis sechshundert Mann stark von allen Seiten gegen das Blockhaus im Sturmschritte heranrücken. Beiderseits ward mit höchster Erbitterung gefochten. Endlich dringt der Feind bis an die Pallisaden, reißt dieselben nieder und der Kampf beginnt auf der Brustwehr. Glacis und Graben sind mit Leichen und Verwundeten bedeckt, aus dem Blockhause wird noch immer das Feuer fortgesetzt. Endlich gelingt es dem Feinde dieses in Brand zu stecken, der sich bei dem eben herrschenden Winde mit Schnelligkeit mehrt. Rauch und Flammen machen eine längere Vertheidigung unmöglich. Da stürzt Hermann den Degen in der Faust an der Spitze der noch kampffähigen Soldaten aus dem brennenden Blockhause,

und sucht den ihn umzingelnden Kreis der Feinde zu durchbrechen, um die zunächst liegenden Berge zu gewinnen. Er ficht ungeachtet der erhaltenen Wunden mit höchster Tapferkeit, bis er vom Blutverlust erschöpft zu Boden sinkt.

Mit einem Gefühl von Ehrfurcht erstieg ich den hohen Rasenhügel, die kleine Bühne eines so großen Heldenmuthes. Noch läßt sich an seiner äußern Gestalt seine damalige Bestimmung erkennen. Einige morsche Pfahlstümpfe, eine drei bis vier Schuh tiefe mit Quadersteinen eingefaßte Vertiefung auf der Abplattung sind die einzigen zurückgebliebenen Spuren des Blockhauses.

In ernste Betrachtungen versunken setzte ich meinen Rückweg fort und hielt mich nur noch bei der Klause auf, einem festen Schlosse in der Nähe der Dorfschaft Koritnitza, dessen schwarze, dachlose Mauern die enge Schlucht zwischen ungeheuer schroffen Gebirgswänden zu versperren drohen, wo sich die Koritnitza durch eine 80 Kl. tiefe und kaum über zwei Kl. breite Felsenspalte dumpf grollend fortwindet. Wirklich war dieses Schloß von den Venezianern zur Sperrung dieses Felsenpasses erbaut und im Jahr 1570 einer Staatsherrschaft einverleibt worden. Beim Einbruche der Franzosen im J. 1797 lag hier eine österreichische Besatzung von 500 Mann unter General Klebeck, welche sich drei Tage lang gegen zwei französische Divisionen unter Augereau tapfer vertheidigte und sich erst dann ergab, als die Franzosen die schroffe, sich hoch über das Schloß erhebende Felsenwand von der andern Seite erklettert hatten und dasselbe von dort aus beherrschten.

---

15. Eine südliche Mondnacht.

An einem der schönsten Herbsttage, gegen Ende Septembers, verließen wir Neapel, um eine Excursion nach Sorrent zu machen, das so lockend aus bläulichem Dufte vom jenseitigen Ufer des Golfes herüber winkte. Lustig erklangen die Schellen unseres Dreigespanns, an heimatliches, nordisches Schlittengeläute erinnernd. In Neapel, ja in Italien überhaupt fährt nämlich kein Lohnkutscher über Land ohne drei, mit Schellen behängte Pferde am Wagen. Meistens sind dann noch die Mähnen der Pferde mit farbigen Bändern und Federn auf der Stirn zu einem aufrecht stehenden Busche zusammengebunden, und an der linken Seite hinter dem Ohre hängt öfters auch ein Fuchs- oder Eichhörnchenschwanz, wenigstens etwas Spitziges, als Abwehr oder „Gettatura“ gegen den bösen Blick. Trotz Schelten und Drohen schwingt sich dann noch gewöhnlich ein höchst zerlumpter Junge, von nationaler Unsauberkeit, hinten auf den zurückgeschlagenen Wagen, die Gesellschaft mit seinen südlich-lebendigen, oft gutmüthigen, oft listigen Augen beobachtend; und so ist denn endlich Alles zur Abfahrt fertig! Auch wir mußten uns der Landessitte fügen, was jedenfalls besser ist, als nutzlosen Streit anzufangen. So eilten wir denn schnell an den nicht lieblichen, wenn auch originellen Volksscenen am Molo und der Marginella vorüber, nur einen Augenblick die Augen links nach dem Marktplatze Alt-Neapels und nach der daneben stehenden Kirche wendend. Dort hatte einst Konradin von Schwaben sein edles Haupt auf den Block legen müssen, und in jener Kirche war sein Körper einstweilen

beigesetzt worden; ein einfacher Gedenkstein bezeichnet die Stelle. — Bald lag die geräuschvolle Stadt hinter uns, wir fuhren zwischen Gärten am Meeresufer hin. Es war heiß, doch die Luft, durch den erquickenden Seewind erfrischt, leicht und durchsichtig. Kurz vorher waren die ersten Regen gefallen, das ausgedorrte Land erwachte zu neuem Leben, und der Herbst oder besser zweite Frühling jener gesegneten Gegenden begann aus reichem Füllhorne Feld und Gärten zu schmücken. Ueberall sah man frisches Grün, junge Gemüse und herrliche Blumen zierten auf's Neue die Gärten, besonders üppig blühten die Camellien, Rosen, Veilchen, Orangen — die Luft war ein Balsamhauch! — Als wir in das breit gebaute Portici hineinfuhren, und die Pferde auf dem glatten Lava-Pflaster fest und lauttönend auftraten, umringten uns plötzlich Schaaren von Bettlern, die an unserem Gespann sogleich „Forestieri“ erkannten. Sie verfolgten uns lange, betend, schreiend, flehend — und schimpfend — wenn sie nichts bekamen. Der Vesuv trat uns immer näher, und an seinem Fuße — zur Rechten das Meer — fuhren wir weiter über Torre del Greco und Torre dell' Annunciata. Bei diesem Städtchen steigt plötzlich die Straße bedeutend, obgleich ringsum Alles eben, es hallt dumpf und hohl unter den Hufen der Pferde. Nach eingezogenen Nachrichten hörten wir, daß Torre dell' Annunciata, schon acht Mal durch den Vesuv zerstört, stets wieder an derselben Stelle aufgebaut wurde, so daß sich Ruinen auf Ruinen häuften, daher die Unebenheit der Straße, welche über die Trümmer von acht Städten geht! Die lockenden Ueberreste von Pompeji, die in farblosem Grau, wie Schemen, aus den umgebenden Weinbergen herüber schauten, ließen wir links liegen und erreichten bald Castellamare, wo wir zuerst die reizende Scenerie des linken Ufers von Neapels herrlichem Golfe in der Nähe sahen, denn hier ist die Biegung. Der 2600 Fuß hohe Monte St. Angelo beherrscht die Stadt, geschmückt durch zahllose Landhäuser, halb in seinen Lorbeer- und Feigengebüschen versteckt, unter Andern, schon in beträchtlicher Höhe, die königliche Villa „Quisisana“ mit unbeschreiblich schöner Aussicht!

Von Monte St. Angelo aus dehnt sich links die liebliche Hügelreihe hin, welche am Cap Minerva, gegenüber der Insel Capri, endigt, und deren eine Seite den neapolitanischen Meerbusen mit all' seinem üppigen Leben beschaut, während die südliche ihre myrtenbewachsenen Höhen, ihr poetisches Amalfi im öden Golfe von Salerno spiegelt, an dessen jetzt völlig versumpften Ufern mit Pästums Rosen auch die Menschen erstarben oder die unwirthlich gewordene Küste verließen. Eine meisterhaft angelegte Kunststraße führt von Castellamare nach Sorrent, zwischen dem Meere und den üppig bewachsenen Hügeln hin. Sie steigt bald an steilen Abhängen spielend hinauf, bald wendet sie sich schlängelnd an der Küste durch Orangen- und Citronengärten; fast erscheint dieses kunstvolle Menschenwerk störend in der überall so reichen Natur. Auf orangengekröntem Hügel liegt Vico, von wo aus man zuerst die Pianura von Sorrent erblickt. Wonnetrunken weilt das Auge auf diesem unvergleichlichen Landschaftsbilde, das sich mit unauslöschlichen Zügen in unser Gedächtniß schrieb. Die Hügel treten plötzlich bedeutend zurück, und von ihrem Fuße bis zum Meere dehnt sich eine etwa 1 ½ Stunden im Umkreise messende Ebene aus und fällt dort in etwa 140 Fuß hohen, malerischen Felsen zum Meere ab. Orangen- und Citronenpflan-

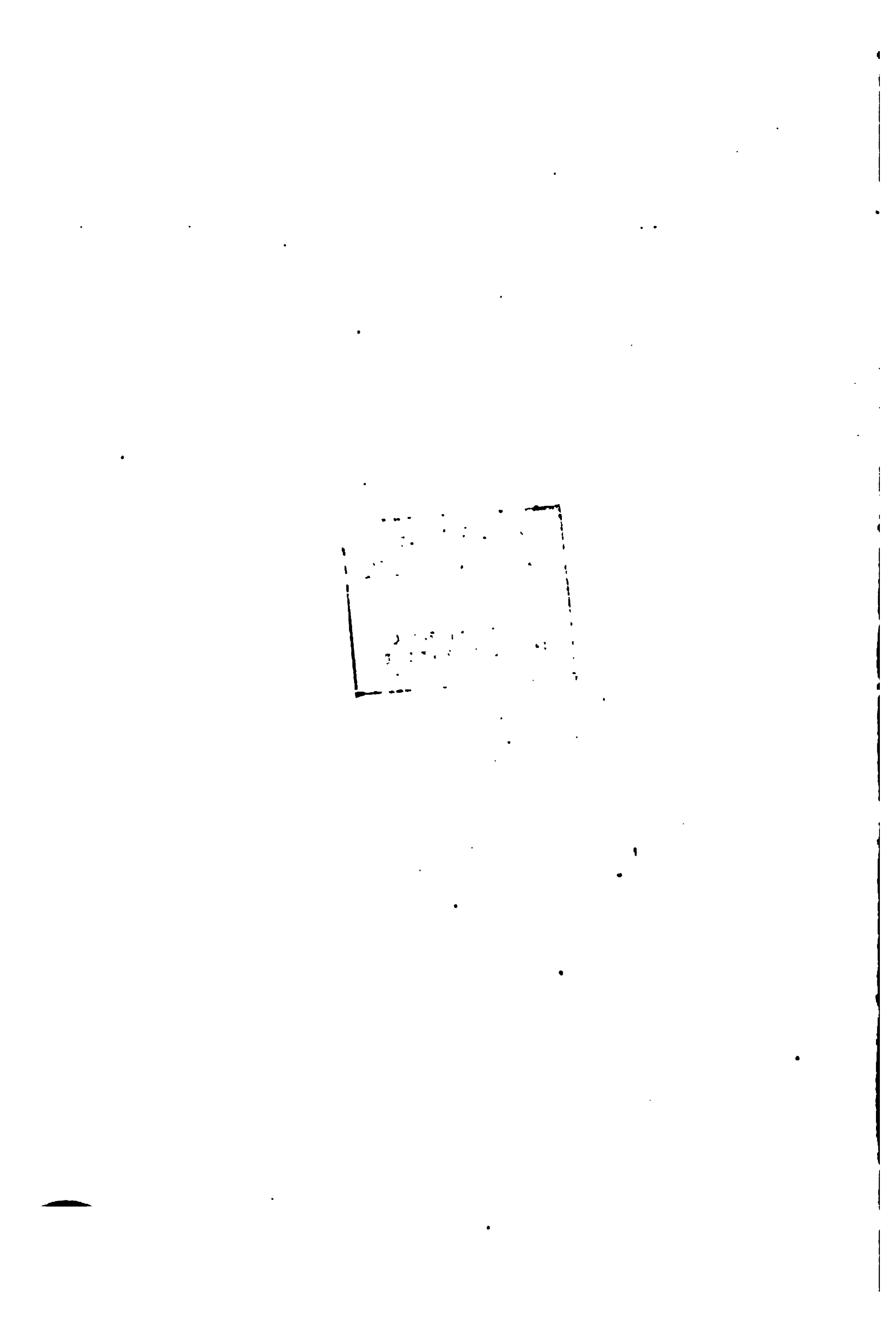
zungen, im Verein mit allem übrigen Reichthum der südlichen Vegetation, bedecken die Pianura. Wie berauscht von Schönheiten und Wohlgerüchen, fuhren wir zuerst durch das, in diesen Zaubergärten halbversteckte, uralte Städtchen Meta, wo die Straßen so eng waren, daß die Räder unseres Wagens an beiden Seiten die Häuser streiften. Endlich erreichten wir Sorrent, dessen weiße Landhäuser gar freundlich aus der smaragdenen Einfassung herausschauen. Wir fuhren durch die ganze Stadt und stiegen in der Sirene ab, einem der letzten Häuser ganz am Rande der Pianura, an der Seite gegen Massa hin. Ich war hingerissen von der eigenthümlichen Schönheit des Ortes und wandelte in den dunkeln Gängen des Gartens, wo mir zum ersten Mal die für uns Nordländer unbeschreibliche Freude wurde, Orangen und Citronen selbst vom Baume zu pflücken. Eine Felsentreppe führte vom Garten hinunter an's Meer, ich benutzte sie, um vom Ufer aus den herrlichen Abend um so besser zu genießen. Die im Süden so kurze, aber desto schönere Dämmerung hüllte Alles umher in ihre warmen, violetten Tinten, während der Himmel noch in glühenden Farben den Widerschein des Sonnenunterganges zeigte. Leider wurde ich von diesem herrlichen Bilde hinweg, in's Haus gerufen; die Reisegefährten waren zum Theil ermüdet von der Fahrt in der heißen Septembersonne, darum wurde eiligst zum Abendessen getrieben. Dieses bestand aus einer sehr schlechten Zwiebelsuppe, sodann den nimmer fehlenden Maccaroni mit Cacciocavallo (Büffelkäse), vortrefflichen Fischen — besonders Makrelen, zu welchen man uns halbreife Citronen vom Baume holte, die ein weit feineres Aroma als die reifen haben, und — Austern. Dazu den förmlich nach Blumen duftenden, weißen Capri-Wein, der in Neapel sehr beliebt ist; er schmeckt höchst angenehm, ist aber weit stärker, als man Anfangs glaubt. Nach dem Souper begab man sich zur Ruhe, und ich bedauerte sehr, aus meinem Zimmer nicht auf's Meer sehen zu können, obgleich mir in jedem anderen Lande die Aussicht aus meinem Fenster in einen dichten, im Hintergrunde von wellenförmigen Hügelreihen begränzten Orangenwald, aus welchem hier und da ein Haus oder Thurm hervorschauten, entzückend erschienen wäre! Da entdeckte ich plötzlich eine kleine Thür, und da ich die Schwachheit habe, daß eine solche mich in einem Wirthshause sehr beunruhigt, wenn ich nicht weiß, wohin sie führt, so wurde mir ganz unheimlich zu Muthe, und nun vollends in Italien, dem Lande der Abenteuer, und ich allein wohnend im oberen Stockwerke! Ich schritt daher zur Untersuchung; der Drücker der in jenen Gegenden selten verschlossenen Thür gab nach, und als ich öffnete, sah ich zuerst eine kleine Treppe, dann wandte sich mein Blick nach oben, ich gewahrte über mir — die blinkenden Sterne! Jauchzend sprang ich die wenigen Stufen hinan, ich befand mich — auf dem flachen Dache des Hauses! Der breite Mauerrand war mit Blumentöpfen besetzt, der Boden der Terrasse aber mit frischen Feigen bedeckt, welche dort zum Trocknen ausgebreitet waren. An einer Seite streckte ein Orangenbaum seine mit goldenen Früchten schwer beladenen Aeste, seine duftende, mit Blüthen wie beschneite Krone bis zu mir empor. Ich setzte mich auf den Rand der Mauer und überschaute mit bewegtem Herzen die überschwänglichen Reize meiner Umgebungen. Dem schönen Tage war eine klare Mondnacht gefolgt, die mit silberner Helle Alles beleuchtete. In nächster Nähe lag Capri mit seinem vorspringenden, die Ruinen vom Schlosse

Tiber's tragenden Felsen, die ernst, fast drohend, als ob der wilde Geist des einstigen Herrschers noch in ihnen wohnte, zum Cap Minerva herüber schauten. Weiterhin am anderen Ende der Insel, auf der Felsenhöhe, welche an ihrem Fuße die blaue Grotte birgt, konnte ich deutlich die Mauern der Festung, und noch weiter oben das nur auf Treppen zu erreichende Dorf Anna Capri entdecken. In der Sattelvertiefung zwischen den beiden Felsenenden der Insel lag das Städtchen Capri selbst mit seiner Kirche und domartigen Kuppel. Weiter schweifte mein Blick nach Ischia hinüber, auf seinen erloschenen Vulkan, den kahlen, spitzigen Epomeo, der im Mondesstrahle sich riesengroß erhob; sodann kam das geschichtlich so merkwürdige Procida, dem klassischen Cap Miseno gegenüber, auf dessen äußerster Spitze die Festung von Bajä thront, während die Trümmer des einst so üppigen Bajä sich wie gedemüthigt im Hintergrunde bergen, und nur dessen poetische Bucht erglänzt magisch beleuchtet, in welcher das kleine Nisida schwimmt. Wie eine orientalische Stadt bedeckt Neapel mit seinen flachen, weißen Häusern, seinen vielen Kuppeln die ganze gegenüberliegende Küste, vom Posilipp bis zum Vomero, das Meer entlang in doppelter Hufeisen-Form sich erstreckend, und von der ernsten Sant' Elmo beherrscht.

Bei Neapels Anblick fielen mir unangenehm die vielen Lichter auf; denn sie zeugten vom geräuschvollen Treiben der Menschen, während meine nächste Umgebung im geheimnißvollen, lautlosen Zauber der Poesie ruhte. Zur Rechten stand der Vesuv als finsteres Warnungszeichen, von seiner, sprühende Funken emporsendenden Rauchsäule hob sich das düstere Schwarz am sternbesäeten Himmel ab. Ich konnte selbst im blassen Mondlichte die verwüsteten Stätten unterscheiden, wo Herkulanum und Pompeji gestanden, und ich wendete schnell beklommen den getrübten Blick. Unterdessen wurde es immer stiller um mich her, die dunkeln Orange-Pflanzungen sandten mir berauschende Düfte zu; wie Weihrauch, den die Erde ihrem Schöpfer bringt, so stiegen sie zum Himmel empor. Nur etwas vermißte ich — das Lied der Nachtigall! Es fehlte dieser Naturfeier, warum — habe ich nie mit Bestimmtheit erfahren, aber es lebt kein Singvogel lange an diesen Zauberküsten. Doch als ob meine Sehnsucht wenigstens einigermaßen gestillt werden sollte, so ertönte plötzlich in der Ferne ein leiser Gesang, und ich erblickte einen kleinen Kahn, der spielend sich der Küste nahte. Kein Lüftchen bewegte das Meer, die Wellen schliefen, und des Mondes Strahlen bildeten darauf einen langen zitternden Streifen; die ersterbende Brandung berührte ganz leise rauschend, gleichsam wie in Wonneschauern, schmeichelnd die Felsen am Ufer. In dem Kahne jedoch saßen Fischer mit nächtlichem Fange beschäftigt, und das Lied, das wie ein sanftes Echo zu mir herauf klang, war einer jener Volksgesänge, an denen Neapel so reich ist und deren Worte meistens Tasso zugeschrieben werden, dessen Ruhm noch jetzt frisch im Volke lebt, und der auf diese Weise weit mehr Gedichte hinterließ, als die Presse kennt. Tasso! Bei diesem Namen erinnerte ich mich der Villa, die mir der Wirth als dessen Haus bezeichnet hatte; ich suchte sie, und nahe vor mir, am Ende des Gartens, erhoben sich ihre weißen Mauern. Sie ist auf einer weiter in's Meer vortretenden Felsenspitze erbaut, welche, senkrecht abfallend, ihren Fuß darin badet. Das Haus, das jetzt dem Herzoge von San Lorenzo in Neapel gehört, ist gänzlich verändert worden, nur der eine Flügel soll im



Neapolitaner.



Aeußeren derselbe sein, innen ist Alles anders. Der große Feigenbaum im Hofe stamme, sagt man, noch aus Tasso's Zeit her. Wehmüthig war es mir, als ich eine Cypresse entdeckte, welche seitwärts von der Villa ihre düstere Gestalt erhob, als ob sie zur Trauer mahnen wollte; ich dachte sie mir aber als einen Finger, der nach oben weis't, kündend, daß der Dichter, dessen Loos wir hier bedauert, dort die Ruhe und ein Glück gefunden, welches diese Erde ihm nie bieten konnte.

So in Träumen versunken, saß ich lange still auf der Terrasse, oft sinnend aufblickend zu jenem Strahlenzelte, das mit seinen goldenen Sternen so mild, so beruhigend, auf die immer vom Strudel ihrer Leidenschaften herumgerissenen Menschen blickt! Und diese sehen dann so oft bittend, verzweifelnd, hoffend, glaubend hinauf zu ihm, und ein Trost wird ihnen dann doch in diesem Aufblicke, das Bewußtsein, daß auch sie unter dem Schutze jenes goldgestickten Zeltes ruhen, mit welchem Gott die Welt umschließt! Der Gesang auf dem Wasser wurde immer deutlicher, die Barke schwamm an's Land und legte an. Das Lied verstummte, Fackeln wurden gleichsam zum Spott der hellen Mondnacht angezündet und mehrere Körbe voll Fische aus dem Kahne gehoben. Drei Männer trugen sie an's Land, legten sie auf Steine am Ufer, und zwei davon begannen die Fische zu sortiren, während der dritte leuchtete. Indem kamen aus einer der vielen Höhlen, welche sich in den Felsen am Ufer befinden und meistens von Fischern bewohnt sind, eine Frau und zwei kleine Mädchen heraus. Sie hatten augenscheinlich auf die Männer gewartet, denn das Weib wendete sich nach kurzem Anrufe zu einem großen Kessel, den ich erst jetzt bei'm Fackelscheine bemerkte, schürte darunter das Feuer an und warf mehrere von den Fischen hinein, während die kleinen Mädchen die schönsten auf Blätter legten, vermuthlich um sie am andern Tage nach Neapel zu bringen. Die geordneten Fische wurden in die Höhle getragen, dann setzten sich die Leute im Kreise um den Kessel, aus welchem die Frau nach ächt neapolitanischer Weise Fische aller Art, „frutti di mare“ und Maccaroni herauszog. Diese angenehme Mischung wurde indessen augenscheinlich mit vielem Appetit verzehrt, eine kleine Fiaschina mit Wein machte dabei die Runde, und hernach begannen die beiden jüngeren Fischer wieder ein Lied, das, melodisch von der ersterbenden Brandung begleitet, sehr lieblich tönte. Während des Gesanges ging der dritte Mann, der schon alt war, mit der Frau und einem der kleinen Mädchen in die Höhle, und als das Lied geendet war, streckten sich die anderen Männer am Ufer auf den Sand. Das zweite kleine Mädchen, ein Kind von etwa sechs Jahren, legte sich dem Einen quer über die Brust, er kreuzte beide Arme über sie, ihr Händchen ruhte auf seinem Gesichte, und so lag die ganze Gruppe nach wenigen Augenblicken in tiefem Schlafe, bei'm Scheine des erlöschenden Feuers ein Bild harmlosen Friedens. Indessen mahnte mich die immer größere Stille um mich, daß es wohl, selbst für Italien, spät in der Nacht sein müsse, und ich wendete mich mit schwerem Herzen der Treppe zu, noch einen langen Blick rings herum werfend, um das wundervolle Panorama meinem Gedächtnisse fest einzuprägen. Nie werde ich jene herrliche Mondnacht in Sorrent vergessen!

16. Aus den italienischen Alpen.

Es kann nicht leicht einen größeren Kontrast geben, als wenn man das Thal von Chamouny, seine Gletscherpracht und reichbesetzten Tables d'hôte verläßt und in die Ebene von Piemont herabsteigt. Dort ist kein einsamer steiler Alpenpfad zu finden, auf dem uns nicht ein paar Touristen oder Touristinnen, die ersteren mit dem unvermeidlichen Alpenstock, die letzteren mit dem eben so unvermeidlichen Strohhut und grünen Schleier, begegnen; hier leben wir mitten in dem Leben und Treiben volkreicher Städte einsamer und ungestörter als in den Alpen. Die Gasthäuser stehen leer, kein gaffender Fremdling in den Straßen, kein Sohn Albions zieht eine Schaar von unbeschäftigten Ciceronis und muthwilligen Straßenjungen hinter sich nach. Es geht jeder seinem Geschäfte nach, als gäbe es gar keine Touristen in der Welt.

Einen gar herrlichen Uebergang aus dem Getümmel der Alpenwelt in die Einsamkeit italienischen Städtelebens bietet das Thal von Aosta, in das man von Chamouny aus über drei gewaltige Alpenpassagen hinabsteigt, die zwar Kraft und Ausdauer verlangen, dafür aber die Größe der riesigen Gebirgswelt genießen lassen. Es ist dies die sogenannte „grand tour du Montblanc," die uns in zwei anstrengenden Tagen nach Courmayeur führt. Bei Courmayeur beginnt nun eines der herrlichsten Thäler, das Thal von Aosta, vielleicht das schönste, das die Südseite der Alpen enthält. Gegen Süden fällt das Hochgebirge stets jäher und schroffer ab, als nach Norden, daher die Linien schöner sind als am Nordabhang. Die Dörfer liegen nicht so recht deutsch gemüthlich eines nach dem andern im Thalboden in regelmäßiger Reihe, sondern an den Abhängen des Gebirgs vertheilt, oft in schwindelnder Höhe, grau und finster, dem Felsen gleich, an den sie angeklebt sind, oft in der Tiefe unten, in den Tobel hineingebaut, in dem der Gießbach das Thal durchbraust. Rechts und links öffnen sich enge Felsenspalten, aus denen ein Wasser hervorstürzt, wohl noch ein Mühlrad treibend, von einem gewaltigen Brückenbogen überbaut, von den weißen Schneegebirgen im Hintergrund überragt. Es gibt nichts Malerischeres, als so ein kleines italienisches Nest in der Ferne, mit seinen finstern, schwarzen, steinernen Häusern, eins so eng an dem andern wie die Küchlein, die im Neste sich aneinander ducken. Es gibt aber auch nichts Schmutzigeres und Widerwärtigeres in der Nähe, als dieselben unwohnlichen, verfallenen Häuser, diese Gassen, in die kein Sonnenstrahl fällt, mit dem Rinnsal in der Mitte, in denen sich zerrissene Buben balgen, und alte häßliche Weiber aus den gegenüberliegenden Fenstern einen guten Morgen wünschen.

Es war ein wundervoller Abend in Aosta. Wir waren auf eine nahe Anhöhe gegangen, wo ein Kloster liegt, das den Mönchen von St. Bernhard gehört, und in dem sich eben der Superior des Ordens aufhält, der uns freundlich begrüßte. Wir hatten unsere Karten ausgebreitet; gerade im Thal vor uns zieht die Straße den St. Bernhard hinauf, die Eisberge des Combin und Mont-Velin ragen im Hintergrund, von der Abendsonne angeglüht, unten im Thal breitet sich die Römerstadt Aosta aus. Die Mönche erzählten uns von ihren Erlebnissen in der Gletscherwelt des St. Bernhard, die sie nach allen Richtungen durchstreift hatten, und erfreuten sich daran,

auf der Karte die Gletscherpfade, die sie zum Theil erst entdeckt, nochmals aufzusuchen.

Am andern Morgen fuhr ich im Aostathal weiter. Bei jedem Schritte entfaltete sich reicher und üppiger das Thal; die Kastanie breitet ihre reichbelaubten Aeste aus und überschattet die Straße, und die Rebe zieht ihre Gelände an den Abhängen hin — in trügender Pracht, denn die Tauben sind durchweg krank und zerstört. Die Straße steigt oft jäh empor, und gestattet dann Blicke über das schöne Thal, die an Reiz und Zauber nicht ihres Gleiches haben, oft ist sie in den Felsen gesprengt, an schwindelnden Abhängen hin, in deren Tiefe die Dora Baltea braust. Die großartigste Scenerie ist am Fort Bard, das Napoleon nach seinem Uebergang über den großen St. Bernhard mehrere Tage lang im Vorwärtsschreiten hinderte. Es mußten damals die Geschütze in der Stille der Nacht über ausgebreitetes Stroh unter den Mauern der Festung heimlich weiter geführt werden.

In später Abendstunde erreichte ich Turin. Von allen Seiten kehrten die Flüchtlinge zurück, von der Cholera mit Weib und Kind aus der Heimath verjagt, aber Fremde wagten sich noch nicht heran. Weder in Turin, noch auf meiner ganzen bisherigen Wanderung sind mir Fremde begegnet.

Von Turin ging ich nach Nizza. Die Eisenbahn führt durch die überaus fruchtbare, aber wo möglich noch langweiligere piemontesische Ebene bis in die Nähe von Cuneo, wo schon die Ausläufer der See-Alpen sich erheben. Ich hatte beschlossen, die Wanderung bis nach Nizza zu Fuß zu machen, um die prachtvollen Scenerien, die ich mir in diesen wenig besuchten und wenig bekannten Thälern versprach, vollständig zu genießen. Am ersten Tage sah ich mich ziemlich enttäuscht, denn ein kahleres, langweiligeres und unmalerischeres Thal als jenes, durch das der Weg bis zur Höhe des Col di Tenda führt, kann kaum gefunden werden. Der Col di Tenda ist eine Alpenpassage, eben so hoch wie jede andere, und sein Nordabhang bietet dieselben Scenerien, wie wir sie allenthalben finden, nur ohne jeglichen Schmuck der Vegetation, verbrannt, felsig und öde. Ich war noch auf der Höhe des Col, als schon die Sonne unterging, daher mußte ich meine Wanderung in finsterer Nacht bis Tenda fortsetzen. Obgleich mitten in Italien, konnte ich dies ohne alle Besorgniß thun, denn die sardinischen Straßen sind sicher und die Carabinieri thun ihre Pflicht. Ich saß bereits in der wohnlichen Stube in Tenda — wie man sie in diesen von Reisenden wenig besuchten Bergen selten findet — beim kärglichen Mahl, als die Carabinieri, den Paß begehrend, vor's Haus kamen. Ich lud sie ein, hereinzutreten, setzte mein Mahl gemüthlich fort, indeß die beiden Leute, über den feindlichen österreichischen Adler an der Spitze des Passes insgeheim die Stirne furchend, die ungewohnte deutsche Schrift durchbuchstabirten. Wie sie damit zu Ende kamen, weiß ich nicht. Genug, der Paß gelangte wieder in meine Hände.

Fremdartiger, als sich dieses Tenda am nächsten Morgen, während die ersten Strahlen der Sonne die kahlen Felsspitzen darüber roth anglühten, dem Blick darstellte, sieht kein Räubernest in den Abruzzen aus. Die Häuser wild über einander gewürfelt, einiges Trümmerwerk von altem Schloßgemäuer darüber, und die Berge kahl und verbrannt, aber in den allerschönsten Linien, wie sie nur der Süden bietet! Rasch geht's im engen Felsenthal, in dem die Roja nach dem Meere zieht, weiter. Bald kommen Olivenhaine,

mit Kastanienwäldchen abwechselnd. Dann schließt sich das Thal wieder, und so geht's fort in reicher Mannigfaltigkeit. Unter all' den reizenden Bildern tritt aber in der Erinnerung besonders das von Saorigo hervor, ein kleines, graues, schmutziges Nest, das ein paar hundert Fuß über dem Thalboden aus dichten Olivenwäldern hervorguckt, indeß auf der entgegengesetzten Seite die jäh abfallende Felswand die malerischen Trümmer einer Festung trägt, die im Jahr 1794 die Franzosen nach langer Belagerung zerstörten.

Bei Bregio verläßt die Straße das Roja-Thal, und der Wanderer steigt in der glühenden Mittagshitze ein ziemlich hohes Joch empor. Wieder verbrannte öde Felsen, aber doch ganz andere Formen als bisher. Die Natur ersetzt durch pittoreske Linien, durch wunderbare, immer neue und überraschende Gruppirung, durch die Farbengluth des Südens den Mangel an Vegetation. Wieder geht es in ein Thal hinab, nach Sospello, das uns nun durch die Anmuth seiner reichen Gelände um so mehr entzückt. Gleich hinter dieser „Stadt" steigt es ebenso jäh zu einem neuen bedeutenden Joch empor. Das Bild von jener Höhe überbot aber alles bisher Gesehene an Pracht und Herrlichkeit. Das Thal von Sospello in der Tiefe, das Felsennest von Castiglione noch ein paar hundert Fuß über der Höhe des Jochs, in der Ferne das Meer, zart und duftig wie ein leiser Nebelstreif, das Alles in Farben und Lichtern prangend, wie ich sie bisher nur an den Küsten von Neapel gesehen, und dazu der milde Mistral, der leise und sanft herüberweht. Das ist der Süden, und selbst die paar dürftigen Kräuter, die dem Boden entsprießen, verrathen durch ihre Fremdartigkeit die Nähe der palmenbepflanzten Riviera. Am nächsten Morgen war ich in Nizza.

Nizza, obgleich im Winter der Sammelplatz zahlreicher englischer Familien, die sich dem schon von Diogenes so sehr geschätzten Vergnügen hingeben, sich zu sonnen, und der Aufenthalt so vieler Leidender, denen das Klima und die süße Luft die Mühe des Athmens erleichtern sollen, liegt doch zu sehr außerhalb der großen tour d'Europe, als daß seine Reize in der eigentlichen Touristenwelt gekannt und ausgebeutet wären. Das Dampfschiff, das von Marseille nach Genua geht, fährt an diesem Gestade eilends vorüber, und im gegenwärtigen Augenblick ist Schreiber dieses dem Anschein nach der einzige Fremde hier, obgleich mit Ausnahme der Frühlingsmonate kein Zeitpunkt zu finden ist, wo dieser reizende Küstenstrich, an dem die Natur die ganze Pracht und Fülle des Südens ausgebreitet hat, in schöneren Farben prangen möchte, wo sich's hier süßer träumen und sinnen ließe, als eben jetzt.

Nur Neapel kann sich mit Nizza messen, bei weitem aber kein Ort Italiens, der unter derselben geographischen Breite wie Nizza liegt. Und selbst Neapel steht vielleicht, was die Fülle der Vegetation betrifft, hinter Nizza zurück, wenigstens wenn man nach der Dattelpalme, diesem Symbol der Pracht und Herrlichkeit des Südens für den nordischen Wanderer, urtheilen darf. Denn außer jener im königl. Garten an der Chiaja und der berühmten an Posilipp erinnere ich mich nicht, eine Palme in der Nähe Neapels gesehen zu haben, indeß sie hier in keinem wohlgepflegten Garten fehlen dürfte. Und nun erst in Bordighera, einem kleinen Nest an der Riviera, 8 oder 9 Stunden hinter Nizza! Da heben sie an den Bergabhängen der Küste zwischen den Orangenhainen und Oliven in solcher Menge ihre

herrlichen Kronen empor, daß der Reisende ein tropisches Landschaftsbild vor sich zu haben meint. An der Straße ziehen sich kleine Gärten hin, zum Theil von stachligen Aloën eingefaßt, in denen die Palmen groß und klein in reizendem Durcheinander stehen, leider aber verunstaltet durch die Spekulation. Zum Osterfest nämlich werden die Palmen nach Rom gesendet, und um die Zweige vollständig zu erhalten, binden die Bauern die prachtvollen Aeste der Krone in ein Bündel zusammen, das auf ein Haar einem Besen ähnlich sieht.

Nizza ist netter und reinlicher als Neapel, die Straßen sind ziemlich breit und wohlgehalten. Dafür fehlt aber auch das Eigenthümliche einer ächt italienischen Stadt gänzlich, sie hat eher ein südfranzösisches Ansehen, wie denn auch alle öffentlichen Inschriften an den Straßen und Gewölben französisch sind. Eine Vorstadt Nizza's dagegen, die sich, ähnlich wie der Posilipp, längs des Meeres an der Straße nach Frankreich ausbreitet, ist durch und durch englisch, sie heißt daher auch allgemein „la Nice Anglaise“, und mag im Winter mit Brighton ziemlich viel Aehnlichkeit haben. Jetzt sind all' die grünen Jalousieen geschlossen, vor den Gewölben mit englischen Inschriften kauern die Inhaber und Commis mit einer wahrhaft südlichen Nonchalance. Nizza verdankt es der verhältnißmäßigen Reinlichkeit und Breite seiner Straßen, daß es, obgleich mitten zwischen Marseille und Genua liegend, von der Cholera kaum berührt wurde.

Der Hafen Nizza's ist von der übrigen Stadt durch eine Felseninsel getrennt, auf der die Trümmer eines Kastells sich erheben. Die Aussicht von hier aus über das Meer, die Stadt in der Tiefe, die See-Alpen im Hintergrund, ist bezaubernd. Spuren von Gartenanlagen ziehen sich an den Abhängen des Berges hin, ziemlich wüste und schlechtgehalten. Leider fehlt es Nizza überhaupt an einem Garten, wie er an andern Punkten Italiens, auf Isola Bella, Villa Serbelloni &c., zu haben ist. Was hätte die Natur, unterstützt von der Kunst hier hervorbringen müssen! Ein Stück Tropenwelt ließe sich hier hinzaubern, wenn eine kunstverständige Hand es pflanzte und pflegte. An der Nordseite dieses Kastellberges liegen, nur durch niedere Mauern geschieden, die Kirchhöfe sämmtlicher Confessionen, gleichsam jenen Bergen zugewandt, von denen so mancher herabstieg, der hier Heilung zu finden hoffte und nichts fand als ein Grab in fremder Erde.

Von all' den schönen Punkten bei Nizza hat nicht das Kloster von St. Barthelemy, nicht die Abtei von Cimies mit ihren prachtvollen immergrünen Eichen vor der Façade, auf den Ueberresten einer alten Römerstadt erbaut, hat kein anderer Punkt einen solchen Zauber auf mich geübt, als die Bai von Villafranca, von Nizza durch die gewaltige Bergmasse des Montboron geschieden. Ein Nachen bringt uns in einer Stunde zum Leuchtthurm von St. Hospiz, am östlichen Eingange der Bai, dem südlichsten Punkte der Küste, weit in das Meer vorspringend. Ich stieg zu der Leuchte empor, von der man sich eines herrlichen Blicks über das weite blaue Meer, das an die Felsen zu unsern Füßen heranbrandet, erfreut. Kahle Abhänge umgeben die Bai, bis plötzlich dichte Olivenwälder, deren ungeheure Stämme kaum ihres Gleichen haben dürften, gemischt mit Orangenhainen, den Wanderer aufnehmen. Nur durch einen schmalen blauen Meeresstreifen getrennt, glänzt Villafranca, das amphitheatralisch an den Höhen emporsteigt, über die Bai her-

über; der schmale Fußsteig schlängelt sich um die ganze Bucht herum und läßt bald das weite Meer, das frei und unbegränzt bis an die Felsenküsten Corsika's fluthet, im Hintergrunde hervorsehen. Kleine Fischerböte durchfurchen die spiegelglatte Bläue. Ich sitze auf den vielfach ausgewaschenen Felsen, ein Fischer geht mit entblößten Füßen weit in's Meer hinaus und wühlt mit einer langen Stange, die er trägt, im Meeresgrunde, die kleinen Fischerbuben hat er bei sich, die Mutter mit dem Säugling sieht ihm zu. Aber die Sonne sinkt in's Meer, es muß an die Rückkehr gedacht werden. An der Darsena von Villafranca erwartet mich mein Boot. Das Städtchen nimmt sich, wenn man näher kommt, noch malerischer und schöner aus, wie es mitten aus Olivenhainen hervorschaut und auf cactus- und aloebewachsenen Felsen aus dem Meere hervorragt. Es soll viel Aehnlichkeit mit Algier haben. Aus dem Fort, welches das Städtchen beherrscht, schallt der Lärm der Trommeln, die Soldaten manövriren und erklimmen unter Jubelgeschrei die Zinnen der Festung. Der Nachen steuert mit leisem Ruderschlag in der Abenddämmerung in's Meer hinaus. Bald sind auch die drei herrlichen Palmen auf der Höhe der Festung hinter einem Bergvorsprung verschwunden. Drüben an der Küste von Frankreich hat der Leuchtthurm der Galopa bei Antibes schon seine Lichter angezündet, ihm antwortet der von Villafranca, der ganz in der Nähe ein Strahlenbündel nach dem andern herübersendet, und mitten durch die Nacht, die sich indeß über das Meer gelagert hat, laufe ich wieder in den Hafen von Nizza ein.

Die Riviera di Ponente zwischen Nizza und Genua habe ich zu Fuß durchwandert. In Italien ist diese Art des Reisens nicht gebräuchlich, der Fußreisende ist eine Art Vagabund, und höchstens meine Botanisirbüchse konnte mich vor dem Loose der tiefsten Verachtung retten. In Bordighera, dem „Palmennest“, das ich vorhin erwähnte, hatte ich mich, von der Mittagshitze ermüdet, an der Straße auf einen Stein gesetzt, bald war ein Haufe unbeschäftigter halbnackter Menschen um mich herum. Ich bat um ein Glas Wasser und bereitete mir ein Brausepulver. Der Kreis war zwischen Bewunderung und Schrecken getheilt, und die Frau, die mir das Glas gegeben, sah mit abergläubischer Furcht die noch brausenden Ueberreste an. Man kam dahin überein, mich für einen Arzt zu halten, und bat mich nach einem Felsennest in der Höhe emporzusteigen. Dort seien viele Kranke, und es fehle an einem Arzt.

Zu den herrlichsten Partien der Riviera gehört die erste Strecke gleich hinter Nizza. Die Straße steigt ein paar tausend Fuß hoch in die Berge empor, so daß man bald in schwindelnder Tiefe auf das Meer dort unten, wohl auf die liebgewordene Bai von Villafranca, bald mitten in die See-Alpen hineinblickt, und auf die Menge von Felsennestern, die da und dort, bald höher, bald tiefer aus den Bergen hervorwachsen. Hat man la Turbia, wo die Straße sich wieder niedersenkt, hinter sich, so erscheint in der Tiefe unten auf einer kleinen Halbinsel, die gar reizend aus den blauen Fluthen hervorschaut, Monaco. Wieder tönt der unvermeidliche Trommelwirbel herauf; es waren aber nicht monacesische, sondern sardinische Trommler, die einen solchen Lärm machten, daß ich ein paar tausend Fuß hoch herauf es hören konnte.

Ich muß darauf verzichten, die Herrlichkeiten der vier Tage, die ich

längs der Riviera von Nizza nach Genua schlendernd zubrachte, zu schildern. Das Meer vor Augen, einmal spiegelglatt und klar im sanften Abendroth, dann wieder brandend und schäumend, und schwarze schwere Wolken drüber, die Straße bald hoch am Felsen sich anklammernd, auf kühnen Brückenbogen über tiefe Thalfurchen setzend, bald hart am Meer zwischen immerwährenden Oliven= und Orangenhainen sich dahinziehend; große und kleine Oerter, immer malerisch, immer unrein; Einsamkeit und Stille auf dem Wege, selbst auf dem Meer, auf dem nur selten ein Segel sichtbar wird; Geschrei und Lärm in den Ortschaften bei jeder Gelegenheit, in Freud' und Leid, beim Spiel wie bei der Arbeit; schlechte Gasthäuser, die sich hin und wieder das Ansehen geben gut zu sein, und dann unverschämte Preise machen — das ist in Kürze der Auszug meines Tagebuchs.

17. Reise durch die Provinz Basilicata.

Das Basilicat ist so wenig bekannt und so wenig bereist, daß noch vor wenigen Jahren der König von Neapel auf einer militairischen Promenade mit vielen Tausenden seiner Getreuen sich dermaßen in seinen Thälern, Wäldern und Schluchten verirrte, daß man vierzehn Tage hindurch in der Hauptstadt gar nichts von Sr. Majestät erfuhr. Die Heimgekehrten erzählten Wunderdinge von den Schrecknissen und Lieblichkeiten des alten Lukanien und das bewog mich von Apulien aus, wo ich alte Freunde besucht hatte, die Nase ein wenig in dieses unbekannte Land hineinzustecken. Ein Freund begleitete mich bis Canosa. Der kleine Hof Cannae liegt in der Nähe, und wir durchstreiften miteinander das berühmte Schlachtfeld, welches Hannibal gegen Aemilius Paullus und Terentius Varro am 2. August (nach Gellius) 537 n. St. E. behauptete.

Sobald man, von Cerignola kommend, die Brücke über den Ofanto vor Canosa überschritten, wende man sich links, und nach einer Stunde ist man auf dem Schlachtfelde von Cannae, welches am rechten Ufer des Ofanto lag. Wir ritten lange auf und ab, und der Zufall führte uns an einem Stein vorüber, welcher die Buchstaben L. A. P. enthielt. Galten diese dem Lucius Aemilius Paullus? Wer mag es uns verdenken, wenn wir Beide vom Pferde stiegen und den Stein mit Ernst betrachteten, und wenn vor unsern geistigen Blicken der wackere Kriegstribun Cn. Lentulus vorübereilte, dem tapfern Konsul Schutz und Trost bietend! In Canosa zeigte man uns den Ort, wo das Haus der Busa gestanden, welche die flüchtigen Römer so reichlich mit Reisegeld, Nahrung und Kleidern unterstützte.

Ich trennte mich in Canosa von meinem Freunde und schlug den Weg des flüchtenden Terentius Varro nach Venosa ein, am rechten Ufer des Aufidus aufwärts. Eine Fahrstraße gibt es hier nicht, und man lachte mich in Canosa aus, daß ich mit meinem zweirädrigen Wägelchen durch Sumpf und Moos, durch Wälder und Schluchten durchzubringen versuchen wollte. Mir aber, der ich meine Leute und meine Pferde schon vielfach erprobt, kam das gar nicht lächerlich und unmöglich vor, und bei Lavello, 15 Miglien weiter, beginnt ohnedies die schöne Straße, mit welcher König Ferdinand II.

die gebirgige, waldreiche Provinz Basilicata vor wenigen Jahren beschenkte. Ich bog in der Nähe des trajanischen Triumphbogens von der Landstraße nach Foggia links ab, und rollte auf ziemlich dürrem Boden rasch in die Einöde hinein, welche sich bis an den Fuß des Gebirges bei Melfi erstreckt, den Aufidus rechts lassend. Die Pferde liefen trefflich, obschon ein schwüler Scirocco uns entgegen blies. Dieser Weg von Lavello nach Canosa wird immer nur zu Pferde zurückgelegt, und die Rädergeleise, welche mich anfangs bestachen, hörten bald auf, da sie nur von Karren herrührten, welche den Verkehr zwischen Canosa und wenigen, am Aufidus in der Nähe gelegenen Masserien bildeten. Ich mochte ungefähr vier Miglien zurückgelegt haben, als plötzlich dickes Gewölk über die waldreiche Kette des Monte Vulture emporstieg und immer höher am Horizont heranwuchs. Nach einer halben Stunde waren wir bereits vom Scirocco-Regen eingeweicht, und in dem lehmigen Boden arbeiteten sich die Pferde bald müde, ich mußte vom Aufidus ablenken und höheren, festeren Boden zu gewinnen suchen, aber überall Sumpf und Moos, die meinem Fortkommen hinderlich waren. Bald sank das Deichselpferd in eine tiefe Grube, und wir in dem Wägelchen rollten ihm auf dem Rücken nach. Nun mußten die Pferde ausgespannt, an der Hand geführt und der Wagen mit großer Anstrengung aus dem Sumpf herausgehoben und mit den Händen weitergeschafft werden. Zwei Hirten, welche mit vollkommenem Gleichmuth unser Streben betrachteten, wurden für einige Granelli als Mitarbeiter angestellt. Wir brachten endlich den Wagen über einen Graben auf eine Wiese und es ging wiederum eine Strecke leidlich, bis der Regen auch hier Alles erweicht hatte und jedes Fortkommen unmöglich schien. Wir mußten abermals im Schlamme watend den Wagen mit den Händen fortbewegen und die Pferde nebenher laufen lassen. Bei einer neuen Grabenpassage jedoch schlug das Corricolo um und schleuderte Nachtsäcke, Körbe, Bücher, Mäntel und Karten in den Sumpf. Mein wackerer Kutscher stand da, stumm vor Wuth und Aerger, dicke Thränen rollten über seine Wangen und er beschwor mit Inbrunst den heil. Antonius und die heil. Alice (Schutzgöttin der Kutscher, Pferde und Maulthiere) uns zu helfen. Wir waren nicht weit von einer Schäferei, Crocifisso genannt, aber Niemand hörte unser Schreien. Mit Mühe richteten wir endlich allein den Wagen wieder empor, und ich entdeckte zu meiner Freude, daß drei Flaschen feurigen Muskatellerweins aus Trani, ebenso wie der Wagen, ganz unverletzt geblieben waren. Ich fragte meine Leute, ob sie jemals etwas von dem Heiligen Muscato gehört, welcher in ähnlichen Lagen wie die unsrige oft Bedrängten Trost gewährt habe? Ich öffnete auf ihre Verneinung die Flaschen und mein Santo Muscato half; wir geriethen trotz Regen und Schlamm in die heiterste Stimmung der Welt, arbeiteten wie Lastträger, und kamen, alle Widerwärtigkeiten mit dem besten Humor wegscherzend, mit Einbruch der Nacht bis zur Schäferei Alrano, die Hälfte des Wegs bis Lavello. Wir hatten volle sechs Stunden gebraucht, um acht Miglien vorwärts zu kommen. Hier wurden die Pferde getränkt und mit dem Futter versehen, welches man in Italien der Vorsicht wegen stets bei sich führt. Bald waren wir von sechs bis acht Hirten in Ziegenfellen mit ihren halbnackten Weibern und Kindern umringt, welche uns um Almosen baten. Meinen Beschluß hier zu übernachten, machte mein Kutscher wankend, welcher diesen Leuten und der einsamen, öden Gegend nicht traute; meine

freundliche Bitte, mir Führer bis Lavello zu geben, schlug man rund ab. Es blieb mir zuletzt nichts anderes übrig, als einen breiten und dicken Brief, welcher mit königlichen Wappen gesiegelt war, aber nichts anderes enthielt, als eine unschuldige Empfehlung meiner Persönlichkeit an den angesehensten Herrn in Lavello, hervorzuziehen und nun, unter Androhung der fürchterlichsten Strafen im Namen der Regierung, als Bote wichtiger Depeschen, zwei Führer bis Lavello zu befehlen. Das half, und nach wenigen Minuten schritten zwei kräftige Hirten, mit langen Stäben in der stockfinstern Nacht den Boden sondirend, meinem Wagen voraus. Es ging leidlich bis an den Fuß des Hügels, auf welchem Lavello ruht. Hier befand sich der kleine Meierhof eines Herrn, an den ich ebenfalls empfohlen war, und um den fast gänzlich erschöpften und alle fünf Minuten stehenbleibenden Pferden Ruhe zu gönnen, beschloß ich die Gastfreundschaft der Bewohner dieses Hofes anzusprechen. Aber alles Klopfen, Rufen, Bitten blieb fruchtlos, man erklärte, vor Tagesanbruch nicht öffnen zu wollen, so habe es der abwesende Gebieter befohlen. Die letzten Miglien nach Lavello hinanzuklimmen schien bei der Beschaffenheit des Wegs und der finstern Nacht fast unmöglich; wir baten um eine Oellampe wie um ein Almosen, und diese wurde uns vorsichtig durch das Fenster verabreicht. Mühselig beleuchteten wir auf diese Weise den Pfad, der zu unserer größten Freude bald fester und ebener wurde, und erreichten um 1 Uhr nach Mitternacht, 11 Stunden auf 15 Miglien (4 deutsche Postmeilen) verwendend, umsummt von Tausenden von Glühkäfern, welche nach dem warmen Sciroccoregen lustflatterten, das Städtchen Lavello, in welchem zu unserem größten Erstaunen noch volle Munterkeit herrschte. Es sollte nämlich das Fest des heiligen Maurus mit Illumination und Feuerwerk gefeiert werden, aber der Regen hatte Alles bis morgen verschoben; nur der Hunger der Festgäste ließ sich nicht in die Länge verschieben, und so fanden wir die ganze Einwohnerschaft beim Nachtessen. Im größten Hause des Städtchens Lavello wohnte der Herr, an den ich empfohlen war, leider war er abwesend; mein Bedienter — wir Alle waren aus den oben angeführten Gründen mit einer eigenthümlichen Reisekruste aus Lehm vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt — ging hinauf und gab auf die zarteste Weise unser Verlangen nach Nachtessen und Nachtlager kund, aber eine kreischende Stimme rief herunter: „man empfängt Niemand und öffnet auch keine Briefe.“ Das war die erste Probe altlukanischer Gastfreundschaft, die mir in der That die Galle in Bewegung brachte. Ich schrie hinauf, daß ich dem Herrn N. N. für Maccaroni, Brod und Wein, da in Lavello wie in fast allen andern kleinen Städten des Basilicats an keinen Gasthof zu denken, und für ein Bett zwei Piaster anbiete, worauf jedoch auch keine Antwort erfolgte. Ein armer Knecht nahm sich meiner an, holte mir ein Licht, und ich fand zwischen den zweiundzwanzig Empfehlungsbriefen, welche ich der Güte des Intendanten zu Bari verdankte, noch einen andern an den Arzt Giaculli zu Lavello. Dahin führte man mich nun mit Sack und Pack. Die Familie saß beim Abendessen, und als ich in dem oben angegebenen Reisecostüm in's Zimmer trat, stieß die Frau des Hauses einen Schrei aus und entfernte sich sogleich von der Tafel mit ihren Töchtern. Der Doctor trat mir muthig entgegen, musterte mich von Kopf bis zu den Füßen, schüttelte das Haupt, öffnete endlich den Brief, legte öfters die Hand an die Stirne und bekannte mir endlich

freimüthig, daß er nicht glauben könne, daß ich wirklich die Person sei, für welche mehrere vornehme Leute so warmes Interesse an den Tag legten — wie im Briefe allzu gütig stand — und es ebenfalls unmöglich sei, daß ich zu Wagen, zumal im Regen von Canosa nach Lavello hätte gelangen können. Meine Leute und die Ziegenhirten, welche ich jetzt mit gutem Trinkgelde verabschiedete, bekräftigten die Wahrheit meiner Aussagen, und ich, trotz Hunger und Müdigkeit, empfand ein eigenthümliches Behagen daran, hier für einen Räuber oder gar einen Mörder angesehen zu werden. Der Doctor Giaculli erfüllte endlich meinen Wunsch, ließ mir ein Zimmer und Waschwasser anweisen, und nach wenig Minuten war ich im Stande, einen günstigern Eindruck auf meinen Gastfreund zu machen. Mir wurde jetzt ein comfortables, ja selbst elegantes Zimmer angewiesen, ich nahm ein sehr gutes Nachtessen ein und tröstete bei einem Glase guten Weins meinen Wirth über sein köstliches Mißtrauen, das ihm noch immer wie Blei im Magen lag. Ich schlief vortrefflich, und als ich erwachte, saß bereits der gute Doctor vor meinem Bette und erkundigte sich theilnehmend nach meinem Befinden.

Mein Wirth stellte mich nachher der Familie Rapolla in Venosa vor, welche zum Feste des heil. Maurus herübergekommen war. Auch an diese wackern Leute hatte man mich empfohlen, und nach wenigen Stunden saß ich zu Pferde und trabte bergauf, bergab in ihrer Gesellschaft nach Venosa. Doch vorher noch ein paar Worte über Lavello. Die Lage dieses Städtchens auf einem wenig belaubten und vielfach zerklüfteten Hügelrücken, sechs Miglien von Venosa und zwölf von Melfi entfernt, gehört keineswegs zu den schönen und günstigen; es zählt ungefähr 2500 Einwohner, die sich von der Viehzucht nähren; mein Gastfreund, ein reicher Mann, beschäftigte sich ebenfalls mehr mit den Vierfüßlern, als mit der leidenden Menschheit. Mit Ausnahme weniger Inschriften wurden hier nie römische oder griechische Alterthümer gefunden, doch existirte der Ort schon im Jahre 800. Im J. 839 wurde hier Sicard XVIII., Herzog von Benevent, auf der Jagd ermordet, und Conrad, Friedrichs II. Sohn, soll hier im 26sten Lebensjahre an Gift gestorben sein.

Der Weg nach Venosa bietet wenig Interesse dar, desto mehr die kleine Stadt mit der alten Citadelle. Gleich hinter Lavello reitet man in eine tiefe Schlucht hinunter, rechts am Wege liegt höchst malerisch ein alter Brunnen mit einer sehr verstümmelten Inschrift, jenseits der Schlucht werden Wein und Oliven gebaut, die Reben werden an gekreuztem Schilfrohr ungefähr 3 Fuß hoch in die Höhe gezogen und dann niedergebogen, man überschreitet die sogenannte Fiumara di Venosa, einen Arm der Rendina, und gelangt oberhalb in einen schönen Eichenwald. Kurz vor Venosa, welches, wie Lavello und viele andere Städte des Alterthums, auf einem schmalen, von zwei Thälern eingefaßten Bergrücken liegt, erschienen in einem Hohlwege viele Grotten, die geleerten Grabstätten der alten Bewohner. Ich hatte mich unterwegs, ein treffliches Pferd reitend, lebhaft und angenehm mit dem gebildeten Gutsbesitzer Rapolla über Venosa und seine Erinnerungen unterhalten und zuletzt noch zehn bis zwölf andere Reiter eingeholt, welche alle mit großer Ehrerbietung grüßten. Bei unserer Ankunft trug man eine Leiche aus der Stadt, und dieser zufällige Umstand machte auf meinen Begleiter einen sonderbar trüben Eindruck; er betrachtete ihn als eine für mich unglückliche Vor-

bedeutung und bat mich beim Abschied zu wiederholten Malen, auf meiner Reise recht vorsichtig zu sein. Im Schlosse der Familie Rapolla wurde ich sehr freundlich empfangen, der freundlichen Gebieterin vorgestellt, nahm ein treffliches Mittagmahl ein, wurde mit Büchern, Antiquitäten beschenkt und auf's Bereitwilligste zu allen historischen Ueberresten umhergeführt. Eines der Kinder meines gütigen Wirths war am Abend vorher erkrankt, und ich mußte natürlich meinen ärztlichen Rath ertheilen; er hätte also die am Thore uns begegnende Leiche als schlimme Vorbedeutung eben so gut auf sich und sein Haus beziehen können, aber ich als Fremder genoß die Ehre des Vorrechts.

Gegenwärtig zählt Venosa kaum 3000 Einwohner; die Stadt besitzt ein ziemlich großes Gebiet, wo Getraide und Oelbau vorherrscht. Der Wein gehört nicht zu den besten. Die Wälder in der Nähe sind reich an Wild aller Art. Der Boden rings umher ist sehr fruchtbar und könnte zehnmal mehr Menschen ernähren, aber es fehlt an Lust und Liebe und an Aufmunterung von oben zum Ackerbau.

Wir richteten zuerst unsere Schritte zu den neuen Ausgrabungen des Theaters, von welchem ich nur wenige Sitzreihen dieses Amphitheaters aufgedeckt sah und welches auch hier vor der alten Stadt gelegen war. Dann ging es zu den Ruinen des S. S. Trinita, welche ganz allein den Ausflug nach Venosa lohnen würden. Wie wir aus einer alten Chronik der Abtei der heil. Dreieinigkeit zu La Cava wissen, errichtete Gisulph, Herzog von Salerno, auf den Ruinen eines römischen Tempels hier ein Kloster für seinen Verwandten Judulph, welcher sich als Mönch dahin begab. Rob. Guiscard, Roger, Drogo, viele andere Normannen und spätere Barone, beschenkten das Kloster, welches später zur Abtei erhoben wurde. Die Familie Del Balzo, von den Fürsten von Tarent herstammend, kam später in dessen Besitz, und noch jetzt finden sich in den Trümmern viele ihnen angehörige Monumente. Eine ungeheure Masse von Bausteinen aus dem alten Theater und den Trümmern der Römerstadt wurden zu dieser Abtei verwendet; unzählige Inschriften, darunter hebräische, in allen Buchstabenformaten, befinden sich in den noch stehenden Mauern und auf dem Boden umhergestreut, man erkennt deutlich die drei Hauptkapellen, die Säulen, Pilaster, Ornamente haben den eigenthümlichen, halb gothischen, halb byzantinischen Typus. Die Gräber des Drogo und der Alberada sind mit Inschriften verziert und besonders sehenswerth.

Das alte römische Kastell, dessen tapfere Besatzung einst den flüchtenden Varro aufnahm, ist noch recht wohl erhalten und dient gegenwärtig der Familie Rapolla zum Getraidemagazin. Es besteht aus sehr starkem Quaderstein-Unterbau, auf welchem Ziegelsteinbauten aller Art aufgeführt sind; drei Brücken über breite Gräben führen in das Innere. Wir besichtigten die uralten Kasernenthürme, die Gefängnisse, die freien Plätze, die weitläufigen Stallungen für die römische Kavallerie und viele andere Gegenstände, welche uns lebhaft in das Schlachtgewühl des zweiten punischen Krieges hinein versetzten. Von einem der Thürme genießt man eine prächtige Aussicht auf die Wälder des Vulture und die Gegend um den Lago di Pesole, das alte Jagdrevier des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II.

In dem heutigen Venosa besitzen die Fundamente der Häuser ebenfalls viele römische Inschriften, und außer der Kathedrale mit schönen Bögen und

einigen mittelmäßigen Gewölben verdient ein neuerbautes, sehr gut eingerichtetes Kloster noch Erwähnung.

Im Hause Rapolla besichtigte ich die Antiquitätensammlung, die Bibliothek, und nahm nach einem sehr unterhaltenden Gespräch im schönen Garten von der Frau des Hauses und dem freundlichen Wirthe Abschied. Mit meinem Bedienten und einer sehr herausgeputzten Guardia urbana trat ich den Rückweg an. Das Wetter hatte sich vollständig erheitert, wir genossen herrliche Blicke auf die dichten Wälder zur Linken, in der Fiumara retteten wir einem Frosche das Leben, der von einer Wasserschlange eng umstrickt war, und langten vor einbrechender Nacht wieder in Lavello an.

Ich besichtigte sogleich die Kathedrale und machte in Begleitung der Honoratioren des Orts einen kleinen Spaziergang nach einem Kloster, wo man die herrlichste Aussicht auf die Ebene nach Foggia, Canosa und Barletta hat, und wo ich das ganze Terain überschauen konnte, welches ich Tags vorher unter so ungünstigen Umständen kennen gelernt hatte. Um Mittag ließ ich anspannen, empfahl mich dankend, bestieg mein Wägelchen und fuhr die neue Straße nach Melfi weiter, welche sich in vielen Zickzackwindungen die Rendina hinabschlängelt.

Der Regen floß abermals in Strömen, als ich von Lavello die neue Straße nach Potenza und Melfi durch unbebautes Land in das Rendinathal hinunterfuhr, und an mehreren Stellen waren große Risse in dem lockeren Erdreich entstanden, welche die Passage gefährlich machten. Die Umgegend war in Wolken gehüllt, die Rendina, vom Regen angeschwollen, brauste geräuschvoll einher, und da es sowohl hier, wie auf den neuen Straßen in den Abruzzen gänzlich an Brücken fehlte, so irrten wir in höchst ärgerlicher Stimmung am Ufer auf und ab, eine Furt durch den Strom suchend. Ein Paar Ziegenhirten, welche in größter Theilnahmlosigkeit unseren Bemühungen zuschauten, wurden endlich durch Geld und Drohungen genöthigt, sich zu entkleiden und die passendste Stelle herauszufinden; es gelang, sie unterstützten das Wägelchen, welches bis über die Achsen im Wasser schwankte und brachten es glücklich hinüber. Am andern Ufer war die Straße fast bodenlos geworden, wir mußten aus der sogenannten Taverna della Redina Leute holen, um den Wagen aus dem Koth am Ufer auf die festere Landstraße zu bringen. Endlich hörte der Regen auf, und wir fuhren auf besserer Straße in vielen Krümmungen bergan. Bald erreichten wir das Gebiet des alten erloschenen Vulkans, des Monte Vulture, und gleichzeitig begann die Vegetation überaus üppig zu werden, Oliven, Reben, Mandel- und alle Arten Fruchtbäume wuchsen hier. Wasserbäche rauschten von allen Seiten, oft in großen, vom Regen ausgewaschenen Rinnen herab, und glücklicher Weise waren diese zahlreichen, kleinen Schluchten von Brücken überspannt. Der Straßenbau hatte von hier bis über Avigliano hinaus, wo die Formation wieder den Charakter des Apenninenkalks annimmt, seine großen Schwierigkeiten gefunden. Die Straße schlängelte sich immer bergauf, rechts senkte sich ein schöner Eichenwald herab, links erschienen in pittoresker Lage die Ortschaften Ripacandida und Ginestra, und vor uns auf der Höhe endlich Barile. Das Gebirge selbst war noch in Wolken gehüllt, welche jedoch rasch von West nach Ost zogen, und ab und zu dunkle Kastanienwälder und reiche Wein- und Olivengärten an ihrem Fuße durchschimmern ließen. Die beiden

genannten Städtchen haben eine Bevölkerung albanesischen Ursprungs, und Sitten und Trachten tragen wie im Gargano-Gebirge ganz griechischen Charakter; es lag in meinem Plan beide zu besuchen, aber die Wege dahin waren bodenlos und so unterblieb es. Barile, ein Städtchen von ungefähr 3000 Einwohnern, stellt sich sehr pittoresk den Blicken dar; es liegt auf einem in's Thal sich hinabsenkenden Hügel, zwischen zwei Bergströmen eingeklemmt; das Erdreich zeigt überall kolossale Spalten, Schluchten und Höhlen, letztere sind fast überall zu Weinkellern benutzt. Barile selbst besteht aus einem unordentlichen Gemisch schwarzer Gebäude von abenteuerlicher Bauart — auch hier sind Albanesen die Erbauer — und aus diesem Chaos, welches jeden Augenblick von einem Erdriß verschlungen zu werden droht, ragt ein großes Gebäude wie der Rest eines alten Schlosses mächtig und schauerlich hervor. In einer der Erdklüfte wurden vor einiger Zeit eine Menge Silber und Broncemünzen gefunden, und manche historische Erinnerungen an Schlachten der Römer und Hirpiner, der Römer und Karthager, und an Marcellus umspielen die Gegend.

Bei der Kapelle der Madonna di Constantinopoli überschreitet man einen uralten Lavastrom und wendet sich rechts. Rapolla und das Schloß von Melfi zeigen sich von diesem Punkte aus in herrlicher, von hohen Bergen umgebener Lage, eine große Häusermasse inmitten üppiger Vegetation. Die neue Fahrstraße, welche noch ohne Einfassung war, hatte vom Regen fürchterlich gelitten, und war an einigen Stellen so in den Abgrund gespült, daß kaum für mein Wägelchen Platz übrig geblieben war. Sie windet sich in unzähligen Windungen um die Lavagüsse, stets dem Rande der Schluchten folgend, weiter; ich mußte mehreremale absteigen, weil die Fahrt immer bedenklicher wurde. Da der Regen abermals begann, so beschloß ich endlich umzukehren, weil meine ganze Equipage zu Melfi wie die Maus in der Falle sich befunden haben würde, sobald der Regen diese einzige Fahrstraße dahin — nach allen andern Richtungen von Melfi aus gibt es nur Reitwege — hinter meinem Rücken noch mehr zerstört haben würde. Ich fuhr durch Barile nach Rionero, nahm ein Frühstück ein, ließ einige Empfehlungsbriefe für den folgenden Tag zurück, und miethete für wenig Geld ein Paar Maulthiere für mich und meinen Diener nach Melfi, Kutscher und Pferde dem dolce far niente überlassend. Bald hatte ich das Städtchen Rapolla erreicht, welches in überraschend romantischer Gegend, von den reichsten Fruchtgärten, die sich das Gebirge hinaufziehen, umgeben, daliegt. Die Stadt ist gewiß älter als das Zeitalter der Normannen, alte Mauern, schwarze Häuser und ein kastellartiger Klumpen tragen jedoch den Stempel des Mittelalters. Das Pflaster und der Weg überhaupt wurden hier so schlecht, daß ich mich freute, meinen Wagen nicht bis hieher geführt zu haben, wo er jedenfalls stecken geblieben wäre. Vom schönen, hohen Vultureberg sah ich wenig, desto mehr erfreute mich die nächste Umgebung rechts und links. Wie um Amalfi's und Salerno's Kalkfelsenküsten schlängelt sich hier der Weg um unzählige Lavaschluchten, durch welche plätschernd die Regenbäche herabeilen. Man hat Melfi dicht vor sich und kann es nicht erreichen. Allerliebste Winzerhäuschen blicken überall mit weißen Mauern aus dem Grün der Reben und Kastanien hervor. Endlich gelangt man an ein freundliches Landhaus mit herrlichen Kirschlorbeerhecken und üppigen Rosenbüschen um einen großen

Gartenteich und reitet durch eine in Lava und Tuff tief eingegrabene oder vom Regen ausgehöhlte Schlucht in die alte Normannenstadt ein, einen großen, buntgezierten Brunnen links lassend. Am Markte befindet sich das einzige Hôtel, die Kneipe der Donna Serafina, einer sehr freundlichen Wirthin, mit zwei Gastzimmern und obligatem Schmutz und Ungeziefer. Die drei kleinen, schmalen Betten dieser Locanda waren bereits von einer Guitarrespieler-Familie in Beschlag genommen, und ich mußte abermals zu dem umständlichen und ceremoniellen Mittel, zu meinen Empfehlungsbriefen, die Zuflucht nehmen. In dem nahegelegenen Café wartete ich den Erfolg meiner Operationen ab. Der an de F. abgeschickte Empfehlungsbrief verschaffte mir sogleich die Bekanntschaft desselben; er kam in's Café mit mehreren Honoratioren, welche mit widerlicher Neugierde alles meine Person Betreffende abfragten. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher ich mit schülerhaftem, geduldigen Respekt Rede und Antwort gestanden, erlaubte ich mir die bescheidene Anfrage, ob Herr de F. ein Bett zu meiner Disposition habe. Die Frage wurde mit hundert Entschuldigungen verneint; ich wendete mich nun an die übrigen Herrn, welche mir vorher Haus und Hof, Weib und Kind mit den üblichen Redensarten: è il nostro, vostra serva, a vostro comando etc. angetragen hatten, erhielt aber dieselben abschlägigen Antworten. Ein sehr gebildeter Kaufmann des Orts, welcher nie in seinem Leben den Namen Hamburg gehört, machte mir den spekulativen Vorschlag, eine wohl eingerichtete Etage seines Hauses auf vier Wochen für 50 Dukati (100 fl.) zu miethen. Als ich ihm pro rata 3 fl. für ein Nacht anbot, zog er sich beschämt zurück. Endlich, da sich nirgends ein Logis findet, beginnt das Mitleid für den armen Reisenden sich zu regen, und man machte mir den Vorschlag, das Schloß in Sturm und Regen zu erklimmen, und den Schloßverwalter (der Familie Doria) um ein Nachtlager anzugehen. Das wurde mir doch endlich zu arg, und ich begab mich ohne weiteres zur Donna Serafina, welche Mittel und Wege fand, mir zu einem der schmalen Bettchen zu verhelfen, welche die musikalische Familie bereits eingenommen hatte. Mit Hülfe meines Bedienten stand nach einer guten Stunde ein frugales Abendessen vor mir, hauptsächlich aus Käsegerichten bestehend. Ich merkte, daß ich mich in einer Viehzucht treibenden Provinz befand. Ein trefflicher Wein gab mir jedoch Ersatz für den Mangel an genießbarern Gerichten, und ein Guitarreconcert im Nebengemach begleitete meine Gedankenspiele. Als ich mich in's Bett verfügen wollte, klopfte es, und einer der Kaffeehaus-Bekannten erschien, um mir ein geschmackvolles Zimmer in seinem Hause zu einem Piaster die Nacht anzubieten. Ich stand im Begriff dieses Subjekt zur Thür hinauszuwerfen, als ein Gensd'arme ihn ablöste und meinen Paß verlangte, den ich mir jedoch sogleich wieder zurück erbat. Nach einiger Zeit klopfte es abermals, und es erschien eine Ordonnanz des Unter-Intendanten der Stadt, welcher meine persönliche Bekanntschaft zu machen wünschte. Ich suchte dieses beiderseitige Vergnügen bis auf den andern Morgen hinauszuschieben und entschuldigte mich mit Regen und Müdigkeit. Man ging, kam aber nach 10 Minuten zurück, und erklärte, daß der Cavaliere B. sehr begierig sei, mich näher kennen zu lernen und mich jedenfalls erwarte. Meine Frage, ob der Paß etwa nicht in Ordnung? wurde dahin beantwortet, daß dieser mir zu Diensten stünde. Ich entschuldigte mich abermals mit Toilette,

Kopfschmerz, und suchte der Ordonnanz begreiflich zu machen, daß mir der ungewohnte, feurige Wein so sehr in den Kopf gestiegen, daß ich mich im Momente für keine cavaliermäßige Abendgesellschaft qualificire. Alles umsonst. Ich mußte mich in die Kleider werfen und in's Regierungsgebäude wandern, wo ich nichts anderes erwartete, als ein rigoroses, deutsches Paßbeamten-Examen. Wie sehr ward ich überrascht, in einen kleinen Gesellschaftssaal geführt zu werden, wo mich der Herr vom Hause seiner Frau, einer feingebildeten Neapolitanerin aus altadeligem Hause vorstellte, und die Unterhaltung französisch eröffnete. Wie wuchs mein Erstaunen, als mir eine Tasse Thee servirt wurde und das Gespräch die freundlichste Wendung mit humoristischen Anspielungen auf mein Kaffeehausabenteuer nahm. Ich erkannte nun sehr deutlich, daß theils Neugier, theils der Wunsch mir einen gastlicheren Begriff von Melfi beizubringen, den wackern Intendanten bewogen, mich à tout prix vor sich erscheinen zu lassen. Wir lachten herzlich, als ich ihm meinen frühern Vorsatz mittheilte, mich ihm in einem leichten Weinrausch zu präsentiren, um schnell wieder in das Bett der Serafina-Kneipe zu kommen. Erst gegen Mitternacht kam ich nach Hause, und da wartete auf's Neue ein Spekulant auf mich. Ich sollte nämlich eine mineralogische Sammlung für einen übertriebenen Preis kaufen.

Am andern Morgen erhob ich mich sehr früh zu Besichtigung der Stadt, des Kastells und der Kirchen. Die Stadt ist alt und berühmt. Bei Erscheinung der Normannen in Apulien war sie schon ein bedeutender Ort, und wurde gerade deshalb von den Normannen als fester Wohnsitz ausersehen, keineswegs aber, wie gewöhnlich angenommen wird, frisch erbaut. Papst Nikolaus II. bekleidete Robert Guiscard 1059 in dieser Stadt mit dem Titel eines „Herzogs von Apulien und Calabrien." Papst Urban II. hielt hier 1089 ein Concil, und Friedrich II., der sich viel in diesen Gegenden aufhielt, hielt hier eine Art von Landtag und beabsichtigte eine Zeitlang Melfi zur Hauptstadt des Reichs zu machen. Seit den Zeiten der Anjou's erhielt sich Melfi im Rufe einer wohlhabenden Stadt, obschon die Gemeinde bis auf die allerneueste Zeit nicht das Geringste zur Anlegung einer Fahrstraße gethan, wie diese Gleichgültigkeit überhaupt charakteristisch ist für das Basilicat, für Calabrien und Sicilien. Johann II. schenkte Melfi und das dazu gehörige Gebiet dem Giov. Caracciolo mit dem Herzogtitel. Dessen Erben machten sich des Besitzes verlustig, und Karl V. schenkte es an Andreas Doria für treu geleistete Dienste mit dem Fürstentitel, und die Familie Doria ist noch heutzutage im Besitze des Schlosses, vieler Gebäude und großer Ländereien.

Melfi ist auf einem isolirten Hügel am Fuße des berühmten Vulture-Berges gebaut, welcher die Gränze zwischen Lucanien und Apulien bildet. Einige kleine Bergwasser umfließen den Hügel, sie vereinigen sich, nehmen den Namen Melfi an, fließen dann in den Olivento und mit diesem in den reißenden Ofanto. Die Luft ist nicht die gesundeste, jedenfalls aber viel gesunder als in den Küstenstädten des adriatischen Meeres. Der prächtige Dom, dessen Broncethüren besonders Aufmerksamkeit verdienen, ist im Jahr 1155 erbaut. Die Spuren der eigenthümlichen, halb normännischen, halb byzantinischen Kunst sind durch viele Restaurationen sehr verwischt. Der zum Dom gehörige Glockenthurm verdient ebenfalls als normännisches Bauwerk erwähnt zu werden, so auch der erzbischöfliche Palast. Der älteste Bi-

schof, dessen in den Chroniken gedacht wird, ist Balduin 1056. Das Schloß verdient am meisten die Aufmerksamkeit, es wurde von Robert Guiscard mit Pracht und Solidität erbaut und umfaßt eine große Masse von Gebäuden, mächtige Höfe, schöne Fontainen, Kapellen und Bastionen, aus deren Eckthürmen ich mich am frühen Morgen der lustigsten Aussichten auf den waldreichen, erloschenen Vulkan, auf die Kalkgebirgskette hinter dem Ofanto, auf die Wälder um Venosa und auf die weite apulische Ebene bis zum Gargano-Gebirge hin erfreuete. Der Kastellan empfing mich mit sehr schlaftrunkenen Mienen, welche sich jedoch merkwürdig erheiterten und in ganz unterthäniges Handküssen und Kratzfüßeln übergingen, als ich ihm — aus Versehen — statt 5 Gran Trinkgeld einen Piaster in die Hand drückte.

Die Mauern und Thore Melfi's sind höchst interessant und trotzten mit ihrer mittelalterlichen Kraft den stärksten Erdbeben, sogar dem von 1694, welches im ganzen Basilicat große Verwüstungen anrichtete. Im Kloster S. Chiara werden sehr feine Pasten in allerhand abenteuerlichen Thiergestalten bereitet, und weithin versandt. An Lebensmittel ist kein Mangel; Oel und Wein — besonders der Moscato— sind von besonderer Güte; berühmt sind die Käsegerichte und das Rindfleisch. Melfi ist noch immer der Sammelplatz altadeliger, verarmter Familien, welche hier ein isolirtes Leben mit Kartenspiel, Gähnen und Kaffeehausgeschwätz vollbringen.

Vermittelst eines zweiten Empfehlungsbriefes holte ich mir zur Vulture-Reise von einem freundlichen Herrn einige Instruktionen, kaufte Brod, Käse und Wein, verabschiedete mich vom Sottointendente und von Donna Serafina, und bestieg mein Maulthier, um die Spitze des ganz nahe gelegenen Vulture zu erreichen. Gleich hinter Melfi geht es bergan, zuerst in Lavaschluchten, wie hinter Portici und Resina, dann durch Wein- und Feigengärten; höher hinauf jedoch änderte sich der Charakter, es beginnt hoher Graswuchs auf dem uralten, ganz verwitterten Berge, und prächtige Kastanienwälder nahmen uns auf. Mein Führer aus Melfi war sehr ungehalten darüber, daß ich ihn nöthigte zu Fuß zu wandern, da er doch für 3 Ducati ein gutes Reitpferd hätte miethen können. Er schien ein Erzgauner, und forderte mir für ein Paar Handschuhe, die er in Melfi für mich einkaufte, das Dreifache der neapolitanischen Preise — natürlich vergebens — ab. Nach anderthalb Stunden gelangten wir an einen wunderschönen Punkt. Zwei hohe Lavafelsen erhoben sich aus dem Walde, und in vielen Zickzacks schlängelte sich der Pfad aus den Kastanien in die Tiefe bis zu den kleinen Seen von Monticchio hinunter, welche in grüner Farbe zu uns heraufblickten. So weit das Auge das tiefe Becken zu unseren Füßen ermessen konnte, war Alles mit hohen und dicken, von keiner Art berührten Kastanienbäumen, woran sich hundertjähriger Epheu emporwand, erfüllt, und über diese Vegetation hinaus schimmerten die Felsenstädte Monteverde, Calitri und Carbonara aus zerklüftetem Gebirge herüber. Ein ungeheurer Lavastrom hatte sich in unbekannten Zeiten vom Gipfel herab ergossen und südöstlich in die Tiefe gewälzt. Auf einer jähen Klippe, hoch über dem See, liegt so romantisch wie die Phantasie nur immer es zu malen versteht, das Kloster St. Michaels in Einsamkeit da. Lange stand ich entzückt vor diesem Bilde, und erklomm dann in anderthalb Stunden zu Fuß den Gipfel des Vulkans.

Der Monte Vulture liegt hart an der Gränze Apuliens und Lukaniens

(Basilicat), abgesondert von der Apenninenkette. Sein Umfang beträgt ungefähr 30 Miglien, und eben so viele Miglien ist er vom adriatischen Meer entfernt, aus welchem er einst, wie der Vesuv und andere Vulkane Italiens aus dem Mittelmeer, emporgestiegen zu sein scheint. Man erkennt jedoch sehr wohl an seiner ganzen Form, daß er nicht gleich dem M. Nuovo bei Pozzuoli (1538) plötzlich durch eine unterirdische Feuerexplosion sich gebildet, sondern nach und nach durch wiederholte Ausbrüche herangewachsen. Die beiden Seen von Monticchio, deren einer 2, der andere 1 Miglie Umfang hat, und welche beide ihr herrliches, dunkelgrünes Wasser in den Ofanto ergießen, bildeten unstreitig in einer uns unbekannten Zeit die Krater, aus welchen die vulkanischen Massen sich entluden, und welche nachher zusammenstürzten. Verschiedene Mineralwasser, besonders Sauerbrunnen, entspringen im ganzen Umfange dem Boden, und Schwefel kommt ebenso häufig vor. Bei dem Orte Rending befinden sich zwei Schwefelhöhlen, Mofete genannt, und unterirdisches Geräusch will man zu verschiedenen Zeiten und oft wahrgenommen haben. Die Umgegend dieses Berges soll früher außerordentlich bevölkert und reich an Dörfern gewesen sein, welche Weinbau trieben. Noch jetzt ist der Wein dieses Berges in der ganzen Gegend berühmt, wie die Lacrymä Christi des Vesuvs.

Bis zu seinem Gipfel hinauf ist alles bebaut oder mit Wald bedeckt, und oben sind nur Spuren früheren Brandes. Ohne große Mühe erreichte ich den höchsten Punkt, und genoß einer unbeschreiblich großartigen Aussicht über die Ebenen Apuliens, auf das adriatische Meer und auf das malerisch geformte Apenningebirge, wie es sich von den höchsten Centralpunkten an den Quellen des Ofanto und des Sele zu den sanftesten Ausläufern heruntersenkt. Felsenstädte wechseln mit Wein- und Olivengärten, frische Wälder mit sonnverbrannten Flächen, Seen und Flüsse mit Felskuppen und schroffen Bergabhängen. Ich ruhte ein halbes Stündchen an diesem Punkte und eilte dann in das romantische Kloster S. Michele hinab, wohin meine Leute vorausgeritten waren! Ein Paar kräftige Kapuziner traf ich als Jagdliebhaber mit Flinten im Walde, und hörte, daß die Jagd in den herrlichen Wäldern ringsherum ungemein ergiebig sei. Im Kloster selbst hatte man Kaffee und Liqueur für mich in Bereitschaft, und empfing mich mit auffallender Ehrerbietung. Der „Milordo Inglese“, welcher am Morgen dem Pförtner des Kastells zu Melsi 1 Piaster Trinkgeld — aus Versehen — gegeben hatte, sollte hier nach proportionirter Scala wenigstens ein Goldstück spenden. Ich besah mir das hübsche, einsame und reinliche Kloster, schauete von den Terrassen auf den Wald und die grünen Seen hinunter, und überreichte dem überraschten Guardian statt der Goldmünzen einige Kupferstücke, welche er mit langem Gesichte seinen Gefährten zeigte. Um die köstlichen Seen herum, durch dichten Kastanienwald, der von tausend Eichhörnchen belebt war, ging es bis zu den Ruinen eines kleinen Jagdkastells aus dem Mittelalter (wahrscheinlich von Friedrich II. herrührend) und dann in vielen Zickzacks bergauf, bergab und durch unzählige Lavaschluchten nach Rionero. Hier fand ich meine Pferde und meinen Kutscher erquickt und gestärkt wieder. Mein Führer aus Melsi, welchen ich jetzt zurückschicken mußte, hatte bereits unterwegs einige sehr übertriebene Anforderungen an meinen Proviant gemacht, jetzt rückte er mit dem kindischen Verlangen von 12 Piastern für seine wegweiserischen

Bemühungen hervor — weil ich am Morgen dem Pförtner statt 5 Gran 1 Piaster gegeben, und er 12mal mehr Mühe gehabt habe. Ich setzte ihm das Mißverständniß auseinander, aber umsonst, er bestand auf seiner Forderung, drohte mit Giudice und Intendanten, und warf sich laut heulend auf die Erde, als er meine Festigkeit, ihn nicht höher als mit 1 Ducat (2 fl.) belohnen zu wollen, erkannte. Alle seine köstlichen Mammonsträume waren zertrümmert. Die ganze Stadt lief zusammen, und schwerlich wäre ich gut davon gekommen, wenn nicht ein gewisser Herr C., welchem ich empfohlen war, die Summe für genügend erklärt hätte. Unter solchen Umständen blieb ich nicht lange in Rionero, welches hart am Fuße des Vulture liegt, und sich am besten als Stützpunkt für Excursionen in dieser Gegend eignet. Rionero hat ungefähr 10,000 Einwohner, welche einen nicht unbedeutenden Handel treiben. Die Stadt ist kaum 200 Jahre alt, vergrößert sich zusehends und die reinlichste, bestgebaute der ganzen Provinz.

Von meinen Empfehlungsbriefen konnte ich weiter keinen Gebrauch machen, und fuhr also gegen Abend die wenigen Miglien über Atella nach dem Landgut Iscalunga, welches der liebenswürdigen Familie Corbo zu Avigliano gehörte, bei der ich einer freundlichen Aufnahme gewiß sein durfte. Atella ist im Quadrat mit mittelalterlichen Mauern umgeben, wegen der schlechten Luft sehr entvölkert und bietet nichts Interessantes dar. Hinter Atella vereinigen sich die beiden großen Landstraßen, welche König Ferdinand dem Basilicat schenkte. Rechts schlängelt sich in unabsehbarer Ferne der Weg nach Bella und Muro hinauf. Ich verfolgte den Weg links, hatte unsägliche Mühe den Fiume d'Agromonte ohne Brücke zu passiren, und gelangte spät Abends in dem freundlichen Iscalunga an, wo ich leider keinen der Familie Corbo, sondern nur ihren Pächter traf, welcher mir aber mit zuvorkommender Bereitwilligkeit alles Mögliche herbeischaffte; sogar mit schönen Blumen wurde das Nachtessen verziert. Der Mann konnte nicht lesen, und glaubte meinen Worten, daß ich Empfehlungsbriefe an die Familie Corbo habe, welche ihm übrigens den Befehl ertheilt hatte, jedweden gastfreundlich ohne alle Zahlung aufzunehmen.

Ein öder Weg führte mich am andern Morgen immer bergauf bis an den Fuß des einst so berühmten Schlosses von Pesole, welches der deutsche Kaiser, der Hohestaufe Friedrich II. als großer Jagdliebhaber in dieser einst so waldreichen Gegend erbaute. Ich ließ den Wagen auf der Landstraße halten, und schickte mich an, das Schloß und die schwimmenden Inseln des Lago di Pesole zu besuchen. Im Schloß wohnt ein Verwalter der Familie Doria, welcher mich in den weiten Räumen umherführte. Das Schloß lag einst mitten im Walde, und man erkennt die gelichteten Stellen deutlich. Von dem Berge Carmine d'Avigliano, dem M. Caruso, dem M. Pierno bis hinüber nach dem Agramonte reichte das kaiserliche Jagdrevier. In einer guten halben Stunde gelangt man hier an den Lago di Pesole, aus welchem der Bradano, einer der größten Flüsse des Basilicats, entspringt. Die Ufer des Sees, welche nur an der Nordseite noch vom Wald umgeben sind, bieten wenig Schönheiten dar, und überall ist tiefer Morast. Die Bäume des nördlichen Waldes sind bis zum Gipfel mit Schlingpflanzen umgeben und tragen ganz das Gepräge eines Urwaldes. Der See ist reich an Aalen und wohlschmeckenden Schleien. Die schwimmenden Inseln dieses Sees waren

einst hochberühmt, und ein hin- und herschwimmender Wald muß in der That einen auffallenden Anblick gewährt haben. Seit 25 Jahren jedoch haben diese Inseln größtentheils Wurzeln geschlagen, und nur einzelne überwaldete Flächen schwimmen noch hin und her. Ich bestieg einen ausgehöhlten Baumstamm, welcher als Fischerkahn diente, und ließ mich überall umherrudern. Die sogenannten schwimmenden Inseln sind mit Erlen, Weiden und vielen Schlingpflanzen bewachsen; keine freien Wasserkanäle führen zwischen ihnen durch. Am Fibreno bei Isola di Sora sah ich etwas Aehnliches, aber in viel geringerem Maaßstabe.

Ich kaufte einige Pfunde der delikaten Schleie oder, wie man sie hier nennt, Tinche, von den gefälligen Fischern, und setzte gegen Mittag meine Reise nach Avigliano fort. Bis zum Monte del Carmine geht es jetzt immer bergan. Auf der Höhe dieses Passes von 3300 Fuß angelangt, ließ ich jetzt halten und stieg nun zur Kapelle der Madonna auf der Höhe empor, wo eine berühmte, weite Aussicht bis in den Golf von Taranto mich belohnte. Drei kleine Flüsse entspringen am Fuße dieses Berges: der erste fließt in die Fiumara di Atella, und dann mit dem Ofanto in's adriatische Meer, der zweite fließt in den Bradano und in's jonische Meer, der dritte in die Fiumara di Ruoti und in's tyrrhenische Meer. Der Berg bildet also die Wasserscheide für diese Gegenden; es war schneidend kalt, und ich eilte, nachdem ich mich, besonders in östlicher Richtung, wo das Gebirge kuppenförmig nach dem tarentinischen Golf hin abfällt, gehörig orientirt, und andererseits hin in die Gebirge von Valna hinübergeschaut hatte, wieder zu meinem Wagen, hüllte mich in einen Pelz und fuhr nach Avigliano hinunter. Die Landstraße, welche größtentheils über lockere, verwitterte Kalkschichten hinführte, hatte vom Regen der vorhergehenden Tage sehr gelitten; große kreide- und lehmartige Massen waren herabgeglitten, die Brücken fehlten noch zum Theil, und wir waren froh, das hochgelegene, von Tannenwäldern umgebene Avigliano glücklich erreicht zu haben.

18. Jagdstreifereien durch Korsika.

Ende November 1848 waren wir, einer meiner Freunde und ich, zu Ajaccio gelandet, das Gewehr auf dem Rücken und unsere Hunde an der Leine. Wir wollten uns entschädigen für eine verfehlte Schnepfenjagd auf den Hügeln der Dauphiné. Die Jäger wandern gerne aus in diesen schon kalten Herbsttagen, wo die Schaaren der Zugvögel ihren Triangel an den silbernen Wolken beschreiben. Unsere ersten Versuche in Corsika waren indeß nicht glücklich. Man sieht am Hafen der Stadt vier Vorgebirge an dem entgegengesetzten Ufer: Cavitello, Isolella, Torre della Castagna, Capo di Muro. Von Mangel an Wild vorwärts getrieben hatten wir alle diese Caps bis zum Ende des Golfs nach einander besucht, aber trotz zweier guten Tage am Capo di Muro, waren wir für die Zukunft besorgt. Uebrigens darf man nicht klagen, wenn man am Uferstrich frühstückt vor einer der schönsten Baien der Welt neben einem großen Feuer, wo man die an einen Myrtenstab gesteckten Würstchen vor einem großen Feuer am Fuße eines ro-

senfarbigen Granitfelsens bratet. Auch hat die Stadt Ajaccio selbst ihren Reiz, und Neapel hat kein schöneres Klima. Mitten in der Stadt gibt es Orangenalleen, die um die Christtagszeit mit Früchten bedeckt sind; die Straße der griechischen Kapelle zwischen dem Meer und den Gärten, an einem Abhang, der sie gegen den Nordwind schützt, kann mit den schönsten Promenaden Italiens wetteifern. Dabei habe ich noch der gastronomischen Genüsse nicht gedacht, der fetten Amseln, des Bruccio, der Weine vom Cap Corse und der köstlichen Mandarinen-Orangen, deren Vorrecht Malta zu haben schien, und welche in den Gärten von Ajaccio vortrefflich gedeihen. Die Amseln namentlich verdienen ihren Ruf, die Zeit ihres Durchzugs dauert von Mitte December bis Mitte Februar. Dies ist der Augenblick, wo die Myrten und der Erdbeerbaum mit Früchten bedeckt sind und sie zum duftenden Mahle einladen; dabei werden sie so fett, daß sie ihre schlanken Formen und ihr spaßhaftes Wesen verlieren. Die Bauern fangen sie in Schlingen und bringen sie zu Hunderten auf den Markt. Der Bruccio, die Nationalspeise ist ein fest gebackener Rahmkuchen, der, wenn man ihn in Rum taucht und mit dem Löffel schlägt, eine ganz vorzügliche Speise ist.

Indeß waren wir nicht nach Ajaccio gekommen, um hier den Winter zuzubringen, sondern wir wollten ins Land selbst eindringen, und mußten darauf denken uns zu equipiren. In Corsika wie im Orient reist man zu Pferde. Auf dieser seltsamen Insel stößt man immer auf einen fast wilden Zustand in den Sitten der Thiere, und — soll ich's sagen? in den Gewohnheiten der Menschen. Die kleinen korsischen, schlecht gepflegten, schlecht genährten, aus Mangel an Sorgfalt entarteten Pferde haben dennoch den unterscheidenden Charakter großer Racen behalten. Man läßt sie in Sümpfen und Wäldern fast völlig frei laufen, bis man sie mit dem Lasso fängt, wie die Pferde in den Pampas. So behalten sie bis in ihre alten Tage eine bemerkenswerthe Kraft. Wir wählten vier kleine Pferde aus, haarig wie die Bären, aber gut gewachsen. Wir brauchten zwei für uns selbst, eines für das Gepäck und eins für den Führer, denn hier darf man die unermüdlichen Maulthiertreiber nicht suchen, welche den Karawanen in den syrischen Wüsten zu Fuße folgen. Die Korsen haben ein scharfes Gefühl für die Gleichheit und setzen sich gleich anfangs auf diesen Fuß. Der unsrige, ein Schuster aus Ajaccio, Namens Matteo, beehrte auf die günstigen Nachrichten, die er über uns eingezogen, uns mit seiner Begleitung, und eines schönen Morgens zog unsere kleine Karawane durch die Stadt, unsere zwei englischen Hunde voran, die lustig umher sprangen, als hätten sie verstanden, zu welchem Fest wir sie führten. So kamen wir allmählich auf die Höhe der Berge, die Sonne ging unter über dem prächtigen Thal von Ornano, der Mond ging auf, milderte den rauhen Anblick der Landschaft und beleuchtete unsern Einzug in das Dorf Grossetto, wo wir übernachten sollten.

Wir nahmen Besitz von der Herberge, und während wir uns zu einem sehr mäßigen Abendessen hinsetzten, traten die Bewohner des Dörfchens allmählich ein. Die Ankunft eines Fremden ist ein Ereigniß in den Thälern. Sie setzten sich vertraulich zu uns und fragten uns mit der Neugierde aus, welche diesem Lande eigen ist. Wir lenkten geschickt die Unterredung ab, indem wir ihnen vorschlugen mit uns zu trinken. Als das Essen zu Ende ging, waren wir schon die besten Freunde. Einer der Anwesenden zog ein

Accordeon heraus und begann einen Walzer zu spielen, worauf alsbald die Dörfler paarweise sich theilten und um einander drehten wie Derwische.

Am folgenden Morgen brachen wir von diesem Dorfe in Gesellschaft eines dasigen Jägers auf, um einen Ausflug nach dem Ufer des Tavaro zu machen. Zum ersten Mal hatten wir Gelegenheit zu einer Jagd, wie wir sie erhofft hatten. Es wimmelte von Rebhühnern in den Gebüschen und von Enten an den Sümpfen. Als ich über ein Blachfeld hinzog, sah ich in der Ferne meinen Hund mit der Nase in der Luft, steifem Schweif und die Augen fest auf einen Busch gerichtet stehen, der kaum einen Metre einnahm. Ich näherte mich langsam, ging um den Busch herum, beugte mich fast bis zur Erde nieder, und glaubte einen Hasen in seinem Lager zu überraschen. Der Busch blieb undurchdringlich und der Hund unbeweglich. Ungeduldig endlich über das lange Warten stieß ich mit dem Lauf meines Gewehrs an den Busch, und ein Rebhuhn flog heraus; während ich darauf anschlug, kam ein zweites, dann ein drittes, und so nach einander mehr als zwölf. Wenn das Wild mitten im Winter so Stand hält, so kann man sich die Freude der Jäger und das Glück des Tages denken. Wir jagten auch so lange fort, daß die Nacht uns an den Ufern des Tavaro 4 oder 5 Stunden von Olmeto überraschte.

Statt ins Dorf zurückzukehren, brachten wir die Nacht in einer Bretterhütte zu, wo auch einige Holzsäger ihr Unterkommen fanden. Unser Wild lieferte das Abendessen, und die Bewohner der Hütte theilten ehrlich mit uns ihr Strohlager und ihre Wolldecken. Der Weg von Tavaro nach Olmeto bot uns mehrmals Gelegenheit dar, unsere Jagd vom vorigen Tage zu erneuern. Unsere Wirthe hatten ein kleines Pferd zu unserer Verfügung gestellt, das uns von der Last unserer Beute befreite, und wohl versehen mit Enten und Rebhühnern kehrten wir nach Olmeto zurück, um am andern Tage längs des schönen Golfs von Propriano bis zu dem malerischen Thal zu gelangen, in dessen Grunde der Valinco fließt. In dem Maaße, als wir uns Sartena näherten, verloren die Hügelabhänge ihren wilden Schmuck, und bedeckten sich allmählich mit Weingärten und Fruchtfeldern; bald erblickten wir auch über dem Thal die auf einem der Bergvorsprünge gelegene Stadt oder vielmehr den Flecken Sartena.

Wir verließen die Straße, um quer über die Berge das Dorf Monaccia und den Golf von Figari zu erreichen, der sich am Fuße dieses Plateau's ausdehnt. Wir kamen über einen schwer zugänglichen Berg auf Pfaden, die mit Felsstücken besät waren, und gelangten etwas spät ins Dorf Caldarelli, nahe bei Monaccia. Die Nacht war dunkel, wir gingen von Haus zu Haus, um ein Nachtlager zu finden, fanden aber keines; Matteo rief endlich: „wir wollen zum Prete gehen!“ Der Prete war der Pfarrer des Orts, der uns an einem großen Feuer Platz nehmen ließ, und aus seiner Truhe einige Eier und Nüsse hervorzog, ganz beschämt, daß er uns nichts Besseres zu bieten habe. Eine rüstige Magd im schwarzen Kleid mit kurzem Unterrock, groben Halbstiefeln und rothen Strümpfen, machte sich viel zu schaffen, um uns gut zu bewirthen. Der nächste Tag war ein Sonntag. Wir besuchten die Messe in einer ärmlichen Kirche, deren Glockenthurm, bescheiden genug, aus einem Balken bestand, der an zwei schattigen Pinien befestigt war. Der

Pfarrer nahm, als er die Messe gelesen, seinen Myrtenstab, um uns auf die Jagd zu begleiten.

Die ganze Hochebene, die den Golf von Figari umkränzt, ist unangebaut, und drei Fuß hoch mit Cistrosensträuchen bedeckt, die man hier Mucchio nennt. Es ist dies der Lieblingsaufenthalt der Rebhühner. Sie fliehen vor dem Hund durch diese dichten Büsche, und lassen sich von einem Haltplatz zum andern auf weite Strecken verfolgen. Zur Vesperzeit sagte uns der alte Pfarrer Lebewohl und lud uns ein, bei Sonnenuntergang uns bei ihm einzufinden. Statt des gestrigen magern Abendessens fanden wir diesmal eine reich besetzte Tafel, Seefische, Wildpret und andere Herrlichkeiten mehr. Man hatte das Dorf geplündert, um uns gut zu empfangen. Der gute Pfarrer hielt uns mehrere Tage in seinem Hause zurück, und wir haben seine freundliche Aufnahme und die langen, an seinem Heerde zugebrachten Abende nicht vergessen. Der Schulmeister und die Gebildeten des Orts vereinigten sich im Pfarrhause, der Erstere und der Pfarrer sprachen allein französisch, unser Italienisch fing aber an sich nach dem korsischen Dialekt zu formen, und die Unterredung ging ohne Schwierigkeit fort.

Man muß es Korsika zum Ruhme nachsagen, der Unterricht ist hier weit verbreiteter als in unserem civilisirten Frankreich. Fast alle Kinder können lesen und schreiben, und die Leute aus Caldarelli, mit denen wir sprachen, hätten fast für gelehrt gelten können neben manchen Bauern der Bretagne oder Dauphiné. Die Korsen sehen gern auf die Handarbeit stolz herab, schätzen aber die Arbeiten des Geistes, und besitzen einen seltenen Verstand. Diese in Felle gekleideten Hirten sprechen die „Sprache der Götter," wie die Hirten Virgils. Das Hirtengeschäft paßt für ihre trägen Gewohnheiten besser als der Ackerbau, bei ihrer Mäßigkeit leben sie sehr wohlfeil, und ich kenne manchen Bauern, der von der Milch seiner Heerden und einem oder zwei Kastanienbäumen lebt, die in ihrer bedeutenden Größe einer der Hauptreichthümer der Insel sind. Aus Kastanien machen sie Brod, den Pollento, und haben sie dazu ein Gewehr, einen groben Mantel und ein kleines Pferd, so halten sie sich für gemachte Leute. Man findet unter diesem gesegneten Klima nicht mehr die ausdauernde Arbeitsamkeit unserer Bauern, die Tage lang mit der Hacke und dem Pflug arbeiten. Die Korsen überlassen die strenge Arbeit des Anbaues und der Ernte Fremden; diejenigen unter ihnen, welche arbeiten, machen es sich ziemlich bequem.

Wir mußten endlich von unserem gastfreundlichen Pfarrer Abschied nehmen, und die aufgehende Sonne fand uns auf dem Weg nach Bonifacio. Wir hatten den Golf von Ventilegne rechts gelassen und zogen auf eine Linie von Felsen los, die den Horizont in bizarr zerrissener Weise schlossen. Die Straße windet sich durch diese Felsen, und ein riesenhaftes Thor scheint sich zu öffnen; auf der einen Seite stehen mit Eichen bedeckte Berge, auf der andern ein nackter Fels, mit einem großen Kreuz auf dem Gipfel. Mit diesem Durchgang schienen wir auf einmal in ein neues Land getreten, denn Alles verändert plötzlich sein Aussehen: statt der mit Ziegenfellen bekleideten Hirten sah man Landbauer und Weingärtner in weißen Linnenjacken, Gärtner mit Körben voll Gemüse, schöne Weinberge, Kornfelder, Olivenwaldungen, und vor uns am Ende einer geneigten Ebene die Stadt Bonifacio, die ihre

italienischen Glockenthürme im Meere spiegeln ließ. Jenseits der Meerenge erheben sich die weißen Dörfer an den Hügelabhängen des nahen Sardiniens.

Der Eingang in die Stadt Bonifacio hat einen eigenthümlichen Charakter von Wildheit und Größe. Man tritt aus den angebauten Feldern plötzlich in eine Schlucht aus Kreidefelsen, deren weiße Wände hie und da von grüner Vegetation unterbrochen sind; man sieht das Meer und den ungeheuren Horizont nicht mehr, und kommt bald in den Grund eines Thals ohne Ausgang, das von allen Seiten von schroffen Felsen umschlossen ist, mit einem kleinen ruhigen See daneben, in welchem sich einige Fischerbarken wiegen. Hebt man den Kopf in die Höhe, so erblickt man auf der Höhe eines steilen, gepflasterten, von langen, eine Treppe bildenden Steinstreifen durchschnittenen Abhangs die auf einen Felsen hinaufgehißte Stadt in einem Kreis von sonnenverbrannten Wällen. Der kleine See ist der Hafen der Stadt, welcher mit dem Meer durch eine enge Durchfahrt zusammenhängt.

Leider ist Bonifacio schmutzig und finster im Innern. Diese Stadt schwebt über den Fluthen — denn der Fuß der Felsen ist von den Stürmen angenagt — und doch sieht man kaum das Meer, so selten sind die Oeffnungen in diesen traurigen, schlecht angelegten Straßen. Aber o freundlicher Reisender, möge dein guter Stern dich vor der Fleischbrühe von Bonifacio bewahren! Ich habe den Namen des wackern Mannes, der sie uns auftischte, vergessen, aber an seine Suppe werde ich gedenken! Am Tage unserer Ankunft hatte man uns in einem Zimmer untergebracht, vor dem ein mit Küchenbrettern versehener Gang hinlief. Aber da beklagte sich mein Reisegefährte über einen schlimmen Geruch, und von seiner Nase geführt, blieb er wie ein Spürhund vor den Küchenbrettern des Ganges stehen, mit Hülfe eines Stuhls erreichte er das höchste Brett, und holte von hier einen ungeheuren Schlegel herab.

„Fleisch von Muffelthier!“ rief ich, „welch ein Glücksfall!“

„Nein,“ sagte mein Freund nach reiflicher Untersuchung, „das ist Pferdefleisch; sieh nur diese Kniekehle an, die kann nur einem Pferde gehört haben.“ Der Augenschein sprach, wir öffneten das Fenster und die unreine Keule fiel hinab auf das Glacis des Walles.

Wir verloren uns in Vermuthungen über den Gebrauch, den der Wirth von diesem regelwidrigen Wildpret machen konnte, aber der Schlaf schnitt alle Ueberlegung ab, und den folgenden Tag dachten wir nicht mehr an das Abenteuer. Wir aßen an der Table d'hote, und gerade am Morgen unserer Abreise, als wir eine abscheuliche Suppe kosteten, fiel mir ein den Wirth im Scherze zu fragen, ob er die Gewohnheit habe, Fleischbrühe aus Pferdefleisch zu machen.

„Manchmal,“ erwiederte er ganz gemüthlich; „das Schlachtfleisch ist hier ziemlich fad, und ein wenig Pferdefleisch kann nicht schaden.“

Bei diesen Worten blieben wir, den Löffel eine Handbreit vom Munde entfernt, erstarrt und unbeweglich sitzen. Was ließ sich auf ein so naives Geständniß antworten? Wir eilten das Ende der Mahlzeit in Porto vecchio aufzusuchen.

Porto Vecchio ist einer der am wenigsten erforschten Theile des so wenig bekannten Korsika. Ein Dorf auf einem Hügel, der eine mächtige Rhede beherrscht, welche von der Natur geschlossen ist, wie die von Smyrna und

Toulon, auf dieser Rhede kein Schiff, kaum einige Fischerkähne, da und dort kleine Inseln, die aus einem mit schattigen Fichten besetzten Felsblock bestehen, rings umher eine mit Wald bedeckte und von Teichen durchschnittene Ebene, Vorgebirge mit undurchdringlichen Wäldern, wo die Lianen auf einer Strecke von mehreren Meilen sich durcheinander schlingen; Dickichte von 20 Fuß hohem Buschwerk, Strecken mit Cistrosensträuchen, untermischt mit Erdbeerbaumwäldchen, alles dies in einem Halbkreis von Bergen eingeschlossen, deren öde Abhänge nicht ein einziges Dorf zeigen, das ist Porto Vecchio. Nach den hübschen Gärten von Bonifacio und seinen italienischen Bauern ist es nur fünf Lieues, aber der Abstand ist groß. Dahin kamen wir, geleitet von einem gewissen Bourrasque oder Burasca, einem der Originale Korsika's. Wie kam er dahin? Er war Arbeiter zu Migliaciaro, warum kehrte er nicht mit seinen Gefährten nach Italien zurück? Hatte er mehr oder minder ernste Gründe, den Aufenthalt in seinem Vaterlande nicht zu lieben? Das konnte er allein sagen, er sagte es aber nicht, denn Geschwätzigkeit ist nicht sein Fehler. Man muß ihn nehmen, wie er ist, ohne nach seiner Vergangenheit zu fragen.

Wir hatten ihn mehrmals in der Umgegend der Stadt getroffen, ohne daß er sich sonderlich geneigt zeigte, mit uns in näheren Verkehr zu treten, eines Tags jedoch ließ er sich bewegen, unser Brod und unsere Weinflasche zu theilen, und blieb bis zum Ende der Jagd dieses Tages bei uns. Mein Begleiter ist einer der Nimrods unserer Zeit, in der die ächten Jäger dünn gesäet sind; er hat prächtige Waffen, und wenn er einmal schießt, so fehlt er selten. Bourrasque hatte mit Erstaunen das ungeheure Kaliber seines Gewehrs betrachtet, mit einer gewissen Rührung es an den Backen gehalten und die Batterie spielen lassen; als er aber die Rebhühner aus fabelhaften Entfernungen herabstürzen sah, als er an der Sicherheit des Schusses, an der unbesiegbaren Kaltblütigkeit die Tüchtigkeit des Mannes erkannte, der diese Waffe führte, da entrunzelte sich plötzlich sein Gesicht, und er schlug uns feierlich vor, uns an ganz besondere Plätze zu führen, wo es Schnepfen in Menge gebe. Von diesem Tage an wurden wir Freunde, und diese verschlossene Natur thaute auf. Die guten Leute von Porto Vecchio betrachten Bourrasque als einen abenteuerlichen Menschen, als eine Art Narren, er ist aber nur schlau und hat begriffen, daß er das Recht, in diesem schwierigen Lande zu leben, durch Vereinzelung erkaufen muß; er hat sich eine besondere Existenz gegründet, weist Niemand zurück und sucht Niemand auf. Das beste Mittel, keine Feinde zu haben, ist auch keine Freunde aufzusuchen. Dadurch gelang es ihm, außerhalb der Lokalstreitigkeiten zu bleiben, und trotzdem daß er seit 20 Jahren auf der Insel lebt, hat er sich noch seine Eigenschaft als Fremder — eine kostbare Sache auf dieser schrecklichen Insel — bewahrt.

Von dieser Stunde an konnten wir sagen, daß wir zu jagen anfingen. Von nun an gab es keine falschen Märsche, keine verlorene Zeit mehr; das Land um Porto Vecchio ist zur Jagd vortrefflich geeignet. Es gibt weniger Jäger als anderswo, weil das Land schwächer bewohnt ist, und die Gestaltung des Bodens ist dem Wilde günstig. Diese Teiche, über welche nie ein Kahn hinglitt, sind wahre Entenhöfe. Man sieht sie mitten unter dem Schilf und den Zweigen mit wahrhaft insolentem Geschrei sich herumtummeln. Die Rebhühner flüchten sich, wenn man sie lebhaft verfolgt, in das undurchdring-

liche Dickicht, das den speziellen Namen Alcette führt. Uebrigens ist fast das ganze Land unangebaut, der Anbau aber ist ein gewaltiges Zerstörungsmittel für das Wild, und die Entfernung der Menschen während der Brütezeit läßt freies Feld für die armen Vögel, die ihr Nest machen können, ohne andere Feinde als Füchse und Raubvögel fürchten zu müssen. So wie die erste Hitze im Mai beginnt, ist ein verderbliches Fieber Herr der Ebene, und man muß im höhern Lande eine Zuflucht suchen. Darum haben auch fast alle Dörfer am Meeresufer ihr Nebendorf im Gebirg: Che due case tiene, una ne piove, d. h. wenn man zwei Häuser hat, so regnet's in dem einen, sagt ein korsisches Sprüchwort. Manchmal regnet es in beiden, könnte man hinzusetzen, denn diese armen Leute mit ihrem Sommer- und Winterhaus sind kläglich logirt. Immerhin aber benutzen die Rebhühner den Augenblick, um zu brüten, und wenn das Volk wieder von den Bergen herunterkommt, sind die jungen Rebhühner ausgeflogen.

Die Nachbarschaft der Berge ist auch dem Durchzuge der Schnepfen sehr günstig, der mindeste Frost treibt sie aus ihrem Versteck in die Ebene hinab. Dann muß man nach den Sümpfen von Porto Vecchio gehen; hier streichen die Schnepfen offen über die Gebüsche hin. Von Fasanen spreche ich nicht, denn ich habe keinen einzigen fliegen sehen. Nach Bourrasque's Angabe soll es indeß hier und in Fiumorbo noch einige geben, es verlohnt sich aber nicht, damit die Zeit zu verderben, denn sie sind sehr dünn gesäet.

Wir benutzten die Jagdgelegenheit unter der Führung eines Mannes, der alle Ecken und Winkel kannte; ich gestehe indeß, daß ich, nachdem der erste Eifer vorüber war, mehr als einmal meinen Freund mit seinem unermüdlichen Führer allein gehen ließ, und einem süßen Nichtsthun am Ufer dieses schönen Meeres mich hingab. Ich war Zeuge von wunderbaren Fischzügen, denn Fische sind hier in gleicher Fülle, wie das Wildpret, oder ich fuhr um Mittag, eine Cigarre rauchend, hinaus auf die Rhede, und ließ mich von den Wellen schaukeln in Gesellschaft eines freundlichen Landsmannes, eines ehemaligen Seeoffiziers, dessen Bekanntschaft ich in Porto Vecchio gemacht hatte.

Bourrasque war unser unzertrennlicher Gefährte geworden, und zeigte uns viele Anhänglichkeit. Ich erinnere mich noch der Unruhe, die ihm eines Tages mein Verschwinden während einer Jagdpartie verursachte. Um die Mitte des Tages hatte ich mich verleiten lassen, einen Flug Rebhühner bis zum Fuße des Taglioresso zu verfolgen. Hinter einer Steinmauer fand ich einen Mann, der wie gewöhnlich sich erkundigte, was ich im Lande mache, und mir dann vorschlug, mich an einen Ort zu führen, wo ich Hunderte von Rebhühnern finden würde. Ich war unklug genug, ihm zu folgen, statt aber mich nur 20 Minuten weit zu führen, führte er mich ganz einfach den Taglioresso hinauf. Nachdem wir eine Stunde lang sehr rasch gegangen, fanden wir in Wirklichkeit die versprochenen Rebhühner, und in der That habe ich sie nie so massenhaft gesehen. Ueberall flogen sie auf wie ein Bouquet Kunstfeuerwerk, aber der Boden mit seinen wankenden Felsen und seinem dichten Gebüsch war so schwierig, daß ich mit 20 Schüssen kaum drei oder vier erlegte. Auf dem Rückweg trat die Dämmerung ein, und ich bat nun meinen unbekannten Führer, mich nach der Stadt zu geleiten. Er stieg

auch wirklich mit mir den Abhang hinab, hielt aber plötzlich an, kratzte sich hinter den Ohren und sagte dann: „Ich bin ein Bandit; ich möchte Sie gern weiter begleiten, aber es wäre gefährlich für mich.“ Das war mir ziemlich unangenehm, doch fühlte ich, daß ich nicht darauf bestehen könne.

„Geben Sie mir doch ein paar Schuß Pulver, ein armer Bandit hat keine Mittel, sich welches zu verschaffen.“

Ich gab sie mit einigem Widerstreben und verließ ihn, bald aber kam er wieder und bat um Zündhölzchen, dann um Blei, dann um Zündhütchen, die ich ihm sämmtlich gab. Da ich nun meiner Schuldigkeit mich ledig glaubte, begann er abermals auf eine beunruhigende Weise sich hinter den Ohren zu kratzen. „Sie haben ein sehr schönes Pulverhorn,“ sagte er auf einschmeichelnde Weise.

„Es ist wahr, aber ich habe nur das eine und behalte es.“

„Es würde mir viel Vergnügen machen.“

„Mache, daß du fortkommst.“ Und ohne seine Antwort abzuwarten, begann ich mit großen Schritten fortzugehen. Als der Weg eine Wendung machte, drehte ich mich um, er war an dem Platze stehen geblieben, wo ich ihn gelassen, und schien nachzudenken. Wenn er wieder sich hinter den Ohren zu kratzen anfängt, dachte ich, kann es schön gehen. Indessen war die Nacht eingebrochen. Ich verirrte mich in der Ebene, wie ich vorausgesehen, fiel bald in eine Grube, bald schlug ich einen Weg ein, der nach einem Teich führte. Unwillkürlich dachte ich an meinen Banditen und das verwünschte Pulverhorn, welches ihm leider so gut gefallen hatte. Endlich in einem Haidestrich, wo ich nicht mehr wußte, was ich anfangen solle, hörte ich in der Entfernung von etwa hundert Schritten zwei Gewehrschüsse; mein Hund schoß wie ein Pfeil in der Richtung fort und erkannte die Stimme von Bourrasque, der ihn anrief; bald war ich bei ihm. Als der wackere Mann mich erblickte, brach er in Freudenbezeugungen aus, die von einem so rauhen Manne mich rührten. Er hatte von einem Hirten erfahren, daß ich mit Giovan' Anton' den Tagliorosso erstiegen habe, und obgleich er denselben nicht für fähig hielt, mir einen bösen Streich zu spielen, so irrte er doch seit zwei Stunden an dem Fuße des Berges umher, in der Hoffnung, mich aufzufinden.

Seit unserer Bekanntschaft mit Bourrasque hatten wir unsere Pferde und unsern Führer Matteo zurückgeschickt, mietheten ein Maulthier, um unser Gepäck zu tragen, und marschirten lustig zu Fuße von Porto Vecchio längs der schönen Straße der Ostküste, die nach dem Pachthofe Migliaciaro führt. Man hat die Ausbeutung dieses prachtvollen Guts beinahe aufgegeben, und die Felder liegen wiederum brach. Hier, wie anderswo, haben der heftige Charakter der Einwohner, die Streitigkeiten und Prozesse die Fremden, welche ihr Geld und ihre Industrie hieher bringen wollten, entmuthigt. Die Directoren des Unternehmens haben allerdings durch ihre Unwissenheit und ihre Sorglosigkeit zu dem Mißlingen beigetragen, und hiezu kommt, daß zwar die Ebene eine wunderbare Fruchtbarkeit zeigt, aber die Fieber hier die Menschen während des Sommers und eines Theils des Herbstes verjagen. Der kleine Fluß, der am Fuße des Pachthofs vorüberfließt, hat dem ganzen Kanton den Namen gegeben. Das Fiumorbo ist eine der Hochflächen in Korsika, wo es am meisten Schnepfen gibt; auch finden sich Hirsche in dem an's Meer grän-

zenden Walde von Pinia. Ein Mann aus Ajaccio hatte uns, um die Jagd in dieser Gegend vollständig genießen zu können, ein Empfehlungsschreiben an einen seiner Verwandten mitgegeben, das zu charakteristisch ist, um es nicht wörtlich mitzutheilen: „Mein lieber Verwandter, ich adressire an dich zwei mir unbekannte Personen, die nach dem Fiumorbo abgehen. Was ich von ihnen weiß, besteht darin, daß sie große Jäger sind; ich glaube, wenn sie einen Hirsch oder Eber fangen, so geschieht es, um sie nach Paris zu schicken. Ich fordere dich also auf, alle unsere Freunde zu versammeln, um ihnen eine schöne Jagd zu bereiten, daß man auf dem Kontinent sagen kann: das ist der Ertrag einer Jagd von Fiumorbo."

Einige Tage vor unserem Abgange von Porto Vecchio hatten wir dies seltsame Empfehlungsschreiben, mit genauer Angabe der Zeit unseres Eintreffens, nach Migliaciaro an seine Adresse geschickt. Bei unserer Ankunft fanden wir unsere improvisirten Gastfreunde zu einer großen Jagd vorbereitet. Eine Stunde später zog auf der Straße eine ganze Karawane von Jägern daher, paarweise auf unglücklichen kleinen Pferden sitzend, die jedoch ihre Doppellast mit Leichtigkeit trugen. Es war dies eine neue, durch einen unserer Freunde vom Kontinent aufgebotene Jägerschaar, die wir als eine Verstärkung unserer Jagdgenossenschaft freudig aufnahmen, allein — wir hatten die Rechnung gemacht und die Sitten des Landes nicht beachtet. Die beiden Schaaren gehörten feindlichen Parteien an, waren durch Wahlstreitigkeiten geschieden, und das sind in diesem Lande öfters Fragen über Leben und Tod. Man wendet für die Wahl eines Generalraths oder eines Deputirten mehr Intriguen und Worte auf, als die ganze europäische Diplomatie auf einem Kongreß. Zudem gehörte von diesen Dörfern das eine zur englischen, das andere zur französischen Partei. Zur erstern rechnet man nämlich jedes Mitglied einer Familie, die sich zur Zeit der Besetzung der Insel durch die Engländer für diese letztern erklärte. In Korsika vergißt man nichts. Wir waren sehr in Verlegenheit, denn Niemand wollte von einer Ausgleichung hören; endlich fielen wir, da unserer zwei waren, auf einen Ausweg: die eine der Gemeinden sollte mit meinem Gefährten, die andere mit mir jagen. Der Wetteifer versprach eine gute Jagd.

Am folgenden Morgen machten sich beide Schaaren auf den Weg. Die Gemeinde Ghisonaccia, welche mir die Ehre einer Jagd erzeigte, hatte den ganzen Heerbann ihrer Jäger aufgeboten. Das ganze Dorf bis zu dem Schulmeister und den Schülern war zur Stelle, die letztern sollten als Stimmen dienen, denn die Stimmen spielen bei einem solchen Treibjagen eine bedeutende Rolle. Man umringt ein Gehölz, und zwei Seiten werden von Kindern besetzt, welche, sobald das Thier aufgehetzt ist, ein lautes Geschrei ausstoßen müssen. Das arme Thier, von hinten durch die Treiber und Hunde gedrängt, wagt wegen der Stimmen nicht rechts noch links sich zu werfen, und läuft auf den Theil des Gehölzes zu, wo es weder Geschrei noch Gebell vernimmt, hier aber trifft es in den Lichtungen und auf den Waldpfaden den Jäger, der es, das Gewehr in der Hand, unbeweglich erwartet.

Wir hatten um einen Theil des Waldes einen furchtbaren Kreis gezogen, die Schäfer mit ihren Hunden waren in's Dickicht gedrungen, und bald vernahmen wir das Geheul der Hunde beim Aufjagen des Wildes; die

Schulkinder antworteten mit kreischenden Stimmen. Ich stand am Saume des Waldes an einer mächtigen Lichtung und erwartete jeden Augenblick, den Hirsch durch das Dickicht vordringen zu sehen, aber das Gebell nahm bald eine andere Richtung. Die Hirsche hatten die Linie der Stimmen durchbrochen. Nach einiger Zeit wurde abermals ein Hirsch aufgejagt, die Seemuscheln, deren sich die Hirten bedienen, ertönten in der Tiefe des Waldes, und auf der Linie, wo ich stand, vernahm ich in kurzen Zwischenräumen zwei Schüsse. Plötzlich sah ich dreißig Schritte von mir etwas Braungelbes springen, schoß auf's Gerathewohl und mir schien das Thier im Dickicht zu verschwinden, als ob es in sich selbst zusammensänke. Ich lief in dieser Richtung hin, was in Betracht der Stellung der andern Schützen unklug war, fand aber nichts, als da und dort einige mit Blut bezeichnete Blätter. Die Hunde eilten an mir vorüber, wie ein Trupp Wölfe. Ich kehrte auf meinen Posten zurück, und wartete hier etwa 20 Minuten, ohne etwas Anderes, als das Gebell der Hunde, die Muscheln der Hirten und die Stimmen der Kinder zu vernehmen. Endlich kündigte man mir an, daß die Hirschkuh — denn leider war es eine solche — sich in einen Teich gestürzt habe und von den Kindern gefangen worden sei. Das arme Thier stand mit einer um den Hals geschlungenen Liane verdutzt da, öffnete ihre großen Augen voll Traurigkeit und sah erschreckt um sich, versuchte von Zeit zu Zeit einen Sprung, wurde aber, durch die Bande zurückgehalten, bald wieder schüchtern und entmuthigt. Die vergnügten Bauern zeigten sie mir mit Stolz.

„Man muß sie lebendig fortführen," sagte der Maire, „ihre Wunde kann heilen, Ihr nehmt sie dann nach Paris mit."

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, im Grunde meines Herzens hoffte ich, die Hindin werde die Lianen durchreißen, und schlug schüchtern vor, ihr die Freiheit zu geben, was aber mit einem Hurrah von Unwillen aufgenommen wurde. Man dachte nur an den Triumph der Rückkehr, wenn unsere Rivalen minder glücklich waren. Man versuchte die arme Gefangene zum Gehen zu bringen, aber sie sperrte sich wiederholt mit solcher Kraft, daß der Maire meinen Dolch verlangte und dem Thier die Kehle durchbohrte; dann lud man es auf ein Pferd, und nun zog man in langer Linie, zu drei, ich selbst zwischen dem Schulmeister und dem Maire, unter dem Schall der Muscheln in's Dorf zurück, während hie und da einige Verse aus dem Liede Carls VI.: „Tod den Engländern!" ertönten. Ich war nämlich von der französischen Partei. Die andere Jägerschaar war noch nicht zurückgekehrt, nach einer Stunde aber kam sie mit leeren Händen, was unsererseits eine lärmende Freude erregte. Ich brachte den Abend in fieberhafter Unruhe zu, stets gewärtig, daß ein alberner Zank diesen blutigen Tag auf eine furchtbare Weise enden möchte. Doch ging Alles erträglich vorüber. Ich bot dem Maire meinen Dolch an, dessen er sich zu dem Gnadenstoß bedient hatte, und er bot mir seinerseits im Namen der Gemeinde die Leiche der Hindin. Ich habe das Fell des armen Thiers zurückgebracht, es ist mir aber eine traurige Trophäe.

Von Migliacario gingen wir nach Puzzichello, indem wir längs der Maquis jagten. Wir hatten die Ufer des Meeres verlassen, um uns den Bergen zu nähern, und betraten mit Sonnenuntergang ein kleines Thal, oberhalb dessen ein mächtiges weißes Haus sich sehen ließ. Dies ist die An-

stalt der Mineralbäder von Puzzichello, dessen Verwalter uns zwei reinliche, geweißte Zimmer mit eisernen Bettstellen herrichten ließ. In dieser großen Kaserne wohnten, wie in einer Kolonie, ich weiß nicht wie viele Familien gemeinsam. Die Bauern eines kleinen, hoch auf dem benachbarten Berge gelegenen Dorfes brachten hier ihren Winter zu. Diese ganze stolze und träge Bevölkerung genoß das schöne Klima der Ebene, wärmte sich, auf den Terrassen und den Gärten zerstreut, in der Sonne, jagte, rauchte und spielte Karten. Die Weiber und Mädchen besorgten das Hauswesen. Wie bei allen an das Farniente gewöhnten Völkern trifft man auch hier bei den Frauen die Energie und Thätigkeit, welche den Männern fehlen. Die korsischen Frauen schrecken vor den härtesten Arbeiten nicht zurück. Zu Calvi sahen wir eine junge Frau den Koffer eines Reisenden auf den Schultern tragen, während der Mann mit schlenkernden Armen ganz oberherrlich den Fremden begleitete und mit ihm schwatzte. Diese Sitten sind überdies sehr alt.

Puzzichello ist ein prächtiges Hauptquartier für wandernde Jäger. Tagtäglich schossen wir einige Stück Wild, um die Speisekammer zu füllen, die übrige Zeit fischten oder badeten wir, ein seltener Luxus in Korsika, und verfolgten die Wildschweine in Gemeinschaft mit unsern Gefährten aus der Kaserne. Unter der bewaffneten Familie, welche diese Anstalt bewohnt, war natürlich eine Jagd leicht anzuordnen. Puzzichello ist übrigens derjenige Distrikt Korsika's, wo das Wildschwein am zahlreichsten ist; manchmal stöbert man drei oder vier in demselben Distrikt auf, und jagt sie in derselben Weise wie den Hirsch. Das Wildpret wird unter den Jägern gleich getheilt, und nur der Kopf gehört dem, der es erlegt hat. In einem Umkreis von einer Lieue um Puzzichello sind einige Häuschen von Hirten verstreut, deren steifohrige, langbehaarte Hunde als Kuppel- und Spürhunde dienen. Die Häuschen dieser Hirten bestehen aus einigen in die Erde geschlagenen Pfosten, über die man Haidekraut und Cistusstengel legt, welche dann mit Erde bedeckt werden, um die Circulation der Luft völlig abzuhalten. Ich habe in solchen Hütten Familien von sieben bis acht Personen gesehen. Das Feuer wird vor der Thüre angemacht, die zugleich als Rauchfang dient. Nähert man sich bei Nacht, so kann man bei dem Schein des Feuers alle Inwohner wie Leichen neben einander liegen sehen. Das kleine Pferd, wenn sie eines haben, steht wenige Schritte davon gefesselt. Neben der Wohnung ist ein roh erbauter Keller, um die Käse darin aufzubewahren. Die Hirten rufen einander vermittelst Muscheln, die sie Hörner nennen, und welche an zwei Enden durchbohrt sind; der sanfte und einförmige Ton derselben läßt sich auf unglaubliche Entfernungen vernehmen.

Unter diesen Bauern und Hirten brachten wir drei Wochen in Puzzichello zu; unsere ersten Jagden waren glücklich gewesen, wenigstens für unsere Gefährten, denn wir schossen fast nur Füchse, was den Hirten sehr lieb war, und ich hege den Argwohn, daß sie mehr als einmal, statt auf die Fährte von Wildschweinen, uns nur auf Fuchsfährten führten. Hier, wo es keine Wölfe gibt, machen die Füchse sich das Vergnügen, die kleinen Lämmer fortzuschleppen. Wenn man zwei oder drei Stunden mit starren Händen, die Augen auf einen Waldpfad gerichtet, zugebracht hat, so ist es nicht sehr erfreulich, auf so elendes Wild zu stoßen; mein Freund und ich wußten etwas

davon zu erzählen. Da wir uns gegen Bourrasque darüber beklagten, rieth er uns zu einer Jagd auf dem Anstand, recognoscirte den Tag über das Land, und führte uns Abends in eine Schlucht, wo er uns hinter einem dichten Gehölz aufstellte, nachdem er, um den Geruch des Wildschweins zu täuschen, unsere Stiefel in Fuchspelze gewickelt hatte. Vorsichtig stellte er uns so, daß wir den Wind im Gesicht hatten, und zwar alle drei in einer Linie, je zehn Schritt von einander. Vor uns öffnete sich eine Lichtung, wo der Mond einen hellen Kreis zog. Wir blieben über zwei Stunden stehen, und da es kalt war, fing ich schon an die Geduld zu verlieren, als ich am Ende des leuchtenden Kreises den Schatten eines Wildschweins sah, das vorsichtig, horchend, bei jedem Schritt anhaltend, vorwärts ging. Nicht das mindeste Geräusch verkündigte sein Kommen. Ein Schuß fiel, und das Wildschwein wälzte sich auf dem Grase, erhob sich dann wieder, aber ein zweiter Schuß gab ihm den Rest. „Bene!" sagte Bourrasque, „so muß man dem Wildschwein beikommen, dann ist man nicht genöthigt, seine Beute zu theilen."

Die schiefe Hochfläche, die von Puzzichello nach Aleria führt, ist eine der wildreichsten Korsika's, aber auch von den Jägern am meisten besucht. Das elende kleine Dorf Aleria liegt an der Stelle der römischen, von Sulla erbauten Stadt, von der nur noch ein kleines Fort und einige Mauerreste übrig sind. Hier landete in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der berühmte Abenteurer Theodor von Neuhof, der vier Monate lang König von Korsika war. Man hat diesen König Theodor lächerlich gemacht, aber alle seine Handlungen tragen einen großartigen Stempel. Dieser Mann, der durch die freie Stimme des unbezwungenen Korsika's zum König gewählt wurde, dieser heldenmüthige Soldat, der sich schlägt wie ein Löwe, der die Republik Genua im Schach hält, in wenigen Tagen ein von so vielen Kriegen zerrissenes Land organisirt, der sein Wort ritterlich hält, und vom Throne herabsteigt, um für sein Adoptivvaterland Hülfe zu suchen, dieser kühne Diplomat, den kein Hinderniß aufhält, keine Schwierigkeit schreckt, der eine Armee aus dem Nichts ruft, und ohne die Dazwischenkunft der französischen Armee Korsika gerettet hätte, dieser unglückliche Held verdient einen Platz in der Geschichte.

Wir waren nach Aleria gekommen, indem wir am Ufer des Tavignano jagten, und brachten die Nacht daselbst zu, um am andern Tage den Tagnone aufwärts nach Puzzichello zurückzukehren. Unterwegs stießen wir auf einen jungen Arzt von angenehmem Gesicht und feiner Haltung; er hatte in Frankreich studirt, und war bei seiner Rückkehr in eine böse Geschichte hineingerathen, die ihn beinahe ruinirt hätte. Bei seiner Ankunft in seinem Dorfe fand er seinen Vater am Fieber gestorben, und sein kleines Erbe sehr in Unordnung; es blieb ihm nichts als einige Stücke fast ungebauten Landes. Die Arzneikunde ist ein armseliges Geschäft in einem Lande, wo eine ganze Familie sich für 12 bis 15 Fr. jährlich bei einem Arzte abonnirt, er suchte deshalb aus seinem kleinen Erbe Vortheil zu ziehen. Er besaß ein Haus, das eine arme Familie seit bald zwanzig Jahren bewohnte, ohne je einen Sou Miethe zu bezahlen. Der Vater des Doctors hatte sie ungestört gelassen, da er wußte, daß sie Kinder zu erziehen hatte, aber die Kinder waren herangewachsen und konnten sich selbst helfen; der Doctor glaubte, es sei Zeit, sich mit ihnen auf einen regelmäßigen Fuß zu setzen, und sagte, er

erlasse ihnen alles frühere Miethgeld, wenn sie ihn in Zukunft regelmäßig bezahlten. Man wollte nichts davon hören, aber nach einem Jahr kam eine Ladung vor Gericht, worüber der alte Vater wüthend wurde: „ich wohne schon lange genug im Hause; es gehört mein.“ Das Verfahren ging indeß seinen Gang, als eine andere Person auf den Schauplatz trat; dies war Niemand Geringeres, als Decio, ein berühmter Bandit, der allein ganze Dörfer brandschatzte. Der Doctor erhielt von diesem Elenden, der sich zum Richter aufwarf, einen Brief, worin er verurtheilt wurde, die Prozeßkosten zu zahlen und seine Miethsleute in Ruhe zu lassen. Der junge Doctor, frisch aus den Schulen von Montpellier, kümmerte sich um diese seltsame Weisung nicht, aber ein zweiter Brief von Decio bestätigte das erste Urtheil und forderte den Doctor auf, dem Banditen als Strafe 800 Fr. zu zahlen, wenn er nicht bei erster Gelegenheit erschossen sein wollte. Der Doctor schickte den Brief an den Generalprokurator, und nahm sich in Acht; aber sich in Acht nehmen hieß seinen Stand und seine Kundschaft aufgeben. Nach sechs Monaten war er ruinirt, und beschloß zu sterben oder aus seiner Lage herauszukommen. Er schrieb also an den Banditen, er sei bereit, sich seinen Forderungen zu fügen, und verlange eine Zusammenkunft, die auch unter der Bedingung gewährt wurde, daß der Doctor allein und ohne Waffen komme. Er kam anscheinend ohne Waffen, doch mit zwei Sackpistolen versehen. An dem bestimmten Orte fand er Decio nicht, wohl aber einen kleinen Hirten, der ihn an einen öden Ort führte, wo Decio mit zwei bis an die Zähne bewaffneten Banditen auf einem Felsen stand. Von hier aus wurde unterhandelt. Die Bedingungen waren Freilassung des Miethsmanns, den der Generalprokurator hatte verhaften lassen, Schenkung des Hauses an denselben in gehöriger Form, und für ihn, Decio, Unterzeichnung eines Wechsels von 2000 Fr. auf den Namen eines dritten. Der Doctor handelte, die letztere Summe wurde auf 1200 ermäßigt; Decio hatte Alles bei sich, Schreibzeug, Feder, Stempelpapier; er stieg von seiner Veste herab.

„Wenn du dich rührst,“ sagte er zu dem Doctor, indem er auf seine Begleiter wies, „hier sind zwei Bursche, die dir das Lebenslicht ausblasen.“

„Ihr seht, ich habe keine Waffen,“ sagte der Doctor.

Decio zog aus seiner Tasche Schreibzeug und Feder, diesen Augenblick aber benützte der Doctor, ihn niederzuschießen, bemächtigte sich seines Gewehrs, und warf sich, in dem Augenblick, als zwei Kugeln um seine Ohren pfiffen, hinter einen Felsen. Mit merkwürdiger Gewandtheit eilte er den Berg hinab, schlüpfte durch die Maquis wie eine Schlange und entkam den beiden Banditen. Diese sagten später, der Doctor habe muthig gehandelt, und da Decio nicht ihr Verwandter sei, so hätten sie nichts einzuwenden. Diese muthige Handlung machte dem Doctor Freunde, aber Decio hat einen zehnjährigen Sohn hinterlassen, der sich bereits im Scheibenschießen übt und dem armen Doctor keine rosige Zukunft verspricht. Er erzählte uns die traurige Geschichte mit klagendem Tone am Kamin des elenden Gasthofs von Aleria.

Das Schreckhafte an der Sache ist, daß man allenthalben dieselben Geschichten hört, sie verfolgten uns auf der ganzen Reise. Die Geschworenen konnten unter diesem wilden Volke das Uebel nicht ausrotten. Andererseits

hemmen die falschen Zeugnisse, welche eine Kriegswaffe wurden, den Gang der Gerechtigkeit, und erzeugen selbst neue Unfälle. Man hat den schrecklichen Sta. Lucia nicht vergessen, welcher seinen unschuldig auf die Galeere geschickten Bruder an den 18 falschen Zeugen, die seine Verurtheilung herbeiführten, zu rächen drohte. Er hat Wort gehalten: den einen hat er eine Kugel in den Leib geschickt, den andern die Augen verbunden, noch anderen furchtbare Verstümmelungen beigebracht. Ein einziger war noch übrig, der schuldigste von allen, der Anstifter des Verbrechens, der in seinem Hause zu Ajaccio sitzen blieb. Dieser wurde am hellen Mittag auf der Schwelle der Kirche mit einem Dolch niedergestoßen. Sta. Lucia durchschreitet wie der Todesengel die Menge, läuft nach dem Meer und besteigt im Angesicht der ganzen Bevölkerung wieder die Barke, die ihn hergebracht. Er ist später nach Italien gegangen, und hat sich der Truppe Garribaldi's angeschlossen.

Der Befehl des Präfekten, welcher die Jagd schloß, machte unsern Streifereien und unserem Aufenthalt auf der Insel ein Ende.

---

19. Ein Zug mit der Häringsflotte.

Im Junius 1848 saß ich in dem aus Mahagoniholz gezimmerten Longroom (der gemeinschaftliche Salon der Offiziere) des Kriegsdampfers „Cerberus“ im Hafen von Vlissingen und schöpfte aus dem „Algemeen Handelsblad“ neugierig die Berichte über die Vorfälle in den aufgeregten Ländern und besonders meinem Vaterlande. Da das Schiff für den Marineoffizier Haus, Umgebung und das ganze Dienstverhältniß als einen Mikrokosmus in sich schließt, so denkt er auch nicht daran, bei Ankunft im heimathlichen Hafen sein Fahrzeug zu verlassen, in welchem er — freilich nur in nothdürftiger Weise — jede Bequemlichkeit findet, welche den Landbewohnern das auf festem Grund und Boden stehende Haus bietet. So kommt es denn oft wunderlich vor, daß man zur Zeit unsres Winters in demselben Zimmer einen Ofen setzen muß, wo noch vor wenigen Wochen die senkrechte Tropensonne hineinschien und man alle Fensterchen öffnete, um nur einige Kühlung durch den Luftstrom zu bewirken. Dieses unstäten Aufenthaltes wegen müssen beständig, mag auch fußtiefer Schnee unsre nördlichen Gestade bedecken, die leichten, luftigen Kleider in der heißen Zone, die weißen Beinkleider, Westen und Jäckchen in Bereitschaft gehalten werden, damit bei dem oft unerwartet kommenden Befehl zur Abreise nach Ost- oder Westindien jeder für diesen Fall vorbereitet ist.

Auch wir erhielten am 2. Junius ein Schreiben vom Marineministerium mit dem Auftrage, uns sofort auf die Reise zu begeben; diesmal aber sollte unser Zug nicht nach dem warmen Süden, sondern nordwärts nach den Shetlands-Inseln, und zwar nach der Rhede von Lerwick, der Hauptstadt der Inseln gehen. Der Zweck der Reise war scheinbar kein sehr großartiger. Es handelte sich, so schnell als möglich die ersten Häringe, welche die in jenen Gewässern versammelte Flotte gefangen und gepöckelt haben würde, nach Vlardingen in Nordholland, dem Hauptsitz der Unternehmer der Häringsfischerei, zu bringen. Es galt aber zugleich den alten und in neuerer Zeit bedrohten

Ruhm der Holländer unter allen Nationen, die ersten und besten Häringe nach allen Ländern Europa's zu versenden, wieder zu erringen. Bis dahin war es nämlich als Gesetz bei der Häringsflotte, welche eine vom Staate begünstigte Compagnie bildet und unter einem Anführer steht, angenommen, daß der 24. Junius jedesmal der Tag sein sollte, an welchem die ersten Netze unter dem 60ten Grade nördlicher Breite in der Nähe der Shetlands-Inseln ausgeworfen würden. Diese seit Jahrhunderten festgesetzte und beobachtete Zeit des ersten Netzauswurfs schien mit der regelmäßigen Wanderung des Härings von Norden nach Süden übereinzustimmen, indem er ungefähr um die genannte Zeit auf der Höhe des 60ten Grades gefunden wurde. Aber sei es, daß man schon von jeher den Häring auch vor dem von den alten Schiffern fortgesetzten Zeitpunkt in jenen Gewässern gefunden hat, oder daß dieser Wasserbewohner in neuerer Zeit seine Reise nach den südlichen Zonen beschleunigt, uns Menschen nachahmend, die wir ja auch gegenwärtig viel schneller reisen als ehedem, genug, es ist Thatsache, daß ausländische Häringsfischer, besonders Hamburger, schon um Mitte Junius in der nördlichen Zone angelangt, ihre Netze auswarfen, keinen unbedeutenden Fang machten und reichbeladen mit dem Seeprodukte in die Heimath zurückkehrten, wo sie den neuen Häring verkauften, als noch der Vlardinger-Schiffer ruhig sein Thonpfeifchen im Zimmer rauchte und höchstens Anstalten für die bevorstehende Reise traf. Solches Zuvorkommen fremder Häringsfischer konnte weder die holländische Ruhm-, noch die viel größere Gewinnsucht dulden. Es wurde daher in einer Versammlung von Kaufleuten und greisen Fischern, die wohl schon 50 — 60 Sommer hindurch vom Knabenalter an in den Gewässern der Nordsee ihrem Lebensberufe, dem Häringsfang, obgelegen hatten, beschlossen, daß künftighin am 11. Junius die ersten Netze zum Häringsfang ausgeworfen werden sollten. Die Regierung sanktionirte durch ihre Zustimmung diesen Beschluß, und versprach jährlich ein Kriegsdampfschiff mit der Flotte auszuschicken, um so schnell als möglich den ersten, ausgesuchtesten Fang ins Heimathland zu bringen.

Diese Mission nun wurde uns aufgetragen. Am 3. Junius des Morgens lag der „Cerberus“ bereits auf der Rhede, bereit die Reise anzutreten; diejenigen Officiere und Mannschaften, welche am Lande noch Geschäfte zu besorgen oder Besuche zu machen hatten, wurden mit einer Schaluppe ans Land gesetzt, um zur bestimmten Stunde wieder am Hafenkopf zu erscheinen, wo die Schaluppe schon wieder wartete. Auch der Lootse war bereits an Bord, um uns längs den ihm wohlbekannten Krümmungen der Sandbänke zu führen, die sich zahlreich und den Schiffen Gefahr drohend an den Schelde-mündungen ausbreiten. Nachmittags 4 Uhr verließen wir die Rhede, und fuhren den Festungswerken des alten Vlissingen und den Sanddünen, von welchen sich einige bis zu 130 Fuß erheben, vorbei, bis zum berühmten westkapelschen Deich, der — eine künstliche Fortsetzung der hier endigenden Dünen — die Insel Walchern vor dem Eindringen der an dieser Ecke besonders zur Zeit der Springfluth gewaltig anströmenden Wogen der Nordsee schirmt; dieser Kurs war NNW, und die Küste verschwand immer mehr hinter uns. Gegen Südost war noch der Badeort Domburg sichtbar, wo jährlich eine ziemliche Anzahl Kurgäste die Seebäder gebrauchen, so wie der schöne schlanke Thurm des Rathhauses zu Middelburg sich noch deutlich zeigte; allmählich

aber hüllten sich auch diese Gegenstände in den Nebel des Horizonts, den endlich nur die weißen Schaumstreifen der Wellen bezeichneten. Da war ich nun wieder, wie schon auf so manchen langen beschwerdevollen Reisen, in den Anblick von Himmel und Meer versunken, und meinen Gedanken über Vergangenheit und Zukunft überlassen. Es wölben sich die grauen Haufenwolken über uns, die grünliche Meeresscheibe scheint sich in mäßigen Schwingungen zu bewegen, und der einsame Dampfer mitten in dieser unvergleichlichen Einöde geht, die Wellen mit dem kräftigen Rade zerschlagend, unverdrossen nach der bestimmten Himmelsregion. Hie und da schlägt eine Welle gewaltig ans Schiffsboot, es dringt ein Theil aufs Verdeck und bespült dasselbe, so daß die salzige Fluth in dickem Strahle durch die angebrachten Oeffnungen wieder abfließt. Der bald eintretende Regen jagte alle Schaulustigen vom Verdeck hinab in die Kajüten, nur der wachthabende Officier in den Regenmantel gehüllt, blieb sammt der zur Wache gehörigen Mannschaft auf seinem Posten.

Der Lootse, dessen Arbeit, nachdem er uns ins tiefe Fahrwasser gebracht, beendet war, verließ uns um 7 Uhr, indem er mit seinen Gehülfen in das einmastige Schiffchen stieg, welches bis jetzt mit dem Schlepptau an unsre Dampffregatte befestigt war.

Da ein frischer Wind aus Südwest wehte, so wurden die Segel ausgespannt, und der sonst nicht sehr eilfertige Cerberus lief durch die Gewalt zweier Elemente vorwärts geschoben, 7 ½ Meilen in der Wache (4 Stunden). Mit dem Eintritte der Nacht zogen die meisten der Officiere aus dem Longroom in ihre Kajüten, da sie während eines Theiles der Nacht die Wache traf. Nur der Zahlmeister und der junge Passagier, eine Neffe des Kommandanten, leisteten mir Gesellschaft.

Den 6. Junius weckte mich schon früh der Lärm des von der Wache kommenden Officiers. Wenn diese Lebendigkeit auch nicht zu den Zartheiten gerechnet werden kann, so hatte sie doch die gute Folge, daß ich mich von dem Lager erhob und auf dem Verdecke des schönen Morgens mich erfreute, der nach dem nächtlichen Regen auftagte. Obwohl ich schon sehr oft einen heitern Morgen in verschiedenen Zonen zur See beobachtete, so erfüllt es mich doch jedesmal wieder mit Entzücken, wenn am Rande der großen nebelbedeckten Seefläche aus goldenen Wolken das liebe Tagesgestirn sich erhebt, das dem Seemann besonders als sicherer Führer durch die große Wasserwüste, wo keine Straße dem Reisenden die zu nehmende Richtung angibt und kein Markstein uns sagt, wie weit wir vom geliebten heimathlichen Boden entfernt sind, doppelt theuer sein muß.

Es war ein Sonntag, der Dienst bei der holländischen Marine schreibt vor, daß an diesem Tage wo möglich Kirche gehalten werden sollte, was denn auch um 9 Uhr geschah. Ein Theil der Segel wurde hinweggenommen, um die Schwankungen des Schiffes möglichst zu verringern; dreimal läutete die Schiffsglocke in eigenthümlichem Takte, es erschien die Schiffsmannschaft in reinlich festlichem Gewande, und man las eine Predigt aus Van der Palens „Andachtsübungen für Seeleute“, die manches Erhebende enthielt. Mit gespannter Andacht hörte die Mannschaft zu, nur der wachthabende Officier, sammt den beim Steuerruder Beschäftigten, durften die ihrem Dienste gewidmete Aufmerksamkeit nicht theilen. Ein Gottesdienst mitten in See,

entfernt von allen lebenden Wesen, in einer schauerlichen Stille, die bloß durch das Geräusch der aufspritzenden Wellen, und das Gekrach der Raaen und Masten unterbrochen wird, trägt etwas Erhabenes und den Glauben an eine Gottheit Kräftigendes in sich, wenn man bedenkt, daß selbst im unwirthlichen Ocean vernünftige Geschöpfe ihren Aufenthalt finden, und ihre Anerkennung Demjenigen bezeugen, „der das Meer und das Trockene geschaffen", und überall seine Kreaturen beschützt.

Mehrere Schiffe mit holländischer Flagge zeigten sich im Umkreise des Horizonts. Es waren Häringsfischer, die denselben Kurs wie wir hielten; die meisten der Häringsschiffe mochten wohl schon vor uns nach dem Norden gesegelt sein. Da der Wind günstig war, so wurde das den Dampf unterhaltende Feuer gelöscht, und wir wurden bloß durch die Kraft des Windes vorwärts getrieben. Die Wellen wurden etwas höher, so daß die Mittagtafel eine Person weniger hatte, nämlich den Passagier, der an Seekrankheit litt.

Am Morgen des 5. Junius war das ganze Meer wie in Nebel gehüllt, eine Erscheinung, der man um so öfter begegnet, je mehr man sich dem Norden nähert und die im Winter noch viel auffallender sich zeigt. Sie hat den Grund in der höhern Temperatur der See in Vergleich mit der Luft, so daß die aufsteigenden Dünste sich als Nebelbläschen verdichten; durch die Wärme der Sonnenstrahlen aber lösten sich die Nebel wieder, und der heitere Himmel verließ uns während des Tages nicht. Siebzehn Schiffe zählte ich im Umkreise um uns in verschiedener Ferne, wovon die meisten unsern Kurs hielten. Bei der Mittagsobservatiou mit dem Sextanten ergab sich, daß wir auf 55° 10′ nördlicher Breite uns befanden. Eine auffallende Veränderung im Meerwasser konnte man schon seit 11 Uhr bemerken; seine Farbe war nämlich himmelblau, zugleich etwas milchartig getrübt, und man konnte am Horizont kaum den Unterschied zwischen Luft und Wasser wahrnehmen, so daß man wie in einen magischen Himmel sich versetzt glaubte. Wir befanden uns nämlich über der „Doggersbank", ein im Meere sich erhebendes, doch nirgends die Oberfläche erreichendes Plateau, auf welches man in einer Tiefe von 80—200 Fuß stößt. In dieser Nähe lieferten sich die englische und holländische Flotte im Jahre 1781 ein blutiges Seetreffen, wo zum letztenmale die holländische Marine mit der englischen sich messeu konnte und Lorbeeren errang. Gegen fünf Uhr verlor sich die eigenthümliche Färbung des Meeres, wir hatten wieder tiefes Wasser unter uns. Bis halb zehn dauerte die Dämmerung, und müßig betrachtete ich die phantastischen Wolkengestalten am westlichen Himmel, bis tiefes Dunkel das Meer einhüllte und die zahllosen Welten des Sternenheeres sichtbar wurden. Auch im Meer wurde ein den Himmelskörpern ähnlicher, lebhafter Silberglanz durch die vom Schiffe durchschnittenen Wellen erzeugt, es war das bekannte und noch nicht hinreichend erklärte Leuchten des Meerwassers.

Am 6. Junius um 12 Uhr hatten wir 59° 20′ nördliche Breite; die Temperatur in meiner Kajüte war Mittags 12 Uhr 8½° R., was etwa der Wärme des südlichen Deutschlands im Monat April gleichkommt. Nachmittags 3 Uhr bekamen wir die langgestreckten Felsen der Shetlands-Inseln zu Gesichte, und bald darauf konnte man mehrere Spitzen derselben deutlicher unterscheiden. Der Himmel klärte sich auf, wir hatten guten Wind und die

Maschine wirkte mit voller Kraft, so daß wir schon um 5 Uhr dem Lande sehr nahe waren. Mäßig hohe, mit einem blassen Grün überzogene, doch nirgends bewaldete Hügel erheben sich aus der dunklen beschatteten Meeresfläche, und an vielen Stellen begränzen schroffe, dunkelgraue Felsen die See, deren schäumende Brandung beständig an sie anschlägt, so daß bereits mehrere Aushöhlungen in dieselben gegraben sind. Wir zogen die Flagge für einen Lootsen auf, der auch bald erschien und uns in die lieblich gelegene, von drei Seiten durch Anhöhen geschützte Bai von Lerwick brachte.

Zum ersten Mal befand ich mich an einem Orte des hohen Nordens, während das Ziel meiner frühern Reisen stets ein Tropenland war. Statt des mannichfaltigen Gemisches von Palmen und leicht beweglichen Bambus, so wie der mit Schlingpflanzen umwundenen Laubbäume, die dicht den Strand der Tropenländer begränzen, sind hier die Hügel nur spärlich mit einer Moos- und Grasdecke überzogen, während häufig das nackte Gestein zu Tage kömmt.

Ueber zwanzig mit der holländischen Flagge gezierte, zweimastige Häringsschiffe mit breitem Kiel und eigenthümlicher altholländischer Konstruction lagen in der Bai zu Anker, während noch 90 andere Schiffe ähnlicher Art in andern Häfen der Shetlands-Inseln sich befanden; denn die Zahl der in jenem Jahr zur Häringsfischerei versammelten Schiffe betrug 113. Auch ein holländischer Kriegsschooner, die Amboina, hatte hier geankert. Seine Bestimmung ist während der ganzen Zeit des Häringfanges, die bis zum October dauert, und wobei die Flotte dem Zuge des Wanderfisches folgend, immer südlicher bis zu den holländischen Küsten herabrückt, bei den Schiffen zu bleiben, die polizeiliche Aufsicht zu führen, etwaige Konflikte der Kapitäne mit der Mannschaft oder Streitigkeiten der letztern unter einander zu schlichten, dem Schmuggelhandel, dem die Schiffer durchaus nicht abgeneigt sind, zu begegnen, so wie endlich Reibungen mit Schiffen anderer Nationen, die etwa ihre Netze hier auswerfen, zu verhüten. Man glaubt beim Anblick der vielen roth-blau-weißen Flaggen in einer holländischen Bai sich zu befinden.

Wir benutzten den folgenden Tag nach unserer Ankunft zu einer Exkursion nach der Stadt und Umgegend von Lerwick; der günstige Anblick, den Lerwick bei der Ansicht von der Bai aus macht, verschwindet wie bei so manchem, was man in der Nähe betrachtet, großentheils, wenn man durch die Straßen geht. Bei einem Theile der Häuser schien man seit einem halben Jahrhundert das Repariren vergessen zu haben; andere zwar nicht baufällig, trugen sehr die Spuren innerer Unreinlichkeit, es müßte denn sein, daß die Besitzer durch einen großen Gegensatz von innen und außen den Eintretenden überraschen wollten. Auch fehlt es dem Fremden vor seinem Aussteigen aus der Schaluppe bis ans Ende der Stadt nicht an Begleitung; denn das junge Bettelvolk, welches an die Ankunft von Holländern schon gewöhnt, seinen Spruch in dieser Sprache gelernt hat, damit nicht etwa vom Fremdling Unkenntniß des Englischen vorgeschützt werden kann, verläßt uns nicht, sondern es löst einer den andern getreulich ab.

Es befindet sich auch ein holländischer Konsul zu Lerwick, der uns gleich bei unserer Ankunft in der Bai besuchte; gutmüthig und arm wie er war, schien er vollkommen die dortige Population zu repräsentiren. Von ihm erfuhr ich manches über die Beschaffenheit des Landes, so wie die Sitten und Lebensweise seiner Bewohner.

Neun Monate des Jahrs hindurch bedürfen die Zimmer einer künstlichen Heizung, nämlich vom September bis Anfangs Junius. Das Brennmaterial besteht bei dem gänzlichen Mangel an Wäldern aus Torf, wovon eine ungeheure Quantität aus den weitverbreiteten Moorgründen der Shetlands-Inseln gewonnen wird. Forscht man nach der Ursache des gänzlichen Mangels an Laub- und Nadelbäumen, so findet man, daß diese keineswegs in der niedrigen Temperatur dieser Inseln gelegen ist, da im Gegentheil die Kälte nie so heftig wird wie im Innern des Festlandes. Man versicherte mich, daß trotz der kurzen Wintertage, wo die Sonne schon um 3 Uhr unter den Horizont sinkt, es doch Winter gebe, wo der Schnee kaum zwei Tage liegen bleibe, und sehr kalte Tage überhaupt zu den Seltenheiten gehörten. Es ist der Winter dort weit milder als in vielen, selbst 10 bis 15 Grad südlicher gelegenen Ländern, aber die heftigen nördlichen und westlichen Winde, welche den größten Theil des Jahres hindurch dort wehen, scheinen die Zierde der Pflanzenwelt, den Baum, in den Shetlands-Inseln nicht aufkommen zu lassen, ich sah aber einige, wohlhabenderen Einwohnern gehörige, mit Mauern umgebene Gärten, in welchen Tannen-, Birken- und Eschenbäumchen gepflanzt sind, und die merkwürdigerweise die Höhe der sie umgebenden und schützenden Mauer nicht überschreiten. Die Besitzer versicherten mich, daß öfters Bewohner von nahe gelegenen Inseln hieher kommen, um die „großen Pflanzen" zu sehen, da sie noch nie einen Baum zu Gesichte bekamen.

Selten begegnet man auf den Straßen Lerwicks einer Frau, die nicht mit Stricken eines wollenen Strumpfes beschäftigt ist. Es werden deren als Manufacturerzeugnisse der Shetlands-Inseln eine große Menge nach England und Schottland geführt. Aber auch schöne wollene Shawls, Handschuhe und viele andere wollene Kleidungsstücke verfertigen die fleißigen Frauen zu sehr mäßigen Preisen, und sie finden in diesen Arbeiten ihren vorzüglichsten Erwerbszweig. In den weiten Thälern und den oft üppigen Grasfluren dieser Inseln finden die Schafheerden hinlängliches Futter, und da der Boden sich weniger zum Aberbau eignet, so hat sich der dortige Landmann vorzüglich auf die Kultur dieser Hausthiere verlegt.

Am 9. Junius machte ich eine Excursion nach dem südlichen Theil der Insel. Indem ich die einsamen Landwege verließ, schritt ich über sanft wellenförmig gebogene Bergrücken, wo jedoch nirgends das Gestein zu Tage kam; die meisten dieser Hügel sind mit Torfgrund überzogen. Manche Thäler, besonders die gegen Norden geschützten, bieten einen wohlthuenden Anblick, indem sie hohen Graswuchs, Waizenfelder und Gemüsegärten enthalten, zwischen welchen die kleinen Wohnungen der Inselbewohner zerstreut sind.

Einer der zackigen aus schwarzem, grobschieferigem Thonschiefer bestehenden Felsen, der sich eine Strecke weit in die Bai, in welcher unser Schiff lag, erstreckt, liegt dicht hinter der Stadt. Auf ziemlich bewachsenem Grunde führt der Weg bis an den Rand des Felsens, von welchem aus man in furchtbarer Tiefe das Meer erblickt. Man kann auf einem Pfade und mittelst der in den Felsen eingehauenen Vertiefungen hinab an den Strand kommen; ich nahm einige lebendige Muscheln und ein paar Stücke Basalt, das einzige was ich an diesem schaurigen, vom beständigen Getöse der Brandung wiederhallenden Orte fand.

Ich kehrte hierauf — es war 10½ Uhr Abends und noch heller Tag — mit der am Hafenkopfe wartenden Schaluppe an Bord des Cerberus zurück, mit der schon oft gemachten Erfahrung, daß es wohl keinen Theil der Erde gibt, wo man nicht die Größe und Majestät der Schöpfung zu bewundern Gelegenheit findet.

Es war für die folgende Nacht (vom 10. auf den 11. Juni) festgesetzt, daß die ersten Häringsfischer ihre ersten Netze auswerfen sollten. Da aber am 11. Juni Pfingstsonntag war, so weigerten anfangs viele Fischer diesen Feiertag durch Arbeit zu entweihen. Nachdem jedoch ein Theil derselben Vorbereitungen zum Netzauswurf traf, wollten auch die Uebrigen zu ihrem Nachtheile nicht zurückbleiben, und so gingen sie denn Alle aus, ohne sich um den Feiertag weiter zu kümmern.

Am folgenden Morgen hörten wir, daß der Fang während der vergangenen Nacht so unbedeutend war, daß es der Mühe lange nicht lohnte, ein Fahrzeug damit nach Holland abgehen zu lassen. Da wir demnach noch einen Tag verweilen mußten, so machte ich Morgens 8 Uhr einen Ritt nach Halleway und den Ruinen des Palastes von Patrik Stuart; die hier zum Reiten verwendeten, wild lebenden, kaum 3 bis 4 Fuß hohen Pferdchen sind den Shetlands- und Hebriden-Inseln eigenthümlich, und es werden eine Menge derselben nach Schottland und England ausgeführt, wo sie zum Antrieb der Maschinen verwendet werden. Während dieses Ausfluges aber veränderte sich der bisher klare Himmel, ein kalter Nordost strich über die Hügel, und ich kam vom Regen durchnäßt um 1 Uhr zu Lerwick an.

Noch sah ich an jenem Tage das sogenannte Hospitalschiff der Häringsflotte, ein wenigstens hundert Jahre altes, pensionirtes Häringsschiff, in welches die während des Sommers erkrankten Mannschaften der Häringsflotte gebracht werden. Als ich mittelst einer engen, beinahe senkrecht stehenden Stiege in den untern Raum des Schiffes kam und mich vergebens nach Bettstellen für Kranke umsah, öffnete mir der Schiffsarzt, ein in der Middelburger Schule nach einem halbjährigen Studium zum Arzt qualificirter Gelehrter, mehrere Schieber, innerhalb welchen ein etwa anderthalb Fuß breiter und zwei Fuß hoher Raum von der ungefähren Länge eines erwachsenen Menschen mit einer Matratze, kleinem Kissen und einer wollenen Decke versehen war. Solcher Behältnisse waren in dem Schiffsraume, an dessen Decke ein etwas langer Mann mit dem Kopfe anstieß, vier übereinander angebracht. Es ist wohl allgemein bekannt, wie die Häringe eingepackt werden; daß aber bei der Häringsflotte auch die armen Kranken wie die kleinen Wasserbewohner behandelt werden, das sah ich damals zum ersten Male.

Ein hübsch gebautes Schiffchen näherte sich um 6 Uhr Abends der Bai. Bald entdeckte man, daß es ein englischer Kriegskutter war, der auch bald dicht am Lande zu Anker ging. So wie ich einige Stunden später von dem Kommandanten des Fahrzeuges, einem alten Marinelieutenant, der nach vielen Reisen und Diensten in den überseeischen Besitzungen Ost- und Westindiens für den binnenländischen Dienst verwendet ward, erfuhr, ist das schnellsegelnde Fahrzeug bestimmt, längs den Küsten zu kreuzen und dem Schmuggelhandel zu wehren. Da die holländischen Fischer aber, wie erwähnt, diesem letzteren nicht sehr abhold sind, so wird der Kutter wahrscheinlich längere Zeit sich

hier aufhalten und jede Schaluppe untersuchen, welche von den Häringsschiffen an's Land geht.

Es war mir neu, von den Führern der Häringschiffe die holländisirten Namen mehrerer Plätze, Felsen und Eilande der englischen und schottischen Küste zu hören. Da nämlich die Häringsflotte seit Jahrhunderten in diesen Gewässern segelt, so haben die Schiffer den sie interessirenden Lokalitäten eigene, aus ihrer Sprache genommene Namen gegeben, welche oft ganz von den englischen abweichen. So heißt Lerwick in der Sprache der Häringsfischer Leverwyk, Kap Filsill nennen sie de groene hoek etc. Auch scheinen diese Leute von den Fortschritten der nautischen Wissenschaften in unserem Jahrhundert wenig Notiz genommen zu haben, da ihnen der Sextant und Octant zur Bestimmung der Höhe von Himmelskörpern noch ziemlich unbekannt ist, und sie sich noch immer des alten Gradbogens bedienen, womit sie übrigens bei ihren Fischerfahrten sehr gut ausreichen. Ein englisches Dampfschiff, von Edinburgh und Aberdeen kommend, hat in der Bai Anker geworfen. Es ist das Packet- und Passagierboot, welches alle Sonntage hier ankommt; ich wurde an Bord desselben gerufen, da ein Passagier ärztliche Hülfe verlangte. Die Kajüten sind sehr elegant für Passagiere eingerichtet. Der Kapitain, ein freundlicher, wohlbeleibter Engländer, bei welchem ich zum Thee geladen wurde, sprach viel und, wie zu erwarten ist, nur Rühmliches von der englischen Marine. Um 11 Uhr Abends schloß ich die Lädchen meiner Kajüte, um eine künstliche Nacht an der Stelle der noch immer nicht eintretenden natürlichen hervorzubringen.

Am folgenden Tage (12. Juni) wurde ich bei meinem Erscheinen auf dem Verdecke freudig überrascht, als ich den Kamin für unsere Abreise rauchen sah. Die während der Nacht gefangenen Fische konnten wegen der eingetretenen Windstille von den außerhalb der Bai befindlichen Schiffen nicht zu uns geführt werden, weßhalb wir mit dem Dampfschiffe hinausfuhren, um in See die Ladung einzunehmen und sogleich die Rückreise nach Holland anzutreten. Gegen 10 Uhr verließen wir die Bai, den Kriegsschooner Amboina, welcher ebenfalls in der Nähe der Häringsschiffe sein mußte, am Schlepptau ziehend. Langsam zogen sich die Felsenreihen, von denen manche mir durch Spaziergänge bekannt geworden waren, zurück, bis wir die letzte hervorragende Spitze hinter uns hatten, und der freie weite Ocean wieder vor uns ausgebreitet war. Bald tauchten an dem Horizonte von verschiedenen Seiten die blendend weißen Segel der Häringsschiffe auf, und in kurzer Zeit waren wir von ihnen umringt. Wir hielten still, um den uns zueilenden Schaluppen Gelegenheit zu geben, ihre Fracht zu uns zu bringen. Eine Menge Fässer von verschiedener Größe, jedes mit einer Adresse nach Vlardingen oder Maassluis versehen, wurden an Bord gebracht, so daß wir etwa hundert Tonnen Häringe als Ladung erhielten; diese erste und auf eigenthümliche Weise eingepöckelte Sendung ist von besonderem Werthe und wird mit Recht als eine Delikatesse geschätzt. Man verkauft in Holland selbst die Tonne dieser ersten Sendung für 8—900, und jeden einzelnen Häring für 1½—2 Gulden. Selten gelangen jedoch Häringe dieser ersten Sendung in's Ausland, da sie sich bei dieser Art der Einpöckelung höchstens zehn bis zwölf Tage frisch erhalten. Eben gefangen und wie gewöhnlich in Butter gebacken, gibt der Häring ebenfalls ein sehr wohlschmeckendes Gericht,

und mancher Gourmand würde seine Reise nach dem Norden schon durch diesen natürlich nirgends anderswo zu erhaltenden Leberbissen belohnt sehen. Es muß überdies zum Ruhme der holländischen Häringsfischer, denen die Erfindung des Einpöckelns wie bekannt zukommt, noch bemerkt werden, daß nicht umsonst ihre Häringe den Vorzug vor denen anderer Nationen allenthalben genießen. Ich hatte Gelegenheit, auch schottische Häringe, die doch in denselben Gewässern gefangen waren, zu kosten, aber sie verhielten sich zu den holländischen, wie ein saures Roggenbrod zum Nürnberger Lebkuchen.

Um 2 Uhr Nachmittags traten wir mit einem Westnordwestwinde und unter dem Hurrahrufe, welcher aus den uns umgebenden Schiffen erscholl, die Zurückreise nach Niederland an. Mit voller Kraft wirkte die Maschine und der Wind that ebenfalls das Seinige zur Beschleunigung der Rückfahrt. Wir liefen zehn Meilen in der Wache. Am 14. Juni, in der Breite von 54° 30′, sahen wir einen ungeheuren Nordkaper (Delphinus phoca), wovon ein Theil des Körpers aus dem Wasser hervorragte. Auch einige englische Kauffahrteischiffe, die nach der Ostsee segelten, kamen uns zu Gesicht. Am 15ten gegen Mittag veränderte sich die Farbe des Wassers. Es war dies ein Zeichen, daß wir uns der holländischen Küste näherten, aber noch waren die flachen Küsten unsichtbar. Gegen 2 Uhr sah man mit dem Perspectiv einige Thürme. Wir zogen eine Flagge für einen Lootsen auf, die bald von einem vor Brielle kreuzenden Boote bemerkt wurde. Nun fuhren wir westsüdwestlich zwischen Nordholland und der Insel Voorne längs den grünen fruchtbaren Ufern der Rhein- und Maasmündung, überall von der Bevölkerung, die unser Schiff und den Zweck unserer Reise kannte, mit Jubel begrüßt. Welch ein Unterschied zwischen den Schiefer- und Basaltfelsen der Shetlands-Inseln und diesem flachen, mit üppiger Vegetation bedeckten lockern Diluvialgrunde! Wie glücklich wäre Holland, hätte es, statt der lockern, nur einen zweifelhaften Schutz gegen die einbrechende Fluth gewährenden Dünen seiner Küsten, sowie der sie vertretenden kostspieligen Deiche, einen Gürtel gleich den Felsen der shetländischen Inseln!

Um 6 Uhr Abends wären wir im Hafen des festlich geschmückten Vlardingen, dessen Bewohner unsere Ankunft mit Jubel vernahmen. Es ist nicht zu verwundern, daß die beiden Städte Vlardingen und Maassluis ein so großes Interesse an der Häringsfischerei nehmen, da bei weitem der größte Theil ihrer Einwohner von seinem Ertrage direct oder indirect ihren Erwerb findet. Die reichern Bewohner sind entweder Besitzer oder Mitbesitzer der Schiffe, während die weniger Bemittelten als Schiffer, Steuerleute oder Matrosen auf denselben dienen, oder als Schiffsbaumeister, Zimmerleute, Schmiede, Segelmacher u. s. w. beim Schiffsbau beschäftigt sind.

Es kam eine Einladung von Seiten mehrerer Kaufleute an den Kommandanten und die Offiziere zu einem Abendessen für den folgenden Tag. Dieses in jedem Jahre auf gleiche Weise bei der Ankunft der ersten Häringe gehaltene Festessen war von eigenthümlicher Art. Häringe, Wein, Brod und Früchte waren die einzigen Gerichte. Aber Fröhlichkeit und ein ungetrübter biederer Bürgersinn herrscht in den Kreisen der fast nur dem Häringsfang sich widmenden Bewohner von Vlardingen.

20. Mont-Dore und seine Umgebungen.

Das Dorf Mont-Dore, ein vielbesuchter Badeort in der Auvergne, dessen Häuser größtentheils glänzende und weitläuftige Hotels sind und das gegenwärtig durch die Repräsentanten der eleganten Welt von Paris, Lyon, Bordeaux und andern Hauptstädten Frankreichs bevölkert ist, lehnt sich an die östliche Wand eines langen, engen Thals, das gleich einer gewaltsam aufgerissenen, tiefen Schlucht in die Centralmasse des Gebirges der Montes-Dores eindringt und durch seine Gestalt und Ausstattung an die Alpengegenden erinnert. Die Weinberge der Limagne sind hier durch tiefgrüne, duftige Wiesen verdrängt; die oft pyramidalischen, aber immer mehr oder weniger abgerundeten Kuppen der Kette des Puy de Dome werden hier durch zahlreiche, einen majestätischen-Circus am Ende des Thals krönende, zackige Gipfel ersetzt, und statt der kahlen Höhen des eben genannten Gebirges, welche ich stets als einen bedauernswerthen Mangel in dem schönen Panorama um Clermont-Ferrand beklagte, sehe ich hier eine Fülle von Laubholz und mit diesem abwechselnde, dunkle Tannenwälder an den Thalhängen und über die Rücken der Berge sich hinbreiten.

Ich war gestern um 4 Uhr Morgens von Clermont, der Hauptstadt der Auvergne, aufgebrochen, und da diese Stadt nur etwa acht Stunden von dem Dorfe Mont-Dore entfernt ist, war ich gewiß, während meiner kleinen Reise die Stunden der größten Hitze des Tages zu vermeiden und zugleich einen Theil der Gegend an meinem Wege durch die Morgenbeleuchtung verherrlicht zu sehen. Es gibt zwei gewöhnlich benutzte Straßen von Clermont nach Mont-Dore, die sogenannte kleine und die große; ich zog, da ich zu Pferde war, eine dritte vor, welche nur von den mit ihren Pferdchen und Lastthieren nach dem Markte von Clermont ziehenden Bewohnern des Mont-Dore benutzt zu werden pflegt, und den Vorzug hat, die kürzeste zu sein.

Mit der aufgehenden Sonne hatte ich bereits das Weichbild der Stadt hinter mir, und erhob mich alsbald an den Flanken des aus vulkanischen Schlacken aufgethürmten Grave Noire. Nachdem der Weg um den östlichen Hang des Berges sich herumgewunden, dringt er immer steigend in eine enge Schlucht ein, an deren schroffen Flanken er gleich dem Gesimse eines Gebäudes hinläuft.

Das eine Stunde von Tedde entfernte, von Alleen, Ziergärten und reichem Anbau aller Art umgebene Dörfchen St. Genes de Champelle läßt nicht die tiefe Armuth ahnen, welche wenige Lieues weiter hin ihren Fluch über den undankbarsten Boden verbreitet. Bei Randanne, jener durch ihren Schöpfer, den Grafen von Montklosier, sowie durch ihr überraschendes Erscheinen in einer wahren Einöde so interessanten Oasis, fällt mein Weg in die oben genannte, kleine Straße nach dem Mont-Dore. Von hier an wird der Charakter der Gegend mit jedem Schritte trauriger, immer häufiger verdrängen magere Haidestrecken die Kultur von dem dürftigen Boden. Nur selten noch deutet ein Dorf, das von dem Luxus einer durch fleißigen Anbau erzielten, kräftigern Vegetation umgeben wird, die Punkte an, wo eine etwas dickere Erdschicht den vulkanischen Boden bedeckt.

Mit dem als isolirter Kegel über die umliegende Hochebene sich erhebenden Puy de Monteinard nehmen wir Abschied von der Kette der Monts-

Dores, und die von hier an uns aufstoßenden Schöpfungen der Menschen tragen entschieden das Gepräge des ihnen von der Dürftigkeit des Bodens auferlegten harten Gesetzes. Davon zeugen die beiden elenden Wirthshäuser zu unserer Rechten, welche sich durch Schmutz und Unordnung den Vorrang streitig zu machen scheinen und jeden andern Reisenden, als die auf dieser Straße ihren Käse nach Clermont bringenden Hirten, schon von weitem vor jeder Versuchung der Einkehr bewahren müssen; ferner diese paar erbärmlichen Hütten, deren Strohdächer unter einer dicken Decke von Moos- und Wucherpflanzen verschwinden, und bei denen selbst der von ihnen in Anspruch genommene bescheidene Dorfname wie eine Anmaßung klingt.

Bei Pessade, so heißt dieser ärmliche Weiler, geht man bereits in die eigentliche Region der Monts-Dores über. Ich warf von dem Punkte aus, wo unweit dieses Dorfes der Puy de Baladon eine weite, einförmige Fläche überschaut, einen Scheideblick auf das Land hinter mir. Zunächst im Norden fesseln der Puy de Dome mit den sich um ihn, wie eine zahlreiche Familie um den greisen Ahnherrn, gruppirenden Kegelbergen meine Aufmerksamkeit; rechts von ihm überflog mein Auge einen Theil der in der Morgensonne strahlenden Limagne, mit der dieses reiche Thalbecken in Osten abgränzenden tiefblauen und in anmuthigen Linien sich auf dem Horizonte abzeichnenden Bergkette des Forez. Bald aber waren die letzten Umrisse der von mir verlassenen Gegend hinter mir entschwunden, und ich durchzog die großen, öden, und nur in dieser Jahreszeit durch die dieselben bedeckenden Heerden etwas belebten Weidestrecken, welche die Hochplateaux und Berghänge des Mont-Dore einnehmen und der Viehzucht, dem einzigen möglichen Reichthume dieser Gegenden, Vorschub leisten. Das ausgedehnte Weideland dieses Gebirges aber erhält durch die langen, dürren Halme einer besondern Grasart eine mehr braune, als grüne Färbung und dadurch einen ernsten und melancholischen Anstrich; nur in den Thälern und da, wo hin und wieder auf den Bergen künstliche Bewässerung die dem Boden eigene Trockenheit verbannt, ruht das Auge auf dem Teppich wahrer Wiesen aus. —

Schon habe ich den Punkt erreicht, wo etwa eine Stunde Weges von dem Dorfe Mont-Dore dicht am Wege auf dem ödesten Gebirgsplateau, das man sehen kann, ein steinernes Kreuz, la croix Morant, in einer Höhe von 4170 Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meeres errichtet ist. Es heißt eigentlich la croix du mourant und, ein Zeuge der häufigen Unglücksfälle in der schlechten Jahreszeit, erhöht es noch den trübsinnigen Anstrich dieser Landschaft. Ein von den Quellen anliegender Höhen gebildetes Torfmoor, das gleich dem Chronos stets die Kinder wieder verschlingt, welchen es in einer reichen Familie von Wasserpflanzen mit jedem neuen Frühjahre das Leben gibt, macht hier dem Haidekraut und dürren Grase die Herrschaft streitig. Ab und an taucht aus dieser, einem Trauerflor gleichenden, öden Fläche ein von schwarzgrauem Basalt erbautes und mit verwittertem Stroh gedecktes B u r o n (der Name der hiesigen Hirtenhütten) auf. Und doch ist ein solches Bild der Wüstenei gegenüber, in welche der Winter diese Gegenden verwandelt, ein liebliches zu nennen. Es geht kein Jahr vorüber, ohne daß bei der Croix Morant einige Opfer der Schneestürme fallen, von deren unwiderstehlicher Heftigkeit man nur durch die von Augenzeugen erzählten Beispiele sich einen Begriff machen kann. Diese gefährlichen Feinde der

Bewohner des Gebirgs treten gewöhnlich schon gegen Ende des Monats Oktober auf; der Wind bewegt sich, getheilt und gebrochen durch die hier und da über die Hochebenen emporragenden Gipfel, in Wirbeln von allen Seiten her und die Schneeflocken, welche er vor sich hertreibt, sind so fein, daß sie erstickend in alle Oeffnungen des Gesichts eindringen, ja sich selbst einen Weg durch die unbedeutendsten Zwischenräume der Kleider bahnen.

Ich holte unweit des Kreuzes einen ältlichen Mann ein, welcher ein Wirthshaus in Mont-Dore hält, und mit welchem ich zusammen weiter ritt. Er erzählte mir, daß er, am 1. Januar des Jahres 1834 mit einem Freunde von der Jagd zurückkommend, in der Höhe des Kreuzes von einem Schneetreiben und heftigen Winde überrascht wurde. Das Unwetter nahm bald in dem Maaße zu, daß die Jäger, obgleich seit 20 Jahren Bewohner des Dorfes Mont-Dore und folglich des Weges vollkommen kundig, bald jede Spur des letzteren und sogar die Richtung gänzlich verloren hatten; denn der Wind häufte im Umsehen Schneemassen auf, welche dem Terrain eine durchaus veränderte Gestalt gaben und das Sichzurechtfinden auf demselben zu einer Sache des Zufalls machten. Dazu trieb der schneidend kalte Sturm die feinen Schneeflocken dieser hohen Regionen den Verirrten mit solcher Gewalt in Augen, Ohren, Mund und Nase, daß ihnen fast die Sinne vergingen und sie vollkommen unfähig wurden, sich zu leiten. Sie waren von zwei großen Hühnerhunden und einer Bracke begleitet. Bald waren diese Thiere außer Stande ihren Herren zu folgen; erblindend durch das ihre Augen mit einer Eisrinde schließende Gestöber blieben sie kläglich heulend und winselnd zurück, um unter der Schneedecke ihr Grab zu finden. Glücklicherweise verloren die Jäger, obschon sie die Gefahr vollständig erkannten und die erschreckende Wahrscheinlichkeit des eigenen Unterliegens in dem Schicksal ihrer vierbeinigen Jagdgefährten ausgesprochen sahen, dennoch Energie und Geistesgegenwart nicht, und ihr guter Stern unterstützte ihre muthigen Anstrengungen, denn sie waren so glücklich, den Rand des Plateau's an dem Punkt zu erreichen, von wo der Weg in das Thal niederführt und wo der Tannenwald ihnen einigen Schutz gewährte; so gelangten sie nach langem, verzweifelten Steigen an's Ziel.

Leute zu Pferde kommen bei dem Schneetreiben in den Monts-Dores noch häufiger um, als Fußgänger, weil jene sich selten, wenn es noch Zeit zur Rettung wäre, entschließen können, ihre Thiere im Stich zu lassen. Ein solcher Fall ereignete sich noch im letztvergangenen Winter bei Besse, einer der wenigen kleinen Städte dieses Gebirgs. Vater und Sohn, welche ein Pferd bei sich hatten, wurden vom Unwetter überrascht. Vergebens suchte der Vater den Sohn zu überreden, das Thier seinem Schicksale zu überlassen; endlich eilte jener voraus, um wo möglich in Besse noch rechtzeitige Hülfe zu finden; als er zwei Stunden mit mehreren Bürgern der Stadt an der Stelle eintraf, wo er seinen Sohn verlassen, fand er diesen todt und das Pferd fast ganz von Schnee bedeckt in dem Graben längs der Straße liegen.

Unter mancherlei Gesprächen mit meinem Reisegenossen, kam ich am Ende des Plateau's von Croix Morant an, wo dasselbe den obern Rand des Thals bildet, in welches ich hinabsteigen sollte, um nach dem Dorfe Mont-Dore zu gelangen. Ich sage „des Thals," und sollte hier vielmehr den Ausdruck Kluft für die durch dichten Tannenwald noch mehr verfinsterte

Tiefe gebrauchen, welche sich plötzlich zu meinen Füßen eröffnet und aus welcher, nachdem sie sich später bedeutend erweitert hat, das Hauptthal des ganzen Gebirges, das der Bäder von Mont-Dore nämlich, seitwärts ausgeht, wie ein mächtiger Zweig aus kräftiger Wurzel aufschießt. Ehemals wand sich nur ein selbst für die Bewohner des Landes und ihre Saumthiere höchst beschwerlicher Fußpfad in diesen Abgrund hinab; aber gegenwärtig ist dieser Gebirgssteig in eine Kunststraße verwandelt, auf welcher sich jetzt die unbehülflichste und schwerfälligste Diligence gemächlich hinabbewegt.

Mit jedem Schritte vorwärts entfaltet sich nun mannigfaltiger und großartiger das von uns betretene Gebirgsland. Nachdem wir anfangs von der Höhe aus nur die obern Umrisse der nächsten Thäler erkannt, dringt unser Auge nach und nach immer tiefer in ihr Inneres ein; wir sehen Tannenwald von dem Rücken der Berge nach der mit lichten Wiesen belegten Sohle der Gründe sich hinabbreiten und einen Saum von zartgrünem Laubholz unten den Uebergang zu der hellern Schattirung bilden. Hier zerreißt, damit die Kontraste nicht fehlen, eine starre Basaltmauer, les rochers de Bozat, das dichte und ebene Gewebe des gedrängten Hochwaldes, dort blitzt eine Kaskade durch die Gipfel des Dickichts; hier erhebt sich zu unserer Rechten über der westlichen Wand des Thals von Mont-Dore die oben abgerundete, aber auf drei Seiten in fast senkrechten Felsen abgesteilte Kuppe des Kapucin; dort zur Linken, über das Plateau de l'Angle hinweg, erscheint auf dem entgegengesetzten Thalende der Roc de Cuzeau, dann wird am Ende des Thals der größte Theil des prächtigen Circus sichtbar, in dessen Mitte der Puy de Sancy, über allen ihn umgebenden Zacken und Kuppen thronend, seinen Rang als höchste Höhe des innern Frankreichs mit Würde aufrecht erhält. Aber erst, wenn wir die weit vorspringende Felsenecke des Plateau de l'Angle umgangen haben, ist uns der freie, volle Blick in das durch seine Mischung von majestätischem Ernst und lachender Lieblichkeit so ausgezeichnete Thal der Bäder und auf das mit seinen glänzenden Schieferdächern aus einem Plan von Wiesen aufstrahlende, berühmte Dorf Mont-Dore gestättet.

Das Dorf Mont-Dore liegt nur eine Viertelstunde Weges von dem Eingange in das Thal entfernt, welches durch seine Quellen, durch seine Ausdehnung und durch die Höhe der es umgränzenden Berge den ersten Rang unter den sämmtlichen Thälern des Gebirges behauptet. Das Thal der Bäder fällt, in fast senkrechter Richtung, in das sich von Osten nach Westen hinziehende, und die heißen Quellen von Bourbole in seinem Schooße bergende Thal von Prentygarde ein, in dessen nördlicher Wand, und zwar dem Ausgange des ersteren gerade gegenüber, der Puy Gros sein mächtiges Haupt erhebt. Am entgegengesetzten Ende des über eine Stunde langen, aber höchstens zehn Minuten breiten Thals von Mont-Dore strebt als zweiter Gränzpfeiler der Puy de Sancy zu den Wolken auf; die übrigen Höhen bilden nach dieser Seite hin den Beschluß eines herrlichen Circus. Der Horizont zeigt sich also den Gästen des Badeorts in Norden wie in Süden gleich majestätisch ausgestattet. Die Seitenbegränzungen dieses langen Thals sind der beiden Anfänge desselben vollkommen würdig. Zur Linken, wenn man der am Dorfe der Bäder vorbeirauschenden Dorbogne aufwärts folgt, sieht man schroffe, meist nackte, hier und da durch ungeheure Erdstürze zerrissene Bergwände emporstarren. Ein imposanter Wasserfall stürzt sich auf

dieser Seite, unweit des Badeorts, von der senkrechten, mindestens 50 bis 60 Fuß dicken Basaltkruste eines Hochplateau's herab, um, nach diesem ersten Sprunge, sich in vielfachen Absätzen durch riesige Felsblöcke einen Weg den Rest des Abhangs hinab zu bahnen und so den Fuß des Berges und die Sohle des Thals zu erreichen; erst gegen das Ende des letztern hin mildert sich die wilde und starre Natur dieser seiner östlichen Begränzung, indem die Thalwand sich dann mit Tannen bekleidet. Zur Rechten des an dem Strome Hinaufwandernden dagegen überzieht anfangs dichtes Laubholz die Gänge, und dieses wird nur gegen die Kuppen hin durch die Freiheit der Höhen suchende, Tannen verdrängt; weiterhin deckt ausschließlich tiefer Tannenwald die hier zwar immer noch unersteigbar schroffen, aber doch nicht, wie gegenüber, gleich Mauern sich aufthürmenden Wände des Thals, welches endlich am Fuße des Sancy in drei fächerartig neben einander liegenden und durch die Namen „la Gorge de l'enfer," „la Gorge de la cour" und „la vallée de la craie" oder „de la Dore" auf die Verschiedenheit ihres Charakters hindeutenden Schluchten ausläuft.

Das Dorf Mont-Dore hat sich seit 30 Jahren, bei dem immer zunehmenden Rufe seiner Heilquellen, vollständig verändert. Allein an seinen Ausgängen sind noch einige von den Hütten erhalten geblieben, aus denen früher der ganze Ort bestand, und in welchen ein Theil der jetzt den Dienst der Badegäste zu ihrer einzigen Industrie machenden, ursprünglichen Einwohnerschaft lebt. Die Mitte des Ortes dagegen weist nur geräumige und selbst mit Luxus gebaute und eingerichtete Gasthöfe auf, welche sich um ein in strengem Styl gehaltenes, aber wahrhaft großartiges und den Bedingungen der höchsten Zweckmäßigkeit entsprechendes Kurhaus reihen.

Der interessanteste Gegenstand des Dorfes, welches 3156 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, sind jedenfalls die Heilquellen desselben. Ich trete nie ohne eine Art von ahnungsvollem, ja ich möchte sagen feierlichem Gefühl, wie man es einem großen, noch nicht erklärten Geheimniß gegenüber empfindet, an eine jener aus den Eingeweiden der Erde emporkochenden Mineralquellen hin. Wie viele Wunder sucht und findet die Phantasie nicht hinter dem dunkeln, engen Felsenspalt, aus welchem ein solches Phänomen uns entgegentritt, und wie fühlen wir unser blödes Auge hier, einem klar und bestimmt vor unsere Sinne gerückten Ergebniß der Geheimnisse der Natur gegenüber, zugleich angezogen und gedemüthigt!

Die Quellen von Mont-Dore gewinnen an Gewittertagen dergestalt an Kraft und Wirkung, daß die Badezeit der Kranken Behufs der Vermeidung von Zufällen um die Hälfte der Dauer verkürzt, d. h. von einer Viertelstunde auf 7 oder 8 Minuten herabgesetzt werden muß. Ja die Quelle des Cäsars kündigt durch ein ungewöhnliches Getöse, mit welchem sie aus ihrem Felsen hervordringt, den Umwohnern das Herannahen eines Gewitters an. Das Eintreten feuchten und kalten Wetters wird durch das Gegentheil angezeigt.

Sieben Quellen entspringen aus einem mächtigen und in regelmäßigen Prismen sich darstellenden Lager von Trachyt hinter dem Badehause zu Mont-Dore. Dieses letztere erhebt sich auf zwei in die östliche Thalwand hineintretenden Terrassen, es ist von Basalt erbaut und sein Dach in Platten derselben Steinart so dauerhaft ausgeführt, daß es den von dem steilen Ge-

birgshange hinter dem Gebäude zuweilen herabstürzenden Felstrümmern widersteht. Nur eine von den sieben Quellen, die am höchsten gelegene, ist kalt, und ein angenehmes Getränk, die sechs übrigen sind nur durch den Wärmegrad und die Wassermenge verschieden. Zusammen liefern die sechs heißen Quellen jede Minute den unerschöpflichen Wasserreichthum von 247 Litres. Die Quelle des Cäsar, welche unter einem kleinen Kuppelgewölbe römischer Bauart entspringt, kündigt ihre Verdienste, obschon sie weder die heißeste, noch die wasserreichste unter ihren Schwestern ist, auf die lauteste Weise an; ihr doppelter Strahl drängt sich mit solcher Gewalt aus dem Felsen hervor, daß ich ihr Brausen auf 100 Schritt Entfernung und weiter habe unterscheiden können. Die Magdalenenquelle, die heißeste und wasserhaltigste, wird allein unter allen getrunken und zu diesem Ende in ungeheurer Menge versendet.

An der Westseite des Dorfes Mont-Dore befindet sich ein freier Platz von ovaler Form, welcher von den Badegästen als nächstgelegene Promenade fleißig benutzt wird. Der Name „Pantheon,“ welcher diesem Punkte bereits in Urkunden vom Jahre 1420 beigelegt wird, und sich seitdem durch Ueberlieferung erhalten hat, empfahl denselben besonders zur Aufstellung einer Menge von, in dem Dorfe und um dasselbe gefundenen römischen Bauresten und Skulpturen. Unter diesen Trümmern der Vorzeit, welche in der Mitte des Platzes pyramidalisch aufgeschichtet sind, befinden sich namentlich viele zerbrochene Säulen von mehr als drei Fuß Durchmesser. Vor der Kirche des Orts habe ich ebenfalls zwei als Fußgestell eines Kreuzes benutzte Säulenstümpfe bemerkt, auf welchen mir die Zeichnung einer, wie eine Vestalin verhüllten und von sieben geflügelten Genien begleiteten Frau auffiel, vielleicht eine sich auf die sieben Quellen zu Mont-Dore beziehende Allegorie. Die auf dem Pantheon gruppirten Säulenschäfte sind mit der mannigfaltigsten Bildnerei verziert; theils sind sie mit Blättern bedeckt, welche wie die Schuppen eines Panzerhemdes über einander greifen, theils in Felder eingetheilt, in welchen mancherlei Gegenstände, als Kinder mit Fruchtkörben auf dem Kopfe, ein Amor mit Köcher und Bogen, kleine Handschilde, eine auf einem Schilde sitzende Eule, ein Paar Tauben, eine Gans, die römische Wölfin mit ihren zwei Säuglingen u. s. w. dargestellt sind.

Ein Theil dieser Alterthümer hatte jedenfalls gedient, römische Bäder auszuschmücken, was durch die, bei Errichtung des jetzigen Kurhauses, im Jahre 1817 gemachten Entdeckungen über allen Zweifel erhoben worden ist. Es wurden nämlich bei Anlegung der Fundamente dieses neuen Gebäudes in einer Tiefe von zwölf Fuß unter dem gegenwärtigen Boden die Grundmauern einer die heutige unendlich an Größe übertreffenden Badeanstalt aufgefunden. Es kamen zunächst mehrere von Quadersteinen erbaute, mit Marmor gepflasterte und mit wohlerhaltenen Stufen und Bänken versehene Teiche zu Tage; das Innere derselben war zum Theil mit verbrannten Dachsparren und mit von Feuer calcinirten Ziegeln angefüllt. Zwei lange Gallerien vervollständigten diese erste Entdeckung und führten zu einer andern noch viel interessanteren. Am Ende der einen Gallerie nämlich stieß man auf die Reste eines römischen Dampfbades. Ein flaches Gewölbe ruhte hier auf mehreren Reihen von anderthalb Fuß hohen, neun Zoll von einander entfernten und aus über einander gelegten, runden Backsteinen gebildeten Säulen;

diese standen auf einem gleichfalls aus Backsteinen zusammengesetzten Pflaster. Jede Säule trug wiederum einen großen Backstein, auf welchem ein zweiter noch größerer von 3 Fuß Seitenlänge auflag; auf dieser Unterlage endlich ruhte der ebenfalls aus gut zusammengefügten, gebrannten Steinen bestehende eigentliche Fußboden des Badelokals. Röhren, welche aus dem oben beschriebenen Souterrain in den Baderaum gingen, führten die in dem erstern angesammelten Dämpfe in diesen hinein, oder der letztere bot auch wohl, wenn die Röhren geschlossen waren, nur ein Bad von trockener, heißer Luft dar. Das Souterrain zerfiel außerdem noch in mehrere Abtheilungen und diese hatten eine jede ihre besondere Leitung, durch welche entweder heißes Wasser oder heiße Luft eingelassen werden konnte.

Zugleich wurden damals zwei verloren gegangene Quellen, welche jetzt zu den bedeutendsten von Mont-Dore gehören, wieder an's Tageslicht gebracht; die eine derselben, die Quelle Ramon, ist durch ihre vollkommen erhalten gebliebene, antike Einfassung und ein eben solches sie deckendes Gewölbe besonders anziehend. Agraffen, Ketten, Ringe und Münzen von Gold, die letztern aus der Regierungszeit der Kaiser Vespasian, Trajan, Antonin und Marc Aurel, vervollständigten die Ausbeute der Nachgrabungen.

Die Thermen der Römer pflegten durch zweckmäßige Einrichtung und Pracht des weltbeherrschenden Volkes würdig zu sein. Sicherlich aber verschwendete ein so praktisches Volk seine Aufmerksamkeit und seinen königlichen Luxus nicht an Heilquellen, die sich nicht bereits durch ihre Wirkungen bewährt hatten, und so ist denn die Größe der Ruinen, unter welchen die Quellen von Mont-Dore hervorsprudeln, ein Beweis, daß ihr neuer Ruf ein seit Jahrtausenden bereits erworbenes Recht ist. Wann aber diese großartigen, alten Bäder entstanden und wann sie durch ihre Zerstörung für so lange Zeit der Vergessenheit verfielen, das bleibt nur Muthmaßung.

Die die aufgefundenen Säulenschäfte bedeckenden Bildhauerarbeiten deuten auf die Zeit des Verfalls der Kunst unter den Imperatoren hin; im vierten Jahrhundert indessen existirten die Bäder von Mont-Dore jedenfalls schon. Seit Ende des fünften Jahrhunderts erwähnt kein Schriftsteller weiter der berühmten Thermen; wahrscheinlich wurden dieselben also durch die in dieser Periode die Auvergne überschwemmenden Gothen zerstört, ein Ereigniß, welches Schutt und Kohlen in den alten Teichen bewahrheiten zu sollen scheinen.

Wie der Puy de Sancy heute in heiterster Laune seine königliche Stirn zum blauen Himmel emporrichtet! Wahrlich, er darf uns nicht umsonst winken.

Wir wandern über die kleine Hängebrücke hinüber, welche hinter dem Dorfe Mont Dore die Ufer der Dordogne verbindet, und werfen links dem großartigen Circus, der das Thal der Bäder schließt und dessen schroffen Gipfeln unser Gang gilt, im Vorbeigehen unsern flüchtigen Morgengruß zu. Welch' gutes Zeichen für unsern Ausflug! Die Rauchsäulen der kaum erst angezündeten Feuer des Dorfes streben fast senkrecht und ohne zu wanken dem wolkenlosen Raume entgegen. Noch ist Alles still um uns her, nur das nie schweigende Flüßchen rauscht; auf den Wiesen lagern noch einzelne,

lange, schneeweiße Nebelstreifen und verschleiern hie und da den im Thal schimmernden Blumenflor.

Schon nach den ersten Windungen des breiten, in endlosen Zickzacks an der schroffen Thalwand sich emporziehenden Weges verlassen wir diesen, der nur für Träge, für Kranke und Reiter bestimmt scheint, so allmählich und gemächlich führt er zur Höhe hinauf. Uns winkt zur Linken ein steiler Fußpfad, der uns aus kränkelndem Laubholz unmittelbar in das Dunkel riesiger Tannen führt. Welcher Reichthum von Moosen hier, die bald die Stämme der alten Bäume umweben, bald von den Zweigen der letztern, wie weiße Locken vom Haupte des Greises, herabhängen. Auch die ersten Vogelstimmen begrüßen uns hier, freilich nicht im schmetternden Chor, wie z. B. in den Waldestiefen unsers herrlichen Harzes, sondern nur vereinzelt und schüchtern wie die Stimmen der scheuen Einsamkeit. Die Ausströmungen des Gases der heißen Quellen im Thal halten die Vögel von diesem fern. Unten ist vollends Todesstille, in dem Gehölze weiter oben aber sind wohl die übertriebene Winterkälte, eine oft 4 Fuß hohe Schneedecke, Leimruthen und Verfolgung durch ein Heer von Raubvögeln die Ursachen einer solchen Lautlosigkeit.

Wir haben jetzt den Rücken des Berges erreicht, welcher das Thal der Bäder oder der Dordogne im Westen begränzt, der Tannenwald lichtet sich auf eine kurze Strecke, und wir treten in den Salon du Capucin. Eine weite, kreisförmige Waldblöße ist mit kurzem Rasen bewachsen, auf welchem als hervorstechende Erscheinung unter andern Blumen und Blümchen, der gelbe Enzian sich mit sparsamer Luft und Sonne begnügt; die schwerer zu befriedigenden Pflanzen verdrängt der Schatten des dichten Tannenwuchses, welcher den Rasenplatz umschließt; nur die gute, bescheidene, deutsche Heidelbeere begrüßt selbst unter solchen Verhältnissen noch üppig wuchernd den Landsmann.

Der Capucin, nach welchem diese Gegend benannt ist, ist eine ungeheure, regelmäßig abgerundete Felsenkuppe, welche sich auf dem Thalrand erhebt und ihren Namen einem aus ihrer Flanke vortretenden, eigenthümlich geformten Felsblocke verdankt, denn dieser gleicht einem in seine Kapuze eingehüllten Mönche. Bald nachdem wir den Salon dieses Prälaten verlassen haben, sehen wir, durch riesige, zwischen den Tannen umhergestreute Massen von Trachyt hinwandernd, seine mächtige Gestalt durch die Wipfel des Waldes herabschimmern; aber hier, wie sonst wohl im Leben, vernichtet die Annäherung die Täuschung des Feenblicks. Kapuze und Mönch verschwinden und wir sehen in dem, von dem Körper des Berges getrennten Felsen nur noch einen unförmlichen kolossalen Obelisk vor uns. Der Wald vermag sich an den nackten Flanken der vor uns emporstarrenden, gigantischen Kuppel nicht mehr zu erheben, auch ist an Ersteigung der letztern von dieser Seite her nicht zu denken; wir umgehen daher die Basis und suchen die Südseite auf, wo der begraste Boden in Form einer Rampe zum Gipfel führt.

Auf der kleinen Plattform, welche sich oben ausbreitet, befindet man sich 4419 Fuß über der Meeresfläche, und obschon die umliegenden Thäler und Plateaux gleichfalls schon zu bedeutender Höhe sich erheben, ist der Blick in diese Tiefen dennoch ergreifend und großartig. Die Bäder von Mont Dore z. B., welche vom Capucin aus mit ihrem bewegten Treiben offen und klar zu unsern Füßen liegen, erheben sich nur bis zu 3138 Fuß über

das Meer, so daß sich ein fast senkrechter Abgrund von 1281 Fuß neben uns aufthut. Auf der Seite, von wo wir gekommen sind, taucht das Auge ebenfalls in Abgründe nieder; über diese hinweg, und über Wälder, Höhen und Gründe hinaus schweift der Blick dann nach dem Städtchen Murat le Quaire und weiter hin über die Massen des Puy-gros und des Roc de Monteilgh hinaus in die Hochebenen oberhalb Clermonts. Uns gegenüber jedoch, an der entgegengesetzten Thalwand der Dordogne, sehen wir die „große Cascade“ sich von ihrer Felsenbank herabstürzen, oberhalb dieses Wasserfalls das Plateau de l'Angle und des Puy de la haute Chaux sich hinaufbreiten. Etwas weiter aufwärts im Thal, nach dem Circus zu, fesselt uns die chaotische Verwirrung der Felsen und Erdstürze des „Ravin des Egravats“ oder „de l'Ecorchade;“ dann, unfern von da, steigt in ähnlicher Stellung und Form, wie der Capucin, aus dem Thalrande der Roc de Cuzeau hervor, und erreicht die ansehnliche Höhe von 4917 Fuß. Von diesem Gipfel, welcher mit einer fast senkrechten Felsenwand in der Sohle des Thals wurzelt, wird der 5400 Fuß hohe Cacadogne nur durch eine sanft abgedachte, muldenförmige Vertiefung geschieden. Aus der in dieser Richtung fortgehenden Zunahme der Höhen erkennen wir, daß wir uns dem, das ganze Gebirge beherrschenden Mittelpunkte desselben, dem Puy de Sancy nähern. Wir können den Puy de Cacadogne bereits als einen der Eckpfeiler des großartigen Halbkreises betrachten, welcher das Thal der Bäder im Süden schließt. Vom Puy de Cacadogne aus dem langgestreckten, plateauartigen Rücken des Puy de la Grange folgend, erreicht das Auge den bereits 5571 Fuß hohen Puy Ferrand, und von da reihen sich, als großartiger Hintergrund und Schluß des Thals, der Puy de l'Aiguillies, der Sancy, der Puy gros, der zweite des Namens, der Puy de la Grange, der Puy de Chabano an einander. — Welch' überwältigend erhabenes Bild setzen diese riesigen Nachbarn zusammen, indem sie mit zerissenen Flanken, hier in Felswänden, dort in Erdstürzen und tiefen Furchen, dann wieder in weit vorspringenden Klippen aus den Abgründen der „gorge d'enfer“ und der „gorge de la cour“ sich zur Region des Hochgebirges erheben und mit allen ihren Kontrasten, auf einem in seinem Umfange nur etwa 3000 Schritt messenden Halbkreise, neben einander Raum finden.

Der Puy de Chabano bezeichnet, gewissermaßen als zweiter Eckpfeiler des Circus, den Punkt, wo dieser, mit einer plötzlichen Wendung nach Norden, in den westlichen Thalrand übergeht, und mit unserm Standpunkte auf dem Capucin durch die Rochers de l'ombre und den bereits zu 5112 Fuß herabsinkenden Puy de Cliergue in Verbindung gesetzt wird. Zu diesem gelangt man auf einer mit Blumen bedeckten Rasenfläche von Capucin aus auf den Puy de Cliergue, dessen Gipfel sich über jenen Nachbar bereits um 700 Fuß erhebt. Man genießt von diesem Punkte aus ungefähr derselben Aussicht, welche der Capucin darbietet, nur dehnt der Gesichtskreis sich gegen Osten, Norden und Westen schon weiter aus, während aber auf der andern Seite auch die etwas mehr vom Thalrande zurückgezogene Lage des Berges den Blicken weniger tief in den Circus am Sancy einzudringen gestattet. Immer dem Rande des Thales aufwärts folgend, befindet man sich bald über der Gorge de la Cour, einer der Fächerabtheilungen des Circus. Welch' steile Wand von unserem Standpunkte hinab bis zur Sohle dieser tiefen und engen

Schlucht! Die sicherlich eine Böschung von fast 60 Grad bildende Fläche beweist durch ihre Steilheit hinlänglich, daß hier eine felsige, durch ihre Unebenheiten dem Erdreich haltbietende Grundlage unter dem reichen Graswuchse und dem Flor der über die Gräser hervorragenden, gelben Blüthen der Anemone sich birgt. Man bewundert mit Recht eine Heerde von jungen Kühen, welche durch lange Uebung zu der Fertigkeit gelangt sind, sich auf einem solchen Abhange aufrecht zu erhalten und zu weiden. Ich erinnere mich, daß ich vor einiger Zeit, um auf dem kürzesten Wege das Thal der Dordogne wieder zu erreichen, mich an Grasbüscheln festhaltend und mehr liegend und gleitend, als gehend, an dieser Wand hinabstieg. Ich hatte nicht an die eben erwähnte Heerde gedacht und diese eben so wenig an mich; so waren wir denn beiderseitig bestimmt, uns einen bedeutenden Schrecken einzujagen. Die jungen Thiere nämlich stürzten sich, entsetzt über das Erscheinen eines Fremden in ihrer Mitte, die schroffen Abfälle hinab. Vergebens stand ich still, vergebens schrieen von unten die Hirten der von panischem Schrecken ergriffenen Heerde allerhand beruhigende Worte zu; diese war einmal in Schuß gerathen und unvermögend sich aufzuhalten, und ich erwartete jeden Augenblick, einen Theil der Flüchtlinge sich den Hals brechen zu sehen; alle aber kamen glücklich unten an. Sie stemmten die Vorderbeine gegen den abschüssigen Boden, setzten sich auf das Hintertheil nieder und gaben sich mit den Hinterfüßen, welche allein sie bewegten, die Richtung; bei dem geringsten Hindernisse aber, auf welches sie gestoßen wären, hätten sie unfehlbar verunglücken müssen.

Den Rasen, auf welchem wir stehen, trägt der Trachyt oder Trapp-Porphyr, aus welchem der Kern und die Hauptmasse des ganzen Gebirges besteht. Alle jene mächtigen, bald abgerundeten, bald pyramidenförmigen und tiefgefurchten Gipfel rings um uns herum, der Capucin, Cliergue, Chabano, uns gegenüber Cuzeau, Cacadogne und endlich die Spitzen alle, welche dort oben die Ränder des vor uns offen daliegenden großartigen Amphitheaters überragen, sind aus demselben Material erbaut.

Nichts Anziehenderes in der That, als der Pfad durch die Gorge de la Cour, dem wir nun folgen und der auf dem dichten kurzen Rasen durch die Spuren seltener Vorgänger so wenig bestimmt vorgezeichnet ist, daß er stellenweise ganz verschwindet. Kopf und Herz müssen hier gegen die Wechselfälle des Gebirges gestählt sein, denn an Veranlassungen zum Schwindel fehlt es nicht und eine Anwandlung des letztern könnte hin und wieder sehr gefährlich werden. Wir wandern nämlich wie auf der Firste eines Daches hin; zu unserer Rechten steigen Flächen mit herrlichem Graswuchs hinab, aber Flächen mit solcher Steilheit, daß weder Thiere noch Menschen auf denselben sich aufrecht zu erhalten im Stande sein würden. Daher treffen auch die Bauern, welche durch das hier winkende treffliche Heu in Versuchung geführt werden, beim Mähen eine ganz besondere, zu ihrer Sicherheit unerläßliche Vorkehrung. Sie tragen nämlich um den Leib einen ledernen Gurt, welcher durch einen Strick mit einem in die Erde eingeschlagenen Pflock in Verbindung gesetzt wird; oft aber sind die Abfälle hier so schroff, daß selbst eine solche Vorsichtsmaßregel für unzureichend erachtet und der blumige Rasen seinem Schicksale überlassen wird.

Je mehr man sich dem obern Ende der Gorge de la Cour nähert, desto

vollständiger durchmißt das Auge die grausigen Abgründe zur Linken, zumal wenn man erst den Puy de la Grange umgangen hat und an dem scharfen, schmalen Rande, der mit Recht den Namen „La Gorge de l'enfer" tragenden Kluft entlang geht. Der Anblick der beiden nachbarlichen Thalschluchten ist wesentlich verschieden. Dort, in der Schlucht de la Cour, milderten schöne Grasflächen noch die Strenge der Felsgebilde, ein mit sanftem Rauschen dem Portail zueilender Bach, eine Heerde und unter dieser zwei von Wiesen umgebene Burons machen das Ganze zu einer reizenden Alpenscene. Hier in der Gorge de l'enfer dagegen kämpft oft unter ungeheuren Felsblöcken verschwindend ein Bach dem Ausgange des Thals sich entgegen; die nackten Flanken des letztern sind vielfach zerrissen, und aus diesen tiefen, durch frühere Erschütterungen der Erde gebildeten und später durch Eis und wilde Gewässer erweiterten Wunden starren bald Schichten von halbgeschmolzenen und nur lose zusammengefügten, vulkanischen Trümmern hervor, bald mächtige, durch solche Conglomerate hindurchstreichende Gänge von feste Masse bildendem Trachyt. Die Wände, welche die Schlucht nach hinten schließen, fallen fast senkrecht in die grausige Tiefe hinab, welche oben durch drohende Gipfel aus verwitterten Felsen überbaut ist. Alles Leben scheint auf ewig aus diesem öden, steinernen Grabe verbannt — nur der klagende Schrei des Raubvogels, der hier in Sicherheit die junge Brut pflegt, dringt zuweilen zu uns herauf.

Wir sind jetzt, am obern Ende der Gorge de l'enfer angelangt, der Kuppel des Puy de Sancy ganz nahe; diese erhebt sich vor uns, gleich einem mächtigen Kegel, welcher, obgleich auf der uns zugewendeten Seite begrast, dennoch von solcher Steilheit ist, daß man unwillkürlich einen Augenblick vor der Aufgabe der Ersteigung zurückweicht; aber es gibt von hier aus keinen andern Weg zum Gipfel, als diese Wand, und überdies scheint der schmale und bisher nur wenig bemerkbare Fußsteig, welcher uns hergeführt, doch an dieser Stelle wieder ein wenig bestimmter ausgeprägt; der kräftige und sichere Fuß der Hirten hat nämlich eine Art von Treppe in dem festen Boden gebildet, in zehn Minuten sind wir oben und stehen nun auf einer kaum einige Schritte im Durchmesser haltenden Plattform, auf welcher eine niedrige, nach den Himmelsgegenden weisende Pyramide, dem höchsten Punkte des ganzen Gebirges zu Ehren, errichtet worden ist. Früher stand hier ein eisernes Kreuz, welches aber bald von den Hirten gestohlen und dann ein steinernes, welches vom Blitze zertrümmert wurde.

Die Sprache ist zu arm, um ein, sich auch nur im Entferntesten der Wirklichkeit näherndes Bild von dem Panorama zu geben, welches sich um diesen, gleich einer Insel in der Atmosphäre schwebenden, über 6000 Fuß hohen Gipfel ausbreitet. Dicht unter uns laufen nach allen Seiten, wie Strahlen eines Kreises, tiefgefurchte Thäler, als eben so viele Abgründe von dem uns tragenden Mittelpunkte des Gebirges aus; zugleich reihen die höchsten Spitzen der Monts-Dores sich um denselben Mittelpunkt, Städte und Dörfer schimmern von der Sonne beschienen aus den Tiefen zu uns herauf, zahlreiche Heerden und Hütten der Hirten sind über die in unermeßlichen Weiden sich hinbreitenden Plateaux ausgestreut, hie und da verschwinden diese grünen Flächen unter dem schwarzen Mantel der Tannen oder den nicht weniger dunkeln Lagern vulkanischen Gesteins. Etwas weiter hin und sich dem

Fuße des Gebirges nähernd strahlen wie Brennspiegel die Flächen der Seen das Licht des Tages zurück, man erblickt den Lac de Pavin, Chauvet, Estivadon, Montsineire, Chambou, Guery, Aydot und immer weiter und weiter dehnen sich die Zauberkreise aus, die unser Auge mit Staunen und Entzücken rund um unsern Standpunkt durchzieht. Die ganze Auvergne mit Berg und Thal liegt offen vor uns da, im Süden die mächtige Gebirgsgruppe des Cantal, im Norden die lange Reihe der sonderbar gestalteten Kuppen der Monts-Dores, im Osten die Limagne, wie ein Meer, aus dessen grüner Fläche hier schwarze Kegelberge von Basalt, dort Höhen von rothen Schlacken gleich Inseln auftauchen; ja wir entdecken sogar in derselben Richtung, obgleich mit den Wolken der Ferne verschwimmend, einige Gipfel der Alpen, aber vergebens suchen wir im Süden die gezackte Kette der Pyrenäen, deren Ansicht durch die Eitelkeit der Landesbewohner ebenfalls in den Gesichtskreis des Sancy verlegt wird, welche aber, wie ich erst später nach reiflicher Ueberlegung mir gesagt habe, bei so bedeutender Entfernung durch die Rundung der Erde verdeckt sein muß.

21. Reiseskizzen aus Spanien.

a. Wanderung durch die Alpujarras.

Am 12. September begab ich mich mit meinem Diener und meinem mit sämmtlichem Gepäck beladenen Pferde nach der bereits hoch im Gebirge gelegenen Sennhütte Cabana vieja, wo ich die Nacht zubrachte. Den folgenden Morgen kam José, ein mir befreundeter Landmann, mit vier Hirten, alle mit Jagdflinten wohl bewaffnet, und brachte mich bis auf die entgegengesetzte Thalwand des tiefen Barranco de Gualnou am Fuße des Picacho de Veleta. Hier frühstückten wir noch gemeinschaftlich, worauf ich von diesen gutmüthigen Menschen Abschied nahm, der mir wirklich schwer wurde. José gab mir noch einen Hirten als Führer bis auf die Wiesen von Vacares mit, von wo ich den Weg nach dem gleichnamigen Passe bereits kannte. Aber was war dies für ein Weg! Nichts als steile Abhänge und Gerölle, auf denen der bloß aus einzelnen Fußstapfen bestehende Pfad alle Augenblicke verschwand. Mir bangte für mein mit 2 Centnern beladenes Pferd, das aber glücklich diesen schauerlichen Weg zurücklegte, ohne ein einziges Mal auszugleiten, während ich jede Sekunde erwartete, es werde in die Tiefe hinabstürzen. Durch das am Fuße des Mulahacen gelegene Höllenthal stiegen wir weiter aufwärts, nachdem ich dem Pferde eine halbe Stunde Zeit zum Ausruhen gegeben hatte. Nach mehrstündigem Emporklettern kamen wir auf dem höchsten, etwa 10,000 Fuß hohen Punkt des Passes an und stiegen nun in einem Thal der Südseite wieder hinab, wo wir bald den Weg verloren und uns genöthigt sahen, einer Wasserleitung zu folgen. Es war schon 5 Uhr, als wir eine Sennhütte erreichten, bei der eine große Anzahl Arbeiter mit Ausdreschen von Roggen beschäftigt waren. Wir erkundigten uns nach dem Wege und erfuhren, daß Trevelez noch drei Stunden abwärts im Thal liege. Der Weg führte uns nun in einem herrlichen Felsenthal,

das ein brausender Alpenbach durchströmte, nach dem von prächtigen Kastanien- und Nußbäumen umgebenen Trevelez, wo wir um 8 Uhr ankamen und in dem stattlichen Hause des Regidor gut aufgenommen wurden. Das Dorf liegt am rechten Uferabhange des Baches, hat schmutzige Gassen und zwei Kirchen. Hier sah ich zum erstenmal völlig platte Dächer, auf denen man den Mais ausdrosch und die Schweine herumlaufen ließ.

Am 15. September unternahm ich die Besteigung des 11,600 Fuß hohen Mulahacen, des höchsten Punktes der pyrenäischen Halbinsel. Es war ein so reizender Tag, wie ich keinen zweiten in der Sierra erlebt hatte, die Luft ganz ruhig und durchsichtig klar, dabei sehr warm. Die Besteigung dieses Bergriesen hat von Trevelez aus keine Gefahr, ist aber beschwerlich, indem man über 5 Stunden fortwährend ziemlich steil und ohne allen Weg emporklimmen muß. Es war gegen Mittag, als wir auf dem höchsten Felsen des Gipfels anlangten, und mit einer so prachtvollen und großartigen Aussicht belohnt wurden, wie es deren schwerlich viele geben wird. Zu unsern Füßen gegen Süden lag das Gebirgsland der Alpujarras, links die Sierra de Gador bis Almeria, rechts die Sierra de Lujar und de Almijarras, und über alle diese Gebirge hoch in den Himmel ragend das mittelländische Meer in einer Ausdehnung von wenigstens 25 Meilen. Längs der spanischen Küste tief unter uns lagerten Wolken und jenseits Europa's bezeichnete eine zweite Wolkenschicht die Küste von Afrika; dazwischen zog sich die See hellglänzend hin und funkelte und sprühte in den Strahlen der Sonne. Ein höchst eigenthümlicher Anblick war es, als nach 12 Uhr die Wolken von Afrika herüberkamen und nun plötzlich die ganze Küste von Marocco erschien, deren in scharfen Umrissen sich erhebende Gebirge im hellsten Sonnenschein ganz klar und deutlich am Horizont lagen. Innerhalb einer Stunde hatten die afrikanischen Wolken das Meer überschritten und traten in Spanien ein, wo sie bald die Sierra de Gador bedeckten. Nicht minder großartig war die Aussicht gegen Norden. Hier überblickte ich den ganzen wildromantischen Nordabhang der Sierra Nevada, Granada, umgeben von seiner immergrünen Vega, die Ebenen von Sevilla und Cordova, das Adlernest Gibraltar auf hohem steilem Felsen zum Greifen nahe, die Gebirge von Cadiz, die ganze ungeheuer lange Sierra Morena, im Osten sich mit den Gebirgen von Murcia einend und darüber die Ebenen der Mancha, am fernen Horizont begränzt von der Sierra de Guadarama hinter Madrid. Die Luft war selbst in dieser außerordentlichen Höhe völlig still, und die Sonne schien auch hier noch so warm, daß uns die Kleider zu heiß wurden. Wir blieben bis halb 3 Uhr oben, mit Sammeln und Beobachten beschäftigt, und kamen um 6 Uhr nach Trevelez zurück.

Die beiden folgenden Tage machte ich eine zweite Excursion nach dem sehr entfernten, am östlichen Ende der Sierra gelegenen Wolfspaß, und Donnerstags, den 19. September, begab ich mich zu Pferde nach dem Städtchen Orgiva, dem Hauptort der westlichen Alpujarras, wohin ich mein Gepäck auf einem Esel vorausgeschickt hatte. Orgiva, 5 Leguas (span. Meilen) unterhalb Trevelez gelegen, ist ein neues Städtchen mit einer schönen zweithürmigen Kirche, in einem weiten herrlichen Gebirgsthal, umgeben von üppigen Olivenwäldern. Ich stieg in der ersten Posada der Stadt ab und bekam das erste, mithin beste Zimmer. Dieses, nach hinten hinaus gelegen, mit prächtiger

Aussicht, bildete ein unregelmäßiges Fünfeck, der Boden bestand aus bloßem Estrich, die Decke aus spanischem Rohr, hinten niedriger als vorn; das Meublement aus einem niedrigen, aus rohen Brettern zusammengesetzten Tisch und aus zehn halbzerbrochenen Stühlen von verschiedenen Formen und, wie es schien, aus verschiedenen Jahrhunderten. Das Bett war gut und reinlich — eine Seltenheit in Andalusien — aber, was mir auch noch nicht vorgekommen ist und was ich erst am folgenden Morgen entdeckte, voller — Ameisen, so daß ich die ganze Nacht kein Auge geschlossen habe.

Am folgenden Nachmittag ging ich zu Fuße, da das Pferd die Bagage trug, nach der nur zwei gute Stunden entfernten Stadt Lanjaron. Der Weg führt theils durch uralte Oliven- und zwischen Aloëhecken hin, theils über kahle Kalkhügel, bis er sich plötzlich rechts wendet und man den am Abhange der Sierra Nevada in einem üppigen Orangen- und Kastanienwald gelegenen Badeort Lanjaron erblickt, der in eine lange Gasse gebaut ist. Die Herberge daselbst war etwas leidlicher, aber unverschämt theuer, da es der berühmten Mineralquellen wegen viele Badgäste gab. Aber was nennt man in Spanien Bäder! Nichts als steinerne Baracken mit Rohr gedeckt, die eine, aus rohen Steinen erbaute gemeinsame Schwemme für die Männer und eine für die Frauen enthalten. Die unbedingt sehr starken Quellen, von denen nur eine einzige gefaßt ist, liegen in einem Thal, westlich von der Stadt, und kaum führt ein gangbarer Saumpfad dahin. Trotzdem, daß die reiche Natur Alles darbietet, um diesen romantisch gelegenen Ort in ein Paradies zu verwandeln, gibt es doch keine einzige Promenade nach irgend einem Vergnügungsort. Nahe dabei auf steilem Felsen liegt ein wohl erhaltenes Kastell aus der Maurenzeit, allein es führt kein Weg hinauf.

Die Nähe des Meeres, von dem man ein Stück von Lanjaron aus erblickt, lockte mich unwiderstehlich an, und ich beschloß daher, am nächsten Tage nach der an der Küste gelegenen, 5 Leguas entfernten Stadt Motril zu reisen, um der See einen Besuch abzustatten. Ich ließ all' mein Gepäck in Lanjaron und ritt am 20. September nach Motril. Der Weg führt durch das Thal des Rio grande, der bei Motril mündet und alles Wasser aus der Südseite der Sierra Nevada dem Meere zuführt, ein prächtiger Weg! Das Flußbett ist sehr breit und sandig, und längs der Ufer mit spanischem Rohr, Zwergpalmen, Tamarisken und blühendem Oleandergebüsch bedeckt. Unzählige Male muß man den Fluß kreuzen, was aber keine Gefahr hat, da er sehr seicht ist. Am romantischsten wird dieser zauberische Weg da, wo der Fluß zwischen der Sierra de Almijarras und Sierra de Lujar durchbricht. Hier tritt man in einen über eine Stunde langen Felsenpaß ein, der die Ufer des Flusses auf beiden Seiten mit senkrechten, mehrere hundert Fuß hohen Felswänden umschließt, die so glatt sind, als wären sie von Menschenhand behauen und polirt. Sobald man diesen Paß zurückgelegt hat, verflacht sich das Thal, und man erblickt vor sich eine niedrige Hügelreihe und zur Rechten das auf steilem Hügel an der Küste gelegene Dorf Salobrenas nebst schöner Burg.

Hier war ich nahe daran, Gaunern in die Hände zu fallen. Da wir den Weg weiter nicht kannten, so fragten wir vier Landleute, die am Ufer standen, nach demselben. Sie waren gut gekleidet und nur mit ihren Bewässerungshacken bewaffnet, hatten aber verdächtige Gesichter. Sie gaben

Auskunft, und wir schlugen nun einen Weg ein, der sich an einem steilen Abhange der letzten Hügelreihe emporwand, und fast ganz mit, mehrere Klafter hohem spanischem Rohr bedeckt war. Mein Diener winkte mir verstohlen und bedeutete mich zu eilen, ich aber hörte ganz deutlich einen der Kerls sagen: „Das ist ein Reicher, sehen wir, was dieser Mensch besitzt!“ Ich trieb mein Pferd zur Eile an, welches aber ermüdet nicht Lust hatte, auf dem schlechten Wege hergan zu laufen. Dennoch gewann ich einen Vorsprung, merkte aber, daß zwei der Männer mir im Laufe nacheilten und auf kürzern Wegen mir zuvorzukommen suchten. Sie schrieen mir mehemals zu, ich solle warten, und da dies nicht geschah, fingen sie an mit Steinen nach mir zu werfen. Jetzt von ihrer Absicht völlig überzeugt, griff ich nach meinen Pistolen und rief ihnen zu, sich zu entfernen. Lachend antworteten sie mit neuen Steinwürfen, worauf ich ohne Weiteres auf sie feuerte, ohne jedoch einen zu treffen. Als sie sahen, daß ich bewaffnet sei, stutzten sie, mein Pferd aber wurde von dem Schusse scheu, ging durch und jagte jetzt im Galopp den Abhang hinauf, wodurch ich glücklich dieser Gefahr entging.

Auf der Höhe angekommen, eröffnete sich eine prächtige Aussicht. Hinter uns lag zur Linken die wildromantische Sierra de Almijarras, rechts die einen kolossalen Wall darstellende Sierra de Lujar, dazwischen das tiefe dunkle Flußthal, im Norden die Sierra Nevada; vor uns am Fuße der Hügelkette die freundliche Stadt Motril am Anfange einer weiten grünen Ebene, begränzt vom Meere, dessen unermeßlicher Spiegel in den Strahlen der untergehenden Sonne rosenroth leuchtete und auf dem die Segel der Fischerbarken gleich weißgefiederten Möven erglänzten. Eine Viertelstunde später kam ich in Motril an, wo ich eine gute Posada traf und zwei Tage blieb. Motril ist eine ziemlich große, gut gebaute reinliche Stadt mit mehreren Kirchen und blendendweiß gekalkten Häusern mit platten Dächern. Täglich war ich mehrmals am Strande, obwohl das Wetter kühl und stürmisch war und die See sehr hoch ging. Die Stadt liegt eine halbe Stunde von der Küste entfernt und der Weg bis zu dem Castillo de Varradero, einem unbedeutenden, von zwei Kanonen vertheidigten Fort, führt durch die reizende Ebene, die ganz mit den üppigsten Feldern von Baumwolle, Zuckerrohr, Bataten und Mais bedeckt ist. Die Baumwolle zierte mit ihren großen gelben Blumen den größten Theil der Ebene, das Zuckerrohr war noch sehr klein.

Die Küste bei Motril ist ganz flach und sandig und die Brandung daher furchtbar. Die ganze Küste war mit großen, weißen, wohlriechenden Narcissen bedeckt. Gelockt von dem herrlichen Wellenschlage, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich in der See zu baden. Gefahr hat es keine, denn es ist ganz unmöglich, durch die Brandung zu kommen. Ich versuchte es achtmal und wurde jedesmal von den heranrollenden Wellen auf den Strand geworfen, daß mir alle Glieder schmerzten!

b. Spanische Hirten.

Majestätisch erhebt sich das Granitgebäude der Pyrenäen mit den glänzenden Gipfeln, mit den dunkeln Wäldern und Bergen, mit den wildromantischen Thalschluchten. Auf den nackten Gipfeln bleibt selbst im hohen Sommer der Schnee liegen. Den Montperdu sieht man ganz deutlich in Saragossa.

Die Buchten des Thals von Trimbacilla und die Spitzen, welche es einschließen, sind die letzte Zuflucht des Steinbocks und des Luchses, welche beide Thierarten gegenwärtig ebenso selten sind, als es noch vor sechzig Jahren gewöhnlich war sie bis in die untern Thäler herabsteigen zu sehen. Ein alter Hirte sagte mir, daß er einst an einer Bergquelle einen schönen Steinbock gesehen habe. An manchen Stellen sind die Thäler gesperrt durch ungeheure, wild durch einander geworfene Steinmassen, die ein ergreifendes Bild der Zerstörung darbieten; zwei gegenüberstehende Bergwände sind über einen Fluß hinweg gegen einander gestürzt und haben das Thal mit ihren Trümmern erfüllt. Gregor von Tours erwähnt in seiner Frankengeschichte eines Erdbebens, welches in den achtziger Jahren des sechsten Jahrhunderts die größten Verwüstungen in den Pyrenäen anrichtete, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieses Chaos, von den Thalbewohnern Lapeirada genannt, aus den Trümmern der damals niedergestürzten Berge entstanden ist. Manche Bergmassen in den Pyrenäen gleichen Bauwerken von Menschenhand; es scheint, die Natur habe, nach einem menschlichen Plane bauend, hier zeigen wollen, wie sehr sie uns überrage, selbst wenn sie unsere Normen auf Momente zu den ihrigen macht. So wunderbar symmetrisch sind die Stufen, solche Ordnung hält der Kranz von Pfeilern, so regelmäßig erheben sich diese Marmorthüren! Wer aber beschreibt den Glanz der Gletscher und Eisfelder, das Dunkel der Säulen und das um die gigantischen Felswände ausgegossene ätherische Blau? Alles dies ist von unbesiegbarer Größe und Schönheit und wird auf Erden nicht wieder gefunden.

Diese Berge werden fast ausschließlich von spanischen Hirten beweidet, denen sie die Natur, den politischen Gränzen zum Trotz, ausgeliefert zu haben scheint, indem sie ihnen von Süden her leichtere Zugänge eröffnete. In mikroskopischer Ferne sieht man sie mit ihren Heerden auf den Scheiteln hinziehen, den Hirten und seine Familie voran, dem die Heerde folgt, ohne daß er sie anders als mit seiner Pfeife regierte. In die Thäler herab tönt ihr Hirtenlied. Nach lange fortgesetzten kleinen Kämpfen mit den französischen Bergbewohnern zieht nun ruhig und ungestört der spanische Schäfer über diese Berge. Was die Natur gewollt hat durch ihre großen, einfachen Gesetze, das macht sich am Ende immer geltend, das stellt sich her, trotz dem Widerstreben menschlicher Einrichtungen. Diese spanischen Hirten sind übrigens zu einem Zustande der Halbwildheit verurtheilt, der den guten und bösen Neigungen der ursprünglichen Menschennatur die unbeschränkteste Entwicklung gibt. Vielen unter ihnen ist der Werth des Geldes durchaus unbekannt; aber es ist ohne Beispiel, daß sie dem bedürftigen Fremden Beistand oder Nahrung verweigert hätten. Nach einem beschwerlichen Marsch durch die Gebirge thut es dem Wanderer wohl, bei diesen Hirtenfeuern sich zu wärmen und zu trocknen und mit der frischen Milch der Heerden sich zu laben. Will man ihnen aber bei dem Abschiede Gold reichen, so verschmähen sie es mit ächtspanischem Stolz, und mit den Geberden eines Granden erhebt sich einer von seinem Lager und sagt einem trocken in gutem Castilianisch: wer Geld hat, mag es behalten und bewahren, wir Hirten brauchen keines! Und damit legt er sich wieder, um zu ruhen, auf seinen ausgebreiteten Mantel. Ihre Kleidung sind Schaffelle, ihre Wohnung das weite Dach des Himmels,

ihre Nahrung Wurzeln und Milch, ihre Freude einen Menschen zu sehen, ihr Leid dem Winter vor Ende August weichen zu müssen.

Wenn die Blätter der Ulmen und Birken gelb werden, kommt die Heerde von den Gipfeln herab und verzehrt was auf den mittlern Bergwiesen zurückgeblieben oder nachgeschossen ist; mit dem October kommt sie ganz unten an, und nun beginnt die Winterfütterung aus der Scheune, und die Hirtenfamilie kehrt in die traute Thalhütte zurück. Dies aber ist der günstigste Zustand des Hirten in den Pyrenäen, wenn er mit den Vorräthen des Sommers den Winter hindurch ausreicht, ein Zustand, der nur in einigen glücklichen Thälern angetroffen wird. Viele müssen droben auf den Bergen dem Winter trotzen, Hirt und Heerde dem Hunger preisgegeben, und wehe ihm, wenn das Frühjahr länger als gewöhnlich ausbleibt, oder frühe Fröste seinen kleinen Sommervorrath geschmälert haben! Aber auch in der günstigsten Lage consumirt er mit seiner Familie den ganzen Ertrag seiner Heerde, und in der Unmöglichkeit, das Geringste über sein tägliches Bedürfniß zu gewinnen, bleibt sein Zustand immer höchst bedenklich. Allein sich selbst überlassen und wegen Vertheidigung seiner Gränzen wie in jeder andern Beziehung auf sich selbst verwiesen, hat der spanische Hirt jenes Selbstvertrauen, jene Gewandtheit und jenen Trotz, die den Pyrenäenbewohner von dem stillen Schweizer unterscheidet. Seine Gestalt, sein Anstand und seine ganze Erscheinung, wenn er, das Gewehr über die Brust gehängt, über die Berge schreitet, sind die eines Heroen. Auf unzugänglichen Felswarten durchwacht er ganze Nächte bei seiner Heerde, hier, wo man meint, daß nur Adler horsten könnten, hier greift er an und schlägt seinen Feind; hier ringt er mit einem Bären und durchbohrt ihn mit seinem Messer. Einer dieser Schäfer ist einst, nachdem er seinen Dolchstoß vergeblich angebracht und das Messer verloren hatte, mit einem der stärksten Thiere handgemein geworden, und hat keinen andern Weg zu seinem Heile erspähet, als den Bären auf gut Glück an den Rand eines Abgrundes zu schleppen und ihn von hier hinabzustürzen. Diese verwegenen Hirten und Jäger der Pyrenäen haben auf ihren Zügen, Fahrten und Wanderungen die merkwürdigsten Abenteuer bestanden, und interessant ist ihre Ueberzeugung, daß ein kräftiger und gewandter Mensch, mit einem Dolche bewaffnet, auch dem stärksten Bären gewachsen sei, vorausgesetzt, daß er sich Gesicht und Hals bei dem ersten Angriff zu decken wisse und kaltes Blut für den rechten Stoß zwischen den Vordertatzen des Thiers behalte. Zu Lovedano am Fuße der Pyrenäen zeigte man mir einen Mann, der in einem Jahre fünf Bären mit seinem Jagdmesser getödtet hatte.

c. Die aragonischen Pyrenäen.

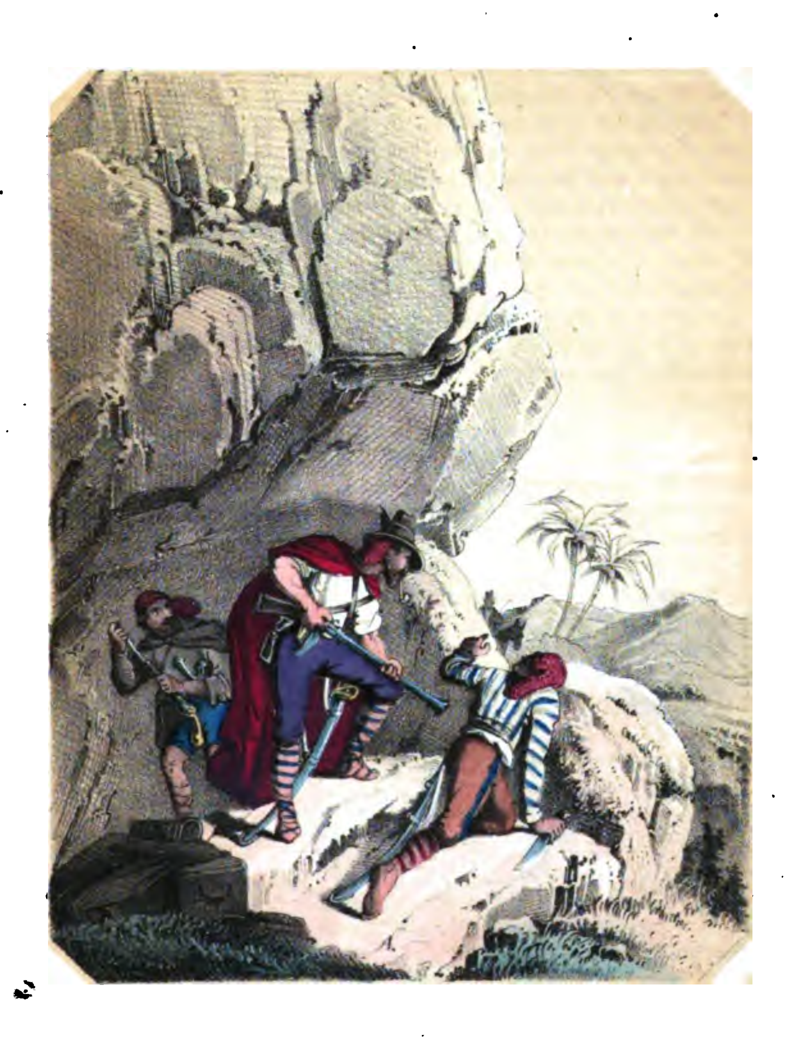
Aragonien ist von Frankreich her nur auf zwei Punkten zugänglich: durch das Thal von Aure in den Hochpyrenäen, und das bearnische Aspethal, von wo ich mich eines Morgens auf den Weg machte; letzteres ist schon halb aragonisch. Die Schmuggler von Echo, Anso und Canfranc kommen täglich in Schaaren herbei mit dem raschen Schritt, welcher dem Paßgang der Maulthiere voreilt, und den Männer und Frauen 24 Stunden ausdauern können, ohne andern Aufenthalt, als den nöthigen Augenblick, in Frank-

reich ihre Oelschläuche gegen Ballen von allerlei Waaren und Stockfische zu vertauschen.

Wenn man den letzten Gipfel des Passes von Pailette, die Gränze beider Königreiche, überschritten hat, so glaubt man mit einem Schritte 500 Stunden übersprungen zu haben, so plötzlich und ergreifend ist der Unterschied, welcher auf der Erde und am Himmel zu schauen. Ein ungeheurer Gesichtskreis erschließt sich; den tiefen dunkeln Schluchten der französischen Seite folgen öde Massen von blendendem Weiß. Der Gegensatz ist in der Atmosphäre nicht minder auffallend als in der Landschaft. Die Nebelwolken, welche der Westwind nach der französischen Gränze hintreibt, werden dort festgehalten durch das Verdünnen der höhern Luftschichten, so daß beim Uebersteigen des letzten Berggrates man sich plötzlich in einem Lichtmeer zu sehen glaubt. Es ist der morgenländische Himmel neben dem holländischen; der Aragon, ein bescheidener Gebirgsbach, der seinen Namen einem Königreich leiht, entspringt auf der Höhe des Passes, nicht weit von den Ruinen von Santa Christina, einem alten Hospitalitenkloster. Wie man so seinem Laufe folgend herabsteigt, wird das Thal enger, dunkler, mit Wald bewachsen und gleicht allmählich dem nördlichen Abhange, aber ohne dem Auge eine Spur von Anbau zu bieten. Trümmer einer römischen Veste, ein anderes Fort, ebenfalls in Ruinen, obgleich es kaum aus dem Freiheitskriege herstammt, sind die einzigen Zeugen menschlichen Verweilens. Man kann sich nun nicht mehr täuschen; Beleuchtung, Einsamkeit, Träumen und Schweigen, alles verkündet, daß man in Spanien ist.

Canfranc, ein unansehnliches Dorf, ist nur eine schmutzige Gasse, zwischen zwei steilen Bergen eingeklemmt, welche beständigen Schatten verbreiten. Diese eiskalte Mordhöhle wurde in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von einer Räuberbande bevölkert, welche in der Folge Ansiedler nach dem Orte schickte, wo jetzt Oloror sich erhebt. So konnten diese ehrlichen Bergpiraten, an beiden Enden des Aspethales gelagert, die zahllosen Pilgrime plündern, welche im Mittelalter aus Frankreich und Spanien zu Unser Frauen von Samance wallfahrteten. In Canfranc ist ein ziemlich guter Gasthof, wo man auf aragonesisch speist, d. h. in verkehrter Ordnung. Es wird unabänderlich so aufgetragen: Reis in Oel, Geflügel in Oel, Hammelfleisch in Oel, und Suppe mit Oel, während dem Ganzen ein Salat mit Essig vorausgeht. Den folgenden Morgen beim Aufstehen konnte ich kein Wasser zum Waschen bekommen. Da ich es heftig begehrte, erwiederte die Wirthin: „Ihr seid wohl recht schmutzig, um das Waschen nöthig zu haben!" was mir den Mund schloß. Der Maulthiertreiber, den ich gemiethet hatte um mich nach Jaca, der alten Hauptstadt des Königreichs Aragon zu führen, holte mich singend ab. Er war vom alten Schlage, ein unveränderter Bestandtheil jenes Arrierogeschlechts, das muthwillig und neckisch dem friedliebenden Sancho Pansa so große Aengsten einjagte.

Die Schlucht von Canfranc mündet in mehrere weite Thäler aus, die fast unangebaut sind. Gegen die Mitte dieser bergigen Wüste erscheint auf einem kahlen Gipfel ein wahres afrikanisches Dörfchen, dessen graue Mauern schmal und hoch wie die Seiten eines viereckigen Thurmes emporstehen, wo das Tageslicht nur durch einige Fensterspalten unter dem Dache eindringen kann, die sorgfältig mit kleinen halbrunden Scheiben verschlossen sind. Als



Spanier.

ich durchkam, spielten häßliche kleine Kinder, in Lumpen gehüllt, in dem Staub der Bäche, während ihre wachsamen Mütter, die eine sitzend, die andere knieend, gegenseitig ihr wolliges Haar durchsuchten. Mein Maulthiertreiber betäubte mich seit zwei Stunden mit dem unveränderlichen Refrain eines abgedroschenen Volksliedes.

Plötzlich ließ eine unerwartete Begleitung sich hören. Das Orchester unter dem Bogen einer Brücke verborgen, welche im Wege lag, bestand aus einer Guitarre, Flöte, Klarinette und einem Tamburin. Estudiantes! Estudiantes! rief der Maulthiertreiber, dessen Gesicht sich plötzlich erheiterte. Sogleich sahen wir vier starke Bursche in der herkömmlichen Tracht spanischer Studenten erscheinen, großen Claquehut quer auf dem Kopf mit den Schultern gleichlaufend, welche die beiden herabfallenden Ecken berührten, eine weite schwarze Kapuze, von dem Einen über's Kreuz getragen, von dem Andern als Gürtel, bei dem Dritten wie Fledermausflügel drapirt, und von dem Vierten dem Maulthiertreiber über dem Kopf geworfen, der, bevor er Zeit gehabt hätte, sich zur Wehr zu setzen, mitten unter den vier Studenten niederfiel, welche ernsthaft ihr Concert verfolgten. Diese muthwilligen Studenten waren gewiß ein Jeder dreißig Jahre alt; aber zwölf Jahre Studirens, was bei uns als eine Ausnahme gilt, ist in Spanien etwas Gewöhnliches. Viele, welche damit angefangen haben, mit ihrer Guitarre von Stadt zu Stadt zu ziehen, um sich in den Gebräuchen der Schule einzuüben, werden im Alter Guitarrespieler von Profession. Das Gewerbe ist übrigens seit Aufhebung der Klöster wenig einträglich. Don Nikomedes, der Tamburinschläger und Spaßmacher der Truppe, beklagte sich bitter darüber. Wenige Augenblicke nach unserem Zusammentreffen bat er mich um die Erlaubniß, meine achtbare Bekanntschaft pflegen zu dürfen, und ich hatte mich gutwillig zur Rolle des Vertrauten hergegeben. Die Klagen des Don Nikomedes in dem bezeichnenden und spöttischen Kauderwälsch der Schule vorgetragen, hatten für mich alles Anziehende einer wahrhaften Sittenschilderung.

„Die Zeiten sind nicht mehr, sagte er mir, wo 2 oder 3000 Näpfe Suppe uns täglich an der Pforte irgend eines Klosters zu Salamanoa, Valencia oder Valladolid ausgetheilt wurden. Die guten Zeiten der Studenten! Er konnte ohne Sorgen seinen letzten Carolus auf die Karten werfen, sicher wie er war, seine Kost zur beliebigen Stunde zu finden. Wurde die Klosterküche zu einförmig, so warf der Student seine Guitarre über, legte sich fünf, sechs oder zehn gute Gesellen bei, und die fröhliche Bande zog umher in Spanien »corrir la tuna« als Taugenichtse, wie wir sagen würden. Auf seinem Wege regneten von den Balconen Pistolen, Realen und kleine Münzen. Wir hatten die Freiheit der Presse, Herr, ja wir nahmen selbst die Freiheit Scheiben zu zerschlagen und die Gerichtsdiener zu foppen! Bei dem Erscheinen unseres Claquehuts zog sich der strengste Alcade lachend und entwaffnet zurück. Wenn wir von Saragossa nach Gibraltar, von Salamanca nach Barcelona Alles zertrümmert, Alles gefoppt, verflucht und entzückt hatten, nahmen wir den Weg wieder nach der Schule, brachten ganze Hände voll Dublonen und eine Eßlust, um selbst die 3000 Schüsselchen des Klosters erschrecken zu können. Heutzutage ist Spanien frei, aber der Kessel ist umgestürzt, und der Hunger wäre noch zu ertragen; was aber uns den Garaus machen wird, ist der Frack. Zu Saragossa, wohin wir gehen, hat der General vor vier oder fünf Mo-

naten sich einfallen lassen, uns die Kapuze zu verbieten und unter welchem Vorwande, Herr? Unter dem Vorwande, daß es genüge die Studentenkleidung anzulegen, um unerkannt einen schlimmen Streich auf der Straße ausführen zu können. Der General hat in Wahrheit kürzlich einige fünfzig Messerstiche erhalten! aber das verschafft uns unsere Kapuze nicht wieder und man spricht schon davon, sie allenthalben zu verbieten. Der Schüler im Frack tritt in den Stand des bescheidenen Bürgers zurück, welcher Guitarre spielt. Dies ist traurig, und ich für mein Theil habe gute Lust mein Tamburin an den Weiden von Oviedo aufzuhängen, dem edlen Vaterlande des Edelmannes, der die Ehre hat, dies angenehme Gespräch mit Euch zu führen. Ich gebe, bis auf weiteren Befehl, meine Entlassung als Student ein. Zu merken, Excellenz, wenn Ihr einen Secretair, einen Haushofmeister, einen Kutscher, einen Lehrer für Euren kleinen Bruder oder einen Tanzmeister für die kleinen Schwestern braucht, so bin ich, Licenciat der Theologie, Asturier und fidel, ganz und gar Euer Diener."

Ich dankte Don Nikomedes, der keineswegs ein Spaßmacher war, wie man glauben könnte. In diesem Lande, wo die Hochschulen dem Aermsten zugänglich sind und die Dienstbarkeit nichts Entwürdigendes hat, ist es gewöhnlich, seine Kleider einem Baccalaureus oder einem Licenciaten des canonischen Rechts zum Ausbürsten zu geben. Die Pfeiler des Postgebäudes zu Madrid sind mit kleinen geschriebenen Anschlägen beklebt, worin ein Student, fast immer Gallizier oder Asturier und stets 22 Jahre alt, von stattlichem Aussehen, den Liebhabern eine Aufzählung seiner Fähigkeiten macht, von denen eines Secretairs bis zu jenen eines Küchenjungen herab, und sich erbietet, sowohl einen „Edelmann auf Reisen", als auch „eine einzelne Dame" zu bedienen. Don Nikomedes war unerschöpflich in Anekdoten mit dem studentischen Salze gewürzt, das unübersetzbar ist. Ich bedaure besonders die Erzählung von den Widerwärtigkeiten, welche die kleine Truppe auf dem Umwege verfolgte, den sie durch Frankreich machen mußte, um von Barcelona nach Saragossa den Carlisten auszuweichen, nicht in der ganzen anziehenden Uebertreibung des Originals wiedergeben zu können. In den Straßen von Toulouse hatten die vier Studenten die Wirkung der geistreich spaßhaften Lamentationen versuchen wollen, welche in Spanien die fest verschlossenste Börse öffnen. Ein Stadtsergeant hatte Miene gemacht, sie wegen Bettelei zu arretiren. „Dahinein sind wir gerathen! Herr, sagte Nikomedes mit tiefer Wehmuth, wer soll uns wieder zu Ehren bringen!"

Don Nikomedes war nicht allein ein unterhaltender Erzähler, sondern auch ein sehr gefälliger Führer. Zu Jaca angekommen, einer kleinen befestigten Stadt, sechs Stunden Wegs von Canfranc und mit seiner Citadelle auf die Höhe einer natürlichen Redoute gebaut, welche ein reiches Thal beherrscht, erzählte mir der dienstfertige Student, daß diese Stadt sich rühme, von Bacchus gegründet worden zu sein, dem Jaca zu Gefallen Jaccus genannt worden sei. Am Ende des 8ten Jahrhunderts den Mauren wieder entrissen, wurde die Stadt das folgende Jahr belagert und durch ihre Frauen gerettet, die, als sie das christliche Heer weichen sahen, sich mit Schleudern, Schwertern und Keulen in das feindliche Lager stürzten. Man hob unter den Gefallenen vier Köpfe von Maurenkönigen auf. Das Andenken dieser weiblichen Heldenthat wird bis auf den heutigen Tag gefeiert. Am ersten

Freitag im Mai begeben sich die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten in Procession nach der Siegeskapelle, die am Fuße des Hügels erbaut ist, wo die Weiberschaar den erschrockenen Saracenen erschien. Ein Trupp Bewaffneter geht dem Zuge voran. Vier Pappdeckelköpfe auf hohen Lanzen stellen die Häupter der Maurenkönige dar. Ein Mitglied des Stadtraths, in langem karmoisinroth-seidenem Gewande, trägt das Banner der Stadt, worauf in goldenen Buchstaben geschrieben steht: Christus vincit, Christus imperat, Christus regnat, Christus ab omni malo nos defendit. Bisweilen theilt sich das Volk in zwei Schaaren, welche auf dem Schlachtfeld sich bekämpfen, das noch Zeltfeld genannt wird. Von der Stadt her kommt ein neuer Trupp Männer, die als Frauen verkleidet sind; der Feind flieht in Unordnung und die Sieger bezeugen durch kräftige Faustschläge ihren Haß gegen die Saracenen. Einige Ungläubige bleiben jedesmal auf dem Kampfplatz liegen, und die Christen feiern ihren Sieg in der Schenke.

Die alte Hauptstadt der Könige von Aragon hat keine merkwürdigen Gebäude, eine alte Fonda, Gasthaus, ausgenommen, wo ich mich mit der aragonesischen Küche aussöhnen konnte, während meine vier Studenten die Balcone der Stadt in Allarm setzten. Die Stöße meines Maulthiers hatten mich schläfrig gemacht, und kaum war es dunkel, so ließ ich mich auf mein Zimmer führen; es war ein ungeheurer viereckiger Saal im neuesten spanischen Geschmack des 17ten Jahrhunderts. Starke eichene Bohlen, welche ihr dunkles Schnitzwerk rechtwinklicht kreuzten, bildeten die Decke. Der Boden bestand aus farbigen Fayenceplättchen und glich einer Mosaik aus Dessertstellern, worauf ich nach und nach die Abbilder aller Thiere der Schöpfung entdeckte. Ein ungeheures Bett, an dem man seiner Höhe wegen hinaufklettern mußte, zwei Lehnstühle mit steifem Rücken und mit goldenen Schnüren besetzt, einige Heiligenbilder mit Flittergold eingerahmt, ein großer Christus, blutig und bleich, bildeten das ganze Geräthe. Ich vergaß eine der bezeichnendsten Einzelheiten dieser alten spanischen Wohnungen, welche das Eindringen französischer Sitten täglich mehr umgestaltet, und die man nur noch in Aragon findet; es waren kleine Stückchen venetianischer Spiegel, die in Holzschnitzereien gefaßt nicht in Manneshöhe, sondern zehn Fuß über dem Boden an die Mauer geheftet waren. Diese unseligen kleinen Spiegel flimmerten bis zu den Balken hinauf; dafür war ich aber genöthigt, mich vor dem Krystall einer Flasche anzukleiden.

Ich ließ nun einen zweiten Bolado, eine Art hart gewordenen Zuckerschaums mit Citronen, in einem Glas Wasser schmelzen, als eine Magd des Hauses rasch meine Thüre öffnete: „Caballero, man erwartet Euch im Locutorio (Sprachzimmer) der Frauen; es ist dort eine Abendgesellschaft.“ Ich war müde und entschuldigte mich bestens. Fünf Minuten nachher kam die Magd wieder: „Caballero, man nimmt Eure Entschuldigungen nicht an. Es ist der Namenstag der Señora.“ Ich mußte nun erscheinen, wenn ich nicht offenbar unhöflich sein wollte. In den aragonesischen Gasthäusern ist der Reisende nicht, wie bei uns, eine durch den Schlüssel vertretene Nummer; er ist Gast in des Wortes guter alter Bedeutung, der geduldige Hörer der unendlichen Geschichten, welche der Hausherr ihm bei Tische mit wohlwollendem und freundlichem Tone erzählt, und sein Theilnehmer in den Pflichten der Gastfreundschaft gegen die neu Ankommenden.

Ich zog mich nun eilig an und ging mit übler Laune in die Gesellschaft, wo die ganze schöne Welt von Jaca versammelt war. Das Fest fand in einem parkettirten Salon statt, der fast nach französischer Art eingerichtet war, denn das Fräulein vom Hause bemühte sich, den Ton in der Stadt anzugeben. Mit besonderem Luxus, den ich nachher noch oft fand, war das Parket mit Oel eingerieben, und ein unerträglicher ranziger Geruch vermischte sich unter die Moschusdüfte, womit die Toilette von ungefähr zwanzig Damen die Luft erfüllte. Die Spanierinnen lieben den Moschus ganz besonders, als den einzigen Wohlgeruch, der den Cigarrendampf, der in allen Gemächern jenseits der Pyrenäen angetroffen wird, übertäuben kann. Man tanzte; meine Studenten von diesem Morgen bildeten das Orchester und hatten aus besonderer Eitelkeit ihre Mäntel mit einigen neuen Arabesken vom reichsten Zwirn verziert. Der ernsthafteste und hagerste der Gesellschaft hatte das Vordertheil seines Hutes mit sprechenden Wappenschildern geschmückt, nämlich mit einem Löffel und einer Gabel von Holz, ein Kreuz über eine papierne Inschrift befestigt, welche hieß: „Der Hunger, welcher mit der Post reist.“ Geige, Clarinette und Guitarre spielten einen Britano, eine Art englischen Gig, der damals bei unsern Nachbarn mit der Mazurka die modische Gunst theilte. Die ziemlich einförmige Unterhaltung endete erst spät.



Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.



